Princeton University Library
32101 067472660

Digitized by Google

3067
.58.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Januar 1842.

Biographie.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster bis vierter Band. Breslau, Joseph Max u. Comp., 1840, 1841.

Als H. Steffens mit seinem Werke: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, und dann gar mit den Karikaturen des Heiligsten hervortrat; da schüttelte Mancher bedenklich den Kopf und fragte: Wie kommt doch der Geognost, der Physiker, der Naturphilosoph dazu, Philosophie der Geschichte und gar Politik zu doceiren? Als er aber nun vollends seine Novellen und historischen Romane herauszugeben anfing, da zweifelten sogar nicht Wenige, ob denn auch wirklich ihr Autor und der Verfasser jener natur- und geschichtlich-wissenschaftlichen Werke eine und dieselbe Person wäre. Wem inzwischen Steffens naturwissenschaftliche Schriften, wem das Halbpoetische der Naturphilosophie und die Wendung, welche dieselbe auf Geschichte genommen, näher bekannt waren, dem kam auch jene Erscheinung weniger befremdlich vor. In seiner Anthropologie hatte Steffens überdieß gezeigt, in wie engem Bezug ihm das Leben der Natur und des Menschen stehe, wie ihm der Geist Blüthe des Organismus sey, wie ihm in Gefühl und Gedanke nur inneres Seyn und Thun, in Bild, Darstellung und That nur ein äußerlich werdendes Fühlen und Denken erscheine. Eben deßwegen hat er es auch immer nur Wenigen Recht gemacht. Die Meisten tadelten und tadeln noch seine poetische Behandlung wissenschaftlicher und rein philosophischer Lehren, und die philosophische, fast dialektische Konstruktion und Durcharbeitung seiner poetischen Werke; nur einzelne Enthusiasten haben in ihm einen Propheten bewundert, der berufen sey, eine Säule des Christenthumes, insonderheit des Altlutherthumes zu werden. Wir gestehen, daß uns gerade das Letztere nicht ganz einleuchten will, obgleich uns Steffens Festhalten am lutherischen Lehrbegriff im Leben und einzelnen Schriften nicht unbekannt ist; vielmehr würde es uns weit natürlicher vorkommen, wenn derselbe durch seine poetisch-philosophische Auffassung der Natur und des Menschen, des Lebens und der Geschichte zu einem modernen Katholicismus geführt worden wäre. Wie dem Allen aber auch sey, — geistig belebend, ja aufregend sind alle literarischen Erzeugnisse des so wundersam vielseitigen Schriftstellers, der erst jüngsthin noch eine Religionsphilosophie geschrieben hat, die schon darum alle Beachtung verdient, weil sie der antichristlichen Hegelschen diametral entgegengesetzt ist. — Allein Steffens Wirksamkeit hat sich nicht auf Wissenschaft und Literatur beschränkt; derselbe hat auch, wo sich die Gelegenheit bot, an den öffentlichen Dingen Theil genommen. Er trat im Jahr 1813 als Freiwilliger ein, Frau und Kind und Professur hinter sich lassend, und erwarb, bald zum Officier avancirt und dem Generalstab attachirt, das eiserne Kreuz. Später war er bei den Debatten über preußische Verfassung, über Turnwesen ꝛc., wie sie bis zum Jahr 1821 hin geführt wurden, in vorderster Reihe, und die Eingangs erwähnten politisch-historischen Schriften geben davon Kunde. Zuletzt trat er bei den Streitigkeiten über die Union für das Altlutherthum in die Schranken, und sprach und benahm sich dabei so entschieden, daß er gar leicht (was für einen so streng monarchisch gesinnten Mann, wie er ist, viel war) die Ungnade seines Königes sich hätte zuziehen können.

Wir glaubten diese allgemeinen Andeutungen vorausschicken zu müssen, weil sie jede bloße Versicherung überflüssig machen, daß vorliegende Autobiographie zu den bedeutendsten gehöre, welche gegenwärtig und überhaupt erschienen sind. Ein geistvoller Mann, bei allen entscheidenden Fragen der Wissenschaft und des Lebens seit vier bis fünf Decennien betheiligt, muß uns in seiner Autobiographie ein interessantes Gemälde seiner Zeit geben; und wenn auch der Standpunkt, den er

3007 .537 1842

600102

Digitized by Google

genommen, wie es nicht anders seyn kann und soll, ein durchaus subjektiver ist; so wird Farbung, Beleuchtung, Perspektive und Gruppirung nur um so glücklicher seyn. In der That erhalten wir in diesen ersten vier Banden, welche nur bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts reichen, einen Schatz von Notizen und Schilderungen über Menschen und Dinge, auf welche Steffens in seinem wechselvollen Leben in Danemark und Norwegen, in Holstein und Thüringen, in Sachsen und Preußen geführt worden ist. Referent gesteht übrigens, daß ihn, wie sehr er auch den Werth jener Mittheilungen zu schätzen weiß, doch alle die Angaben vorzugsweise angezogen haben, welche geeignet sind, die persönliche, religiöse und wissenschaftliche Eigenthümlichkeit, in welcher Steffens der Mann oft wie ein räthselhaftes Gemisch unvereinbar scheinender Ingredienzen sich dargestellt hat, einigermaßen aufzuhellen. Und obgleich es nicht die Aufgabe dieser Anzeige seyn kann, eine vollständige Aufzählung, oder gar die abschließende Summe aller hieher gehörigen Notizen zu geben; so sey doch erlaubt, Einiges der Art auszusprechen, was sich bei der Lektüre unwillkürlich aufgedrängt hat.

Räthselhaft war und ist es z. B. Vielen, wie doch ein Naturphilosoph im Stande gewesen sey, nicht etwa eine wesentlich christliche Lebensansicht zu behaupten, sondern mit solcher Entschiedenheit zu der kirchlich-confessionellen Auffassung des Christenthumes, wie sie der lutherische (augustinisch-pauliniſche) Lehrbegriff enthält, zurückzukehren. Ueber dieses Räthsel gibt die Autobiographie noch mehr, noch reineren Aufschluß, wie Steffens frühere Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner ward.“ Es geht aus derselben wieder unwidersprechlich hervor, daß Steffens überhaupt von Kindesbeinen an eine fast jungfräuliche Gemüthlichkeit, ein leicht erregbares, der Rührung, der Frömmigkeit offenes Gefühl gehabt habe. Daher ist es denn auch gekommen, daß er sich in früher Kindheit schon zu der kränkelnden, still duldenden, tief religiösen, ganz im Sinne der lutherischen Kirche religiösen Mutter hingezogen fühlte; wie denn auch sie hinwiederum diesen gefühligen Sohn besonders gern um sich hatte, denselben ganz zum Genossen ihres lutherisch-christlichen Fühlens und Denkens machte. Als Knabe noch mußte Steffens, da die Mutter selten selbst mehr die Kirche besuchen konnte, für sie in die Kirche zu einem rechtgläubigen Prediger gehen und ihr dann den Inhalt der Predigt mittheilen. Da er nun, von Natur zum Religiösen geneigt, was er vernahm, mehr mit Geist und Gemüth, als mit Gedächtniß und Verstand auffaßte; so wurden seine Relationen immer mehr und mehr freie Reproduktionen, und zwar so glückliche, daß die Mutter, ganz besonders erbaut von den Vorträgen des Sohnes, diesen veranlaßte, ihr selbst verfaßte Predigten zu halten. Auch diese fanden vollen Beifall und befestigten die Mutter in dem schon öfters geäußerten Wunsch, ihr frommer Sohn möge dereinst Diener des göttlichen Wortes werden; und in der That mußte Steffens seiner Mutter auf dem Sterbebette geloben, den Beruf eines Geistlichen zu erwählen. Freilich war Steffens, als er dieses Gelöbniß ablegen mußte, nicht mehr so fest wie früher in seinem Gottes- und Christusglauben, da in ihm schon der Gedanke einer eigenthümlichen Offenbarung Gottes in der Natur, im menschlichen Gemüth und in der Geschichte zu dammern und die Begierde nach wissenschaftlicher Erkenntniß zu erwachen anfing. Wenn er nun auch später, von seinen Naturstudien, von Poesie und Leben veranlaßt, weniger eine gewisse religiöse Richtung, als vielmehr die specifisch christliche und namentlich die lutherische fast gänzlich verlor; so erwachte doch von Zeit zu Zeit immer wieder eine Sehnsucht nach jener Seligkeit in ihm, welche der Knabe in Momenten gesteigerter Christgläubigkeit und Andacht empfunden hatte; so fiel ihm doch auch das Gelöbniß, das er der sterbenden Mutter geleistet hatte, und das er, in seinem brennenden Eifer nach wissenschaftlicher Erkenntniß, unerfüllt ließ, oft schwer auf die Seele. Diese Forderungen seines religiösen Gemüthes mit denen seines forschenden Geistes in Uebereinstimmung zu bringen, ward je länger je mehr die Aufgabe, die er zu lösen unternahm, — die Aufgabe: in Natur, Gemüth und Geschichte, wie im Glauben und in der Offenbarung den Einen und selben Gott zu erforschen und zur Anerkennung zu bringen. Die Aufgabe ist eine große und der ihr zu Grunde liegende Gedanke ein ewig wahrer; die Lösung der Aufgabe aber, wie die wissenschaftliche Durchführung des Gedankens, wird immer eine menschliche, also beschränkte, unvollkommene bleiben. Daß Steffens die wissenschaftliche Lösung nicht so gelungen ist, daß dieselbe in Form einer streng wissenschaftlichen, durch Studium der allgemeinen Vernunft aneignenbaren Doctrin vor uns läge, hat nun seinen besonderen Grund darin, daß Steffens Auffassungs- und Denkweise selbst da, wo er streng wissenschaftlich seyn will, immer eine religiöse, ahnungsvolle, phantasiereiche ist, welche die durch den philosophischen Verstand zu vermittelnde Vernunftanschauung stets dominirt. Außerdem konnte die Lösung der Aufgabe auf dem wissenschaftlichen Gebiete um so weniger gelingen, als sie sich zu sehr specialisirte, indem es nicht eigentlich der Eine Gott in den verschiedenen Weisen seiner Offenbarung, sondern vielmehr der Gott und Christus seiner Kindheit, der im lutherischen Glauben erfaßte überall nachgewiesen werden sollte. Die so gestellte Aufgabe ist nur auf dem Standpunkte des confessionellen Glaubens zu lösen, und so ist Steffens Rückkehr zum Lutherthume in ihm selber

Digitized by Google

eine um so nothwendigere gewesen, als es überdieß bekannt ist, daß die frühesten Jugendeindrücke im Alter immer wieder Macht gewinnen. — Indem wir aber, mit Hülfe der Autobiographie, das Räthsel der Rückkehr eines Naturphilosophen zum Lutherthume gelöst haben, ist zugleich ein erhellendes Licht auf den ebenfalls etwas wundersamen Charakter seiner Philosophie selbst gefallen. Denn der Geist derselben, wie aller bedeutenderen Schriften von Steffens, spricht sich ja eben in jenem Ahnungsvollen, Gefühligen und Phantasiereichen aus, welches stets auf den höchsten Zusammenhang von Natur, Gemüth und Geschichte in Gott, als in der Einheit jener Dreiheit, hinweiset, als auf das unerklärbare, gleichwohl aber Alles erklärende, alle Räthsel des Daseyns lösende Mysterium. Die Autobiographie belehrt uns nun ebenfalls, daß eben dieses Eigenthümliche aller Werke unseres Autors, der wissenschaftlichen, wie der politischen und ästhetischen, zugleich das Ursprünglichste in ihm selber ist, welches sich mit dem ersten Erwachen des Selbstbewußtseyns in des Knaben Seele schon geregt hat. Ueberall, — in der Ruhe der Natur, wie in ihrem Aufruhr, in einzelnen Felsen und Bäumen, wie in der Tiefe der Wälder und hinter fernen Gebirgen ahnet er ein Geheimniß, welches zugleich das Eigentliche, Wesentliche ihres Daseyns sey. Wenn er Geschichten der Vorzeit erzählen hört, so spürt er darin geheime Beziehungen auf die Gegenwart, ja auf sein eigenes Knabenleben; wenn er eine Gesellschaft lebhaft sich unterhalten sieht, aber zu fern ist, um zu vernehmen, wovon die Rede ist, so vermuthet er, daß es etwas höchst Bedeutsames seyn müsse u. s. f. Aus diesem Ahnen und Vermuthen erhob sich dann ein Divinationsvermögen, welches sich bis zur speculativen Kraft steigerte, aber auch in dieser höchsten Potenz die Wurzel, aus welcher es stammte, nicht verläugnete. Die dreifache Richtung, die inzwischen die ursprüngliche Form der Anschauung auf Natur, Geschichte und Gemüth mit fast gleicher Kraft nahm, empfing sie ohne Zweifel durch die entsprechende Dreifachheit seiner ersten Jugendeindrücke und Erinnerungen. Welche Erregungen sein weiches Gemüth früh durch die Mutter vielleicht um so erfolgreicher empfangen, als der Vater derb, heftig, soldatisch war, haben wir bereits gesehen. — Zu Stavanger (1793) in Norwegen geboren, prägte sich dem Knaben die wunderbare Natur der schroffen norwegischen Gebirge im Gegensatz gegen das Meer, das sich in hundert Buchten in sie hinein drängt, um so tiefer ein, als er schon im sechsten Jahre mit seinem Vater nach Helsingör versetzt wurde, in eine ebene Gegend, in welcher man nur nach den fernen Gebirgen Schwedens jenseits des Meeres hinüberblicken konnte. Es wird in der Familie viel von Norwegens Gebirgen gesprochen, einzelne Granitblöcke, welche in der sonst ebenen Gegend angetroffen werden, sollen nach einer sagenhaften Meinung des Volkes aus Norwegens Gebirgen stammen, und alsbald fing in ihm die Vorstellung zu keimen an von einer Geschichte der Erde und der ganzen Natur, ja von dem Geschicke derselben, in welches das der ganzen Menschheit und des einzelnen Menschen verflochten sey. Bekanntlich ist diese Vorstellung Grundlage aller wissenschaftlichen Werke von Steffens geworden, wie geognostische und mineralogische Studien und Werke die ersten sind, mit welchen derselbe hervortrat. Jeder Stein wurde bald Gegenstand aufmerksamer Betrachtung und mineralogische Sammlungen wurden schon angelegt, ehe irgend ein Unterricht in der Mineralogie ertheilt war. Betrachtung der Gewächse knüpfte sich an, und beim Baden im Meere fing der Knabe auch an, mit Mollusken, Muscheln, Fischen so vertraut zu werden, wie andere Kinder mit Katzen und Hunden. Was war nun natürlicher, als daß er die naturgeschichtlichen, physikalischen und sogar die medicinischen Bücher, die er in der Bibliothek des Vaters, der Militärarzt war, fand, mit wahrem Heißhunger verschlang? — Die Schule nahm ihn wenig in Anspruch, und er konnte viele Zeit seiner Liebhaberei widmen. Schon im zwölfjährigen Knaben war der künftige Naturforscher fertig. Kaum war er vierzehn Jahre alt, so kam er nach Kopenhagen, wo er zwar noch durch Privatunterricht für den späteren Besuch der Universität vorbereitet werden mußte, wo er aber Naturaliencabinette und Büffons Naturgeschichte kennen lernte. In Büffons Werk glaubt er seine Ahnungen über Geschichte der Erde bestätigt zu finden, und als er eine Suite von Versteinerungen geschenkt bekommt, durchzuckt ihn bei aufmerksamer Betrachtung derselben schon der Gedanke einer durch die ganze Natur hindurchgehenden Metamorphose. Und nun drängte es ihn so unaufhaltsam zum Studium der Natur hin, daß er sich, ehe er noch als sechzehnjähriger Knabe die Universität beziehen konnte, schon die Erlaubniß auszuwirken wußte, Vorlesungen über Osteologie, Chemie und Botanik hören zu dürfen. — Es bleibt noch übrig, der Richtung zu erwähnen, die ihm früh Interesse für Geschichte einflößte. Schon mit seinen ersten Naturanschauungen, namentlich des Meeres bei Helsingör, auf dem er Schiffe kommen und gehen und — scheitern sah, erwachte in ihm die Vorstellung von der Verflochtenheit menschlicher Geschicke in das Leben der Natur. Hiezu kam die Bekanntschaft mit Seeleuten aus allen Welttheilen, die ihm von diesen, wie von ihren Abenteuern erzählten und den Knaben ahnen ließen, wie ohne Handel, Seefahrt und folglich ohne das Meer der Zusammenhang aller Völker und die Verknüpfung derselben zu einer Einheit nicht wohl zu bewirken, ja die Idee derselben kaum zu fassen gewesen wäre. Allein

Digitized by Google

diese Anschauungen waren nur solche, an welche sich die Idee des Zusammenhanges der Natur und der Geschichte anknüpfen ließ. Es kam dazu, daß der Knabe in der frühesten Zeit schon Sagen und Erzählungen aus der früheren, ruhmvollen Geschichte Dänemarks und Norwegens theils hörte, theils las, daß er in Drontheim, in Helsingör, in Roeskilde, wo er als Knabe lebte, immer erfuhr, daß er auf dem Boden einer untergegangenen, historischen Herrlichkeit wandle, ja daß Familiennachrichten über die Abstammung des mütterlichen Geschlechtes von einem Manne sprachen, der in der älteren dänischen Geschichte mächtig gewesen sey, und selbst davon redeten, daß königliches Blut in Ihen Adern derselben mütterlichen Familie rinne. War es nun ein Wunder, wenn für Steffens zunächst die vaterländische Geschichte, und am Ende die Geschichte überhaupt immer viel Anziehendes hatte, und in ihm die Neigung hervorrief, sich öfters näher mit ihr zu beschäftigen? Ueberdieß wurde ihm auch die Geschichte der Israeliten in ihrer Bedeutsamkeit als Geschichte des Volkes, dem Gott sich vorzugsweise offenbart, das er sich ausersehen habe, um in ihm den Heiland der Welt erscheinen zu lassen, vorgeführt. Diese Bedeutsamkeit der alt- und neutestamentlichen Geschichte, da sie zugleich universalhistorisch ist, trug er nun leicht auf alle Geschichte über; und es kann uns kaum mehr befremden, wenn wir erfahren, daß der Knabe schon aufing, auch in der Geschichte ein Verborgenes, Rathselhaftes, Mysteriöses zu ahnen, und daß dieses zuletzt wohl kein anderes seyn könne und werde, als welches ihm in der Natur, wie in der Religion und selbst im eigenen Gemüthe schon entgegengetreten war. Gewiß ist, daß historische Studien fortwährend seine naturwissenschaftlichen begleiteten, oder mit ihnen wechselten. Bald bildete sich in Steffens der Parallelismus der Natur und der Geschichte so vollkommen aus, daß er selbst jeden neuen Ort, jede neue Gegend, darinnen er sich eine Zeit lang aufhielt, in dieser doppelten Hinsicht studirte.

Kaum möchte es nöthig seyn, anzugeben, wie es gekommen, daß Steffens ein Anhänger der Identitätsphilosophie geworden ist; denn seine ganze Weltanschauung, wie sie sich von seinen Knabenjahren an in ihm entwickelt hatte, mußte ihn ja derselben entgegenführen. Der Wolfianismus, dieses System abstrakter Definitionen, an deren Spitze auch das Cartesische cogito ergo sum stand (da es doch nur als ein Resultat vielfacher Bemühungen, die Skepsis aus ihrem geheimsten Schlupfwinkel zu vertreiben, gewonnen und zu verstehen war), kam ihm barok und noch dazu langweilig vor. Auch mit Kants Unterscheidung eines Dinges an sich, welches die Hauptsache, aber unerkennbar sey, und der Erscheinungen, welche erkennbar, aber nicht die Sache selbst seyen, konnte er sich unmöglich befreunden; denn ihm schwebte früh schon, wenn auch nur dunkel, doch sehr lebhaft als Aufgabe der Philosophie vor, nicht die Wirklichkeit in Erscheinungen zu verwandeln, vielmehr die Wirklichkeit für ein höheres Erkennen durchsichtig zu machen, die Einheit und Wechseldurchdringung von Natur, Geschichte und Geist unter, in und durch Gott nachzuweisen. Erst als er später, da er schon Privatdocent in Kiel war, Spinoza kennen lernte, gewann er der Spekulation als solcher Geschmack ab. Des Spinoza allumfassende, allein wahrhaft seyende Substanz imponirte ihm, erfüllte ihn eine Zeit lang ganz; aber sie befriedigte ihn nicht. Ihm war die Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit des einzelnen, insonderheit des individuellen, persönlichen Daseyns zu wichtig, es schien ihm zu sehr im Individuellen gerade erst das Allgemeine Bedeutung zu haben, als daß er es dem Moloch der Alles verschlingenden Substanz hätte opfern können. Da nun Fichte und Schelling, von Kant angeregt und auf Spinoza zurückblickend, die Substanz selbst als Ich faßten, Schelling dann, um einerseits der Verwechselung des menschlichen Ich mit dem göttlichen zu entgehen, andrerseits aber auch das göttliche Ich nicht mit der Welt zu vermengen, die Identität, d. i. höhere Einheit des Ich und Nichtich, des Subjektiven und Objektiven annahm; so war es erklärlich, daß Steffens der Schellingischen Spekulation sich anschloß, in welcher er am meisten zu finden hoffte, wonach er strebte. Darum eilte er nach Jena, wo damals Schelling war; und es ist nicht uninteressant, aus gegenwärtiger Autobiographie zu ersehen, daß Steffens Anschluß an Schelling nicht wenig beigetragen hat, die Identitätsphilosophie in jener einseitigen Richtung verweilen zu lassen, in welcher sie sich zunächst bloß als Naturphilosophie geltend gemacht hat. Es half nichts, daß Schelling mit einem Entwurf des ganzen Systems hervortrat, daß er einzelne Gebiete des geistigen Lebens, Mythologie, Kunst, das Wesen der Freiheit mit seinem Princip durchdrang; die naturwissenschaftliche Färbung blieb vorherrschend; und wir müssen immer noch erst erfahren, ob Schellings jetzige Philosophie der Freiheit, welche zugleich eine Philosophie des Positiven, der Natur und Geschichte werden und, im Gegensatz gegen die voraussetzungslose Nichtsphilosophie, die ganze Fülle des Daseyns zur Voraussetzung nehmen soll, wirklich ihren naturwissenschaftlichen Ausgangspunkt ganz überwunden hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Januar 1842.

Länder- und Völkerkunde.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland, von J. G. Kohl. Zwei Theile mit Kupfern. Dresden und Leipzig, Arnold, 1841.

Herr Kohl hat in kurzer Zeit hinter einander mehrere umfangreiche Werke herausgegeben, aber es sind Resultate langer Vorarbeiten und einer reichen Erfahrung, darum ermüdet man nicht, sie zu lesen. Er versteht es, wie wenige Länderbeschreiber vor ihm, das Interesse zu fesseln.

Er führt uns hier zunächst nach Libau, dem ersten russischen Hafen an der Ostsee, ein Städtchen, das noch ganz deutsch ist. Dann an der traurigen, in Nebel gehüllten Sandküste hin, die der Schiffer durch weite Umfahrt zu vermeiden pflegt, weil sie voll Gefahr für ihn ist und ihn noch zuletzt mit dem ungastlichen Strandrecht bedroht. Aber um uns für diesen trüben Anblick des Landes zu entschädigen, läßt uns Herr Kohl sogleich auf einem Landgut einkehren, versetzt uns mitten unter die gefälligen Einwohner und überrascht uns mit der Entdeckung, daß nirgend in der Welt eine edlere und schrankenlosere Gastfreundschaft zu finden sey, als gerade hinter diesen verdächtigen Sandbänken. Auch auf das muntere Leben in den Seebadern, auf die Lust der Jagd und alle die geselligen Vergnügungen, womit sich der Adel und die Gebildeten des Landes die Langeweile aufs anmuthigste vertreiben, wirft der Verfasser helle Schlaglichter.

Dann betreten wir Riga, Livlands Hauptstadt, in der uns wieder ein ganz anderes Bild entgegentritt. Hier haben sich von vielen Jahrhunderten her rein deutsche Einwohner und altreichsstädtische Formen erhalten, welche Rußland bei der Abtretung von Livland garantiren mußte. Hier hat alles einen bürgerlichen hanseatischen Charakter, während Mitau, die kleinere Hauptstadt von Kurland, eine Stadt des Adels, ein Sitz der ausgesuchtesten Geselligkeit und Anmuth ist. Aber das ehrwürdige Riga schwebt gegenwärtig in dringender Gefahr, seine wohlerworbenen Privilegien sich entwunden, seine freien und gebildeten Bürger durch Russen verdrängt zu sehen und von einer deutschen Hansestadt zu einer russischen Provinzialstadt erniedrigt zu werden. Denn rings um sie her haben sich in den Vorstädten Russen gelagert und wollen ungestüm ins Innere dringen. „In jenem Gegensatze der Vorstadte und des Stadtkerns thut sich das interessanteste Verhältniß des inneren Lebens der Stadt Riga kund, und es ist darin die eigentliche Lebensfrage für sie zu finden, welche jetzt gerade wieder mehr als je ihre Einwohner beschäftigt. Die täglich zunehmenden und an Volkszahl und Reichthum mächtig wachsenden slavischen Vorstadte pochen gewaltig an die Thore der alten privilegirten germanischen Hauptstadt und fordern von Rathsherren und Bürgern Freiheit und Gleichheit. Fast alle Privilegien der russischen Ostseeprovinzen, sowohl die der Stadte Riga, Reval u. s. w. als die der Universität Dorpat, als auch die des Adels und der Landstände, stehen schon seit längerer Zeit in Frage und sind bei mehreren Gelegenheiten bereits von der russischen Regierung beschränkt und beengt worden. Weit größer indeß als das auf Egalisirung hingehende Streben der Regierung, die indeß weniger aus Abneigung gegen Riga, als darum, weil die Privilegien ihrer Natur und ihrem ganzen Wesen zuwider sind, diese beschränkt, ist noch die beständige Quelle der Besorgniß, der Furcht und des Alarms der Privilegirten. — Nirgends scheinen die Russen gleiche Rechte mit den Deutschen lauter zu fordern als in Riga, um dessen Thore sie sich in größerer Anzahl versammelt haben als bei irgend einer anderen Ostseestadt, und wo das innere Ringen und Reiben zwischen den beiden Nationalitäten nun einen höheren Grad von Erbitterung erreicht zu haben scheint als anderswo. Das alte Riga mit seinen Vorstädten erscheint dem Reisenden

Digitized by Google

wie eine belagerte Stadt. In der Stadt selbst haben sich etwa 30,000 meistens deutsche Lutheraner verschanzt, und in den Vorstädten campiren bereits nahe an 20,000 Russen. Dabei sind diese in beständig raschem Zunehmen begriffen, während jene, wenn nicht abnehmen, doch wenigstens stabil bleiben. * Die Russen verlangen das volle Bürgerrecht in der Stadt und damit auch Sitz und Stimme in den Bürgercollegien, im Rathe u. s. w. Die Deutschen dagegen wollen ihnen dieß nicht zugestehen und sagen, daß jene von dergleichen Dingen, von Communal-Angelegenheiten u. s. w. so gut wie gar nichts verstanden, und daß ihr Eintritt seine Zerrüttung ihres ganzen Gemeinwesens herbeiführen würde. Sie berufen sich dabei auf ihre Capitulation vom Jahre 1710, vermöge deren ein Russe nicht Bürger in Riga werden könnte, ja nicht einmal eine Krämerbude innerhalb der Mauern der Stadt haben dürfte. Ich hörte während meiner Anwesenheit in Riga so viel und so eifrig von dieser bereits 130jährigen Capitulation sprechen, als wäre sie in den letzten Tagen abgeschlossen worden. Den Russen können solche Berufungen auf alte Papiere und Gerechtsame nicht anders als lächerlich erscheinen. Sie begreifen davon nichts und legen dieß Alles den Deutschen als Eigensinn aus. Viele Rigenser sagten mir mit warmen und decisivem Eifer: „so wie ein Russe den ersten Fuß in unsere Collegien setzt, werden wir nicht nur austreten, sondern auch die Stadt und das Land verlassen. Denn dann ist es mit Handel, Blüthe, Ordnung und Verfassung von Riga am Ende, und es wird eine russische Gouvernementsstadt aus der alten reichsstädtischen Republik werden." Die Regierung begünstigt im Ganzen die Ansprüche der Russen mehr, und jeder Unparteiische wird dieß auch nicht unnatürlich finden. Doch gibt es viele deutsche Elemente unter den obersten Leitern der Reichsangelegenheiten in Petersburg, und diese benutzt die Stadt Riga, die gute Freunde und Gönner unter ihnen hat, um das ihr drohende Ungewitter noch zurückzuhalten. Allein die Russen machen schreckenerregende Fortschritte. Ihre Vorstädte dehnen sich immer mehr aus. Der russischen Krambuden, deren sich vor 20 Jahren noch keine in den Mauern der Stadt befanden, zählt man jetzt bereits mehrere Hunderte, und hier und da hat man ihnen sogar schon bei gewissen Gemeinde-Angelegenheiten Sitz und Stimme gewähren müssen. Was den Russen in der letzten Zeit am meisten Kraft und Halt gegeben hat, ist die neuerliche Ernennung und Bestallung eines eigenen russischen Bischofs von Riga. Schreiten die Sachen, wie es wohl wahrscheinlich ist, in der Art auch ferner fort, wie sie sich jetzt bewegen, so läßt sich voraussehen, daß die Russen ihren Proceß gewinnen werden. Sie werden in die Aeltermanns-Collegien und den Rath Eintritt erhalten, und die Deutschen werden sich dann von der Verwaltung der Stadt-Angelegenheiten fern halten, wie sie dieß in Petersburg, Odessa und allen übrigen Städten thun. Die Verwaltung wird also ganz in die Hände der Russen gerathen, der Rath dadurch seinen achtbaren Charakter und seine unbestechliche Selbstständigkeit verlieren und wie die „Dumas" (Magistrate) anderer russischen Städte sich vom Gouverneur leiten lassen. Freilich wird damit noch nicht alles Deutschthum aus Riga ausgetrieben werden. Vielmehr wird der Stamm der deutschen, über See handelnden Kaufleute bleiben; denn nie werden die Russen sich in Besitz der Verbindungen und des Credits der Deutschen im Auslande zu setzen wissen, wie sie auch dieß bisher in keiner russischen Stadt gekonnt haben. Auch kann immer noch eine ziemliche Zeit darüber hingehen, bis diese Umwandlung des alten reichsstädtischen Zustandes Rigas nach dem Zuschnitt der neuen russischen Verhältnisse Petersburgs und Odessas völlig beendet ist." I. S. 143 ff.

Auch von Dorpat, der deutschen Universität, aus der Rußland fast ausschließlich seine Intelligenzen zieht, und von Rewal, das auf eine seltsame Weise von weiblicher Industrie beherrscht wird, erhalten wir ausführliche Nachrichten. Neu wird für manchen deutschen Leser seyn, daß sich das deutsche Element auch bis tief nach Ingermannland (durch alten Adel) und nach Finnland (durch eingewanderte Kaufleute) erstreckt, sich also nicht bloß auf Kur-, Liv- und Esthland beschränkt.

Nachdem der Verfasser ferner die Sümpfe und Urwälder des Landes mit ihren Wölfen ꝛc. geschildert hat, gibt er umfassende Nachrichten über die alten Einwohner. Man unterscheidet zwei Nationen, die Letten und Esthen, jene in Kur- und Livland, diese im andern Theil von Livland und in Esthland. Beide sind gänzlich von den Slaven, aber auch von den Finnen verschieden, und einander auch unter sich selbst entgegengesetzt. „Ueberall sondern sich die Letten und Esthen scharf von einander. Sie haben sich nirgends mit einander vermischt, wie wohl hier und da die Letten und Lithauer, oder die Polen und Russen. Die beiden Nationalitäten haben sich von jeher sehr schroff von einander abgestoßen. Sie hassen sich wie die Dänen und Schweden, wie die Welschen und Deutschen, wie alle Nachbarvölker. Wo ein Lette unter Esthen erscheint, da kann er sicher erwarten, daß ihm etwas am Zeuge geflickt werde, und eben so kommt selten ein einzelner Esthe aus Lettland mit heiler Haut heraus. Sie heirathen fast nie unter einander. Daher haben sie

* Von den meisten Schriftstellern wird eine Abnahme der deutschen Bevölkerung Rigas behauptet. Viele junge Leute treten als Aerzte, Militärs u. s. w. in russische Dienste und verlassen ihre Vaterstadt. Manche Rigaische Familien leben im Auslande, und die von außen herzukommenden Etablissements sollen den Abzug nicht ersetzen.

Digitized by Google

auch an der ganzen Grenze ihrer beiden Länder hin nirgends ein Uebergangs- oder Mischlingsvolk gebildet, und selbst die kleinen Enclaven und versprengten Massen der Esthen, welche sich hier und da mitten zwischen Letten finden, halten sich sehr gesondert von ihnen. Hier erscheint der hellgraue Rock des Letten und dort ein paar hundert Schritte weiter der schwarze des Esthen. Nur insofern scheint eine gegenseitige Einwirkung beider Stämme auf einander stattgefunden zu haben, als auch hier, wie in allen Grenzländern, behauptet wird, daß die die Grenze bewohnenden Esthen und Letten ein vielfach verdorbenes Volk seyen, und daß die besten Letten weiter im Süden hin wohnten, so wie die besten Esthen weiter nach Norden zu." I. S. 242. Auch die Lithauer sind Letten, aber lange von jenen in den Herzogthümern getrennt. „Die Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters begründete eine Verschiedenheit ihres Looses, und dieses machte wieder die Kontraste des Charakters nur noch stärker. Die Lithauer fielen der polnischen Herrschaft, dem polnischen Katholicismus anheim, die Letten aber der deutschen Ordnung und dem Lutherthum." II. 15.

Die Letten werden als ein sehr sanftes Volk geschildert, das den deutschen Eroberern einst nur wenig Widerstand leistete, sich nie durch Energie ausgezeichnet, aber bei dieser Milde eine ungemeine Grazie des Geistes und Gemüths bewahrt hat. Der Verf. theilt sehr vieles mit aus ihren Mythen, Volkssagen, Volksgebräuchen, Volksliedern ꝛc. Der Esthe erscheint weit männlicher, kräftiger, aber auch unzarter. Während der ärmste Knecht unter den Letten sich jährlich mehr als ein halbes Duzend Handschuh von seinem Herrn ausbedingt, liebt selbst der reiche Esthe den Schmutz und Assafötida ist ihm ein beliebtes Parfume. Auch besitzt der Esthe das merkwürdige mongolische Gesicht bei blondem Haarwuchs, das man häufig für die russische Nationalphysiognomie gehalten hat. Aber auch dieses unreine Volk hat eine sehr reiche Phantasie. Wir haben erst unlängst in diesen Blättern die in Dorpat begonnene Zeitschrift des Vereins für esthnische Alterthümer angezeigt, die so viel Schönes enthält. Zum Theil dieselben alten Sagen und Gedichte, die dort vorkommen, hat auch Herr Kohl seinem Werke einverleibt.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster bis vierter Band. Breslau, Joseph Mar u. Comp., 1841.

(Schluß.)

So sind wir durch den Versuch, uns einigen Aufschluß über die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten unseres Autobiographen zu verschaffen, zu allgemeineren, wissenschaftlichen Erörterungen fortgerissen worden. Wollten wir noch andere Richtungen, die Steffens in Literatur und Leben genommen, verfolgen; so würde dieß Veranlassung genug geben, Blicke in das Regen und Bewegen zu werfen, von dem seit den neunziger Jahren Poesie und Aesthetik, das gesellige und staatliche Leben erfüllt war. Wir müssen uns dieß versagen, weil wir sonst fast ein Buch über das Buch schreiben müßten. Wir wollen daher lieber unsere Anzeige mit einem ganz kurzen Ueberblick des äußeren Lebens des Verfassers schließen, so weit dasselbe in den bisher erschienenen Bänden vorliegt.

Wir haben schon erfahren, daß Steffens zu Stavanger in Norwegen geboren ist (1773, 2. Mai). Sein Vater war Militärarzt, ein geborner Holsteiner, die Mutter aus einer angesehenen Landgutsbesitzerfamilie Seelands. Zwei ein halb Jahr alt kam Steffens nach Drontheim, sechs Jahr alt nach Helsingör, zwölf Jahr alt nach Roeskilde, vierzehn Jahr alt nach Kopenhagen. Die Schulbildung die er genoß, war die lateinische, aber höchst mangelhaft; doch hatte sie das Gute, daß sie das Gedächtniß in Anspruch nahm, und der Schuljugend Zeit ließ, außer der Schule körperlichen und geistigen Belustigungen nachzugehen. Zwei Jahre Privatunterricht genügten in Kopenhagen, den 14—16jährigen Knaben so weit vorzubereiten, daß er mit Ehren das Examen bestand, welches die Erlaubniß bedingte, die Universität zu beziehen. Steffens sollte Theologie studiren, studirte aber Naturwissenschaft und ließ sich endlich, um doch einer Fakultät anzugehören, bei der medicinischen einschreiben. Schon als Student erwarb er sich den Ruf eines tüchtigen Mineralogen, so daß ihm die Anordnung des Graf Molke'schen Mineraliencabinets anvertraut und später von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Kopenhagen der Auftrag zu Theil wurde, die norwegischen Gebirge geognostisch zu untersuchen. Inzwischen hatte er doch keineswegs bloß Naturkunde, Geschichte und Philosophie getrieben, wie wir schon gesehen haben. Vielmehr hatte er sich auch vielfach mit schöner Literatur und sogar mit dramatischer Kunst beschäftigt, geschriftstellert und auf Privattheatern gespielt; letzteres ohne besonderes Glück. Auch gegen jeden erlaubten, frischen und kecken Lebensgenuß bewies er sich nicht spröde; der Ausbruch der französischen Revolution wandte ihn um so mehr der politischen Betrachtung des Lebens zu, als sein Vater von jenem Ereigniß ergriffen, ja als der Knabe schon durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg aufgerüttelt und über die Schranken des geselligen Lebens hinausgewiesen worden war. Die Bekanntschaft mit der deutschen schönen Literatur, besonders mit Goethe, mit deutschen naturwissenschaftlichen und medicinischen

Digitized by Google

Werken, überhaupt mit der großen wissenschaftlichen Regsamkeit Deutschlands in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts fachte in ihm die Sehnsucht und Begierde an, nach Deutschland zu gehen, wo er seine geistige Heimath zu finden hoffte und später wirklich gefunden hat. Zunächst führte ihn sein Geschick aber in entgegengesetzter Richtung nach Norwegen. Hier untersuchte er (1794) das Gebirge, die Küsten, das Meer und legte ziemlich reiche naturhistorische Sammlungen an, die aber alle bei einem Schiffbruch, den er auf der Nordsee litt, zu Grunde gingen. Wer erinnert sich nicht der schönen Schilderung des Schiffbruches in den vier Norwegern, wer nicht jener der norwegischen Landschaften und Sitten? Sie sind, wie die vom Schloßbrande in Kopenhagen, wie die Zeichnung mancher Charaktere in den Novellen so gelungen, weil sie Selbsterlebtes, die angeschaute Wirklichkeit zum Gegenstande haben. Steffens deutet übrigens oft selber an, was von dem Selbsterlebten in seine Novellen übergegangen ist. Nach dem Schiffbruche lebte er eine Zeit lang in Hamburg fast rathlos und der Verzweiflung nahe, da seine äußeren Lebensverhältnisse der Lösung der Aufgabe seines innern Lebens feindlich entgegenstehen. Er hält sich darauf eine Zeit lang bei seinem Vater in Rendsburg auf, dann geht er nach Kiel und tritt dort als Privatdocent im naturwissenschaftlichen Fache auf. Hier ist es, wo er mit Spinoza, Fichte, Schelling bekannt wird und sich für spekulative Auffassung und Behandlung der Naturwissenschaft entscheidet. Diese Richtung bringt den Entschluß zur Reise, nach Jena zu gehen, wo damals Fichte und Schelling lehrten. Er reiset über den Harz dahin, fühlt sich von der Rohheit, Hungerleiderei und Säuferei der dortigen Burschen, von denen er eine hohe Meinung mitgebracht hatte, gleich wenig erbaut. Er entflieht den rohen Gesellen, die sich an ihn gedrangt hatten, durch eine Reise ins thüringer Waldgebirge. Von dieser Reise, die ihm viele geognostische Belehrung gewährte, zurückgekehrt, schließt er sich Fichte und Schelling an, lernt er Gries, Tieck, die Schlegel, Goethe kennen. Letzterer, der ihn beim ersten Zusammentreffen, um eines livländischen Barons willen, beleidigend ignorirt hatte, zieht ihn später um so inniger an sich. 1799 geht Steffens nach Freiberg und studirt, obgleich er schon als mineralogischer Schriftsteller aufgetreten war, doch noch einmal unter Werner Mineralogie und lernt zugleich den erzgebirgischen Bergbau kennen. Eine Reise nach Dresden und der damit verbundene Besuch der dortigen Kunstsammlungen schließt in ihm den Sinn für Kunst, der bis dahin gänzlich geschlummert hatte, aber nun auch völlig auf. Namentlich ergreift ihn die Sixtinische Madonna aufs allertiefste, so daß er vor diesem herrlichen Bilde fast in Thränen zerfließt. Den Wechsel des Jahrhunderts erlebt er unter anziehenden Gesprächen mit Goethe und Schiller. Beide Dichter, durch Weingenuß in erhöhte Stimmung versetzt, wenden ihre eigenste Natur heraus: Schiller den ganzen Ernst für eine ästhetische Regeneration, der er sich geweiht hat; Goethe den Uebermuth der Laune, in welcher er den edeln Genuß des Augenblicks über alles ernsthafte Bemühen um dieß und das setzt. Ehe Steffens 1801 in seine Heimath zurückkehrt, macht er eine Reise nach Frankfurt, Bamberg, die böhmischen Bäder. Er gesteht, in dieser Zeit zu einer unbegreiflichen Hazardspielwuth hingerissen worden zu seyn, welcher er sich nur mit höchster Anstrengung habe entwinden können. Hiemit schließt der vierte Band, welcher für die Charakteristik des Lebens in Jena und Weimar und der damaligen, an diese Orte geknüpften Epoche der deutschen Literatur und Wissenschaft unstreitig der interessanteste unter allen bisher erschienenen ist. Wirklich würde man, wenn man Einzelnes hervorheben wollte, in Verlegenheit seyn, was man wählen, was unbeachtet lassen sollte. Ueber Fichte's Philosophie und Person kommen S. 55, 62, 79, 152, 161 und folgende, höchst beachtenswerthe Andeutungen vor, welche von aufrichtigster Liebe und Achtung gegen die Person, wie von rückhaltloser Anerkennung der Lehre, als eines wahren Fortschrittes der Philosophie, durchdrungen sind. Nicht minder werthvoll sind alle über Schelling und seine Lehre vorkommenden Aeußerungen, S. 76, 85, 89, 135, 137, 149 und folgende. Sehr treffend bezeichnet Steffens sein Verhältniß zu Schelling, indem er sagt, Schelling sey von der Philosophie zur Natur, er von der Natur zur Philosophie geführt worden. Und ist dieß Verhältniß nicht überhaupt das, welchem alle neuere Philosophie die Entstehung verdankt und ohne welches keine Fortbildung, ja keine wahre Existenz derselben zu denken ist?

Mit dieser Frage sey die Anzeige eines Buches geschlossen, welches nicht allein für die Geschichte der Wissenschaft und Literatur urkundlichen Werth besitzt, sondern überdieß eine Menge von Schilderungen, Scenen, Bemerkungen enthält, welche höchst unterhaltend, oft sogar äußerst ergötzlich sind. Fast möchte man sagen, daß Steffens erst in dieser Autobiographie die Form gefunden habe, in welcher er sich selbst, das Höchste und Tiefste zugleich, was ihn von jeher bewegt hat, am unbefangensten, reinsten und unmittelbarsten auszusprechen vermag.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Januar 1842.

Länder- und Völkerkunde.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland, von J. G. Kohl. Zwei Theile mit Kupfern. Dresden und Leipzig, Arnold, 1841.

(Schluß.)

Neu und in mehr als einer Beziehung interessant ist die Schilderung der Johannisfeier in Esthland. In der Johannisnacht schaukeln sich die Mädchen im Mondschein in Erinnerung an eine altheidnische Idee, und vielleicht hat die in Rußland so sehr vorherrschende Volksbelustigung des Schaukelns diesen esthnischen mit der alten Feier des Sommersolstitiums genau zusammenhangenden Ursprung. „Die Sage, welche mit dieser Johannisfeier der Esthen in Verbindung steht, ist eine sehr weit im Norden verbreitete; sie soll auch in der Edda vorkommen. Ein esthländischer Freund erzählte sie mir so, wie sie noch jetzt unter den esthnischen Bauern und in ihren Gesängen lebt: In alter Zeit soll ein esthnischer Prinz, König oder Gott, von heftiger Liebe zu einer Prinzessin oder Göttin, die auf dem fernen Island wohnte, ergriffen worden seyn. Trotz der vielen Gefahren, die ihn auf der Reise zu einem so entlegenen Lande treffen mußten, machte sich der Prinz, von Sehnsucht getrieben, auf den Weg, seine Geliebte heimzuholen. Er hatte aber in einem andern mächtigen Gotte oder Zauberer einen argen Feind, der ihm sein Glück, die islandische Prinzessin zu besitzen, beneidete und ihn auf der Reise mit Verfolgung und Unglück begleitete. Der Prinz kämpfte sich Anfangs muthig durch, allein endlich wurde er, schon nahe bei Island, doch noch von seinem Ziele verschlagen und fiel seinem Feinde in die Hände, der ihn auf einem fernen öden Eilande gefangen hielt. Die Prinzessin, die ihren Geliebten längst erwartete und über sein langes Ausbleiben tief trauerte, erhielt endlich von der Ursache der Verzögerung und von dem Aufenthalte des Prinzen Kunde und beschloß sogleich, ihn zu befreien. Sie baute am Strande von Island nicht ohne Hülfe der ihr zu Gebote stehenden Zaubermittel ein festes und unverwüstliches Schiff, mit dem sie allen Stürmen des bösen Zauberers trotzte und endlich auch ihren Geliebten von der wüsten Insel entführte. Da die siegreiche und mächtigere Gewalt der Zauberkünste der schönen und liebenden Prinzessin die Künste des neidischen und bösen Zauberers ohnmächtig gemacht und überwältigt hatte, so kehrten dann beide Geliebten ungestört und triumphirend durch die beruhigte und grünlich schimmernde Woge des Meeres nach Esthland zurück. Hier verbrannten sie am Ufer das Schiff, weil sie beschlossen, fortan nun nirgends mehr als in ihrem heimathlichen Paradiese zu weilen. Der Tag ihrer Ankunft war der Johannistag, welchen denn auch alle Esthen zum Andenken an jenes Ereigniß noch jetzt auf die beschriebene Weise heilig halten. — Die Schaukeln spielen dabei die wichtigste Rolle. Die Mädchen sitzen die ganze Nacht darin und schwingen sich, indem sie die alten Gedichte, welche jene Sage erzählen und in welchen Alles so genau geschildert ist, daß sogar die Beschreibung der Zusammensetzung des Schiffes, das die islandische Prinzessin baute, darin detaillirt wird, absingen. Die Schaukeln stellen das Schiff dar, in dem die singenden Mädchen etwa als Begleiterinnen ihrer Königin zu segeln sich einbilden. Die zuletzt angezündeten Theertonnen, welche die Feier beschließen, bedeuten den Brand des Schiffes. So wie sie ausgebrannt sind, hat das Ganze ein Ende." II. 269.

Bekanntlich sind Letten und Esthen seit 1804 durch Kaiser Alexander von der Leibeigenschaft erlöst worden. Daß ihre Emancipation nur sehr langsam vorschreitet, liegt in der Natur der Dinge. „Wenn die Sache der Letten und Esthen als eine ganz gesonderte behandelt werden könnte, so wäre sie viel schneller zu fördern. Da diese Völker aber mit so vielen andern Gliedern eines großen, nach allgemeinen, durchgreifenden Principien

Digitized by Google

verwalteten Staatsorganismus sind, so wird ihre Angelegenheit dadurch vielfach gehemmt. Die Regierung darf, auch wenn sie wollte, aus Rücksicht auf ihre andermeitigen Provinzen nicht so rasch mit der Freiheit der Letten und Esthen fortschreiten, und Diejenigen, welche für eine weitere Entwickelung derselben sind, müssen vor der Masse der das Gegentheil wünschenden und Nachahmung fürchtenden Nachbarn verstummen. Erst wenn der ganze große russische Riesenleib seine Constitution ändert, kann die Sache der Freiheit, die ihre Fahne zuerst in den Ostseeprovinzen entfaltete, weiter fortschreiten. Der Kaiser Alexander hatte schon die Absicht, auch den lithauischen Bauern die Freiheit zu schenken, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die polnischen Provinzen diejenigen seyn, in welchen zunächst die Freimachung der Bauern Fortschritte machen wird, erstlich weil sie diejenigen sind, in denen die Leibeigenschaft einstweilen noch weit harter drückt, dann weil sie mehr als die innern russischen Provinzen von freien Bauerschaften überall umgeben sind, nämlich von den freien Bauern in den österreichischen Provinzen im Süden, denen in Posen im Westen und denen in Preußen und Livland im Norden, und endlich weil durch diese Maßregel die russische Regierung sich in den freigewordenen Bauern ein Gewicht gegen den polnischen Adel bilden könnte. Wenn man den letzten Punkt erwägt, so bleibt es eigentlich ein Wunder, daß diese Maßregel nicht schon längst ausgeführt worden ist." II. 305. Von vielem Interesse ist auch folgende Bemerkung des scharf beobachtenden Verfassers: „Eine der allerbemerkenswerthesten Erscheinungen, die sich in Folge dieser eifrigen Bildungsversuche der Letten und Esthen und in Folge ihres durch die Freiheit begünstigten Mündigwerdens schon jetzt zeigt und mit der Entwicklung jener Dinge noch mehr ins Leben treten wird, ist die Denationalisirung dieser Völker und ihre immer mehr fortschreitende Umbildung zum Deutschthum. Als ungebildete Sklaven beherrschten sie Jahrhunderte lang in träger Starrheit ihre väterlichen Sitten, ihre alte Poesie, ihre Nationalkleidung, ihren heidnischen Aberglauben und ihre barbarische Unwissenheit. Als geschulte Freie werden sie dieß Alles mehr und mehr ablegen, und da der Impuls zur Freiheit und Bildung nicht von ihnen selbst ausging, sondern von ihren gebildeten deutschen Herren, so werden sie sich natürlich immer mehr und mehr zu ihnen hinüberbilden. Da es zu spät seyn möchte, die lettische und esthnische Sprache, selbst wenn sie dazu fähig wäre und selbst wenn die deutschen Lehrer dieß vermöchten, zu einer civilisirten zu erheben und auszubilden und mit allen den einer gebildeten Sprache nöthigen Apparaten zu versehen, — da alle gebildeten und vorgeschrittenen Letten und Esthen eine große Abneigung gegen ihr eigenes Volk und eine große Hinneigung zu den Deutschen zeigen, — da die bürgerlichen und städtischen Vereine, die nun ebenfalls dem freien Letten und Esthen eröffnet sind, nicht minder auf eine Umbildung zum Deutschthume hinwirken, — da es auch gar nicht möglich seyn wird, lettische und esthnische Lehrer ohne Vermittlung und Erlernung der deutschen Sprache zu bilden, so muß dieß Alles auf ihre Germanisirung hinwirken. — Auch gibt es in der That bereits einige Spuren von dieser Germanisirung. Die Zahl der Letten und Esthen, die in der letzten Zeit Deutsch gelernt haben, hat sich in außerordentlichem Grade vermehrt. Der alte lettische Aberglaube und mit ihm die alte Poesie und Sagenwelt verschwanden in den letzten Jahren in einem Maaße wie nie zuvor. Auch die deutsche Kleidung verbreitete sich immer mehr und mehr, und in manchen Gegenden ist sie bereits ganz und gar an die Stelle der nationalen Kleidung getreten. Auch die vor etwa 5 Jahren ausgeführte Maßregel, daß alle Letten und Esthen einen Familiennamen annehmen sollten, der natürlich in den meisten Fällen ein deutscher werden mußte, ist in dieser Hinsicht interessant." II. 312.

Aber indem die deutsche Nationalität hier Boden gewinnt, wird ihre Erhaltung auf russischem Gebiet anderseits in Frage gestellt. Herr Kohl macht darüber am Schluß seines lehrreichen Werkes einige erbauliche Betrachtungen. „Wie im Westen Elsaß und Lothringen von den Galliern, so wurden hier im Osten die Herzogthümer Kur-, Liv- und Esthland von den Slaven dem deutschen Brüderbunde entrissen, und wie der deutsche Patriot im Westen in Straßburg über die abgefallenen und von ihm abgewendeten Freunde trauert, so steht er im Osten in Riga oft vergebens um warme Theilnahme. Längst vergessen haben wir die Zeiten, wo Straßburg eine Hauptzierde in dem Theile der rheinisch-deutschen Städte war, und nur unsere Chroniken und Bücher erzählen noch davon, daß Riga einst seine Gesetze aus Deutschland holte, und daß Dorpat, Riga, Reval, Narva und andere jetzt russische Städte zu den freien deutschen Hansastädten gerechnet wurden. Beide Länder, der westlich abgefallene Staat Elsaß und Lothringen und die den Russen anheimgefallenen deutschen Gebiete im Osten, fordern zu mancherlei Betrachtungen und Vergleichungen auf. Sie sind zu ihren fremdartigen Oberherren in Situationen gekommen, die viel Aehnlichkeit mit einander haben und doch wieder so sehr verschieden sind. Im Westen die deutsche Sprache der französischen, im Osten der russischen gegenüber, dort das deutsche Lutherthum in Opposition mit dem französischen Katholicismus, — hier angefochten von dem russischen Graecismus, — dort alte deutsche Reichsstadtprivilegien und Standesvorrechte im Kampfe mit französischer Gleichmacherei, — hier die Stadt-, Land- und Ritterschafts-

Digitized by Google

rechte im Ringen mit ruſſiſcher Bureaukratie.“ II. 316. Der Nyſtädter Friede im Jahr 1721 ſicherte Liv- und Eſthland ausgedehnte Privilegien. „Von allen dieſen Vorrechten des Nyſtädter Friedens, zu denen auch eine völlige Handelsfreiheit gehörte, ſind indeß im Laufe der Zeit bereits manche gefallen. Die Beſchränkung des Handels durch Zölle iſt immer größer und größer geworden; Rekruten ſtellen die Provinzen ſchon ſeit lange wie die übrigen ruſſiſchen Gouvernements. Auch wurden ſie allmählig auf dieſelbe Weiſe beſteuert wie dieſe. Ja i. J. 1783, als Katharina ihre vielfach bewunderte und vielfach getadelte Stadtordnung und Statthalterſchafts-Verfaſſung beendigt hatte und einzuführen begann, ſchien es ſchon einmal, als ſollte der ganze alte deutſche Zuſtand in den Provinzen über den Haufen fallen. — Die Oſtſeeprovinzen hatten vortreffliche alte deutſche Gerichte, die nun den neueren Anordnungen weichen ſollten, — ſie hatten einen Bürgerſtand mit ſeinen Oberhäuptern an der Spitze, die nun vor den nach der neuen Weiſe Gewählten abdanken mußten, — ihr Adel war organiſirt, und das neue Geſetz wollte gegen ſeine alten Inſtitutionen und Privilegien ſeine Corporationen nach ganz anderen Grundſätzen regu-liren. Dazu kam noch, daß alle die Güter, welche die Adelscorporation als ſolche beſaß, einzogen wurden. Allerdings waren alle Vorſchriften der von Katharinen eingeführten Ordnung gewiſſermaßen weit liberaler als alle bisher in Livland exiſtirenden Inſtitutionen. Der Adel, der bisher nur eine Art von abgeſchloſſener ariſtokratiſcher Republik gebildet hatte, ſollte nun Mehreren zugänglich werden. Die Räthe und Stadtmagiſtrate, die bisher ſich meiſtens aus ſich ſelbſt ergänzt hatten, ſollten nun von allen Bürgern ohne Unterſchied gewählt werden, wie auch eben ſo alle Bürger ohne Unterſchied dazu wählbar ſeyn ſollten. Für die Bauern, welche bisher keine anderen Gerichte gehabt hatten, als die von ihren adeligen Herren beſetzten, wurden kaiſerliche Gerichte angeordnet. Allein dieſe ganze Liberalität war weniger zum Vortheile der Deutſchen des Landes als zum Beſten der ſich einſchleichenden Ruſſen, die durch die bisherige collegiale Verfaſſung überall ausgeſchloſſen geweſen waren. Die ruſſiſchen Bürger wünſchten in Riga, Reval, Dorpat u. ſ. w. Sitz und Stimme zu gewinnen, und die deutſchen Bürger wollten ſie nicht zulaſſen, der ruſſiſche Rang- und Aemteradel wollte ſich dem alten livländiſchen Geburtsadel gleichſtellen und mit ihm auf den Bänken der ſtändiſchen Deputirten ſitzen. Es war ein Gegenſatz der deutſchen Nationalität und der ruſſiſchen, und eben daher waren nicht nur die Betheiligten und zunächſt Verlierenden durchaus gegen dieſe Statthalterſchaftsordnung Katharinens aufgebracht und ſuchten ſie auf alle mögliche Weiſe durch alle Mittel und Wege als eine ihre Privilegien verletzende Uſurpation und Neuerung zu hintertreiben, ſondern alle Deutſchen erhoben ſich einſtimmig dagegen, als gegen eine die deutſche Nationalität und Geſellſchaft bedrohende Anordnung. — Nichtsdeſtoweniger wurde durch Befehle die neue Ordnung eingeführt, und die alten Privilegien der Oſtſeeprovinzen, auf welche dieſe ſich ſo viel zu Gute thaten, und die ihnen von den anderen ruſſiſchen Unterthanen ſo ſehr beneidet wurden, ſchienen auf immer ins Grab zu ſinken. Indeß dauerte dieſer neue Zuſtand nur während der Regierung der Kaiſerin Katharina, deren Sohn und Nachfolger, Paul (im Jahr 1797) als Retter des baltiſchen Deutſchthums erſchien, indem er, theils um den Adel der Provinzen für ſich zu gewinnen, theils aber bloß um eine Anordnung ſeiner Mutter rückgängig zu machen, den Provinzen die meiſten ihrer alten Privilegien und Inſtitutionen zurückgab. Der Rath von Riga wurde wieder in ſeine alten Rechte geſetzt, das Landraths-Collegium (für Livland der Reichsrath) wurde wieder hergeſtellt, und die uralten Eintheilungen des Herzogthums Eſthland in Wierland, Harrien, Land Jerwen und die Wiek, die ebenfalls vor der neuen Gouvernementseintheilung verſchwunden waren, erſchienen wieder, ſo wie Livlands Eintheilung in ſeine fünf alten Kreiſe, den Rigaiſchen, Dorpatiſchen, Pernau'ſchen, Wenden'ſchen und die Landſchaft Oeſel. Der Kaiſer Alexander ließ es im Ganzen beim Alten, und auch der jetzige Kaiſer hat den Deutſchen, die beſtändig wegen der Exiſtenz ihrer Rechte in Beſorgniß ſchweben, zu mehreren Malen verſichert, daß es dabei ſein Bewenden haben ſolle. Ja auch bei der neuerdings beendigten Abfaſſung des allgemeinen ruſſiſchen Civilcoder wurde auf die deutſchen Provinzen beſondere Rückſicht genommen. Das ruſſiſche „Swod-Sakon“ (Geſetzbuch) hat für die Oſtſeeprovinzen keine durchgreifende Geltung erhalten, vielmehr hat man aus dieſen Provinzen eigene Deputirte nach Petersburg berufen und aus ihnen eine Commiſſion für die Abfaſſung eines beſonderen deutſch-ruſſiſchen Geſetzbuches zur Regulirung ihrer Verhältniſſe gebildet. — Um ſich nun in der Kürze einen deutlichen Begriff von der politiſchen Verfaſſung dieſer Provinzen und ihrem Verhältniſſe der ruſſiſchen Bureaukratie zu machen, ſo läßt ſich darüber Folgendes bemerken. Die Städte haben ihre alten deutſchen Magiſtrate, Raths- und Aeltermannscollegien, die ſich auf ähnliche Art bilden und ergänzen wie in den alten deutſchen Reichsſtädten und die Angelegenheiten der Stadtcommune leiten. Der Adel von Liv- und Eſthland theilt ſich in drei Ritterſchaften, die eſthländiſche, öſelſche und livländiſche, die ſich durch Deputirte in den Hauptſtädten Reval, Riga und Arensburg auf den, alle drei Jahre eintretenden Landtagen verſammeln. Dieſe Landtage werden von dem Adelsmarſchall präſidirt und berathen ſich über die Angelegenheiten des Adels und Landes, über die Errichtung von Schulen, die Verbeſſerung der Wege, die Recipirung neuer

Digitized by Google

Adeliger, die Besetzung der Aemter, über Petitionen an den Kaiser u. s. w. Als bleibende oberste Behörde steht in Livland an der Spitze des Adels das Collegium der Landräthe, der ehemals alleinigen Regenten des Landes, von denen der eine Oberpostdirektor, der zweite Oberkirchenvorsteher, der dritte Oberrichter, der vierte Obervormund u. s. w. ist. Die Ritterschaft bildet eine geschlossene Corporation, und Niemand, weder der Russe noch Nichtrusse, hat das Recht, Aufnahme zu verlangen. Sie verweigert oder ertheilt dem darum Bittenden nach Gutdünken das Indigenat (Adelsbürgerrecht) und somit die Erlaubniß, Güter im Lande zu besitzen und an der Repräsentation und Aemterbesetzung Theil zu nehmen. Die ganze Civilgesetzgebung — nicht so die Criminalgesetzgebung — ist bis dato noch deutsch-römisches Recht. Deutsche allgemeine und provinzielle Gewohnheiten gelten durchweg, und die obersten und niederen Behörden und Gerichte sind auf deutschem Fuße eingerichtet und mit deutschen Beamten besetzt. Nur die Zweige der Administration, die Mauth, die Steuerbehörden, die Polizei u. s. w. sind auf russischem Fuße eingerichtet, obgleich auch in der Regel mit deutschem Beamtenpersonale besetzt. Nichtsdestoweniger sind die Provinzen auch jetzt noch wegen ihrer deutschen Institutionen in fortwährender Besorgniß. Während des 12jährigen Bestandes der Statthalterschafts-Verfassung unter Katharinen haben sich viele Russen in alle Stände und Abtheilungen der Gesellschaft eingeschlichen; namentlich in Riga ist seitdem ihre Anzahl beträchtlich angewachsen. Die baltischen Russencolonien fordern laut und lauter Gleichstellung ihrer Rechte mit denen der Deutschen und wollen Theil an der Verwaltung und Einlaß in die Collegien haben. Der alte russische Adel in Petersburg und Moskau sieht scheel auf die Privilegien der Deutschen, und die Ministerien und höchsten Reichsbeamten empfinden es sehr unangenehm, daß sie bei Einführung allgemeiner Maßregeln genöthigt seyn sollen, besondere Rücksicht auf die Privilegien der Ostseeprovinzen zu nehmen, deren Existenz und Nothwendigkeit sie natürlich wenig begreifen und deren Ursprung sie längst vergessen haben. Freilich halten die russischen Kaiser selbst noch ein gnadenreiches Schild über ihre deutschen Unterthanen, allein wer steht dafür, daß ihre Nachfolger bei dem beständigen Drängen der ihnen näher stehenden Russen nicht nachgeben und anfangen werden, anders zu denken und zu verfahren? Auch jetzt wie früher gibt es fortwährend alle Augenblicke Veranlassungen zu kleinen Streitigkeiten mit den Russen; bald fühlt sich die Stadt und der Rath von Riga durch eine Verordnung verletzt und beeinträchtigt, bald die deutsche Universität Dorpat, bald die Ritterschaft und das Landrathscollegium. Da sehr viele Deutsche in Petersburg in den höchsten Aemtern angestellt sind, so fehlt es ihnen indeß nicht an wohlwollenden und mächtigen Freunden. In dem Herzogthume Kurland ist der Zustand ungefähr derselbe wie in Liv- und Estland, ungeachtet diese Provinz ohne Capitulation und Friedensschluß im Jahr 1795 an Rußland überging." II. 321 ff.

Sehr wichtig ist auch die Stellung der griechischen Kirche zur lutherischen in jenen Ländern. Noch weit unerbittlicher als die römische Kirche zieht die griechische Alles an sich, was durch gemischte Ehen mit ihr in Berührung kommt. Mag ein lutherisches Mädchen einen russischen Gardeoffizier, oder ein deutscher Doktor oder Kaufmann eine Russin heirathen, in beiden Fällen müssen die Kinder griechisch werden und müssen sie mit ihren Kindern das Kreuz schlagen und die russischen Heiligen anbeten lernen.

Indeß haben die Deutschen in jenen Ländern einen so rein deutschen Charakter, daß sie, obwohl dem auf sie eindringenden russischen Wesen sehr abgeneigt, doch auch nichts weniger als deutsch seyn, d. h. mit ihren deutschen Brüdern auf irgend eine Art vereint seyn wollen. An diesem unbrüderlichen Zuge müssen wir sie wieder als unsere echte Brüder wiedererkennen, denn nur der ist ein wahrer Deutscher, der es ist, ohne es seyn zu wollen. „Wenn aus dem Gelagten nun hervorgeht, daß die Ostseeprovinzen durchaus über die Fortschritte des russischen Wesens in ihren Landen unzufrieden, ja darüber bestandig schwerzlich besorgt sind, wenn sie danach dem russischen Wesen und Systeme sich abhold zeigen und an mancherlei Dingen Anstoß nehmen, über die man sogar in Deutschland selbst geduldiger und milder urtheilen würde, so darf man sich doch auf keine Weise einbilden, daß diese Abneigung gegen Rußland etwas mehr als bloß nationell — Abneigung wegen der nationellen Charakter- und Wesensverschiedenheit — und bloß provinziell — Abneigung wegen der Schmalerung provinzieller Privilegien — sey. Man darf nicht glauben, daß diese Abneigung aus einer treulosen Denkweise gegen die russische Regierung, aus einer revolutionären Tendenz oder etwa aus einer politischen und patriotischen Sympathie für Deutschland entspringe; nichts weniger als das. Um diesen Punkt genauer zu beleuchten, ist es zunächst wichtig, sich daran zu erinnern, daß die Deutschen überall die loyalsten Leute von der Welt sind. Sie hangen dem Bestehenden an und zeigen sich der regierenden Obrigkeit durchweg treugesinnt, die Veranlassung und der Ursprung ihrer Einsetzung mag seyn, welche sie wollen. Die Ostseeprovinzianer sind daher die loyalsten und treusten Unterthanen des Kaisers von Rußland, und wenn sie auch gegen das System der Regierung, gegen die Eigenheiten der Nation klagen, so verehren sie doch den Kaiser hoffnungs- und vertrauensvoll als ihren Regenten, als ihren mächtigen Beschützer. II. 332.

Eine bedeutende Landplage sind neben den russischen Eindringlingen die Juden, die aus Polen herüberkamen und sich hier mit denselben Lastern, wie dort, anaesiedelt haben, nämlich mit dem Branntwein, mit dem Betruge, mit der Willfährigkeit zu jedwedem Niedertrachtigen um Geld und mit einem Schmutz, der den der Esthen noch übertrifft. Da die russische Regierung unlängst die Mäßigkeitsvereine, die sich in den Ostseeprovinzen bilden wollten, ausdrücklich verboten hat (II. 216), so scheint dem Hauptübel nicht gesteuert werden zu können.

Welches auch die Zukunft jener deutschen Ostseeprovinzen seyn möge, das deutsche Element ist doch zu zähe und geistig überwiegend, als daß es so leicht könnte überwaltigt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Januar 1842.

Kirchensache.

Die katholischen Zustände in Baden mit steter Rücksicht auf die im Jahr 1841 zu Regensburg erschienenen Schrift unter gleichem Titel. Von Dr. C. F. Nebenius, Staatsrath und ehemal. Präsidenten des großh. badischen Ministeriums des Innern. Karlsruhe, Müller, 1842.

Geist und Ton dieser Schrift scheinen uns musterhaft für die große Partei zu seyn, welche den kirchlichen Frieden will. Es ist ein berühmter, um sein größeres deutsches, wie um sein engeres badisches Vaterland wohlverdienter Staatsmann, der hier mit edler Offenheit einem im Dunkeln gebliebenen, falsche Anklagen in aufreizender Absicht vorbringenden und der Verantwortlichkeit durch Anonymität sich entziehenden Manne entgegentritt. Und er stellt in einer äußerst einfachen, klaren und ruhigen Relation den Verfälschungen die Wahrheit der Thatsachen gegenüber.

Die falsche Anklage lautet: „Die Anstellung protestantischer Beamten in ganz katholischen Bezirken, der Vorzug der Protestanten für höhere Aemter und ähnliche Ungleichheiten waren an und für sich kein Gegenstand katholischer Religionsbeschwerden, wenn die Regierung von allen Eingriffen in katholische Kirchenrechte abstünde, so aber wird die confessionelle Parteilichkeit der Regierung zum politischen Fehler, dessen Folgen sie selbst am unangenehmsten berühren möchten, und es ist wenigstens unklug, den §. 9. der Verfassung bei der theoretischen Gleichheit der Ansprüche bewenden zu lassen und die §§. 15. und 17. des dritten Constitutions-Edicts zu vergessen."

Die ruhige Wiederlegung lautet: „Uebersicht der Zahl der Vorstände und der übrigen Mitglieder der Landescollegien.

	Vorstände. kath.	Vorstände. prot.	Colleg.-Mitglieder. kath.	Colleg.-Mitglieder. prot.
Ministerium der auswärt. Angelegenheiten	1	—	1	2
Oberpostdirektion	—	1	3	2
Justizministerium	—	1	2	2
Oberhofgericht	2	1	7	5
Hofgerichte	5	2	34	12
Ministerium des Innern	—	1	5	2
Forstdirektion, Archiv, Sanitäts-Commission, Oberdirektion d. Straßenbaues ꝛc., Kreisregierungen	5	3	25	17
Finanzministerium	—	1	3	3
Oberrechnungs- u. Hofdomänenkammer, Forstdomanen-, Steuer- und Zolldirektion	3	2	13	17
Kriegsministerium	—	1	4	3

	kath.,	prot.
Es sind von den 78 ersten oder alleinstehenden Bezirksbeamten	57	21
von den 95 zweiten und dritten Beamten	72	23
Medizinalreferenden und Bezirksärzten	64	17

Von sämmtlichen Staatsdienern, welche der Verwaltung des Ministeriums des Innern angehören, einschließlich der oben nicht gerechneten Kirchensektionen (zusammen 526) sind 363 Katholiken und 163 Protestanten. — Bei sämmtlichen Gerichtshöfen sind einschließlich der Kanzleibeamten 68 Katholiken und 27 Protestanten angestellt. — Das Staatsdienerpersonal der Finanzadministration, wozu außer obigem, noch 21 (6 Kath., 15 Prot.) sonstige Beamte der Controlverwaltung, das Ballepersonal der Collegien und die Lokalbeamten kommen, sodann das Personal der Oberrechnungskammer und der Postadministration (Direktion, Postmeister und Officialen) besteht aus 205 K. u. 207 Pr. — Der Ueberblick aller

Digitized by Google

dieser Zahlen zeigt, daß weder bei den höhern Stellen, noch überhaupt von einer Bevorzugung der Protestanten im Staatsdienst im mindesten die Rede seyn kann."

Die falsche Anklage lautet: „Die Regierung habe, als nach dem Ableben des Erzbischofs Bernhart zur Wahl seines Nachfolgers geschritten werden mußte, im Mai 1836 den Direktor der katholischen Kirchenkommission Geheimerath Beck als Wahlkommissar nach Freiburg gesendet. Dieser habe nicht, seiner Pflicht gemäß, auf die Einhaltung der vorgeschriebenen Formen gesehen, sondern direkt und willkürlich in die Wahlhandlung eingegriffen und sie dadurch nichtig gemacht. Zuerst habe er den Weihbischof von Vicari genöthigt, im Voraus seiner etwaigen Wahl zu entsagen, und zweimal die auf denselben gefallene Wahl verworfen, ohne jedoch anfangs seinen Candidaten, den Domcapitular Demeter, durchzusetzen, so daß am ersten Wahltage (4. Mai) zum großen Erstaunen der harrenden Gemeinde keine Wahl zu Stande gekommen, und Beck neue Verhaltungsbefehle von der Regierung begehrt habe. Um dieses Aergerniß nicht weiter fortzusetzen, habe sich endlich das Domkapitel in die Wahl Demeters gefügt. — Die Beschwerdeschrift findet hierin eine schmähliche Verhöhnung der Wahlfreiheit, welche die Regierung sich habe zu Schulden kommen lassen, und die Bestätigung der leidigen Erfahrung, daß gegen die Katholiken alles Recht ist, für sie aber nichts. Der Pabst habe wohl Grund gehabt die Wahl zu verwerfen, und wenn er bedacht, wie übel es dem Erzbischof Bernhart mit der Regierung ergangen, ein gerechtes Mißtrauen gegen einen von ihr so widerrechtlich durchgesetzten Nachfolger zu fassen; allein er habe sich großartig benommen, die geschehene Wahl zwar für ganz nichtig erklärt, auch darüber gegen die Regierung seinen offenen ernsten Tadel ausgesprochen, den Gewählten aber seiner religiösen Eigenschaften wegen bestätigt, und damit der Regierung einen Beweis seiner wohlwollenden Gesinnungen gegeben, den sie durch eine billigere Behandlung der Katholiken wohl hätte erwiedern sollen. Zu diesen feineren Beziehungen gehöre aber Staatsweisheit, die wenige Staatsbeamten in Baden besaßen."

Die ruhige Wiederlegung lautet: „Wir erwiedern hierauf, daß der Wahlkommissar, indem er sich von dem Weihbischof v. Vicari einen Revers ausstellen ließ, den Auftrag seiner Regierung vollzog, in so ferne er aber sonst auf irgend eine Weise nicht auf Beachtung der Wahlformen hielt, sich irgend eine Einwirkung auf die Wahlfreiheit erlaubte, und einen der übrigen von dem Kapitel vorgeschlagenen Candidaten, als Candidaten der Regierung bezeichnete, seine Vollmacht überschritt, und nicht die Regierung, sondern nur seine Person, ein gerechter Vorwurf träfe. Nun nur einige Worte über jenen Revers. Die Regierung ist bekanntlich befugt, in der ihr von dem Kapitel vorgelegten Liste die Namen der ihr minder angenehmen Candidaten zu streichen und hat nur eine zur Wahl noch hinlängliche Anzahl (wenigstens 2) stehen zu lassen. Sie wünschte, — dieß ergibt sich aus ihrem Benehmen — den Weihbischof nicht gewählt zu sehen; welche Ursachen sie hiezu haben mochte, so lagen sie sicherlich nicht in Verhältnissen, welche ihren achtungsvollen Gesinnungen gegen die Person des Betheiligten den mindesten Eintrag thaten, und auch dieß geht aus ihrem Benehmen hervor. Sie konnte seinen Namen auf der Candidatenliste geradezu streichen; wenn sie es unterließ und ihren Zweck auf dem von ihr eingeschlagenen Wege zu erreichen suchte, so konnte ihr Verfahren nur auf wohlwollenden Rücksichten beruhen, die sie der Person und der Stellung des Weihbischofs trug. Dieser nahm den Vorschlag des Wahlkommissars an und stellte den Revers ohne weiters aus. Es konnte ihm nicht anders als angenehm seyn, daß die Regierung, unerachtet ihres Entschlusses ihn auszuschließen, die Wahlhandlung vor sich gehen ließ, damit er einer ehrenvollen Auszeichnung nicht verlustig werde, die er in der auf seine Person fallenden Wahl des Kapitels erblicken mußte. Hiezu wurde er nicht genöthigt und konnte gar nicht genöthigt werden; aber er mußte die Ausstellung verweigern, wenn er nicht entschlossen war, sein Versprechen zu erfüllen. Daß dieß geschehe, darauf glaubte man mit voller Sicherheit rechnen zu dürfen. Der Kommissär war aber für den Fall, daß Herr von Vicari die Ausstellung des Reverses verweigere, ermächtigt, seinen Namen ohne weiteres von der Kandidatenliste streichen zu lassen. Die Regierung hat durch ihr Verfahren die Wahlfreiheit nicht verhöhnt, sondern sie durch den Ausschluß des Weihbischofs nur so weit beschränkt, als sie dieselbe durch die ihr gestattete Streichung seines Namens zu beschränken berechtigt war. Sie hat weder das Recht der Kirche und das Recht eines einzelnen Katholiken gekränkt, sondern zur Ausübung ihres unbestrittenen Rechts nur aus persönlichen wohlwollenden Rücksichten gegen einen katholischen Würdetrager eine schonendere Form gewählt. Trifft sie ein Tadel, so kann es nur der einer deplacirten Delicatesse seyn. Wir gestehen, daß wir die Einhaltung der in der Bulle bestimmten Form vorgezogen hätten, und der Meinung sind, man dürfe die Ansicht, daß die Streichung eines Namens eine minder wohlwollende Gesinnung der Regierung gegen die Person des Betheiligten ausdrücke, gar nicht aufkommen lassen; da eine solche Ansicht und Deutung dem freien Gebrauche des landesherrlichen Rechtes nachtheilig wäre, und sie in der That auch in so ferne in keiner Weise begründet erscheint, als die Regierung durch Rücksichten der mannichfaltigsten Art, welche die bezeichnete Deutung gänzlich ausschließen, zu ihrem Beschlusse bestimmt werden konnte. Ja es kann sich

Digitized by Google

ereignen, daß sie gerade den Namen des Candidaten, der ihr der angenehmste wäre, unter der conventionellen Formel als ihr minder angenehm von der Wahlliste streichen läßt, wenn sie nämlich begründete Besorgniß hätte, daß der heilige Stuhl gegen seine Wahl Anstände erhebe, welche voraussichtlich zu verdrießlichen Streitigkeiten führen würden, die zu vermeiden ihr lediglich das Interesse des Friedens räthlich macht. Hatte nun aber die Regierung ihrem Kommissär die bezeichnete Ermächtigung einmal ertheilt, und dieser, im Vertrauen auf die Zusage des H. v. Vicari, ohne zuvor die Entfernung des Namens von der Candidatenliste zu verlangen, sofort die Wahlhandlung vor sich gehen lassen, so blieb ihm, als der Herr Weihbischof die auf ihn gefallene Wahl dennoch annahm, nichts übrig, als dagegen zu protestiren. Der Gewählte hatte zwar anfänglich beharrlich die Annahme verweigert. Er gab nur ungern den dringenden Bitten der wählenden Kapitularen in der Ueberraschung des Augenblicks nach, und war nach der erfolgten Protestation des Kommissärs, wie man versichert, sogleich bereit, seinen Verzicht durch eine Erklärung zum Protokoll zu erneuern. Daß nun aber dennoch die Wahlhandlung sich verzögerte, daß fünf Wahlen keine absolute Mehrheit gaben, war nicht die Schuld des Kommissärs, der auf seine Bitte um Verhaltungsbefehle nunmehr die Weisung erhielt, nur die Namen von drei Candidaten auf der Liste stehen und alle übrigen streichen zu lassen. Der Fehler, den er sich zu Schulden kommen ließ, bestand darin, daß er bei der Vornahme des Scrutiniums jedesmal anwesend blieb, statt abzutreten, und erst nach dessen Vollendung, aber vor Verkündigung der getroffenen Wahl wieder einzutreten. Wohl konnte schon deßhalb die Wahl beanstandet werden. Allein der römische Stuhl, der von dem ganzen Vorgang der Sache mit aller Offenheit unterrichtet wurde, erkannte, daß die materielle Anwesenheit des Kommissärs die Freiheit der letzten Wahl in der That nicht gestört und sein autoritatives Einschreiten bei den vorangegangenen Wahlen lediglich durch das Benehmen des Herrn Weihbischofs herbeigeführt worden war. Er sah daher über die Formfehler hinweg. Ohne die vorgegangene Unregelmäßigkeit direkt zu rügen, wollte er sich nur sicher stellen, daß was dießmal, wie Seine Heiligkeit laut anerkannten, in der besten Absicht und im Sinne der Beförderung der reinen Lehre und Kirchenzucht geschehen war, nicht jemals unter andern Umständen und in einem andern Sinne sich wiederholen und alsdann zur Rechtfertigung des gleichen unregelmäßigen Verfahrens benutzt werden könne. Von der Intention der großherzoglichen Regierung, einem solchen gerechten und billigen Verlangen zu entsprechen, überzeugt, wartete der römische Stuhl eine offizielle Erklärung des badischen Hofes hierüber nicht einmal ab, um die Einleitung zum Informationsprocesse zu treffen. Als aber die Regierung in einer offiziellen Note sich über den ganzen Vorfall und die Gesinnungen, die ihre Schritte geleitet, ausgesprochen, und die Versicherung ertheilt hatte, daß von ihr die Anwesenheit ihres Kommissärs bei dem Scrutinium nicht beabsichtigt, im übrigen aber das kommissarische Verfahren durch das Benehmen des Herrn Weihbischofs veranlaßt worden, und man sorgen werde, daß gleiche Unregelmäßigkeiten nicht wieder vorkommen, wurde sie durch die freundlichste Antwort auf ihre Aeußerungen und ihre Zusage in einer Note des Kardinalstaatssekretärs erfreut."

Auf diese Weise nun ist ein Beschwerdepunkt nach dem andern beleuchtet und überall nachgewiesen, daß nicht der mindeste Grund zu einer Beschwerde vorhanden sey.

Der Verfasser schließt die Einleitung seiner Schrift mit den Friedensworten eines würdigen katholischen Geistlichen, die derselbe am Grabe des allgemein verehrten Bischofs von Regensburg gesprochen: „Vergiftet nicht die traurige Wunde, die seit drei Jahrhunderten durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft, vergiftet sie nicht aufs Neue durch leidenschaftlichen Streit und geifernden Hader! — — Streuet nicht, in dem Wahn, sie zu heilen, den ätzenden Höllenstein des Fanatismus hinein, holet nicht aus der Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen ergrimmter Polemik hervor, damit sie nicht noch einmal in euern Händen sich in blutige Mordwaffen verkehren, und in den Eingeweiden des Vaterlands wüthend, mit neuem dreißigjährigen Blutbade und Feuermeere Deutschland, Europa verwüsten. Nur im Frieden, in der Liebe ist Verständigung, Einigung, nur in der Einigung Heil. — Um diesen Frieden, um diese Einigung fleht ja täglich die katholische Kirche in ihren heiligsten Gebeten. Die edelsten Christen haben darnach gerungen, indem sie, von der gemeinsamen Grundlage des Christenthums ausgehend, durch friedliche Beseitigung der Mißverständnisse und Irrthümer den Riß zu heilen sich bemühten." Dem fügt der Verfasser noch hinzu: „Ja auch so manche Protestanten erfreuten sich schon an dem Gedanken einer Einigung, auch die Protestanten glauben an die Verheißung, daß eine Zeit kommt, da nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird. Sie wird um so früher in Erfüllung gehen, je weniger man, was sich nicht machen läßt, sondern werden muß, nicht in offenem oder verdecktem Kampfe, sondern in wechselseitiger Liebe zu erstreben sucht, je mehr alle christliche Religionsparteien durch vervielfältigte Verbindungen und innigere Berührungen ihrer Angehörigen einander näher gebracht werden und je besser sie den Ausspruch Augustins verstehen und anwenden lernen; wir meinen den Grundsatz: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — (Einheit im Nothwendigen, Freiheit im Zweifelhaften, Liebe in Allem)."

Digitized by Google

Damit muß jeder gute Deutsche übereinstimmen. Wer die Aufreizung zum Religionshaß fördert, versündigt sich schwer am Interesse Deutschlands. Was müßte aus unserm Vaterlande werden, wenn die Wünsche derer in Erfüllung gingen, die nur ihren Leidenschaften und nicht den geschichtlichen Erfahrungen und nicht der patriotischen Pflicht und nicht dem Gebot der christlichen Liebe gehorchen! In Erwagung, wie sehr den Deutschen Einigkeit und festes Zusammenhalten nach außen Noth thue, sollte selbst dann, wenn wirklich einer Konfession von der anderen ein Unrecht geschehen wäre, der gekränkte Theil zur schnellen und aufrichtigen Versöhnung geneigt seyn, sobald er sich gegenüber den guten Willen zur Sühne nicht mißkennen kann. Aber Anklagen erheben, wo gar keine Beschwerden vorliegen; an Bevölkerungen, die mit ihrem bisherigen Zustande zufrieden waren, ohne allen Grund Aufreizungsexperimente machen, ist nicht zu rechtfertigen und muß durch die höchst unnöthige Zerwürfniß im Innern das Vaterland nach außen schwächen, ja es kann, wenn das Ausland im Verlauf der Zeit davon Gebrauch macht, wahrer Verrath am Vaterlande werden.

In der Rückkehr von fader Aufklärerei zu strengerer Frömmigkeit, in dem neuen Aufschwung des kirchlichen Lebens liegt ein unberechenbarer Segen, den wir gewiß nie verkannt haben; aber alle christlichen Konfessionen haben in dieser Beziehung dieselbe Richtung genommen. Wenn sie feindseligen Hader vermeiden, werden sie in Eintracht neben einander wandelnd ein Ziel erreichen und eine Aufgabe lösen, der kein Volk in der Welt gewachsen scheint, als das deutsche, und der Triumph der Kirche wird mit dem des deutschen Staats zusammentreffen. Aus der Einigkeit und Größe der Nation wird allen ihren Angehörigen ein Heil erwachsen, das sie nun und nimmer erringen können, wenn sie das alte Mißtrauen, den alten Bruderhaß, den alten Bürgerkrieg erneuern und dem Ausland Gelegenheit geben, sich wieder in unsere Streitigkeiten einzumischen.

Roman.

Der Student von Ulm. Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, von Hans Scherr. Ulm, Wagner'sche Verlagsbuchhandlung (J. A. Walter), 1841.

Diese Novelle hat zu ihrer Grundlage eine jetzt noch im Munde des Volkes zu Ulm fortlebende Sage, wo auch sogar der Leichenstein des „Studenten von Ulm," obschon durch keine authentische Urkunde beglaubigt, vorgewiesen wird. Herr Professor Haßler, der die Novelle bevorwortet, macht mit Recht darauf aufmerksam, daß „nicht ohne geschichtliche Grundlage seyn könne, was Generationen und Jahrhunderte hindurch die Kinder auf der Straße sich erzählen, und daß die Aeltesten des dahingegangenen Geschlechts in dem von der Sage aufs bestimmteste bezeichneten Hause noch die letzten Wirkungen des Fluches jenes unschuldig Gemordeten gesehen haben wollten." Die Sage selbst, wie sie in Ulm lebt, ist kurz folgende: Ein Student, der in einem vornehmen Hause unterrichtete, ward des Diebstahls eines kostbaren goldenen Bechers angeklagt, und gemäß der furchtbaren Rechtspflege jener Zeit — besonders in Reichsstädten — trotz aller Betheurungen seiner Unschuld zur Hinrichtung geführt. Wahrend seiner Hinausführung aber ward der vermißte Becher hinter einem Schrank, hinter welchem er hinabgefallen war, aufgefunden; die schleunigst abgesandte Nachricht hievon traf jedoch auf dem Richtplatze erst unmittelbar nach dem Tode des Studenten ein. Dieser aber hatte vom Schaffot einen Fluch über seinen Ankläger und sein ganzes Haus ausgesprochen, der auch sogleich sich zu erfüllen begann, indem die Tochter jenes angesehenen Hauses, die eine Liebe zu dem Studenten im Stillen gehegt hatte, sich vom Fenster herabstürzte, der Hausherr selbst aber wahnsinnig wurde und sich erhängte. Und so wollte man durch mehrere Generationen hindurch die Spuren jenes Fluches verfolgen können. — Diese Sage verdiente gewiß, durch poetische Bearbeitung aufbewahrt und der endlichen Vergessenheit entrissen zu werden. Nur Schade, daß Herr Scherr derselben nicht treuer geblieben ist! Denn im Geschmack der neufranzösischen Romantik war jene ihm nicht grausenhaft genug, und was die Sage viel poetischer dem Zufall zuschrieb, nämlich den Verlust des Bechers, das leitet Herr Scherr von teuflischer Rachsucht ab. Es ist gewiß unnatürlich, wenn der, welcher allein die Abstammung des Studenten kennt, sein eigener Großvater, um sich an dem Verführer seiner Tochter zu rächen, den Becher entwenden läßt, damit der Vater des Studenten unbewußt der Mörder seines eigenen Sohnes und dagegen von dessen Fluch belastet werde.

Im Uebrigen ist die Novelle mit vieler Lebendigkeit und in blühender, hie und da etwas jugendlicher und nach Originalität haschender Ausdrucksweise geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Januar 1842.

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Professor und Bibliothekar in Stuttgart. Zweiter Band erste Abtheilung. Geschichte der christlichen Kirche vom 4ten bis 7ten Jahrhundert. Erste Abtheilung. Stuttgart, Krabbe, 1841.

Dieses Werk, dessen ersten Band wir in unsern Blättern von diesem Jahr Nr. 18 besprochen haben, unterscheidet sich von allen andern bisher erschienenen Kirchengeschichten — und ihrer sind Gott sey Dank sehr viele — durch die klare und schonungslose Beleuchtung der hierarchischen Politik. Darunter ist aber nicht zunächst — wie man den Begriff einseitig zu nehmen gewohnt ist — die päpstliche zu verstehen. Von dieser handelt es sich in den ersten Jahrhunderten der Christenheit noch nicht, wenigstens noch nicht ausschließlich. Erst am Ende des oben angegebenen Zeitpunkts gelang es dem römischen Bischofe, durch kluge Benutzung der Fehden, die zwischen seinen Amtsbrüdern in Griechenland ausbrachen, und der günstigen Stellung Roms im Abendlande, sich der Hegemonie in der Kirche anzueignen. Aber schon lange vorher wurde die Kirche von politischen Interessen und Ränken regiert. Ja es ist kaum zu läugnen, daß die Politik des römischen Stuhls, sobald derselbe einmal die Herrschaft errungen, einfacher und großartiger war, als es die Politik der drei griechischen Patriarchenstühle von Konstantinopel, Antiochia und Alexandrien vorher je gewesen. Und Herr Gfrörer weist auf schlagende Weise nach, daß, wenn die unumschränkte Gewalt des römischen Papstes nicht den jämmerlichen Oligarchien jener griechischen Patriarchate ein Ende gemacht hätte, die Christenheit völlig hätte demoralisirt und desorganisirt werden müssen.

Der vor uns liegende Band beginnt mit der Auseinandersetzung der Politik Constantins des Großen. Dieser Imperator gelangte zum Thron, indem er sich der mächtig angewachsenen christlichen Partei im römischen Reiche gegen seinen Nebenbuhler bediente. Er sah, das Heidenthum, an welches die meisten Heiden selbst nicht mehr glaubten, könne sich neben dem Christenthum nicht mehr halten. Er sah, das römische Reich selbst, wenn es immer mehr in der Glaubens- und Sittenlosigkeit versinke, könne sich gegen den Andrang der Barbaren nicht behaupten. Im Christenthum fand er nun ein Mittel, wie den Staat nach außen, so die kaiserliche Gewalt im Innern zu verstärken. Im Christenthum fand er Glauben, Positivität, Ermuthigung und Stärkung der Kräfte und zugleich Hingebung derselben an einen höheren Willen. Indem er nun das bisher verfolgte oder nur geduldete Christenthum zur Staatsreligion erhob, war er ganz besonders darauf bedacht, seiner Krone dadurch eine neue göttliche Weihe zu geben. Diese hatte den Kaisern bisher nur zu sehr gefehlt. Das Opfern als pontifex maximus hatte für den heidnischen Kaiser keine Bedeutung mehr. Der größte Theil des Volks war entweder schon zum Christenthum übergetreten oder hing philosophischen Sekten an. Die Götter, denen man noch aus Gewohnheit opferte, waren verachtet. Es leuchtet ein, wie viel der Kaiser durch diesen Unglauben verlor, wie viel er dagegen gewinnen mußte, wenn er sich eine neue Weihe durch die neue Religion, der Alles sich zuwandte, geben ließ. Ueberdieß waren ihm die Bischöfe so dankbar für seine Bekehrung, daß sie sich gerne als Werkzeuge seiner unumschränkten Gewalt brauchen ließen; und die christlichen Gemeinden selbst, unter dem Druck und zur Demuth aufgezogen, folgten ohne Widerstand dem, was der Kaiser und die Bischöfe beschlossen. Der Verfasser hebt die Andeutungen hervor, aus denen erhellt, daß der Kaiser zugleich summus episcopus zu seyn beabsichtigte. So wurde denn Constantin Herr des Staats und der Kirche zugleich und modelte die neue Kirche genau nach der Form des schon vorhandenen

Digitized by Google

despotischen Staats. Die Beamten der Kirche gliederten sich gleich denen des Staats und wurden vom kaiserlichen Willen eben so abhängig. Den weltlichen Parasiten des Hofes traten geistliche zur Seite, die durch Servilismus und Hofintriguen die höchsten Kirchenämter erschlichen, wie die Schmeichler unter den Laien die höchsten Staatsämter.

Ein Glück für die Christenheit, daß Constantin den Sitz der Regierung nach Konstantinopel verlegte, und daß somit der römische Bischof, dem Einfluß des Hofes entgegen, zu einer mehr selbstständigen Kirchengewalt gelangen konnte. Der Zustand der christlichen Kirche in Rußland beweist, wohin die Kirchengewalt, mit weltlicher Despotie unzertrennlich verbunden, führt. Die ganze Christenheit würde sich heute in diesem Zustand befinden, den die russischen Czaare nur von den byzantinischen Kaisern übernommen und geerbt haben, wenn Rom nicht die Kirche vom Staat getrennt hatte. Gewiß ist sehr wahr und unparteiisch, was der Verfasser hierüber sagt: „Jene Doppelgewalt konnte, sobald sie sich im ganzen Umfange des römischen Reichs dauernd befestigte, nur zu einer Art von morgenländischem Kalifat, und dadurch zu einer Versumpfung aller geistigen Thätigkeit ausschlagen, während das Papstthum durch den großartigen Kampf entgegengesetzter Kräfte ein höchst reges Leben im Abendlande entfaltete, und die Kultur der germanischen und romanischen Staaten schuf. Der Erfolg hat bewiesen, daß in jenen Zeiten nur die Elemente zu einer doppelten Entwicklung, der byzantinischen und der latinisch-germanischen vorhanden waren. Dieß zugegeben, muß man eingestehen, daß die byzantinische Geschichte die beste Rechtfertigung des Papstthums bei allen seinen Schattenseiten darbietet." S. 27. Uebrigens macht der Verfasser bei dieser Gelegenheit aufmerksam, welche Albernheit es sey, an die sogenannte Constantinische Schenkung zu glauben. Indem Constantin sich von Rom entfernte, um nicht unter dem Einfluß dieser Stadt zu stehen, konnte es nicht entfernt in seinem Plane liegen, die Immunität des dortigen Bischofs zu begünstigen. Was der Papst in Rom geworden ist, das ist er dem Kaiser zum Trotz, nicht durch ihn geworden.

Der Kaiser bediente sich der Concilien, um seine Befehle durch die versammelten Bischöfe als Eingebungen des h. Geistes verkündigen zu lassen. Diese Concilien waren natürlicherweise, so lange Constantin oder einer seiner kräftigeren Nachfolger waltete, nur blinde Werkzeuge der Regierung. Sofern aber schwächere Regenten auf den Thron kamen, die charakterlos sich durch Hofintriguen, Weiber, Verschnittene lenken ließen, erhielten alle Ränke, auch der Geistlichkeit, freien Spielraum. Zu diesen aber gab der Rangstreit der griechischen Patriarchen reichlich Veranlassung. Und da man einen Nebenbuhler von einer einflußreichen Stelle nicht wohl besser vertreiben konnte, als wenn man ihn der Ketzerei beschuldigte, so wurde die Rechtgläubigkeit ein Deckmantel der Habgier, des persönlichen Hasses und Neides. Gewisse Dogmen wurden nur aus solchen Rücksichten aufgestellt oder angegriffen, vertheidigt oder verworfen. Dem ganzen Dogmenstreit jener Jahrhunderte liegt ein Kampf persönlicher Interessen und schändlicher, in jeder Beziehung unchristlicher Leidenschaften zu Grunde.

Indem der Verfasser dieß weiter ausführt und thatsächlich belegt, vergißt er doch nicht, immer den Leser daran zu erinnern, daß die Würde des Christenthums selbst durch solche unwürdige Bischöfe nichts verlor, und daß auch der Segen, der den Völkern durch das Christenthum geworden, im Wesentlichen nicht dadurch beeinträchtigt werden konnte. Und er preist die Vorsehung, die auf wahrhaft wunderbare Weise Böses immer wieder zum Guten gelenkt habe. Eine tiefsinnige Sage geht durch die christliche Welt, wo ein so recht unbegreiflich hohes Werk gothischer Kirchenbaukunst zu Stande gekommen, habe der Dämon in der Tiefe in teuflischer Absicht daran bauen helfen und es so kunstreich vollendet, sey aber um den Dank betrogen worden. Dieses Mährchen drückt sinnreich aus, was wir hier meinen.

Der Dogmenstreit muß in verschiedenen Zeitaltern aus einem verschiedenen Gesichtspunkt angesehen werden. In spätern Jahrhunderten, als die römische Hierarchie sich ausbildete, war die Richtschnur für alle neuen Glaubensbestimmungen das Interesse der kirchlichen Obergewalt. In jenen frühern Jahrhunderten und zur Zeit des kirchlichen Servilismus, als die Bischöfe nur um ihren Einfluß unter der unbestrittenen Obergewalt des byzantinischen Kaisers zankten, waltete viel mehr Zufall in der Annahme oder Verwerfung von Glaubenssätzen und der spekulative oder sophistische Geist, der den Griechen stets eigen war, hatte viel freiern Spielraum. Es kam nämlich nicht darauf, was irgend ein Bischof behauptet hatte, sondern nur daß er es behauptet hatte. Sein Nebenbuhler bestritt es, nicht weil es falsch war, sondern um es für falsch auszugeben, um es zu bestreiten. Man improvisirte Ketzereien, nur um den, dem man übel wollte, als Ketzer verdammen zu können. Doch unbewußt folgten die Geister auch in diesen gehässigen und verworrenen Fehden einer unvermeidlichen Richtung. Es zeigte sich nämlich, daß nach langen Schwankungen doch sowohl das Volk, als die Kaiser zuletzt immer der Meinung anhingen, welche den Heiland am höchsten stellte.

Schon unter Constantin dem Großen wurden die Spitzfindigkeiten der Theologen von dem Ehrgeiz und

Digitized by Google

der Habgier der Bischöfe ausgebeutet und als Waffen gegen den Nebenbuhler benutzt. Als der Streit zwischen Arius und Athanasius über die göttliche oder menschliche Natur Christi ausbrach, gebot ihnen der Kaiser Stillschweigen, „weil das Volk durch so elende Zänkereien nur verwirrt werde.“ Dieß war ungefähr die Ansicht des Bischof Eusebius, der beim Kaiser in großen Gnaden stand. Allein der Bischof Hosius, ein geheimer Nebenbuhler dieses Eusebius, mißbrauchte den Auftrag, jenen theologischen Zank in Aegypten beizulegen, gerade zu noch größerer Verhetzung der stärkeren athanasischen Partei und wußte den Kaiser so besorgt um die Ruhe in der Christenheit zu machen, daß Eusebius gestürzt wurde. Nun berief Hosius das berühmte Concilium in Nicäa zusammen, größtentheils aus griechischen Bischöfen seiner Partei, mit absichtlicher Vernachläßigung der lateinischen Bischöfe und ließ den athanasischen Lehrbegriff detretiren. Constantins Schwester Constantia durchschaute die Intrigue, und unterrichtete den Kaiser davon, worauf Hosius und Athanasius verbannt wurden. Arius kam wieder zu Gnaden, wurde aber, wahrscheinlich durch Gift, aus dem Wege geraffit. Athanasius, der nach Trier verbannt worden, schloß sich eng an den römischen Papst an, dem sich hier eine Gelegenheit darbot, als Richter zwischen die griechischen Parteien zu treten. Eusebius berief eine Synode der Arianer nach Antiochia, opferte aber hier die strenge Lehre des Arius auf, um sich mit dem Papst in Rom zu versöhnen. Dieser aber wich den Friedensanträgen aus, weil er es zu keiner Vereinigung der griechischen Parteien kommen lassen wollte, da er ja nur von ihrer Uneinigkeit Vortheil ziehen konnte. „Sehen wir jetzt, welche Schritte Athanasius und der Papst Julius thaten. Wenn es Jenem, wie er so oft und feierlich behauptete, einzig darum zu thun war, dem Homousion den Sieg zu verschaffen, so konnte er jetzt diesen Zweck vollkommen erreichen, sobald er es über sich vermochte, dem Frieden der Kirche sein Bisthum zum Opfer zu bringen. Denn die ehemaligen Arianer hatten sich ja zu Antiochien als rechtgläubige Verehrer des Sohns ausgesprochen und nichts mehr trennte sie von den Katholiken, als ihre, auf ein an sich höchst vernünftiges Kirchengesetz gestützte, Erklärung, daß die Rückkehr des Athanasius auf seine Stelle ungültig sey. Das Gleiche gilt vom Papst. Lag ihm, wie er betheuerte, wirklich nur das Wohl der Kirche am Herzen, dann brauchte er bloß den Vätern von Antiochien die Hände zu reichen, so triumphirte die wahre Lehre vom Sohne und der Friede der Kirche war wieder hergestellt. Aber Beide zeigten jetzt durch die That, daß dem Einen der Besitz seiner Stelle und Rache an seinen Gegnern, dem Andern die Herrschaft über die übrigen Bischöfe weit theurer sey, als alle dogmatischen und kirchenrechtlichen Grundsätze der Welt. Sie führten zwar das Wort Friede im Munde, aber rüsteten sich zum Kriege. Athanasius ging nämlich, um sich den Schutz des römischen Stuhls zu sichern, gegen den Papst schwere Verpflichtungen ein, von denen wir bei Gelegenheit des Sardicensischen Concils handeln werden. Der Papst dagegen wich den Friedensanträgen der Antiochischen Synode, und dem Entweder, Oder, das sie ihm namentlich im vierten Canone gestellt, mit kühner Stirne aus, fuhr jedoch auch nach dem Schlusse jenes Concils fort, mit den Orientalen zu unterhandeln, indem er einen früheren Vorschlag wiederholte, daß er zu Rom eine Kirchenversammlung halten und über die Sache des Athanasius entscheiden wolle, nur müßten Jene selbst in Rom erscheinen und sich dem päpstlichen Urtheile unterwerfen. Die Orientalen bezahlten den Papst mit gleicher Münze. Nachdem sie lange genug die Antwort verzögert, schrieben sie endlich einen zierlich abgefaßten, aber nichts desto weniger stacheligten Brief nach Rom, der für die Stellung der Parteien bezeichnend ist. „Alle Welt,“ heißt es darin, „kenne die hohen Ansprüche der römischen Kirche, sie sey ja die Denkwerkstätte der Apostel, und die Mutterstadt des rechten Glaubens, obwohl derselbe bekanntlich doch vom Osten ausgegangen. Aber der Papst täusche sich, wenn er wähne, daß er wegen der Größe seiner Stadt über die Orientalen herrschen dürfe.“ S. 266. Dieß läßt einen tiefen Blick in die Intrigunen jener Zeit thun.

Als der Kaiser Constantius zur Alleinregierung gelangte, den Athanasius durch seinen Bruder Constans vom Abendlande aus oft hatte bedrohen lassen, änderte sich die Scene plötzlich. Constantius hatte einen unversöhnlichen Haß auf den Athanasius geworfen und verfolgte ihn bis auf den Tod. Doch Athanasius floh in die ägyptische Wüste. Der Papst selbst, Liberius, wurde verbannt, weil er den Athanasius nicht aufgeben wollte. Aber er blieb sich nicht treu. Als er sah, wie Alles freiherzig abfiel und dem Kaiser blind gehorchte, gab auch er seine peccavi ein und wurde unter dieser Bedingung zurückgerufen. So demoralisirt war die Kirche. Es versteht sich demnach von selbst, daß Liberius auch seinem dem Kaiser gegebenen Worte keineswegs treu blieb, sondern wieder die Partei des Athanasius, der er öffentlich abgeschworen hatte, heimlich begünstigte.

Darf man sich nun wundern, daß unter diesen Umständen der neue Kaiser Julianus von tiefem Ekel gegen die bischöfliche Welt ergriffen wurde? War es nicht vielmehr eine gerechte Strafe dieser Bischöfe, daß Julianus als Heide den christlichen Parteien eine allgemeine

Digitized by Google

Amnestie ertheilte, den Athanasius zurückrief, aber auch dessen Gegnern alle Freiheit ließ, und sich persönlich daran ergötzte, dem Dogmenstreit zuzuhören und die wüthenden Blicke zu sehen, welche sich die Bischöfe einander in seiner Gegenwart zuwarfen, während er sie ironisch zur Verträglichkeit ermahnte!

Indeß war, wie Athanasius richtig einsah, dieser Julian nur eine Wolke, die bald vorüberzog. Nach mancherlei Schwankungen stellte Kaiser Theodosius der Große im constantinischen Sinn die Ordnung d[illegible], aber er mußte sich dabei des römischen Papstes bedienen. Die Einheit und der Frieden der Kirche waren unmöglich, so lange die Bischöfe rivalisiren konnten; ein unbestrittenes Oberhaupt mußte über sie gesetzt werden und dazu war keiner geeignet als der römische. Ueberdieß legte Theodosius großen Werth darauf, sich das Abendland zu verbinden, weil nur die volle vereinigte Kraft des altrömischen Reichs dem immer drohenderen Andrang der Völkerwanderung widerstehen zu können schien. Und so war denn abermals Staat und Kirche in einem Guß. Aber die Vorsehung wollte nicht, daß die Schöpfung des großen Theodosius von Dauer seyn sollte. Der Papst bebielt die ihm einmal vom Kaiser verliehene Macht, aber die Kaiser des Abendlandes gingen zu Grunde.

Wir können hier nicht auf alle Parteien des Werkes eingehen. Darum lassen wir zur Seite, was der Verfasser über das so tief eingreifende Institut der Mönche sagt, die vorzugsweise in Aegypten, wo sie entstanden, mächtig waren und zum Siege des Athanasischen Symbols sehr viel beitragen. Auch auf alle einzelne dogmatische Fehden können wir hier nicht eingehen. Wir übergehen also die interessanten Schicksale der Anhänger des Origenes und des edeln Chrisostomus. Nur bei dem Nestorianischen Streit wollen wir verweilen, da er mit dem Arianischen sehr genau zusammenhängt und die Weiterentwicklung der Hierarchie bedingte. Nestorius, Metropolit von Konstantinopel, begann im Anfang des fünften Jahrhunderts aufs Neue gegen das Athanasianische Symbol aufzutreten. Sollte Christus ganz Gott gleich gewesen seyn, wie kann er denn Angst vor dem Tode gehabt, Angstschweiß vergossen haben ꝛc.? frug er und berief sich dabei auf die heilige Schrift. Sein heftiger Gegner war Cyrillus, Nachfolger des Athanasius in Alexandria, der sich auch wieder an den römischen Papst wandte. Aber der Papst hatte jetzt nicht mehr das Interesse, die griechischen Parteien gegen einander zu hetzen, wie früher. Jetzt war sein Uebergewicht über alle andern Bischöfe schon durch den Kaiser gewährleistet, jetzt sah er nicht mehr Collegen, sondern schon Untergebene in ihnen und es kam ihm darauf an, sie alle in gleichem Gehorsam zu vereinigen. Zum ersten Mal proklamirten die Legaten des Papsts dessen Befehle unter den griechischen Bischöfen in lateinischer Sprache. Man begann damit, den Nestorius zu entsetzen, der im Elend starb. Dann aber schrieb Papst Leo der Große in einem Brief an des Nestorius Nachfolger Flavianus im Jahr 449 die vermittelnde Glaubensformel vor, die beide Parteien vereinigen und fortan als einzige Richtschnur gelten sollte. Hatten nämlich die Aegypter vorzugsweise die göttliche, die Syrer und Konstantinopolitaner dagegen vorzugsweise die menschliche Natur Christi anerkannt, so erklärte der Papst jetzt, beide Naturen seyen, und zwar jede in ihrer ganzen Fülle, in Christo vorhanden und aufs innigste verschmolzen. Dieß konnte beide Parteien, indem er gewissermaßen jeder Recht gab, vereinigen. Aber die ägyptische Partei war nicht damit zufrieden, daß die Konstantinopolitaner hiedurch einen Ausweg und eine Rechtfertigung erhalten sollten. Dioscor, Nachfolger des Cyrillus, kam dem Papst zuvor, überfiel die davon sogenannte Räubersynode zu Ephesus mit bewaffnetem Gesindel, ließ den unglücklichen Flavianus, den er selbst mit Füßen treten half, umbringen und zwang die versammelten Bischöfe, bei dem alten Athanasischen Symbol zu bleiben. Als aber bald darauf die Prinzessin Pulcheria zur Regierung gelangte, die er früher beleidigt hatte, sah er sich gezwungen, sich wieder dem Papst in die Arme zu werfen. Papst Leo aber, der nicht mit sich spielen ließ, versammelte ein großes Concilium zu Chalcedon und ließ hier durch seine Legaten den Dioscor absetzen und die Concordienformeln, wor, nach Christus sowohl vollkommen Gott als vollkommen Mensch seyn sollte, zum allgemeinen Gesetz erheben. Aber der neue Kaiser Marcianus, Gemahl der Pulcheria, durchkreuzte die Pläne des Papstes, indem er, eifersüchtig auf dessen Macht, sich kaiserliche Prärogative in Kirchenangelegenheiten vorbehielt, und, um den Papst zu schwächen, den orientalischen Bischöfen wieder mehr Unabhängigkeit von Rom verlieh. In der That ist es den Päpsten nicht gelungen, sich die griechischen Kirchen zu unterwerfen, aber ihre Einwirkung auf dieselben in den Zeiten jenes Dogmenstreits hat doch nicht wenig zur Erhebung des römischen Stuhls über alle andern bischöflichen Stühle beigetragen.

Hiermit schließt die erste Abtheilung des zweiten Bandes. Der Fortsetzung dieses mit einem tiefen politischen Blick geschriebenen Werkes sehen wir mit Begierde entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Januar 1842.

Spanische Literatur.

Blüthen der spanischen Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. Magdeburg, Bänsch, 1841.

Eine poetische Blumenlese aus den Werken mehrerer älteren spanischen Dichter. Voran steht Luis Ponce de Leon, der fünf Jahre in den Kerkern der Inquisition schmachtete, weil seine Uebersetzung des hohen Liedes gegen seinen Willen veröffentlicht worden war. (Bekanntlich war jede Uebersetzung der Bibel in die Landessprache von der Inquisition verboten.) Endlich kam er auf Verwendung des Augustiner-Generals wieder los und starb selbst als Generalvicar der Augustinerklöster in Castilien im Jahr 1591. Seine Dichtungen zeichnen sich durch eine seltene Hoheit und Würde der Gesinnung aus. Vortrefflich ist das Gedicht auf die Hütte, in der er auf einem hohen Berge Gott in Frieden dienen will.

Du Berg, deß Gipfel hebet
Zur Wolke sich, und dem die Ruh' gewähret,
Die nicht hier unten lebet,
Wo Blindheit noch verkehret
Und wilde Leidenschaft das Herz verzehret!

Dein Gipfel mich empfange!
Nimm den Verfolgten auf, der will sich scheiden
Von irren Volkes Drange,
Von Mühe sonder Freuden,
Und falschem Frieden, unverdientem Leiden!

Wo reiner wehn die Lüfte,
Da laß mich sitzen, daß ich mir die Wunde
Ausheile von dem Gifte,
Das arglos ich zum Munde
Geführt, und mein verderbtes Herz gesunde!

Daß mählich mög' entschweben
Aus dem Gedächtniß, was dort niederlegte
Das trugbethörte Leben,
Das ewig aufgeregte,
Von eitler Lust und bitterm Schmerz bewegte.

Auf dir, gleichsam entkleidet
Des Staubes, wo mein Geist nicht mehr der alten
Gewohnheit Fessel leidet;
Da wird zu Frieden, Walten
In Licht und Lust mein Leben sich gestalten.

Von Dir werd' ich gewahren,
Zum Meere blickend unter mir mit Beben,
In welcherlei Gefahren
Die Unglückselgen schweben,
Die sich den salz'gen Wogen preisgegeben.

Gewiß ein sehr poetisches Gemälde. Das Großartigste aber sagt der Dichter über sein Vaterland. Er sieht in dem grenzenlosen Ehrgeiz und in der krankhaft aufgereizten Eroberungssucht und Habgier Philipps II. das Unglück seines Volks und verkündet auf der Höhe des Glücks und des Ruhms den nahen Fall.

Umsonst durchpflügt die Wogen
Portugals Kiel; in Ormus, im Gebiete
Malacca's wird gezogen
Kein Baum, deß edle Blüthe
Zufriedenheit verleihet dem Gemüthe.

Kein Indien schenkt uns Frieden,
Und seltene Smaragde, Philipp, laben
Kein Herz mit Ruh' hienieden;
Mehr will das Auge haben,
Je mehr die geiz'ge Seel' empfing an Gaben.

Den Feldherrn Roms, ihn machte
Nicht satt der Perser Schatz, den er genossen,
Und der ins Grab ihn brachte;

Digitized by Google

Und Tantalus, umflossen
Von Wellen rings, steht traurig und verdrossen.

Gleich diesem Durst, und schlimmer
Noch, ist des Armen Loos, der stets sich plaget,
Sich häuft des Goldes Schimmer,
Nicht vor dem Meere zaget,
Und nicht die karge Hand zu öffnen waget.

Der Schatz, der unberühret,
Was nutzt er, wenn um süßen Schlaf er bringet?
Die Fessel härter schnüret?
Die Stirn in Runzeln zwinget?
Der Herr beim Ueberfluß mit Mangel ringet?

Der zweite Dichter Garcilaso de la Vega ist nicht minder interessant. Ein heldenmüthiger Soldat stritt er für Spanien gegen Türken und Franzosen, war mit bei der berühmten Vertheidigung Wiens im Jahr 1529 und fiel beim Sturm auf Frejus. Der bartigen Lippe dieses Helden entströmten aber die zartesten und weichsten Lieder.

Du, mehr als marmorhart bei meinen Klagen,
Und bei der Flammen Gluth, die Qual mir geben,
Von mehr als Eises Kälte, Galathée!
Ich sterbe hin und fürchte selbst das Leben,
Und muß mit Recht, da Du mich fliehst, verzagen,
Weil ohne Dich kein Erdenglück ich sehe.
Von Dir verlassen, wehe!
Darf ich vor Niemand wagen
Den Blick emporzuschlagen,
Und vor mir selbst muß ich in Schaam entbrennen.
Du willst Dich Herrin nicht des Herzens nennen,
Das stets so treu, das keine Stund' im Tage
Von Dir sich konnte trennen?
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!

Wenn er malt, sind es zarte Schäferinnen und liebliche Nymphen.

In holder Einsamkeit am Tajo findet
Ein Busch von grünen Weiden sich, die dicht
Des Epheus üppiges Gerank umwindet,
Vom Fuße bis zur Kron' hinauf umflicht,
Und so umspinnt, zusammenwebt und bindet,
Daß bis zum Rasengrund kein Gluthstrahl bricht.
Vom muntern Strome wird die Au genetzet,
Erfrischt der Rasen und das Ohr ergetzet.

Des Tajo Fluthen ziehn an dieser Stätte
So sanft dahin und so kristallenklar,
Daß sich ihr Gleiten in den Ufern hätte
Wohl kaum gemacht den Blicken offenbar.
Empor hob eine Nymphe, die sein Bette
Bewohnt, ihr Haupt, das feine, goldne Haar
Sich kämmend, und ihr Auge fiel auf diese
An Blumen und an Schatten reiche Wiese.

Am dunkeln Plätzchen findet sie Vergnügen,
Am Duft der Au, der Zephyrlüfte Spiel;
Sie sah die Vöglein, matt von langen Flügen,
Auf Aesten ausruhn in des Laubes Kühl'.
Schon schwieg, weil ihren Mittagspunkt erstiegen
Die Sonne hat, des Lebens froh Gewühl;
Nur das Gesumme der Geschäft'gen Immen
Ertönte durch das Schweigen aller Stimmen.

Nachdem ihr Blick betrachtet in der Runde
Hat lang' und aufmerksam den Schattenort,
Zog sie, hinabzutauchen bis zum Grunde,
Ihr Köpfchen in die Fluth zurück sofort. —
Den Schwestern rühmet mit beredtem Munde
Sie dann, wie herrlich kühl die Stätte dort;
Und mahnt und bittet sie, sich zu begeben
Am Nachmittag dorthin, um da zu weben ꝛc.

Dieß mag genug seyn, um die liebenswürdige Phantasie des kriegerischen Dichters zu charakterisiren und zugleich von der Anmuth der Uebersetzung Beweise zu geben. Merkwürdig ist unter den vielen hier mitgetheilten Liedern dieses Sängers auch eins, das er in einem Thurm bei Wien an der Donau dichtete, in dem er wegen eines Liebeshandels eine Zeit lang gefangen saß.

Von ähnlicher Zärtlichkeit sind die Gedichte des Gaspar Gil Polo:

Sobald, mit tausend Farben überkleidet,
Der Lenz in diesem holden Thal erschienen:
Dann strahlt der Himmel und die Matten grünen,
Der Hirt wird reich und froh die Heerde weidet.
Die süßen Klagen Philomelens steigen
Aus Blüthenzweigen;
Die Quellen springen
Und ringsher singen
Die Nymphen wieder
Und das Gefieder:
Doch wenn Elvinia's Augen ab sich wenden,
Dann wird es Winter gleich an allen Enden.

Mehrere Lieder widmet der Dichter dem Amor, und so viel auch schon über den kleinen Liebesgott gedichtet ist und bis zu welcher Trivialität die Schäferpoesie in dieser Beziehung herabgesunken ist, so muß man doch gestehen, daß die Scherze des spanischen Dichters über Amor voll Geist sind.

Nicht blind ist Amor, ich bin es; in Plage
Hab' ich aus freier Wahl mich ja begegeben.
Kein Kind ist Amor, ich bin eins; in eben
Dem Nu ja lach' und wein' ich, hoff' und zage.

Digitized by Google

Von Amors Flammen fabelt Thorensage.
Sein Feuer ist das heiße, heft'ge Streben;
Die Flügel sind des Geistes kühnes Schweben
Und eitle Hoffnungsträume, die ich wage.

Es führet Amor Pfeile nicht, noch Bande,
Das freie Herz zu fesseln, zu verwunden;
Er hat nur die Gewalt, so wir ihm leihen.

Denn Amor lebt nur in dem Dichterlande;
Ihn träumt der Thor, ihn hat der Wahn erfunden:
Ha, welchen Göhen wir Verehrung weihen!

In einem andern Gedicht an Amor heißt es:

O Grausamkeit, der keine gleich zu schätzen!
O Frevel voll Entsetzen!
Genügt die Macht Dir nicht, die Du erhalten,
Daß Du so streng wollst schalten,
Wie sich kein Herr, nur ein Tyrann gebahr?
O blinder, eitler Knabe!
Warum bist Du so streng, so grausam eben
Ihm, der sein Herz Dir hingibt und sein Leben?

Ebenfalls zärtlicher Dichter, doch vorzugsweise Blumenmaler ist Francisco de Rioja. Sein vortreffliches Lied auf die Nelke mag zeigen, wie warm er empfindet, wie meisterhaft er schildert:

O Neid', in Gluthen brennend!
An Dir, der Flamme Neid, dem Neid Aurora's,
Hing freundlicher das Mutterauge Flora's,
Die, Farbenpracht Dir gönnend,
Dir auch geschenkt des Jahres schönste Stunden.
Erst wenn hoch auf Montcay's Felsenzinnen
Den grauen Schnee, da heißern Strahl sie sendet,
Die Sonne macht zerrinnen,
Sehn wir der Blätter Purpur Dich entfalten.
Doch hat die Farb' auch Flora Dir gespendet,
Wie Du der Blüthe Zeit von ihr erhalten?
Nein, Amor, Amor war's, der leise tauchte
In seiner Flammen Gluthen Dich, und hauchte
Den Götterduft Dir ein, den würzig reinen.
Darum bist Du — gegeben
Hat Schönheit Dir den Preis — o Feuerblume!
Der Schmuck und Glanz der zarten Hand, der kleinen,
Bist Schmuck und Glanz und Leben
Des sechsten Lockenbaares,
Das um die reine, weiße Stirn sich ringelt.

Nicht andern hohen Göttern, nur der Liebe
Geweiht zum Eigenthume
Bist Du, beglückte Blume!
So oft ich Dich betrachte
In dieser schönen Locken gold'nem Scheine,
Um die ich wein' und schmachte,
Um die ich schmachte' und weine,
Fühl' ich im Herzen Neid zugleich und Liebe.
Wenn mit dem Schnee, dem zarten, mit der Rose,
Nein, mit dem Himmel, dem so freundlich milden,
Ein Liebesnetz die feinen Locken bilden:
Dann bist, o Nelke, Heil dem sel'gen Loose!
Zu einem Liebesnetze Du gesponnen.
Wenn Du der süßen Lippe nahest, welche
Zu küssen selbst des Kältesten Verlangen:
Sobald berührt Du mit dem rothen Kelche
Sie, die von Purpur glühen,
Seh' ich ach! Dich in höhern Gluthen prangen.
Hat die Natur denn Dir Gefühl verliehen?

O wohl mir, daß ich keins von ihr empfangen!
Dein Feuer, Deinen Würzhauch möge preisen
Ein Andrer, dessen Ruhe nimmer störet
Der Neid ob Gunstbeweisen.

Es sind noch Gedichte von mehreren andern Spaniern hier aufgenommen, die uns aber weniger angesprochen haben. Die Sammlung gehört zu den Besten, was von spanischer Poesie der deutschen angeeignet worden sind und wir wünschten wo möglich eine Fortsetzung.

Deutsche Geschichte.

1) Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit, nach Quellen bearbeitet von Prof. A. W. Strobel. Erster Theil. Straßburg, Schmidt und Grucker. In Commission in allen deutschen Buchhandlungen, 1841.

Ein sehr empfehlenswerthes Geschichtswerk. Der Verfasser stellt sich zwar auf einen kosmopolitischen Standpunkt und sieht das Elsaß als ein Grenzland zwischen Frankreich und Deutschland, nicht als ein ausschließlich deutsches Land an; allein sein ganzes Werk ist nichtsdestoweniger deutsch gefühlt, gedacht, geschrieben und handelt von den Alterthümern eines echt deutschen Landes. Indem man die Vergangenheit des Elsasses betrachtet, wird man glücklicherweise durch nichts erinnert, daß das Elsaß heutzutage mit Frankreich zusammenhängt.

Auch hat der würdige Vers. nicht bloß die politische und kirchliche Geschichte des Landes, sondern nicht minder die Kulturgeschichte berücksichtigt und Nachricht gegeben von allen ausgezeichneten Geistern, die das Elsaß hervorgebracht und die eine Zierde der deutschen Dichtkunst oder Gelehrsamkeit waren.

So geht denn ein reiches Gemälde unsern Blicken

Digitized by Google

vorüber. Wir sehen die Gallier besiegt von den über den Rhein strömenden Sueven, dann die Römer als Herrn des Flusses, bis auch sie den Deutschen wieder weichen müssen. Burgunder nehmen das Elsaß in Besitz, ziehen sich aber wieder südwärts nach der Rhone hinab. An ihre Stelle treten Alemannen und Franken. Schon seit der h. Maternus, noch zur Römerzeit, das Land bekehrt, sind Kirchen und Klöster erstanden, unter den frommen Deutschen nehmen sie immer mehr überhand. Romantisches Interesse erregt insbesondere die h. Otilie, nach welcher der berühmte Otilienberg benannt ist. Neben den Klöstern und dem Bisthum erheben sich ansehnliche Grafengeschlechter und die Städte, vor allen Straßburg. Das Elsaß ist ein integrirender Theil Deutschlands. Schon innerhalb des alten Frankreichs ward es dem deutsch-fränkischen Austrasien zugezählt und getrennt sowohl von Burgund als von dem welschen Neustrien. Nach der Theilung von Verdun bleibt es bei Deutschland und kommt unter das Herzogthum Schwaben. Damals erscheint das Elsaß zuweilen als Kriegsschauplatz kämpfender Nachbarn oder Parteien im Reich, zuweilen auch beunruhigt von einem Zwist, besonders durch den Kampf der freien Bürger einerseits mit dem Adel, andrerseits mit den Bischöfen. Die kaiserliche und herzogliche Gewalt wird nach und nach geschwächt, die Gewalt einzelner Dynasten, Bischöfe und Städte tritt immer uneingeschränkter hervor bis zum Untergang des hohenstaufischen Hauses. Die Geister, die damals in stillen Klostermauern oder auf romantischen Burgen für die Nachwelt wirkten, waren zuerst im 9ten Jahrhundert der Mönch Otfried im Kloster Weißenburg, dessen Christ eins der unschätzbarsten Denkmäler altdeutscher Sprache und Dichtkunst ist. Dann die merkwürdige Nonne Herrad von Landsberg, über die Engelbardt ein schönes Werk herausgegeben hat (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1828), im 12ten Jahrhundert. Dann die Sänger aus dem 13ten Jahrhundert, unter denen Gottfried von Straßburg den höchsten Ruhm erlangt hat, neben dem aber auch Heinrich der Gleißner als Fabeldichter sehr auszezeichnet ist.

Der erste Band schließt in der Mitte des 13ten Jahrhunderts. — Ueber die Abstimmung der Elsässer hatte der Verf. vielleicht noch mehr Data beibringen dürfen. Er nimmt sie als rein fränkisch an, indem er hauptsächlich auf eine Stelle des Sidonius Apollinaris Gewicht legt, nach welcher Germania prima von den Franken besetzt worden sey. Allein die noch jetzt herrschende Sprache im Elsaß ist der alemannischen Mundart in gegenüberliegendem Schwarzwald und in der Schweiz weit näher verwandt als der fränkischen Sprache am Mittelrhein und Main. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich die Franken in einer schmalen Linie den Rhein hinauf zwischen Burgunder und Alemannen eingezwängt haben. Das Elsaß scheint vielmehr nach dem Abzug der Burgunder und vor der Schlacht bei Zülpich, in welcher die Franken über die Alemannen siegten, vorzugsweise von Alemannen besetzt worden zu seyn. Nach dieser Schlacht kam es, wie das schwäbische Unterland selbst, unter die Herrschaft der Franken, während das schwäbische Oberland ob der Steig noch vom großen Gothenkönig Theoderich beschützt wurde. Die Väter der heutigen Elsässer sind also schwerlich reine Franken, sondern nur unter fränkische Herrschaft gekommene und mit Franken vermischte Alemannen.

2) Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses. Von Aug. Freih. von Berstett. Mit 14 Kupfertafeln. Freiburg im Breisgau, in Commission bei Emmerling, 1840. 4.

Für Freunde der Münzkunde und Geschichte ein sehr schätzbares Werk, da es noch gar keine Münzgeschichte des Elsasses gibt, und da der Verfasser eine nicht geringe Anzahl seltener und interessanter Münzen, von denen noch nie öffentlich die Rede war, beschrieben und abgebildet hat. Er ordnet sie nach der alphabetischen Folge der Münzorte, der Elsässer Städte und Klöster, aus denen sie stammen, sodann nach dem Metallwerth und endlich nach der Zeit ihrer Prägung. Die ältesten zeigen den Landgrafen mit der Fahne, den Bischof mit dem Stabe, die gothische Pforte eines Klosters ꝛc. Dann folgen die reichsstädtischen mit den Wappen der Städte, Colmar mit dem Scepter, Hagenau mit der Rose, Mühlhausen mit dem Mühlrad, Straßburg mit dem Schrägbalken oder mit der Lilie. Die Lilie ist nämlich ein uraltes Symbol der richterlichen Gewalt bei den altfränkischen Königen, bei den salischen Kaisern, bei den bayrischen Herzogen ꝛc., bedeutend den Frieden, der aufrecht erhalten werden sollte, daher die Richter eine Lilie auf ihrem Stabe trugen oder der Richterstuhl damit geziert war. Diese uralte Straßburger Lilie ist also nicht zu verwechseln mit der viel spätern französischen Lilie. An die stadtischen Münzen schließen sich die Kaisermünzen und Gelegenheitsmedaillen an. Hier geht die ehrbare und stolze Reichsbürgerlichkeit leider nur zu bald in den Servilismus gegen Ludwig XIV. über. Von der Zeit an, da Frankreich sich auf die tückischeste (und noch immer nicht gerochene) Weise Straßburgs bemächtigte, beginnen die schändlichen Huldigungs- und Hohnmedaillen, die einen Theil der histoire métallique des sogenannten großen Ludwig ausmachen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. Januar 1842.

Kunst und Alterthümer.

Herkulanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen. Gestochen von H. Roux aîné. Mit erklärendem Text von L. Barré. Band I—IV deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser. Band V und VI von Hermann H. Hamburg, Meißner, 1841. Groß 8.

Das Werk, dessen erste Lieferungen wir bereits früher anzeigten, ist nun vollendet. Die Lieferungen sind außerordentlich rasch auf einander gefolgt, was man nicht genug loben kann, da es andere Unternehmer so häufig an der Erfüllung ihrer Zusagen im Punkt der Zeit fehlen lassen, und manche Sammlung, deren Vollendung dem Publikum in wenigen Jahren versprochen wurde, nun schon Jahrzehnte auf sich warten läßt und noch Jahrzehnte wird warten lassen, z. B. eine gewisse berühmte Sammlung von Uebersetzungen.

Das vorliegende Werk, das mit so praktischer Schnelligkeit ins Leben getreten ist, empfiehlt sich auch durch seinen Inhalt dem praktischen Gebrauche. Nicht nur Alterthumsforschern, Philologen und Künstlern wird es bei seiner verhältnißmäßigen Wohlfeilheit und bei der Vollständigkeit seiner Bilder, worin es alle ältern Sammlungen übertrifft, zum Handgebrauch die besten Dienste leisten, sondern auch Fabrikbesitzer werden viel daraus lernen können, da Zimmerdekorirungen, Arabesken, Ornamente, Möbel und Geräthschaften der Alten von allen Arten darin vorkommen und fast durchgängig von so gewähltem Geschmack sind, daß sie uns als Modelle dienen können.

Herkulanum und Pompeji gehörten nicht zu den größten Städten des römischen Reichs. Es waren hier nicht die Residenzen der Kaiser, die Sammelplätze aller Großen und Reichen, es waren nicht einmal alte heilige Tempelsitze, an die sich etwa große Denkmäler alter Kunst hätten anknüpfen können. Es waren vielmehr mittelmäßige Provinzialstädte von verhältnißmäßig modernem Zuschnitt. Und doch war über alle Wohnungen, Wände, Möbeln und Geräthschaften dieser Städte ein Zauber von Schönheit ausgegossen, der die höchste Bewunderung erregt. Es liegt darin der Beweis, daß der Schönheitssinn bei den Alten sich überallhin verbreitet hatte, daß er die Lebenskreise der Römer wie der Griechen bis auf die Gegenstände des geringfügigsten Bedürfnisses durchdrang.

In einzelnen Bildern oder Geräthen, die aus den verschütteten Städten Herkulanum und Pompeji wieder ausgegraben worden sind, mögen wir Copien von berühmten Originalen der größten Meister vor uns haben, wie wir denn auch auf Münzen und geschnittenen Steinen hin und wieder denselben Gegenstand auf dieselbe Weise aufgefaßt, wahrscheinlich als Abbilder eines Urbilds wiederkehren sehen. Allein dieß sind doch immer nur seltene Ausnahmen. Im Allgemeinen war in Herkulanum und Pompeji auch nicht ein einziges Zimmer dem andern gleich ausgemalt, war nicht eine gemalte Figur der andern gleich, hatte kaum eine Lampe die Form und Zeichnung der andern. Ueberall, in jedem Hause, schien ein ganz origineller Künstlergeist zu walten. Entweder der Genius des Künstlers oder der Geschmack der Hausbesitzer verlangte Abwechselung. Von gleichen Fabrikaten, wie unsere Wandtapeten, Stühle, Spiegel, Teller ꝛc. war bei den Alten nicht die Rede. Kamen die häuslichen Geräthe auch aus Fabriken, so waren sie doch immer von höchst auffallender Verschiedenheit, wie z. B. die Vasen, die man jetzt in so ungeheurer Menge sammelt und die in vielen tausend Exemplaren immer wieder andere Zeichnungen darbieten.

Insofern nun sind die Entdeckungen in Herkulanum und Pompeji eine Fundgrube wie für die Kunde des Alterthums überhaupt, so für die Bildung des Geschmacks in den Künsten und Gewerben, und daß sie

Digitized by Google

durch ein verhältnißmäßig wohlfeiles und handliches Werk dem Publikum zugänglicher geworden sind, ist mit Dank anzuerkennen. Die ältern Kupferwerke sind ungleich kostspieliger, dabei im Format unbehülflicher und nicht vollständig, da gerade in den letzten Zeiten ausgezeichnete neue Funde gemacht worden sind. Man muß sie auf den Bibliotheken suchen. In die Hände der Privaten kommen sie selten wegen ihres hohen Preises. Daher sind ihre Bilder weit weniger allgemein bekannt, als sie es verdienen.

Der erste Band enthält die architektonischen Verzierungen, größtentheils Muster von Zierlichkeit. Raphael kannte nur Weniges dieser Art aus den römischen Ruinen und ahmte es in seinen berühmten Logen nach. Seitdem ist die hohe Schönheit und Grazie dieses Kunstzweigs allgemein anerkannt. Unter den Gebäuden, die uns diese antiken Wandbilder darstellen, dürfte vielleicht manches Abbild wirklich vorhandener Tempel und Palaste seyn, und ware auch Alles nur freie Phantasie, so erkennen wir daraus doch den Geist und Geschmack, der die Alten bei der feineren Ausführung und Verzierung ihrer Gebäude leitete, wovon uns die Grundmauern und rohen alles äußern Schmucks beraubten Ruinen selten mehr einen deutlichen Begriff geben. — Der zweite Band enthalt Wandbilder und zwar größere mythologische, historische, theatralische Gruppen und Genrebilder. Darin ist eine Fülle von religiösen und mythologischen Beziehungen niedergelegt, die zu erklären schon längst die berühmtesten Alterthumsforscher gewetteifert haben. Hier reicht der recht fleißige Commentar, der als Text den Kupfern beigegeben ist, zur Verständniß oder zur Hinweisung auf die noch nicht gelösten Schwierigkeiten der Verstandniß hin. Dieser Band wird vorzugsweise den Gelehrten interessant seyn. — Im dritten Bande finden sich die einzelnen Figuren, Götter, Heroen, Eroten, Genien ꝛc., vor allem die berühmten Tanzerinnen und die kleinen Gruppen von Bachanten und Centauren, die bereits in so vielen Abbildern verbreitet sind. Hier entfaltet sich uns die ganze Grazie des Alterthums. Schöneres von Bewegungen kann man wohl nicht sehen, und eine unerreichbare Anmuth ist hier zugleich mit einer solchen Meisterschaft so leicht hin entworfen, daß man gleich sehr erstaunen muß, man mag sich denken, ein Meister habe das Alles in einer römischen Provinzialstadt gemalt, oder die dortigen Handwerker seyen so geschickt und geübt gewesen, Werke der Meister auf diese Weise nachzuahmen. Zu den weniger bekannten und weniger oft abgebildeten Darstellungen gehören einige bachische Tänzergruppen, hier Nr. 57—60 und 66, 67. Sie sind von so ausgezeichneter Schönheit wie die zwölf berühmten Tänzerinnen, welche einzeln tanzen, und wie die vier berühmten Centaurengruppen. Schade, daß Nr. 66 hier zufällig in der Zeichnung mißlungen ist, da es gerade eine der schönsten Gruppen des ganzen neapolitanischen Museums darstellt, und da man an den zahlreichen andern Kupfern der vorliegenden Sammlung durchaus nichts Aehnliches zu tadeln findet. Aber wahrscheinlich hatte der Zeichner nicht das Original in Neapel vor Augen, und kann sich damit entschuldigen, daß auch in den ältern Werken über Pompeji gerade dieses schöne Bild auffallend verzeichnet ist. Ref. verglich das Original in Neapel selbst mit dem Abbild im noch unvollendeten Museo Borbonico in Quart und fand das letztere eben so plump, als das erstere von unübertrefflicher Grazie. So geht es zuweilen mit Abzeichnungen.

Der vierte Band enthalt die Friese, Landschaften und Mosaiken. Die Landschaften sind besonders insofern interessant, als sie uns die Gartenkunst der Alten anschaulich machen. Der fünfte Band umfaßt die Bronzen, Statuen und Büsten, der sechste die Lampen, Candelaber, Gefaße und Geräthe verschiedener Art. (Dazu gehört nun noch das in Paris mit französischem Text herausgekommene Musée secret, worin die priapischen Gegenstände zusammengestellt sind.)

Das Ganze ist wohlgelungen und gewährt ein überaus reiches und vollständiges Bild der unter der Asche des Vesuv begrabenen und so glücklich wieder aufgedeckten antiken Welt.

—

Bäuerliche Verhältnisse.

Die Landgemeinde in Preußen. Von M. v. Lavergne-Peguilhen. Königsberg, Gebr. Borntträger, 1841.

Wie die Bürger in den Städten, so bedürfen auch die Bauern auf dem Lande einer gesicherten und ehrenhaften Existenz als Stand; und wie den Meistern eines lokalen Gewerbes (höhere Gewerbe von weiterem Wirkungskreise ausgenommen) diese Existenz nur durch Einverleibung in die Zunft, deren Mitgliederzahl beschrankt ist, gesichert werden kann, so vermag auch der Bauer die seinige nur zu sichern durch ein geschlossenes, untheilbares, nur auf einen Erben forterbendes Gut und durch eine Bauerngenossenschaft, mit Rechten und Pflichten, wie die Zünfte in den Stadten. Diesen Grundgedanken, der schon öfter aus der Fluth unserer politischen Literatur aufgetaucht ist, und der sich allen Wohlmeinenden immer mehr aufdrangt, führt auch das vorliegende Buch mit Klarheit und Consequenz durch.

Es wird darin gezeigt, wie die alte Dorfverfassung aufgelöst ist. Der Grundherr ist nicht mehr Herr und Vater der Dorfgemeinde. Er hat die Bauern in allen wesentlichen Beziehungen der höhern Leitung der Staatsbehörden überliefern müssen. Aber der Verf. bemerkt

Digitized by Google

mit Recht, daß unter den neuen Maßregeln des Staats in Bezug auf die Bauern diejenigen die glücklichsten gewesen seyen, die den Bauern in ihrem Gemeindeleben eine gewisse Autonomie gewähren und sie zu den Pflichten und Ehren einer Korporation heranbilden, z. B. die Schiedsgerichte. Er verlangte aber noch mehr. Er wünschte eine solche innige Verbindung der (durch ihr geschertes Gut in ziemlich gleichem Wohlstand blühenden) Bauern, daß sie als Gemeinde für die ganze Steuer einzustehen hätten. — Die Hauptsache ist immer, daß die Güter geschlossen und dadurch derjenigen Anzahl von Familien, die der Boden überhaupt ernähren kann, eine gesunde und anständige Existenz geschert wäre. Das muß die Grundlage seyn; das gibt erst wahre Bauern oder den Stoff, aus dem sich eine Gemeinde bilden läßt. Wenn auf der einen Seite durch gleiche Theilung eines mäßigen Gutes unter die Kinder die Portionen immer kleiner und die Kinder zu Bettlern werden, dem Wucher der Juden anheimfallen, den Acker um der Kuh wegen, die sie von Juden borgen müssen, verpfänden, ihr Elend in Branntwein zu vergessen suchen ꝛc. und wenn auf der andern Seite das Aufkaufen und Wiedervertheilen von Gütern ein Gegenstand bloßer Geldspeculation wird, so kann unmöglich ein gesunder, in seinem Daseyn gesicherter und befriedigter Bauernstand gedeihen; so wird das Landvolk zuletzt ein um ein paar Geldaristokraten sich drangender Pöbel.

Der Verf. entwirft ein gutes Gemälde nach dem Leben: „Angenommen, die Dienstregulirung, Gemeinheitstheilung und Spezialseparation seyen ohne erhebliche Hindernisse und im Interesse aller Betheiligten rasch von Statten gegangen; so stellt als erste Schwierigkeit sich die Beschaffung derjenigen Geldmittel dar, die zur Ausführung der in Folge des neuen Verhältnisses unerläßlichen Wirthschaftseinrichtungen, Bauten, Abgrabungen, Rodungen, Verzäunungen ꝛc. erforderlich sind. Schon an dieser Klippe scheitern in den von Geldmarkten entfernten Orten sehr viele Wirthschaften, weil zum ausreichenden Personalkredit die Verhältnisse noch nicht herangereift sind, abgesehen davon, daß hier Kapitalisten äußerst selten sind, das Eigenthum entweder früher verliehen und Verschuldung deßhalb bereits eingetreten ist, oder weil die Regulirung der Hypothek erst nach Jahren stattfindet. Aber wo auch diese Schwierigkeit glücklich überwunden worden, da werden nur bei reicher, die Einführung der Stallfütterung gestattender Bodenkraft sich sofort günstige Erfolge zu erkennen geben. Diese sind in der That höchst glänzend. Ein neues Leben durchdringt den ganzen Wirthschaftsorganismus; der von den Fesseln des Dienstzwanges und des nach unabänderlicher Vorschrift sich ergehenden Wirthschaftsbetriebes befreite Eigenthümer fühlt sich zum Nachdenken, zur Anwendung der großen agronomischen Erfindungen angeregt, die auf vielen größeren Gütern so glänzende Erfolge herbeigeführt haben. Der Fruchtwechsel, der Erdau von Futterkräutern, Hack- und Oelfrüchten, die Stallfütterung und Drillkultur, künstliche Ent- und Bewässerungen, Rieselwirthschaft, Düngergyps ꝛc. bieten der Thätigkeit und dem Nachdenken ein so glänzendes Feld dar, daß dem erstaunten Geiste sich gewissermaßen eine neue Welt aufthut, die ihm die höchsten irdischen Genüsse gewährt. Wenn auch mancher mißlungene Versuch und die Kostbarkeit der neuen Einrichtungen das Ansammeln von Schätzen hindert, so bieten im Allgemeinen doch die wirthschaftlichen Fortschritte die glänzendsten Anzeichen steigenden Wohlstandes dar. Allein jetzt stirbt der Eigenthümer des Hofes, und es tritt demzufolge die Erbregulirung ein. Das Grundstück war schon durch Aufnahme des Einrichtungskapitals verschuldet, es wird jetzt, sobald mehrere Erben partizipiren, bis auf zwei Drittheile oder drei Viertheile seines Werthes belastet. Denn eine gesetzliche Bestimmung, daß die Verschuldung bäuerlicher Grundstücke nur bis zu einer bestimmten Werthshöhe Statt haben dürfe, bleibt illusorisch, so lange es keine ausreichenden und gesetzlich anerkannten Taxprincipien gibt; auch findet sie nicht Anwendung, wo das Eigenthum schon früher verliehen ward. Diese neue Belastung ist aber der eigentliche Krebsschaden der Wirthschaft. Zwar wird derselbe bei hervorragender persönlicher Tüchtigkeit des Erben nicht sofort ans Licht treten, indessen ist diese weniger denn früher gewahrleistet, wo der Grundherr in seinem Interesse den Tüchtigsten zur Annahme des Hofes bestimmte, während heute in der Regel die Wirthschaft dem Erstgeborenen zufällt, wie unfähig und schwach derselbe auch seyn mag. Treten aber die unvermeidlichen Wirthschaftskalamitaten, Mißwachs, Hagelschlag, Viehsterben, Feuerschaden, niedrige Marktpreise ꝛc. ein, dann reicht auch die persönliche Tüchtigkeit nicht aus, die Miterben erhalten endlich keine Zinsen, sie kündigen ihre Erbportion, die Wirthschaft wird zur Subhastation gestellt, und geht endlich in andere Hande über, nachdem sie zuvor lange gekrankt hat, nachdem die so rüstig begonnenen Meliorationen verfallen und die Bodenkraft aufs Aeußerste erschöpft worden ist. Denn der mit Subhastation bedrohte Eigenthümer denkt nur an Rettung; er sucht, in der Hoffnung sich zu retten, durch Verkauf von Futter und Düngermaterial, übermäßigen Erbau von Oelfrüchten ꝛc. den letzten Rest der bewegbaren Bodenkraft auszuziehen; ja es sind Fälle vorgekommen, wo auch ein Spekulationsbrand nicht gescheuet worden. Der Verkaufspreis des so zerrütteten Grundstücks ist nothwendig gering, die eingetragenen Forderungen gehen zum Theil verloren, und so ist der Zweck der gewaltsam herbeigeführten Katastrophe verfehlt; die Miterben

Digitized by Google

verlieren ihre Erbportion, die Familie ist aus dem Besitze des angeerbten Gutes gesetzt worden, und die noch unerzogenen Mitglieder derselben entbehren des heimathlichen Herdes, an dem ihre sittliche Entwicklung allein gedeihen konnte. Wo aber eine Wirthschaft die erste Erbregulirung glücklich überstieht, da wird sie — mit seltenen Ausnahmen — der zweiten unfehlbar erliegen. — Besonders verderblich gestalten sich die Verhältnisse, wo die Zwangswerkäufe benutzt werden, um die bäuerlichen Aecker mit benachbarten Gutsfeldern zu vereinigen oder sie in größere Verwerkswirthschaften zusammen zu schlagen, dadurch aber den Stand der bäuerlichen Grundbesitzer in seiner Existenz zu gefährten und endlich ganz zu vernichten."

Die Theilung der Güter ist die Wurzel des Uebels auf dem Laude, so wie es die Uebersetzung der lokalen Gewerbe in den Städten ist. Derselbe Boden kann nur so viel Bauern ernähren und nicht mehr; dieselbe Stadt kann nur so viel Schuster beschäftigen und nicht mehr. Dieser Naturnothwendigkeit müssen sich die Bauernsöhne und Schustersöhne fügen und nicht alle Bauern, nicht alle Schuster werden wollen. Aber allerdings hätte der Staat auch die dringendste Pflicht, den Söhnen, die nicht in das Gut oder Gewerde des Vaters einrücken können, auf andern Wegen innerhalb des Staatsgebiets oder durch eine geregelte Auswanderung Mittel zum Fortkommen zu verschaffen.

Der Verf. macht noch auf die Mängel des Volksschulwesens aufmerksam, in dem eine viel zu ideale Richtung vorherrsche und die ländliche Jugend nicht praktisch genug für das Dorfgemeindeleben gebildet werde. „Der geistige Luxus ist nur gerechtfertigt, nachdem den Bedürfnissen genügt worden ist. Auch darf nicht übersehen werden, daß der kleineren Wirthschaft die jugendlichen Arbeitskräfte zu Zeiten unentbehrlich sind, und daß auch die strengsten Gesetze keinen regelmäßigen Schulbesuch erzwingen werden, sobald dem Unterrichte zu viele Stunden zugemessen, daher der Wirthschaft entzogen werden. Die Dorfschule wird daher, besonders in den ärmeren Gemeinden, den Unterricht auf die ganz unentbehrlichen, dem wirthschaftlichen Gedeihen wahrhaft förderlichen Gegenstände zu beschränken haben, und erst, nachdem in dieser Beziehung den Bedürfnissen vollständig genügt worden, wird man den Kreis der Lehrgegenstände mehr ausdehnen, sich zu Luxus-, d. h. rein wissenschaftlichen Gegenständen versteigen dürfen. — Unsere preußischen Landschulen haben dagegen diese Luxusgegenstände ausschließlich im Auge; auch nicht einer der als unerläßlich erkannten Erziehungs- und Unterrichtsgegenstände wird in denselben gepflegt. Weder Reinlichkeit noch Ordnung sind Hauptgegenstände der Schuldisciplin, noch werden Turnübungen getrieben, noch wird Unterricht im Obstbau, in der Bienen- und Seidenzucht ertheilt; es gibt endlich gar keine Lehrbücher des Landbaues, der Kommunal- und Polizeiverfassung, die zu Grundlagen des Schulunterrichts geeignet wären. Zwar wird der Unterricht im Lesen und Schreiben nicht vernachlässigt, indessen sind selbst diese Kenntnisse wenige Jahre nach der Einsegnung in der Regel gänzlich verschwunden, und der geringe dienstliche Schriftverkehr wird durch den Lehrer ꝛc. besorgt. Man hat auch hier eine ideale Richtung verfolgt, sogleich die höheren Stadien der Kultur erreichen wollen, bevor auch nur die untersten Stufen überschritten waren. — Aber nicht allein die ideale Richtung, die man den Schulen gegeben, ist ihrem gedeihlichen Wirken hinderlich gewesen; die Schwierigkeiten der materiellen Ausstattung waren nicht gering, vor Allem aber die Beschaffung eines tüchtigen Lehrerpersonals. Durch das Leben selbst wurden Manner nicht erzogen, die den Anforderungen entsprachen; man mußte Seminarien errichten, sich die erforderlichen Subjekte künstlich heranbilden, ohne indessen dadurch dem Ziele näher zu rücken. Bei gänzlicher Unkenntniß aller Lebensverhältnisse, mit einer Fülle trocknen Wissens ausgestattet, gelangen die Zöglinge der Seminarien sehr früh in ein Amt, dem sie, wenn auch von Seiten des Wissens, doch von der des Charakters durchaus nicht gewachsen sind. Die jungen unerfahrenen Männer sollen in den Landgemeinden den Mittelpunkt des geistigen Vorschreitens darstellen; sie sollen, wenigstens auf die Jugend, umbildend, reformirend einwirken; verfolgen diese Richtung anfänglich auch mit dem Ungestüm ihres Alters, stoßen aber bald auf Hindernisse, werden entmuthigt, und überlassen sich endlich dem trivialsten Schlendrian. Kann man sich nicht entschließen, die Lehrerstellen wiederum als Versorgungsposten für Militärs zu bestimmen, und in den ärmeren und rohen Gemeinden wäre dieß durchaus angemessen, so wird man doch die jungen Seminaristen längere Zeit als Hülfslehrer unter Aufsicht stellen müssen, bevor ihnen ein selbstständiger Wirkungskreis anvertraut wird. So ist denn für die Kultur der Landgemeinden noch fast Alles zu thun. Man wird nicht allein das Schulwesen gänzlich umgestalten müssen, um dasselbe zu einer wahrhaft fruchtbringenden Wirksamkeit zu erheben, auch alle anderen Richtungen des Kulturlebens werden gleichzeitig zu verfolgen seyn, wenn die Landgemeinden endlich zu dem der neuern Agrargesetzgebung entsprechenden Bildungsgrad sich erheben sollen. So lange in dieser Beziehung noch eine fast maaßlose Kluft besteht, werden auch die großen Geschenke der Freiheit und des Eigenthums keine Früchte tragen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Januar 1842.

Neueste Werke über Spanien.

1) Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von Gustav Höfken. Drei Bände. Stuttgart, Göpel, 1841.

Nach der Vorrede sind diese Schilderungen aus den Tagebüchern und Briefen eines norddeutschen Lieutenants mitgetheilt, der nach Spanien ging, um daselbst in der constitutionellen Armee gegen die Karlisten zu dienen. Sie enthalten viel Interessantes.

Der Verfasser ging zuerst nach Brüssel, um sich dort beim spanischen Gesandten anzumelden. Er war gewissermaßen erstaunt, in Belgien und selbst noch innerhalb der französischen Grenze Alles deutsch zu finden und bemerkt darüber: „In Belgien fühlt der Deutsche nur einen Schmerz, den, daß er dieses schöne, blühende Land, in dem des Volkes Hauptgrundstock noch immer deutsch, deutsch auch die Gesittung ist, den Sitz eines unserer edelsten Volksstämme, die Heimath geistiger und gewerblicher Regsamkeit, die Wiege der deutschen Kunstblüthe und des reichsten Stadtewesens, daß er dieses altdeutsche und Jahrhunderte hindurch österreichische Land vielleicht für lange Zeit dem deutschen Verbande entfremdet und den Galliern zugewendet sieht. Wie lange? Bis unsere gemeinschaftlichen Interessen auf beiden Seiten erkannt werden! Dann werden die Brabanter und Flammländer auch in der Schule, auf der Kanzel und vor Gericht lieber deutsch reden als französisch, eine ihnen völlig fremde Sprache."

Auch die Glossen, die der Verfasser über die Belagerung von Antwerpen macht, sind nicht übel: „Eine der eigenthümlichsten völkerrechtlichen Erscheinungen neuerer Zeit bildet die Einnahme der Zitadelle von Antwerpen durch französische Truppen — ein Ereigniß, das einzig in der Geschichte dasteht. Gehört es dem redlichen Kriege an? Nein! Oder dem Frieden? Eben so wenig! Das Völkerrecht weiß es in keine Kategorie zu verweisen, und muß eine neue dafür erfinden. An sich ungerecht, beweist es nur die Unwahrheit und Falschheit, den Trug und Lug unserer pentarchischen Zeit, die Bodenlosigkeit herrschender Theoreme, den Mangel eines öffentlichen Rechtsgefühls; und inhaltsschwer spricht es die große Mahnung an alle Staaten zweiten und dritten Ranges aus, sich zur Vertheidigung des guten Rechts gegen jegliche Gewalt fest aneinander zu schaaren. Die Zerstörung Polens drückt wie ein Alp auf Europa und erstickt immerfort die politische Moral; von da her zieht sich die Kette gewaltthätiger Maßregeln, mehr und mehr umschlingend, immer verwirrender bis auf die Gegenwart herab; seit dieser zittern bei jedem Gegenschlag der Völker die Könige auf den im Gemüthe ihrer Unterthanen erschütterten Thronen; seit daher wagen sie selbst für eine gerechte Sache nicht mehr das Schwert zu ziehen, weil jeder Krieg ihnen als ihr größter Feind erscheint, und bis an die Zähne gewappnet, blicken sie den mörderischen Friedensgefechten zu, ohne sich auf der Stelle zu rühren. Die Belagerung der Zitadelle geschah nicht im Interesse des Friedens, noch zu Frankreichs Ehren, sondern nur zur Befriedigung französischer Eitelkeit, und eben darum ist sie ein Schimpf unserer Zeit. Persönlichen Ruhm haben nicht die Angreifer, nur die Vertheidiger erworben. Die französische Nation setzte Mißtrauen in die Kraft, Würde und den guten Willen ihrer neuen Regierung, sie wünschte in einem bei piellosen Akte das revolutionare Prinzip triumphirend dem übrigen Europa gegenüber zu sehen: das Schauspiel gab ihr Perier vor Antwerpen. Die Franzosen waren verblendet genug, die schreckliche Ironie in dem Stücke zu übersehen, und eitel genug, das in der Farce vergossene französische Blut sich zum Ruhme anzurechnen. Der Akt geschah allerdings zum scheinbaren Vortheile Belgiens und ohne ihm einen Tropfen Blut zu kosten; aber eben deßhalb ist er auch ein Schandfleck

Digitized by Google

für den jungen Staat: mit unſerm Blute haben wir Eure Selbſtſtändigkeit erkauft — werden die Franzoſen zu den Belgiern ſagen, — Ihr gehört uns, die vor Antwerpen für Euch Gefallenen bilden eine unzerſtörbare Kette, die Euch an uns feſſelt. Und endlich Holland? Auch dieß hat bei dem ſchmachvollen Akte keine Ehre geerntet. Der Schimmer, den die tapferſte Vertheidigung der Zitadelle auf Holland werfen konnte, iſt vollſtändig ausgelöſcht durch deſſen eigenes ruhiges Verhalten bei dem Angriff. Oder mußte die Beſatzung fallen, mußten die braven Vertheidiger geopfert werden, um Niederlands Ehre rein zu erhalten? Gewiß nicht! Niemand konnte zweifeln, daß die im mehrjährigen Hader gereizten Soldaten, ohne beſtimmten Gegenbefehl ſich tapfer vertheidigen würden. Bringt es einer Nation Ehre, ruhig zuzuſchauen, wie ihre Kinder dem Ehrgeiz einer andern Nation fallen? Ehrenhaft würde es für Holland geweſen ſeyn, wenn die Regierung im voraus erklärt hätte, jeden Angriff auf die Zitadelle, von welcher Seite her auch, einer Kriegserklärung gleich zu achten, und wenn ſie dann aus aller Macht der bedrohten Beſatzung zu Hülfe geeilt wäre und mannlich drein geſchlagen hätte, wie der edlere Theil des Volkes wünſchte. Holland ſchwieg und ließ ſich geduldig Schimpf zufügen — aus Furcht weniger vor dem Feinde, als vor der Beeinträchtigung materieller Intereſſen. „Eher möge unſer ganzer Handel mit China und Indien in Trümmer fallen," ſagte jüngſt der Herzog von Wellington im Parlament bei Gelegenheit einer Debatte über den mit China ausgebrochenen Zwiſt: „ehe ein Engländer das Leben eines andern preisgibt; daß er ein Engländer iſt, reicht hin, um ihn gegen alle Fremden mit unſerm Leben zu vertheidigen." So muß eine Nation denken, die unter den Staaten Anſehen und Bedeutung haben will. Konnte ſich die holländiſche Regierung, trotz ihres guten Rechts, nicht zu einem Kriege entſchließen: ſo mußte ſie auch die Zitadelle aufgeben und nicht unnütz Blut vergießen laſſen."

Der ſpaniſche Geſandte nahm den Verf. ſehr höflich auf und gab ihm Empfehlungsbriefe mit. An der franzöſiſchen Grenze angekommen, frägt er, warum die deutſchen Staaten nicht längſt ſchon Repreſſalien gebrauchen gegen die franzöſiſche Unverſchamtheit, die jedem Deutſchen, der die franzöſiſche Grenze überſchreitet, mehrere Franken für die Paßausfertigung abnehmen. — Was er ferner über Paris ſagt, iſt in mehrfacher Beziehung anziehend, doch läßt ſich da kaum mehr viel Neues ſagen. Aus dem ſüdlichen Frankreich theilt er uns mehrere recht artige Genrebilder mit, in denen uns der heitere Geiſt und liebenswürdige Leichtſinn der Südfranzoſen anſchaulich gemacht wird. Beſonders fand er die Basken in den Pyrenäen treuherzig, naiv, kräftig.

Als er kaum den ſpaniſchen Boden betreten hatte, gerieth er in die Hände einer karliſtiſchen Streifpartei und rettete mit genauer Noth ſein Leben. Nachdem er über eine Woche lang von den Karliſten als Gefangener mit herumgeſchleppt worden war, entfloh er mitten in einem Gefecht zu den Chriſtinos und kam ſo ziemlich unvermuthet zu den Truppen, bei denen er hatte Dienſt nehmen wollen. Aber ſeine Erwartungen wurden getäuſcht. Seine Empfehlungen nützten ihn nichts und er würde gar keine Anſtellung bekommen haben, wenn ſich nicht General Conrad, ein wackerer Elſaſſer, ſeiner angenommen hätte. Unter dem Commando dieſes Generals machte nun der Verf. den langweiligen und dennoch blutigen Guerillakrieg mit. An einen großartigen Plan war bei dieſem Kriege nicht zu denken. Die Karliſten hatten den Vortheil der centralen Stellung und der Höhen, die Chriſtinos, zwar meiſt an Zahl überlegen, waren doch an der Peripherie vertheilt, befanden ſich in der tiefern Stellung und waren, ſo wie ſie in die Thäler vordrangen, durch die dazwiſchen liegenden Gebirgsrücken von einander getrennt und vereinzelt. Im Generalſtab ging es oft ſeltſam her. „Intereſſant, jedoch in vielfacher Hinſicht mehr beluſtigend als belehrend, waren folgende Experimente, die mitunter auf allgemeinen Wunſch vorgenommen wurden. Auf einem großen Tiſche in der Wohnung des Generals, an welchem mindeſtens dreißig Perſonen hätten bequem tafeln können, ward eine etwa zwei Fuß hohe Schicht von Sägemehl, Garberlohe, Sand oder einem ähnlichen Stoff angehäuft, und darin der Kriegsſchauplatz der baskiſchen Provinzen geformt; die cantabriſche Kette zog ſich in der Mitte der Tafel am erhabenſten fort von den Weſtpyrenäen bis zu den Quellen des Ebro, die verſchiedenen Höhenzüge liefen davon aus, durch die Thäler rannen deutlich die Gewäſſer, bezeichnet durch weißen Sand; auf Papierſtückchen befanden ſich alle ſchwierige Defileen und Päſſe, alle hauptſächlichen Ortſchaften und ſtrategiſch wichtigen Punkte bemerkt. So verſchaffte dieſe praktiſche Vorrichtung allerdings ein ſehr anſchauliches Bild vom Terrain unſers Kriegsſchauplatzes, und ich möchte dieſelbe für geographiſche Lehrſtunden auf Militärſchulen empfehlen. Jetzt ſtellten ſich ſämmtliche Offiziere vom Generalſtab und einige andere, die ſich dazu beſonders qualificirten, um das Modell, und die Discuſſionen begannen. Jeder war berufen, Fragen zu thun, Anſichten und Pläne zu entwickeln oder die eines Andern zu bekämpfen. Wo und wie der Feind bei obwaltender Sachlage mit Erfolg angegriffen werden könne, das war die Hauptfrage. Odriſt Mendivel, ein ſpaniſcher, dem General Saarsfield ſehr befreundeter, vielſeitig gebildeter Generalſtabsoffizier, hatte die Gefälligkeit, die mehrſtündigen Beſprechungen zu leiten und gleichſam den Inſtrukteur dabei zu machen. Aber welche thörichten Anſichten

Digitized by Google

wurden zu Tage gefördert! Die Unwiſſenheit einiger Offiziere bekundete ſich auf eine ſo komiſche Weiſe, daß man kaum das Lachen zu unterdrücken im Stande war ꝛc."

Doch wir müſſen es uns verſagen, dem Verf. in die Einzelheiten der militäriſchen Unternehmungen, denen er beiwohnte, zu folgen. Häufig unterbricht er die Berichte darüber, um Betrachtungen über Land und Volk im Allgemeinen anzuſtellen. Er war auch in Madrid, wo es ihm aber nicht ſo gut gefiel, als in den minder gebildeten, aber auch minder verdorbenen Provinzen. Sein Urtheil über das Volk ſtimmt ſehr mit dem des Herrn von Hailbronner überein. „Der Spanier hat mehr Ernſt, Würde, Feſtigkeit als der Franzoſe. Der gemeine Spanier zeigt mitunter einen Adel in Benehmen und Gattung, dem man innige Hochachtung nicht verſagen kann. Auch beſtehen hier in den Sitten, die mehr Geltung als das Geſetz haben, noch viele ſchöne und innige Pietätsverhältniſſe, wie in den Familien zwiſchen Eltern und Kindern, Herrſchaft und Geſinde, in den Communen zwiſchen Geiſtlichen und ihren Gemeinden, zwiſchen der gewählten Obrigkeit und den Untergebenen, zwiſchen Haupt und Gliedern — Verhältniſſe, die in Frankreich durch das Nivellirungsweſen und die Revolution mehr oder minder zerſtört ſind. Dahingegen ſchlummert in Spanien, wie es mir ſcheint, die Spekulation, die Verſtandesthätigkeit, im Gebiete ſowohl des Materiellen als des Geiſtes, in Glauben und Wiſſenſchaft. Das öffentliche Leben, ſoweit es ohne eigentliche, politiſche und religiöſe Bewegung geſchehen konnte, iſt in dieſem ſchönen Lande vielleicht ſtärker ausgebildet, als ſonſt irgendwo; es beſteht nichts weniger als im Sonnenbraten und in dem ſüßen Nichtsthun der Neapolitaner. Im Aeußern herrſcht hier zugleich eine anſtändige Ungezwungenheit, eine Franqueza und Gleichheit, das mich in Erſtaunen ſetzt. Von jener welſchen Nationaleitelkeit, die in Paris die Welt, alle Civiliſation in Frankreich und auf andere Völker mit Verachtung herabſieht, keine Spur. Der Spanier iſt ſtolz und beſonders voll Nationalſtolz, aber nicht eitel." Mit nicht geringem Enthuſiasmus verbreitet ſich der Verf. auch (Theil II. S. 359) über die Reize der Spanierinnen. Wir übergehen, was mit den Urtheilen aller andern Reiſenden übereinſtimmt und heben nur eine Bemerkung über das Vorkommen des blonden Haares in Spanien aus: „Merkwürdig, in Madrid ſieht man auch viele blonde und rothhaarige Spanierinnen (weniger blonde Männer) mit blauen herrlichen Augen, von außerordentlicher zarter Schönheit; namentlich in den adeligen Familien, die ſich zum Theil noch ihrer reinen gothiſchen Abkunft rühmen. Faſt durchgehends gelten ſie für die größten Schönheiten. Mehrere Andaluſierinnen ſah ich hier, die kaſtanienbraunes Haar, braune oder blaue Augen und eine weißere Farbe hatten, als ſonſt gewöhnlich iſt. Ob ſich auch dort noch deutſches Blut erhalten hat? Die bräunliche Hautfarbe paßt übrigens zu dem Haar, dem lebhaften Muskelſpiel und dem Glanze der Augen. Gar lieblich und reizend ſteht den Frauen das geſtickte Kleid mit der Kopf, Hals, Nacken reichfaltig umfaſſenden, ſchneeweißen, blumengeſtickten Mantille. Nichts Feineres, Zarteres, Idealeres kann man ſehen, als eine blonde Madrilenna in ſolchem Feſtkleid. Das leichteſte Schuhwerk, durchſichtig weiße Strümpfe ſind in den Städten, auf dem Lande Sandalen gebräuchlich."

Unter andern ſah der Verf. auch die junge Königin. „Iſabella ſoll das Ebenbild ihres Vaters, des Königs Ferdinand, ſeyn. Indeß das blonde, reiche Lockenhaar, die hohe, reine Stirn, die ſchönen blauen Augen hat ſie ganz von ihrer Mutter. Sie iſt für ihr Alter ziemlich entwickelt. Sie hat viel Freundliches und Sinniges ſowohl im Ausdruck ihrer Geſichtszüge, als in ihrem Benehmen. Die durch weiße Handſchuhe vor Sonne und Staub geſchützten Handchen ſind unaufhörlich in grüßender Bewegung und gewiß nach jeder Spazierfahrt ſehr ermüdet. Jedermann klatſcht dem Kinde Beifall, und wo die kleine Königin nur erſcheint, umrauſcht ſie des Volkes lebhafter, rührender Zuſpruch. „Schaut, ſchaut! da kommt ſie, die unſchuldige Iſabel!" ruft Einer dem Andern zu:

¡Ved, ved! es ella, es ella,
¡La innocente Isabella!"

Damals befand ſich ihre Mutter noch bei ihr. Der Verf. blieb nicht lange in Spanien. Als General Conrad, ſeine einzige Stütze und ſein beſter Freund, in einem Gefecht gefallen war, verließ er den ſpaniſchen Dienſt. Die zwei letzten Bände enthalten ſeinen weitern Aufenthalt in Spanien und ſeine Rückkehr über Portugal und zur See in die deutſche Heimath.

Im dritten Bande findet ſich eine ausführliche Schilderung von Spaniens Hulfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten, ſo wie eine Schilderung der Cortes und ihrer hervorragendſten Talente. In die Details davon einzugehen, iſt hier nicht der Ort. Wir bemerken nur, daß der Verf. zwei Dinge ſehr richtig erkannt hat, nämlich erſtens, daß bei den Spaniern das Nationalgefühl ſtärker iſt als alle politiſchen Principe, und zweitens, daß Spanien nur einen natürlichen Alliirten hat, nämlich Deutſchland, und daß es nur deßhalb als europäiſche Macht ſo ſehr herabgekommen iſt, weil es von Deutſchland aus ſeit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gehörig gegen Frankreich unterſtützt worden iſt.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo hebt der Verf. beſonders hervor, wie ſehr Napoleon die Spanier mißverſtanden habe, indem er nur die Erbärmlichkeit ihrer

Digitized by Google

innern Zustande, nicht aber ihr feuriges Nationalgefühl in Anschlag brachte. Auch der Herzog von Wellington hat die Spanier, denen er einen nicht geringen Theil seines Ruhms verdankt, mit einer ihm eigenen Gemüthlosigkeit verleumdet. Ueberall lobte er nur die Portugiesen, weil sie sich eher in Reih und Glied bringen und militärisch organisiren ließen, und tadelte die Spanier, die nur zum Guerillakrieg taugten, nicht zu Massengefechten. Aber wenn die Spanier nicht im kleinen Kriege Helden gewesen wären, so würde Wellington auch im großen Kriege keine so glücklichen Fortschritte gemacht haben. Das spanische Volk mit seinem Haß gegen die Franzosen war ein Bundesgenosse, der dem Feind unermeßlichen Abbruch that, und den daher Wellington keineswegs hätte verachten sollen. Doch es war ihm mit dieser Verachtung nicht Ernst. Er wollte die Welt nur glauben machen, daß er allein die Franzosen in Spanien besiegt habe.

In Bezug auf den zweiten Punkt sagt der Verfasser: „Besteht in Spanien ein Nationalhaß, so ist er gegen Frankreich gewandt: nichts würde unpopulärer seyn, nichts den allgemeinen Unwillen entschiedener erregen, als ein Bündniß Spaniens mit Frankreich oder mit Rußland, gegen Oesterreich und England. Alle spanischen Sympathien sind herkömmlich, wie sie die Geschichte und Lage Spaniens begründet haben, für die letztern. Das wohlverstandene Interesse muß diese Stimmung befestigen, das darin besteht, die Ausdehnung Frankreichs am Rhein zu verhindern, überhaupt der Schwächung von Deutschland entgegen zu wirken, weil diese für es selbst die größten Gefahren herbeiführen würde. Frankreich innerhalb seiner Grenzen auf dem Continente zu halten, ist das erste Gesetz der spanischen Politik, das also vollkommen mit dem deutschen Interesse übereinstimmt. Wenn Deutschland darniederlage, erschien Spaniens Ruhe und Selbstständigkeit unaufgesetzt bedroht. Es ist auch der natürliche Nebenbuhler Frankreichs in Afrika und auf dem Mittelmeere. In diesem und im schwarzen Meere hat Spanien ein und dasselbe Interesse mit England und Oesterreich gegen Rußland, im Oriente und in Aegypten (schon wegen der Lage der Philippinen) wiederum ein ähnliches Interesse wie England gegen Frankreich. Im Fall eines Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich aber wird Spanien unter allen Umständen auf deutscher Seite stehen, und dann die schöne südwestliche Halbinsel Europas ein mächtiges Bollwerk gegen den französischen Ehrgeiz bilden. Erkennen wir demnach im Aufschwunge der spanischen Macht eine Stärkung des Prinzips, welches auch das Deutsche ist, sehen wir durch denselben also die deutschen Interessen fördern, das nationale Moment an der großen Völkerwaage sich heben und die Garantie der europäischen Freiheit sich befestigen, so können wir uns nur freuen, daß zu jenem Aufschwunge, wie wir früher gesehen haben, alle Aussicht vorhanden ist, und nur wünschen, daß dazu, wie zur völligen Befriedigung Spaniens, von deutscher Seite ihm kein Hinderniß möge in den Weg gelegt werden." Theil III. S. 308.

Auch über die Literatur und Kunst Spaniens verbreitet sich das Buch. Die neuern spanischen Dichter haben etwas mit den italienischen gemein, nämlich das Gefühl eines drückenden Zustandes, eines Leidens. „Was am meisten an den Werken aller modernen spanischen Dichter auffällt, ist, daß darin ein gewisser melancholischer, trauriger Klang herrscht, der sich oftmals in Töne des höchsten Schmerzes, ja der Verzweiflung auflöst. Es mag beim ersten Anblick erscheinen, als seyen dieß nur Reminiscenzen aus den romantischen Dichtern des Nordens von Europa; denn Melancholie, Aete der Verzweiflung sind auf der Halbinsel wenig gekannt, ihre alte Poesie ist so heiter wie ihr Himmel, so feurig und humoristisch wie das Volk. Allein in Wirklichkeit ist jener Schmerz und jene Verzweiflung eine Frucht des moralischen Einflusses, welchen der traurige Zustand, in welchem Spanien schon seit Beginn des Jahrhunderts hin und her wankt, auf die poetischen Gemüther ausübte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen, dessern Ordnung, das Ringen darnach weckt und nährt zwar Kräfte; allein die blutigen Reaktionen, das lange, bittere Unglück der Nation hemmen das Aufkommen des Genies. Auf wahre Klassicität, auf mächtiges Eingreifen in die Richtung und den Geist der ganzen Nation, auf die Bildung einer neuen Epoche in der heimischen Literatur kann kein spanischer Dichter unserer Zeit Anspruch machen." Auch die Kunstwerke Madrids werden nicht übergangen und Murillo erhält das reichste Lob.

Ein Roman, den der Verfasser mit einer schönen Marketin spielt, die er anfangs für ein Mädchen hält, in der er aber eine Vermählte findet und von der er mit ritterlicher Sentimentalität scheidet, ist hier wie uns scheint, über die Gebühr lang ausgesponnen. Er hatte daraus ein besonderes Buch machen sollen. In einer soliden Reisebeschreibung, worin ernste Urtheile niedergelegt sind, erwartet man dergleichen juvenile Poesie nicht.

In Portugal weilte der Verfasser nur kurze Zeit, aufs freundlichste aufgenommen von den dort lebenden Deutschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Januar 1842.

Romane.

1) Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Duncker, 1841. Zwei Bände.

Die Gräfin Hahn ist Meisterin des Styles und weiß ihren Darstellungen eine eigenthümliche Wärme zu geben, die wir höher anschlagen als das, was man das Geistreiche und Brillante nennt, weil im Dichten Naturell, Gemüth, Charakter immer wichtiger und wesentlicher sind als Verstand und Witz. Ueberdieß tritt uns aus den Schriften dieser Dame eine angenehme Kraft entgegen, ein Element, das wir bei so vielen dichtenden Mannern unserer Zeit vermissen.

Nur eins befriedigt uns an ihrem neuen Romane nicht, so vortrefflich derselbe auch geschrieben ist. Er enthält nämlich nichts als Zerrissenheit. O über diese leidige Zerrissenheit, von der man sich endlich schon deswegen abwenden sollte, weil sie anfangt, altmodisch, abgeschmackt und etwas nicht sowohl Zerrissenes, als Abgerissenes zu seyn. Wer in die Romanpoesie ein so warmes Herz mitbringt, wie unsere Gräfin, sollte sich mit dieser Poesie herzloser Zerrissenheit nicht befassen. Wer eine so glückliche Natur hat, wie sie, sollte auch glückliche Liebe darstellen. Gerade je schwerer dieß in unsern Tagen scheint und je seltener es ist, um so mehr würde es ihr zum Triumph gereichen. Romane, in welchen sich die handelnden Personen durch Capricen und Charakterschwäche unglücklich machen, in welchen nichts gesund, sondern alles krankhaft, nichts natürlich, sondern alles unnatürlich, nichts ganz, sondern alles zerrissen ist, schreibt heutzutage Jeder. Es ist Aprilwetter in unserer Poesie, der Himmel voll Wolken und kalten widrigen Schauern. Wie sehnt man sich nach einem warmen sonnenhellen Mai. Und wie unangenehm wird man berührt, wenn über eine Stirn, auf der eine innere Maisonne lacht, plötzlich jene Wolkentrübsal zieht.

Der Roman spielt ausschließlich in der vornehmen Welt. Der Held desselben, Ulrich, liebt eine gewisse Melusine, heirathet aber eine gewisse Unica. Diese Unica liebt einen gewissen Valentinian, heirathet aber den Ulrich. Die eheliche Verbindung wird bloß aus äußeren Rücksichten geschlossen; beide Theile finden aber noch einen besondern Reiz dabei, indem sie sich wechselseitig mit genialer Offenheit gestehen, daß sie einander nicht lieben, und indem jeder Theil gleichwohl so eitel ist, den andern Theil in sich verliebt machen zu wollen. Auf diese Unnatur ist der ganze Roman gebaut. Unnatur? ist das auch der rechte Ausdruck? Wir fürchten, er ist es nicht. Es mag im wirklichen Leben solche leichtsinnige Wesen geben, die der Befriedigung ihrer Eitelkeit alles aufopfern, denen in ihrer vornehmen Langenweile das Pikante eines Verhaltnisses über alles andere geht. Aber wenn das Unnatürliche im gemeinen Leben vorkommt, so soll es doch in der Poesie nicht vorkommen, oder es soll wenigstens in der Poesie nicht gerechtfertigt werden. Wenn man es nicht unnatürlich nennen will, so ist es doch unschön. Vom Mann, der Herr seines Schicksals ist, muß es immer als eine Charakterschwäche, oder als ein sträflicher Leichtsinn angesehen werden, wenn er die Eine liebt und die Andere heirathet. Und was soll man vollends von dem Edelmuth eines Mannes denken, der sich seiner verlobten Braut gegenüber rühmt, er liebe eine andere? Und was von dem Gemüth dieser Braut, die auch ihm bekennt, sie liebe einen andern und die doch von ihm verlangt und ertrotzen will, er solle sie lieben, ohne geliebt zu werden? Die Scenen, in welchen beide einander die Herzen abzugewinnen suchen, ohne die übrigen einzusehen, sind ohne Zweifel mit psychologischer Tiefe und sehr geistvoll durchgeführt; allein dieser Aufwand von Geist, um welchen Preis ist er aufgewendet? Ulrich, nachdem er die bizarre Unica geheirathet hatte, verliebt sich schon wieder in eine Dritte und verführt sie auf seine Weise als Gattin eines Andern. Nur im Kummer und Tod der unglücklichen Unica ist eine Art von poetischer Gerechtigkeit geübt. Ulrich selbst

Digitized by Google

bleibt als glücklicher Wittwer übrig und heirathet die Dame, die er verführt hat. Auch Unicas früherer Geliebter heirathet eine andere. Nur Unica allein wird das Opfer.

Wenn es von jeher der Ruhm der Dichter gewesen ist, vom Menschen und menschlichen Leben entweder die Natürlichkeit oder den Adel und die Größe aufzufassen, so scheint die neuere Poesie, indem sie im Gegentheil nach pikanten Unnatürlichkeiten jagt und es mit dem Edeln nicht mehr genau nimmt, sich weit vom wahren Ziele der Poesie zu entfernen. Mögen nun die Seelenlosen auf diesem Irrweg, einer fremden Mode fröhnend, verderben, aber tiefere Seelen, warmere Herzen, kräftigere Gemüther sollten ihn meiden.

2) Die Familie von Steinfels oder die Creolin. Ein Roman von der Baronin von B. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1841.

Der Roman beginnt mit einer recht anziehenden Schilderung. Die zufällig versammelten Honoratioren einer kleinen Stadt sehen von den gegenüberliegenden Fenstern aus einen Reisewagen ankommen und ihre Neugier wird aufs höchste gespannt, als aus demselben eine ganz fremdartige Gestalt, nämlich eine Mulattin heraussteigt, der ein Paar Kinder und eine außerordentlich schöne Frau folgen. Man erwartet, der Kontrast eines romantischen Zaubers aus der Tropenwelt mit der deutschen Kleinstädterei werde auf heitere Weise in einer humoristischen Idylle durchgeführt werden. Man hofft endlich einmal wieder statt Verbrechen, Wahnsinn und Mord, womit fast alle neuesten Romane angefüllt sind, freundliche und lachende Bilder zu finden. Aber diese Hoffnung täuscht uns. Die schöne Creolin, die aus jenem Reisewagen steigt, ist ihrem Gatten untreu und die Geschichte ihrer Schwachheiten, so wie zuletzt ihrer Selbstverachtung füllt den ganzen Roman aus und stellt denselben in die Reihe der unbedeutlichen Verbrecherromane, deren wir nur schon zu viele haben. Die Verfasserin würde ihr Talent besser anwenden, wenn sie die heiteren und reineren Seiten des Menschen und des Lebens auffassen wollte.

Gefängnißwesen.

Mit den Segnungen eines fünfundzwanzigjährigen Friedens, als da sind: die Blüthe des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; die sorgsame Pflege aller Wissenschaften ꝛc., mit einem Wort, eine bis in die untersten Volksklassen sich mehr und mehr erstreckende Civilisation, — hielten in Deutschland auch alle die Uebel gleichen Schritt, welche das gewöhnliche Gefolge eines langen Friedens sind, nämlich: die lästige Zunahme der Bevölkerung; die verhältnißlose Vertheilung der geschaffenen Güter eines Landes unter die vorhandene Menschenmenge; Steigerung der Genußsucht bei der großen Masse des Volkes bei einem verhältnißmäßig geringeren Verdienst; verwickeltere Rechtsverhältnisse im Verkehre der Einzelnen. Die Folgen hievon sind stets eine bedeutende Zunahme der Verbrechen. Es ist dieß der natürliche Grund der großen Anmerksamkeit, welche gegenwärtig alle deutschen Regierungen den Verbrechern und ihrer Behandlung schenken. Ja es erregt dieser Gegenstand schon seit Jahren auch die Theilnahme des Publikums.

Im Beginne unbeachtet, wuchs diese Sündenfluth mit reißender Schnelle, die man jetzt mit Bangigkeit wie einen Strom betrachtet, der durch den Austritt aus seinen Ufern Schaden zu bringen droht, und den man noch mit Dämmen aufhalten zu können hofft. Daher von allen Seiten der Nothruf: Bessert die Verbrecher! Reformirt die Gefängnisse! Zögert nicht, auch unserem Vaterlande das Gute zu Theil werden zu lassen, dessen das Ausland sich rühmt!

Dieses Gute nun, das man so dringend empfiehlt, sind die sogenannten „amerikanischen Besserungssysteme."

Es sind deren zwei, das eine ist das System des unbedingten Schweigens (Auburn'sches System). Die ganze Masse der Gefangenen arbeitet in großen Räumen beisammen, und die Sicherheit wird hier einzig durch das strengste Gebot des Stillschweigens gewahrt, dessen leiseste Uebertretung sogleich ohne irgend eine Untersuchung mit dem Stocke des nächsten besten Dieners geahndet wird. Die Nacht dagegen bringen sie in Einzelzellen zu.

Das zweite, das pensylvanische System, von welchem vorzugsweise der Ruhm der amerikanischen Besserungsweisen herrührt, beruht auf Isolirung der Gefangenen in einzelnen Zellen bei Tag und Nacht. Außer ihren Vorgesetzten sehen die Gefangenen die ganze Zeit ihrer Haft hindurch Niemanden.

In den letzten Decennien waren die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand der Ansicht, als ob nur zwischen Einem dieser beiden Systeme zu wählen wäre, in welcher Richtung sich in neuester Zeit auch der Kronprinz von Schweden in einer von ihm erschienenen Schrift über Strafanstalten aussprach. Am meisten aber wirkte für die Verbreitung dieser Ansicht der durch seine Schriften am meisten bekannte Dr. Julius in Berlin, ein Mann von reichen Geistesgaben und einem warmen Herzen, der

Digitized by Google

sich schon seit vielen Jahren die Reform der Gefängnisse zur Aufgabe seines Wirkens machte, und dem immerhin der Dank seiner Mitbürger für seine rastlosen Bemühungen bleiben wird. Allein Julius ist nicht Praktiker, und er konnte somit nur das Verdienst erringen, der guten Sache neuen Impuls gegeben zu haben.

Die vielgepriesenen amerikanischen Besserungssysteme (und mit ihnen Dr. Julius) fanden nun allmählig in Deutschland eine Opposition, ausgehend von vieljährigen Praktikern. Als solcher trat zuerst öffentlich auf der königl. bayerische Gefängnißinspektor Obermaier in seinem kleinen Schriftchen: „Die amerikanischen Pönitentiarsysteme in Vergleichung mit der in dem Centralgefängnisse zu Kaiserslautern eingeführten Besserungsweise. 1837." Er klagt in demselben, daß man so oft das nahe liegend Bessere weniger beachte und weit lieber nach dem greife, was ferne und fremd sey. Gestützt auf seine vieljährigen Erfahrungen sucht er nachzuweisen, daß für Deutschlands Bildungsstufe die amerikanischen Besserungsmethoden, die noch einem früheren Jahrhunderte angehören, durchaus nicht mehr passen, und daß in Praxi in Deutschland bereits eine weit humanere Behandlungsweise, welche sicherer zum Zwecke führe, eingeführt sey.

Die neuesten Zeitungen melden uns, daß man sowohl in Berlin, als auch in Frankfurt, wo die Einführung des Zellensystemes auf dem Punkte stund, dieser Reform Einhalt gethan habe, um sie einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Beinahe gleichzeitig sind nun im Geiste dieser Opposition folgende zwei Schriftchen erschienen, welche in Beziehung auf die Entwicklung dieser Wissenschaft nicht unbeachtet gelassen werden dürfen.

1) Die preußischen Strafanstalten, von J. D. H. Temme. Berlin, Boike, 1841.

Das Schriftchen ist ein besonderer Abdruck eines hierüber erschienenen Aufsatzes aus der kriminalistischen Zeitung für die preußischen Staaten, und will bloß als ein kleiner Beitrag in dieser wichtigen Sache angesehen seyn. Dessenungeachtet leuchtet aus dem Ganzen der helle Blick und das reife Urtheil des Staatsmannes hervor, weßhalb es gewiß von Einfluß auf die preußischen Gefängnißreformen seyn wird.

Vor allem erklärt es der Verfasser immer für eine bedenkliche Sache, alte, seit mehreren Generationen fortgebildete Institutionen eines Staates einreißen zu wollen, um statt ihrer neue ins Leben zu rufen. Folge man der Geschichte, so habe man nur dann ein Recht dazu, wenn sie in sich so verfault und wurmstichig seyen und zugleich so außer ihrer Zeit stehen, daß ihr Einreißen von außen her fast nur ein Entgegenkommen ihres inneren Verfalles sey, und wenn man sofort ein unzweifelhaft Besseres an der Hand habe.

Er beginnt sodann mit der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der preußischen Strafanstalten und des seitherigen Entwicklungsganges, ohne deren genaue Kenntniß jedes Urtheil über die Nothwendigkeit vorzunehmender Verbesserungen als ein voreiliges erscheinen müßte. Es geht daraus hervor, daß die preußische Regierung im Gegensatz zu den Reformen à par force kein besonderes System der Gefängnißverwaltung voranstellte, wobei sodann die Praxis hinterher zu sehen hätte, wie sie mit dem theoretischen Gebäude fertig werde, sondern daß sie zwar allgemeine Grundsätze aufstellte, aber anstatt irgend eines allgemeinen abstrakten Gedankens ihre Institutionen auf praktische Erfahrungssätze baute, dieser den concreten Verhältnissen und Bedürfnissen, praktisch, ohne Beeinträchtigung der allgemeinen Grundsätze, anzupassen suchte. Der Fortschritt zum Bessern ist hiebei unverkennbar. Als neuester Beleg erscheint die Erbauung der Strafanstalt zu Halle, in welcher die Gefangenen in Einzelzellen schlafen, die Arbeit und Speisung in der Regel aber gemeinschaftlich, jedoch nur in kleineren Abtheilungen der nach verschiedenen Klassen abgesonderten Gefangenen geschehen soll. Es ist jedoch auf die Möglichkeit einer völligen Isolirung hiebei Rücksicht genommen für solche Sträflinge, bei denen es sich nach ihrer Individualität als zweckmäßig oder nothwendig ergeben sollte.

Den amerikanischen Systemen spricht er im Allgemeinen die Möglichkeit einer bessernden Einwirkung auf den Verbrecher ab. Der Zweck der Besserung habe es allein mit dem Individuum zu thun.

Die Behandlung des Verbrechers müsse sich hier nothwendig an die Individualität des Einzelnen anpassen, während das amerikanische System Alles über Einen Leisten schlage. „Wer den Menschen, sagt er unter Anderem, gegen seine ersten Naturtriebe behandelt, wer ihn so, ohne Wahl, ohne innere Nothwendigkeit, bloß um einer einmal abstrakt und absolut dingestellten Regel willen, nach dieser Regel behandelt, der darf gewiß nicht auf Besserung rechnen, der erzeugt nur Bitterkeit und Erbitterung, der schafft gar zu leicht nur trotzige, verstockte, gefährliche Böswichter. Die tägliche Erfahrung des gemeinen Lebens lehrt dieß. Mögen wir nicht neue traurige Erfahrungen durch das pensylvanische System hinzubekommen!"

Der Verfasser durchgeht nun Punkt für Punkt der einzelnen den amerikanischen Systemen angerühmten Vorzüge, wobei er namentlich bei der so beliebten allgemeinen Beweisführung für diese Systeme, nämlich dem Beifall, den sie in Amerika und England fanden, darauf aufmerksam macht, daß der vorhergehende Zustand der

Digitized by Google

Gefängnißverwaltung in diesen Ländern der Art gewesen sey, daß jede neue Einrichtung, wenn sie nur halbweg vernünftig gewesen sey, zum Mindesten dieselben gute Früchte hätte hervorbringen müssen, was er mit schlagenden Beispielen nachweist.

Als einen Hauptübelstand des gegenwärtigen Zustandes der preußischen Strafanstalten nennt er deren Ueberfüllung mit Sträflingen, * weßhalb der Bau neuer Lokale ein dringendes Bedürfniß sey.

Im Anfange gibt er eine interessante Uebersicht der in siebenzehn Strafanstalten des Königreichs delinirten Verbrechen, nach der Ursache ihrer Bestrafung unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Dauer ihrer Strafzeit.

2) Ueber Strafanstalten für jugendliche Verbrecher, mit vorausgeschickter kritischer Uebersicht der gegenwärtig bestehenden Strafanstaltensysteme im Allgemeinen, von Emil Riecke. Mit einer Lithographie. Heilbronn, Drechsler, 1841.

Der Verfasser hat seiner eigentlichen Abhandlung über die Strafanstalten für jugendliche Verbrecher eine Uebersicht über die bestehenden Strafanstaltensysteme beigefügt, welche auch dem mit dieser Wissenschaft noch Unbekannten einen schnellen Ueberblick über die bisherigen Leistungen und den jetzigen Stand derselben möglich macht, was in seiner faßlichen und mit Wärme durchdrungenen Darstellungsweise wohl geeignet ist, eine allgemeinere und regere Theilnahme für diesen Gegenstand zu wecken. In der Darlegung seiner Ansichten über die Behandlung der erwachsenen Verbrecher tritt er ebenfalls als Gegner der gegenwärtig herrschenden Richtung in den Bestrebungen für Gefängnißreformen auf, indem er sich entschieden gegen die allgemeine Einführung der amerikanischen Besserungssysteme erklärt, und nur bei ganz kurzer Haft eine völlige Isolirung der Gefangenen für wünschenswerth hält. Um die Sträflinge für den künftigen Wiedereintritt in das bürgerliche Leben wieder tauglich zu machen, hält er in den Strafanstalten ein Zusammenleben derselben bis auf einen gewissen Grad für durchaus nothwendig. Bei der Behandlung dieser Leute glaubt er, daß man vorzugsweise sich allgemeiner sittlicher Hebel bedienen sollte, wie z. B. des Vertrauens, das der Beamte ihnen schenken müsse, um wiederum ihr Vertrauen zu gewinnen, und sodann besserend auf sie einwirken zu können.

In dem speciellen Theile des Werkchens über die Behandlung jugendlicher Verbrecher sind insbesondere interessant der sittliche Hebel der Arbeit, des Eigenthums- und des Heimathsgefühls und ihrer Wirkungen insbesondere auf das jugendliche Gemüth. Ganz eigenthümlich ist jedoch dieser Abhandlung die Vereinigung der rein erziehenden Bemühungen einer solchen Anstalt mit der Strafvollziehung und deren Wirkungen, so wie eine hiemit in Verbindung stehende Abtheilung der Gesammtmasse der jugendlichen Sträflinge in kleinere, gleichsam isolirte Gemeinschaften bildende Kreise.

Dieser Theil ist eine zeitgemäße Erscheinung in der Literatur über Strafanstalten, indem sie die erste ausgedehntere Abhandlung über einen einzelnen Theil der Gefängnißpflege, über die Behandlung jugendlicher Verbrecher enthält. Wir dürfen dem Verfasser um so mehr Dank schuldig seyn, diesen interessanten Gegenstand zur Bearbeitung gewählt zu haben, als es für ihn mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft seyn mußte, in das Detail dieses noch unbearbeiteten Stoffes einzugehen, das oft erst eine mehrjährige Erfahrung an die Hand zu geben vermag.

Behufs des Uebergangs vom Gefängniß ins bürgerliche Leben, so wie auch theilweise zur Vollendung der erzieherischen Bemühung des Staates weist der Verfasser am Schlusse noch auf die Nothwendigkeit eines eigenen Rettungshauses hin, und theilt uns einiges über die Natur solcher Häuser mit.

Auch für die Einrichtung von polizeilichen Zwangsarbeitshäusern dürfte diese Schrift beachtungswerthe Notizen an die Hand geben.

Im Anhange sind insbesondere interessante Mittheilungen über die holländischen Strafanstalten für jugendliche Verbrecher beigefügt, so wie eine, jedoch nur im Auszuge wieder gegebene Rede der bekannten Quäkerin Elisabethe Fry aus London an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands, worin letztere zu einer regen Theilnahme an der Besserung des Gefängnißwesens aufgefordert werden. Uebrigens scheint der Verfasser in Betreff der geschichtlichen Entstehung dieser Rede irre geleitet worden seyn, da man diese Rede, wenigstens so wie sie deutsch herauskam, nicht unmittelbar dieser edeln Dame, sondern einem um die Schlichtung der politisch-religiösen Wirren Deutschlands verdienten hohen Staatsbeamten zuschreibt.

Die äußere Ausstattung dieses Werkchens verdient alles Lob.

* Diese Klage hört man auch in anderen deutschen Staaten vielfältig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Januar 1842.

Neueste Werke über Spanien.

2) Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, Duncker, 1841.

Diese Briefe sind mit einer seltenen Liebenswürdigkeit geschrieben. Seit der Frau von Sevigné hat es wohl keine Dame von Geist gegeben, die in ihre Sprache zugleich so viel Anmuth und reizende Natürlichkeit zu legen gewußt hätte. Denn die Staël schrieb nicht wie eine Französin, sondern wie ein Franzose, die Morgan nicht wie eine Engländerin, sondern wie ein Engländer. Unzählige Frauen haben wie (schwache) Männer geschrieben, aber nur sehr, sehr wenige, wie Frauen. Neben der Frau von Sevigné zeichnete sich die Gräfin d'Aunoi in derselben weiblichen Grazie des Styles aus. Aber an Gemüthstiefe werden beide von unsrer mecklenburgischen Gräfin übertroffen. Wenn man die seelenvollen Blätter liest, die sie über Spanien geschrieben, so begreift man kaum, wie derselben Feder ein so bizarrer Roman, wie Ulrich, entschlüpfen konnte.

Die Briefe beginnen in Nizza im Oktober 1840. Gleich im Eingang berichtigt die Verfasserin die falschen Nachrichten, die über ihre unglückliche Augenkur verbreitet worden sind. „Eines muß ich Dir zuerst und ein für alle Mal sagen: die Welt liegt gerade so schön vor einem Auge als vor zweien da, deßhalb betrübet Euch nicht mehr um mich, denn ich selbst thue es nicht. Freilich — wenn ich daran denke, daß ich ein so kostbares Organ verloren habe und so entstellt bin — und zwar durch die fahrlässige ärztliche Behandlung in der nach der Operation nothwendigen Nachkur; nicht aber, wie nach allen vier Winden hin ausgesprengt worden, weil ich es durch Lesen und Schreiben selbst verschuldet — ja, dann betrübe ich mich, und weine wohl gar. Aber ich habe nicht Zeit daran zu denken. Ich denke an meine Freunde, an meine Arbeiten, an meine Reisen; ich denke, daß, wenn Gott will, daß ich den Weg meines Lebens mit einem Auge suchen soll, so werd' ich ihn auch damit finden; ich denke, daß Schicksale nie umsonst über den Menschen kommen, daß er sie braucht wie Hammerschläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten."

Bevor die Gräfin die französische und nordische Civilisation verläßt, um in dem wildromantischen Spanien zu schwärmen, macht sie der erstern nicht eben das Compliment, daß sie ungern von ihr scheide. Von Natur und Wahrheit, von Kraft und Lebensfülle angezogen, ist ihr begreiflicherweise die blasirte Welt der Salons zuwider, jene Gesellschaft von Kleidern nach der neuesten Mode, die nur wie zufällig mit Menschenfiguren ausgefüllt sind, und deren Benehmen und Reden eben so nach der Mode gleichförmig zugeschnitten sind, wie die Kleider: „Von der Gesellschaft soll ich Dir etwas erzählen? — ja sieh! das ist nicht mein Fach, sie interessirt mich nicht. Der Mensch im Gesellschaftskleide ist eine factice Creatur, die sich überall ähnlich ist, auf gleiche Weise geht und spricht, nach gleichem Schnitt sich kleidet und urtheilt; eine Waare aus der allgemeinen Gesellschaftsfabrik hervorgegangen, glänzend leicht; und ehe ich mir nicht Einzelne herausgefischt habe, ist mir die Gesellschaft langweilig. Zuweilen denk' ich: Aber kann ich mich denn noch in einem Salon benehmen? habe ich nicht die stereotypen Phrasen und das banale Lächeln und die kleinen hergebrachten Manieren vergessen? Bin ich nicht ganz aus der Uebung und wird meine Inferiorität nicht kläglich zum Vorschein kommen? Denn sich in einem Salon nicht wie die Majorität darstellen, das ist Inferiorität, und die ist einem gewiß nirgends drückender als eben dort. Dann leg' ich Hand übers Herz, und, um nicht zu verwildern, gehe ich in eine Soirée. Statt aber auf mich selbst und mein Benehmen zu achten, sehe ich mir die Uebrigen an, spreche im Nachhausefahren: Ach, sie waren Alle wie überall und so werde ich's denn wohl auch seyn! und verfalle dann wieder in meine antigesellschaftlichen Allüren, bis mich eine neue Furcht

Digitized by Google

vor Verwilderung packt und in eine neue Soirée jagt. Die Gesellschaft kommt mir vor wie ein Maskenball, auf dem es nicht von gutem Ton ist, in der Charaktermaske zu erscheinen; sie begehrt den Ballanzug und ich habe nichts so lieb als mein bequemes Hauskleid und die Art von Geselligkeit, welche mir das Hauskleid gestattet und mich aufnimmt, wie ich gehe und stehe und von innen und außen bin. Natürlich kann sich eine solche nur auf einen sehr engen Kreis, im Grunde nur auf Einzelne beschränken; aber sage mir, was habe ich von Hunderten, wenn ich mit ihnen von nichts sprechen kann, als von den Fliegen, die drummen, und den Mücken, die summen?"

Den ersten Spanier, den die Verfasserin schon auf den iberischen Inseln fand, schildert sie folgendermaßen: „Wir gingen an dem Hause vorbei, welches Cabrera bewohnt. Den hätte ich gern gesehen — den fürchterlichen Mann, der seiner gemordeten Mutter ein so gräßliches Todtenopfer brachte. Ich liebe die Menschen, die zu lieben und zu hassen verstehen! ohne einige Wildheit geht's freilich nicht dabei zu, allein man weiß denn doch, wie man mit ihnen daran ist. Ich wurde einmal gefragt, ob ich in den spanischen Angelegenheiten legitimistisch oder liberal oder ich weiß nicht was sey; ich sagte: „ich bin cabreraisch!" und das ist ganz mein Ernst. Aus dem entsetzlichen Wirrwar aller Ideen und Principe, die drunter und drüber wirbeln, wie welke Blätter, finde ich es eine wahre Erquickung vor dem Wust der Theorien, sich unter die Fahne eines Menschen flüchten zu können." Dieß sind nun einige von den Aeußerungen, aus denen man die Verfasserin am besten kennen lernt. Sie liebt und versteht es, ihre innerste Seele zu zeigen, und ihrer Offenherzigkeit fehlt die Grazie nie.

Sie reiste von Nizza über Toulon, Marseille und die Pyrenäen. In Toulon besah sie den berüchtigten Bagno, der einen furchtbaren Eindruck auf sie machte, einen Eindruck, den sie in seiner ganzen Lebendigkeit wiedergibt. In Avignon wurde sie an Petrarca erinnert und demerkt, daß sie seine Sonette schlaftig finde, mit derselben Offenheit, wie sie im „Jenseits der Berge" die Bilder von Michel Angelo wüst fand. Ihr Gefühl hat sie hier richtig geleitet, aber ihr Urtheil ist zu streng. Der oder die Deutsche ist schlechterdings unfähig, den Petrarca, den Pastor fido, den Metastasio und andere mehr musikalische als poetische Werke der Italiener so anziehend, als die Italiener selbst, und ein französisches Trauerspiel so erhaben, als die Franzosen selbst zu finden. Bei all unserem Kosmopolitismus müssen wir uns doch bescheiden, in einigen Fällen auch mit dem besten Willen uns in die Gefühlsweise anderer Nationen nicht hineinfühlen zu können; in diesen Fällen müssen wir aber auch gegen einen fremden Geschmack billig seyn, um so mehr, als der Fälle ungleich mehr sind, in welchen fremde Nationen unsere Begeisterungen nicht begreifen können.

Die Gräfin fuhr mit der Diligence von Perpignan nicht sowohl über, als durch die Pyrenäen: „Diese monts ist nun gar nichts; nicht schön, nicht großartig, nicht gefährlich, nicht eigenthümlich, nicht hoch; sondern ganz charakterlos. Da die Pyrenäen in der Mitte am höchsten sind, und sich immer mehr verflachen, wo sie am atlantischen und mittelländischen Meer auslaufen, so wußte ich wohl, daß ich weder einen Stelvio, noch Gotthard, noch Simplon finden würde; aber ich sah nichts, was sich mit den Thälern und Bächen des Brenner — ja nicht einmal mit dem Jura vergleichen konnte. Man kletterte nur so in den Bergen umher, die sich durch nichts auszeichneten — höchstens durch die Menge Ginster, der sie wie mit goldnem Schnee bedeckte. Junquera ist der spanische Grenzort, wo die gewöhnlichen Formalitäten mit Pässen und Douane vollzogen werden, und zwar so, wie es ungefähr überall geschieht. In Figueras wurde zu Mittag gegessen, und ohne Knoblauch und Zwiebeln, welche man mir als die Hauptbestandtheile der spanischen Küche genannt. Hier bekamen wir wieder einen größeren Wagen, der mit nicht weniger als neun Maulthieren bespannt war. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als diese Heerde anfing sich in Bewegung zu setzen, denn es geschah folgendermaßen: der Kutscher fährt à longues guides! — Bei uns dankt man dem Himmel, wenn der Kutscher geschickt genug ist, um mit vier Pferden so fahren zu können, hier mit neun!" ꝛc. In dieser muntern Weise wird der ganze Verlauf der Reise geschildert. Von Barcellona aus, das noch ziemlich den allgemeinen Charakter aller Handelsstädte hat, begab sich die Reisende nach dem schönen Valencia. „Valencia ist reizend; nicht malerisch — dafür ist die Ebene zu weit, das Gebirg zu fern, die Stadt zu flach gelegen; aber von einer ganz holdseligen Freundlichkeit. Wie ein großes Gartenhaus in einem wohlgepflegten fruchtbaren Garten liegt es da, und scheint Jeden gastfrei zu sich einzuladen, indem es eine lange, schattige Allee, die jetzt freilich ihr frisches Grün verloren hat, vom Thor bis zum Grao ausstreckt, wohl dreiviertel Stunden. Der Baumreichthum erfreut gar so sehr um Valencia! hier braucht man die Maulbeerbäume zur Seidenzucht, und hat die ganze Ebene mit ihnen bepflanzt, undeschadet der Mais- und Gemüsefelder, die in ihrem Schatten gedeihen. Deßhalb hegt man hier nicht das spanische Vorurtheil gegen den Schaden, den die Bäume stiften sollen; und dafür ist Valencia wie Granada ein wahrer Smaragd von Erfrischung und Erquickung in dem Schacht des spanischen Landes, wo gar viele Edelsteine noch vergraben, und andere ungeschliffen daliegen." (II. S. 398.)

Digitized by Google

Auf dem Wege durch die fruchtbare Ebene bemerkt sie: „Die Bäume der Allee stehen in Gräben, durch welche, wie durch die ganze Ebene, Wasser geleitet wird. Ohne diese künstlichen Frigidationen, die noch aus der Maurenzeit stammen, würde das Land ebenso wüst und unfruchtbar seyn, als es jetzt üppig und frisch ist. Das Getreide stand hoch und fest, wie eine Mauer, und war durchschnitten von Maulbeerpflanzungen, die hier ganz besonders gepflegt werden, wegen der Seidenzucht. Ab und an stieg eine Palme nonchalante und träumerisch aus dem vortrefflich bestellten Felde empor, wie ein poetischer Gedanke aus einem praktischen Leben — fremdartig und fesselnd." (I. S. 326.)

Noch weit mehr als Valencia fesselte unsere Reisende das herrliche Granada. So oft schon die Alhambra beschrieben ist, so scheint sie doch unerschöpflich an Reizen und wir werden nicht ermüdet, nach so vielen Dutzend Schilderungen auch wieder diese neue zu lesen. „Hier lernt man die Araber verstehen, diese Menschen halb von Sammt und Perlen, halb von Stahl und Erz. So ist das Klima; so ist das Land; so sind ihre Monumente. Das Klima: Südens Gluth und Nordens Kraft; das Land: die schönste, wechselvollste Ebene von der schneebedeckten Sierra nevada begrenzt; die Alhambra: rauher harter Stein von außen, von innen — ja was von innen? auch Stein, aber Stein, der mehr Aehnlichkeit mit Perlen, mit Spitzen, mit Wolken hat, als mit Stein. Wie soll ich das Unbeschreibliche beschreiben? Ich kann es nicht; aber es kann auch kein Anderer. Da ist ein Engländer, der mißt sie aus, nach Schritt und Zoll, der zählt die Säulen und gibt sich viele Mühe. Es wird ihm auch gewiß gelingen, einen genauen Grundriß der Alhambra zu liefern; ist aber das die Alhambra? — Da ist ein Belgier, ein geschickter Zeichner, den der König Leopold hergeschickt hat; der wird wunderniedliche Bilder und Ansichten von ihr geben; doch das ist auch noch nicht die Alhambra. Zu der gehört ihre ganze duftende, leuchtende Scenerie; ihre schlagenden Nachtigallen, ihre glühenden Rosen, ihre plätschernden Wasser, ihre maigrünen Bäume, ihre aromatischen Orangen und Myrthen; ihr Tausend und eine Nacht-Himmel. Hier könnte man Mährchen dichten von Rose und Nachtigall, wenn die Perser es nicht schon so lieblich gethan hätten! Die Nachtigallen schlagen Morgens und Abends und Mittags, ungestört, ununterbrochen, wie kleine unsterbliche Echos der Lieder, die hier einst erklungen sind; und die Rosen blühen purpur-, gold- und rosenfarben wie unvergängliche Denkmale der vergänglichen irdischen Schönheit der maurischen Frauen, die einst hier von tausend Sängern und Rittern gefeiert und gepriesen worden ist."

Indem sich die Gräfin hier den erhabensten und reizendsten Eindrücken überläßt, bedauert sie (wie einst Lessing), daß der Weg vom Herzen oder aus der Phantasie durch die Hand aufs Papier so gar weit und unbequem sey, und knüpft daran einen sehr artigen Gedanken: „Herzensmama! Den Mann wollt' ich loben, der ein Daguerreotyp für die Gedanken erfände! das wäre doch endlich einmal wieder so eine recht gründlich neue, erdballumwälzende Erfindung! Ich setzte mich auf das Sopha, Kopf in die Hand, ganz ruhig, ganz bequem, und nach einer Viertelstunde wäre mein bester Brief auf das Papier gehaucht, und ich hätte nicht nöthig gehabt Hand noch Fuß deßhalb zu rühren. Es würde ganz gewiß mein bester werden; denn die materielle Unbequemlichkeit des Schreibens thut, so klein sie ist, den Gedanken Schaden. Die Finger können nicht mit ihnen Schritt halten; das macht mich zuweilen verdrießlich, zuweilen müde, und ich breche ab, ohne den Gedanken bis zu Ende verfolgt zu haben."

Sehr lebendig schildert die Gräfin sodann die Kontraste des Völkerlebens, die sich in Gibraltar begegnen, wo Spanier, Engländer, Mauren und Repräsentanten fast aller Nationen sich auf engem Felsenrand zusammendrängen. Bei diesem Anlaß sagt sie unter Anderm: „Ach, wenn die Spanier je Gibraltar nehmen könnten! Doch wer nimmt heut zu Tage den Engländern etwas? läßt man sie nicht nehmen, was ihnen gefällig ist? schalten und walten sie nicht nach Gutdünken auf dem Erdboden? O die Engländer! wenn ich sie nicht liebte, so würde ich sie hassen! Weil sie aber in meiner Zeit die Einzigen sind, welche sich nicht vor Revolution fürchten, und ohne zaghafte Rücksicht auf eine solche thun — so lieb' ich sie. Die Franzosen sind das Volk des Wortes, wir des Gedankens, die Engländer der That. Wir sind um so viel besser, rücksichtsvoller, menschenfreundlicher, als der Gedanke reiner und feiner ist als die That, und gleichsam in einer höhern Zone schwebt; doch stärker, muthiger — ich meine moralisch muthig — zuversichtlicher sind die Engländer, und damit wird ein Volk groß. O, es wird dennoch fallen, das große England, aber, wie Rom, nachdem es die Welt beherrscht hat."

Dann wird das Leben in Cadir geschildert. In der Umgegend sah die Verfasserin die schönsten Palmen: „Was für Palmen! hoch wie Pappeln, Kronen wie Pinien, Schmiegsamkeit wie Thränenweiden. Kein Baum ist so schön wie die Palme! sie kommt mir immer vor wie eine wunderschöne, vornehme Frau: so gleichgültig, so nachlässig in der Ruhe, so zitternd bewegt, wenn nur ein Lüftchen weht, und so mächtig leidenschaftlich im Sturm. Gestern Mittag war heftiger Seewind. Wie sie sich bogen, sich zur Erde neigten — als ob aufgelöstes Haar und Trauerschleier sie umflatterten, und wie der schlanke Stamm doch immer nachgab, um sich nicht

Digitized by Google

zerbrechen zu laſſen. Iſt es nicht lieblich ſo feſt zu ſeyn, und ſo gar nicht trotzig? Und meinſt Du, ich machte den Frauen dadurch ein Compliment? ganz und gar nicht! die Beſten ſind ſo, und die Beſten ſind in Europa gerade ſo ſelten wie die Palmen. Ich bin nicht dazu geſchaffen, um den Leuten Complimente zu machen; ſage ich etwas, was ſo klingt, ſo iſt es eine Wahrheit. Gegen Abend gingen wir wieder nach dem Garten; nun war es ganz ſtill geworden, die Luft ruhig, der Himmel roſig, die Palmen unbeweglich; als ob ſie ihr herrliches Haupt auf ihren Arm ſtützten, und ſich in ſüße Träume vertieften, und ſeltſam zauberhafte Gedanken hätten — ſtanden ſie da, und blickten nach dem Meer hinüber." So liebt ſie es, überall an das, was ſie ſieht und erlebt, geiſtreiche Gedanken anzuknüpfen.

Eine nicht minder hübſche Beſchreibung gibt ſie von der Aloe: „Die eigentliche Vegetation dieſes Landſtrichs iſt die Aloe, die ſich wie ein Wald des Bodens bemeiſtert hat und ihn zu beiden Seiten des Weges bis zum Meer bedeckt. Aus ihrem wunderbaren Blätterbau iſt jetzt der Stengel in ſeiner höchſten Höhe — ich meine wohl dreißig Fuß emporgeſchoſſen, und hat an ſeiner Spitze bereits die Blüthenknospen herausgetrieben. Das ganze Gewächs, blaugrün von Farbe, ſcharf und unbeweglich von Formen, kommt mir vor wie ein Produkt der Kunſt, wie ein koloſſaler in Bronce gegoſſener Kandelaber, der zu geheimnißvollen Feſten ſich entzünden müßte. Und wer weiß, obs nicht ein Feſttag für die Erde iſt, der, wo ihr die Sonne im Zenith ſteht! und ſteht ſie da, ſo blüht die Aloe — recht als ob das Sonnenlicht die kleinen Lichter auf den Kandelabern anzündete. Es muß prächtig ausſehen; die Blüthe iſt hochgeld und blitzt aus dem Stengel heraus wie eine Gasflamme aus dem Schnabel der Lampe. In drei Wochen wird die Illumination fertig ſeyn. Wie kleine Maſtbäume, Kähne und Wellen — ſo überragen die Stengel den Wuſt der Blätter, und heben feſt und regungslos ihre kleinen regungsloſen Wimpel in den glänzendblauen, wolkenloſen Himmel hinein. Dieſer Anblick verſetzt mich immer nach Arabien, in irgend eine Wüſte, pilgernd zu irgend einem halb verſunkenen Tempel eines untergegangenen Gottes, nach Tadmor oder nach Baalbek. All dieſe Pflanzen des Orients oder der Wüſtenzone, Ceder und Aloe, Cypreſſe und Palme, haben einen ganz eigenthümlichen Charakter von Ruhe, Frieden und Schweigen, der halb wie Schlaf, halb wie Majeſtät ausſieht, und mir im tiefen Einklang mit Sphynx und Pyramide, und mit der träumeriſch phantaſtiſchen Exiſtenz des Morgenländers zu ſeyn ſcheint. Betrachtet man dagegen unſere Bäume mit ihren getheilten und zerriſſenen Zweigen, mit ihrem beweglichen Laub, mit ihrem Wehen, Flüſtern und Rauſchen — iſt es nicht als ob ein thätiger, regſamer Geiſt mit ihnen zu ſchaffen hätte? haben ſie nicht ein gewiſſes leidenſchaftliches unruhiges Streben, ſo etwas Tief-Sehnſuchtvolles? ſind ſie nicht wie wir echte Kinder des Occidents, welche ſich nicht wollen genügen laſſen mit der Sonne, die ihnen vom Orient kommt? Oder iſt das Alles nicht wahr, und die Palme weiter nichts, als ein Gewächs der heißen — und die Eiche der gemäßigten Zone? Nein nein! wenn Einer ſo ſprechen könnte, der würde ſich die Welt entgöttern."

(Schluß folgt.)

Romane.

1) Don Fernando. Aus dem Jugendleben des letzten Königs von Spanien. Von Belani. Zwei Theile. Leipzig, Taubert, 1841.

2) Don Carlos, Prätendent von Spanien. Hiſtoriſch-romantiſches Lebensgemälde von demſelben. Drei Theile. Daſelbſt, 1842.

Belani hat ſchon erſtaunlich viel geſchrieben. Es fehlt ihm nicht an Phantaſie und zuweilen nehmen ſeine Romane wirklich eine poetiſche Färbung an, aber er gibt ſich nicht die Mühe, die poetiſchen Elemente zu concentriren und ein Werk zu ſchaffen, welches dadurch bleibenden Werth erhielte. Die Geſchwindſchreiberei, das Bedürfniß, alle Jahre ein dutzend Bände zu liefern, läßt das nicht zu. In den vorliegenden Romanen wühlt er in der ſchwarzen Waſche der ſpaniſchen Dynaſtie. In dem erſten ſchildert er die Jugend Ferdinands VII., die Buhlerei ſeiner verworfenen Mutter mit dem Friedensfürſten und die Geiſtesſchwache ſeines Vaters. Aber wenn nur in dem Prinzen ſelbſt eine Ahnung von Tugend oder Würde geweſen wäre, damit ſie auf einem dunkeln Hintergrunde hätte vorleuchten können! Ferdinand wetteiferte mit Godoy an Treuloſigkeiten und übertraf ihn weit an Tyrannei. Da iſt nur eine Concurrenz von Laſtern, die das Gemüth empört und uns beinah an allem Adel der menſchlichen Seele verzweifeln läßt. Aber Belani hat ſich zu helfen gewußt. Mir nichts dir nichts dichtet er dem heimtückiſchen Fernando einen „offnen Charakter" an und entſchuldigt ihn auf alle Weiſe als einen vortrefflichen Prinzen, der nur das Opfer Anderer geworden ſey. — Der zweite Roman iſt wo möglich noch lügenhafter. Da wird Don Carlos als das Ideal eines Prinzen geſchildert, der nicht nur in ſeinem vollen Recht, ſondern auch immer auf die loyalſte und humanſte Weiſe gehandelt, der ſich ganz dem Vaterland hingegeben, dem Wohle deſſelben ſogar „ſeine Ruhe" zum Opfer gebracht habe ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. Januar 1842.

Neueste Werke über Spanien.

2) Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, Duncker, 1841.

(Schluß.)

Ueber der Natur und dem Volksleben wird die Kunst nicht vergessen. Die Verfasserin begeistert sich besonders für Murillo. „In einer Zelle des ehemaligen Klosters der Kapuziner steht Murillos St. Franciscus. Ich habe St. Franciscus in allen möglichen und unmöglichen Attitüden gesehen. Ich bin des St. Franciscus etwas satt, aber dieser gehört einem andern Geschlecht an! der Gegenstand ist ungefähr immer derselbe; hier hat er die Wundenmale bereits empfangen, und das Crucifix erscheint ihm mit Cherubsflügeln — wahrscheinlich nach einer Legende. Er kniet, hat aber den Oberleib gerade aufgerichtet und den Kopf etwas zurückgelehnt, um der Vision gleichsam nachzustreben; wenn sie verschwindet, wird er zusammensinken, das fühlt man der tödtlich ermatteten Gestalt wohl an. Gott, welch ein Antlitz, welch ein überirdisches stilles Entzücken im Auge, und was für fatiguirte Züge! die Art, wie der Mund ein wenig geöffnet ist, der Leidenszug, der vom Auge an über die Wange herabgleitet, die eingesunkene Schläfe — all diese stummen, unwiderleglichen Zeugen zerreißender Kämpfe, mysteriöser Schmerzen, glühender Aspirationen, vernichtender Entmuthigungen; — alle Folterqualen und Bitterkeiten einer Existenz, die im Leben keine Befriedigung findet, die nach einer maßlosen schmachtet, und dennoch den Anforderungen des Daseyns nur mit flammender Anstrengung sich entringt; — Alles, mein Lärchen, Alles, was jeder von uns im kleineren Maaßstab, in geringeren Schwingungen durchgemacht hat — liegt mit Feuerschrift auf diesem schönen, ruinirten Gesicht, ohne Uebertreibung, ohne Härte, ohne Affectation, ganz einfach, schlicht und wahr. Ich habe ähnlichen Ausdruck über die Züge gleiten sehen, wenn unbewacht, unbewußt, tiefe Schmerzen oder ihre Erinnerung hier und da in einer Seele auftauchten, im vertrauten Gespräch, oder ich weiß selbst nicht wie und wodurch angeregt. Aber freilich, die Verklärung, die, wie die Morgensonne über einem Schlachtfeld, in St. Franciscus Auge aufgeht — die gehört em Heiligen an, und dem glückseligen Maler, der im Stande war, seine Seele solchen Inspirationen zu öffnen. Wir standen Alle lautlos da, jeder stumm an die Wand gelehnt, ohne ein Wort der Bewunderung zu finden. Das sind die besten Bilder! die geben nicht bloß in das Auge, sondern in die Seele — wenigstens mir. — Ich habe vor ihnen meine stillen Gedanken, nicht über die Kunst und Geschicklichkeit des Malers, nichts, was das Gemälde — ach nein! nur was mich selbst betrifft. Ich dachte: warum sträubt sich der Mensch gegen den Schmerz? nimm ihn doch an, trage ihn doch! weißt du denn, ob er nicht die dunkle Wolke ist, ohne welche der Regenbogen innerer Verklärung sich nicht über deine Seele legen kann? — Ich meine, es müßte ihn recht freuen, den alten Murillo, wenn er wüßte, daß sein St. Franciscus solche Wirkungen übt, denn daß man sie auch nur eine Minute hindurch fest, und taucht sie unter in dem ewigen Wechsel der Gedanken, so kann sie sich doch in Zukunft einmal wieder Platz machen, und unberechenbar erquickend und trostreich seyn. Die Seele ist ein gar getreuer Hausbalter; sie speichert sorgsam jedes Geldmünzlein auf, und man weiß es kaum, man denkt nicht daran, man lebt und verschwendet von dem Seinen thöricht und leichtsinnig, und geräth dann häufig in große Noth, weiß nicht, woran man sich halten, worauf man sich stützen soll. Dann tritt sie herzu, gibt dieß und zeigt das, erinnert hieran und erinnert daran, und mit ihrer Hülfe arbeitet man sich wieder empor und steht ein bischen auf festen Füßen — aber nicht sehr lange! Die Leidenschaften, die Schwachen passen immer auf, schlau und gierig wie Raubthiere, die sie auch

Digitized by Google

wirklich ſind — denn ſie leben von unſerm beſten Blut, und wir wollen das nie früher glauben, als bis wir ihnen nichts mehr zu geben haben. Ach, ich bin traurig, Clärchen! ich bin es, weil ich gar keine andere, als gemalte Heilige kenne! — In einem Kammerchen der Kathedrale iſt eine heilige Magdalena, ebenfalls von Murillo, als ein ganz beſonderes Geſchenk aus Madrid gekommen. Die hat es noch nicht ſo weit gebracht als St. Franciscus, iſt mitten drin im Kampf, hat die Erde verlaſſen, und der Himmel hat ſich ihr noch nicht aufgethan! Die Magdalena bereut wirklich, und gramt ſich ſo wahrhaft, daß ſie ganz blaß und mager davon iſt. Zu der Selbſtverleugnung, eine Magdalena ohne ſchöne Schultern und Arme zu malen, hat es nur Murillo gebracht. Vielleicht malten die italieniſchen und deutſchen Meiſter ſie auch häßlich und dürr genug, ich erinnere mich gerade keiner; aber das geſchah in aller Unſchuld, ſie konnten es noch nicht ſchöner machen! wer ein ſchönes Weib malen konnte, Titian, Guido, Guercino, e tutti quanti, malte gewiß die Magdalena ſo! und wenn ſie auch ſchon im härnen Gewande, mit aufgelöſtem Haar in der Wüſte weinte, betete, faſtete, und ſich bitter härmte, ihre Venusgeſtalt durfte nicht darunter leiden. Murillo aber iſt der Maler der Seelen! er zeigt, wie die Verklärung der Seele gleichſam eine Glorie über den Körper webt; iſt ſie dort nicht eingetreten, ſo fehlt ſie hier. Er iſt von einer alles niederſchmetternden Simplicität. Ich glaube, daß höchſtens ein halbes Dutzend der allerſchönſten italieniſchen Gemälde neben ihm nicht manierirt und geziert ausſehen würden."

Die größten Meiſterwerke Murillos ſah die Verfaſſerin in Sevilla. Ihr Urtheil iſt von Gewicht. Wir erinnern uns nicht, irgendwo etwas über dieſen großen Maler geleſen zu haben, was ſo tief ginge. „Murillo iſt der Maler der Männer, wie die Italiener Maler der Frauen ſind. Er hat ſie gemalt vom Kinde bis zum Greiſe in immer gleicher Vollkommenheit. Sehen Sie nur hier den Greis, S. Felix de Cantalizio! Das war ein Laienbruder bei den Capuzinern, aber ſo fromm, ſo gottſeligen Wandels, daß, als er einſt durch einen Wald ging, die heilige Jungfrau ihm erſchien und ihm als Zeichen der Huld das göttliche Kind in die Arme legte. Sehen Sie, da kniet er im finſtern Walde, in ſeiner geflickten Kutte, der Bettelſack liegt neben ihm; und in dieſ dürftige dunkle Leben bricht auf einmal ein freudiger Goldglanz, wie ein Morgenroth, wie eine Verheißung herein, und das Schönſte, was im Himmel und auf Erden iſt, neigt ſich holdſelig zu ihm herab. Aber dieſem Greiſe darf man ſchon eine Gnade erweiſen! der bleibt demüthig! ſehen Sie dieſen flammenden, innigen, ſchüchternen Dank, dieſe demüthige Freude, dieſen zitternden Jubel! wie er das Kind hält, ſo zagend und doch ſo überglücklich! wie das alte Geſicht ſtrahlt vor ſeliger Ueberraſchung, daß ihm, dem Unwürdigen, eine ſolche Ehre widerfahrt! — Können Sie wohl aus meinen Worten die unglaubliche Verſchiedenheit herausleſen, mit der Murillo ſeine heiligen Männer charakteriſirt? Trotz dem, daß ſie alle zu einer Familie gehören, und zwar unverkennbar zu einer ſpaniſchen, ſind ſie ſo beſtimmt und fein individualiſirt, daß man trotz der außerordentlichen Einfachheit der Compoſitionen, die meiſtens nur aus zwei bis drei Figuren beſtehen, nie auf Monotonie ſtößt. — Hier iſt der St. Auguſtin! Ach, auf ſeinem Antlitz wohnt weder der himmliſche Friede von S. Thomas, noch die himmliſche Freudigkeit von S. Felix. Bitterer Gram und heiße Schmerzen haben ihm die Stirn zerfurcht. Das flammende Auge iſt tief eingeſunken, und wie von unterirdiſchem Feuer ſind die Wangen aufgezehrt und abgemagert. — S. Antonio von Padua, wie er genannt wird, obgleich er in Liſſabon geboren iſt — der Capuziner mit dem Lilienzweige. Er gehört dazu, um die Collection der Männerköpfe vollſtändig zu machen; denn er iſt ein Jüngling. Ganz, ganz jung, die Züge fein bis zur Transparenz, das Colorit zart bis zum Frauenhaften, ſchmale, dunkelrothe trockne Lippen, wenig blondes Haar, das ſich in dünnen Locken um die breite Tonſur legt. Er kniet; ein Gebetbuch liegt vor ihm, und auf demſelben ſitzt nach einer Legende das Chriſtuskind, es hebt die Rechte ſegnend gegen ihn auf. Mit einem Ausdruck von himmliſcher Hingebung ſchmiegt S. Antonio ſein Haupt unter das Aermchen des Kindes, aber wider ſeinen Willen, unbewußt, liegt in ſeinem Auge und mehr noch um ſeinen Mund eine ſolche ſchmachtende Zärtlichkeit, daß mir angſt und bange wird vor den Kämpfen, die er noch wird zu beſtehen haben. Da er ein Heiliger iſt, ſo wird er ſie ſchon ſiegreich durchmachen; aber ſagen Sie, iſts nicht admirabel dieſen Ausdruck einem Jüngling zu geben, und wenn er auch ein Heiliger iſt? Ich kann gar und gar nicht aufhören mich über Murillos Verſtändniß der Seelen zu entzücken."

Wir übergehen die mannichfachen Schilderungen des Volkslebens, der Trachten, der Sitten, der Tänze und der Stiergefechte, welche letzteren die Gräfin wieder äußerſt lebendig mit einem eigenthümlichen Ausdruck von weiblicher Furcht und fremdartigem Grauen ſchildert.

Wir begleiten ſie zur See von Cadix nach Liſſabon und Cintra. Es fällt auf, daß die liebenswürdige Reiſende, die ſelbſt ſo gern ungenirt iſt, Anſtoß nimmt an der hausliſchen Einfachheit und an dem gewiſſermaßen bürgerlichen Zuſammenleben des jungen portugieſiſchen Königspaares, in deſſen Arbeitszimmer der Stickrahmen der Königin neben dem Schreibtiſch des Königs ſteht. Iſt das nicht etwas ſehr Schönes? Nach einer kurzen

Digitized by Google

Schilderung des portugiesischen Lebens schließt die Verfasserin mit einer kürzeren Beschreibung der Rückreise zur See, wieder um Gibraltar herum nach Perpignan.

In solchen Schilderungen fremder Eindrücke und im zwanglosen Briefstyl scheint uns Gräfin Ida von Hahn eine Meisterschaft bewahrt zu haben, in welcher ihr keiner der vielen Reisebeschreiber unsrer Tage gleich kommt. Sie scheint uns darin aber auch, wenn wir sie mit sich selbst vergleichen, glücklicher, als in ihren rein poetischen Erfindungen. Voll Bewunderung für ihre Briefe vermögen wir ihren Romanen nicht in gleicher Weise Geschmack abzugewinnen, und wir glauben nicht, daß dieß ausschließlich unser Fehler sey. Wir wiederholen es, eine so glückliche Natur und schöne Seele sollte im Gebiet der poetischen Zerrissenheit keine Lorbeern einsammeln wollen und dieß trostlose Feld lieber denen überlassen, die nicht, aber auch gar nicht so sind, wie sie.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Rudolph Kulemann. Hannover, Hahn, 1841.

Es erfreut immer, wenn man unter der Menge lyrischer Dichtungen, die Jahr aus Jahr ein erscheinen und die zum größten Theil nur die hergebrachten Melodien fortleiern, auf eine Originalität stößt. Alles von der Art pflegen wir gewissenhaft in unsere Blätter einzutragen, während wir auf die schülerhaften und fabrikmäßigen Nachahmungen natürlicherweise nicht Rücksicht nehmen können, noch wollen.

Herr Kulemann zeichnet sich durch Eigenthümlichkeit aus und dieselbe liegt vorzüglich im Gebrauche seiner Einbildungskraft. Im Wesen seiner ernsten und heitern Gefühle unterscheidet er sich weniger von andern Dichtern, als im bildlichen Ausdruck. Er bedient sich sehr heller Farben und erinnert öfters an die indische und skandinavische Bilderfülle, obgleich er offenbar darin nicht genug Maaß hält und in den Fehler geräth, den Jean Paul sehr mit Recht an einigen Gedichten Schillers tadelte, z. B. an dem Freudenliede, in dem Bilder aller Art gehäuft sind, selbst schreckliche, die unsere Seele, statt sie in sanfte Freude einzuwiegen, vielmehr beunruhigen. Hier einige Proben von der Art, wie Herr Kulemann Bild auf Bild drängt und z. B. ein Landschaftsgemälde in lauter Metaphern gibt:

Der Morgen.

Tag war's, es warf die Sonne von der Schanze
Des Himmels thalwärts ihre Flammenpfeile,
Anprallend splitterte die Silberlanze,
Und jeder Splitter ward zur Strahlensäule.
Goldlilien sie, die in die Azurbläue
Des Himmels ihre Feuerkelche tauchen
Und sonneathmend auf das frische, freie
Erdeiland ihre Strahlendufte hauchen.

Herolde dort verkünden's in den Lüften,
Aufsteigt ein Weihrauch vom Altar der Hügel,
Hochschweifend über Nebelqualm und Grüften,
Entfaltete der Phönix seine Flügel ꝛc.

* * *

Ich ging, es lag mit tausend grünen Lettern
Das Buch der Liebe vor mir aufgeschlagen,
Zephyre flogen, um im Wald zu blättern,
Und Frühlingsgrüße durch die Welt zu tragen.

Mein Herz! — als ob aus tiefem Meere helle
Stimmen an eine nackte Küste klangen,
Ich lauschte, ha, da schwoll die Purpurwelle
Und schoß ein Pfeil in meine bleichen Wangen.

Wie der Flamingo, wenn zum ersten Male
Vom Neste in das Feld sein Fittich rauschet,
Alsbald sein Winterkleid, das graue, fahle,
Mit weißen Federn freudevoll vertauschet.

Und dann, wenn Purpurrosen er gestreuet
Aufs Weiß, zum zweiten Mal mit dem Gewande
Abwechselt, bis es endlich, ganz erneuet,
Aufblitzet in des Scharlachs Farbenbrande:

So ich ꝛc.

Die Nacht.

Noch immer Nacht! ich schlief, gleich düsterrothen
Aufdampfenden Fackeln, wie man Todten
Sie zum Geleite gibt auf Friedhofs Planen,
Sah ich die Sterne dort in schwankenden Streifen
Vom Mittelpunkt zum Horizonte schweifen —
Ein Feuerkreis aus lodernden Todtenfahnen.

Noch immer Nacht! die schimmernden Rubinen,
Die aus des Herzens Rosenmeere schienen,
Und blumengleich auf seinen Lippen treiben,
Ich seh' sie dort, vom Todeshauch umwittert,
Vergilbt, zerwischt, vermodert und zersplittert —
Ein Moderdunst durch Grabeshöhlen stäuben ꝛc.

Hier möchte man einfachere und unmittelbare Naturschilderungen wünschen. Es kostet zu viel Anstrengung, sich durch Allegorien zum Verständniß eines Landschaftsbildes durchzuarbeiten. Allein es kommt auch nur darauf an, diese seltne und kühne Manier, die keineswegs zu verwerfen, wenn auch nicht überall anzuwenden

Digitized by Google

ist, im rechten Falle zu brauchen und dies ist dem Dichter mit wahrer Meisterschaft gelungen in mehreren Gedichten, z. B. in dem großartigen Bild eines Nachtsturms auf dem Meere, wo Naturschilderung und Allegorie sich innig und zum kräftigsten Effekt durchdringen:

Was in der Tiefe über Nacht
Dumpf wurmend in der Höhle hat gekauert,
Es brauſ't hervor, es heult zur Jagd! zur Jagd! —
Ein Leu im Sprung, der an der Wüſte lauert.

Zur Jagd! es ſteht bereit das Meer,
Zum Wüſtenritt vom ſcharfen Oſt geſtriegelt.
Sieh! wie es glänzt in blanker Silberwehr,
Daran der Himmel ſeine Perlen ſpiegelt.
Am Ufer ſteh'n, horch! wie es tobt und wallt,
In Ungeduld, im Zinge ſich zu bäumen,
Es bebt der Strand, der von den Schlägen ſchallt, —
Ein Zügel wohl, daran die Wellen ſchäumen.

Der Reiter ſitzt! friſchauf, gepirſcht!
Er rennt davon, im Sattel feſtgezügelt,
Das Meersroß ſteigt, die Silberwelle kurſcht,
Schaumfläubend und vom Sturmwind aufgezügelt.
Die Welle klafft und zeigt die weißen Zähne —
Ein Meereshund, der nach dem Roſſe zängelt.
Es aber ſtürmt und ſträubt empor die Mähne,
Die ſchlangengleich von ſeinem Nacken ringelt.

Ein Schiff! — dorthin! es birgt im Raum
Von Guinea's Strande ſchwarze Sklaven,
Die Kette klirrt, es iſt ein wüſter Traum
Vom Löwen, die im Kerkerloche ſchlafen,
Die Freiheit ruft, horch! welch ein Lied,
Das donnergleich an ihre Schranken ſtürmet,
Es ſpringt der Schaum empor an Bug und Spriet
Von Waſſerbergen, die ſich jäh gethürmet ꝛc.

Gar schön in seiner Art ist auch die Waffenrüstung des Frühlings aufgefaßt. S. 136.

Dort ſchwingt, als wären ſie von ſeinem Zorne
Verbrämt, die leuchtenden Standarten
Der ſchöne Blumenritter mit dem Sporne,
Deß Kelch zerſtellt durch viele tiefe Scharten.

Du tapf're Blume mit dem Eiſenhute,
Wer wagt's, 'ne Lanze gegen dich zu brechen?
O ja, ſie bricht: der Dolch in deinem Blute
Wird jeden Panzer, der dir trotzt, durchſtechen.

Die Diſtel dort mit ihren Silberſchuppen
Und ihrem Helm, daran die Federn flittern,
Trägt auf dem Helme die gezackten Kuppen,
Wie Morgenſterne, die durch Panzer ſplittern.

Das Kelchlein zweigetheilt, ſteht der Gamander,
Von Rindgras und von Farrenkraut dicht umbüſchet.
Ausdunſtend gift'gen Dunſt — ein Salamander,
Der aus dem Nacken mit dem Zünglein ziſchet.

Und ihren Kelch trägt ähnlich einer Keule
Die nur zur Nachtzeit duftende Silene,
Die Kronenblätter ſpitzen ſich zum Pfeile,
Am Kelche dräuen die gezackten Zähne ꝛc.

Die Gefühle des Dichters versenken sich in Natur und Liebe; doch findet sich auch ein patriotisches Lied voll schöner Gedanken:

Kennſt du den Strom, der auf den Alpen quillet,
Aus Urnen ſich von Eiskryſtalle füllet,
An ſeinen Ufern tönt des Dichters Lied,
Der aus dem Borne der Erinnerungen
Den gold'nen Schatz der alten Nibelungen
Noch heute mit dem Arm der Klänge zieht.

O breit'ger Strom, an deſſen Bord die Sagen
Des deutſchen Volks die tiefſten Wurzeln ſchlagen!
Dort war's, wo gleich dem tapfern Wogendrang,
Der Jäh aufſchwoll an deinen Felſenriffen,
Gottfried und Eſchenbach mit kühnen Griffen
In's Saitenſpiel von Gott und Freiheit ſang ꝛc.

O wahret ihn! wohl ließ von ſeinen Warten,
Ein ſchlauer Fuchs, der Gallier Standarten
Vordem mit frommen Lilien ſchneichelnd weh'n,
Die Lilie wuchs, ein Schlingkraut, eine Schlange,
Die jäh zuſchoß mit giftgem Zahn und Zunge,
Da, wo einſt Bernhard ſtand und Prinz Eugen.

O wahret ihn! und gen des Fremdlings Brücken,
Die ſchnöde deine freie Welle drücken,
Schieß an! Ha, wie die Woge bäumt und brauſ't,
Wenn aus dem Urwald Deutſchland's aufgeſchwungen
Vom Alp Tyrol's bis zu den Niederungen
Friesland's der Sturm durch alle Stämme ſauſ't!

O wahret ihn! wer ſingen kann, der ſinge!
Und wer ein Schwert zu ſchwingen hat, der ſchwinge
Es noch dazu und trinke von dem Wein
Der Reben, die an ſeinen Ufern ranken,
Und ſchwör' es laut: daß ewig der Gedanken
Sich denken ſoll den freien deutſchen Rhein. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. Februar 1842.

Neueste Werke über Spanien.

3) Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid, zu Anfang des Jahrs 1841. Von C. O. L. von Arnim. Mit Titelbild. Berlin, A. Duncker, 1841.

Als Fortsetzung der früher erschienenen und auch in unsern Blättern angezeigten flüchtigen Bemerkungen eines flüchtig Reisenden.

Der Verfasser reiste über Paris, wo er bei Erinnerungen der alten Zeit verweilt, denn er hat diese Stadt schon vor 38 Jahren gesehen. Dann über die Pyrenäen nach Catalonien, Barcellona, Valencia, Malaga, Granada. In Barcellona fand er sich wenig befriedigt, Valencia reizte ihn mehr. In Granada bewunderte auch er die Alhambra. Etwas länger verweilte er in Sevilla und Madrid. Im Allgemeinen ist seine Ansicht des Landes und Volkes nicht sehr günstig. Wir geben hier ein charakteristisches Lebensbild aus Barcellona: „Einem Theil der Nationalgarde fehlte es an Beinkleidern, und da man nicht in Absicht hatte Bergschotten-Regimenter zu errichten, so suchte man diesem Uebelstande durch freiwillige Beiträge abzuhelfen. Die Neigung der meisten Menschen zum Vergnügen ist bei solchen Gelegenheiten der beste Weg, um Geld zu erhalten, und es wurde daher zu diesem Zwecke eine Vorstellung im Opernhause angekündigt, die aus allerlei Art von Schauspiel zusammengesetzt war, aber doch eine politische Farbung haben sollte. Daher hieß das eine Stück: El dialogo del Niño liberal: das Gespräch des liberalen Kindes, in welchem ein Knabe von ungefähr zehn Jahren seinem Vater, der außer sich über die liberale Tendenz der Zeit ist, mit vieler Empfase die liberalsten Grundsätze vortrug, ihm die Pflichten des Königs, der Minister und die Rechte des Volks auseinandersetzte und damit schloß, seinen alten Vater von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Da ich nun zufälliger Weise zwischen zwei Personen von scheinbar sehr entgegengesetzten Ansichten meinen Platz bekam, so konnte es nicht fehlen, daß, wenn der eine wüthend klatschte, der andere keine Hand rührte. So liberal wie man indessen hinsichtlich der Verfassung denkt, und so liberal man auch jetzt in religiösen Sachen wird, sobald es heißt: der Geistlichkeit ihre Einnahmen verkürzen, so wenig ist man es noch immer gegen die Protestanten, denn bis zum heutigen Tage gibt es in ganz Spanien keine protestantische Kirche und namentlich in Barcellona keinen Kirchhof für dieselben. Rom beschämt darin Spanien, und wenn ich meine Augen zu Barcellona zugedrückt hätte, so wäre ich ein Raub der Fische geworden. Die wahre Aufklarung kommt nicht leicht, wo so lange tiefe Finsterniß geherrscht. Man morde der Mönche, man zerstört Klöster, aber man schafft nicht gleich vernünftige Schulen in einem Lande, wo, wie ich wenigstens über Barcellona aus sehr zuverlässigem Munde zu wissen glaube, vor fünfundzwanzig Jahren ein großer Theil der dem Ausseyn nach wohlerzogenen Mädchen noch nicht einmal schreiben konnte. Doch alles dieß wäre allenfalls noch zu übersehen, vielleicht dachte man, junge Mädchen würden von der Feder einen üblen Gebrauch machen. Aber bald sollte mir ein anderes, ein viel größeres Beispiel von Rohheit aus hergebrachten kirchlichen Motiven und aus stupider Gewohnheit erscheinen, wie ich es nun und nimmermehr in der angesehensten und wichtigsten Handelsstadt des Königreichs Spanien erwartet hätte. Schon mehrere Male glaube ich erwähnt zu haben, daß ich stets mit besonderer Aufmerksamkeit die öffentlichen Ankündigungen betrachte, welche gedruckt an den Ecken der Straßen zu finden sind, und welche über den Charakter eines Volkes, seine Neigungen, seine Vergnügungen, seine Bedürfnisse, ja bis auf seine Krankheiten einen unglaublichen Aufschluß geben, und dem Reisenden oft mehr Belehrung verschaffen, als er durch die Erzählungen und Erklärungen der Eingebornen erhält. Diesem Grundsatze zufolge

Digitized by Google

fand ich nun meine Neugier äußerst gereizt, als ich eines Tages auf der Rambla folgenden Anschlagezettel fand: Teatro de Capuchinos. En Utilidad y Provecho de la Milicia Nacional Hoy 4 del corriente la Passion y Muerte de Jesus, Con todo el apparato y compostura que requiere, das heißt: „Theater der Kapuziner. Zum Nutzen und Besten der National-Miliz, heute den 4. des Monats die Leidensgeschichte und Tod von Jesus, mit allem Glanz, Anstand und Sorgsamkeit, die dieses Schauspiel verdient.“ Unten standen die Preise und der Ort, wo die Billets verkauft wurden.“ Der Verfasser sah dieses Schauspiel und hat es sehr ausführlich beschrieben.

In Granada hörte der Verfasser eine rührende Geschichte aus der Zeit der Restauration: „Donna Mariana Penella war eine junge, etwas romantisch und leidenschaftlich gestimmte Frau eines spanischen Obristen. Die Ehe war nicht glücklich, ein Sohn war die Frucht derselben, sie trennten sich, und der Mann starb bald darauf. Es scheint, daß Donna Mariana nicht ein ganz fehlerfreies Leben führte, denn es war noch eine Tochter geboren, zu der ihr Mann sich nicht als Vater bekennen wollte; indessen wer würde den Stein über die Verirrungen einer hübschen jungen Frau werfen, in deren Adern überdieß spanisches Blut läuft und die in einem Lande lebt, wo dergleichen weniger strenge als bei uns beurtheilt wird. In dieser Zeit befand sich nun zum Unglück für Donna Mariana ein Polizei-Chef zu Granada, welcher von Liebe für sie entbrannt war, und, gleich so vielen Männern, eitel genug, sich einzubilden, daß eine Frau, wenn sie einmal irgend Jemand begünstige, ihm gar nicht widerstehen könne. Jedoch förmlich und bestimmt zurückgewiesen, hatte sich seine Liebe in Haß verwandelt, und so wartete er nur auf eine Gelegenheit, seiner Rache freien Lauf zu lassen, was in Spanien etwas mehr bedeutet, als bei uns, wo der verschmähete Liebhaber sich gewöhnlich damit begnügt, sich aller möglichen Begünstigungen zu rühmen, die er nie genossen, und so den frühern Gegenstand seiner Verehrung der Verachtung preiszugeben. Leider konnte dieß nur zu bald in Erfüllung gehen. Donna Mariana, nicht allein leidenschaftlich in Angelegenheiten des Herzens, sondern auch in ihren politischen Meinungen, hatte sich mit den Liberalen, in Spanien mehr unter dem Namen Freimaurer bekannt, vereinigt und höchst wahrscheinlich an einer Fahne gestickt, die beim ersten Aufstande gegen den damaligen König Ferdinand VII. im Jahre 1831 als Banner dienen sollte. Hiervon erhielt ihr Feind die baldige Anzeige und sogleich ward Donna Mariana gefänglich eingezogen. Ein politischer Verbrecher in Spanien ward damals, und vielleicht auch noch jetzt, ganz den gewöhnlichen Untersuchungstribunalen entzogen und einzig vor dem Chef der Polizei über sein Verbrechen befragt und auch von ihm verurtheilt. Damit aber nicht etwa mitunter ganz den Gesetzen entgegen erkannt werde, so wird ihm ein Scrivano zur Seite gesetzt, welcher eigentlich derjenige ist, von dem die Sentenz ausgeht. Donna Mariana hatte nun in allen Verhören standhaft geläugnet, daß sie die Fahne gestickt, und behauptet, daß sie ihr bloß ins Haus gebracht sey, und obgleich dergestalt alle rechtlichen Gründe zur Verurtheilung fehlten, so wußte der Chef der Polizei doch den Scrivano, durch was für Mittel ist unbekannt, dahin zu bringen, daß mit seiner Zustimmung die Todesstrafe über sie ausgesprochen ward. Die Sentenz ward nun zur königlichen Bestätigung nach Madrid gesandt, und Ferdinand setzte sein Fiat darunter, jedoch mit dem Versprechen der Gnade, im Falle Donna Mariana ihre Mitgenossen zu nennen bereit sey. In dieser Art bestätigt ward Donna Mariana die Sentenz vorgelegt, und hier beginnt die Zeit, wo diese Frau bewies, daß sie nicht bloß eine leidenschaftliche Enthusiastin sey, sondern den Namen einer Märtyrerin verdiene. Ganz Granada nahm, wie begreiflich, an dem Schicksale der jungen und schönen Frau Antheil, und man setzte alles daran, sie zu bewegen, die Angaben zu machen, welchen sie ihr Leben zu verdanken haben würde. Aber nichts in der Welt war im Stande, sie zu erschüttern. Sie blieb bei ihrer ersten Aussage, läugnete alle und jede Verbindung mit den Freimaurern und so blieb die Sentenz in voller Kraft. Nur die scheußlichste Sucht nach Rache kann die Beschleunigung der Hinrichtung entschuldigen, denn Ferdinand war, wie alle Spanier fast einstimmig sagen, mehr furchtsam als eigentlich grausam. Ein einziger Courier nach Madrid hatte wahrscheinlich die Todesstrafe in Gefangniß verwandelt. Aber nichts von dem geschah. Der Tag der Hinrichtung ward Donna Mariana angezeigt, und sie blieb gefaßt. Am Abend vorher beschied sie ihren Beichtvater zu sich und ernannte ihn, ihr Testament aufzusetzen. Zu diesem beschwor sie nun ihren Sohn, niemals sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und erinnerte ihn daran, ihre Tochter als seine Schwester zu behandeln, weil sie beide gleichmäßig liebe. Der Geistliche war erschüttert, seine Thranen fielen auf die Schrift und verdarben sie, die Hand fing zitternd an ihren Dienst zu versagen, da sprach Donna Mariana mit ruhiger Stimme und ohne alle Affektation zu ihm, daß sie sehe, er könne nicht weiter schreiben, und so wolle sie selbst die Feder nehmen, vollendete ihr Testament und entließ ihn dann. Völlig gefaßt am Morgen der Hinrichtung empfing sie die Männer, welche sie abzuholen kamen, als sie ihr aber das Kleid der Missethäter anlegen wollten, bat sie um Schonung, und sprach den Wunsch aus, in ihren eigenen Kleidern die

Digitized by Google

Richtstätte zu besteigen. Dieß ward ihr abgeschlagen; Donna Mariana wendete sich nun an ein Bild der Jungfrau, das in ihrem Zimmer hing, bat um Verzeihung für ihre Feinde und wenige Zeit darauf befand sie sich nicht mehr unter den Lebenden. Nur wenige Menschen waren bei der Hinrichtung gegenwärtig, und was nur irgend konnte, verließ an diesem Tage Granada, um nicht Zeuge eines so gräßlichen Schauspiels zu seyn, oder die Lust einzuathmen, wo sich dergleichen zutrug."

In der Sierra Morena fand der Verfasser die weiland deutsche Colonie, die einst der Minister Olavidez dahin verpflanzt hat. Die Nachkommen der Colonisten hatten noch blondes Haar, noch ihre deutschen Namen Müller, Schulz, Schmidt ꝛc., aber keiner verstand mehr ein Wort Deutsch.

In Madrid sah Herr von Arnim die schon oft beschriebenen Merkwürdigkeiten, ein Stiergefecht ꝛc. Doch urtheilt er über die Lage und Natur dieser Residenz etwas günstiger, als andere Reisende gethan haben. Der Zufall wollte, daß er gerade in Madrid anwesend war, als Espartero unter großem Pomp vor den Cortes den Eid leistete. Ueber diesen berühmten General sagt der Verfasser: „Don Carlos jedoch ist vertrieben, die constitutionelle Partei hat gesiegt, aber Espartero hat seinen Sieg nicht zu benutzen verstanden. Geachtet von der Armee, war er in Verbindung mit der Regentin, an der Spitze der Moderados, zwar nur formel der Zweite im Lande, aber seine physische und moralische Macht stempelte ihn zum Ersten. Dieß hat er zu thun versäumt. Er hat sich den Exaltados in die Arme geworfen, und wenigstens die Hälfte derselben sucht ihn nun wiederum zu stürzen. Hierzu kommt der völlig zerrüttete Finanzzustand des Landes und so ist alles zu befürchten. Nur eins, glaube ich, steht fest. Und das ist: der größte Theil von Spanien hängt an seiner alten Herrscherfamille, und kein fremder Fürst kann jemals lange regieren, und noch weniger eine Republik sich hier längere Zeit halten."

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Dieses Taschenbuch bringt stets gehaltvolle Aufsätze. Dießmal haben sie eine vorwaltend patriotische Tendenz, was uns sehr gefreut hat, denn die kosmopolitische Richtung unserer Historiographie hat mehr, als man gewöhnlich glaubt, zu der bisher in Deutschland herrschenden Lauigkeit in allgemeinen, besonders äußeren Angelegenheiten des Vaterlandes beigetragen, und es ist sogar dem deutschen Geschichtschreiber zur Pflicht gemacht worden, sein Vaterland zu haben.

Der erste Aufsatz dieses neuen Raumer'schen Taschenbuchs ist von Barthold und handelt von dem Armegeckenkriege in den Jahren 1444 und 1445. Barthold, der schon so viele Partien der deutschen Geschichte mit großem Fleiß zu einer klareren Anschauung gebracht hat, bewährt auch hier wieder seine Gründlichkeit und seine warme Liebe zur Sache. Der Armegeckenkrieg war bekanntlich ein Raubanfall der Söldnerheere, die aus dem englisch-französischen Kriege übrig geblieben waren, zugleich unterstützt von der französischen Politik, denn der Dauphin führte den Raubzug an, und von der treulosen Politik des damaligen deutschen Königs, des Tiroler Sigismund und des oberdeutschen Adels, welche die Franzosen herbeiriefen, um die Schweizer und die freien Städte zu schrecken. Die ungeheuren Greuel, welche damals die Franzosen auf deutschem Boden begingen, wurden zwar durch die Niederlagen gerächt, die sie erfuhren, denn sie verloren mehr als 1000 Herren, Ritter und Edelknechte und 9000 Mann gemein Volks durch die Tapferkeit einer Handvoll Schweizer bei St. Jakob und durch die Uebersälle weniger Städtebürger und treugebliebener Herren im Elsaß. Aber mit Recht frägt Barthold: da schon so wenige tapfere deutsche Männer hinreichten, diesen Franzosensturm abzuschlagen, wie es dann wohl den Franzosen möglich gewesen wäre, Deutschland nur irgend zu kränken, wenn die Deutschen einig gewesen wären, ja wenn sie es nur in diesem Winkel von Deutschland gewesen wären? Es bleibt immerhin der größte Vorwurf für die Deutschen, daß sie sich bei der entschiedensten Ueberlegenheit dennoch so oft vom schwächern Nachbar haben mißhandeln und der Grenzprovinzen berauben lassen.

Diese Betrachtung hat auch noch für unsere gegenwärtige Zeit eine praktische Bedeutung. Erinnern wir uns, was Prinz Eugenius vor hundert Jahren sagte, als er den schmählichen Frieden von Baden abschließen mußte. Er sagte: wenn — nicht ganz Deutschland — nur diese volkreichen Provinzen am oberen Rhein zusammenhalten wollten, wenn nur diese männliche Bevölkerung bewaffnet wäre, so würde ich an ihrer Spitze die Franzosen bis über die Seine jagen. Dieser große Feldherr wußte, worauf es ankomme. Und wie stehen wir noch jetzt! Es ist gar kein Zweifel, daß 50,000, ja nur 30,000 Franzosen, die unbemerkt in Straßburg zusammengezogen werden können, in zwei bis drei Tagen

Digitized by Google

Karlsruhe und Stuttgart überrumpeln und alle Kassen und Vorräthe wegnehmen, brandschatzen ꝛc., oder über Biberach nach Bayern vordringen können, ehe die geringen Contingente von Baden und Würtemberg nur versammelt sind. Wären dagegen die Bundesfestungen Rastatt und Ulm schon errichtet, hätte man zu gleicher Zeit auch die wichtigsten Schwarzwaldpässe einigermaßen befestigt und wäre die ganze männliche Bevölkerung durch ein Landwehrsystem in kriegerische Haltung versetzt und jeden Augenblick zu Sammlung und Widerstand bereit, so würde es keiner kleinen französischen Armee einfallen dürfen, einen Handstreich zu wagen. Nach so vielen Jahrhunderten ist trotz der trefflichen Gesinnung, die überall von deutscher Seite herrscht, doch im Wesentlichen noch nichts geschehen, was die oberländischen Grenzen erzstlich schützen könnte.

Der zweite Aufsatz ist vom Herausgeber selbst verfaßt und handelt von der Politik des Aristoteles. Der dritte von H. Scherer ist sehr interessant und zeitgemäß. Er erzählt nämlich den schändlichen Raub, den Frankreich an Deutschland beging, indem es uns die lothringischen Bisthümer Metz, Tull und Verdun abnahm. Es wiederholt sich hier dasselbe, wie beim Armeegedenkrieg. Die Franzosen, zu schwach um es allein mit Deutschland aufzunehmen, wurden durch die Deutschen selbst, die einander verriethen, verstärkt. Ohne diesen Selbstverrath der Deutschen würde Frankreich nie triumphirt haben. Da man in neuerer Zeit den ungeheuren und mit unauslöschlichem Fluch gebrandmarkten Verrath des Kurfürsten Moritz von Sachsen mehrfach zu bemänteln und zu entschuldigen versucht hat, ist es ganz am rechten Platz, daß der Verfasser das Aktenstück mittheilt, durch welches jener Kurfürst sein deutsches Vaterland verrathen und dem Feinde deutsche Provinzen verkauft hat. Er versprach die Abtretung der Bisthümer und überdieß bei der nächsten Kaiserwahl als Kurfürst keinen Kaiser zu küren, der dem König von Frankreich nicht genehm sey. Unter den Protestanten selbst, wie sehr sie damals auch bedrängt waren, wurde dieser Verrath am Reich höchlich mißbilligt. Melanchthon sprach sich unwillig darüber aus. Luther, wenn er noch gelebt hätte, würde es noch stärker gethan haben. Sogar die kurfächsischen Stände selbst machten dem Kurfürsten Vorwürfe.

Nachdem die lothringischen Bisthümer an Frankreich verloren waren, konnte sich auch das übrige Lothringen nicht lange mehr halten und das Elsaß mußte nachfolgen. Die schweren Verluste, die Deutschland auf dieser Seite erlitten hat, datiren alle aus jener Zeit, da zuerst die Bisthümer geraubt wurden. Herr Scherer erinnert an die alten Verhältnisse jener Provinzen, ein Bild, das jeden Deutschen lebhaft interessiren sollte: „Die lothringischen Herzoge waren deutsche Vasallen und Reichsfürsten und bei der Errichtung der Reichskreise von Maximilian wurde ihr Fürstenthum zum oberrheinischen Kreise gerechnet. Seine damaligen Grenzen gingen im Norden an Luxemburg und das Erzbisthum Trier, gegen Osten an den Elsaß und das Herzogthum Zweibrücken, gegen Süden an die Freigrafschaft, gegen Westen an die Champagne und das Herzogthum Bar. Die Hauptstadt war Nanzig (Nancy) und in den Bezirk gehörten auch die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun. Deren Bischöfe führten den Titel Fürsten des heiligen römischen Reichs, die von Tull und Verdun nannten sich Grafen, und alle erhielten vom Kaiser die Investitur. Die Metropolitankirche war Trier. Die Herzoge von Lothringen hatten keine Souveranetät über diese Stadte, nur über Tull übten sie eine Schirm- und Schutzgerechtigkeit aus, womit sie sich von den Kaisern belehnen ließen und wofür die Stadt 1000 karische Franken jährlich zahlte. Sonst waren die Städte freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtssachen die Competenz der kaiserlichen Kammer in Speier anerkannten. Tull blieb im Lande die Heilige, weil es Bischöfe gebabt, die sich durch ihre Heiligkeit hervorgethan, Verdun die Edle, weil dieser Bischofsitz seit undenklicher Zeit fast beständig von Prinzen, oder doch von sonderlich angesehenen Prälaten besessen worden, und Metz die Reiche, weil es große Einkünfte bezog. Ueberhaupt war Metz schon der Größe nach die bedeutendste Stadt und als Grenzfestung von doppelter Wichtigkeit. Die deutschen Kaiser lebten immer viel in Metz, besonders Karl IV., der hier im Jahre 1356 den Reichstag hielt, auf welchem die berühmte goldene Bulle zu Ende gebracht und öffentlich bekannt gemacht wurde. Dieß geschah im schönsten Gepränge der alten Kaiserpracht und Majestät. Die Bürgerschaft zeigte immer gute deutsche Gesinnung und viele Anhänglichkeit an Gebräuche und Sprache des Vaterlandes. Wenn sie unterlag und uns verloren ging, so gelang es allein der List und Uebermacht des Feindes und unser Schwäche und Nachgiebigkeit."

Der letzte Aufsatz von Dr. Arendt beschreibt den merkwürdigen Aufruhr der Genter im Jahr 1539, der von Kaiser Karl V. unterdrückt wurde und durch den die Stadt ihre alte Freiheit verlor. Ein reiches, kräftiges Gemälde altniederländischen Volkslebens.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. Februar 1842.

Naturgeschichte.

Naturgeschichtliches Cabinet des Thierreichs von Sir William Jardine. Aus dem Englischen von Dr. A. Diezmann. Erster bis neunter Band. Mit vielen illuminirten Kupfern. Pesth, bei Hartleben, 1836—1841. 8.

Wir machen wiederholt auf dieses lehrreiche und angenehme Buch aufmerksam, das sich durch vorzügliche Kupfer, so wie durch einen sehr gewählten Text auszeichnet. Das Titelkupfer eines jeden Bandes ist das Porträt eines berühmten Naturforschers und mit dessen Biographie beginnt der Text des Bandes. So folgen sich in den ersten neun Bänden die Porträts und Lebensbeschreibungen von Aristoteles, Cuvier, Raffles, Camper, Linné, Buffon, Haller, M. Merian und Ochsenheimer. Um den Umfang, den das Unternehmen haben soll, gleich anfangs zu bezeichnen und dem Leser eine reizende Abwechslung zu gewähren, ist in der Folge der Bände die strenge Reihenfolge der Thierklassen nicht festgehalten, aber jeder Band ist ausschließlich einer Thierfamilie gewidmet, so daß man, wenn das schöne Werk ganz vollendet seyn wird, die Bände mit Bequemlichkeit systematisch neben einander ordnen kann. Jeder Band enthält in der Regel über dreißig illuminirte Kupfer, welche durchgängig sehr schön sind, wie man sie selten in solchen Sammelwerken findet. Auch der Druck ist klar, das Papier sehr weiß und verhältnißmäßig stark, so daß sich über das ganze Werk eine dem Auge höchst wohlthätige Eleganz verbreitet.

Der erste Band enthält die hühnerartigen Vögel. Unter den Kupfern fallen insbesondere die Abbildungen der schönen Pfauen und Fasanen ins Auge. Die Beschreibung dieser Thiere oder der naturgeschichtliche Text des Werkes ist sehr fleißig, zugleich gelehrt und geschmackvoll ausgeführt. Die neuesten Entdeckungen sind dabei benutzt. Auf den innern und äußern Bau der Thiere, auf ihre Lebensweise, auf ihren Charakter bezieht sich, wie in jeder Naturgeschichte, der größte Theil des Textes. Doch hat der Verfasser daran auch Manches angeknüpft, was von geschichtlichem und poetischem Interesse ist, und überhaupt seiner Darstellung sehr viel Lebendigkeit gegeben und sie jedem gebildeten Leser so anziehend als möglich gemacht, um die Trockenheit, welche bei systematischen Beschreibungen kaum vermeidlich ist, weniger fühlbar zu machen. Wir wollen gleich aus dem ersten Bande eine Probe anführen, die uns geeignet scheint, die Auffassungs- und Darstellungsweise des Verfassers zu charakterisiren.

Es handelt sich vom Truthahn. „Der wilde Truthahn sollte das Sinnbild Nordamerikas seyn, und Benjamin Franklin wollte es auch. Der Truthahn ist der wirklich eingeborene Nationalvogel, der sich jenseits der Grenzen dieses Festlandes nirgends wild findet; er ist der Herold des Morgens, und muß um das Blockhaus des Ansiedlers in den Waldungen ähnliche Gedanken erregen, wie das Krähen des Hahnes in dem Hause der europäischen Landleute. „Ich wurde, sagt Bartram, früh am Morgen durch das fröhliche Kaudern oder Kollern der wilden Truthähne geweckt, welche einander von den Wipfeln der hohen Cypressen und Magnolien begrüßten, auf welche die ersten Strahlen der Morgensonne fielen. Sie beginnen damit bei dem ersten Grauen des Morgens, und fahren fort bis zum Sonnenaufgange. Die hohen Wälder ertönen von dem Lärme dieser geselligen Wachen, deren eine der andern die Parole viele hundert Meilen in der Runde nachruft, so daß das ganze Land eine Stunde lang und länger noch ein einziges Jubelgeschrei ist, oder wie Southey singt:

. . . . . von dem Wipfel
Dort der Magnolia verkündet laut

Des Morgens Grau'n des wilden Truthahns Stimme.
Von Baum zu Baume bringt des Weckers Ruf,
Bis weit und breit das ganze Waldland ſchallt.

Obgleich gegenwärtig der Truthahn zu den wichtigſten Vögeln der Hauswirthſchaft gehört, ſo iſt doch die Zeit der Einführung deſſelben nach Europa gänzlich vergeſſen worden. Einige der ältern Naturforſcher, die in ihm irgend einen der zahmen Vögel der Alten zu erkennen ſuchten, vermutheten, er ſey urſprünglich aus Indien und Afrika gekommen, und ſein eigentliches Vaterland blieb eine anſehnliche Zeit hindurch ungewiß. Das Vaterland des Truthahnes iſt Nordamerika, und erſtreckt ſich von dem nordweſtlichen Gebiete der Vereinigten Staaten bis zu der Landenge von Darien. Südlich von dieſer findet man ihn nicht, und jene, welche ihn als einen Bewohner des ſüdlichen Feſtlandes anführten, verwechſelten ihn wahrſcheinlich mit dem Hokko und Curaſſow. Die große Zuchtſtätte des Truthahnes befindet ſich in den waldigen Theilen von Arkanſas, Louiſiana, Teneſſee und Alabama; die unbewohnten Theile der Staaten Ohio, Kentucky, Indiana und Illinois, und die ungeheure Landſtrecke an dem Miſſiſſippi und Miſſouri, ſo weit die Wälder reichen, ſind außerordentlich reich an dieſem ſchätzbaren Wildpret, welches einen wichtigen Theil des Unterhaltes des Jägers und Reiſenden in den Waldeinöden bildet. Wahrſcheinlich geht dieſer Strich nicht bis an oder über die Felſenberge. Die Mandan-Indianer, welche vor einigen Jahren nach Waſhington kamen, hielten den Truthahn für eine der größten Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, welche ſie geſehen, und nahmen die Haut eines ſolchen Vogels mit, um ſie in ihrer Heimat zu zeigen. (Bonaparte, Cont. of Wilson.) Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß wir die Einführung des Truthahnes in Europa den Spaniern verdanken, und daß er bei der Entdeckung der neuen Welt aus Mexiko mitgebracht wurde. Von Spanien aus mußte ein ſo werthvoller, nutzbarer und leicht zu zähmender Vogel ſich leicht über das übrige Europa verbreiten.

Wer den Truthahn nur bei uns auf dem Hühnerhofe geſehen hat, kann ſich keine Vorſtellung von dem Glanze des Gefieders eines ſchönen wilden, kurz vor der Brütezeit, machen. Sein Federſchmuck flimmert mit der glänzendſten Goldbronze, mit einem nach der Stellung wechſelnden Farbenſpiel von Blau, Violett oder Grün, und jede Feder endigt in dunkelſchwarzen Streifen ebenfalls von metalliſchem Glanze ꝛc."

Der zweite Band begreift alle Thiere des Katzengeſchlechts, alſo auch Löwen, Tiger ꝛc. in ſich und iſt wieder ſehr reichhaltig, die Abbildungen vortrefflich. Der dritte bringt die Fortſetzung des erſten oder die Feld-, Wald-, Auer-, Birk-, Schneehühner, kurz das Federwildpret. Der vierte enthalt wiederkäuende Thiere, und zwar ausſchließlich Kameele, Hirſche, Rehe und Antilopen. Beſonders die letzteren ſind außerordentlich zahlreich und man wird dieſe graziöſeſten aller Thiere ſelten ſo ſchön beiſammen ſehen, wie hier.

Der fünfte Band bringt uns auf 34 Platten nichts als bunte Colibris. Ohne Zweifel wird es viele unſrer Leſer intereſſiren, wenn wir auch aus dieſem Bande eine Probe der Darſtellung mittheilen: „Nirgends kommen die Colibriarten in größerer Menge und Mannichfaltigkeit vor, als in den Urwaldungen Guyanas und Braſiliens. In jenen unermeſſenen Einöden, wo ſich ohne Unterlaß neue Blumen und Blüthenflören erſchließen, wohnen dieſe zarten Blumenſpechte, welche ihren zahlloſen Feinden nur durch die unglaubliche Behendigkeit ihrer immerwährenden Bewegungen entgehen. — Nichts erfüllt die Seele des Wanderers, welcher zum erſten Male, und zwar in dem Alter, wo Sinn und Gefühl noch ihre ganze Gluth und Friſche bewahrt haben, jene Erdſtriche beſucht, mit reichern und entzückendern Bildern, als jene ſo überaus maleriſchen und neuen Scenen, die ſich ſeinen ſtaunenden Blicken darbieten. Je tiefer man in die klang- und farbenreiche Wälderwelt Guyanas und Braſiliens eindringt (deren Leben und Weben, was das erſtere betrifft, Waterton, und nach ſeinem Vorgange, ja öfters mit ſeinen eigenen Ausdrücken, die Capitaine Alexander und St. Clair, was das zweite anbelangt, vor allen Andern der Prinz von Neuwied und die beiden bayeriſchen Reiſenden Martius und Spix ſo unnachahmlich geſchildert haben), von je tieferm Staunen wird man über die rieſenhaften Verhältniſſe der in üppiger Blüthen- und Fruchtfülle prangenden Bäume ergriffen, deren Lianengewinde hängende Gärten gleich jenen der Semiramis bilden. Die ſchwelgeriſche Tauſendfaltigkeit dieſes Pflanzenwuchſes hat etwas unglaublich Bezauberndes, und die doch ſo herrlichen Zeichnungen von Clarac, Rugendas und Andern, vermögen kaum eine entſprechende Vorſtellung davon zu erwecken. Die unbedeutendſten Geſträuche werden von Lantanen und Melaſtomen gebildet; Bignonien winden ſich in abenteuerlichen Geflechten um und durch die Stämme, klimmen bis zu deren Wipfeln hinan, fallen in üppigen Feſtons wieder hinab und ranken wieder hinan, um in den Schluchten, über Klüfte, vielfaltig geſtaltete Bogengänge von Laub und Blumenkronen, eben ſo zierliche als verſchiedenartige Laubhallen zu bilden. Denkt man ſich nun dieſe wunderſamen Palmendome von bunten Tangaras, azurenen Guitguits, flimmernden Colibris durchſchwärmt, ſo hat man dennoch eine ſehr

Digitized by Google

unvollkommene Vorstellung von jener eigentlich unbeschreiblichen Scenerie. Der Schmetterling, sagt Ferdinand Denis in seinen „Naturscenen unter den Wendekreisen“ war bei den Griechen das Sinnbild der Seele; man darf sich daher nicht wundern, daß das sylphidenartigste und lieblichste defiederte Wesen dieselbe Vorstellung bei einem brasilianischen Volke hervorgerufen hat. * Die Namen, welche die Colobris in den weiten Länderstrichen, wo sie zu Hause sind, sowohl von den Eingebornen wie von den europäischen Eroberern und Ansiedlern erhielten, weichen allerdings je nach der Sinnes- und Vorstellungsweise der verschiedenen Völker von einander ab, doch sind sie allerwärts der mehr oder minder bildliche Ausdruck ihrer Eigenschaften, Sitten und Attribute. Die Indios oder jene Nomadenstämme, welche in den Tiefen der Waldungen hausen, jene sogenannten Wilden, welchen sich ihr ganzes Leben hindurch unwillkürliche instinktmäßige Wahrnehmungen und Beobachtungen aufdrängen, belegten und belegen noch zur Stunde die Colibris mit ungefähr folgenden metaphorischen Namen: Sonnenstrahlen, Haare des Tagsgestirns, Murmelvögel (also ungefähr das englische humming birds), dieß und Aehnliches nämlich sollen nachstehende einheimische Namen bedeuten: welche, wie z. B. Urissia, Huitzitsil, Tsitzstolote, Guamumbi, Quintiut, Quindé, Wisicilin, Pigda, Kurbéri, theils nach Angabe der obenerwähnten alten spanisch-amerikanischen Schriftsteller, Hernandez, Ximenez, Gomara u. a., theils nach Molina, Sonnini und Ajara die Blumenspechte in den verschiedenen mittaglich-amerikanischen Ländern geführt haben, und theilweise noch zur Stunde führen. Die Spanier nannten sie wegen ihrer ausnehmenden Kleinheit und Leichtigkeit, Tominos, denn der Tomino wiegt höchstens zwölf Gran, dieser Name dürfte wohl der allerunedelste unter allen seyn, und steht mit der sonst so poetischen spanischen Anschauungsweise im Widerspruch. Um nicht viel edler ist der französische Name Oiseaumouche, und übrigens eben so unrichtig, da man in der letztern Zeit Colibriarten von verhältnißmäßig bedeutender Größe entdeckt hat. Die Creolen auf den Antillen und im französischen Guyana (Cayenne) nennen sie Summvögel und Fru-Frus, die brasilianischen Creolen aber am schönsten und entsprechendsten Chupaflores. Die allgemeine Erfahrung hat bewiesen, daß die kleinsten Wesen in den am besten organisirten Geschlechtern des Thierreiches, verstatiler und unbeständiger in ihren Begierden und Leidenschaften wie in ihrem ganzen Thun und Treiben sind, als die andern; rasch in ihren Bewegungen, und durch den unbedeutendsten Anlaß zum Jähzorn gereizt. So ist ungefähr auch das Naturell der Colibris geartet; muthig, hört man sie oft wüthend schreien, sieht man sie heftig mit einander kämpfen, und auf Alles, was ihren Wünschen entgegentritt, zornig losfahren. Man will sogar gesehen haben, daß sie verwelkte Blumen, worin sie Honig zu finden gedacht hatten, aus Zorn über die Täuschung entblätterten, und die Blätter wie die Staubfaden umherstreuten, und es heißt, daß sie sich nicht scheuen, mit ihnen an Stärke weit überlegenen Vögeln anzubinden, daß sie in dergleichen Fehden in Folge ihres Muthes, so wie ihrer Art und Weise, sogleich auf die Augen ihres Gegners loszufahren, was bei ihrem nadelgleichen spitzigen Schnabel keine Kleinigkeit ist, und ihnen nicht selten die Oberhand abgewinnen. Das was die Colibris vor vielen andern, ebenfalls mit der Farben-Götterpracht geschmückten Vogelgeschlechtern auszeichnet, ist der außerordentliche, nur den edelsten Steinen und Metallen eigene helle Glanz und die Färbung. Mit Ausnahme einiger neuentdeckten Arten, namentlich derjenigen, welche den Namen patagon erhalten hat, die außerdem, daß sie in Hinsicht ihrer Größe von allen den übrigen abweicht, auch dunkles, bräunliches und glanzloses Gefieder hat, ist der Leib bei den meisten gemeiniglich goldgrün, gemischt mit verschiedenen ins Garkupferfarbene oder Eisenfarbene spielenden Schillern; dieses in der Sonne reichspielende Gefieder ist aber auch einigen andern Gattungen eigen, z. B. den Jacamars u. a. Dieselbe Bewandtniß hat es jedoch keineswegs mit dem Farbenschmuck des Kopfes oder der Brust, denn dieser ist nur einer sehr geringen Zahl von Arten eigen, und keine Schilderung vermag den Staat und Reichthum der Tinten, welche mit dem Strahlenglanz der köstlichsten Edelsteine wetteifern, so wie das Lichterspiel derselben auch nur annähernd darzustellen, und bleibt stets unter der Wirklichkeit. Die Weibchen sind jedoch bei einer großen Zahl von Arten dieses herrlichen Geschlechts mit dem schlichtesten Gefieder bedacht, während die Männchen den ganzen Staat eines reichen und zierlichen Federschmucks zur Schau tragen. Als Beispiel von der Mannichfaltigkeit der Tinten des

* Die mythische und allegorische Bedeutung, oder mit andern Worten, die Mythologie und Geschichte des Kondors, ist neuerlichst von d'Orbigny nachgewiesen worden; daß auch der Colibri, welcher der vollkommenste Gegensatz dieses furchtbaren Raubvogels, seine Mythologie und Geschichte haben mag, läßt sich unter Andern aus der bei Humboldt in dessen Monumens des peuples de l'Amérique etc. vorkommenden wichtigen Angabe schließen, daß in der mexikanischen Mythologie die Gattin des Kriegsgottes, Tovamiani, die Seelen der für die Vertheidigung der Götter gefallenen Krieger in den Sonnenpalast geleitete, und sie allda in Colibris verwandelte.

Digitized by Google

Colibrigefieders mag der einigen Arten eigene smaragdene Halskragen dienen, welcher die ganze Skala der Farbentöne des Grünen von den hellsten und meist ins Goldfarbene spielenden, bis zu den dunkelsten, ans Sammtschwarze streifenden durchschillert, oder der des Rubin-Colibri, welcher in allen Tönen vom tiefsten Orangeroth bis zum Carmoisin spielt. So nun ist das Gefieder der erwachsenen männlichen Colibris beschaffen, keineswegs aber dasjenige der Jungen und der Weibchen, welches meist unscheindar ist, und bei erstern nur mit dem zweiten Jahre einen Theil der ihm später eigenen Pracht erlangt, aber erst im dritten Jahre, als dem eigentlichen Blüthenalter des Colibris und der Zeit der Liebe, erwachen das Gold und der Amethyst, die Aetherbläue und der Purpur, welche in seinem Gefieder zu schlafen schienen ꝛc."

Im sechsten Bande finden wir lauter Affen in sehr guter Uebersicht der drei Hauptunterschiede, nämlich der menschenähnlichen Orang-Utangs und langarmigen Gibbons, der bestialischen, mehr hund-, bären- und schweinähnlichen Paviane und der langschwänzigen Meerkatzen, von denen jene in der alten, diese in der neuen Welt vorherrschen. — Der siebente Band umfaßt der Tauben sanftes Geschlecht. Der achte und neunte entfaltet uns eine Menge europäischer Dämmerungs- und Tagsschmetterlinge, meisterhaft gezeichnet und gemalt.

Möge dieses Werk, das eine Zierde für jede Privatbibliothek ist, den verdienten allgemeinen Beifall finden und in nicht zu langer Zeit vollendet seyn.

Biographien.

1) Napoleon. Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von Dr. G. Fink. Stuttgart, Wachendorf, 1841.

In einem einzigen mäßigen Bande das ganze große Leben Napoleons zusammenzudrängen, war ein kühner Gedanke, eines Tacitus würdig. Es bedurfte dazu natürlicherweise des Lapidarstyls, in dem Napoleon selbst sich so sehr gefiel, einer mehr als klassischen Kürze und Kraft. Und diese zu affektiren hat sich der gute Dumas auch wirklich alle Mühe gegeben, Dumas, den man für einen der größten Schriftsteller Frankreichs hält und der nichts als ein gemeiner und oberflächlicher Vielschreiber ist, als welchen wir ihn in diesen Blättern schon mehr als einmal bezeichnet haben. Man kann, wenn man alle Jahre dutzendweise Romane, Schauspiele, Reisebeschreibungen ꝛc. von sich gibt, nicht wie Tacitus schreiben. Wer sich darauf legt, in einem Minimum von Zeiten ein Maximum der Bücherzahl zu liefern, wer mit seinem eigenen Talent und mit seinem Publikum komödiantenmäßig kokettirt, der besitzt die Gaben eines Tacitus nicht. Er kann sie affektiren, die Rolle eines Tacitus spielen wollen, aber der Komödiant wird überall herausblicken. Was nur die Durcharbeitung eines ganzen Lebens, angeborner Tiefsinn, ein strenger Charakter und unbestechliche Wahrheitsliebe gewähren können, das läßt sich nicht vom ersten besten Vielschreiber improvisiren. Das Kriterium liegt aber hauptsächlich in der Auffassung Napoleons selbst. Alexander Dumas macht aus Napoleon einen Helden der Freiheit, einen Schwärmer für das Wohl der Menschheit, einen Weltverbesserer und wiederholt alle die Abgeschmacktheiten, mit denen eine gewisse Partei in Frankreich schon lange sich selbst zu belügen pflegt. Da ist von einer Würde oder Wahrheit des historischen Urtheils und von tacitanischem Geist keine Spur zu finden.

2) Diadem und Scepter. Eine Galerie großer Herrscherinnen zur Unterhaltung der Frauen von Amalie Winter. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, 1841.

Die sehr fleißige Verfasserin widmet diese Galerie dem schönen Geschlecht. In der That ist, um die Geschichte mancher Fürstin vor Damen zu erzählen, oft weibliches Zartgefühl sehr von nöthen, denn gerade die Herrschgewalt ließ Weiber auf dem Thron sehr oft aus allen Schranken edler Weiblichkeit heraustreten und vieles davon will vorsichtig verschleiert seyn, was Frauen besser verstehen als Männer. In dem Leben der Königinnen Christine von Schweden und Johanna II. von Neapel treten uns solche geniale und bizarre Charaktere ausschweifender Fürstinnen entgegen. In dem Leben der Johanna I. von Neapel und Maria Stuart malt uns die Verfasserin mit rührenden Zügen das Unglück auf dem Thron, und in dem Leben der Kaiserin Maria Theresia und der Isabella von Castilien zeigt sie uns dagegen glückliche und zugleich tugendhafte und energische Fürstinnen; so daß hier in der That die durch Laster oder Tugenden, und durch Glück oder Unglück, überall aber durch Geist ausgezeichnetsten Charaktere von Königinnen repräsentirt und auf eine sinnige Weise gruppirt sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. Februar 1842.

Romane.

1) Mein Wanderbuch. Von C. Herloßsohn. Zwei Theile. Leipzig, Taubert, 1842.

Abenteuer eines jungen Mannes, der nach mancherlei Widerwärtigkeiten in den Hafen des Glücks gelangt. In der breiten Manier des Niklas Nickleby von Dickens. Wie Nickleby kommt auch der Held dieses Romans unter anderm in Verbindung mit einem Theater. Seine Schilderung ist, obwohl Karikatur, dennoch aus dem Leben gegriffen, und spiegelt eine nicht geringe Anzahl der Gebrechen ab, an denen die Bühne leidet: „Der Regisseur näherte sich, während ich beschieden an der Thüre stehen blieb, dem Intendanten und überreichte ihm mehrere Briefe und Packete. Dieser öffnete die ersteren rasch, indem er die Couverte unter den Tisch warf und den Inhalt der Schreiben durchflog. —

„Wie? Was?“ rief er in einzelnen Pausen während der Durchmusterung der Briefe — „die Barberini will bei uns gastiren? Mein Gott! sie ist ja ausgesungen, wie eine alte Theemaschine! Sie ist freilich protegirt von der Herzogin L**; aber sie wird durchfallen! Ich war noch ein Knabe, als sie schon erste Partien sang! Wie sollen wir das Honorar bestreiten! Und sie ist unverschämt in ihren Forderungen. — Das alte Frauenzimmer — eine „Rosine,“ „Desdemona,“ „Susanna“ — will sie singen? — Sie wird durchfallen. He! he! — Wenn aber Serenissimus befehlen, wegen der Recommandation? Ein saurer Apfel! Man hat sein Kreuz mit diesen Leuten. Und die Neri — sie wird wüthen. Dieß Alles kommt über mein Haupt. — Schmalbein — jugendlicher Liebhaber — Anfänger. — Was fangen wir damit an? Wir bei einem Hoftheater? Wir haben vier alte Liebhaber. So lange diese nicht gestorben sind? Er soll warten, bis er fünfzig Jahre alt ist, dann kann er sich melden, dann kann er Carlos und Ferdinand spielen und Tasso und Romeo. Aber er muß erst einen Bauch haben. — He! he! he! — Was sagen Sie dazu, Schultes?“

So hieß der Regisseur. — Dieser verbeugte sich und versetzte: „In der That, Excellenz —“

Der Intendant fuhr fort in der Durchmusterung seiner Papiere.

„Leonhard — Urlaub — außer der Zeit. — Kündigen. — Ist entbehrlich. — Die Strich mit ihren beiden Nichten, Urlaub — sechzehn Wochen nur — sieben und dreißig neue Anzüge mitnehmen auf Gastrollen — gerade jetzt; auch nicht übel! — Patzig will den „Carlos“ nicht spielen — der „Posa“ sey seine Rolle — weil sie dankbarer ist. — Die kleine Figurantin Schmerle will, weil sie ein Solo getanzt und das Publikum sie applaudirt hat, 500 Thaler Zulage; sonst geht sie nach B**, weil sie einen Antrag hat. — Das Publikum treibt Unsinn, ruinirt uns, hetzt uns diese Mittelmäßigkeiten auf den Hals, die dann maaßlos werden in ihren Ansprüchen. He! he! he! — Was sagen Sie dazu, Schultes?“ —

Der Regisseur verbeugte sich abermals und sagte: „In der That, Excellenz —“

„Ein junger Dichter,“ fuhr der Intendant fort, „Trauerspiel — deutsches Bühnenstück — Gott! — wir sollen noch deutsche Stücke aufführen?! — Warum schreibt Keiner ein Glas Wein! das wäre besser, als ein Glas Wasser? — Was sagen Sie dazu, Schultes?“ —

Der Regisseur verneigte sich abermals respektvoll und wiederholte: „In der That, Excellenz —“

— „Der Mann schreibt keine üble Hand, kann Kopist werden — reflektiren Sie darauf — der Hofrath Wesper kann es notiren, wenn eine Vacanz stattfindet. Der junge Mann ist arm, er dauert mich — aber warum Dichter, deutscher Dichter? — Brodloser Erwerb; kann was Solideres treiben! — Wie kann man so unverschämt seyn, von der Dichtkunst leben zu wollen

Digitized by Google

— Fragen Sie die Schenkler, ob ſie einen Funken Poeſie im Leibe hat — ſie iſt dumm, wie eine Ofengabel, aber für ihre Beine, für die Cachucha allein zahlen wir ihr jährlich vier tauſend Thaler. Und doch droht ſie mit Kündigung. — Der Prinz Adolph hat Gefallen an ihr — nun ja! Aber! Was ich ſagen wollte — Schultes, — Schneemann ſoll in N** ſehr gefallen haben. Das dortige Hoftheater ſchnappt ihn uns weg. Wo nehme ich gleich einen andern Tenoriſten her? — Wir müſſen ihm Zulage geben, einen lebenslänglichen Contract, und ehrlich geſagt: er pfeift doch ſchon auf dem letzten Loche; aber das Publikum iſt verrückt, es verdirbt die Leute, es ruinirt uns. — Was ſagen Sie dazu, Schultes?"

„In der That, Eure Excellenz," verſetzte dieſer und ſenkte die Schultern und verbeugte ſich tief. —

— „Schnepf will abgehen, weil er zu wenig beſchäftigt wird. Gut, gut — er ſpielt die Liebhaber, als wäre er aus blechernen Röhren zuſammengeſetzt. Aber — he! he! he! — ſeine Frau, die brauchen wir, die müſſen wir haben. Sie kennen die Inclination unſers Erbprinzen. Die Frau iſt ſchön, ihr Buſen ſpricht mehr an, als ihr Geiſt. He! he! he! Man muß ihm Zulage geben, ſonſt ärgert er uns, oder vielmehr ſein Weib ärgert uns. Die hat den Teufel im Leibe; iſt eine Rollenfreſſerin, hat alle Recenſenten auf ihrer Seite. Sechzig Freibillets jeden Abend, wo ſie auftritt: macht vierzig Thaler. Es iſt unverſchämt; und dieſe verkaufen ſie. Wenn der Prinz nicht wäre. Die Wallmann, die mehr Talent im kleinen Finger hat, als die Schnepf in ihren ſämmtlichen ſchönen Gliedern, mußte durchfallen. — Kabale — Kabale! Ja du biſt jetzt nicht mehr in der Politik und bei Hofe zu Haus, ſondern beim Theater. — Was ſagen Sie dazu, Schultes?"

„In der That, Eure Excellenz," war deſſen Antwort, wobei er ſich abermals tief verneigte.

„Schultes!" fuhr der Intendant fort, während der Friſeur die letzten Locken aufwickelte und toupirte, „reichen Sie mir das Packet dort von der Conſole her. Eine deutſche Oper: Der gehörnte Siegfried. He! he! he! — Eine dankbare Partie darin für die Schnepf. — Gutes Sujet — gute Muſik, ſo hat mir der Kapellmeiſter Blaſius geſagt, der die Partitur durchgeſehen. Aber was fangen wir mit deutſcher Muſik an? Nur zwei Decorationen im ganzen Stück — keine fünf Akte! Und Sie wiſſen ja — die Neri ſingt in keiner deutſchen Oper — ſie hat's in ihrem Contract. Das ruinirt die Stimme — iſt ſchwer zu lernen. Ja, lernen wollen ſie Alle nichts, aber Gage, Gage wollen ſie haben." —

Ein alter Mann, mit eisgrauen Haaren trat plötzlich herein und ſtellte ſich neben mich, indem er ſich tief vor dem Intendanten verbeugte und in Verlegenheit den weißen, etwas abgenutzten Hut zwiſchen ſeinen Händen zerdrückte." —

„Spatzer!" rief die Excellenz ärgerlich, „wer hat Sie hereingelaſſen — ſo ohne alle Anmeldung? Bin ich ein Steuereinnehmer, daß man ſo kommt? — Was ſagen Sie dazu, Schultes?" —

„Gnadige Verzeihung, Excellenz!" ſtotterte der Alte — er war der Souffleur des Hoftheaters — „es war Niemand im Vorzimmer, die Herren Bedienten — ich glaubte — ich wartete — Verzeihung." —

„Was wollen Sie ſchon wieder?" rief der Intendant mit ſchneidendem Tone.

„Euer Excellenz Fürſprache — Gnade! Meine Tochter iſt gänzlich erblindet — die Operation mißlungen. Ich bitte um fünf und zwanzig Thaler jährliche Zulage — gnadigſt — wollte ſagen demüthigſt —: meine acht und zwanzigjährigen Dienſte — meine Armuth." —

— „Ich werde Sie entlaſſen, Spatzer, Sie ſind unverſchamt, Sie haben keine Zähne mehr; der erſte Held, der Brauſer, hat ſich ſchon hundertmal beklagt, daß er Sie nicht mehr verſtehen könne. Sie haben ihn manchmal ſtecken laſſen. — Was geht mich Ihre Tochter an; unſer Hoftheater iſt keine Verſorgungsanſtalt für Blinde! — Sie haben kein Dekret — ich kann Sie fortſchicken, wenn ich will. Nur die Barmherzigkeit hat bis jetzt —"

„Und dieſe rufe ich an," ſagte der alte Mann und wiſchte ſeine thränenfeuchten Augen, „ſo ſchwer es mir auch wird." —

„Gehen Sie, gehen Sie, Spatzer, ſonſt werde ich ärgerlich. Ich könnte Ernſt aus meiner Drohung machen. Warum haben Sie neun Kinder und eine blinde Tochter? das iſt nicht meine Schuld! Gehen Sie!" —

— Der alte Mann verließ zitternd und bebend das Gemach. Mir wurden die Augen feucht, als ich ihn ſo troſtlos ſcheiden ſah. —

„Der alte Eſel," fuhr der Intendant fort, „wäre beinahe umgeſunken, als ich ihm mit Entlaſſung drohte; ja! Entlaſſung iſt der wunde Fleck, wo wir ſie allein packen können. Was ſagen Sie dazu, Schultes? — Der — wollte beinahe hier umſinken. Mein Zimmer aber iſt kein Lazareth. Was kann ich dafür, daß er ſo alt iſt, keine Zähne und hundert Kinder und eine blinde Tochter hat? He! he! he! — — Wir wollen ihn noch behalten, Schultes; man muß auf Koſten der Kunſt doch manchmal die Menſchlichkeit walten laſſen. — Im Grunde ſteht dieſe in gar keinem Zuſammenhange mit jener. — Was ich aber ſagen wollte, Schultes! — morgen ſoll Clavigo ſeyn? — Iſt nicht möglich! — Der Prinz Erich hat „Norma" befohlen. Die Neri ſingt — es muß Norma gegeben werden, wegen der Neri. Unſer Gaſt im Schauſpiel, der Schwappler, wird wüthend

Digitized by Google

werden, daß er morgen den Carlos im „Clavigo“ nicht spielen kann; aber was hilft das? Höhere Rücksichten — ein volles Haus! Und dann, Schultes! ist es besser, wenn der Schwappler wüthend wird, als die Neri.“ ꝛc. ꝛc.

Die nicht sehr delikate Scene am Schlusse des Romans hätte der Verfasser weglassen können.

2) Glaube, Liebe, Hoffnung. Drei Novellen von Chlodwig. Cottbus, Meyer, 1842.

Der Verfasser dieser Novellen stellt Gottvertrauen und Glaubensmuth dem Unglück und Verbrechen gegenüber und unterscheidet sich insofern sehr zu seinem Vortheile von der neuen Schule, die uns in die schwärzeste Nacht der Laster und Verbrechen versetzt, ohne irgend eine Leuchte des Glaubens, der Liebe und Hoffnung. Indeß möchten wir dem Verfasser rathen, im epischen Styl den lyrischen Schwung zu mäßigen und den Begeisterungsschwulst, in den er zuweilen fällt, zu meiden.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Heinzen. Köln, Boisserée, 1841.

Derselbe Herr Heinzen, über dessen interessante Reise nach Batavia wir unlängst in diesen Blättern berichteten, gibt hier auch Beweise seines poetischen Talentes. Viele, ja die meisten dieser Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, der Ausdruck von Seelenstimmungen in gewissen Lagen. Die Lagen aber, in welche der Verfasser gekommen ist, waren, wie schon seine Reise beweist, eigenthümlich. So findet sich hier denn manches Gedicht, bei dem wir die Freude haben, zu fühlen, daß es in schweren und leichten Stunden frei entstanden und nicht gemacht sey. Es weht darin ein Hauch des Lebens, bald ein rauher und kalter, bald aber auch ein zarter, von fremdartigen Düften trunkner Hauch, der uns überzeugt, der Dichter hat Wirkliches erlebt, er hat nicht bloß hinter seinem Fenster Phantasieblumen aufgekränkelt. Doch indem er uns interessirt, hat er vielleicht zu wenig gethan, die Erwartung zu befriedigen, die er in uns anregt. Nur wie verlorne Klange tönt es aus dem tropischen Süden herüber, aber das Ohr verlangt mehr und deutlichere Töne dieser Art, und gäbe dagegen Manches von vaterländischen Liebesklängen preis, das sich vom Gewöhnlicheren kaum unterscheidet.

Eines der schönsten und bezeichnendsten Gedichte dieser Sammlung enthält eine Erinnerung aus Batavia, wo es gedichtet wurde. Wir geben daraus nur einige Fragmente.

Die Musik.

Empfindung seel'ner Lust! Ich bin allein
Und fühle doch so freundlich mich erheitert,
Die Brust, beklommen von der Sehnsucht Pein,
Sie fühlt sich doch so sorgenlos erweitert;
Ich bin in seinen Edentraum verzückt
Und dennoch löst das Wirkliche die Bande,
Ich bin, wie von der Liebe Lust beglückt,
Und doch so fern von dem geliebten Lande.

Du hehre Muse, die dem Herzen sagt,
Was es dem Ohr nicht wiedersagen kann,
Noch einmal stimme jetzt dem Frohen an,
Was du so oft dem Trauernden geklagt.
Wie du im Sturm des Herzens Ruhe scheuchst,
So stillst du es als Frühlingsphilomele,
Wie du der Wehmuth Ernst und Trauer weckst,
Spielst du auch hoffnungsfreundlich um die Seele.
Du steigst hinab in ihrer Tiefe Schacht,
Du trägst sie aufwärts zu des Himmels Pracht,
Du klagst ihr vor und ihre Thränen fließen,
Du lachst sie an und ihre Blumen sprießen,
Du führst sie durch des Lebens Höh'n und Tiefen,
Du öffnest neuer Freuden Traumgefilde
Und weckst die alten auf, die längst entschliefen. —

* * *

O laß, schmerzbringende Sehne,
O laß sie verklingen
Die ergreifenden Töne,
Das schaurige Singen
Und senke des Liedes rauschenden Schwung
Zum süßen Tode der Abendämmerung
Und singe des Minstrels wehmüthige Sage,
Denn die Stimme des Herzens bleibt doch die Klage.

Doch was soll das Klagen?
Darf schmerzlich Behagen,
Darf Wehmuth und Zagen
Dem Manne sich nah'n?
In glorreichem Lichte
Wallt aus der Geschichte
Die Reihe, die dichte
Der Männer heran.

Rauschend fahren sie über die Zeit
Hoch in dem Schiff der Unsterblichkeit,
Blähend fel'n wir die Segel prangen
Und ihres Ruhmes Wimpel hangen

Digitized by Google

Zu uns Lebenden tief herab.
Mit bewunderndsverlangendem Blicke
Schauen wir nach dem erhabenen Glücke
Ueber dem Leben, über dem Grab.
Ach! immer fels'ner führet die Bahn
In den Garten der Sterne hinan,
Wachsend fläht sich der Kämpfer Kreis
Und immer höher hanget der Preis,
Doch d'rum mit verdoppeltem Streben
Kämpfe hinan zum unsterblichen Leben,
Reiße dich los von dem niederen Tande,
Wirf sie hinweg die beengenden Bande,
Mit dem Stolz, der die Größe schafft,
Wappne dich mit der Tugend Kraft
Und mit überwält'gendem Risse
Sprenge die Felsen der Hinderniße. —

Man wird hiebei an Hölderlins wildschöne Muse erinnert. — Neben den Liedern voll tiefer Empfindung finden sich auch einige Epigramme, darunter einige recht witzige:

Weibergeschmack.

Nur schwätzen, Lieber, sey's auch noch so leer!
Durch Schwätzen macht es Keiner uns zu bunt.
Ein großes Maul verzeih'n wir eh'r,
Als einen großen Mund.

An meinen Freund F. Stier, als er L. durch einen Bach getragen.

Als du sie trugst, verglich ich Dir
Beinah den Donnerer da droben,
Nur wurde er, der Gott, zum Stier,
Du wardst, der Stier, zum Gott erhoben.

Der Politische.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst und warum keine? Aus Religion."
Welche Politik ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst und warum keine denn? Aus Politik.

Ein längeres Scherzgedicht ist gar originell.

Die Zähne.

So zart, so treu, so inniglich,
Wie Fritz und Lottchen, hatte sich,
So lang das Mondlicht scheinet,
Kein Pärchen je vereinet.

Sie baten einstens sich um ein
Andenken ihrer Liebe:
Nicht Ring, nicht Gold, nicht Edelstein,
Sie wünschten etwas, das bliebe.

Ich weiß was, sprach das schöne Kind;
Ich sehe, uns're Zähne sind
Wie Eis'r aus einem Neste:
Mich dünkt, es wär' das Beste,
Es zöge uns Herr Zangenbein
Aus jedem Munde einen,
Du setzest dir den meinen ein
Und ich bekäme den deinen.

Der Vorschlag zeugt von Heldenmuth,
Drum hieß auch er sogleich ihn gut.
Der Zahnarzt mußte kommen,
Die Zange ward genommen,
Die Zähne gingen aus und ein
Und saßen bald so zierlich,
So fest, daß man darauf schwur, sie sey'n
Bei Beiden völlig natürlich.

Jetzt sah'n sie erst das Wo und Wie:
Wie wuchs der Liebe Sympathie,
Wie war's seit jener Stunde
So süß in ihrem Munde!
Sie waren wie ein Fleisch und Blut,
Sie konnten sich nicht missen,
Wie schmeckte Trank und Speise gut,
Doch ach! wie schmeckte ihr Küssen!

Die Armen küßten sich fortan
Nur immer auf den eis'nen Zahn.
Die Liebe wurde älter
Und ach! die Herzen kälter.
O! ging es durch das ganze Haus,
Ließ ich den Zahn doch sitzen!
Sie weinte sich die Augen aus
Und er ging unter die Schützen.

In einigen, nur wenigen, Gedichten gibt der Verfasser seinen Patriotismus zu erkennen; z. B. in einem Epigramm:

Schill.

Gefällt durch niederländ'sche Faust! O bitt're Pein!
Doch Dieses war's zumeist!
Auch conservirt zu seyn
Durch niederländ'schen Geist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. Februar 1842.

Geschichte.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. Von K. A. Menzel, Consistorial- und Schulrath ꝛc. Neunter Band. Breslau, Graß, Barth u. Comp., 1841.

Der vorliegende neueste Band dieses ausgezeichneten Werkes enthält die Darstellung einer der traurigsten Perioden unserer Geschichte, deren Betrachtung aber gerade in der gegenwärtigen Zeit von besonderm Werth und Interesse ist. Denn in jüngster Zeit hat Frankreich wieder denselben Ton angestimmt, wie damals, und dieselben Ansprüche auf den Rhein gemacht, wie damals, und würde zu unserm Verderben diese Ansprüche geltend gemacht haben, wie damals, wenn es uns dießmal nicht stärker und einiger gefunden hätte.

Durch den dreißigjährigen Krieg im Innersten zerrüttet und erschöpft wurde Deutschland eine Beute der französischen Habgier. Bevor Ludwig XIV. unsre Grenzen angriff, schickte er Staatsschriften voraus, die seine angeblichen Rechte darthun sollten. Eine derselben, von Andery verfaßt und 1667 erlassen, lautete dahin: „Die Monarchie Ludwigs XIV. sey dieselbe, die sie unter Chlodowig gewesen; die Domainen und Eroberungen der Könige seyen stets für den Staat erworben worden, und die Rechte desselben unveräußerlich, wenn auch andere Herrscherstämme aufkämen. Zwischen den Völkern diesseits und jenseits des Rheines bestehe die engste und unverletzlichste Verbindung. Man finde sonst gewöhnlich zwischen benachbarten Nationen Eifersucht, Neid, Widerwillen und verschiedene andere Leidenschaften, welche oft in Haß und offenbare Feindschaft ausarten. Nichts von dem Allen habe die alte und vollkommene Vereinigung der Franzosen und der Deutschen unterbrochen; sie seyen für einander stets mehr als Nachbarn und Verbündete gewesen, weil sie ursprünglich ein und dasselbe Volk seyen. Auch habe Frankreich stets an den Vortheilen und Mißgeschicken Deutschlands den lebhaftesten Theil genommen, und sich stets bereitwillig gezeigt, diesem Lande in der Noth Hülfe zu leisten, wie solches außer vielen andern Beispielen der letzte Kriegszug des französischen Adels nach Ungarn bezeuge. Am Hofe der Könige des ersten und zweiten Stammes (der Merovinger und Karolinger) habe die deutsche Sprache geherrscht. Zu den Römerzeiten habe das ganze Rheinland, namentlich die drei rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln unter dem Namen Germania prima und secunda zu Gallien gehört, Chlodowig habe Allemannien und Thüringen, Karl der Große Sachsen, Bayern und das übrige Deutschland dazu erobert, und zwar nicht als Kaiser, sondern als König der Franken. Die Rechte des letztern seyen auf Hugo Capet übergegangen, der mit demselben Rechte wie Pipin der Kurze auf den Thron erhoben worden sey, um dem Verfalle der Monarchie zu steuern. Die römische Kaiserkrone habe nur auf dem Haupte der fränkischen Könige Werth gehabt; auf dem Haupte der Deutschen sey sie zum leeren Schattenbilde geworden. Das Reich sey eigentlich nicht mehr vorhanden, wie es denn niemals einen entsprechenden Namen gehabt habe. Man könne behaupten, daß die Rechtsgültigkeit aller Kaiserwahlen aufgehört habe, seitdem Karl der Fünfte den Eindrang der Ketzerei in das Reich gestattet habe: denn wenn das kurfürstliche Collegium von den Päpsten errichtet worden, so würden dieselben doch keine ketzerischen Wahlfürsten haben einsetzen wollen. Die Abtretung des Elsasses und anderer Reichslande ohne alle Verpflichtung im münsterschen Frieden sey ein Zugeständniß der gerechten und alten Ansprüche der französischen Könige auf Deutschland; sie hätten nichts Neues erobert, sondern nur einen Theil dessen, was ihnen gehöre, wiedererlangt ꝛc.“

Digitized by Google

Und es gab damals sehr viele Leute in Deutschland, welche diese unverschämte Sprache Frankreichs billigten. Eine Menge deutsche Fürsten drängten sich herbei, Frankreichs Vasallen zu werden und den sogenannten rheinischen Bund unter Frankreichs Protektorat zu gründen, der ausdrücklich gegen den deutschen Kaiser und gegen die deutschen Nationalinteressen gerichtet, und ganz dasselbe war, was der spätere Rheinbund. Nur mit dem einzigen Unterschiede, sagt der geistreiche Verfasser, daß die Mitglieder des ersten Rheinbunds sich von Frankreich bezahlen ließen, während die des zweiten an Frankreich zahlen mußten. Außer den Fürsten nahmen auch viele Gelehrte an diesen Verirrungen Theil. Viele erhielten von Frankreich Jahrgelder. Viele glaubten, auch ohne so unlautere Beweggründe, daß die Zustände Deutschlands unheilbar seien, und daß für die Fortschritte der Menschheit nur von Frankreich der etwas zu hoffen sey. „Die Beschaffenheit des deutschen Staatswesens war jedoch so elend, und die Nationalrepräsentation zu Regensburg ließ so wenig als die Sinnesart des Kaisers und die Staatsweisheit seiner Räthe Besseres hoffen, daß lebhafte Geister, auch ohne bestochen zu seyn, auf den Gedanken fallen konnten, der Beschützer und Retter, dessen Deutschland bei der aus dem Osten drohenden Gefahr bedürfe, müsse anderswo gesucht werden. Aus ähnlichem Unmuthe über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit inmitten der drohendsten Verhängnisse haben sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator begeistert, der die deutsche Nation mit Füßen trat, und seinen Lobrednern weder Gunst noch Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ: um wie viel verzeihlicher war es, wenn Deutsche des siebzehnten Jahrhunderts, ehe Ludwig XIV. den wahren Charakter seiner Politik enthüllt hatte, in ihm den als Träger und Begründer eines neuen Zeitalters wiederkehrenden Carolus Magnus erblickten! In der That ist er für Frankreich in mancher Hinsicht ein solcher geworden. Indem er durch den Glanz seiner Eroberungen, durch die Gestaltung seines Hofwesens und durch Heranziehung der bedeutendsten Dichter und Schriftsteller in den Kreis des letztern, den Nationalgeist sich unterwürfig machte, gab er demselben die Form seines eigenen Geistes zum Gepräge, und indem er durch seine Bischöfe an der Ausgleichung des Zwistes über die Lehre und Verfassung der Kirche arbeiten ließ, der die abendländische Christenheit seit anderthalb Jahrhunderten bewegte, nährte er die Wünsche der Erfüllung, welche Männer, wie der Erzbischof Johann Philipp von Mainz und dessen Minister Boineburg, im Einverständniß mit den protestantischen Theologen der Heimstädter Schule, lange schon im Stillen gehegt hatten. Wurden die kirchlichen Entwürfe des Königs verwirklicht, kam es dahin, daß der Papst sich mit dem Primat unter den Bischöfen der Christenheit begnügte, erhielt die Form, in welcher später Bossuet die katholische Kirchenlehre vortrug, die beabsichtigte Anerkennung, so stellte sich zwar zunächst nur die Wiedervereinigung der französischen Protestanten mit der Staatskirche in Aussicht; aber diejenigen Deutschen, die ihren Blick einmal auf Frankreich gerichtet hatten, mochten dann auch von dort her in gleicher Weise Heil für das deutsche Kirchenthum, wie in unsern Tagen für das deutsche Staatsthum, erwarten."

Trotz diesen Sorgen und Hoffnungen des Augenblicks war es den Genossen einer so großen Nation, wie es die deutsche ist, unter allen Umständen unverzeihlich, den Glauben an das eigene Volk aufzugeben. Die Huldigungen, die Frankreich von zwei der größten deutschen Gelehrten, Conring und Schöpflin, erfuhr, überbieten an Niederträchtigkeit noch weit die Schrift des Andern. Aber es gab damals einen noch größeren, der von dieser Pest vaterlandsverrätherischer Gesinnungen nicht angesteckt war und mitten in jener elenden Zeit von Deutschland groß dachte und Alles that, um den Nationalstolz der Deutschen zu stählen und jenem französischen Unwesen entgegenzuwirken. Das war der berühmte Leibniz. Der Verfasser bemerkt, die Theilnahme dieses großen Mannes an den Schicksalen seines Vaterlandes beschäme die Passivität der großen Geister Deutschlands zur Zeit der Napoleonischen Tyrannei. „Wenn die deutsche Nation, zur Zeit ihrer tiefsten politischen Erniedrigung in den beiden Jahrzehnten, in denen das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert einander berühren, ihre größten Genien kalt und gleichgültig für die nationalen Interessen, ja sogar einen derselben dem größten Feinde der Nation freiwillige Huldigung darbringen sah, so widmete Leibniz dem Kaiserthum der Deutschen in den Zeiten schwerer Bedrängniß eine wahrhaft begeisterte Theilnahme, und ließ sich auch durch den damals so starken Einfluß des Kirchenparteigeistes, welchem er nach Geburt, Erziehung und Bildung angehörte, nicht abhalten, die Bedeutung der altkirchlichen Ideen und Formen in ihrer Verschmelzung mit der politischen Verfassung des heiligen römischen Reichs anzuerkennen. Dieß erklärt hinreichend den vom Kaiser Leopold an ihn veranlaßten Auftrag. Er entledigte sich desselben in einer seinem großen Namen so entsprechenden Weise, daß die von ihm verfaßte, wenn auch nicht mit seinem Namen versehene Staatsschrift, welche am 18. Oktober 1688 zur Beantwortung des französischen Manifestes erschien, als ein Musterstück großartiger politischer Beredsamkeit über deutsche

Digitized by Google

Staatsverhältniſſe nach hundertfünfzigjähriger Vergeſſenheit dem neunzehnten Jahrhundert wieder bemerkbar gemacht zu werden verdient."

Indem der Verfaſſer nun die Begebenheiten weiter entwickelt, zeigt er, wie Ludwig XIV. anfangs unter Benutzung des Rheinbundes, durch Beſtechung des kaiſerlichen Miniſteriums, durch Aufhetzung der Schweden und Türken dem deutſchen Reich unermeßlichen Abbruch that, wie aber dennoch allmählich die Deutſchen ſich ermannten, zuerſt die Schweden, dann die Türken und endlich die Franzoſen ſelbſt ſchlugen. Es iſt höchſt bemerkenswerth, daß die Deutſchen, je länger ſie leiden, je öfter ſie geſchlagen werden, um ſo mehr ihren Muth und ihre Kraft ſtählen. Dieß hat ſich ſehr oft wiederholt, zuletzt auch wieder in dem großen Kampfe mit Napoleon. Anfangs unetnig, erbarmlich, zaghaft, ſich ſelbſt verrathend, ungeſchickt in allen Maßregeln, auf allen Punkten geſchlagen, auch tiefſte gemüthigt, dauerten ſie dennoch aus, fingen immer wieder zu kämpfen an, gewannen immer wieder Terrain, wurden nach und nach einiger, geſchickter, ſtolzer, kühner und glücklicher und endigten mit großartiger Ueberwältigung eines Feindes, von dem ſie ſchon gänzlich überwunden und grenzenlos verachtet worden waren. Auch in jenen Kampfen mit Ludwig XIV. iſt es höchſt intereſſant zu beobachten, wie regelmäßig mit dem Elend die Hoffnung, mit den Niederlagen die Ermuthigung zum Siege wachst, wie die Feldzüge immer großartiger, die Schlachten immer blutiger werden und die letzten faſt ausſchließlich zu Gunſten der Deutſchen ausfallen.

Obgleich Ludwig XIV. die Unabhängigkeit der franzöſiſchen Kirche und die Erniedrigung des Papſtes zu einem bloßen Patriarchen im Sinn hatte, ſo fand er dennoch im Papſt einen treuen Bundesgenoſſen gegen die Deutſchen. Der Papſt wirkte in der ſpaniſchen Erbangelegenheit auf wärmſte für Frankreich, ſo daß ſich das fromme ſpaniſche Volk wirklich für den franzöſiſchen und gegen den deutſchen Kronpratendenten ſtimmen ließ. Der Papſt war ſogar mit den ungariſchen Rebellen einverſtanden, obgleich dieſe die Türken herbeiriefen und ein ungeheures türkiſches Heer Wien belagerte. Dieſe antideutſche Politik der römiſchen Curie erklärt ſich nicht bloß aus dem Beſtreben, den deutſchen Einfluß in Italien zu neutraliſiren, ſondern bat wohl einen tiefern Grund. Die Curie pflegte immer tiefer in die Zukunft, wie in die Vergangenheit zu blicken, als ihre Zeitgenoſſen.

Zu den merkwürdigen Begebenheiten jener Periode gehört auch der Wechſel der Dinge im nördlichen Deutſchland. Bisher ſtand Kurſachſen an der Spitze aller deutſchen Proteſtanten. Indem Kurfürſt Auguſt katholiſch und König von Polen wurde, kam die proteſtantiſche Hegemonie an Preußen. Zwar ſollte Preußen ein neues Gegengewicht durch Hannover erhalten, allein es behauptete den Vorrang. Ueber den Glaubenswechſel des Kurfürſt Auguſt ſagt der Verfaſſer ſehr gut: „König Karl I. von England erſcheint auf dem Blutgerüſte, wo er den Eintauſch einer himmliſchen Krone gegen eine irdiſche für einen ſehr guten Tauſch erklärte, mit allen ſeinen Fehlern und Unfallen der Nachwelt auf einem würdigern und beneidenswerthern Geſchichtsplatze, als da König Auguſt auf dem Kurſtuhle zu Dresden den verſammelten Landſtanden die vorher ſchriftlich gegebene Erklärung perſönlich wiederholte, daß er durch göttliche Schickung ſich entſchloſſen, zu dem Schooß der allgemeinen römiſch-katholiſchen Kirche, worin vormals ſeine in Gott ruhenden Voreltern geweſen, zu treten, und daher nicht etwa aus Conſideration einiger Würden und Nutzens, ſondern allein Gott vor Augen haltend, den römiſch-apoſtoliſch-katholiſchen Glauben unlangſt angenommen habe. Wenn auch die öffentliche Stimme zu eingeſchüchtert oder zu gebunden war, als daß ein Schriftſteller es gewagt hatte, im Sinne des Proteſtantismus dieſen Schritt zu beleuchten, ſo gab ſich doch das gekränkte Religions- und Volksgefühl der Sachſen dadurch kund, daß bei der in den ſächſiſchen Kirchen angeordneten Dankfeier für Erlangung der polniſchen Königskrone die Gemeinden das Lied: Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt, (weil es nun Abend worden iſt, dein göttlich Wort das helle Licht, laß ja bei uns auslöſchen nicht), und Luther's: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, anſtimmten. Noch heute erregt eine katholiſche Hofkirche mit Standbildern von München und Heiligen über den Haupteru einer evangelischen Bevölkerung bei Vielen den Eindruck eines durch das geſchichtliche Leben dieſer Bevölkerung ſich durchziehenden Mißtones. Wenn Heinrich IV. ſeinen Calvinismus um den Beſitz eines Königreichs loſchlug, ſo hat der große politiſche Erfolg dieſes Schrittes und die Beiſtimmung der Mehrheit der franzöſiſchen Nation die Schattenſeite dieſes Glaubenswechſels aus den Augen gerückt; dem Kurhauſe Sachſen iſt kein ſolcher Erfolg zu Gute gekommen, indem die durch deſſen Glaubenswechſel erkaufte polniſche Krone ein Beſitz ohne Segen und ohne Dauer geweſen. Dafür hat Auguſt in ſeiner Hauptſtadt den Künſten herrliche Tempel errichtet, deren Werth auf der Wagſchaale des Geiſtes den trüben Schimmer einer barbariſchen Krone überwiegt, und das confeſſionelle Mißgefühl der Nachkommen, welches in ſeiner Abwendung vom damaligen Lutherthume Abwendung vom Lichte und Geiſte des heutigen Welttages betrauert, mag mit der Erwägung ſich tröſten, daß jenes Lutherthum ein finſteres,

Digitized by Google

von einer streit- und verfolgungsſüchtigen Geiſtlichkeit ſorgfältig abgeſperrten Lehr- und Verfaſſungsgebäude war, deſſen Wächter von Anſprüchen und Rechten des Geiſtes noch weniger als die römiſchen Hierarchen wiſſen wollten. Der Schlag, der jene Wächter durch den Zurücktritt ihres Gebieters traf, hat ſogar den edleren proteſtantiſchen Elementen erſt den Eintritt geöffnet. Indem die Staatsgewalt von der Hoftheologie ſich ſchied, verloren die Bannſtrahlen der letzteren ihre Kraft und die Träger des geiſtlichen Regiments das Gewicht, mit welchem ſie ſeit dem Sturze des Krypto-Calviniſmus über ein volles Jahrhundert den Geiſt des ſächſiſchen Volkes niedergedrückt hatten.“ Am wunderbarſten erſcheint die wechſelſeitige Pietät und Treue zwiſchen Fürſten und Volk in Sachſen. Und „es ſtellt die hohe Geiſtesbildung und edle Sinnesart dieſes eifrig katholiſchen, über ein eifrig proteſtantiſches Volk geſetzten Herrſcherſtammes und die gegenſeitige, dem Religionseifer Trotz bietende Liebe und Treue einen höchſt bedeutſamen Moment des deutſchen Lebens dar. Vielleicht trägt derſelbe die Keimen einer noch wichtigeren Entwicklung der Zukunft entgegen, und der Miſtton, welchen die Abwendung des Abnherrn von der Kirchenform ſeines Landes, von der geſchichtlichen Stellung ſeines Hauſes, auf eine Zeit lang in den Gemüthern zurückließ, hat als Vorbedingung einem höhern Einklange vorausgehen ſollen.“ Wahrlich bei keiner andern Nation wäre eine ſolche Combination jahrhundertlang durchführbar und beibringend, wie bei der deutſchen, und mit Recht mag der Verfaſſer darin eine Tiefe der deutſchen Natur erkennen, die ſich nicht durch ein oberflächliches politiſches oder auch theologiſches Raiſonnement erſchöpfen läßt.

Unter den Einzelheiten der Geſchichte, die in dem vorliegenden Werk eine Berichtigung erfahren, iſt die Belagerung Wiens durch die Türken bemerkenswerth. Ludwig XIV. hatte die Türken aufgefordert, von Oſten her über das deutſche Reich herzufallen, während er es von Weſten her faßte. Das that der „allerchriſtlichſte“ König, den überdieß der Papſt ſelbſt unterſtützte. Als nun aber dennoch wider alles Verhoffen die ſchwerfällige deutſche Kriegsmacht, mit Hülfe der Polen, Wien entſetzte und die Türken beimjagte, war der allerchriſtlichſte König ſehr beſtürzt und ergrimmt und ſchloß ſich drei Tage lang ein, ohne Jemanden vor zu laſſen. Bei dieſer Stimmung ihres Monarchen ſorgten nun die franzöſiſchen Schriftſteller dafür, daß die Heldenthat der Deutſchen bei Wien möglichſt herabgeſetzt, verkleinert und ins Lächerliche gezogen wurde. Und die deutſche Literatur war noch ſo wenig ſelbſtſtändig, daß ſie dieſe franzöſiſchen Verläumdungen in ſich aufnahm und ſich derſelben zum Theil noch immer nicht entledigt hat. Erſtens ſollten die Polen alles allein gethan haben, während ſie doch bei ihrem erſten muthigen Angriff auf die Türken in die äußerſte Gefahr kamen und nur durch das deutſche Fußvolk gerettet werden konnten. Sodann ſoll unſer Kaiſer Leopold ſich auf die undelikateſte und undankbarſte Weiſe gegen den Polenkönig Sobieski benommen haben, da er im Gegentheil die Zuſammenkunft mit ihm nicht, wie behauptet wird, vermeiden wollte, ſondern eifrig ſuchte und ihm mit einer für ſein Phlegma ungewöhnlichen Wärme dankte.

In Folge der Einwirkung franzöſiſcher Geſchichtſchreibung auf die deutſche ſind auch viele Helden der großen Kämpfe am Rhein unter Ludwig XIV. in ein falſches Licht geſtellt worden. Wer unter uns kennt nicht den großen Turenne? Jeder Knabe lernt ihn aus den von ihm handelnden Anekdoten in franzöſiſchen Ehrenſtammbüchern von der glänzendſten Seite als unüberwindlichen Feldherrn und Mann von großmüthigem Herzen kennen. So ſchildern ihn die franzöſiſchen Memoiren und Hiſtoriographen und ſo ſchreiben es die Deutſchen nach. Aber Turenne war einer der ärgſten Mordbrenner auf deutſchem Boden und beging ohne Noth unzählige rohe Grauſamkeiten, weit mehr noch als ſpäter Davouſt und Vandamme. Einen andern Helden jener Zeit kennt faſt Niemand. Das iſt General Thüngen, der Mainz beldenmüthig vertheidigte, der die franzöſiſchen Mordbrenner, als ſie alle Städte in der Pfalz und im Badiſchen in Aſche legten, ſo wie er einen fing, zum abſchreckenden Beiſpiel lebendig verbrennen ließ und der auf eigne Gefahr dem kaiſerlichen Commandanten von Breiſach, der dieſe Feſtung an die Franzoſen verkauft hatte, den Kopf vor die Füße legen ließ; der Mann, der wie einſt Hannibal den Römern, ſo den Franzoſen ewigen Haß geſchworen und bei der Taufe ſeiner Kinder den Worten: entſagſt du dem Teufel? noch hinzufügte: und den Franzoſen! Dieſen intereſſanten Mann, dem Prinz Eugen das Commando der Reichsarmee zudachte und der noch in ſeinen hohen Jahren im Rath von Eugen, Marlborough und Markgraf Ludwig ſaß, mit bei Hochſtädt focht und Ulm wiedereroberte, dieſen treuen Diener des deutſchen Vaterlands kennt im Vaterlande faſt Niemand, während alles den Mordbrenner und Henker Turenne bewundert. Wir könnten das Sündenregiſter der deutſchen Geſchichtſchreibung noch mit vielen ähnlichen Rügen bereichern, und noch in vielen Fällen den traurigen Beweis führen, daß deutſches Verdienſt eben ſo oft nach dem Tode vergeſſen, als im Leben erſchwert worden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. Februar 1842.

Altfranzösische Literatur.

Li romans dou chevalier au leon. Bruchstücke aus einer vaticanischen Handschrift, herausgegeben von Adelbert Keller. Tübingen, gedruckt bei L. F. Fues, 1841. (Nicht in den Handel gegeben.)

Das altfranzösische Gedicht, von dem wir hier aus einer vermuthlich noch ganz unbenützten Handschrift der Königin Christine von Schweden den Anfang mit 612 Reimzeilen und den Schluß mit ihrer zwanzig erhalten, ist kein anderes als dasjenige, welches uns in der mittelhochdeutschen Bearbeitung Hartmanns von Aue unter dem Namen „Iwein, der Ritter mit dem Löwen" 1827 durch den vereinten Fleiß Benecke's und Lachmanns zuerst mitgetheilt worden ist. Das mittelhochdeutsche Gedicht hat einen hohen Werth nicht nur durch den Glanz, den ihm die Zeit seiner Entstehung verleiht, und durch die Lieblichkeit, die der hochbegabte schwäbische Dichter über seinen Gegenstand zu hauchen wußte; sondern auch weil es das erste war, welches eine kritische Ausgabe erlebte, und weil es, durch das bald darauf folgende treffliche Wörterbuch, einen der bedeutendsten Bausteine zu einem, noch immer nicht in genügender Vollkommenheit aufgetretenen, mittelhochdeutschen Sprachschatz lieferte. Außerdem gehört es zu denen, die vorzugsweise geeignet sind, ein bedeutendes Licht auf den noch dunkeln Zusammenhang zu werfen, der einerseits zwischen einem großen Theil der höfischen Dichtkunst des Mittelalters und der des damaligen Frankreichs, andererseits zwischen dieser und der alt-bretonischen besteht; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Hartmann den roman dou chevalier au leon, ein Werk Christians von Troyes, benützt habe, und daß dieser hinwieder seinen Stoff mittelbar oder unmittelbar einer wälischen (celtischen) Dichtung verdanke, entweder der noch vorhandenen oder einer älteren, worauf auch diese beruhte. Der englische Iwein ist wahrscheinlich nur eine Nachbildung des französischen, und daher scheint es zu kommen, daß er mit dem aus gleicher Quelle geflossenen deutschen vielfach übereinstimmt. Die deutschen Herausgeber konnten leider ihren Text nur mit dem englischen vergleichen; bis auf diesen Tag ist die Hoffnung, die sie in der Vorrede aussprechen: das Werk Christians von Troyes mit dem Hartmanns von Aue vergleichen zu können, wenigstens für das Publikum nicht in Erfüllung gegangen, und man ist in dieser Hinsicht noch immer auf die ungenügenden Auszüge beschränkt, deren schon die Vorrede von 1827 erwähnt. Da Frankreich, dießmal von Deutschland angeregt, selbst die Nachkommen der Unterthanen des Königs Artus in Wales, mehr und mehr darauf Bedacht nehmen, die Literatur ihres Mittelalters aus dem Staub der Bibliotheken hervorzuziehen, so ist vielleicht die Zeit nicht zu fern, wo wir den französischen Iwein (Yvain) neben den deutschen, und einen celtischen neben beide legen können.

Einstweilen aber freuen wir uns des einzelnen Strahles, den uns durch Herrn Kellers Mühe der Vatican, diese noch immer zu wenig ausgebeutete Schatzkammer mittelalterlicher Poesie, herüberwirft, und versuchen durch etliche Zusammenstellungen den Geist zu bezeichnen, in welchem der deutsche Dichter den vorliegenden Stoff für seine Zeitgenossen glaubte umgestalten zu müssen. Wir behalten für den deutschen Text natürlich die Form der Berliner Ausgabe bei, für den französischen glauben wir, zum Besten unsrer Leser, von Herrn Kellers buchstablichem Abdruck darin abweichen zu müssen, daß wir Unterscheidungszeichen, Apostrophen, und Verbindungen der Trennungen einzelner Wörter anbringen, soweit es ohne Nachtheil für philologische Treue geschehen kann.

Auffallend ist die Verschiedenheit beider Bearbeitungen gleich im Eingang. Der Franzose sagt:

Digitized by Google

Li bons rois Artus de Bretaigne,
La cui proece nos enseigne
Que nos soisons preu et cortois,
(Tint cort . . .)

Diese drei Verse sind bei Hartmann zu dreißig auseinandergegangen. Die vier ersten enthalten, nach einer wohl allgemeinen Sitte, auch des französischen Mittelalters, eine vom Bearbeiter herrührende Sentenz:

1 Swer an rehte güete
Wendet sin gemüete,
Dem volget sælde unde êre.

Hierauf knüpft der Dichter an die Worte der Urschrift an, und zwar ist zuerst von der proece (prouesse) und vom être preu die Rede:

Des git gewisse lêre
5 Künec Artûs der guote,
Der mit riters muote
Nâch lobe kunde striten.

Dann spricht er von der Courtoisie und vom vorbildlichen Werthe des Artus (qui nous enseigne . .):

Er hât bi sînen zîten
Gelebet alsô schône,
10 Daz er der êren krône
Dô truoc, unt noch sîn name treit.

Dann folgen bis Vers 20 einige weitere Angaben über Artus im Allgemeinen. Woher diese Anschwellung zu siebenfachem Umfang? Offenbar weil Hartmann richtig fühlte, daß er seinen deutschen Lesern über den Helden einer fremden Vorzeit gleich zu Anfang genauere Auskunft schuldig sey.

Nach einem Brauch, den er auch im armen Heinrich und im Gregor beobachtet hat, und der wohl im Erec ebenso vorkäme, wenn da nicht der Anfang fehlte, spricht sodann Hartmann von sich selbst (V. 21—30). Auf diese Weise kommt erst sein 31ster Vers dem 4ten des Originals gegenüber zu stehen:

1 (Li bons rois Artus . . .)
Tint cort, si riche come rois,
5 A cele feste, qui tant couste,
Qu'en apele la Pentecouste.
La court fu à Cardoeil en Gales.

In der deutschen Bearbeitung:

51 Er hêt der künec Artûs
Ze Karidol in sîn hûs
Zeinen pfingesten geleit
Nâch richer gewohnheit

55 Eine alsô schœne höchzît,
Daz er vor des noch sît
Deheine schœner nie gewan.
. . . .

Abermals hat Hartmann hier erweitert, denn erst bei V. 48 wieder findet man im Original etwas Entsprechendes, bis dahin ergeht sich seine reiche Phantasie in einer Ausmalung der dürftigen Umrisse, die ihr vorlagen.

Bei V. 48 zuerst findet sich auch eine Spur, daß Hartmann den Gang der Dichtung verändert: er zieht einen lyrischen Ausbruch schon hieher. Derselbe nimmt noch in andrer Hinsicht unsre vergleichende Aufmerksamkeit in Anspruch. Er bezieht sich auf die schlechter gewordene Zeit; es heißt vom Ritterorden:

. . or i a molt poi des soens (siens),
Que à bien près l'ont tuit (tous) lessié.
S'en ont amours molt abessié,
Car cil, qui soloient amer,
Se fesoient cortois clamer,
Et preu, et sage, et honorable.
Or ont amors torné à fable,
Pour ce que cil, qui riens n'en sentent,
Dient qu'il aiment, mes il mentent;
Et cil fable et mençonge en font,
Qui s'en vantent et droit ni ont.
Mes, por parler de ceux qui furent,
Lessons ceux qui en vie durent,
Qu'encor vaut miex, ce m'est avis,
Uns cortois morz, qu'uns vilains vis.

Die entsprechende deutsche Stelle reicht nur von V. 48—52 und verliert überdieß ihre ganze Wirkung durch einen Nachsatz der dem deutschen Dichter angehört:

Doch müezen wir ouch nû genesn.
Ichn wolde dô niht sîn gewesn,
Daz ich nû niht enwære,
Dâ uns noch mit ir mære
Sô rehte wole wesen sol:
Dâ tâten in diu werc wol.

Uns will scheinen, der Dichter gebe hier den Grund, weshalb er die Klage des Franzosen umgeht, unrichtig an: ihn tröstete nicht, daß „Märe hören" eine ähnliche Lust ist, wie „hohe Werke verrichten," sondern daß er einer großen schönen Zeit angehörte und neben dem Zauberspiegel, den ihm die romanische Dichtung vorhielt, eine lebendig frische Gegenwart von gleicher oder wohl höherer Schönheit erblickte. Umgekehrt findet sich fast in allen französischen Dichtungen des Mittelalters eine wehmüthige Sehnsucht nach vergangenen schöneren Tagen,

Digitized by Google

offenbar veranlaßt durch den trüben Zustand, in dem sich Frankreich damals befand, vornehmlich wenn es auf die glanzvolle Zeit Karls des Großen zurückblickte. Das freudige Herz des deutschen Ritters leuchtet dann auch wieder sofort heraus, wie es an die Schilderung des Festes von Karidol geht, wo aus 9 französischen Versen (8—16) 18 deutsche werden (59—76). Auch diese beiden Stellen malen uns den großen Unterschied der beiden Länder in jener Zeit: Christian weiß die Theilnehmer seines Festes nur dadurch zu vergnügen, daß er sie mit den Damen verkehren, Erzählungen (nouelles) vernehmen, von Leid und Lust der Liebe reden läßt; bei Hartmann geht daneben eine Reihe ritterlicher Uebungen: Saitenspiel und Reden von grözer manheit, Gesang und Tanz, Wettlauf, Scheibenschießen und Turnier.

Parallelen dieser Art ließen sich noch viele ziehen; nur selten ist die Bearbeitung kürzer: den 612 Versen, die Herr Keller mittheilt, entsprechen 878 deutsche. Noch verdienen einige Fälle hervorgehoben zu werden, wo der deutsche Dichter poetische Verbesserungen andringt. Hier nur zwei Beispiele: Calogreant reitet auf Abenteuer und ein Waldmensch weist ihn an den Wunderbrunnen, aus dem er Wasser auf ein goldenes Becken gießen soll. Im Original erfährt der Ritter sofort, was die Folge seyn werde; Hartmann dagegen glaubt besser anzuordnen, wenn er den Leser spannt, und den „walttören" verschweigen läßt, daß jene Handlung ein furchtbares Gewitter veranlassen, und daß in Folge desselben der unwiderstehliche Herr des Brunnens herbeikommen werde. Die schelmische Rede schließt:

Giuz üf den stein . . .
. . . des brunnen ein teil:
Zwâre sô hâstû guot heil,
Gescheidestû mit êren dan.

Calogreant wird besiegt. Sein Freund Iwein rächt ihn später und um nun dieses Gelingen recht hervorzuheben, macht Hartmann den Ritter vom Brunnen noch viel gewaltiger, als er im Original ist, legt ihm insbesondere ein unglaubliches Selbstgefühl bei. Nachdem Calogreant vom Rosse gestochen ist, sagt Christian:

507 Si me lessa honteus et mat,
C'onques puis ne me resgarda.
Mon cheval prist et moi lessa.

Die entsprechende deutsche Stelle lautet:

Er nam min ros unt lie mich ligen.
Mir was gelückes dâ verzigen.
Do enmuote mich niht sô sêre,
Ern bot mir nie die êre
Dan er mich wolde ane gesehn.
Dô ime diu êre was geschehn,
Dô gebârter rehte al diu gelich
Âls im aller tägelich
Zehenstunt geschæhe alsame.
Der pris was sin unt min diu schame.

Wir denken, diese Beispiele sollen hinreichen, zu beweisen, mit wie viel Freiheit und poetischem Reichthum Hartmann seinen Stoff ansaßte, im lieblichsten Gegensatz zu der Steifheit mancher neueren Uebersetzer, die ihrer Aufgabe in dem Maaß mehr genügt zu haben glauben, als ihr Ausdruck dem des Originales sich knechtischer anschmiegt, während umgekehrt Hartmann und die andern großen Dichter jenes Zeitraums ihren französischen Freunden nicht bloß deutsche Worte, sondern auch deutsche Wendungen, ja ein deutsches Gemüth leihen. Wenn bei allen mittelhochdeutschen Dichtungen, sofern sie aus romanischen entlehnt sind, das vergleichende Urtheil so zu Gunsten des deutschen Bearbeiters ausfällt, so darf sich der deutsche Geist zu einer neuen Ehre Glück wünschen, indem er auf diese Weise sehr ehrenvoll seine Selbständigkeit bewahrt hat. Daß die Stoffe von außen hergeholt sind, dürften wir nur dann beklagen, wenn sie, statt einen schönen Kreis von einheimischen neben sich zu dulden, dieselben verdrängt hätten. Die europäischen Völker bilden eine Familie: seitdem die Idee eines abendländischen kriegerisch-priesterlichen Christenstaats unter der Doppelherrschaft von Papst und Kaiser ihre Kraft verloren hat, leuchtet uns ein anderes Ziel, das einer hohen Bildung, die alle rohe Naturkraft niederschlagen will und die wir durch gemeinsame Mühe zu schaffen, dann aber den übrigen Erdtheilen zu bringen haben; auch wieder auf doppelte Weise: als Kunst und Wissenschaft oder im Donner der Kanonen. Genau genommen dasselbe Ziel wie im Mittelalter, nur anders gestaltet. Was insbesondere das Verhältniß der Deutschen und Franzosen und ihre Stellung in dieser europäischen Aufgabe betrifft, so denken wir, das friedliche Band der Kunst und Wissenschaft, das uns mit den westlichen Nachbarn so lange verknüpft hat, solle sich stets stärker zeigen als die Begehrlichkeiten einer kurzsichtigen Politik, die am Ende nur dazu führen, jedem der feindlichen Brüder den besten Theil seines Erbes und seines Daseyns zu verkümmern. Darum sind beide Nationen solchen Bemühungen, wie die vorliegende, zum Dank verpflichtet und wir wünschen, daß das „größere Werk," wozu diese Mittheilung als der Vorläufer betrachtet werden soll, und in welchem Herr Keller „die Resultate seiner Nachforschungen nach Materialien zur Geschichte mittelalterlicher Dichtung auf italienischen Bibliotheken bekannt zu machen gedenkt," bald und mit reichen Gaben erscheinen möge.

Digitized by Google

Dichtkunst.

Neue Sammlung von Parabeln von Agnes Franz. Mit einem Stahlstich. Essen, Bädecker, 1841.

Eine der zartesten Seelen enthüllt uns hier ihr Innerrs voll frommer Idyllen, weicher Mondlandschaften und Blumenstücke, voll Engel, brtender Wehmuth und Kinder und Wehmuthsthränenseligkeit. Diese Dichtungrn sind so süß und weich, daß sir uns am Ende wehthun, wie Harmonikaglockentöne, und man begreift, warum Jran Paul nöthig fand, seinr Rührungen mit etwas Drrdem und Kräftigem abwechseln zu lassen.

Am glücklichsten schrinen uns diejenigen unter den vorliegendrn Idyllen zu seyn, die drr Phantasir rin bestimmtes Bild, eine klare Farbr einprägen und wenigrr in unbestimmtrn Gefühlen vorschwommrn sind. So die vortreffliche Parabel vom Tag- und Nachtblümchen: „Da bückte sie sich, um ihrr Wehmuth zu verbrrgen, nach einrm Blümchen, das seitwärts rrblüht war, und hob dasselbr betrachtend empor. Es war aber rin Stiefmütterchen, das sie gebrochrn. Drr dunkle Sammet seinrr obern Blätter glich dem Gewandr drr Trauer, während der helle Glanz der untern gleich dem hritrrn Lichte der Freude strahlte. So blickt unter drr Wolke unseres Grames der Strahl einer tröstenden Gewißheit hervor, sagte Nina, und reichte Manon das Blümchen. O, laß uns dieses Kind des Frühlings als ein Bild dirser Stundr betrachtrn, in die sich Wehmuth und Hilfr Seligkrit theilt! Sieh, wir die doppelfarbigen Blätter in einem Herzblatt verbunden sind, so wollen wir rin Hrrz und rinr Seele bleiben, und weder Trennung noch Tod soll uns scheiden. Da nahm Manon das Blümchen und betrachtete es mit frrudiger Rührung. Ja, sagte sie, nicht umsonst ist dirse sinnrriche Blume an diesem Plahe erblüht! Fortan soll sie der Freundschaft geheiligt seyn, und wo zwei Scheidende trauern, da soll rs Einrs dem Andern reichen, als Zeichen der Treue und des liebenden Andenkens. Gedrnke mein, soll ihr Name seyn, und das Hrrz soll Trost finden in ihm; denn wie hier die Natur Licht und Schatten zum schönen Ganzen verrint, so sollen sich durch Schmerz und Freude die Herzen bewähren, die Gott durch eine rdlr Freundschaft verrinigt hat. So sprach Manon und umarmte dir Freundin. Und Nina lächelte durch Thränen zu ihr rmpor und befestigte das Blümchen an Manons Hrrz. So wurde dem Stiefmütterchen sortan der Name Pensée beigelrgt, und rs blirb der Freundschaft geweiht, und tröstete manches betrübte Herz bei der Stunde des Scheidens."

Eine andere Parabel „dir Entstehung des Eisenhuts," ist eben so vortrrflich in der Anlage, kann abrr in der Ausführung nicht befriedigen. „Als einst Cythrre auf ihrem Muschelwagen daher kam, drr, wie du weißt, mit zwei schneeweißen Täubchrn bespannt war, gewahrte sie in rinem ihr geweihtrn Haine den jungen Adonis, den Liebling ihres Hrrzens, drr, von einem Eber verwundet, matt und sterbend an drm Rand einrr Quelle lag. Vrnus enteilte von Schrck und Trauer beflügelt ihrem Wagen, beugte sich zu dem geliebten Jüngling hinab, und löste ihm den Helm von der immer blicher werdenden Stirn. Sie schöpfte Wasser in demselben und wusch die tödtliche Wunde, deren Blut dir Rosen umher mit schönem Purpur gefärbt hatte. Man sagt, die Rosen haben seitdem diese Farbe behalten, während das zarte Weiß, das sie sonst brkleidet, auf Adonis Wangen zurückblieb, denn trotz dem Wehklagen und dem zärtlichen Bemühen drr Göttin führtr der unerbittliche Tod die Seele ihres Lieblings zum finstern Orkus hrrab. Lang weilte die Tiefbetrübte bei dem theurrn Verblichenrn. Tag und Nacht zog über ihrem Haupte dahin, ohne ihre Thränen zu trocknen. Während dessen battrn ihre Tauben, einsam und verlassen wie sie waren, sich rine Wohnstätte gesucht. Der Helm des Adonis war es, in den sie sich geflüchtet, und gastlich umschloß sie drrselbe, sir feirdlich schrrnd vor dem rauhrn Odem der Nacht. Als Cythere dirses rntdrckte, durchbrach der rrste Strahl sanfter Freude die Wolken ihrrs Grames. Sie schenkte ihrem treuen Gespann dir rrwählte Ruhrstattr, und ließ zum Andrnken dieser Stunde an Adonis Grabe rine Blume erblühn, deren rrnstr Farbr tiefe Trauer bedrutet, deren Jnneres abrr dir Täubchen zrigt, wir sie sich in den Hrlm des schönen Jünglings grflüchtet. Noch immer blüht dieselbe, und wird fortblühen, so langr trauernde Lirbe auf Erden wohnt." Grgen diese schöne Dichtung läßt sich nur einwendrn, erstrns daß drr Helm nicht dem Adonis, sondern dem Mars zukommt, und zweitrns, daß der Eisenhut giftig, also für ein so zartes und lirbevolles Bild nicht geeignet ist.

Auch die zarte Mythr von der Entstehung des Mondes aus der Thräne einrs Engels, dir ins Meer fällt, ist virlleicht zu zart für die Welt, wrnn sir auch vollkommen zum Charakter der vorliegrnden Sammlung paßt, ja gleichsam alle diese in eines Engels- und Kindesfriedens stillem Mondlicht dammernden, Seelengemälde motivirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. Februar 1842.

Dichtkunst.

Das jüngste Gericht. Gedicht in fünf Gesängen von Nikolaus Stehling (Wilhelm). Düsseldorf, Stahl, 1841.

Obgleich uns der Titel nur Bilder des Schreckens und Entsetzens erwarten läßt, beginnt doch das Gedicht mit den lieblichsten Phantasien. Wir werden in den Himmel versetzt. Wir sehen die Madonna, eben dem irdischen Schmerz entrückt, in ihrer Verklärung unter einer Palme, vom Regenbogen umgeben und von Engeln mit Blumen überschüttet. Wir hören von der Liebe der Engel, von ihrem Wirken auf Erden und ihrer Mitwirkung an der Schöpfung. Der Dichter erfunt neue Schöpfungsmythen so zart und tiefpoetisch, als man sie nur immer wünschen kann. Zwei Engel wetteifern, immer Schöneres und Bedeutungsvolleres hervorzubringen. Da bildet der eine die Vogel, der andere die Blumen.

Sehr Resa dort, der jeglichem Gevögel
Die bunten Federn malte! Großer Sparrsinn
Gebrach ihm nicht bei seinem taugen Werke.
Denn ob auch Zedet all die Federn mit
Der Scheere in stets neue Formen schnitt:
Stets neue Färbung dachte Resa aus,
Ja endlich, um den Wettstreit zu gewinnen,
Vollbrachte er durch angestrengtes Sinnen
Sein Meisterstück im goldnen Pfauenschweif.
Er hieß den Pfau vor Zedet geh'n, zu prahlen:
Wie Regenbogen schimmerte der Reif,
Besetzt mit hundert Augen, hundert Strahlen,
Die schillernd, jedes eine Sonne malen,
Und Zedet sah's. Er sann was Neues aus:
Geheim ging er, und schmückt dem Baum das Blatt,
Der Blume Blüthen, Nelken einen Strauß
Von Federn, üppig volle Brust der Rose,
Und tausendfache Gräser noch und Moose.
Desh freut er sich, als er das all vollbracht,
Und zeigte Resa, was er nun gemacht,
Und als genauer er sein Werk erklärte,
Da waren alle Blätter regelrecht
Geschnitten und gemessen; scharf und spitz,
Und rund und lang, bald wenigt und bald dornigt;
Und auftha! er der Blumen stillen Schooß!
Da lagen Ebiffern drin' und sondre Zeichen;
Und endlich gar — o, Resa weinte fast —
Brach eine zartgebog'ne Knospe auf;
Des Herren Leidenswerkzeug lag darauf
Und lag darin für späte, späte Tage.
Und Zedet siegte nun.

Wir wollen die poetische Schönheit, die in dieser Wendung liegt, nicht analysiren. Jeder wird sie fühlen. Auch die Schöpfung des Diamants wird auf sehr geistvolle Weise eingeführt:

Von Blut und Morgenroth trank der Rubin,
Der bläuliche Opal trank Gold und Glanz
Des Mondes, daß auf dem milchweißen Auge
In Farben spielt der Regenbogen ganz;
Azur trank der Saphir, des Himmels Bild;
Der edle Topas sangte flüssig Gold;
Von Kräutersaft ward der Smaragd erfüllt.
Als Meisterstück schuf er den Diamant,
In ihn schloß er die Farben alle ein,
Und nahm, ihn zu entzünden, lautres Licht
Vom Himmel. Drum wird er der himmlische genannt:
Denn willst du ihn verbrennen, sieh, als Schein,
Als Flamme steigt er in sein Vaterland
Zurück, zum Himmel, welcher ihn gebar,
Und keine Spur von Staub bleibt, wo er war.

Fast zu spielend, doch glücklich erfunden, ist die neue Mythe der Milchstraße:

Digitized by Google

In ſtiller Nacht erhub ſich Eſeron.
Er trug, ſo wie der Sämann trägt den Sack
Mit Körnern vor ſich her, ein ſchweres Pack,
Worin als Samen die Geſtirne lagen.
Weitum flog er durch all die großen Auen,
Die wir unendlich dort im Aether ſchauen;
Da ſäte er den Sternenſamen aus.
Schnell wuchs er auf, und blühte in dem blauen
Azurnen Feld' in tauſendfachem Licht.
Doch war ein Riß ihm in den Sack gekommen,
Drum ward mit Sternen dicht der Weg beſtreut,
Den Eſeron bei ſeiner Saat genommen.

Noch mehr ſpielend, aber höchſt lieblich iſt die Mythe des erſten Waſſerfalls. Der Engel Sem (in den Engelnamen nimmt ſich der Dichter viele Freiheiten) weckt mit ſeinem Stabe die erſte Quelle aus der Erde und zieht ſie ſcherzend nach ſich.

Durch lange Steppen, oder ſand'ge Felder
Führt er die Flut, durch nachtgefüllte Wälder;
Die Flut verlor ihn nicht, noch ward ſie klein,
Sie wuchs und wuchs und nahm ein Bette ein.
Das nimmer ſtille ſtehende Gewäſſer
Zu necken konnte Sem, der Schalk, nicht laſſen.
D'rum führt' er unvermerkt auf ſteile Klüfte
Oft raſch den Bach, hob dann ſich in die Lüfte,
Und ſprang hinunter in den dunklen Grund.
Da lachte laut der Schalk aus vollem Mund,
Wenn bebend nun die ſchreckenbleiche Welle
Hoch oben auf der Felſenzinne ſtund,
Und durch ſich ſelbſt geſtürzt ward von der Stelle.
Laut heulend ſchrie vor Schreck im Sturz das Waſſer;
Es ſchwitzt' vor lauter Angſt; und lag es nun
Im Keſſel unten: hier konnt's noch nicht ruh'n,
Und ſpät erſt, doch mißtrauend, folgt' es wieder
Dem frohen Führer.

Unpaſſend ſcheint uns die Einführung des Affen. Auch dieſer nämlich ſoll zum Scherz von den Engeln geſchaffen ſeyn, was ſich mit der Heiligkeit der Engel nicht verträgt. Es iſt poetiſcher, die Schöpfung der bösartigen und unreinen Thiere, wie es die perſiſche Mythe thut, auch einem böſen Princip zuzuſchreiben, oder ihrer wenigſtens nicht zu gedenken, wenn die Engel in unſchuldiger Freude ſchaffen.

Von dieſen im Allgemeinen höchſt anmuthigen Schöpfungsbildern führt uns der Dichter unmittelbar zum Weltgericht und zur Zerſtörung des Geſchaffenen über. Ein raſcher und greller Uebergang. Aber auch hier begegnen uns ſogleich überraſchende Gemälde einer reichen Phantaſie:

Allmählig langſamer in ihrem Lauf
Rollt jetzt die Erde. Träg, mit müdem Schritte,
Klimmt ſie noch matt die runde Bahn hinauf,
Bis endlich ſie auf ihres Weges Mitte
Bewegtlos liegen bleibt. Hin iſt die Kraft,
Die ſie — wie Sehnſucht wohl ein junges Herz
Ins Leben treibt — zum nimmerſtillen Gang
Um Gottes Sonne voran, himmelwärts
In glühendem Erröthen weiterzwang.
Nun ſteht ſie ſtill und ſtumm, und ſchauet bang
Die Sonne an, die nicht mehr ſchwinden will. —

Wo's Tag iſt, da bleibt's Tag; ein großer Morgen!
So furchtbar lang, ſo dumpf, ſo hell, ſo ſtill!
Der Zeiger auf der Uhr, er wandelt fort
Und fort, doch reglos gleich bleibt ſich der Schatten.
In Ahnung ſtocken die Geſchäfte; Mahl
Und Arbeit iſt vergeſſen. Von der Werkſtatt
Forteilen, in der Schürze, die Geſellen;
Die kindiſch frohen Buben aus dem Saal
Der Schule. Wankend an dem hohen Krückſtock
Verläßt der aufgeregte, blinde Greis
Des Zimmers langgewohnte, ſichre Ruhe,
Und an der Hausthür ſtehend fraget er
Vergebens in der Gaſſen lauten Strom,
Was ſich begebe. Und das Weib ergreift
Den Säugling aus der Wiege; an der Hand
Nachziehend einen lautaufſchrei'nden Knaben,
Entflieht ſie. Alles drängt ſich durch die Stadt
Zum Markt und auf die freien, weiten Plätze,
Wo ſchon die Heeresmacht mit blanken Waffen
In dichten Reihen ſteht, und harrt, erſchreckt,
Obs mehr als eine Volksempörung ſey;
Wo eine bange Menge fragend irrt
Und durcheinander wogt. Und auf den Maſſen
Schwebt ein geheimnißvolles düſtres Sumſen.
Die ſtehen ſtill und ſtumm, und kreidebleich,
Der prahlet da mit eitelem Geſchwätze;
Der lacht in Unverſtand, und Andre ſtürzen
Entſetzt umher, und füllen mit Verwirrung
Und kläglichem Geſchrei die öden Gaſſen;
Ein Wehruf iſt das ganze Land geworden.
Da ſchleppt man Gläſer her und lange Röhren,
Man zählt und rechnet mit der blaſſen Lippe,
Man mißt und guckt, und forſcht hinab, hinauf;
Der Zeiger auf der Uhr, er wandelt fort
Und fort, doch reglos gleich bleibt ſich der Schatten.

Auf der andern Seite der Erde iſt es aus demſelben Grunde Nacht. Doch iſt dieſe Parthie nicht ſo ausführlich und glücklich geſchildert, wie die eben erwähnte. Lord Byron hat die letzte Nacht der Erde viel ergreifender

Digitized by Google

ausgemalt. Nun folgt ein großer Nebel mit drückender Hitze. Das Meer trocknet aus. Ein höchst lebendiges Bild tritt klar in den Vordergrund:

Ohnmächtig brüllend wälzt den Riesenleib
Auf tief'gem Boden, fern dem Strand von gestern,
Der graue Wallfisch. Sieh, mit Schatten deckt
Ein ganzes Ländchen seine große Länge.
Mit des erhobnen Schweifes Schlägen streckt
Er Felsenriffe nieder, daß sein Blut
Bei jedes Schlages fürchterlichem Tönen
Aus mancher Wunde gegen Himmel spritzt.
Er kaut mit seinem happenden Gesichte,
Indem sein Maul nach Wasser ängstlich schnappt;
Er fühlt nicht mehr die Flut vom Nasloch brausen.
Die Kiemen, wenn zum Athmen sie sich öffnen,
Erscheinen wie ein aufgespalt'ner Fels,
Aus dessen dunkler Oeffnung Winde sausen.
So wühlet er, und wälzt sich hin und her.
Doch diese wilde Ohnmacht bringt das Meer
Nicht wieder. Trocken werden schon die Flossen
Am hohen Rücken, und mit blut'gem Rand
Läuft um sein kleines, schwarzes Auge an.
Zur Hälfte liegt er eingewühlt in Sand,
Korallenriffe stützen ihn zur Hälfte.
Er ringt noch müd und spärlich. Träufelnd Blut
Entrinnt dem gelben Bauch in kaltem Purpur.
Und jetzo rafft er seine ganze Wuth
Und seine übre Kraft zum letztenmal
Zusammen, und zertrümmert, furchtbar stark,
Die Felsen rings in seines Bettes Thal.
Vergeblich opfert er sein Lebensmark;
Er schlägt nicht mehr; er schnaubet schnell und schneller,
Und öffnet seli'ner wie zum Kan'n den Rachen.
Er fällt vor eigner Schwere auf die Seite,
Und liegt erstarrt, des Todes sichre Beute.

Ungewitter brechen los, die Luft erfüllt sich von feurigen Meteoren. Endlich wälzt sich ein volles Feuermeer heran, um das verschwundene Wassermeer zu ersetzen und alles Lebendige auf Erden zu vertilgen. Mitten in den Flammen aber steht auf Golgatha ein Mensch noch aufrecht und unversehrt, Ahasverus, der ewige Jude — der letzte Mensch, dem nun endlich auch seine längst ersehnte Stunde schlägt.

O Golgatha, wie stehet jetzt auf dir
Der letzte Mensch, das letzte aller Leben!
Es schauet tief hinunter Ahasver
Ins glühend heiße, unterirdsche Meer;
Es schaut hinauf zum Himmel Ahasver,
Wo Todesstimmen jubeln um ihn her;
Mit stummen Lippen, Thränen in dem Blick
Begrüßt der Wand'rer der Erlösung Glück
Und seinen nahen Tod. Er streckt hinaus
Auf all das Elend seine magern Hände,
Allsegnend diese Erde bis zum Ende,
Das Todtenfeld, das große Leichenhaus. —
So steht der Priester, wenn er seinen Segen
Dem Volke gibt. So steht der Priester auch
Nach einer Schlacht auf dem erhöhten Hügel,
Und spricht die Weihe allen, die erschlagen
Im rothen Felde liegen, bleich und todt.
Und als nun Ahasver so groß getetet,
Da stürzt er tief hinunter in den Schacht,
Wo ihm sein spätes Grab bereitet ward. —

Nun sind alle Menschen todt, alle Geschöpfe durchs Feuer verschwunden, die Erde ist voll Asche und Schlacken. Da erhebt sich Satan in der Hölle, aufgeschreckt durch das Tosen der Zerstörung, an der er keinen Antheil hatte. Er findet die Wächter am Höllenthor nicht mehr. Der Tod ist entflohen, die Sünde ist gestorben. Gleichwohl versammelt er seine Schaaren, um von der leeren Erde von nun an allein Besitz zu nehmen. Unterdeß aber eröffnet der Herr zwischen Erde, Sonne und Mond das große Weltgericht (warum in der Luft?). Die alte Erde muß alle, die sie je geboren, noch einmal gebären.

Jetzo gebiert die Erde alle Leben,
Die unersättlich sie verschlang, von neuem.
Welch eine herrliche Geburt! Hart war
Der alten Mutter kreisend Wehen zwar,
Doch werth ist die Geburt, daß sie d'rum sterbe.
Denn seht, was je erschaffen war von Gott.
In allen den verfloss'nen, alten Zeiten,
Der geistig körperlichen Leben Wunder;
Jetzo gebiert die Erde es von neuem!
Die tausend Jahre all in einer Stunde,
Vergessend nicht der kleinlichsten Sekunde! —
Ha, welche Völker da dem Grab ersteh'n!
Vergessene, veraltete Geschlechter
Und fremde Völkerrassen, deren Kunde
Die Sündfluth wiederholt verwischet hat. —

Als Satan diese Anstalten sieht, wird ihm bange. Der Tod, der ihm entflohen ist, wird nun vom Herrn selbst gegen ihn abgeschickt, verfolgt ihn, kämpft mit ihm und beide tödten sich wechselseitig. Nun ist kein Teufel mehr und kein Tod mehr und Gott ertheilt allen Menschen eine vollständige Amnestie und erklärt, in dem zweiten Akt der Weltgeschichte, der jetzt beginne, soll es kein Uebel mehr geben.

Da wir in diesem Dichter so viele tiefsinnige Gedanken und bewundernswürdige zarte Bilder gefunden haben, konnten wir uns nicht genug über diesen trivialen Schluß

Digitized by Google

wundern. Derselbe scheint uns eines so talentvollen Dichters auf keine Weise würdig. Der Ernst, der im Gegenstande liegt, hätte den Dichter nothwendig abhalten sollen, mit einer Farce zu schließen. Das wechselseitige Umbringen des Satans und des Todes ist eine reine Harlekinade. Doch dieser Mißgriff ist noch kaum so arg, als die Amnestie. Ohne Weiteres, ohne daß irgend wem Richter gefragt wird, ob einer gesündigt oder Gutes gethan hat, werden alle Menschen ohne Ausnahme selig gesprochen. Solche lare Grundsätze mögen seyn, was sie wollen, sie können sogar vorübergehend theologisch werden, wenn in der Theologie alle Gottesfurcht verschwunden ist, aber poetisch werden sie nie und nimmer seyn.

Geschichte und Sage.

Bilder aus Böhmens Vorzeit. Burgvesten und Ritterschlösser in Originalansichten dargestellt, gezeichnet von C. Würks, auf Stahl gestochen. Beschrieben von W. A. Gerle. Neun Lieferungen. Prag, Haase Söhne, 1841. gr. 8.

Vor jeder Lieferung zwei gute Stahlstiche, auf denen uns die durch große Erinnerungen oder durch ihren energischen, zuweilen höchst phantastischen Bau ausgezeichnetsten Burgen des Böhmenlandes entgegentreten. Der Text enthält deren Beschreibung und Geschichte, und je die am meisten poetische Erinnerung derselben mit romantischer Ausführlichkeit vorgetragen. Voran das Schloß Friedland, von dem einst der weltberühmte Wallenstein sich Herzog nannte, voll von Erinnerungen an diesen schrecklichen und geheimnißvollen Kriegsfürsten. Dann Sternberg, die stolze breitmandige Burg, die an Böhmens schönste Heldenzeit und an einen seiner edelsten Manner mahnt, Jaroslaw von Sternberg, den Ueberwinder der Tataren. Schloß Kokorczin mit weiter Fernsicht in Tannenwäldern, aus denen noch die dämonischen Gesichter der Hussiten hervorzudicken scheinen. Habichtstein, ein altes Raubnest, frech auf einen Bergkegel gebaut, der unten dünner ist, als oben. Trosky, noch kecker und noch phantastischer auf zwei hohen Felshörnern gebaut, das Abenteuerlichste was man von Ruinen sehen kann, wenn man vielleicht die versteckten Burgen der Mauren und Normannen am Meeresufer von Amalfi ausnimmt. Hier hausten einst Kirchenräuber und schwelgten aus heiligen Kelchen. Die Schloßruine von Töplitz, ebenfalls voll Erinnerungen an die Kriegszeiten Böhmens, jetzt das Ziel friedlicher Spaziergange. Das sehr feste und starkgebaute Klingenberg und der berühmte Schreckenstein an der Elbe. Bürglitz, schon seit König Johanns Zeiten ein Staatsgefängniß, worin viele geschichtlich berühmte Gefangene saßen. Bösig, doch auf dem Berge mit weiter Aussicht über Böhmen, altes Kloster und Wallfahrtsort. Raby, die noch in ihren Trümmern imponirende Bergveste, vor welcher Ziska sein zweites Auge verlor. Karlstein, das schöne, hoch über einem Abgrund mit edlem Geschmack gebaute Lieblingsschloß Kaiser Karls IV., in dessen gothischen Hallen und Prachtgemächern alle Künste, namentlich auch die Malerei um den Preis wetteiferten, bis die Hussiten zweitausend Fässer Koth mittelst großer Wurfgeschütze hineinschleuderten. Das alte Prager Schloß, dem eine so große und schreckliche Geschichte vorubergegangen. Die schöne Ruine Engelhaus. Worlik, einst eine Veste der Hussiten. Elbogen, berühmt durch seinen Meteorstein und jetzt durch die Kettenbrücke, eine der höchsten in Europa. Das Schloß zu Eger, in welchem Wallenstein ermordet wurde, und endlich Schloß Graupen in einer schauerlichen Felsschlucht.

Lauter interessante Bilder, die uns eins der merkwürdigsten Lander und seine tiefpoetische Geschichte vergegenwartigen, daher wir dieses schöne Buch freundlich empfehlen.

Novellen.

Hygea und Eros. Ein Cyclus interessanter Badegeschichten von Böhmus (G. Opitz). Drei Theile. Leipzig, Beyer, 1842.

Recht gut geschriebene Novellen. In jedem Bande zwei, die erste von ernstem, die zweite von scherzhaftem Inhalte. Die drei ernsten Erzählungen handeln von einem italienischen Cavaliere, von einem Tscherkessenfürsten im Kaukasus und von einer Nachtwandlerin, und unterscheiden sich weniger von der herkömmlichen Romantik. Mehr haben uns die heitern Erzählungen angesprochen, da sie voll guter Laune sind und man sich immer freuen muß, wenn unter der Masse des Gräßlichen, was die Romanliteratur hervorbringt, hin und wieder noch etwas Lustiges vorkommt. Die „Freuden und Leiden eines Verliebten" erinnern an den trefflichen Humor Jean Pauls in den Flegeljahren. Der ungeduldige Verliebte stürzt sich selbst oder wird durch unvorhergesehenen Zufall in unzählige drollige Verlegenheiten gestürzt, alles endet aber gut. In der eben so unterhaltenden Reise des Amtmann Hopfensengel nach dem Struveschen Karlsbad in Leipzig glaubt man Knigges lustige Reise nach Braunschweig wiederzuerkennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. Februar 1842.

Kriegsgeschichte.

Napoleon im Jahr 1813, politisch-militärisch geschildert von Karl Bade, ehem. königl. preuß. Artillerie-Offizier. Dritter und vierter Theil. Altona, Blatt, 1841.

Wir haben schon früher in unsern Blättern (1840, Nr. 62) die ersten Bändchen dieses mit großer Klarheit geschriebenen Werks empfohlen. Die vorliegenden bilden den Schluß und verfolgen die Kriegsereignisse vom Anfang September bis zum Ende des Jahrs 1813, handeln also wesentlich von dem Rückzuge Napoleons aus Dresden, von der Schlacht bei Leipzig, von der fernern Flucht der Franzosen und von der Schlacht bei Hanau. So viel auch schon über diese Dinge geschrieben ist, wird man doch die hier mit geometrischer Pracision durchgeführte Auseinandersetzung der strategischen Combinationen jenes Feldzugs mit Vergnügen lesen. Wir blicken auf den Kampfplatz herab wie auf eine kunstreiche Schachpartbie.

Napoleon hatte eine centrale Stellung und den Vortheil der innern Linie. Er konnte seine Hauptmacht auf dem kürzesten Wege und in kürzester Zeit nach jedem Punkt, wo er bedroht war, oder angreifen wollte, bewegen, während die Alliirten in zwei Hauptmassen getheilt auf seiner Peripherie, also auf weiten Umwegen operiren mußten. Indem sie aber nach und nach alle seine vereinzelten Angriffe zurückschlugen, ihn innerhalb seines Kreises confinirten, und zuletzt diesen ganzen Kreis dergestalt umgingen, daß sie sich auf der Frankreich zugekehrten Seite desselben vereinigen und mithin Napoleon abschneiden konnten, sah er sich gezwungen, ihnen zuvorzukommen und sich rückwärts von Dresden bei Leipzig aufzustellen, um sie entweder zu schlagen, oder sich wenigstens den Rückweg offen zu halten. Natürlicherweise mußte es seine Absicht seyn, jede, oder wenigstens eine der beiden Hauptmassen der Alliirten, entweder die große Armee Schwarzenbergs auf seiner Südseite, oder die Armee Blüchers und des Kronprinzen von Schweden auf seiner Nordseite einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigen konnten, und dieß motivirte wirklich seine schwankenden Bewegungen zwischen Dresden und Leipzig. Sein Hauptaugenmerk war noch immer der Norden, eine kühne Offensive gegen Berlin, daher sein Marsch auf Düben und die Zeit, die er dort verlor. Aber indem Blücher ihm auswich und seine eignen Marschälle und Generale schwierig wurden, weil sie einen Marsch auf Berlin für tollkühn hielten, wenn Blücher sich mit Schwarzenberg in ihrem Rücken vereinigte, mußte Napoleon nach viertägigem Kampfe mit sich selbst in Düben seinen Plan aufgeben und sich in die Stellung von Leipzig zurückziehen.

Wir wollen die lebendige Darstellung dieses welthistorischen Moments hier aufnehmen: „1) Napoleon hatte nach dem Verschwinden von Blüchers Armee die Absicht, mit seiner ganzen Armee auf das rechte Elbufer überzugehen. Er stand am Morgen des 11. Oktobers im Begriff, diesen Plan auszuführen. Die Armee marschirte nicht gegen Dessau, wo er den Feind vermuthete, sondern auf Wittenberg, und mehrere Abtheilungen der Armee gingen über die Elbe. Die Reserven sollten in gleicher Richtung folgen. 2) Hierauf tritt eine zweitägige Periode des Schwankens ein. Napoleon schreitet nicht zur vollständigen Ausführung jenes Planes. Während die tête des Heeres auf das rechte Elbufer übergeht, bleibt er mit den Reserven bei Düben stehen, und laßt Marmont sich wieder Leipzig nähern: Napoleon setzt einen Fuß über die Elbe, während er mit dem andern an der Mulde stehen bleibt. 3) Am 12. Abends ist der Plan: auf das rechte Elbufer überzugehen, vollständig aufgegeben. Die Beantwortung der Frage: ob der König von Neapel sich bei Leipzig halten kann, soll jetzt nicht mehr, wie beim Anfange der Bewegung gegen die Elbe, den Moment bestimmen, in welchem er mit der ganzen Armee auf das rechte Elbufer übergehen will, sondern

Digitized by Google

sie soll nur darüber entscheiden, ob er mit dem ganzen Heere eine concentrirte Stellung bei Leipzig oder eine ausgedehnte Stellung am rechten Ufer der Mulde nehmen wird. — Also bis zum 11. Morgens unzwei elbaiter Entschluß Napoleons, auf das rechte Elbufer überzugehen; am 12. Abends Manifestation der Ausführung dieses Plans. — Die zwischen beiden Momenten liegenden Tage, der 11. und 12. Oktober, bilden also den kritischen Zeitpunkt, in welchem Napoleon, während seines viertägigen Aufenthalts zu Düben, nach dem Zeugnisse Derer, die sich in seiner unmittelbaren Umgebung befanden, zwischen zwei Planen, zwischen dem, das ganze Heer auf das rechte Elbufer zu führen, und dem, daßelbe bei Leipzig zu concentriren, schwankte. — Daß Napoleon in jenem Zeitmomente, als sich die Wolken des Ungewitters, dessen Entladung bald eine Katastrophe herbeiführen sollte, zusammenzogen, sich wirklich in einem Zustande der Unbewußtheit und des Schwankens, hinsichtlich des von ihm zu fassenden Entschlusses befand, dazu bedarf es freilich gar nicht des Zeugnisses der Augenzeugen, die Napoleons äußeres, jenes Schwanken beurkundende Verhalten, beobachtet haben. Daßelbe ergibt sich schon genügend aus der Zusammenstellung der ganzen Lage der Dinge, aus dem, was Napoleon in jenem Zeitmomente sagte, aus dem, was er that, vor Allem aber aus dem, was er nicht that. Dennoch wollen wir hier, des lebhaften Interesse wegen, welches das ganze Verhalten eines großen Mannes in einem kritischen, eine Katastrophe herbeiführenden Momente natürlich erregen muß, die Mittheilungen jener Augenzeugen hier einschalten. — Fain, nachdem er die vermeintlichen Vortheile der von Napoleon eingeleiteten Operation auf das rechte Ufer der Elbe hergezählt hat, sagt: Inzwischen wird von den Umgebungen des Kaisers der Marsch Reynier's und Bertrand's über die Elbe, als eine ziemlich nutzlose militärische Demonstration betrachtet. Man glaubt, nicht früh genug nach Leipzig kommen zu können, und faßt Alle sind gencigt, dasjenige als eitles Schreckbild zu tadeln, was die sehnlichst gewünschte Vereinigung aller Heerabtheilungen auf der Straße nach Mainz verzögern muß. Wie groß ist das Erstaunen, als man erfährt, daß der Marsch dieser vordersten Colonnen nur der Anfang einer großen Bewegung gegen Berlin ist, daß der Plan, in dessen Ausführung man begriffen ist, ganz das Gegentheil bildet von dem, welchen man geträumt hat; daß, weit entfernt nach Leipzig zu marschiren, der Kaiser die dort befindliche Heerabtheilung zu sich berufen will; daß er, nur um ihre Ankunft zu erwarten, zu Düben verweilt, und daß endlich Magdeburg das Centrum der ferneren Operationen werden soll. Sagen wir immerhin die Wahrheit: dieses kühne Projekt findet nur Tadler. Die Mehrzahl der Chefs, welche schon schmollte, nimmt keinen Anstand mehr, ihre Mißbilligung laut zu äußern, und der Kaiser sieht mit Erstaunen, daß der Eifer so vieler, während einer, nur durch glückliche Erfolge bezeichneten Laufbahn, gänzlich ergebener Manner, bei den Wechselfällen zu lange andauernden Mißgeschicks nicht die Probe halt. Das, was man hier fürchtet, und was fast offenen Aufstand erregt (ce qui met presque en révolte), ist die Aussicht, von Frankreich, vielleicht wahrend der Dauer eines ganzen Monates, getrennt zu seyn.

Die Erzahlung Caulaincourts stimmt ganz damit überein: Man erfuhr endlich, daß man auf Berlin und nicht auf Leipzig marschiren werde. Sobald man die Absicht des Kaisers erfahren, brach man fast allgemein in ein lautes Gemurr aus. Der blindeste Gehorsam hatte plötzlich dem Murrnhr Platz gemacht. Soll denn eine neue Schilderhebung in Preußen wieder beginnen? Die Armee nach Berlin hinzuschleppen? Hat denn diese noch nicht genug Verluste gehabt? Soll das denn nie ein Ende nehmen? Der Kaiser zog sich in sein Cabinet zurück. — Mehrmals erschien ich den Tag über an der Thür seiner Stube; er hatte sich allein eingeschlossen, seinem Nachdenken sich überlassend und sich mit Nichts beschaftigend. Unruhig, ihn in diesem Zustande, der so sehr seinen sonstigen Gewohnheiten zuwider war, zu wissen, ließ ich mich des Abends anmelden. Er antwortete nicht. Ich erwartete in dem, an sein Cabinet anstoßenden Salon seine Befehle. Das Wetter war trübe und kalt; mit Heftigkeit wehte der Wind, stürmte schnaubend gegen die weiten Gemächer des Dübener Schlosses an und machte deren alte, mit Blei überladene Scheiben erklingen. Alles in diesem jammerlichen Aufenthaltsorte stimmte schwermüthig und unheimlich. Oede herrschte um den Kaiser her. Jeder Eingelne hatte sich vom Bande des Gehorsams losgesagt. — Der Herr hatte gelagt, ich werde überlegen, und der Aufruhr, in stolzer und verachtlicher Haltung, nahm sich, nachdem er einmal sein Ultimatum gegeben, gar nicht mehr die Mühe, seine Gleichgültigkeit über das etwaige Veto, das ihm der Herrscher entgegenstellen konnte, zu verbehlen. — Der Abend rückt vor. Immer daßelbe Schweigen im Cabinet des Kaisers. Endlich ließ er mich ein. Er lag auf einem Sopha. Neben ihm stand ein kleiner Tisch, bedeckt mit Karten und Papieren, die er nicht ansah, seine fixeren und matten Augen hafteten nirgends; ein sardonischer Zug um den Mund verrieth die Bitterkeit seiner Gedanken. Seine krampfhaft sich bewegenden Hände nahmen aufs Geradewohl, was sich in seinem Bereich befand und warfen es wieder fort. Seine ganze Haltung verrieth jene concentrirte Qual."

„Man vergleiche mit dem Wesentlichen dieser Mittheilungen Napoleons eigene, spatere auf St. Helena ausgesprochene Aeußerungen. Er sagt, indem er von dieser Epoche spricht: „Die meisten wurden von Erschlaffung und

Digitized by Google

Entmuthigung befallen; meine Unterbefehlshaber wurden übler Laune, unbedolfen und folglich unglücklich! Das Wahre an der Sache iſt, daß im Allgemeinen die Generale erſten Ranges nach nichts als nach Ruhe verlangten, und ſie gerne um jeden Preis erkauft hatten. Und in Beziehung auf ſich ſelbſt ſagte Napoleon: Der an ſeinem Glücksſtern Verzweifelnde (l'homme découragé) bleibt unentſchloſſen, weil er nur ſchlimme Auswege vor ſich ſieht; und das Schlimmſte in den großen Angelegenheiten iſt die Unentſchloſſenheit." (Las Cases.) — Faſſen wir die oben berichteten Thatſachen und das Weſentliche der vorſtehenden Mittheilungen zuſammen, ſo ergibt ſich als unläugbares Reſultat, daß Napoleon in eben dem Zeitmomente, als die Pläne ſeiner Feinde ſich ihrer endlichen Vollführung naheten, unentſchloſſen, zwiſchen den von ihm zu ergreifenden Plänen ſchwankend, zögernd und in gänzlicher Unthätigkeit, Tage verſtreichen ließ, wo nach der Lage der Dinge, kaum Augenblicke verloren werden durften, um das Mißgeſchick der ſich jetzt entwickelnden Kataſtrophe zu vermeiden."

Indem ſich Napoleon von Düben nach Leipzig zurückzog und den Angriff auf Berlin aufgab, hoffte er noch die große Armee unter Schwarzenberg zu überraſchen, ehe ſie ſich mit Blüchers Armee vereinigt haben konnte, und griff ſie am 16. an; allein es war ſchon zu ſpät. Sie kam ihm zuvor, indem ſie ihn ſelbſt angriff und Blücher war ſchon zu nahe. Napoleon mußte von einer einſeitigen Offenſive zur allſeitigen Defenſive übergehen. Dieß Alles wird hier mit ungemeiner Schärfe auseinandergeſetzt.

In Bezug auf die Verfolgung des Feindes von Leipzig aus und insbeſondere auf die Schlacht von Hanau findet der Verf. ſehr vieles zu tadeln, zuerſt, daß man den Paß von Köſen nicht beſetzt hatte, ſodann, daß man den fliehenden Feind an der Unſtrut aufzuhalten verſäumte, endlich, daß Wrede zu lange in Würzburg verweilte, den Paß bei Wertheim nicht beſetzte und 10,000 Mann, die er nutzlos nach Frankfurt geſchickt hatte, in der Schlacht bei Hanau entbehrte ꝛc. Indeß iſt es ein echt deutſcher Charakterzug, daß das Glück unvorſichtig macht. Die Franzoſen wußten ihre Siege immer zu benutzen, während die Deutſchen mit einem ganz eigenthümlichen Phlegma in der Freude des Siegs die Vortheile des Siegs wieder aufgaben. Dieß hat ſich noch weit mehr bei den Friedensſchlüſſen offenbart, welche die Franzoſen, ſo oft ſie ſiegten, immer aufs ergiebigſte auszubeuten, während Deutſchland, wie Blücher ſelbſt ſagte, durch die Federn wieder verlor, was die Schwerter erkämpft. In der That, die Fehler, welche nach der Schlacht bei Leipzig von den Verfolgern Napoleons begangen wurden, ſind eine wahre Kleinigkeit gegen die Verſäumniſſe der deutſchen Diplomaten beim erſten und zweiten Pariſer Frieden.

Indiſche Literatur.

Bruchſtücke aus Walmikis Ramajana, überſetzt von Adolf Holtzmann. Karlsruhe, G. Holtzmann, 1841.

Herr Holtzmann geſellt ſich den achtbaren deutſchen Gelehrten zu, welche nicht nur das Studium der Sanſcritſprache und der Kritik indiſcher Alterthümer treiben, ſondern auch zugleich durch Ueberſetzungen das deutſche Publikum in einem weitern Umfang mit den Schätzen indiſcher Poeſie bekannt machen. Das Verdienſt ſolcher Ueberſetzungen aus einer Sprache, die gewiß immer nur Wenige erlernen können und werden, iſt um ſo größer, als die gebildete Welt dadurch in den Stand geſetzt wird, wenigſtens einigermaßen von der Einſeitigkeit derjenigen Gelehrten unabhängig zu werden, welche die Kenntniß einer fremden Sprache nur als ihr Monopol ausbeuten und der Welt davon nur gerade das zukommen laſſen, was ihnen zur Unterſtützung irgend einer diktatoriſchen Behauptung dient.

Das hier vorliegende Bruchſtück aus dem Ramajana enthält nur die Einleitung zur Heroengeſchichte des Rama. Es wird darin nur ſeine Verbannung in die Wälder motivirt, nicht aber dieſe Verbannung ſelbſt und was Rama darin Großes ſchildert. Allein dieſes Bruchſtück iſt trotz ſeiner engen Beſchränkung voll Poeſie, voll der meiſterhafteſten Charakteriſtik.

Der alte König Dasarath erklärt, er ſey nunmehr unter dem Schatten des gelben Sonnenſchirms (des königlichen Zeichens) alt und welk geworden und wolle ſeinen Sohn Rama zur königlichen Würde erheben. Alles ſtimmt damit freudig überein, denn Rama iſt ſeiner Tugenden wegen Aller Liebling. Nur eine däßliche buckliche Sklavin, Manthara, wirkt als das böſe Princip dem Wohl Aller entgegen. Als Dienerin der Keikeji, einer zweiten Gemahlin des Königs, ſucht ſie den Neid derſelben aufzuregen, weil nicht ihr Sohn Farata, ſondern Rama, der Sohn ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin Karuſa ja König werden ſoll. Keikeji bleibt anfangs ganz unbefangen und ſagt, Rama habe ihr immer Acht ung bewieſen, wie ſeiner eignen Mutter, und ihm gebühre die Krone wohl. Aber die Bucklige läßt ſich nicht irre machen und ſagt nun, Keikeji wiſſe nicht, was ſie thue, wenn ſie ſich Ramas Thronbeſteigung gefallen laſſe, denn Kauſalia und Rama würden dann auf ihr und Faratas Verderben ſinnen. Erſt dieſe Furcht vor der Nebenbuhlerin bewegt Keikeji, die Rathſchläge der böſen Sklavin zu befolgen. Sehr originell iſt die Art, wie die ſchöne Herrin nun ihrer häßlichen Dienerin ſchmeichelt. Wir wollen ihre liebkoſenden Reden als Proben echt indiſcher Poeſie hier anführen:

Im weißen Kleide, Manthara,
biſt du ſo niedlich als ein Storch.

Digitized by Google

Die tausendfachen Listen des
Asurenkönigs Sambara
sind in dein Herz jetzt eingekehrt
und viele andre noch dazu.
Wie bösisch steht dir dein Hödergesicht,
und gleich dem Bucket eines Stiers;
darinnen wohnen Witz und List
und schlaue Ränke ohne Zahl.
Mit einer goldnen Krone will
bekränzen ich dein Bäckelchen,
wann Farata geweihet ist
und Rama in der Wittnis wohnt.
Ja, wann zum Ziel ich bin gelangt,
dann will ich deinen Höcker ganz
mit Gold verdecken, dein Gesicht
bemale ich aufs schönste dir ꝛc.

Auf den Rath der Sklavin beginnt sich Keikesi zum alten König und lockt ihm das Versprechen ab, ihr zwei Bitten zu erfüllen. Nachdem er es gegeben, verlangt sie erstens, daß statt Ramas ihr Sohn Farata König werde, und zweitens, daß Rama in den Wald verbannt werde. Der alte König hat einmal sein Wort gegeben und muß es halten, so schwer ihm auch dieses Opfer wird. Rama selbst benimmt sich dabei höchst edel und sucht es seinem Vater auszureden, daß Keikesi aus Bosheit handle. Er schreibt alles dem unvermeidlichen Schicksal zu. Seine schöne Gattin Sita läßt sich nicht abhalten, ihm zu folgen. Auch viele andere Treue folgen ihm in den Wald, sehr unzufrieden über den Wechsel der Dinge. Sehr schön ist der Abschied geschildert:

So lange noch des Scheidenden
Gestalt im Staube sichtbar war,
so lange zog Dasaratha
von Rama nicht die Augen ab.
So lange er den theuern Sohn,
den edeln, pflichtgetreuen sah,
so lange stand der König noch
am Boden unbeweglich fest.
Als aber in der Ferne nun
die letzte Staubeswolke schwand,
da sank er auch zusammen und
fiel auf der Erde bloßen Grund.
Ihm beigesellen nahte sich
Kausalja seiner rechten Hand,
zur linken Seite aber war
Keikesi schnell herbei geeilt.
Der König aber, da er sie
erblickte, rief im Zorne aus:
Keikesi, rühre meine Hand,
du Schlimmgeartete, nicht an!
Nicht vor die Augen komme mir,
du bist mein Weib nicht, bist mir fremd,
und wer dir angehörig ist,
Den geh' ich nichts, er mich nichts an.
Die du selbstsüchtig deiner Pflicht
vergassest, dein vergess' ich auch.
Daß ich die Hand dir gab und dich
mir feierlich vermählte einst,
das alles widerrufe ich
für diese und für jene Welt.
Und wenn Farat zufrieden ist
und dieses Reiches Thron besteigt,
so nehme ich als Seliger
von ihm rein Todtenopfer an.
So sprach der König zornbewegt;
mit Schlangen sprach er weiter dann:
Das ist des Wagens Räderspur,
Der meinen Sohn von hinnen trägt,
der Rosse Hufschlag, die ihn zieh'n;
ihn selbst erblicke ich nicht mehr.
Zu Rama's Mutter führet mich,
zur Wohnung der Kosalerin;
denn ungesund sonst wird dieses Herz
zu schlagen noch verweilend sehn.

Eben so schön ist das Gebet Sitas bei der Ueberfahrt über den Ganges. Sie bittet den heiligen Strom, ihren Geliebten und sie selbst sicher wieder zurückzutragen, wenn die Zeit ihrer Verbannung vorüber sey.

Der alte König gibt sich indeß bei der Kausalia dem bittersten Kummer hin über den verlornen Sohn und erzählt, wie er in früher Jugend einmal den Sohn eines frommen Büßers unvorsichtig auf der Jagd erschossen habe, und daß diese Sünde wahrscheinlich die Ursache seines jetzigen Unglücks sey. Und mitten unter diesen Klagen stirbt der König.

Hiermit ist das Bruchstück geschlossen. Herr Holtzmann hat gleichzeitig auch ein Bruchstück aus dem großen Gedicht Mahabharata herausgegeben, Indravidschaja (Karlsruhe, Holtzmann, 1841), aber das Original in der Sanskritsprache selbst ohne Uebertragung ins Deutsche. Und ferner eine kleine Broschüre über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises (daselbst 1841), worin er hauptsächlich gegen A. W. von Schlegel die Unzulänglichkeit aller Beweisführungen für den indischen Ursprung des Thierkreises nachweist. Es wird bestätigt, was schon Letronne behauptete, daß die Inder den Thierkreis erst von den Griechen in der alexandrinischen Zeit erhalten haben. Doch wird mit Recht bemerkt, daß hieraus keineswegs folge, die Inder hätten auch ihre übrige Bildung erst von den Griechen und in einer späteren Zeit empfangen. Vielmehr sey es gerade einem so alten und geistreichen Kulturvolk wie den Indern angemessen gewesen, sich astronomische Kenntnisse, die sie noch nicht hatten, von einem andern Volke, sobald sie davon wußten, anzueignen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. Februar 1842.

Länder- und Völkerkunde.

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Dr. K. A. Mayer. Zweiter Band. Mit einem Plane von der Umgegend Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, Schulze, 1842.

Der zweite Theil dieses interessanten Werkes ist fast noch reichhaltiger und anziehender als der erste, den wir früher in diesen Blättern empfohlen haben. Er handelt nämlich vorzugsweise vom neapolitanischen Volksleben und entwirft uns von demselben ein sehr umfassendes und lebendiges Gemälde.

Was der Verfasser zuerst über die Frömmigkeit des neapolitanischen Volks sagt, ist sehr wahr. Nordische Protestanten sind nur zu oft geneigt, über dem Kindischen dieser Südländer das Kindliche zu übersehen und da nur zu tadeln, wo sie vielmehr etwas Rührendes und Schönes anerkennen sollten. Das Volk ist sich in seiner naiven Sinnlichkeit immer gleich geblieben und hat sich den trostreichen Kinderglauben nie rauben lassen; durch Freigeisterei sind nur die höhern Klassen angesteckt worden, aber seit der Restauration hat der Mönchsgeist wieder große Fortschritte gemacht. Herr Mayer schildert die malerischen Gestalten der Geistlichen und Mönche, die uns bei jedem Schritt in Neapel begegnen, sehr lebhaft. Doch macht er auch auf die Gegensätze aufmerksam, die sich unter ihnen finden: „Die Welt- und Klostergeistlichen leben nicht auf dem besten Fuße mit einander; Jene beneiden Diese um ihre Muße, Diese Jene um Freiheit, Ehre vor der Welt und andere Güter. Die Orden, religioni, der Klostergeistlichkeit bilden wieder Parteien — man könnte fast sagen Sekten — unter sich, die in drei Hauptabtheilungen: Monaci, Frati und Berrettanti zerfallen. Zu den Monaci, d. i. Mönchen, gehören die Benediktiner in allen Verzweigungen, welche den Adel unter den Mönchen repräsentiren, während die Frati, d. i. Brüder, das Volk darstellen. Die Frati oder Predigermönche sind entweder solche, die nicht betteln, als Carmeliter, Camaldulenser, Dominikaner, Augustiner- und Franziskaner-Conventualen, oder sie sind Bettelmönche, die durch Gaben, welche sie von Haus zu Haus sammeln, ihr Kloster erhalten, als Augustiner, Franziskaner und Kapuziner. Die Kapuziner gehen meist aus dem niedern Volke hervor. Die Berrettanten, d. i. Mützenträger, sind im Allgemeinen die kenntnißreichsten Mönche. Zu ihnen gehören die Piaristen, die aufgeklärtesten Klostergeistlichen, welche deßhalb von den andern Orden verfolgt werden; ferner die Jesuiten, die als geschickte Diplomaten den größten Einfluß auf das gebildete Publikum ausüben, aber auch viel gehaßt werden; endlich auch die Theatiner. Die Berrettanten, besonders die Jesuiten, haben ein feines Aussehen; sie sind oft bleich und mager, während die Bettelmönche, die viel unter freiem Himmel leben, pralle rothe Backen zur Schau tragen, und von Gesundheit strotzen. Die Monaci erscheinen dagegen blaßgelb und sehr beleibt; denn sie genießen Nahrung und Schlaf in sehr reichlichem Maaße, ohne sich viel Bewegung zu machen. Als Physiolog würde man daher die Mönche nicht in Berrettanten, Frati und Monaci eintheilen, sondern in Magere, Feiste und Schwammige. Die beiden Letztern heißen beim Volke — wie sie Dir selbst naiv erzählen — porci del Signor Iddio. Für die Bettelmönche, welche in ihrer groben, schmutzigen Kutte den größten Gegensatz zu den glatten, reinen Jesuiten bilden, ist dieser Ausdruck besonders bezeichnend. Viele Mönche, hauptsächlich alte, gewähren einen schönen Anblick; die Kutte, der Bart — die Kapuziner tragen ihn spitz, die Camaldulenser zweigezackt — das Sammtkäppchen oder die bloße Scheitel und die Sandalen an den nackten Füßen sind von malerischer Wirkung.“ S. 27.

Neapel zählt nicht weniger als eintausend Nonnen.

Digitized by Google

Aber der Verfaſſer rühmt ſehr den Geiſt, der in ihren Klöſtern vorwalte und der ganz dem zu entſprechen ſcheint, wozu urſprünglich die Klöſter gegründet wurden. Vielleicht findet ſich eine ähnliche Ergebung in das Nonnenleben nirgends ſonſt wo, als unter den einfachen Naturkindern des Südens, die von Kindheit auf ſorgfältig vor jedem ſtörenden Eingriff in ihren Frieden verwahrt werden. Gewiß iſt das nachfolgende Bild ſehr anſprechend: „Männern iſt der Eintritt in Nonnenklöſter ſtreng unterſagt, und ich kann es als ein ſeltenes Glück anſehen, daß es mir dennoch einmal vergönnt war. Die Königin Mutter ſtattete nämlich gerade zur Zeit, da ich mich in Sorrent aufhielt, einen Beſuch bei den dortigen Camaldulenſerinnen ab, weßhalb das Kloſter an dieſem Tage dem Publikum offen ſtand. Es wurde in der Kirche ein Hochamt gehalten, wobei die Nonnen auf dem Chore hinter dem gewöhnlichen hölzernen Gitter ſangen; dann verſammelten ſich alle Schweſtern, in die weißen, keuſchen Gewänder ihres Ordens gehüllt, mit der Aebtiſſin in einem Saale zum Empfang der Königin. Hier hatte jeder Anſtändiggekleidete Zutritt, und konnte die Himmelsbräute nach Muße beſchauen. Die armen Jungfrauen, von denen viele ſo manches Jahr keinen Bart geſehen hatten, ſchlugen in größter Befangenheit die Augen vor dem dreiſten Blick der Männer nieder; ja zwei von Alter ganz zuſammengeſchrumpfte Schweſtern, von denen die eine achtzig, die andere fünf und neunzig Jahre zählte, waren ſichtbar in voller Verzweiflung. Denn es wogte eine neugierige Menge ſchwatzend und lachend hin und her; in die ſonſt ſo ſtillen Räume ſetzte ſie den unheiligen Fuß, und durchſtöberte nicht allein die Säle, ſondern auch die kleinlichen, reinlichen Zellen. Solchen Greuel hatten ſie nicht mehr zu erleben gedacht, ſie, die vielleicht ſechzig Jahre lang ihre ſtrenge Ordensregel befolgt, ſechzig Jahre lang die größte Enthaltſamkeit in allen Dingen, beſonders aber Einſamkeit und Stillſchweigen geübt hatten. Das Kloſter zählte ſechzehn Nonnen und zehn Novizen, die ſämmtlich vorgeſtellt wurden. Man reichte der Königin, mehreren Freunden des Kloſters aus Sorrent und mir, der durch einen ſolchen eingeführt war, allerlei Zuckerwerk und Eingemachtes, das von den Händen der heiligen Jungfrau bereitet war, und ordentlich erbaulich ſchmeckte. Zwei Töchter des Sorrentiners, mit dem ich gekommen, Mädchen von etwa vierzehn und ſechzehn Jahren, befanden ſich ſeit acht Jahren unter den Novizen des Kloſters, um daſelbſt erzogen zu werden. Sie hatten den Vater lange nicht geſehen, begrüßten ihn aber wie einen Fremden. Man ſah, Alles, was außer ihrem Kloſter lag, hatte keinen Reiz' mehr für ſie. Ich war überraſcht von ihrer ſchon völlig entwickelten Schönheit, die trotz der klöſterlichen Verhüllung, welche die reizenden Formen des Frauenkörpers ganz verſteckt, und weder Hals noch Haar ſichtbar werden läßt, ſiegend hervorbrach. Der Vater war ſo gütig, mich ihnen vorzuſtellen; ich fragte ſie, ob ſie wohl bald wieder in das väterliche Haus zurückkehren würden, worauf ſie lächelnd eine verneinende Bewegung machten. Später ſagte mir der Sorrentiner: ſeine Töchter ſeyen im Kloſter glücklich; ob ſie es blieben, wenn ſie in die Welt zurückkehrten, wogegen ſie eine große Abneigung zeigten, ſey ſehr ungewiß. Er beabſichtige daher, wenigſtens Maria, die jüngere und ernſtere, dem Himmel, der ſie verlange, zu weihen, obgleich die Mädchen ſeine einzigen Kinder ſeyen. Dieſe Maria hatte ein ſchmales, völlig griechiſches Geſicht, mit dem Roſenhauche der friſcheſten Jugend übergoſſen, und dazu eine volle, ſchlanke Geſtalt, als wäre ſie eben von dem Poſtament einer Hebe herabgeſtiegen. Ich verließ das Kloſter wie ein Träumender, und konnte dieß Mädchen nicht aus dem Sinne bringen. In den Camaldulenſer-Klöſtern hat jede Nonne ein abgezäuntes Gärtchen, das ſie baut; auch Maria war ein kleines Beet eingeräumt worden, zu dem uns der Vater führte. Ich bewahre noch eine Blume von da. — Maria hat ſeitdem den Schleier genommen. Eine der ſtrengſten Regeln haben die Eremite, Einſiedlerinnen, eine Art Nonnen, die, einmal in ihre Zelle eingetrten, auf ewig von allem Lebendigen geſchieden ſind. Solche Eremite bewohnen eine beſondere Abtheilung des Kloſters Santa Concezione di Suor Orſola im Quartier Monte Calvario. Die Nonnen eines Theatinerkloſter, das ſich ebenfalls in Neapel befindet, haben in neuerer Zeit eine mildere, menſchlichere Regel erhalten. Früher mußten ſie, ſobald einmal die Kloſterpforte hinter ihnen geſchloſſen war, auch das letzte Band, das ſie mit der Welt und den Ihren verknüpfte, zerreißen. Kein Geſchenk, kein Brief, kein Wort der Liebe, nicht einmal ein Gruß, wie ihn Fremde ſich bieten, gelangte mehr zu ihnen. War einer der Schweſtern der Vater geſtorben, ſo rief die Aebtiſſin alle zuſammen und ſagte bloß: Ein Vater iſt todt. Betet für ſeine Seele." S. 37.

Der Verfaſſer ſchildert ferner ſehr ausführlich die kirchlichen Feſte und eine Menge Sitten und Gebräuche des Volks, worin chriſtliche Erhabenheit mit heidniſchem Aberglauben ſeltſam und ganz dem kindiſch phantaſtiſchen Charakter dieſes Volks gemäß vermiſcht erſcheinen. Hier nur eine Scene zur Probe. „Am zweiten Weihnachtsfeiertage findet ein großes Feſt in Santa Maria di Carmine Statt. Es wird nämlich dem wunderbaren Crucifire, von dem ſchon im achtzehnten Briefe die Rede war, feierlich das Haupthaar geſchnitten. Eine ungeheure Menge Volks füllt dann die Kirche und den Platz vor derſelben, und die aufgeſtellten Soldaten vermögen kaum Ordnung zu erhalten, und den

Digitized by Google

durchschreitenden Magistratspersonen Raum zu schaffen. Unter dem Crucifixe, das am Schwibbogen der Kirche hangt, und das ganze Jahr über verhüllt ist, sieht man ein hohes Gerüst aufgeschlagen, wohin ein Gang aus der Mauer führt. Trommeln wirbeln. Unter militärischer Bedeckung treten die Magistratspersonen ein, und lassen sich auf festlich bekleideten Stühlen nieder. Das Hochamt beginnt; der goldbrokatene Priester am Hochaltar betet, kniet, neigt sich; die rothen Eborknaben schwingen die Rauchfässer; die Orgel ertönt. Ernst betreten die Geistlichen, welche den Christus scheeren sollen, die Bühne; Aller Augen haften an dem dunkelgrünen geheimnißvollen Vorhange. Jetzt geht er auf! Ein freudiges Ah! begrüßt den geschorenen Christus, der noch immer sein Haupt neigt, weil vor vierhundert Jahren eine spanische Kugel, durch die Kirche schlagend, an ihm vorüberflog, — und mit lauten Coviva verläßt die Menge das Gotteshaus." S. 121.

Wie im Leben, so spiegelt sich auch gleichsam noch im Tode der Leichtsinn des Volks. Man höre die Schilderung der unterirdischen Grabhöhlen und der kindischen Gleichgültigkeit im Volk gegen das Grausenhafte derselben. „Manche Vornehme und Reiche besitzen in den Kirchen eigene Kapellen mit Grabgewölben, wo sie dann ihre Todten in Särgen bestatten; außerdem gibt es auch noch in vielen Kirchen einen unterirdischen Raum, terra santa genannt, wo Todte in Erde begraben werden. Diese mit Brettern eingehegte Erde, welche nur vier Fuß hoch liegt, heißt giardinetto, d. i. Gärtchen, und in der That hat sie das Ansehen von Gartenbeeten. Die Todten trocknen darin in sechs, acht Monaten ein, werden dann herausgenommen und in standesgemäßer Kleidung in Glaskasten die Wände entlang ausgesetzt. An solchen Orten findet auf Aller Heiligen und Aller Seelen eine feierliche Todtenausstellung bei festlicher Beleuchtung Statt. An den Wachen vorbei drängt sich die Menge die schmalen Treppen auf und ab, und ergeht sich neugierig in der schwarz ausgeschlagenen, von Moderduft erfüllten Kapelle. Einige Todte, die Du hier siehst, sind altväterisch reich gekleidet; andere tragen die Flitter der neusten Mode. Aus goldverbrämtem Kleide grinzt der Schädel eines Kammerherrn. Ein schnurrbärtiger General liegt in voller Uniform, mit Handschuhen, Stiefeln und Sporen ausgestattet. Ein Advokat erscheint in schwarzem Talar mit weißen Bäffchen; nur fehlen Arme und Füße. Ein Geistlicher, der in festlicher Tracht mit gefalteten Händen ruht, ist noch ganz frisch wie von gestern, obgleich er nach dem überall beigelegten Zettel, der Namen, Stand, Alter und Todesjahr angibt, schon sieben Jahre lang hier unten weilt. Eine Braut ist weiß gekleidet und reich geschmückt, als sollte sie jetzt nach der Kirche gehen; aber ihr scheußlich entstelltes Angesicht wird keinen Bräutigam mehr locken. Den Körper zweier Kinder hat man zu einem Leibe zusammen geschnürt, so daß an jedem Ende ein kleiner Todtenkopf in reicher Spitzenhaube erscheint. Ueberhaupt sind viele Leichen sonderbar zusammengeschoben, so daß oft der Kopf viel zu groß gegen den schmalen kurzen Leib erscheint. — Das Volk beschaut diese widrigen Gestalten mit lebhafter Freude. Sie sind glücklich, wenn ein Verwandter noch ein gutes Aussehen hat. „Mein Mann ist noch so frisch, sagt ein Weib scherzend, daß er morgen könnte freien gehen." — Auf Aller Seelen ist der alte Campo santo dem Volke geöffnet, und in der Kapelle wird Gottesdienst gehalten. Viele finden sich dann aus Neugierde ein, Viele aber auch, um für ihre hier bestatteten Verwandten zu beten. Da sie nicht wissen können, welches Gewölbe deren Gebeine birgt, schreiten sie unbedeckten Hauptes mit gefalteten Händen über alle Schlußsteine; Einige sieht man auch vor den Bildern an der Mauer knieen. Sodann gehen sie, wie Galanti selbst erzählt, aufs Land, und zechen und schmausen dort „zur Erleichterung der Seelen im Fegefeuer." — In den Straßen, die nach dem Campo santo führen, hält man an dem genannten Festtage legno santo, nämlich Zweige mit eßbaren, mir unbekannten Beeren feil. Die Conditors verkaufen dann kleine Todtenköpfe und Gerippe aus Zucker für Kinder, die sich sehr auf diesen Tag freuen. Bisweilen backen sie sogar Todtenköpfe in natürlicher Größe. Ueberall sieht man Knaben mit Taschen, auf welche Todtenköpfe gemalt sind; Bekannte stecken ihnen Geld zum Naschen hinein. Arme Jungen betteln mit solchen Täschchen, indem sie: I morti! i morti! rufen." S. 127.

Unter den weltlichen Lustbarkeiten der Neapolitaner stehen die Theater oben an. Herr Mayer gibt eine sehr gute Charakteristik der neapolitanischen Bühnen, besonders der komischen, die so einzig in ihrer Art ist. Von der Hauptfigur derselben erhalten wir folgende treffliche Schilderung: „Unter den stehenden Figuren dieser Bühne nimmt Pulcinella, dessen Rolle den geschicktesten Komiker fordert, die erste Stelle ein. Er ist interessant genug, um längere Zeit bei ihm zu verweilen. Die Geschichte Pulcinellas oder Polcinellas ist angeblich folgende: Vor noch nicht hundert Jahren erschien um die Weinlese in dem nahen Städtchen Acerra eine Truppe Schauspieler vor dem Landvolk, das, witzig von Natur und aufgeregt von Wein, sie mit Scherzen und Spöttereien überschüttete. So tapfern Widerstand die Schauspieler auch leisteten, so fanden sie doch in dem Bauer Puccio d' Aniello einen zu starken Gegner. Dieser, der nur einer Laune der Natur seinen Ursprung zu verdanken schien, denn er hatte vorn und hinten einen Höcker, war zum Ersatze reichlich mit Geist versehen worden,

Digitized by Google

und führte so komische und zugleich so beißende Reden, daß die Gegner eine vollkommene Niederlage erlitten. Als sich ihr Zorn gelegt hatte, beschlossen sie auf den Rath des Klügsten unter ihnen, den drolligen Gesellen mit in die Truppe zu ziehen. Wirklich betrat er auch im weiten Hemde und in weiter Hose, der dortigen Landestracht, die Bretter, und ward bald der Liebling des Volkes. Als Puccio d' Aniello oder Pucinella ausgelacht und ausgelebt hatte, beschloß man, dieser Träger köstlichen Humors solle unsterblich seyn. Damit aber seine Nachfolger ihm gleich wären, mußten sie eine Halbmaske mit dicker gebogener Nase, wie er eine hatte, und weite, weiße Kleider tragen; die zwei Buckel aber wurden — wenigstens in Neapel — nicht festgehalten. Und so lebt er denn fort in der Volkskomödie, im Puppenspiel, in dem umherwandernden Puppenkasten, verhundert-, ja vertausendfacht; und wer Neapel seinen Pulcinell nimmt, der reißt ihm das Herz aus der Brust. Andere leiten Pulcinella von porcinello, Schweinchen, oder, wegen der Vogelnase, von pulcino, Hühnchen, ab; oder sie sagen: ein lustiger Bauer, der nach seinem Tode von den Marionettenspielern zur stehenden Person gebraucht worden sey, habe den Beinamen Pulcinella geführt, wegen der Hühnchen, die er auf den Markt gebracht. — Alterthumskundige behaupten dagegen: Pulcinellas Ursprung verliere sich in die Zeit der ersten Anfänge römischer Schauspielkunst, als in dem benachbarten Aversa, dem damaligen Atella, Possenspiele, Atellanen genannt, entstanden. Sie berufen sich dabei auf eine antike Bronzefigur mit zwei Höckern und auf pompejanische Wandgemälde, die Pulcinella ähneln. — Galanti murrt über den Pulcinella der Bühne. „Er ist, sagt er, eine Caricatur des gemeinen Neapolitaners, und zeigt dessen Charakter in falscher, übertriebener Weise." Ich möchte lieber sagen: Pulcinella ist die Quintessenz des gemeinen Neapolitaners, er ist der concentrirte Philister aus der Altstadt. Dieser tölpische, listige, witzige, gutmüthige, leichtsinnige, neugierige, verliebte, lustige, furchtsame, naseweise, gefräßige, durchaus materielle Bursche ist ganz und gar das Conterfei des großen Naturkindes, wie es hier träge unter der Thür steht und im Kaffeehause sitzt, die Zeit mit Späßen tödtend. Ohne Zweifel entspringt der Beifall, den Pulcinella hier erntet, großentheils aus dem Gefühle der Verwandtschaft mit ihm. — Seiner Thaten auf den Brettern sind so viele als Sterne am Himmel. Bald ist er Philosoph, der den Mund nicht öffnet, ohne eine Dummheit zu sagen; bald ein Narr, der, wie Don Quichote, von Weisheit sprudelt. Heut erscheint er als ungeschickter, naschhafter, spitzbübischer Bediente, der die Suppe hinwirft, im Winkel die Flasche ansetzt, und die Ausgaben für seinen Herrn doppelt hoch ansetzt; bald ein vornehmer Herr, den seine Leute um die Wette bestunkern. Oder er geht als Junggeselle lüstern um fremde Weiber herum, bekommt aber nichts als Schläge; oder er ist in ein Mädchen verliebt, das ihm, da er schon Hochzeit zu machen glaubt, weggekapert wird; oder er ist Ehemann und kriegt Hörner. Immer kommt er Andern in die Quere oder Andere ihm; immer wird er geneckt, gequält, geprügelt, ja bisweilen sieht er sich unschuldig mit dem Tode bedroht. Lassen ihn die Menschen in Frieden, so foppt ihn der Zufall, und führt ihn auf die ergötzlichste Weise an der Nase herum. Und das Alles entlockt ihm die merkwürdigsten propositi, spropositi und Betrachtungen. — Das Kostüm Pulcinellas in den Volks- und Puppentheatern besteht aus einem weißwollenen Oberkleide oder Hemde mit weiten Aermeln, das über den tiefen Gürtel heraushängt. Weiß ist auch die spitze Filzmütze, womit er, wie er sagt, sein Horn versteckt, und die weite Hose. Der fette Hals ist höchstens mit leichter Krause bekleidet; an den Füßen hat er Pantoffeln. Ein schwarze Halbmaske mit krummer Nase bedeckt den obern Theil des Gesichts. Diese Maske legt er nur in den Fasten ab, weil er sonst nicht auftreten dürfte; ja sogar die Pulcinelle im Marionettentheater und die gemalten auf den Tapeten vor San Carlino und Sebeto erscheinen dann unvermummt. Pulcinella geht mit etwas gekrümmten Beinen; Haltung, Gang und Bewegungen haben etwas Weiches, eigenthümlich Tappisches. Die Stimme ist kreischend, wie die des neapolitanischen Volkes, und Beides, Organ und Nase, erinnern an Papageie." S. 135.

Eben so werden die übrigen stehenden Masken hier charakterisirt und Vieles aus den Possenspielen der Neapolitaner mitgetheilt. Dann geht der Verfasser zu den Umgebungen Neapels über und beschreibt den Vesuv, Herkulanum und Pompeji, Salerno, Pästum, Amalfi und Castellamare, Sorrent und Capri, Ischia und Procida, Puzzuoli und Bajä ꝛc. Auch hier begegnen uns überall feine Beobachtungen, klare und gefällige Bilder. Gelegentlich muß auch der arme Nicolai in Berlin wieder unter dem Spott leiden, den er so wohl verdient hat.

Bilderbuch.

Das 19te Jahrhundert des Thierreichs. Bei Fr. Volckmar in Leipzig.

Politische und sociale Satiren im Gewande der Thierfabel und durch sehr gelungene Steindruckbilder illustrirt. Man kann diese Ständeversammlungen, Gerichtsscenen, Familienscenen ꝛc. der Thiere nicht ohne Lachen sehen. Das Chamäleon als Redner, der Hahn als Stutzer, die zärtlichen Katzenpaare, der Pauperismus der Hasen- und Mäusefamilie, die Aerzte und Chirurgen am Sterbebette ꝛc. sind sehr gut ausgedacht und ausgeführt. Mehr davon, wenn uns der Schluß vorliegen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Februar 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Victor Strauß. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1841.

Eine Sammlung, welche zu dem Besten der neuern Zeit gehört. Der Dichter ist des Wohllauts Meister, wie wenige, im Ausdruck sanfter Gefühle äußerst glücklich und oft auch im Bilde, obgleich nicht die Phantasie bei ihm vorherrscht, sondern die Empfindung.

Den Anfang machen Erinnerungen an die Jugend, an die erste Liebe, an das edelste Glück, an die Freude. Hier eins der vielen Gedichte dieser Art, worin sich unverkennbar die Harmonie einer glücklichen Seele ausspricht:

Ein Baum steht einsam auf nacktem Hügel,
Geheimnißvoll wogt es und saust es darin.
Wie oft, ach, trug mich der Ahnung Flügel
Als Kind bald spielend bald ernst dahin.

Da saß ich und sah in die Fern', in die Ferne,
Und träumte verlangend des Lebens Traum;
Sanft barg sich die Sonne, es glimmten die Sterne,
Und wundersam rauschte der einsame Baum.

Es hallten die Donner, die Blitze verzischten,
Es stürmt' in den Zweigen der rasende Wind;
Die Wetter verzogen; im Laub', dem erfrischten,
Wie spielten und kosten die Lüfte so lind!

Ihn kränzte die Liebe mit rosigen Wangen,
Hier schlang sich der Freunde bewährter Verein; —
Die Wangen erblichen, der Kranz ist vergangen,
Die Freunde, sie deckt der bemoosete Stein.

Ergreift und wie müde nun kommt ich gezogen:
Ob ich träum', ob ich wache, was hab' ich's Gewinn?
O Traum des Lebens, wie bist du entflogen!
O Bilder des Traumes, wie flogt ihr dahin!

Eins der lebendigsten Jugendbilder gewährt das Lied, in welchem der Dichter sein Roß anredet:

Ueber Auen und Hügeln
Trägst du, trauter Genoß,
Mich wie schwebend auf Flügeln,
Silberglänzendes Roß.
Uns im Rücken die Klage,
Vor uns Lebensgewinn!
Trautes Rößlein, trage
Mich durch heitere Tage,
Trautes Rößlein, trage
Bald und sicher mich hin!

Strahlend über den Hügeln
Thut der Himmel sich auf;
Spornen mahnt' ich und zügeln
Brausend dort dich hinauf;
Doch ich weiß, ich erjage
Draußen goldern Gewinn.
Trautes Rößlein, trage ꝛc.

Wenn in Wettern der Sturm sich
Wie ein Adler wiegt,
Baum und Wald wie ein Wurm sich
Vor dem schnaubenden biegt,
Zu dem gastlichen Hage
Führst du treu mich dahin.
Trautes Rößlein, trage ꝛc.

Bald belächelt die Sonne
Heiter unseren Ritt,
Liebe, Lieder und Wonne
Fliegen über uns mit.
Und ich strebe und wage,
Und ich weiß, ich gewinn!
Trautes Rößlein, trage ꝛc.

Ein reines Leben spiegelt sich in diesen Gedichten, und die Freundschaft ist darin mit so vieler Wärme

Digitized by Google

repräsentirt, wie die Liebe, was gewiß zu den seltenen Erscheinungen gehört. Von Disharmonie und Lebenskämpfen ist nicht die Rede. Weich und voll strömt des Lebens Strom dem Dichter dahin. Nur einmal ruft er sich männlichen Trost im Schmerze zu:

Auf, thör'ger Sinn! vom Boden auf,
Den nächtlich deine Thränen netzten!
Du wendest nicht der Tage Lauf;
Sie heilen selbst, was sie verletzten;
Und Kraft bewahrt ein Mannesherz,
Die größer ist, als Zeit und Schmerz.

Auf, und bekämpfe deine Pein!
Nicht du trägst alles Leid der Erde.
Herb ist das Leben, muß es seyn,
Auf daß der Stahl gehärtet werde,
Der Stahl, der Berg und Fels durchdringt
Und edles Gold zum Lichte bringt.

Hier gilt nur Handeln oder Leiden,
Doch nur die That ist Seligkeit;
Du kannst nicht wählen unter Beiden:
Dir ruft die Welt, dir winkt die Zeit.
Erst wenn die ganze Kraft zerschellt,
Verlasse dich nicht, nur die Welt.

Daran reihen sich viele religiöse Lieder voll ernster Frömmigkeit, sogar auch einige polemische gegen den Rationalismus gerichtet, unter andern ein artiges Epigramm:

Wehre den Rationalisten mir nicht! Wer zeiget dir besser,
Welches erbärmliche Ding unsere Menschenvernunft?

Diese Scherze gehören einer schon vorübergegangenen Periode an. Jetzt hat das Christenthum schlimmere Feinde als es jene mattherzige Rationalisten waren. Deßhalb singt der Dichter in einem schönen Wächterliede:

Es will der Tag sich neigen,
Die ernste Nacht sich zeigen;
Die Feinde Christi steigen
An Zions Mauern auf.
Nun wachet, ihr Genossen,
Die sich um ihn geschlossen!
Zur Abwehr unverdrossen,
Du kleiner treuer Hauf! ꝛc.

Als Sinnbild dessen, was für den Deutschen die Kirche seyn soll, erkennt der Verfasser den Kölner Dom, der, geistig gefaßt, ein von keiner Confession erreichtes Ideal bleibt:

Wirst du vollendet nimmer
Dich spiegeln in dem Strom,
Du riesenhafte Trümmer,
Du grauer Kölner Dom?
Wird deiner Thürme Spitze
Noch immer nicht gebaun?
Wird sie vom Reich der Blitze
Nie auf uns niederschaun?

Ich klomm auf deinen Zinnen,
Sah deines Chores Pracht, —
Und schaute dich tief innen,
Als wär' dein Bau vollbracht:
O Wölbung, kühn geschlossen,
Wie schwebend in der Luft,
Geheimnißvoll durchflossen
Von heil'gem Weihrauchduft!

O Pfeiler, himmelragend,
Umspielt von farb'gem Licht,
Das Ungeheure tragend,
Als trüget ihr es nicht;
O Riesenblum', aus Klippen
Wie ein Gewand gewirkt,
Durchbrochne Felsenrippen
In Rosen ausgezirkt;

O Well', im Meer des Schönen
Emporgerauscht zum Herrn
Und wie von Donnertönen
Gebannt in Felsenkern!
Das ist kein ird'scher Meister,
Der solche Tempel denkt;
Das hat der Geist der Geister
In Menschenbrust gesenkt.

Ein Zion sollt' es werden,
Das jenem Zion gilt —
O Reich des Herrn auf Erden,
Das ist dein Ebenbild!
Nach tiefstem Plan ermessen
Und über Fels gebaut,
Doch von der Zeit vergessen
Und unvollführt ergraut.

Trüb schaut vom halben Thurme
Der alte Krahn daher,
Er schüttelt sich im Sturme,
Er zieht kein Werkstück mehr.
O lange wirst du mahnen
Herab auf Land und Strom;
Die Zeit der Eisenbahnen
Baut keinen Kölner Dom.

Digitized by Google

Uebrigens hat der Dichter gerade den Eisenbahnen einige seiner meisterhaftesten Dichtungen gewidmet, im Anhang von Balladen und Elegien. Wie es uns scheint, hat er den ausgezeichnetsten Beruf zur Elegie und seine Form ist von klassischer Vollendung:

Die Dampffahrt.

Unter des Bahnhofs Thor, wo die glänzende Reihe der Wagen
Schon in der Remisbahn harrt, eilt' ich mit freudigem Schritt.
Endlich entrann ich dem Plagen der unwegsamen Gebirge,
Bald auf eisernem Pfad gleit' ich im Fluge davon.
Vorn in der Bahn steht schon machtvoll arbeitend der schwarze
Zugdampfwagen; die Kraft sprühet er noch in die Luft.
Schwarzer und weißlicher Dampf wölkt auf, und Wagen nach Wagen
Klammert sich an ihn an, wie an den Weisel der Schwarm.
Sieh, dort laden sie Waaren hinauf. Jüngst brachte der Dampfzug
Ebendieselben herbei, die er verwandelt empfängt.
Stoff war's damals nur, noch bildlos, keines Gebrauches,
Wie es der Bergmann erst aus den Gebirgen gewann,
Wie es der Landmann erst von geduldigen Schafen geschoren,
Wie es der Wald ihm bot, wie es der Boden erzeugt;
Nun ist's nützlich Geräth, von dem fleißigen Bürger bereitet,
Wärmende Kleidung ist's, oder ein zierlicher Schmuck.
Aber das Glöckchen erklingt, an die Abfahrt mahnend, und ruft mir
Reisegenossen herbei — welch ein unendlicher Schwarm!
Dennoch faßt sie der Raum der geöffneten schimmernden Wagen,
Und der behagliche Sitz zeigt sich mir selbst noch bequem.
Nochmals Glockengeläut — und nun, erst leise sich regend,
Plötzlich in schwindelnder Flucht rasseln die Wagen davon.
Kaum der geschleuderte Stein fliegt eiliger, kaum die geschossne
Kugel geschwinder dahin, als die gewaltige Last.
Häuser und Gärten und Bäum' und Gefild', als stürzten sie stumschnell
Her, so erscheinen sie kaum, als sie vorübergeflohn.
Andere tauchen heran und andere; nur ein verwischtes
Bild von dem Nächsten erscheint vor der entsetzlichen Hast.
Dort an den Berghöhn rastet der Blick noch, aber sie scheinen
Mit majestätischem Schritt selber vorüberzuziehn.
Mit uns streichet ein Zug von dem Feld heimkehrender Tauben,
Aber sie bleiben zurück, wie an den Schwingen gelähmt.
Und gar drüben am Wege der rollende Wagen, mit mächt'gen
Hengsten bespannt, bei ihm rennend der Bettler im Lauf:
Wie es dem Träumenden ist, wenn er rennt und nicht von dem Fleck kommt,
Scheint ihr strebender Lauf auch nur ein eitles Bemühn.
Doch schon schwanden sie weg, schon fliegen wir fetzt in der Waldung,
Und vor der Stämme Gewirr schwindet ermüdet der Blick.
Augen, so schließt euch denn! — Und nun erst kehrt die Besinnung,
Nun die Empfindung erst sicher behaglicher Fahrt ꝛc.

Hieran schließt sich ein wahrhaft genialer Mythos, der den Ursprung der gewaltigen Dampfkraft erklärt. Das Beste, was je von Dampfschiffen und Eisenbahnen gedichtet worden ist und würdig, die allgemeinste Verbreitung zu finden. Es liegt darin zugleich ein merkwürdiger Beweis, wie leicht sich die alte Mythologie noch immer auf neue Fälle anwenden läßt. Viele Götter des klassischen Alterthums haben eine eventuelle Bedeutung. Sofern das Element oder die Naturkraft, welche durch sie personificirt wird (hier Feuer und Wasser), in neuen Combinationen vorkommen, lassen sich auch die Götter selbst in neue Situationen und mythische Verbindungen bringen. Der schöne Mythos lautet:

Wieder einmal nachgrollend der Kränkung durch Aphrodites
Untreu, sah der Gemahl an den Gestaden des Meers;
Da flog Eros heran zu dem hinkenden Feuerbeherrscher:
Mäßereden, schmeichelt' er, sieh, wie mir der Köcher geleert!
Nur ein einziger Pfeil blieb noch für die Senne des Bogens.
Komm zu den Amboß mit: schmiede mir neues Geschoß!
Aber erzürnt griff Jener den flehenden Knaben am Flügel,
Hielt und schüttelte derb ihn mit der nervigen Faust:
Bastard, rief er, Verhaßter und Unheilstifter den Göttern
Gleich wie den Menschen, entfleh, oder ich lohne dir schlimm!
Also sprach er und warf weit von sich ihn in die Lüfte;
Kaum daß Jenem im Flug noch sich zu halten gelang.
Aber den Schalk durchblitzte sogleich ein Gedanke der Rache,
Und als stürzt' er ihn's Meer, flattert' er nieder und schrie:
Hab' ich dich je den Geliebten verriniget, o Galatea,
Denkst du des Atis noch, ach so errette mich jetzt!
Rief's; da enttauchte den Fluten die milchweißschäumende Göttin,
Hoch mit der schimmernden Hand hielt sie den Sinkenden fest;
Ueber die Wellen sodann mit dem Knäbtein schwebte sie landwärts,
Von Delphinen umspielt und von den Wogen umglänzt.
Schnell jetzt legte der Scheiu den gereteten Pfeil an den Bogen,
Spannte die Senn' und schoß schwirrend Hephaistos in's Herz.
Floh dann; und zu dem Vater, zu Nereus, tauchte die Göttin;
Aber in flammender Gluth lodert' Hephaistos empor,
Stürzte sich voller Begierd' ihr nach in die schäumenden Wogen,
Daß er sie fahte, sie schnell zog' an das Ufer herauf;
Doch wann tauchten die Flammen gefahrlos unter die Wellen?
Eilig zurück trieb ihn zischend die feindliche Flut.
Grauvoll setzt' er sich nun an den Meerstrand. O Galatea,
Höre den Liebenden doch! kehre, du Schönste, zurück!
Also seufzt' er hinab. Es vernahm ihn drunten die Göttin,
Doch die verzehrende Gluth schreckte die Zarte zurück.
Lange verseufzte der Gott unselige Stunden am Ufer,
Ging zu der Werkstatt heim, ging an die Wellen zurück.

Digitized by Google

Endlich gedacht' er der List, wie er vormals schon sie verübte,
Als er im künstlichen Netz Ares, den tosenden, hielt.
Einzig belauscht von der Nacht, der verschwiegenen, senkt er das Netz ein,
Und schlich Morgens darauf schweigend zurück an den Strand.
Hinter der Felsstöck' Einem verbarg er sich. — Und Galatea?
Nun, wie es Mädchen geschieht, Liebsven, du weißt es ja selbst;
Sind's auch rüstige Freier und hinkende, wenn sie nur brennen —
Nein, Dir gilt es ja nicht; Liebchen, so zürne mir nicht!
Doch Galatea, sobald zu gewöhnlicher Stunde der Freier
Ausblieb und kein Laut seines Verlangens erscholl,
Ward unruhig und späht' in die Höh' und lauscht' an das Ufer;
Aber umsonst ihr Spähn, Lauschen und Horchen umsonst.
Ob er denn gar nicht kommt? so gedachte sie, stahl sich von hinnen,
Schwamm an das Ufer empor, streckte das Köpfchen heraus.
Plötzlich umstrickten sie rings diamantene Banden und Fesseln,
Und aus seinem Versteck stürzte der Freier herbei,
Trug sie heraus und schleppte die Schreiende fort in die Grotte;
Und sie verbanden sich dort, sämmtlichen Göttern geheim.
Und es gebar Galatea den furchtbar schnaubenden Riesen,
Atmos genannt im Olymp, und von den Sterblichen Dampf.
Stark ist dieser und wild und gesetzlos. Ebengeboren,
Sprengt er die Fessel bereits, welche die Mutter umgab,
Welche den Ares selbst, den entsetzlichen, hatte gehalten;
Und er entfloh, mit ihm schied Galatea davon.
Sie nur bändigt' ihn, doch niemals folgt' er dem Vater,
Auch kein anderer Gott zähmte den Brausenden je.
Aber so oft ihn wieder der sinnende Vater erblickte,
Seufzt' er über des Sohns stürmisch vergeudete Kraft.
Endlich vertraut' er Alles der Freundin Pallas Athene,
Und durch diese belehrt, kehrt' er zur Esse zurück,
Fachte die Flammen empor mit den kraftvoll blasenden Bälgen,
Rückte den Ambos her, legte das Erz in die Gluth.
Und dann schwang er den Hammer und schmiedete seinem Erzeugten
Waffen von seltener Art, Panzer und Fessel zugleich;
Mit Galatea sodann in verschwiegenem Rathe vereinigt,
Lockt' er den flüchtigen Sohn in das metallne Gewand.
Furchtbar tobte sofort der Gefangene, drohend und schnaubend;
Siehe, da setzte zu ihm leise die Mutter sich hin,
Und von den Thränen bestossen der Bittenden, fügt' er sich finster
Unter der Götter Gebot, lernet' er Maaß und Gesetz. —
Sieh, so wurde der Riese gezeugt, so ward er gebändigt,
Der mit der Schnelle des Sturms dir den Geliebten gebracht.

Es bedarf weiter keiner Auseinandersetzung, daß diese Gedichtsammlung des Vortrefflichen viel enthält und der Theilnahme und liebevollen Anerkennung der deutschen Lesewelt sehr werth ist.

Novellen.

Sommerblumensträuße, den holden Frauen gewidmet von L. Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Köhler, 1842.

In der Vorrede spricht sich der Verfasser auf eine bescheidene und liebenswürdige Weise aus: „Nicht von ewigen Zaubergarten mit tausend Wunderblumen und Früchten sind die Ufer meines Lebensstromes übergrünt! Nicht ein unvergänglich blauer Himmel mit goldener nie untergehender Sonne wölbt sich über sie. In unerreichter Höhe über mir schweben die Palme und der Lorbeer, nach denen ich rang, die ich im Traum schon berührte! — Doch es ist grün um mich her, — die Sonne lächelt zuweilen durch wechselnd ziehendes Gewölk, — manche Blume die ich pflanzte und pflegte hat Farbe und Duft gewonnen! Sie erfreute mich — sollte sie nicht auch Euch erfreuen? Weil ich es hoffte, band ich diese Sommerblumenstrauß daraus, und bringe sie Euch dar, glücklich wenn statt der Palme statt des Lorbeers irgend eine freundliche Hand sich selbst mir reicht, oder mir mit Augen und Lippen ein Dank zugewinkt wird!"

In der ersten der vorliegenden Novellen „die Strandbewohner" führt uns der Dichter an die tobende Nordsee, auf einen Leuchtthurm und zeigt uns unter den rauhen Seemännern eine zarte Mädchengestalt, deren geheimnißvolle Geburt und deren gefährdete, doch zuletzt beglückte Liebe sofort das ganze Interesse des Lesers in Anspruch nimmt. — Dann folgt eine romantische Sage vom Schreckenstein an der Elbe. Ferner eine humoristische Erzählung, deren Pointe die Verwechslung eines Herrn Müller mit einem Herrn Miller ist. Recht artig, nur vielleicht zu weit ausgesponnen, ist die Scene, in welcher ein Schreiner den Sarg bringt und ihn jedem der beiden Namensvettern aufdringen will. — Der zweite Theil beginnt mit einer tragischen Geschichte aus dem spanischen Freiheitskriege. Dann folgt eine zwar ebenfalls kriegerische, doch viel fröhlichere Erzählung „die Kameraden," und den Schluß macht wieder ein Seegemälde, die Erzählung eines Offiziers, der mit einer Anzahl Soldaten auf einem Schiff verschlagen wurde und im Sande sitzen blieb.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. Februar 1842.

Politische Literatur.

Die Lehre von den Landständen nach gemeinem deutschen Staatsrechte. Von F. A. Lemgo, Meyer, 1841.

Ein kleines, feines Buch voll staatsrechtlicher Gelehrsamkeit und klarer, glücklicher Gedanken.

Wir glauben am besten zu thun, wenn wir unsre Leser sogleich in das lehrreiche Raisonnement des ungenannten Verfassers über eine der wichtigsten staatsrechtlichen Fragen einführen. Nachdem er von den alten deutschen Ständen und ihren corporativen Rechten und Machtvollkommenheiten gesprochen, geht er zu dem modernen Repräsentativstaat über und bemerkt: „Daß an die Stelle der alten aus und zu eignem Rechte auftretenden Stände (ordines, status), die einen geschlossenen Kreis von Rechten wahrnahmen, eine an der Mitregierung im Ganzen berechtigte Nation entstand, ist nicht Laune der Gesetzgebung, ist vielmehr ein consequentes Faktum, das nachzuweisen wir unternehmen wollen. Es springt in die Augen, daß nach dem Begriffe der heutigen Repräsentativstände, dem Volke, als solchem, als Ganzem eine Berechtigung zuerkannt wird. Woher nun diese Berechtigung, woher dieses neu berechtigte Subjekt? Antwort: aus der Lehre von der Volkssouverainetät. Von der Wahrheit oder Falschheit dieser Lehre absehend, liegt es auf der Hand, daß, so wie der Grundsatz aufgestellt ist: Beim Volke ist ursprünglich die Souverainetät, der erste Weiterschluß seyn muß: Es kann sie delegiren, es kann dem Delegaten seine Repräsentanten zur Kontrole setzen. Ist also die Volkssouverainetät falsch, so möchte es erscheinen, daß auch die Repräsentation als Lüge zusammenfallen; allein hierin liegt ein Irrthum. Das Unwahre ist nicht auch alle Zeit unwirklich, und die Wirklichkeit ist in casu concreto, wie wir zu entwickeln gedenken, faßlich, und wahrlich die Lehre von der Repräsentation wäre nicht das erste durch Irrthum Recht gewordene Institut. Also eilen wir, historisch das auszuführen, was wir angedeutet haben.

Inhaber, Subjekt der Souverainetät kann unbezweifelt jeder seyn, der Einzelne, die Gemeinde. Es ist hier aber davon die Rede, daß, ob und wann die Lehre aufgekommen sey: jede Souverainetät sey eine kraft und vermöge Uebertragung vom Volke ausgegangene Gewalt, welchen ganzen Prozeß wir der Kürze halber die Lehre von der Volkssouverainetät nennen wollen. Gewöhnlich muß die französische Revolution die alma nutrix dieser Lehre seyn, während diese Zeit nur einen längst vorhandenen Gedanken so durch und durch in die Breite arbeitete, daß die Mitzeit deutlich die vielen Schiefheiten dieses Begriffes, wofern sie Augen hatte zu sehen, deutlich erkennen mochte.

Wir wollen von den Publicisten des Alterthums absehen und uns auf modernem Boden halten. Schon zu den Zeiten Ludwigs des Bayern, also im 14ten Jahrhundert, wird während des Königs Spähnen mit der Kirche in den verschiedenen pro et contra gewechselten Schriften, um dem Papste recht gründlich seine Anrechte abzusprechen, gelehrt: die kaiserliche Gewalt entspringe aus einer delegirten Volkssouverainetät, obwohl die deutschen Fürsten gleichzeitig erklärten: imperialem dignitatem et potestatem immediate esse a Deo. Was hier nur dunkel vorgetragen wird, findet sich in ausgeprägter Entwickelung bei Hubert Languet Vindiciae contra tyrannos. Edinburg 1579.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in leidenschaftlicher Vorliebe zum römischen Rechte befangenen Juristen des Mittelalters hier zuerst einen nachtheiligen Fehltritt machten, indem sie Verhältnisse und Bezeichnungen des römischen Rechts, welche lediglich auf die historische Entstehung des römischen Kaiserstaates bezogen werden konnten, auf deutsche Verhältnisse bezogen. Die

Digitized by Google

römiſchen Imperatoren traten als Vernichter der Republik auf. Dieſes hiſtoriſche Moment überſehend, entging es den erwähnten Gelehrten, daß es entſchiedene Unmöglichkeit ſey, die Staatsrechtsnormen jenes Staats auf den römiſchen Kaiſer deutſcher Nation und bald auch auf die Landeshoheit anzuwenden. Als Karl der Große ſich die römiſche Kaiſerkrone erworben, als ſeine Nachfolger ungeſtört von ihren „weylandt Vorfahren am Reich Titus und Juſtinianus" redeten, da war der Irrthum leicht erklärlich, auch das ganze römiſche Staatsrecht auf ſie anzuwenden.

Die Anwendung des römiſchen Staatsrechtes auf den Kaiſer und die Landeshoheit hat ihnen manchen Vortheil vorzugsweiſe in finanzieller Hinſicht gebracht. Als nun aber die deutſchen Fürſten, zu einem Uebermaße von Gewalt gediehen, dieſe ihre Gewalt zu mißbrauchen begannen, da fing man ebenfalls an, die römiſchen Staatstheorien zu ihrem Nachtheile anzuwenden. Alle Fürſten wurden Unterdrücker der Freiheit und Nachfolger der Republik. Zu dieſer in ſich verkehrten Lehre geſellte ſich noch eine andere merkwürdige Begriffsverwirrung. Republik vermiſchte man mit einem vagen Begriffe von Freiheit oder beſſer zu ſagen von Anarchie. Man dachte nicht daran, daß der Republik eine eben ſo heilige und gewaltſame Souverainetät inwohnen kann und zu ihrem Beſtehen muß, als dem Königthume. Man ſubſtituirte alſo an die Stelle der Republik einen ſogenannten Naturzuſtand, d. h. ein Non ens, ein Amalgam roher, unvereinter und unbeherrſchter Kräfte.

Dieſe verwirrte Auffaſſung falſch verſtandener Begriffe und die Anwendung ihrer Konſequenzen wurde zu einer Zeit gangbar, wo in Deutſchland die Landeshoheit und im übrigen Europa das Königthum den höchſten Gipfel der Macht erreicht hatte; aber, wenn der Bogen am ſtärkſten geſtrafft iſt, iſt er dem Brechen am nächſten.

Englands erſter Karl war der erſte, der den übermüthigen Leichtſinn königlicher Anmaßungen ſchwer büßen mußte. Als Cromwell 1648 das Parlament auseinander trieb, ſagten die Independenten: „Daß ihr Wille allein das Geſetz ausmache, weil der Urquell aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke ſey und ſie allein Volksrepräſentation ſeyen." Wie tief die engliſche Revolution ſchon die Lehre von der Volksſouverainetat mit den Gemüthern der Zeitgenoſſen verwoben hatte, gehet daraus hervor, daß Hobbes, der Vertheidiger königlicher Allgewalt, vorträgt, daß die durch das pactum sociale inter singulos vereinigten Bürger Alles auf ewig dem Fürſten abtreten, Nichts zu Eigen behalten ſollen. Wie feſt Hobbes in ſeiner Theorie verwachſen war, zeigt der allerdings konſequent derſelben entſpringende Satz: Man ſey Gott nicht unterworfen, weil man ihm keine Souverainetät delegirt habe. Was Wunder, wenn Sidney, ſein nächſter Nachfolger von Bedeutung, die ganze Lehre zu Gunſten der engliſchen Republik anwandte. Nicht ohne Grund erkennt Haller in Sidney's Discours concerning government das Produkt eines malkontenten Großen, der die Volksſouverainetät anwandte, in ſoweit es ſeinem Ehrgeize, oder ſeinem Haſſe gegen die Großen ſchmeicheln konnte.

In Deutſchland kann man den Vater des Naturrechts, Samuel Puffendorf, auch zugleich als den erſten Begründer der Volksſouverainetät betrachten. Er begründet den Staat auf Unterwerfungs- und Uebertragungsverträge. Schwebt ihm auch die von Gott herrührende Majeſtät vor, ſo kann er ſich doch der Volksſouverainetät nicht gänzlich entſchlagen, wie dieſes denn überhaupt bei den Theorien, die Verträge als Grundlagen annehmen, kaum möglich iſt.

Die eigentliche Vollendung gab Montesquieu der Lehre von der Volksſouverainetät und ſodann Jean Jaques Rouſſeau. Wenn wir den Esprit des lois betrachten, ſo wundern wir uns faſt wie bei dem Columbiſchen Ei, daß noch kein früherer Schriftſteller darauf verfallen iſt, die Konſequenzen ſo einfach aus einander folgen zu laſſen. Seit dem Contrat social wurde das Pactum subjectionis vollends ſo allgemein, daß kein Schriftſteller mehr an deſſen Wahrheit zu zweifeln wagte.

Selbſt gekrönte Häupter fingen an, dem neuen Evangelium gläubig beizufallen. Anfangs huldigten letztere nur dem religiöſen Anarchismus, bald aber fielen ſie ihrem ärgſten Feinde in die Arme. Deutſchland hat hier beſonders den Illuminaten großen Dank zu zollen! Jede falſche Doctrin wird um ſo unheilvoller, in je ungeſchicktere Hände ſie geräth. Wir ſind gewiß nicht der Meinung, daß wir den Franzoſen in Hinſicht auf Bildung vor uns große Vorzüge einräumen wollen, allein wir Deutſchen ſind zunächſt den Britten immer mehr für das Grobe, wir nennen allemal Sachen, wie ſie eben ſind, darum wirken bei uns alle Irrlehren auch viel eindringlicher; namentlich wenn das, was franzöſiſche Schöngeiſter bloß als Witzfunken hingeworfen haben, von unſeren pedantiſchen Gelehrten erſt in die ſteifen Formen einer Syſtematik gegoſſen und breit getreten wird. Heutiges Tages, wo man gegen kein Verbrechen von oben herab argwöhniſcher und in unteren Regionen duldſamer iſt, als gegen die, welche im entfernteſten auf Umänderung oder gar Umſturz beſtehender Staatsverhältniſſe zwecken, iſt es kaum begreiflich, wie nachſichtig die Großen in der Mitte des 18ten Jahrhunderts gegen die erwähnten Irrlehrer Frankreichs und Deutſchlands waren. Ungerügt nennt Helvetius alle Fürſten

Digitized by Google

Tiger, ungestraft sehnt Diderot sich nach der Zeit, wo man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters hängen würde. Solche Erscheinungen erklären sich nur daraus, daß auch die Großen den Lehren der Encyklopadisten huldigten. — Katharina II. berief eine Nationalversammlung, Leopold II. von Toskana legte zuerst dem souverainen Volke gegenüber Rechnung ab. Was Joseph II. im Geiste dieser neuen Lehren gethan, ist nur zu bekannt, daß der große Toleranz- und Aufklärungsprediger am Ende seiner Tage selbst lernen mußte, daß alle seine Veränderungen nur auf oberflächlicher Kenntniß seines Landes und auf Despotismus begründet waren, das war leider eine zu späte Erfahrung und kein sanftes Sterbekissen für den sonst edlen und wohlwollenden Monarchen.

Unter solchen Zeitumständen traten denn in Deutschland kühn die Lehrer der Volkssouverainetät auf. Sonnenfels, der ziemlich geistlose Nachfolger Rousseaus, erlebte die achte Auflage seiner „Grundsätze der Polizei, Handlung und Staatswirthschaft.“ Er trägt schon die Lehre von der Nationalrepräsentation in voller Ausdehnung vor.

So treffen wir also die Lehre von der Volkssouverainetät auch in Deutschland schon vor der französischen Revolution. Der ehrenwerthe David Georg Struben, dem gewiß Niemand Mangel an Frömmigkeit vorwerfen wird, trug schon lange vor der französischen Revolution vor: „um der äußeren Ruhe und des sicheren Genusses des Seinigen Willen hätten die Menschen sich der ihnen sonst so angenehmen, natürlichen Freiheit begeben und der Herrschaft anderer unterworfen.“ Daß Struben direkt die Stände zu Nationalrepräsentanten gemacht habe, ist uns in seinen Schriften nicht begegnet, die Geschichte war ihm zu geläufig, aber sein Landsmann, der große Münchhausen, schrieb schon unter dem 5. November 1759 an die calembergische Ritterschaft: — „eine Landschaft, die das Wort nicht eines einzelnen Standes, sondern der gesammten Unterthanen reden sollte.“ Solche Aussprüche berechtigten Haberlin zu seinem Ausspruche: „Wehe dem Lande, dessen Stände diese ihre Bestimmung außer Augen lassen, und wähnen, daß sie für ihre eigene, oft so unbedeutende Person erscheinen, hier nur aus Nebenabsichten, oder zu ihrem Privatvortheile stimmen, dagegen taub gegen die Stimmen ihres Volkes sind und nicht dessen Bestes zu fördern suchen.“ Wenn Haberlin dieser Ansichten wegen vom älteren Runde inkriminirt wurde, als habe er diese Ansichten „dem Inneren der jacobinisch-französischen Constitution“ entnommen, so mochte ersterer sich mit Recht auf das erwähnte Reskript des Stifters der Georgia Augusta berufen. Interessant ist es auch, daß sich in den siebeziger Jahren die Geralschen Landstände „Repräsentanten des ganzen reussischen Volkes“ nannten, worüber ihnen freilich fiskalischer Prozeß gemacht wurde.

Wir haben somit gezeigt, daß in Deutschland, und zwar schon vor der französischen Revolution, die Idee auftam, die Landstände seyen Repräsentanten der Nation, und daß man, ehe dieses wirklich in einzelnen Ländern gesetzlich anerkannt wurde, ihnen diese Stellung beimaßte.“

In der Art, wie das neue Repräsentativsystem in Deutschland bei Gründung des neuen Bundes anerkannt und theilweise ausgeführt, verschiedenartig interpretirt und öfters in die Luft gestellt wurde, erkennen wir die großen Schwankungen im Thatbestand und in den Meinungen unserer Zeit wieder. Der Verfasser leitet uns mit seinem Scharfsinn wie am Faden der Ariadne durch diese Verwirrungen hindurch, weist aber, sofern man die Frage: ob die Souverainetät mit dem Repräsentativsystem überhaupt verträglich sey? auf die Spitze stellt, auf das alte Beispiel Englands hin.

Geschichte.

Ueber den Ursprung und die Grundlage der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern Deutschlands. Von A. Frhrn. v. Harthausen. Berlin, Krause, 1842.

Die Untersuchung der ältesten Agrarverfassung ist gewiß sehr interessant: „In den germanischen Landen sind zwei genetisch verschiedene Arten des Anbaues zu erkennen, die, große Territorien bildend, durch scharf zu ziehende Grenzlinien geschieden werden. Der eine Anbau ist durch ein Volk geschehen, bei dem die individuelle Freiheit und Unabhängigkeit vorherrschend war. In diesem Anbau ist keine Spur von Anordnung durch irgend eine Obrigkeit, sie sey priesterlicher, fürstlicher oder adelicher Natur, von irgend fester Regelmäßigkeit, noch selbst von einem bestimmten Uebereinkommen und von Verträgen auf etwaigen Volksversammlungen, zu erkennen. Von dem einwandernden Volke scheint sich jede Familie, jeder Hausvater dort angesiedelt zu haben, wo es ihm gefiel, und von dem Grund und Boden in Besitz genommen und gebauet zu haben, was ihm nöthig erschien. — Das ganze Land ist hier durch einzelne sporadisch neben einander liegende Gehöfte angebauet, deren Bedarf an Gärten, Aecker, Wiesen, Weiden rund

Digitized by Google

umher liegt und ein geschlossenes privatives Grundeigenthum bildet. Zwischen den einzelnen Gehöften sind bei diesem ersten Anbau weite Flächen, Waldungen und Haiden (Marken), unbebaut liegen geblieben, welche nicht ins Privateigenthum und in Besitz der einzelnen Gehöftebesitzer übergegangen, sondern theils von den Besitzern der umliegenden Höfe jeweilig benutzt wurden (wo sich dann allmählig ein Gesammteigenthum dieser Höfe an denselben ausbildete), theils, nachdem das ganze Volk im Lauf der Zeit zu einer größern Einheit gelangt war, und eine festere Obrigkeit desselben sich ausbildete, in das Volkseigenthum (später Fiskus) überging. — Der andere Anbau ist dagegen durch ein Volk geschehen, das streng in sich gegliedert unter einer anordnenden und leitenden Obrigkeit gestanden, und wo diese (wahrscheinlich zuerst eine priesterliche) den Anbau des Landes selbst geleitet und geregelt hat. Das Volk muß in Genossenschaften (blutsverwandte oder durch Wahl verbrüderte Familien?) eingetheilt gewesen seyn, und die oberste Volksobrigkeit hat jeder derselben einen abgegrenzten Landstrich zum Anbau überwiesen. Die Glieder oder Familien der Genossenschaft haben sich in diesem einen schicklichen Platz ausgesucht und zusammen ihre Wohnungen errichtet (ein Dorf angelegt), dann hat die Obrigkeit dieser Genossenschaft den ganzen zugetheilten Landstrich dergestalt eingetheilt, daß ein Theil zu Gärten, ein anderer zu Acker, ein dritter zu Wiesen, zu Weiden und Holzungen bestimmt ward, und endlich einer jeden Familie der Genossenschaft einen bestimmten Antheil an Gärten, Acker und Wiesen zur Benutzung zugetheilt. Diese Eintheilung war durchaus künstlich und unter den Gesetzen der Dreifelder-Wirthschaft vorgenommen. Da die Glieder der Genossenschaft auf einem Fleck zusammen wohnten, nicht etwa zerstreuet in dem Landstrich umher, so erforderte die Gerechtigkeit und Billigkeit, daß namentlich die Ackerfläche in eine Menge kleiner Stücke zertheilt ward, um unter den Genossen eine gewisse Gleichmäßigkeit des Besitzes zu begründen. Einem Jeden mußte naheliegendes und entfernteres, gutes, mittelmäßiges und schlechtes zugewiesen werden. Die Gesetze des Ackerbaues und der Dreifelder-Wirthschaft erforderten namentlich in Bergsegenden und Sumpfgegenden eine bestimmte Lage, eine Eintheilung der ganzen Feldmark in drei Abtheilungen für Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache, und daß jeder der Genossen in jedem dieser Felder einen gleichmäßigen Antheil habe u. s. w. Daß hiermit noch eine Menge anderer Einrichtungen im Innern der Genossenschaft zusammenhingen, und sich im Laufe der Zeiten entwickeln mußten, ist leicht einzusehen." Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß die Dorfverfassung den Uebergang aus dem Nomadenleben bezeichne.

Woher kommt es aber, daß in Deutschland zwei so sehr verschiedene Verhältnisse neben einander bestanden? Der Verfasser ist geneigt, es aus der Art und Weise fremder Völker zu erklären, die schon vor den Deutschen denselben Boden inne gehabt hätten und zwar findet er bei den Kelten die Dorfverfassung, bei den finnischen Stämmen dagegen die Hofverfassung vorherrschend. Wir glauben, er gehe zu weit und lasse der Originalität der deutschen Stämme zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Nicht das Beispiel anderer Völker, sondern die einfachsten Naturverhältnisse scheinen uns die Sache zu erklären. Von jeher bestand ein Unterschied zwischen den nieder- und oberdeutschen Stämmen. Jene scheinen viel früher eingewandert zu seyn und in den Urwäldern Deutschlands jene Hofverfassung angenommen zu haben, die hier eben so naturnothwendig war, wie sie es noch jetzt in den Urwäldern Nordamerikas ist. Die suevischen oder gothischen Stämme aber, die jenen nachfolgten und aus den vielen Steppen im Norden der Donau und des schwarzen Meeres kamen, waren ohne Zweifel Nomaden und blieben noch, als sie feste Wohnsitze nahmen, geschlossene Horden in Dorfgemeinden auf großen Almanden. Diese Völker wußten auch mit Wagen und Pferden weit besser umzugehen, als die Franken und Sachsen, und besonders charakteristisch erscheint es, daß sie bei Zweikampfen immer zu Pferde fochten, jene zu Fuß.

In die Hypothesen, welche die Verhältnisse der Wenden vom 2ten bis 7ten Jahrhundert betreffen, wollen wir uns nicht einlassen. Hier fehlt es durchaus an historischem Boden.

Novelle.

Die Flüchtlinge. Novelle von Georg Lau. Hamburg, Meißner, 1841.

Ein sehr gefühlvoller Roman, sogar mit einem Anklang von Frömmigkeit. Der Held, ein gewisser Reinhart, muß seiner Geliebten entsagen, da ihre Eltern eine Verbindung zwischen beiden nicht billigen, widmet sich nun dem Dienst der leidenden Menschheit, kämpft mit in Griechenland und in Polen und bleibt endlich verwundet in derselben Stadt liegen, in welcher seine ehemalige Geliebte lebt, die ihn nun so sterbend wiederfindet. Der Schluß ist eine Hinweisung auf das Evangelium.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. Februar 1842.

Vermischte Schriften.

Olla podrida oder kleinere gesammelte Schriften von Capt. Marryat. Aus dem Englischen von Bärmann. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1841.

Eine der unterhaltendsten Sammlungen, wie sie uns lange nicht vorgekommen sind. Es herrscht darin die größte Abwechslung, die munterste Laune und viel Geist.

Im Eingang fingirt der Verfasser, vom Dämon der Politik geplagt zu seyn: „Ich befinde mich gegenwärtig in der Hauptstadt von England, und so oft ich ausgehe, bedünkt jedes Bürgerhaus mich das Haus der Gemeinen, jedes vornehmer erscheinende Gebäude das Haus der Lords zu seyn. Jeder, der mir begegnet, mag er immerhin ein ganz gewöhnliches Mitglied der menschlichen Vergesellschaftung seyn, erscheint mir als ein Parlements-Mitglied; in jedem Essenkehrer seh ich einen Bischof, in jeder Bauerndirne, die ihr „Kauft Besen!" ruft, einen Erkanzler. Kehre ich nach Hause zurück und ziehe die Klingel, so erinnert mich das ans Läuten zur Sitzung; beim Hinansteigen meiner Treppe muß ich an den Parlementsvorsaal denken, und werfe ich mich auf mein Sopha, so verwandelt dessen Kissen sich mir in einen Wollsack. Kommt ein einzelner Besuch zu mir, so mahnt es mich wie eine öffentliche Sitzung, und ich rufe: „Stühle her! Stühle her!" und meine Frau, die ich gewöhnlich „meine Liebe" zu nennen pflege, rede ich nicht anders als „Herr Sprecher" an. Dieser Plagegeist verfolgt, gleich dem katholischen Bannfluche, mich überall. Beim Frühstück erinnert der Thee mich an den ostindischen Schutzbrief, der Zucker an die westindische Frage, das Weißbrod an den Verfall des Ackerbaues, und — da Jeder weiß, daß Eierkauf in London ein wahres Lottospiel voller Nieten ist, so mahnt jedes Ei mich an eine Whig- oder Tory-Maßregel. Werden die Zeitungen hereingebracht, so geh' ich rund um sie herum wie ein Hund, der die Lagerstätte erst betrachtet, auf die er sich hinstrecken will. Ich möchte die verhängnißvollen Blätter gern unberührt lassen; endlich jedoch, wie der verblendete Vogel, der geradezu in den Rachen der Schlange flattert, stürze ich mich in die schwarzen Spalten, lese sie voll Verzweiflung, und werfe sie, wenn das Gift circulirt hat, in Verzweiflung wieder von mir. Ermahnt man mich, das Tischgebet zu sprechen, so fange ich es mit den Worten „Mylords und Gentlemen" an, und beim Anzünden meines Lichtes, um mich zu Bette zu verfügen, trage ich darauf an, „das Haus möge sich vertagen." Handwerkerrechnungen schwellen durch meine Krankheit zum Budget an, und die Anweisungen auf meinen Banquier werden mir zu Staatsschatzzuschüssen. — Esse ich in Gesellschaft, so finde ich, daß Keiner zuerst das Wort nehmen will, denn Keiner weiß, ob er einen Freund oder einen Feind anredet; ja, ob er nicht Gefahr läuft, ein Glas mit seinem bittersten Widersacher zu leeren. Einer prüft des Andern Gesicht, um zu erspähen, ob er es mit einem Whig oder einem Tory zu thun habe. Einer scheint den Andern zu beschnuppern, wie die Hunde auf den Gassen zu thun pflegen; und unmöglich ists zu bestimmen, ob dem gegenseitigen Geschnüffel ein Knurren oder ein Schwanzwedeln folgen werde. Eine einzige lautgewordene Bemerkung gibt jedoch bald die politischen Gesinnungen der ganzen Gesellschaft zu erkennen. Stimmen Alle überein, so geben sie sich böser Nachrede in solchem Maaße hin, daß sie mit vollem Munde ihre Gegner verspotten; stimmen sie nicht überein, so disputiren sie so heftig, daß sie vergessen wie sie zu Tische gebeten worden sind. — Die jungen Damen schwatzen von Politik, ziehen das Disputiren dem Charmiren vor, und trachten mehr nach einem Verehrer ihrer politischen Meinungen als ihrer persönlichen Reize. Steht Einer als Tory einer hübschen Whig im Cotillon gegenüber, so weiß diese durch ihr Fächerspiel ihm seine politischen Ansichten abzulocken; stimmen diese nun mit den ihrigen

Digitized by Google

überein, so gibts ein „en avant deux,“ thun sie es nicht, so erfolgt ein „chassez croisée.“ Ein solches Persönchen herumzubringen ist eine reine Unmöglichkeit, und die einzige Tanzfigur, die mit einer solchen Dame „conamore“ ausgeführt wird, ist das „dos à dos.“ Ist der Tanz zu Ende, so erklärt der Blick der Schönen sofort, daß man seine Liebleistungen sparen kann, während sie ihren Sis einnimmt.“

Aus Verzweiflung flieht der Verfasser vom englischen Boden und hofft auf dem Continent Ruhe vor der Politik zu finden. Aber schon auf dem Dampfschiff fällt er wieder einem politischen Kannegießer in die Hände. „Es war ein dünner, fleischloser Mann, mit dessen Anrede ich mich gern verschont gesehen hätte, denn er guckte mich an wie ein Dämon und war, wie ich leider bald wahrnehmen mußte, vom Dämon der Politik besessen. Da ich vollends erkannte, daß er auch ein Knopfseitsalter war, so kann man sich vorstellen, was ich auszustehen hatte. Der Dünne mochte bemerkt haben, daß ich auf dem Schiffe der Einzige war, mit dem er ein Gespräch führen könnte, und so fiel er über mich wie über sein Opfer her. Ich, der ich vor der Politik mit eben dem Abscheu wie andere Leute vor der Cholera gestohen war — ich, der ich alles Elend der Dampfschifffahrt, alle Qualen, und allen Dunst enger Kajüten längst abgewettert hatte — ich mußte mich jetzt verdammt sehen, gleich den mich Umgebenden zu stöhnen, denn der hartnäckige Knopfseitsalter drang mit dem Könige Leopold und Wilhelm von Nassau, mit dem belgischen Antheile an der Staatsschuld und mit den Franzosen und Antwerpen auf mich ein. — Soll ich ihn zu Boden werfen? dacht' ich. Er entblödet sich nicht, Hand an mich zu legen — warum sollt' ich nicht Hand an ihn legen? Da ich jedoch das Unhöfliche in solchem Verfahren einsah, machte ich allerlei andere Versuche, von ihm loszukommen; jedoch vergebens. Ich lenkte das Gespräch auf ferne Länder.— der Kerl war aber überall wie zu Hause; flugs war er in Wien und beschwatzte die deutschen Bundesstaaten — flugs stand er auf südamerikanischem Boden und schwadronirte über Bolivar und St. Martin. Für ihn gabs kein Innehalten; seine Zunge glich den Radern des Dampfschiffes, und sprudelte mit fast eben so vielen Schaum als diese ins Gesicht. Endlich zog ich meinen Rock aus, den er dann an dessen dritten Knopfe in der Hand behielt, warf mich in eine der Passagierkojen und wünschte ihm wohl zu schlafen. Er legte zwar meinen Rock hin, weil er ihn wohl nicht länger am Knopfe halten konnte, klammerte sich aber dafür an die Holzkante der Koje und fuhr in seinem endlosen Gewäsche fort.“ — Endlich wendet sich der Verfasser an einen stillen Mann und hofft hier gänzliche Abwesenheit alles Politischen zu finden. „Sehr kalt, Sir, sagte ich, indem ich einen rundgesichtigen Herrn anredete, der einen großen weißen Oberrock trug und Kinn und Hände auf einen dicken Rohrstock stützte. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie nicht auch seekrank sind. — Den Geier auch! versetzte er, ich preise mich gar nicht glücklich, denn ich bin schlimmer daran, als wenn ich seekrank wäre, weil ich eigentlich seekrank werden soll, und es leider nicht werden kann. Aber wir kommts vor, als hätte heut zu Tage, seit der vermaledeiten Reformbill, sich Alles um und um gekehrt.“ Schon wieder Politik und so immer fort.

Endlich bemerkt der Verfasser, daß, wenn er allzukonfessionell in diesem Thema fortführe, der Scherz langweilen würde und bricht ihn ab, um uns mit andern Dingen zu unterhalten, besonders mit Erinnerungen aus seinen großen Reisen um die Welt und aus seinem birmanischen Feldzuge. Sehr anziehend sind zunächst einige Anekdoten von Thieren, zumal von Elephanten. Ein riesenhafter Elephant wird abgerichtet, ein kleines Kind zu bewachen, im Schlafe zu fächeln ꝛc. und erfüllt seine Pflicht gewissenhaft. Ein sehr originelles und komisches Bild gewährt der junge weiße Elephant, von dem der Vers. in Birma erzählen hörte: „Seit der durch Alompraa gegründeten neuen Burma-Dynastie hat es nur drei weiße Elephanten gegeben. Der erste starb und ich besitze einen seiner Zähne, in welchen Figuren geschnizt sind und der der großen Dagon-Pagode geweihet war. Der zweite herrscht jetzt. Hunderte bedienen ihn und er tragt ein Howda oder Gewand, das, wie man sagt, bis zum Werthe einer Million mit Edelsteinen besetzt ist; die Füße sind ihm mit kostbaren Reifen geschmückt und er wird täglich köstlich gespeiset. Weiße Elephanten sind höchst selten, und diese ihre Farbe entsteht aus einer Hautkrankheit des Thieres. Jeder Elephantenjager in jenen Ländern, der so glücklich ist, einen weißen Elephanten zu fangen, wird sogleich adelig gemacht und gelangt zu hohen Ehren und großen Reichthümern. Der dritte weiße Elephant, von dem ich vorzugsweise reden will, und der als muthmaßlicher Erbe des zweiten anzusehen ist, ward einige Monate früher gefangen, als die Engländer den Burmas den Krieg erklärten. Er war sehr jung, seine Mutter war getödtet worden und er bedurfte noch der Milch zu seiner Ernährung. Man brachte ihn nach Ranguhn in eines der besten Häuser des Ortes, und von der Hauptstadt aus erging ein Edikt, daß vierundzwanzig der gesundesten und jüngsten Ehefrauen ihn mit ihrer Milch versorgen und, wenn sie nicht mehr dazu fähig seyn würden, durch andere ersetzt werden sollten. Dieß ward als eine Ehre angesehen; denn — säugten sie nicht einen Gott? Major Canning, der politische Agent, der dieß Schauspiel in Augenschein nahm, beschrieb es mir in folgenden Worten: „Das Thier war nicht höher als drei Fuß und einige Zoll und von

Digitized by Google

Farbe eher ſchmutzig grau als weiß; doch wies es ſich geſund und luſtig und guter Dinge. Als ich in das ſehr geräumige, aus Tiekholz erbauete Zimmer trat, ſaßen oder lagen auf Matten umher die vierundzwanzig Ammen, theils arbeitend, theils Bretſpiel ſpielend. Der Elephant, der umherging, betrachtete ſie und ihr Thun, als wüßte er um Alles, was vorging. Nach kurzer Friſt verſpürte die kleine Gottheit Hunger und ſtieß mit ſeinem Rüſſel etliche der Weiber an, die jedoch, um ihn zu necken, ſich nicht ſogleich ſeinem Begehren fügten. Als er jedoch ärgerlich und ihnen zu derb ward, mußten ſie nachgeben. Er ſchlang jetzt ſeinen Rüſſel auf höchſt zärtliche Weiſe um ihre Hüften und ſättigte ſich." Ich konnte das Thier nicht zu ſehen bekommen, denn ſobald man vernahm, daß wir in der Flußmündung angelangt waren, beförderte man es unter ſtarker Bedeckung an einen ſichern Ort. Doch möchte ich wohl in Erfahrung bringen, ob jenes Thier durch die ihm gereichte Nahrung ein verſtändigeres Weſen ward, als Elephanten im Allgemeinen es ſind." Dieſe Schlußbemerkung bezieht ſich auf eine andere Anekdote. Der Verfaſſer erzählt nämlich von einer Katze, die zwei junge Hündchen ſaugte, welche letztere viel ſchneller und munterer ſich entwickelten, als ihre leiblichen, bei der Hündin zurückgebliebenen Brüder.

Den Birmanen zollt Marryat großes Lob, ja er ſpricht unverhohlen aus, daß dieſe tapfere Nation, wenn ſie erſt mit Feuergewehr und ſchwerem Geſchütz werde umzugehen wiſſen, der engliſchen Herrſchaft in Oſtindien gefährlicher, als jeder andere Nachbar, werden würde.

Doch alle dieſe Erinnerungen reiht der Verfaſſer nur beiläufig den Bemerkungen an, die er auf ſeiner antipolitiſchen Continentalreiſe macht, und ſich zunächſt auf Frankreich, Belgien, den Rhein und die Schweiz beziehen.

Echtſeemänniſche Grobheit und engliſchen Spleen verräth folgendes ungerechte Verdammungsurtheil der weiblichen Bevölkerung von Brüſſel. „Von den Männern hier iſt nicht viel zu rühmen; allein die Weiber ſind zuverläſſig die Uneinnehmendſten in der ganzen Welt, die Afrikanerinnen nicht ausgenommen. Auf einigen engliſchen Kriegsſchiffen herrſchte ehemals der Gebrauch, ein altes Meſſer vorräthig zu haben, das, wenn die Mannſchaft zu Bord kam, von einer Hand zur andern gereicht ward, bis es bei dem bleiben mußte, der als der Häßlichſte von Allen anerkannt ward. Stieß nun ſpäter Einer zur Mannſchaft, der eine noch garſtigere Phyſiognomie als der bisherige Hüter des Meſſers zeigte, ſo mußte dieſes in die Obhut des Neuangekommenen wandern und bei demſelben bleiben, bis ein abermals Häßlicherer ihn abzulöſen käme. Folgen wir dieſem Prinzip mit den belgiſchen Weibern und vergleichen wir ſie mit den Frauen der übrigen europäiſchen Staaten, ſo ſind ſie ohne allen Zweifel zum Aufbewahren des Meſſers berechtigt, und wenn ſie nicht darauf bedacht ſind, ihre Race zu veredeln, ſo fürchte ich, das Meſſer wird noch Jahrhunderte lang bei ihnen bleiben müſſen." Wie iſt es möglich, ſo etwas zu ſchreiben, ſelbſt wenn man in Brüſſel das Gallenfieber gehabt hätte.

Wahr iſt, was Marryat von den Hunden des Continents ſagt: „Es iſt auffallend, daß man nur in England Hunde (dogs) antrifft, die dieſen Namen mit Recht verdienen; außerhalb England gibt es nur Köter (curs). Ich kenne auf der Welt nichts Verworreneres, als die Genealogie derjenigen Thiere, die man in den meiſten Großſtädten Europas mit der Benennung „Hund" beehrt. Scheint es doch, als wäre das Laſter gemiſchten und unbezähmten Verkehrs ihrer Herren von ihnen nachgeahmt worden; ſo daß ich beinahe verſucht bin, die Meinung zu faſſen, man könne von der Entartung der Hunde in einer Hauptſtadt auf den moraliſchen Zuſtand der letzteren ſchließen. In Paris habe ich mich oft bemüht, irgend eine Hundeabſtammung zu erforſchen, allein es iſt mir jederzeit unmöglich geblieben. Sogar der verſtorbene Sir G. Naylor konnte, ungeachtet der dem heraldiſchen Büreau gebotenen doppelten Sporteln, nimmermehr die Wappenſchilde entziffern, die durch eben ſo viele Schrägbalken verwiſcht worden ſind. Ich hege eine beſondere Vorliebe für Hunde, und auf Reiſen finde ich eine meiner Beluſtigungen darin, zu ſehen, wie dieſe Thiere mit einander zuſammentreffen. Es ſcheint mir dann, daß ihnen nichts als die Sprache abzugehen ſcheint. Ein aufmerkſamer Beobachter wird in der That wahrnehmen, wie ſich in dem Hunde viele von den Leidenſchaften, Tugenden und Laſtern der Menſchen befinden; und gewöhnlich zeigt es ſich, daß die reinſte Race der Hunde die edleren Eigenſchaften beſitzt. Man trifft Treue, Muth, Großmuth, Gutartigkeit, Scharfſicht und Duldſamkeit in ihnen an; allein mit wenigen Ausnahmen finden dieſe Tugenden (oder doch Vorzüge) ſich da, wo reine Zucht vorhanden iſt. Bei einem Köter waltet wahres Lotteriespiel ob; er iſt eine ganz und gar heterogene Miſchung von Tugend und Laſter, die oft ſich als höchſt lächerlich herausſtellt."

Im Allgemeinen kennt indeß Marryat das Feſtland nicht genug, um richtig darüber zu urtheilen. Er ſieht im Wirthshaus und auf der Straße viel zu oft das Weſen des Landes und opfert die Wahrheit nicht ſelten einem Witz auf. Nur mit den Schweizern ſcheint er ſich etwas langer beſchäftigt zu haben und ſpricht von ihnen ohne Vorurtheil. Seine Schlußbetrachtung über dieſes „freieſte" Land iſt erbaulich: „Lange Zeit habe ich nach der Freiheit umhergeſucht, aber ich kann ſie nirgendwo auf dieſer Erde finden. Laſſe man mich die Sache

Digitized by Google

allegorisch zu verſtehen geben. Wenn die ganze Welt noch immer ſterblich in den Namen Freiheit verliebt iſt, wie ungleich verliebter mußte alle Welt in die Göttin ſelbſt ſeyn, als ſie zuerſt auf Erden erſchien! Jeder wollte ſie beſitzen und Jeder machte den Verſuch dazu, jedoch die Freiheit ließ ſich nicht erhaſchen. Wie hätte dieß auch, ohne ſie zu verderben, geſchehen mögen? Nachdem ſie über die ganze Welt gejagt worden war und fand, daß man ſie nirgend Athem ſchöpfen ließ, entwich ſie nochmals den ihr Nachſetzenden; dieſe faßten ihr Gewand, ſie aber mit der Leichtfüßigkeit der Gemſe ſprang von dannen und entſchwebte dieſem Erdball hinauf in den Aether, wo ſie noch dieſen Tag ſich befindet. Ihre Kleidung, die ſie zurückgelaſſen hatte, ward im Triumphe davon getragen, doch iſt dieſelbe eben ſo luſtiger oder ſchlüpfriger Natur, als es die ehemalige Beſitzerin derſelben war, ſo daß ſie dem einen wie dem andern Inhaber entgleitet und nach ihrem Gefallen ihm entſchlüpft. Dieſes Gewand, dieſe Hülle der Freiheit iſt es, was wir jetzt als die Göttin ſelbſt anbeten; und was auch für den Augenblick in der Hülle ſtecken möge, es wird göttlich verehrt. Sogar der Despotismus, wenn er ſich gehörig herabgeſtimmt zeigt, weiß ſich in das Gewand der Freiheit zu kleiden."

Im zweiten Theil hört dieſes unterhaltende Allerlei auf und beginnen regelmäßige Erzählungen und ſogar dramatiſche Dichtungen, die uns weniger angeſprochen haben, ob es gleich Marryat nirgends an Geiſt fehlt.

Zum Schluß noch eine artige Anekdote für Kranke: „Ein unverehelichter Herr, der ein trefflicher Zeichner und Karikaturiſt war, ward von Gichtſchmerzen in beiden Füßen an ſein Zimmer gefeſſelt. Er konnte nicht gehen und brachte daher ſeine Tage auf einem Rollſtuhle zu, auf welchem ſein Diener ihn von einem Zimmer ins andere fortbewegen mußte. Dieſer Umſtand ward einem gewiſſen wohlbekannten Vagabunden kund, der die Zeit erlauerte, in welcher der Diener des Gichtbrüchigen nicht zu Hauſe war. Nicht lange währte es, ſo trat der Spitzbube zu dem Herrn herein, den er allein und folglich hülflos fand. „Es thut mir leid, mein Herr, ſagte der Gauner, Sie in ſo beklagenswerther Lage zu ſehen; Sie können ſich nicht regen und Ihr Diener iſt von Ihnen fortgeſchickt worden." — Der Gichtbrüchige machte große Augen; der Spitzbube fuhr fort: — „Wiſſen Sie wohl, daß es ſehr unvorſichtig von Ihnen iſt, ſo allein mit ſich zu ſeyn? Erkennen Sie die Folgen davon. Ich nehme mir die Freiheit, dieſe Uhr mit Kette und Petſchaften in meine Taſche zu ſtecken, und da ich Ihre Schlüſſel hier liegen ſehe, werde ich jene Kommode unterſuchen, ob etwas da iſt, was mir anſteht." — „O, bedienen Sie ſich ganz nach Ihrem Belieben," verſetzte der Gichtkranke, der wohl einſah, daß er dem Diebe nicht hinderlich werden konnte. Dieſer fand nun Silbergeräth im Eckſchranke und ſaubere Wäſche in der Kommode, packte jedn Minuten lang ſich ein tüchtiges Bündelchen zuſammen, machte dem Hausherrn eine tiefe Verbeugung und zog ab. Dieſer jedoch hatte ſeine Hände gebrauchen können und war nichts weniger als müßig geweſen. Flugs hatte er das Geſicht des Diebes mit Bleiſtift auf ein Blättchen gezeichnet, welches ſein zurückkehrender Diener auf die Polizei tragen und eine Anzeige von dem Vorfalle machen mußte. Das Porträt war ſo getroffen, daß die Häſcher bald ihren Mann erwiſchten, ehe ihm noch Zeit geblieben war, das Geſtohlene zu Gelde zu machen; ſo daß dieſes wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer gelangte, der Landſtreicher aber ſechs Wochen ſpäter ſich auf der Fahrt nach Botany-Bay befand."

Roman.

Der Neger von St. Domingo. Ein hiſtoriſcher Roman aus dem Zeitalter der Revolution. Von Miß Martineau. Zwei Bände. Leipzig, Beyer, 1842.

Ganz den nämlichen Gegenſtand hat vor Kurzem Mügge in einem ſehr wohlgelungenen hiſtoriſchen Roman behandelt. Es iſt die Revolution der Neger auf St. Domingo und das unglückliche Schickſal ihres Anführers, des berühmten Touſſaint. Für die zarte Hand einer Dame eigneten ſich vielleicht ſolche Schreckensgemälde nicht; auch hat die geiſtreiche Miß Martineau uns im Vordergrunde meiſt ſanfte Frauenbilder gezeigt und das Entſetzliche der ſchwarzen Rebellen mehr in den Hintergrund geſchoben. Aber trotz vieler ergreifender und rührender Scenen hat dieſes weibliche Gemälde doch nicht die kräftige Färbung des Mügge'ſchen. Namentlich iſt Touſſaints Charakter ſelbſt viel weniger ſcharf aufgefaßt und von dem tiefen Sinne, den Mügge hineingelegt hat, indem er den Neger zum Träger all der ſchwärmeriſchen Freiheitshoffnungen machte, die das achtzehnte Jahrhundert ſo merkwürdig ausgezeichnet haben, — davon iſt hier nur eine ſchwache Spur zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. März 1842.

Dichtkunst.

Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Herausgegeben von H. Kletke. Mit einem Stahlstich. Berlin, Amelang, 1841. 8.

Man besitzt schon eine Anthologie christlicher Gesänge aus älterer Zeit von dem berühmten Hymnologen Rambach in Hamburg. Die bändereiche Sammlung desselben geht zwar auch in die spätern Perioden herab, doch nur bis auf das Jahr 1807, und enthält bloß von Novalis, Krummacher und wenigen andern Dichtern des neuesten Zeitraums Proben ihrer christlichen Lyrik. In dem vorliegenden Buche wird aber die jüngste Periode ausführlicher und vollständiger behandelt. Zwar hat Albert Knapp in seinem bekannten Liederschatze auch Neueres und Neuestes aufgenommen und sich dadurch im Vergleich mit anderen umfangreichen, ascetischen Liedersammlungen, namentlich dem Berliner Liederschatze, ein Verdienst erworben. Aber er konnte schon bei der Art und Absicht seines Unternehmens weder die so wünschenswerthe Einrichtung treffen, das in den gegenwärtigen Zeitraum Fallende zur übersichtlichen Anschauung und Würdigung zusammenzustellen; noch hat er, mit allen Zeitgebieten der Kirche reichlich beschäftigt, dem einzelnen ein so erschöpfendes Studium zur möglichst vollständigen Auswahl des Besten widmen können, wie wer dieses Einzelne sich zur ausschließlichen Aufgabe macht. Deßhalb ist eine solche Arbeit, wie die des Hrn. Kletke, schon an sich als etwas ganz Neues, erfreulich, und sie ist es noch mehr, da man sich aus ihr überzeugen lernt, mit welchem Fleiße, mit welchem feinen Geschmack und verständigen Urtheil, mithin mit welchem inneren Beruf zur Sache er seine Aufgabe zu lösen gewußt hat. Dieß zeigt sich theils in dem einleitenden Vorwort, theils in der Auswahl der Dichter und der Lieder, theils in den mit dem biographischen Anhange verbundenen Beurtheilungen.

In dem Vorworte wirft der Verfasser einen Rückblick auf die Periode der geistlichen Dichtkunst vor Novalis, deren „poetische Armuth sich noch bis in die Gegenwart herauf in einer Anzahl von Gesangbüchern ein trauriges Andenken bewahrt.“ — „Und, setzt er hinzu, was ließe sich auch wahrhaft Großes von der poetischen Befähigung einer Zeit erwarten, die ihre Anregung allein von der Oberfläche der Dinge schöpft, die das Ziel alles menschlichen Strebens nur in der äußeren Unlabelhaftigkeit der Handlung erblickt, ohne den tiefern Grund zu verfolgen; die ohne Aufhören die Erbadenheit der menschlichen Tugend lobpreist und in lächerlichem Egoismus jedes Blatt eines Baumes, jedes Staubkorn der wunderreichen Schöpfung um ihretwillen erschaffen glaubt.“ Es hätte vielleicht dieser Mangel an Tiefe und Innigkeit noch näher in seinem Einfluß der Zeitphilosophie nachgewiesen und mit der Erschlaffung der Bande kirchlicher Gemeinschaft und mit der Entfremdung des damaligen Christenthumes von dem Kern und Grunde des lebendigen Christenglaubens, der Bibel, in Verbindung gesetzt werden dürfen.

Nun wird mit wenigen, aber treffenden und geistreichen Zügen das Erwachen einer gläubigen und frommen Poesie, und der ebenso poetischen Frömmigkeit in den Liedern von Novalis, von Schenkendorf, von Moritz Arndt, Albertini und Anderen geschildert. Es wäre vielleicht auch hier zur Verständigung über den Ursprung und Zusammenhang der Sache am Orte gewesen, dieses Wiedererwachen unter den zusammenwirkenden Einflüssen der Romantik, der Naturphilosophie und der Herrnhutischen Glaubensrichtung darzustellen, wie dieß am offendarsten bei Novalis erscheint, dessen katholisirende Elemente aus der Romantik flossen, der zugleich Naturproseß und Gemüthsbedürfniß mit seiner mystischen Weltanschauung verschmolz, und den gleichwohl bei Allem

Digitized by Google

der Grundton einer ganz evangelischen Glaubensansicht mit der Concentration aller Empfindungen und Gedanken in der Liebe zu seinem Heilande durchdringt. Entschiedener tritt dann schon dieses letzte Element bei Albertini hervor und bleibt auch vorherrschend bei allen denjenigen geistlichen Dichtern dieser neuesten Zeit, bei welchen die christliche Poesie nichts von außen Angenommenes noch phantastisch Erhitztes, sondern der warme, zarte, innige Ausdruck des Erlebnisses und der Stimmung ist. Dieß gilt auch von Solchen, welche einer andern Kirche angehören oder vielleicht gar in eine solche erst übergetreten sind.

Mit Recht wird von dem Verfasser die lyrische Subjektivität dieser meisten neueren geistlichen Dichter hervorgehoben, weßhalb auch nur etwa Garve, der den kirchlichen Ton und die Stimmung der Gemeinden glücklicher traf, einen allgemeinen Einfluß in den Gesangbüchern und im Gebrauche der Gemeinden gewonnen haben dürfte. Es sind indessen auch sonst noch einzelne Lieder in der Sammlung, die sich zur öffentlichen Einführung eignen möchten, und weßhalb das Buch Allen, welche sich mit einem hymnologischen Geschäft befassen, ernstlich empfohlen zu werden verdient.

Der Dichter selbst, deren Lieder vorgeführt werden, sind außer Novalis, der billig mit neun Nummern voransteht, aus dem Kreise der schon Bekannten Albertini, Mahlmann, Weissenberg, Krummacher, Arndt, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Otto Heinrich Graf von der Löben, Justinus Kerner, Schenkendorf, Schwab, Fouqué, Eichendorff, Malsburg, Hey, Fink, Friedrich von Mayer, Albert Knapp, Garve, Döring, Rückert, Platen, Theremin, Smets, Spitta, Möwes, Lange, Julius Kreis u. A. m. Auch hat der Herausgeber ansprechende eigene Dichtungen mitgetheilt. Unter den bisher noch nicht oder wenig gekannten sind mehrere Frauen, die sich durch ein hohes Talent schlichter Innigkeit und zarter Gedanken auszeichnen. Dahin ist zuerst Henriette Gottschalk zu rechnen, welche schon deßhalb Aufmerksamkeit und Hochachtung verdiente, weil sie auf Schenkendorfs geistige Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt haben soll. Von ihr ist ein Cyclus überaus ansprechender Liedchen mitgetheilt, aus welchem folgendes Osterlied jedem Gesangbuche zur Zierde und jeder Gemeinde zur Erbauung gereichen müßte:

Mein Heiland ist erstanden
Aus finstrer Grabesnacht;
Tod, wo sind deine Banden?
Wo, Hölle, deine Macht?

Du kannst mich nicht mehr schrecken,
Du modervolle Gruft!
Du sollst mich nur bedecken,
Bis mich mein Heiland ruft.

Er wird am Tag der Garben
Auf Leichenfeldern gehn,
Wird wecken, die ihm starben,
Und seine Saaten mähn.

Wir leben im Vertrauen,
Wir sterben unsrer Pflicht:
Das Glauben führt zum Schauen,
Des Kreuzes Bahn zum Licht.

Eine andere gemüthvolle Dichterin ist Luise Hensel, von welcher das, in dem württembergischen Gesangbuchs-Entwurf irrigerweise dem Max von Schenkendorf zugeschriebene Lied „Immer muß ich wiederlesen" herrührt, und welcher es, wie kaum einem andern Dichter der Gegenwart, gelingt, in der einfachsten Sprache die tiefsten eben so poetischen als frommen Gefühle vorzutragen. Ihr „Nachtgebet" sollten alle Kinder lernen:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Aeuglein zu;
Vater, laß die Augen Dein
Ueber meinem Bette seyn.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen Dir befohlen seyn.

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn.

Ein Lied von gleicher Innigkeit, Einfalt und Wärme ist hier (S. 305) zum ersten Male abgedruckt. Es führt die Unterschrift „Hedwig" und soll einer Frau der ersten Kreise angehören:

Am zweiten Ostertage.

Ein Gott der Liebe und Geduld
Hat sich auch mir bewährt;
Ein Gott, der selbst ein Herz voll Schuld
Erleichtert und erdrt.

Wenn ich mir keinen Rath gewußt
Und knieend vor Dir lag,
Dann rief ich Dich aus tiefster Brust,
Bis alle Angst sich brach.

Digitized by Google

Und war die Sorge noch so groß,
Es wich ihr eisern Band;
Ich weinte sie in Deinen Schooß
Und faßte Deine Hand.

Die Hand, an der ich mich erhob,
Seit mir das Licht geschenkt,
Ihr dankt mein Lied und singt mein Lob,
Wie sanft sie mich gelenkt.

Ja wenn mir vor dem Tode graut,
So blick' ich auf zu Dir!
Der Gnade habe ich vertraut,
Herr so geschehe mir!

Es ist sonst nicht die Neigung dieser Blätter, den deutschen Schriftstellerinnen Lob zu spenden, da so viele derselben auf einem Felde auftreten, wo sie mit aller ihrer Eitelkeit nichts oder wenig leisten. Aber hier, in dem Kreise der geistlichen Dichtung, ist, zumal in der evangelischen Kirche seit Luthers Gevatterin, der Kreuzigerin, von demüthigen und glaubensvollen Frauen manch ein erhebender und trostreicher Ton erklungen, und hier ist auch der Ort, wo die Frauen mit ihrer Begabung zunächst hingehören, und wo der Apostel auch nur den unbegabten und eiteln das taceas in ecclesia zurufen wird. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser keines von den Liedern der Sophie Herwig aufgenommen hat, deren eines im württembergischen Gesangbuchs-Entwurf, und mehrere, theilweise noch poetischere, in dem Knapp'schen Liederschatze stehen.

Unter den wenigen namhaften Dichtern, die er übergangen hat, wird wohl von Vielen der jüngstverstorbene Bahnmaier vermißt werden, dessen Missionslied „was zieht so mächtig Herz und Sinn" nicht bloß in die Sammlungen von Bunsen und Knapp aufgenommen, sondern auch schon in neuere Gesangbücher, z. B. das Berliner, übergegangen ist.

Diese Bemerkungen sollen indessen dem entschiedenen Werth und Verdienste der Schrift keinen Eintrag thun, welche sich auch noch dadurch ganz besonders empfiehlt, daß die Texte in völliger Reinheit mitgetheilt sind, und wo dieß nicht geschah, wie, aber nur als seltene Fälle, bei einem Liede von Knapp und dem von Gustav Schwab, davon genaue Angabe gemacht wird.

Es dürfte wohl in manchem Hause kein liederes Weihnachtsgeschenk erscheinen, als diese, auch in der äußeren Ausstattung, geschmackvolle Sammlung der schönsten und ansprechendsten Proben deutscher geistlicher Poesie.

Reise.

Nordseebilder. Erinnerungen einer Reise auf den Westküsten Holsteins, Schleswigs und Jütlands von Hamburg bis Skagen. Von S. S. Blicher. Aus dem Dänischen. Kiel, Schwers, 1841.

Zu den noch am wenigsten von Reisebeschreibern abgeweideten Gegenden gehört Jütland. Gewiß kommt selten ein Fremder an diese Küsten, wo Meer und Sand sich beständig die Grenze streitig machen. Blicher hatte daher das Glück, in seiner Beschreibung mit keinem Vorgänger rivalisiren zu dürfen. Und wir konnten uns von seinem kleinen Werk um so mehr Vergnügen versprechen, als er ein Dichter ist, der voll warmer Liebe für sein dänisches Vaterland sich auch schon mit Glück in romantischen Darstellungen aus der Geschichte desselben versucht hat.

Auch ist die Reiseschilderung wirklich recht originell, geistvoll und lebendig, wir möchten sagen, sie ist es fast zu sehr. Die rasche, mitten in Gedanken abspringende, von einer unendlichen Menge von Exclamationen und Fragezeichen unterbrochene unruhige Schreibart contrastirt fast zu sehr mit den einförmigen Gegenden und mit dem ruhigen Charakter der Strandbewohner, von denen geschrieben wird. Kaum glaubt man, daß der in so wunderlichen Sprüngen umirrende Geist in diesen Dünen zu Hause seyn könne.

Hören wir z. B. was er von der Stadt Tondern sagt. Wie wahr und geistvoll ist sein Urtheil, aber wie melodramatisch abgerissen seine Sprache. „Spitzen und Goldhorn — Spinnengewebe und Erz. — Ich kann Tondern nicht leiden, bloß um dieses Spinnengewebes halber. Ich liebe überhaupt keine Arbeit, die Andere ausschließt, die zur Alleinbeschäftigung, zur Fabrikarbeit oder zu Manufakturwerk wird. Einförmigkeit in Beschäftigung und Lebensweise stumpft stets die Seele ab, wenn auch nicht immer den Körper, und macht den Menschen zur Maschine. In den großen Fabriken, in den Seiden-Gefängnissen, den Baumwollen-Zuchthäusern, den Cambrai-Verbesserungshäusern verkaufen die Menschen sich selbst zu Sklaven, sich selbst und ihre Kinder in viele Glieder. Diese Art Knechtschaft ist mir viel widerwärtiger, als eigentliches Zuchthauswesen; der Dieb, der Betrüger, der Räuber, jedes der menschlichen Gesellschaft feindliche Mitglied soll unschädlich gemacht werden, und ein solches leidet gerechte Strafe, und leidet sie allein. Aber der Fabrikarbeiter macht Weib und Kinder zu Mitgefangenen, zu Leibeigenen. — Wenn sie sich nun in der Gewalt eines geizigen und folglich fühllosen Gefangenvoigts befinden, oder in Einer, der durch Verschwendung oder Unglück verarmt, sie verhungern

Digitized by Google

faßt, dann setzen sie sich in Kriegsstand gegen die Gesellschaft und stürmen aus ihren Bagnos als „Radikale“ und „Cannuts“ heraus. — Der Bauer hat mancherlei Abwechselung bei seinem Thun, er säet mit Hoffnung und er erntet mit Freude; selbst der Frohndauer, selbst der russische Leibeigene führt ein Herrenleben gegen einen Glasgower Weber und einem Birminghamer Schmied. Das Weib soll arbeiten, so gut wie der Mann; aber mit Abwechselung und Freiheit, „sie streckt ihre Hand aus nach Wolle und Flachs“ — wie er spricht, — jener alte Freund der Frauen — „nach Garnwinde und Spinnrocken — sie pflanzt einen Weinberg von der Frucht ihrer Hände.“ — Aber die Spitzenklöpplerin, was thut sie? Sie streckt ihre Hand nach der Filirnadel aus, und nach dieser allein, und körperliche Schwäche, wenn nicht noch Schlimmeres, ist oft die einzige Frucht ihrer Hände. Sie „lacht der Zukunft nicht entgegen.“ — Ist das ihr Haus, das sie „mit Speise und Trank bercichert?“ Ist es ihr „Mann, ihre Kinder, die sie selig preisen?“ — Es ist der Spitzenkrämer, den sie bereichert; er ist es, dessen Seidenwurm sie ist, der sich wenig um den Schmetterling kümmert, wenn er dessen Gespinnst erhält. — Und darum müssen tausend Schmetterlinge in ewiger Gefangenschaft sitzen, damit Andere in der Freiheit sich mit dem Spinngewebe behängen können, in welchem es sich zuweilen trifft, daß der Ehemann ausgesaugt wie eine Fliege hangen bleibt. Da preise ich mir die Zeit der Goldhörner; sie war wenigstens der Weiber goldnes Alter. — Freilich kannten diese weder Spitzen noch Blonden; freilich bedeckten sie ihren schönen Leib mit selbstgewebten Wollenhemden und selbstgenähten Pelzunterröcken, aber ihre Umarmungen brachten Helden hervor. — Die Goldhörner! O du gottloser Rauber! warum nahmst du nicht alle Schätze und Herrlichkeiten der Kunstkammer, * Königin Margrethes goldnen Becher dazu, und ließest diese, bloß diese stehen — bloß um den Köpfen der Gelehrten zu schaffen zu machen! — Wo der Philosoph nach Hypothesen greift, da ergreift den Dichter die Phantasie und läßt ihn in Freiheit und Herzenslust sich umhertummeln. — Wie oft habe ich Hieroglyphen der Goldhörner angestaunt und mich darüber belustigt, daß ich nichts verstand; so hatte ich ja die Freiheit, mir die Auslegung nach meinem eignen Gutdünken zu bilden, und die Goldhörner entweder zu phönizischem oder punischem Stammgut zu machen oder zum Andenken aus einer Vorwelt, an welche die Menschen der Gegenwart nicht glauben, weil es schwer ist, ihr einstiges Daseyn zu beweisen. — Hm! Die Erwachsenen, die Alten, die Verständigen, sie gingen Jahr aus Jahr ein über die Goldhörner hin, ohne sie zu finden und zu ahnen; aber Kinder fielen über sie! Sind goldne Wahrheiten nicht auch oft von den „Unmündigen“ (den Dichtern) gefunden worden, welche die „Weisen“ (die Philosophen) übersehen haben? — Es thut uns armen Kleinen so wohl, die Großen „toll in der Perücke“ und „einander in der Perücke“ über Etwas zu sehen, was weder sie, noch wir begreifen können, und worüber sie sich deshalb ärgern, während wir Andern uns darüber freuen. — Guter ehrlicher Peter Erasmus! Alter Knud mit der Nachtlampe! Habt ihr jetzt ein helleres Licht erhalten, als die Thranlaternen an Bandkonsten * und das Sparlicht ** am Limfjord? Doctissimi! illustrissimi! Ich armer depositurus weiß nur so wenig; erlaubt mir etwas mehr zu glauben.“ In diesem Styl ist das Ganze geschrieben.

Die rauhen Bewohner der Westküste Dänemarks, die man für Halbwilde hält, werden vom Verfasser als redliche, feste, an tägliche Gefahren gewöhnte und darum etwas trockene Menschen geschildert, bei denen namentlich noch unglaublich reine Sitten herrschen sollen.

Im Anhang ist die altdanische Sage von Hamlet, die Shakspeare sehr frei umgebildet hat, nach Saxo Grammaticus, so wie ein und das andere altdänische Volkslied mitgetheilt.

---

* Die beiden kostbaren goldnen Hörner aus der Kopenhagener Kunstkammer wurden vor einigen Jahren entwendet und von dem Diebe eingeschmolzen. Hier waren sie gefunden.

* Ein Ahorn-Becher, das Kleinod der Gelehrten-Gesellschaft zu Kopenhagen, an dem sich oft die Gelehrten bei ihren Gastmählern ergötzten.

** Ein Abendstern, das Kleinod der Gelehrten-Gesellschaft zu Aalborg.

* Ein Abtritt, etwas düsterer Platz in Kopenhagen, an dem sich oft die Gelehrten bei ihren Gastmählern ergötzten.

** Wahrscheinlich Spottname eines schlechten Leuchtthurms.

Roman.

Die Familie Treuenfels. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege, von Moriz Richter. Leipzig, Wiendrack, 1841.

Mit viel Sentimentalität geschrieben, obgleich es sich von einer sehr rauhen Zeit handelt. Der poetische Hauptzug in diesem Roman ist die rührende Liebe eines Zigeunermädchens zu einem Offizier. Sie begleitet ihn in männlicher Verkleidung auf seinen Feldzügen, ohne ihm ihre geheime Liebe zu entdecken und ohne daß er sie erkennt. Endlich stirbt sie à la Mignon und er heirathet ein Fräulein, die ihm vom Himmel bestimmt war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. März 1842.

Geschichte.

Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin, Bibliothekar an der k. öffentl. Bibliothek und Aufseher der k. Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung in Stuttgart, Prof. ꝛc. Erster Theil. Stuttgart u. Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

Immer mehr reinigen die speziell-geschichtlichen Forschungen den echten historischen Kern von der überflüssigen Zuthat unbeglaubigter Nachrichten und vorgefaßter Meinungen, und hellen dadurch zugleich die Verwirrung auf, die so lange ein formeller Uebelstand deutscher Alterthumsforschung waren. Unter den Werken, die in dieser Beziehung eine strenge Reform begonnen haben, nimmt das vorliegende einen hohen Rang ein. Vor allem hält dasselbe den Grundsatz fest, nichts sehen zu wollen, was nicht wirklich da ist. Sehr oft begegnet es Geschichtschreibern einzelner Provinzen und Landschaften, aus Vorliebe für die eigene Heimath, aus einem löblichen Patriotismus, aus wenigstens verzeihlichen Neigungen und menschlichen Rücksichten in Bezug auf das Alterthum von Ortschaften oder Familien sich Hypothesen hinzugeben, den Ruhm zu antedatiren, die unsichtbaren Wurzeln der Geschichte in eine mythische Nacht zu verfolgen, die niemals mehr aufzuhellen ist. Von alledem ist die besonnene Forschung Stälins frei. Indem er aber unbarmherzig alles Unhistorische abschneidet, ersetzt er diesen Verlust dem Liebhaber reichlich durch die Fülle von verbürgten Nachrichten über die schwäbische und zunächst württembergische Vorzeit, die in solchem Umfang und in solcher Klarheit noch nie gesammelt und geordnet worden sind.

Jedem Zeitabschnitte stellt er ein kritisches Verzeichniß der Quellen voran. Darunter gehören auch Denkmäler, Inschriften und Münzen, die besonders für den ersten Abschnitt, die römische Zeit, wichtig sind. Sämmtliche in Schwaben aufgefundene altrömische Inschriften sind hier gesammelt, in chronologischer Folge hintereinander abgedruckt, und wo es nöthig war, kritisch erläutert. Eben so sorgfältig hat der Verfasser alle andern Römerdenkmale und die in bereits unglaublicher Anzahl vorhandenen Schriften darüber verglichen und geprüft. Sein Gemälde des Oberdonau- und Neckargebiets zur Römerzeit ist daher zu einer überraschenden Klarheit gediehen. Hier nur eine kleine Probe aus der Schilderung des römischen Heerwesens. „Aus den Inschriften, die sich in unserm Südwestdeutschland zufällig erhalten haben, erfahren wir z. B., daß der Tribun, der die 24ste Coborte freiwilliger römischer Bürger befehligte, aus Sicca Veneria in Afrika gebürtig war; unter der 22sten Legion befand sich ein Tribun aus Sinope am schwarzen Meer; eine andere Coborte stund unter einem Centurio aus Domana in Kleinarmenien. In dieser Art findet sich auch auf einer Alpirsbacher Inschrift ein Tribun, welcher als solcher in 4 Legionen vorkommt und mit ihnen an den verschiedensten Orten gestanden seyn muß. Aber auch ganze Coborten von Barbaren und Provincialen wurden, wie schon bemerkt, zu den römischen Legionen als Hülfsmannschaft gestoßen, schon von Marc Aurel wird angeführt, daß er gegen Germanen germanische Hülfsvölker in Sold nahm. — Eine solche Coborte (cohors I. Germ.) stund z. B. in Jagsthausen und Ohnhausen. Natürlich wurde bei der Auswahl der Hülfscoborten viele Rücksicht auf die streitbarsten Völkerschaften genommen, wie denn, abgesehen von den Germanen, die illyrischen Provinzen für die tapfersten galten, deßgleichen unter den Spaniern die Asturier. Auch die Britannier hatten den Ruhm guter Krieger, die Rätier waren wegen ihrer Wuth im Kampfe bekannt. Demgemäß stritt in Süddeutschland für die Römer, so weit die Inschriften berichten, eine cohors dalmata, cohors Asturum, cohors I. Brittonum, sonstige Brittones, Brittonis caledonii, Brittones triputienses aus

Digitized by Google

Triponsium in der Nähe des heutigen Rugby, cohors I. Helvetiorum, cohors III. Helvetiorum, cohors III. Aquitanorum equitata civium romanorum, eine cohors II. Augusta Cirenaicorum equitata. Dagegen waren germanische Schaaren in Italien und unsre östlichen und südöstlichen Anwohner und Nachbarn, die Ratier, an vielen Enden und Ecken des römischen Reichs, aber auch in der Hauptstadt selber aufgestellt." Welcherlei Volk tummelte sich damals in Schwaben!

Mit besonderer Sorgfalt verfolgt der Verfasser den Zug des großen Grenzwalles (der sogenannten Teufelsmauer), welchen die Römer im Norden Schwabens gegen die Deutschen aufwarfen, und den eben so wichtigen römischen Straßenzug von Vindonissa (Windisch bei Brugg im Aargau) nach Regino (Regensburg). Bekanntlich ist dieser Weg auf der berühmten Peutingerschen Tafel bezeichnet; man hat aber auf den heutigen Landcharten seine Richtung bald mehr nördlich, bald mehr südlich gesucht und ist über die Identität der Orte, bei welchen der Weg in der Peutingerschen Tafel vorbeiführt, mit heutigen Ortschaften nicht einig. Herr Stälin erklärt sich nach einer umfassenden Vergleichung und Prüfung aller Meinungen für diejenige, welche den Weg auf das linke Donauufer führt: „Wenn nach Anleitung wirklich erhaltener Ueberbleibsel von römischen Straßen eine Muthmaßung über den Straßenzug aufgestellt werden soll, so scheinen neuere Untersuchungen* etwa folgende Richtung wahrscheinlich zu machen.** Von Vindonissa (Windisch) bis Tenedone hat die Karte als Entfernung VIII, was hier und bei den nächstfolgenden Orten, als zu Gallien gehörig, wohl Leugen sind, und, 8 Leugen zu 4 kleinen Stunden gerechnet, der Entfernung von Zurzach entspricht, auch die Ansetzung von Tenedone daselbst rechtfertigt; von hier 14 Leugen (7 Stunden), freilich 2 Leugen zu wenig bis Juliomago, Hüfingen, einem bekannten Römerort; 11 Leugen (5½ St.) nach Brigobanne, Rotweil, jener bedeutenden römischen Niederlassung; 14 Leugen nach Aris Gavlis, in der Gegend von Sulz; 14 Leugen von da nach dem, durch zwei Thürme angedeuteten Hauptort Samulocenis (Rotenburg). Wenn man von Samulocenis die bisherige Straßenrichtung fortsetzt und von nun an statt Leugen römische Meilen annimmt, so ist man nach 22 derselben in Grinarione, entsprechend der Stadt Böblingen, dem Fundort mehrerer römischer Alterthümer. Die nächste, sehr bekannte Römerstadt war auf dem Altenburger Feld bei Canstatt in einer Entfernung von 12 R. Meilen, westhalb Clarenna hier anzusetzen ist, und zu vermuthen steht, daß die Zahl XII., welche auf der Tafel unregelmäßiger Weise unter der Straßenlinie zwischen Grinarione und Clarenna vereinzelt angebracht ist, nach Grinarione hatte gestellt werden sollen. Bei Canstatt, dem Hauptstraßenknoten, haben wir unter den vielen zu Gebote stehenden Straßen eine östliche aufzusuchen, denn das Ziel unseres Weges ist Regensburg, und der leere Hacken zeigt nach der Einrichtung der Tafel eine bedeutende Straßenkrümmung an. Die 22 Meilen, die nach Clarenna angegeben sind, bringen uns nach Welzheim, einer Niederlassung am limes, die sich noch aus vielen Spuren erkennen läßt und hier ist ohne Zweifel ad Lunam d. h. das Lager an der Lein, die hier vorüberfließt. Von da sind 20 R. Meilen nach Aquileja, entsprechend der Entfernung von Aalen, wodurch dieser Stadt jener alte Name zugesichert wird; von Aalen 18 R. Meilen nach Opie, Bopfingen und den bedeutenden römischen Verschanzungen, die dort um den Zpf gefunden worden sind. Für die Orte des weitern östlichen Verlaufs lassen sich folgende Punkte mit zutreffender Meilenzahl ausmitteln, die noch zudem, besonders auf der letzten Strecke, durch wohlerhaltene Straßenreste bestätigt werden: für Septemiaci, Maidingen; Losodica, Oettingen; Medianis, Markhof; Jciniaco, Jzing; Biricianis, Burgmannshofen; Velconianis, Nassenfels; Germanico, Kösching; Celeuso, Kelheim; Abusena, Abensberg; Regino, Regensburg. Bei der gegebenen Bestimmung von Septemiaci, Losodica, Medianis, welche weniger sicher ist, als die der übrigen Orte, wird eine bedeutende nördliche Krümmung der Straße angenommen, welche vielleicht aus den Bodenverhältnissen des Rieses abgeleitet werden darf." — Herr von Jaumann, dem man die genauere Kenntniß der Alterthümer von Sumloeenne (Rotenburg) verdankt, hat die südliche Richtung der Straße beibehalten, obgleich er dadurch genöthigt wurde, neben seinem Sumloeenne noch ein zweites Samulocenis im Süden der Donau anzunehmen. Der Verfasser theilt am Schluß dieser interessanten Abhandlung noch ein Verzeichniß der neuern Ortsnamen mit, in denen man jene altrömischen Stationen hat wiederfinden wollen. Sie beweisen, wie weit die Meinungen von einander abweichen.

Nicht minder werthvoll sind die Uebersichten alter Nachrichten, die uns römische Autoren über die Kriege der Römer und Alemannen in diesen Gegenden hinterlassen haben, und die damit verbundenen geographischen

* Des Topographen Paulus in den Württembergischen Jahrbüchern.

** Bei der oben folgenden Annahme erregt nur der Umstand Bedenken, daß schon von Rotenburg an, noch auf bestimmt obergermanischem Boden, nach römischen Meilen gerechnet werden muß. Auch möchte man bei Brigobanne zunächst an einen Ort, der an der Berg oder der Brigach läge, denken.

Digitized by Google

Erörterungen der Punkte, an welchen sich Hauptbegebenheiten zutrugen. Freilich sind jene römischen Nachrichten unvollständig, zuweilen widersprechend oder höchst oberflächlich und im Styl moderner Bulletins von den Panegyrikern der Kaiser abgefaßt. Zehnmal für einmal scheint ihnen zufolge das alemannische Volk für immer vernichtet, und in wenigen Jahren steht es wieder da, mächtiger als je.

Auch auf die innern Zustände des Volks wirft der Verfasser so viel Licht, als die Sparsamkeit und Dunkelheit der Geschichtsquellen zuläßt. Erst das berühmte Alemannische Gesetz läßt einen tiefern Blick in diese Zustände thun, deßhalb hat Herr Stälin aus demselben auch alle bedeutenden sittengeschichtlichen Resultate gezogen. Die vergleichende Tabelle, welche die Strafansätze für verschiedene Verbrechen enthält, ist besonders lehrreich.

Nach dem Abschluß der römischen Periode beginnt die fränkische, denn bekanntlich wurden die Alemannen schon im sechsten Jahrhundert vom großen Reich der Franken abhängig und mußten von ihnen weltliche und geistliche Herren, Herzöge, Grafen und Bischöfe annehmen, oder mußten die einheimischen Herrn wenigstens huldigen. Die aus dem Dunkel jener Zeiten auftauchenden Herzoge werden in ihrer Reihenfolge neben den fränkischen Königen und den bedeutendsten Bischöfen aufgezählt und, wo es möglich ist, werden Geschlechtstafeln mitgetheilt. Daran reiht sich eine Uebersicht aller alten Gaue und der Nachrichten, die darüber erhalten sind. Der Verfasser ist nicht der Ansicht, welche einst Ritter v. Lang zu verbreiten suchte, daß die Grenzen der alten Gaue mit denen der ältesten kirchlichen Dekanate zusammenfallen und daraus wiederzuerkennen sind. Er hat vielmehr so viele Abweichungen von dieser Regel gefunden, daß die Regel selbst keine mehr ist.

Indem der Verfasser die Geschichte aus der merowingischen durch die karolingische Zeit fortführt und im vorliegenden Bande bis zum Jahr 1080 gelangt, befolgt er bei jedem Abschnitt den schon angegebenen Grundsatz, stets die Quelle voranzuschicken und nur das historisch Gewisse kurz und klar zusammenzufassen. Je weiter die Geschichte vorschreitet, um so mehr machen sich neben der alten Gaueintheilung die Gebiete der großen Klöster und einzelner Dynasten bemerklich. Die Entstehung der zahlreichen schwäbischen Klöster, die meistentheils einen Heiligen zum Stifter haben, geht der Entstehung der Stammburgen edler Geschlechter voran. Herr Stälin verzeichnet sie alle, so weit davon Kunde erhalten ist, mit Benutzung aller noch vorhandenen Urkunden. Dieser sehr ins Einzelne gehende und viel umfassende Theil seiner Arbeit erforderte die größte Umsicht und Ausdauer. Ein Register am Schluß erleichtert das Nachschlagen.

Der Fortsetzung dieses ausgezeichneten Geschichtswerks sehen gewiß alle, die sich nicht nur für schwäbische Geschichte insbesondere, sondern auch für die allgemeine deutsche interessiren, mit Freuden entgegen.

Ueber Träume.

1) Traumleben. Traumwelt. Vom Verfasser der Preisnovelle Zeitspiegel. Leipzig, Volckmar, 1842.

Viel Klarheit wird durch dieses Buch nicht in die Traumwelt gebracht. Es spiegelt sich darin meist nur das Nebelhafte und verworrene Wesen des Traumes ab. Zuerst in lyrischen Expressen, dann in Mährchen.

Beim Zwillingsbruder Thanatos
Am Rand des Erdenpfades,
Liegt Hipnos ernst und riesengroß, —
Am Riesenthor des Hades:
Abseit umarmt Vergessenheit
Die Trägheit — ist das Zärtlichkeit?

Mohnköpfe sprießen hoch empor.
Die Mandragorasblume
Beschatten Morpheus, Phobetor
Und Itatos, die Träume
Die Hipnos zeuget. — Seinen Thron
Bewacht der Held — Phantasion.

Noch träumt das alte Heidenthum
Die Träume voll Entseyen,
Es sucht des Christenthumes Ruhm
Hohnlachend zu verleyen.
O Heidenwelt! schon ist es spät,
Wach auf — es hat der Hahn gekräht.

Laß kräh'n den Hahn, laß fahren hin
Die mitternächt'gen Stunden,
Es ist die hohe Priesterin
Nicht an die Zeit gebunden.
Das Zaubertränklein gährt und schäumt;
Die Seherin — sie trinkt — sie träumt.

Eins der meisten in sich abgerundeten Gedichte ist folgendes.

Was fängt das Kind zu weinen an
Auf seiner Mutter Armen,
Wer hat ihm was zu Leid gethan? —
Voll Mitleid und Erbarmen

Digitized by Google

Trägt es die Mutter hin und her. —
Das Licht der Sonne scheint nicht mehr.

Es hat so süß gebabbelt, gelacht,
Als golden die gesunkelt,
Sein Augenspielzeug hat die Nacht
Verhüllet und verdunkelt:
Das Kind weint auf der Mutter Arm,
Es blickt der Mond nach ihm mit Harm.

Ein Grau'n zieht durch die Wälder hin,
Es bebt das Laub im Winde;
Wenn ich dem Grau'n entwachsen bin,
Fühl' ich es doch im Kinde.
Vorüber ist die Abendluft,
Die Nacht verengt mir Herz und Brust.

Sag' an, o Sonne, wo du bist,
Nacht läßt so tief alleine,
Wenn keines Menschen Freund sie ist,
Wie wäre sie der meine?
Sind wir auch noch so fromm und still —
Sie gibt doch keinem was er will.

Das Vöglein schließt die Augen zu,
Es mag die Nacht nicht sehen,
O Mutter, bring das Kind zur Ruh,
Nichts Bess'res kann geschehen,
Als daß ein Traumbild niedersteigt,
Das ihm im Schlaf die Sonne zeigt.

Auch in folgendem Gedicht ist ein glücklicher Gedanke angedeutet, aber nicht durchgeführt.

„Es winselt aus des Kerkers Raum:
„„O fänd ich Freiheit wieder!““
Da sey' ich mich als junger Traun
Bei den Gesang'nen nieder;
Mich rührt allein ihr Angstgeschrei,
Die Ketten fallen — sie sind frei.“

„Der Blinde weltten Nacht umzieht
Er möchte gerne sehen.
Ich senke mich herab. Er sieht.
Der Taube hört. Es gehen
Die Lahmen, jede Krankheit flieht:
Ich will es nur — und es geschieht.“

Auch die Blumen läßt der Dichter träumen.

Ihr Blumen reich an Schmuck und Zier
Von Gottes Huld begabet:
Die Thiere träumen. Saget mir
Ob ihr auch Träume habet?
Ros', Aster, Lilie, Tulpen, sprecht,
Ich sag' ihr träumet? — hab' ich recht?

Die Rose spricht: mir träumte just,
Ich würde jetzt gepflücket,“ —
Da kommt der Dandi, der mit Lust
Sie abreißt und zerstücket,
Er rupft sie Blatt für Blatt und spricht:
„Rosaura liebt mich, liebt mich nicht.“

Die Aster träumt von einem Grab,
Wo Thränen sie besenchten,
Der Todtengräber reißt sie ab,
Die Inschrift zu beleuchten:
„Dort wie die Sterne glänzen wird
Astraias unser guter Hirt.“

Die weiße Lilie schlank und klar
Sieht sich im Traume stehen
Auf eines Heil'gen Prachtaltar,
Wo fromme Christen flehen:
„O Gott, so Blum' als Mensch ist dein,
Mach uns zu Lilien treuh und rein.“

Die Tulpe hat, als offen war
Ihr Kelch, beschaut, beneidet
Ein ungarischer Leibhusar,
Buntscheckig angekleidet.
Jetzt zeigt im Traum ihr die Natur
Von Leibhusaren eine Flur.

Abgesehen von der nicht unglücklichen Ironie, die in der letzten Strophe liegt, entspricht dieses Gedicht gewiß der Erwartung nicht. Wenn Blumen träumen, müssen sie wohl schöner träumen.

Auch in den prosaischen und dramatisirten Mährchen findet man überall eine an Arnim und Callot-Hoffmann erinnernde Phantasie, deren Bilder aber meist nicht klar und scharf genug hervortreten, deren Witz zu tändelnd ist. Der Dichter läßt sich zu sehr gehen. Er würde offenbar mehr gewinnen, wenn er etwas strenger gegen sich selbst wäre.

2) Die Ironie und die Bildersprache der Träume. Leipzig, Theile, 1841.

Kurzes Resumé aus den alten Traumbüchern des Artemidorus, Achmed ꝛc. Wenn der Herausgeber etwas Neues hätte dazu geben wollen, so würde seine Arbeit mehr Werth haben. Jene alten Traumbücher sind vielfach interessant, bedürfen aber eines gründlichen Commentars aus der alten Naturkunde, Symbolik und Mythologie. Artemidor selbst war schon ein Rationalist, der durch seine sogenannten natürlichen Erklärungen, welche höchst oberflächlich sind, eine ältere weit tiefsinnigere Symbolik verfälscht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. März 1812.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart von Franz v. Kobell. Zweites Heft. München, Liter.-art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1841.

Ueber das erste Heft dieser ausgezeichneten und wahrhaft originalen Dichtungen haben wir schon früher berichtet. Die Fortsetzung bietet nicht minder Interessantes dar. Das Charakteristische, was den Dichter von andern unterscheidet, ist ein höchst glücklicher und behaglicher Humor, der sich besonders in den Volksmundarten ausspricht, aber zugleich ein gewisser Zug von warmer Innigkeit, der leider nicht immer mit dem volksthümlichen Scherz gepaart zu seyn pflegt. Die Mundarten sind in neuerer Zeit nur zu oft zu seelenlosen Witzeleien von solchen Dichtern mißbraucht worden, die dem eigentlichen Volk nicht angehören; während in den echten Volksliedern und Volksscherzen etwas sehr Warmes und Herzliches nicht zu verkennen war. Dieser alten Gemüthlichkeit nun treu geblieben zu seyn, macht dem Verfasser Ehre.

Unter den Gedichten in hochdeutscher Sprache sind mehrere vom zartesten Gefühl, z. B.:

Das Auge.

In den Augen liegt das Herz,
In die Augen mußt du sehen,
Willst die Mädchen du verstehen,
Werben um der Liebe Scherz.

Merke, was das Auge spricht,
Ja das Auge mußt du fragen,
Was mit Worten sie dir sagen,
Freund, das ist das Rechte nicht.

O es ist ein lieblich Spiel,
Wenn die Augen sich belauschen,
Forschend ihre Blicke tauschen,
Keine Rede sagt so viel.

Sonnenlichtes Farbenschein
Kündet sich dir im Juwele,
Farben aus dem Sitz der Seele
Zeigt das Auge nur allein.

Wenn es schwärmt und wenn es lacht,
Wenn es schüchtern freundlich bittet,
Liebend strahlt und keusch gesittet,
O wie schön's die Mädchen macht!

Drum verletze frevelnd nicht,
Scheuet das Auge ihr Vertrauen,
Kannst den Himmel ja nicht schauen,
Trüben Thränen dort das Licht.

Zu den originellen Gedanken, welche bei diesem Dichter häufig vorkommen, gehört folgender von dem Zwiespalt zwischen uns und unseren eigenen Gedanken und Vorstellungen, die frei und unabhängig von uns thun was sie wollen und uns dadurch martern, wie ungehorsame Kinder oder rebellische Unterthanen:

Der Traum.

Es träumte mir, ich sah' in's blaue Meer,
Krystallhell war's bis in die tiefsten Gründe,
Ich sah hinunter in die weiten Schlünde,
Wo keine Rettung, keine Wiederkehr.

Da sah ich Menschenleichen ohne Zahl,
Sah die Gebeine liegen von Millionen
Mit Gold und Waffen und zerbrochnen Kronen,
Die glänzten aus dem großen Todenthal.

Ich sah ein wild unheimliches Gewühl
Von hundertgliedrig greifenden Gestalten,
Als wollten alle Schrecken sich entfalten,
Begannen sie ein grauenhaftes Spiel.

Digitized by Google

Um jene Leichen zerrte sich der Streit,
Ich sah die Leiber würgen und benagen,
Die wohl geblüht in schnell vergangnen Tagen,
Geathmet einst des Lebens Herrlichkeit.

Und wie ich sah, so sträubte sich mein Haar,
Als brennte mir am Herz des Todes Siegel,
Mich selber sah ich in dem grausen Spiegel,
Sah, daß ich unter jenen Leichen war.

Da schlug ein Schrei an mein erbebend' Ohr,
Und schnell verschwanden jene Phantasieen,
Das Morgenroth sah ich im Osten ziehen
Und blühend kam der junge Tag hervor. —

Wer hat euch denn so Gräßliches gelehrt,
Euch sonst so treu ergebenen Gedanken,
Was brecht ihr eigenmächtig alle Schranken
Und stürmet fort von meinem stillen Herd?

Seyd ihr nicht mein allein für diese Welt,
Habt ihr das Recht, von mir euch loszusagen
Und ohne meinen Willen anzufragen,
Wie das Entsetzen seine Mahle hält?!

O armer Mensch mit deiner Weisheit Pracht,
Der Herr wähnst du zu seyn von deinem Denken
Und wenn die Sterne dir den Schlummer schenken,
So höhnt es dich in ungebeugter Macht!

Die Gedichte in oberbayerischer Mundart sind die zahlreichsten und trefflichsten. Sie erinnern zuweilen an Hebel, doch mehr noch an die echten Volkslieder der Gebirge selbst, und die kräftige oberbayerische und tyrolische Natur ist darin meisterhaft abgespiegelt. In vielen dieser Lieder herrscht der zartliche Humor vor:

Wie's halt geht.

'S Diendl hat die Fink'n gern,
Lockt s', thuat ihna schö',
D' Finke' aber fliegen furt,
Laß'n 's Diendl steh'.

'S Diendl hat die Kerschn gern,
Hat sei' Gfall'n dro'
Und die dumma Kerschnbaam
Schaugn s' gar nit o'.

'S Diendl hat die Bliemin gern,
Red't sogar damit,
Und die zupfl'n Dinger da,
Die verstenga s' nit.

Und i laaf zwoa ganzi Jahr'
Um dees Diendl scho',
Und sie fliegt, als waar s' a Fink,
Allewei' davo'.

Und i schaug so oft nach ihr,
Schaug mi' halbet dumm,
Sie macht's wie die Kerschnbaam,
Kümmert si' nix drum.

Und i red' so süß und fei',
Plag' mi' da und dort,
Thut s', als waun s' a Bliemi waar,
Sagt ma nit a Wort.

Kimm' i wied'r amal auf d' Welt,
Woaß i, was i thua,
Werr a Fink, a Kerschnblüh
Ehnder als a Bua.

Auch die Lebensweisheit und Menschenkenntniß macht sich in derben und schlagenden Bildern geltend:

Der Mensch.

Der Mensch is wie a Juchtnstiefi,
Der thuat in Anfang aa koa guat,
Muß viel d'erfahrn und viel schlucke',
Bis daß ihm 's Wasser nix mehr thuat,
Und taugt er 'was und is er z' braucha,
So is er alt, werd nimmer neu,
Und nachher, es is ganz natürli',
Is aa' der Gschpaß gar bald vorbei.

Höchst launig sind einige Fabeln, z. B. vom Fuchs und Hasen.

Es is amal gar was Seltsam's gschegn,
Ma werd ebbes selles so leicht nimmer segn,
A Has' und a Fuchs san mitanand ganga
Und der Has' der vertraut an Fuchs a Verlanga.
Schau, sagt er, i hon no' koan' Menschn gsegn
Und 's waar ma wahrhafti gar viel dran glegn,
Du kennst gwiß oan'
Und i no koan',
Geh' zoag mar an Mensch, i bitt' di' drum,
Daß i aa do' amal zu den Anblick kumm'.
Scho' recht, sagt der Fuchs, dees ko' leicht sey'
Und maust a so hinter den Has'n drei'. —
Da segn s' auf an Feld a kloaleizinga Buabn,
Der sitzt in an Acker und frißt a Ruabn,
Sagt der Has', da schau, ob dees koaner is,
„Na na, sagt der Fuchs, dees woaß i gwiß,
Dees werd erst a Mensch, verstehst mi' mei' Kind,
Es geht mit an Mensch'n nit gar a so gschwind."
Jetz kemma s' ins Holz, steht an alter Mo',
Der hackt ihm da Daaxn, der Has' schaugt n' o',
Is dees nit a Mensch, so fragt er den oan',
„„Na na, sagt der Fuchs, da sichst aa no' koan',
Dees is oaner gwesn und is koaner mehr,""
Und wie'r er so red't, kimmt a Jager daher.

Digitized by Google

Der Haſ macht a Mannl und ſchaugt wie a Luchs,
Sollt' deed oaner ſeyn, ſo fragt er 'n Fuchs,
„„Ja ja du, der is's' jetz ſchaug 'n recht o',““
Er aber ſchiebt o' und macht ſi' davo',
Und 's Haſl hat gſchaugt, auf eamal papum,
Der Jager lat gſchoß'n, da tuglt er um.

Unter ſo vielen heitern findet ſich auch eine ſchauerliche Erzählung, die zugleich ein ſehr originelles Genrebild gewährt:

Die Sennderinn.

A Sennderinn hat a Kalsn gſmacht,
Da hat ſ' an Jager gfund'n,
Der war d'erſchlagn jämmerli,
An Händ und Füßn 'bunden.
„O Sennderinn liebi Sennderinn mei',
Schneid o die Strick, i bitt' di' fei',
Du ſiehſt, wie elend daß i' bi',
O hilf, i' birt', ſunſt bin i' hi'.“
Die Sennderinn ſchaugt a guati Weil,
Ihr hat ſei' Freiheit gar koan' Eil,
Do' endli' noagt ſe ſi' zun ihm,
Als helfet ſ' von die Strick und Riem'.
Und langſam ziegt ſ' ihm 's Meſſer 'raus,
Da nimmt den Jager on a Graus,
Was draht er d' Augn denn ſo weg,
Was macht ihm denn an ſellan Schreck?
Die Sennderinn ſagt ihm ſtaat ins Ohr,
(Ihm timmts ſo laut wie Dunner vor)
„„Mein Buabn haſt d' erſchoßn mir,
Was moanſt, was gehört denn dir dafür?““
Sie geht und ſchneidt zwoa Darn 'zamm,
Daß ſ' juſt an Kreutz geben dahn,
Dees ſteckt ſ' dein ihm in Bodn 'nei'
Und teil't 's gar feſt in Stoaner ei',
„„Verſtehſt mi, ſagt ſ', wann's Schnee o geit,
So woaß ma do', wo oaner leit.““
Und ſchaugt 'n noamal furchtbar o',
Wirft's Meſſer weg und geht davo'. —
Der Winter iſ temma grauſi kalt
Und ſfrorn hat's, es war a Gwalt
Und ſchnieben hats ſcho' Tag und Nacht
Und 's Eis hat ſchier zun Terchtn tracht. —
Da wadt a Mei' in tiefn Schnee,
Tracht't nach der Wallfahrt auf der Höh',
Gar bloach is's und is unetterlos,
Wer werd denn jetz a Wallfahrt thoa?
Bei ſo an Wetter 's is a Graus,
Da jagt ma ja koan Hund nit 'naus.
Und 's Mei' dees arbet' bis in d' Nacht,
Hat d' Wallfahrt nimmermehr damacht,
Gar bald verwaht und floa' verſchniebn
Is ſ' todt am Kreuzweg liegen bliebn. —

Dees Mei', ſchau, war die Sennderin,
So gar ſcharf ſey', bringt nie koan G'winn,
Wer gar ſo hart und wüthi' thuat,
Der ſchad't ihm ſelm, es thuat koa guat.

Unter den Liedern in pfälziſcher Mundart ſind ebenfalls viele ſehr anſprechend durch ihre Naivetät, die ſich übrigens von der oberländiſchen merklich unterſcheidet. Alles iſt hier ſchon etwas mehr ſtadtiſch. Zur Probe folgendes Scherzgedicht:

Die Weiber.

Die Weiber bleibe Kinner
Bis an ihr letſchtes End',
Deß kann mer gar nit läugne',
Wann mer die Weiber kennt.

Als kleene junge Dinger,
Do ſpiele' ſe mit der Popp,
Die vornehm 'rauszuputze',
Deß habe' ſe glei' im Kopp.

Als große hübſche Mädcher,
Wie machte' ſe 's dann do?
Do ſin' ſe ſelber Poppe'
Un' mache's grad a ſo.

Un' krieche' ſe als Madame'
A Kleenes, o wie ſchö',
Do habe' ſe gar a Püppche',
Deß plappert un' kann geh'!

Deß macht erſcht a Vergnüche',
Es iſ jo nit vun Holz,
Un' thut, hübſch angezoche',
Als wie a Alles ſtolz.

So geht's nun eem zum annre'
Bis zu der Großmamma
Un' wann mer 's recht betrachte',
So iſ 'was Gutes dra'.

Dann ſich! weil des Reich Gottes,
Wie 's heißt, de' Kinner iſt,
So kumme' ſe all' in Himml
Die Weiber, ganz gewiß!

Kann man wohl den pledejiſchen Ton rheiniſcher Wirthshäuſer glücklicher treffen als in folgendem Gedicht:

Wie ich noch in Humborch war,
'S werd drei Johr jetz ſey', —
Nee, es ſin ſchun über ſechs',
Ebe' fallt's mer ei',
'S hot der Gaſter noch gelebt,
Der Feldwebl, weeſcht,

Digitized by Google

Der war in der Cumpanie
Sellemol der gröscht',
'S braune Lische war sei' Schatz,
Die war amol schee',
'Meen', ich seh se alsfort noch
Mit dem Lange' geh' ꝛc.

Unter diesen Dichtungen zeichnet sich auch ein artiges Weinlied aus. Die Weine kommen zu Bacchus und verlangen, er soll entscheiden, welcher von ihnen der beste sey? Er kostet von allen, sagt: ihr seyd alle liebe Leute und zieht vor, sich lieber gar nicht zu entscheiden.

In der Hoffnung, daß diese kleinen Proben unsere Leser in den Stand setzen werden, zu beurtheilen, was sie von den übrigen zu erwarten haben, empfehlen wir die ganze Sammlung wiederholt allen Freunden echt deutscher Lyrik.

Naturkunde.

Schmetterlingsbuch oder allgemeine und besondere Naturgeschichte der Schmetterlinge mit besonderer Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Nebst einer vollständigen Anweisung, sie zu fangen, zu erziehen, zuzubereiten und aufzubewahren. Von F. Berge. Mit 1100 colorirten Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1842. 4.

Ein sehr gefällig ins Auge fallendes Werk mit zahlreichen Kupfern, auf denen uns die einheimischen und die schönsten ausländischen Schmetterlinge in ihrer ganzen Farbenpracht entgegenlachen. Gewöhnlich ist jedem Schmetterling seine Raupe und Puppe, nicht selten auch das Ei im Bilde beigesellt.

In der systematischen Eintheilung der Schmetterlinge hat sich der Verf. an Oken gehalten, gewiß mit Recht. Da vielleicht nicht alle unsere Leser diese einfache und natürliche Eintheilung kennen, wollen wir ihren Grundsatz hier kurz bezeichnen. Es gibt viererlei Schmetterlinge: Motten, Nacht-, Abend- und Tagschmetterlinge. In jeder dieser Gattungen gibt es wieder drei Hauptarten, sofern sie je in eine der drei andern Gattungen hinüberspielt. Demnach gibt es vier sogenannte Zünfte und zwölf sogenannte Sippen von Schmetterlingen:

1. Motten.
   Schaben (verwandt den Nachtschm.)
   Wickler (verw. d. Abendschm.)
   Lichtmotten (verw. d. Tagschm.)
2. Nachtschmetterlinge = Phalänen.
   Spanner (verw. d. Motten.)
   Eulen (verw. d. Abendschm.)
   Spinner (verw. d. Tagschm.)
3. Abendschmetterlinge = Schwärmer.
   Widder (verw. d. Motten.)
   Glasflügler (verw. d. Nachtschm.)
   Schnurrer (verw. d. Tagschm.)
4. Tagschmetterlinge = Falter.
   Schlüpfer (verw. d. Motten.)
   Flatterer (verw. d. Nachtschm.)
   Segler (verw. d. Abendschm.)

In wenig Thier-, Pflanzen- und Mineralfamilien ist das Ineinandergreifen der Gattungen so anschaulich wie bei den Schmetterlingen und hier bewährt sich Okens, in andern Fällen bestrittene Methode auf sehr siegreiche Weise.

Der allgemeinen Charakteristik der Schmetterlinge läßt der Verf. die spezielle Beschreibung der einzelnen Arten folgen. Obgleich diese nun für den Gebrauch der Schmetterlingsfänger und Liebhaber ohne Zweifel zureichend ist, hätten wir doch gewünscht, sie wäre noch durch manchen kleinen Zug bereichert worden, der für den Liebhaber gewiß von Interesse seyn müßte. Wer jene reizenden Geschöpfe der Natur, die als lebendige Blumen durch den Sommer fliegen, schon um ihrer Schönheit wegen liebt, freut sich gewiß an jeder Merkwürdigkeit, die außerdem noch etwa ihre Geschichte darbietet. Dergleichen nun sollte in den Schmetterlingsbüchern auch mitgetheilt werden, z. B. daß der Todtenkopf wahrscheinlich mit den Kartoffeln aus Amerika in die alte Welt herübergewandert ist, und daß er in einer ewigen Feindschaft mit den Bienen lebt, daß zwischen ihm und den Bienenstöcken nächtliche Kämpfe stattfinden ꝛc., daß der Schwalbenschwanz erst mit dem Bau des Fenchels in Deutschland eingeführt worden ist, und daß sein erstes Erscheinen allgemeines Schrecken erregte, daß man ihn in Holzschnitt abbildete als ein dämonisches und Unheil verkündendes Thier ꝛc. Nicht zu erwähnen mancher artigen Sage, z. B. vom großen chinesischen Atlas. *

Sehr verdienstlich ist die Anweisung zum Fangen der Schmetterlinge, Einsammeln der Raupen, Erziehen der Eier, Aufbewahrung ꝛc. Zur Tödtung wird heißes Wasser empfohlen. Wo das Insekt durch das Wasser nicht unmittelbar berührt werden darf, reicht der Dampf hin. In einer offnen, nur mit Flor überzogenen Schachtel verkehrt über siedendes Wasser gehalten, sterben die Käfer augenblicklich. Schmetterlinge kann man in eine Blechbüchse eingeschlossen durch dasselbe Mittel tödten. Wie gut wäre es, wenn diese Tödtungsmethode allgemein, statt der an so vielen Orten noch vorherrschenden Thierquälerei eingeführt würde.

* Wegen seiner Schönheit und Größe waren alle Mücken und Motten thöricht in ihn verliebt und warben um ihn. Da erklärte er endlich, um ihrer los zu werden, er werde diejenige unter ihnen heirathen, die ihm Licht von einer brennenden Kerze brächte. Seitdem stürzen sich Mücken und Motten eifervoll in jede Kerze, die sie sehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. März 1842.

Vermischte Schriften.

Abraham Gotthelf Kästners gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Vier Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Enslin, 1841.

Kästner wurde 1719 zu Leipzig geboren, lebte geraume Zeit als Professor der Mathematik und Physik in Göttingen, gehörte zu den Zierden dieser Universität und starb erst 1800. Sein einfacher Lebenslauf bietet wenig Bemerkenswerthes dar, aber desto mehr glänzte er durch seine Kenntnisse und durch seinen Witz. Er besaß etwas von dem scharfen feinen Geist, der an Lessing und Lichtenberg noch weit häufiger bewundert worden ist, als an ihm. Jene Männer dachten klar und schrieben mit der liebenswürdigsten Leichtigkeit und Anmuth. Erst etwas später mit Goethe, Schiller und Johannes Müller begannen wieder die Affektationen des Styls, die sich seitdem immer mehr die Herrschaft in der Schriftsprache angemaßt haben, daher die jetzt gewöhnliche Prosa, über deren unübertreffliche Vollkommenheiten unlängst ein Berliner ein ganzes langweiliges Buch schreiben zu müssen glaubte, sehr weit unter der Prosa Lessings steht und sich bereits wieder dem scholastischen Schwulst nähert, aus dem sie sich kaum emancipirt hatte.

Voran stehn in der vorliegenden Sammlung Kästners Epigramme, die geistreichen Scherze, die ihn hauptsächlich berühmt gemacht haben. Das erste Epigramm ist charakteristisch:

Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — — und starb in Hungersnoth;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Aber nicht nur das siebzehnte Jahrhundert verkannte seine großen Männer, auch das achtzehnte:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt' in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht.

Wir dürfen dieß auf Friedrichs des Großen Verhältniß zu Lessing deuten. Das neunzehnte Jahrhundert scheint alles wieder gut machen zu wollen und überschüttet verdiente und unverdiente Gelehrte mit Titeln, Prädikaten, Orden ꝛc. in Hülle und Fülle, so daß, um glücklicher und geehrter als Kepler und Lessing zu leben, nicht mehr der tausendste Theil ihres Geistes erforderlich ist. Aber worüber kann sich Lessing beklagen? Es hätte ihm ja kaum fehlen können, gekrönter Poet, ja ein Pfalzgraf selbst zu werden, er hätte, wie Leibnitz vor ihm und Goethe nach ihm, die Fürstengunst erringen können, wenn er nicht von jenem fatalen Oppositionsdämon besessen gewesen wäre, durch den sich die besten Köpfe in Deutschland ihre Carriere so häufig verderben, mit dem nun einmal nicht auszukommen ist und für den sie von rechtswegen mit lebenslänglicher Zurücksetzung bestraft werden. Er hat es nicht besser gewollt, habent sibi. Reibt euch die Hände, ihr, denen es besser geht, ohne daß ihr große Männer seyd wie er, und freuet euch im Namen eurer Vorgänger, denen Lessing — nicht in den Weg getreten ist.

Manche unter Kästners Epigrammen gehören jener unschuldigen und wohlfeilen Scherzweise des vorigen Jahrhunderts an, die in dem unseren für sehr trivial gilt.

Eine mütterliche Warnung.

Victorin hört' ich jüngst ihren Sohn belehren:
„Fritz, sieh die Mädchen an, als ob es Gänse wären!"
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens recht.

Digitized by Google

Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben,
Trifft Sie, Madam, gewißlich nicht.
In Gänse, so wie die, von den die Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben.

Unter den größeren Gedichten Kästners befinden sich mehrere außerordentlich vortreffliche, z. B. die geistvolle Fabel von den Eulen:

Einst, da der Thiere Heer den Zeus, wie Menschen, bat,
Und auch manch toll Gebet, so wie die Menschen, that,
Gleich nach der Ziegen Schaar, die bärtig von ihm gingen,
Sah man sich einen Zug von Eulen vor ihn schwingen.
Noch wäre dieß Geschlecht der Vögel Absehen nicht.
Es flog noch andern gleich, und sah das Sonnenlicht;
O Vater, wenn wir dir den edlen Trieb erklären,
Wißt du uns, baten sie, wohl unsern Wunsch gewähren?
Verzeih dem Eigensinn, daß wir den Tag verschmähn;
Was jeder Vogel sieht, das ist für uns nicht schön;
Ein andrer Gegenstand, der uns Vergnügen brächte,
Ist heil'ge Dunkelheit geheimnißvoller Nächte.
Wo nie ein blödes Aug' gemeiner Vögel sieht,
Und wo ihr blöder Witz sich nie zu seyn bemüht,
O möchten wir dahin nach neuen Wunderdingen,
Die selbst kein Adler weiß, mit kühnen Blicken dringen!

So billig ist kein Wunsch, den ich versagen darf,
Sprach Zeus; in Finsterniß sey euer Auge scharf,
Ihr sollt bei trüber Nacht die Wesen richtig finden,
Doch wo die Sonne scheint, da werdet ihr erblinden.

Der Grillenfänger Heer, von eigner Weisheit voll,
Lernt, was sonst Niemand lernt, und Niemand lernen soll;
Wo man nur menschlich denkt, da mag es nichts verstehen.
Und denkt sich absonat, abstrakte Grundideen.

Man sollte meinen, er habe die Hegel'sche Schule damit gemeint, aber sein Gedicht beweist nur, daß es schon vor Hegel Leute gegeben hat, die eben so arrogant waren. Wie überhaupt das Allwissend-seyn-wollen eine sehr alte Krankheit ist. Uebrigens ist es noch ein Lob für die Philosophie, wenn man sagt, sie sehe die nämlichen Dinge, die Jedermann bei Tage sieht, nur bei Nacht. Sie sieht auch manchmal Dinge, die gar nicht da sind, und löst Gottes wundervolle Natur grau in grau in Nebel auf, daß sich darauf nichts mehr abspiegelt, als das Bild des Herrn Professors.

Die prosaischen Aufsätze Kästners sind von sehr mannichfaltigem Inhalt, gelehrt und ernsthaft, witzig und scherzhaft, Gelegenheitsreden, aphoristische Bemerkungen ꝛc. Manches davon hatte mehr Werth für seine Zeit, als die unsere. Doch neben dem Veralteten findet sich auch Vieles von bleibendem Werth oder historischem Interesse. Bemerkenswerth ist seine Abhandlung „über das Unvermögen der Schriftsteller, Empörungen zu bewirken." Er schrieb dieselbe als fünf und siebenzigjähriger Greis im Jahr 1793 und dedicirte sie dem Herzog von Braunschweig-Oels. Seine Absicht dabei war, den heillosen Verdächtigungen und Denunciationen entgegen zu wirken, die damals, beim Ausbruch der französischen Revolution, jeden freimüthigen deutschen Schriftsteller bedrohten. Wie ehrenwerth war es von dem Greise und Mathematiker, der sich sonst nie in die Politik mischte, hier das Wort zu ergreifen. Man kann nicht rühmen, daß sich Veteranen deutscher Gelehrsamkeit dreißig Jahre später bemüht hatten, sein edles Beispiel nachzuahmen. Es wird auch in unsern Tagen noch nicht überflüssig. Es wird auch in unsern Tagen noch nicht überflüssig sein, die klassische Rede Kästners den Zeitgenossen wenigstens ihrem wesentlichen Inhalt nach ins Gedächtniß zurückzurufen: „So gewiß es nicht das Werk philosophischer Schriftsteller ist, was man die französische Revolution nennt, und, weil das ausländische Wort wirklich bei Staatsveränderungen gebraucht wird, die sich von gegenwärtiger sehr unterscheiden, auf deutsch Umstürzung nennen sollte, so sicher scheint es mir überhaupt, daß Schriftstellern zu viel, wie man es nehmen will, zugetraut, oder Schuld gegeben wird, wenn man glaubt, sie könnten als Schriftsteller Empörungen erregen. — Ein Volk, welches sich bedrückt fühlt oder einbildet, wird, in Absicht auf seine natürlichen Rechte, durch Schriften nichts gelehrt, was es nicht schon denkt; das habe ich bereits erinnert. Vielleicht würden ihm auf diese Art eingeführte Rechte, durch die es sich gebunden glaubte, verdächtig gemacht oder als ungegründet dargestellt. So bringt ein Advokat Bauern gegen ihren Gerichtsherrn auf, aber nur im Wege Rechtens; wo es auf Ausführung durch Macht ankommt, sind Urkunden eher zerstört als geprüft. — Mißvergnügte verlangen nicht Lehrer, daß sie mit Recht mißvergnügt sind, sondern Anführer. Dergleichen haben sich meines Wissens bisher unter den Schriftstellern nicht viele gefunden. — Einzureißen gehören Arme, die werden nicht von ihren Köpfen regiert, mehr von den Herzen, am allermeisten von den Magen, und diese fordern etwas Nahrhafteres als Namen, die wegen ihres Verstandes oder Witzes berühmt sind. Die Sanseulottes in Bewegung zu sehen, wurden ihnen doch nicht Rousseau und Montesquieu zu lesen gegeben? — Spott über seine Könige, Große, Minister, Generale, und die Damen, die, ohne Königinnen zu seyn, Frankreich immer regiert haben, hatte der Unterthan der Ludwige lange gesungen. Der Gesang war eher Ableiter

Digitized by Google

seiner Unzufriedenheit, als Condensator, und nie belebte ihn Alles was er von Witz und Wahrheit in einem Liedchen oder einer Spottschrift empfand, nur etwa den Verfasser aus der Bastille zu befreien. — Denn unter dem Despotismus züchtigten ein Paar Jahre Bastille, was bei der Freiheit die Guillotine kürzer bestraft. Der Tyrann, der sich auf seine Stärke verlassen darf, ist selten so grausam, als der, dem Bewußtseyn seiner Schwäche Mord als Nothwehr darstellt. — Mehrere deutsche Schriftsteller wollten an dem Zustande ihres Vaterlandes kippeln, und fanden, daß er für sie zu fest sey. Manche meinten es nicht eben so böse, schickten sich nur in die Zeit, und schrieben, nachdem es Mode war, Pädagogie, Aufklärung, kritische Philosophie, Menschenrechte; rollten so ihre leeren Fäßer nicht völlig wie Diogenes, bei dem war es Satire, und sie glaubten etwas Ernstliches zu thun. Am merkwürdigsten waren, die Freiheit sangen und deklamirten, sich mit der Pariser Kappe schmückten, auf Fürsten schalten, und sich das Brod wohl bekommen ließen, das ihnen Fürsten gaben. Rousseau handelte doch ehrlicher, als er sich von seinem Bürgerrechte lossagte, welches er würde gethan haben, auch wenn ihm das Bürgerrecht etwas eingetragen hätte. — Die meisten dieser Schriftsteller erinnern an die Genie-, Kraft-, Drang- und Sturmmänner, die Deutschland vor einigen Jahren aus dem Reiche der Aesthetik weggelacht hat. Es ist, als wenn sie jetzt ihr Heil ernsthafter in der Politik hätten versuchen wollen. Man darf solche Verfasser nur aus dem, was sie drucken lassen, kennen, und man wird nicht wünschen, mit ihnen in einer Demokratie zu leben, wo sie Zunftmeister, Repräsentanten, oder was Demagogen sonst für Namen haben, wären. Freiheit heißt bei ihnen: was sie wollen, nicht nur thun, sondern auch gut finden, und so weit treibt es der Despot nicht, der sich mit dem Thun befriedigt. Freilich weil er denken kann: Oderint dum metuant! — Was übrigens die Wirksamkeit solcher Aufsätze betrifft, so ist notorisch, daß wir eine Menge Volksbücher und Volkslieder haben, die das Volk, wenigstens das ungründirte, weder liest noch singt. — Die Sammler der Begebenheiten unserer Zeiten verschweigen auch Vergehungen nicht, die ihnen wichtig genug scheinen, von Privatpersonen, oder von Regenten; bedachtsam ziehen sie bei den letzten die Länge der Arme in Betrachtung. Es wäre unbillig, ihnen gefährliche Absichten zuzuschreiben, als die: zu warnen und zu bessern. Denn auch die Gelehrten, wenn sie einander Fehler zeigen, bestreiten einander dadurch ihre schriftstellerischen Rechte nicht. Da die Mitheiser solcher Nachrichten gewöhnlich verborgen bleiben; da, ohne einmal Unwahrheit einzumengen, schon Einkleidung, Stellung, Weglassung von Umständen, eine Geschichte stark ändern, so hat es mir immer geschienen, als wären solche Sammlungen tief unter der Würde der Historie, und als könne eine solche Publicität, wie man es heißt, gegen Personen aller Stände leicht in Bublicität ausarten. — Mir hat sie ein technologisches Kunstwort wiederum ins Gedächtniß gebracht, das ich in meiner Jugend oft gehört habe: Patschhändchensweiber. Es bezeichnete in meiner Vaterstadt nahrhafte Frauen, die Stadtneuigkeiten sammelten und ihren Abonnentinnen zutrugen, allemal mit Vorbehalt, ja nicht genannt zu werden! Eine Darstellung dieser Art hat Goldoni entworfen, Weißens Weltbergefatsche ist nicht Copie davon, sondern dadurch veranlaßtes deutsches Original. Ueber den Nutzen dieser Publicität hat meines Wissens die Erfahrung meistens Folgendes bestätigt: Sie haben die Geschichte aller Zeiten und die Lehren aller Weisen, auch zum Theil eigne Erfahrungen. Hören sie diese nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn ein Anonymus von ihnen erzählt. — Unwahrheiten, Unbilligkeiten, die in allen solchen Werken vorkommen, wie ich angedeutet habe, verdienen geahndet zu werden. Ernsthaftere Besorgnisse zu erregen, ist eine Ehre, die sie nicht verdienen, wenn manche auch so etwas suchen. — Dergleichen Wichtigkeit möchten ihnen freilich Schriftsteller gern zusprechen, die sich ihnen entgegensetzen; und das, um sich selbst wichtig zu machen als Vertheidiger, wo solche Vertheidiger gar nicht nöthig sind, Thätigkeit, wenn ich ein Wort nach eines berühmten Gelehrten Jesuitenriecherei bilden darf, durch Aufrudriecherei zu zeigen. Es ist aber bei keiner Regierung in Deutschland so bestellt, wie es zu Rom war, als Gänse das Capitolium retteten. — Hätte den Deutschen auch seine gesetzte Vernunft nicht längst belehrt, mit seiner Lage zufrieden zu seyn, nach Verbesserungen, wo er Grund hat, sie zu wünschen, nicht durch Verfahren zu streben, die ihm Verschlimmerungen oder gar Verderben zuziehen würden; so unterrichtete ihn ja seit Jahren ein Schauspiel, komisch-tragischer als das, welches die Spartaner ihren Söhnen an betrunkenen Sklaven gaben, die Wirkungen der Betrunkenheit zu zeigen. — Das Volk, das Aristokraten verjagt, König und Mitbürger schlachtet, um unter seiner Nationalversammlung zu Grunde zu gehen: das gehört zu den Menschen, die schon Aristoteles zur Knechtschaft geboren erklärt hat. — Ein Offizier, der bei mir einquartirt war, hatte stets einen Hund, den er so behandelte, daß bald ein anderer des abgegangenen Stelle einnahm; wenn ich die armen Geschöpfe bedauerte, antwortete er: Les chiens et les Français sont faits pour obéir. — Immer befanden sich die Verglichenen, als sie noch gehorchten, weniger elend, als seitdem sie wüthen." Th. III. S. 174 f.)

Zu dem Liebenswürdigsten, was Kästner geschrieben hat, gehören seine Briefe von Amalie Baldinger (hier im vierten Bande abgedruckt). Auch unter der Nachlese

Digitized by Google

von Kleinigkeiten findet sich noch viel Gutes, z. B.: „Ein Ball ist eine Gesellschaft von Füßen; ein Gastmahl eine Gesellschaft von Magen. Es gibt nicht viel Gesellschaften von Köpfen, und noch weniger von Herzen.“ Sehr gut ist auch:

Etwas für Bekehrer.

Ein Mensch, der vom Eichsfelde gebürtig war, hatte 1761 bei einem hannöverischen Offizier gedient, der ihm nicht hatte erlauben wollen, in die Messe zu gehen; aus Religionseifer hatte er seinen Abschied genommen, und kam nach Göttingen, wo er sich zu einem französischen Offizier vermiethete. Dieser verbot dem Bedienten freilich nicht, in die Messe zu gehen, weil er aber selbst niemals hinein ging, so gewöhnte sich der Bediente vollkommen, wie er hätte seyn müssen, um bei dem Hannoveraner zu bleiben. Und ich machte seinem letztern Herrn die Anmerkung, daß die Bekehrer durch ihr Beispiel mehr richten können, als durch Lehren.

Einen der artigsten Gedanken führt Kästner in einem Gespräch zwischen Fieldings Tom Jones und Wielands Agathon aus, indem er Beide über ihre Vorzüge streiten läßt und jeden dem Tadel des Andern aussetzt. Das ist ein aristophanisches Motiv und ließe sich noch auf manche berühmte Helden berühmter Romane und Schauspiele anwenden.

Die Sammlung der Kästnerschen Werke würde vielleicht gediegener erscheinen, wenn einiges Altmodische und minder Interessante weggeblieben wäre, allein es kommt den Literarhistorikern wie den Kunstsammlern unserer Tage nicht mehr auf das Meisterhafte allein, sondern auch auf das historisch Eigenthümliche an und insofern will man nicht bloß das Beste, sondern Alles haben, nicht bloß den Kopf, sondern auch den Zopf.

Aerztliches.

Die wahre Lebenspolitik des Arztes für alle Verhältnisse. Von Dr. Bernhard Lieborsch. Berlin, Liebmann u. Comp., 1842.

Eine Anweisung, wie sich der Arzt zu benehmen hat vom Beginn seiner Studien an bis zur Blüthe seiner Praxis, wie er vorzugsweise seine Studienzeit benutzen, wie er gegen das Publikum, gegen ältere Aerzte, Collegen und Patienten sich betragen, was er vermeiden soll, um sich nicht zu schaden, und was für eine erlaubte Politik er dagegen einhalten soll, um sich beliebt zu machen. Wie es uns scheint, ließe sich die ganze Lehre kurz fassen in zwei §§., nämlich: lerne etwas! und: habe Glück! Wer diese zwei Eigenschaften besitzt, dem können eine Menge andere, die im vorliegenden Lehrbuch von ihm gefordert werden, ohne Noth abgehn. Das wahre ärztliche Genie wird sich um kein Lehrbuch dieser Art bekümmern, nicht einmal Zeit erübrigen, es zu lesen. Allein wenn man die große Anzahl namentlich junger Aerzte bedenkt, die sich auf jener Höhe des Genies und Glückes nicht befinden, und von deren Thun und Lassen nicht nur ihr eigenes Glück, sondern auch die Gesundheit eines großen Theiles des Publikums abhängt, so kann man in der That nicht in Abrede stellen, daß Anweisungen, wie die des Herrn Lieborsch, oft heilsam wirken, daß sie manchen jungen Arzt vor einer Unvorsichtigkeit und falschen Maxime warnen können, was denn auch dem Publikum zu Statten kommt.

Gesundheitslehre.

Gesundheitskatechismus für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von Dr. J. A. Pittschaft, Hofrath. Karlsruhe, Malsch und Vogel, 1841.

Nur wenige Bogen, aber sehr empfehlenswerth. Sie enthalten die wichtigsten medizinischen Hausregeln, kurze und klare Anweisungen, wie man sich bei schnell eintretenden Krankheiten, Verwundungen ꝛc. zu benehmen hat, ehe der Arzt herbeikommen kann, oder ohne daß man den Arzt erst zu rufen hat. Kein Haus sollte ein so kleines nützliches Hülfsbuch entbehren. Gedruckte Belehrungen dieser Art sind in unsern Tagen um so nöthiger, als die ganz veränderte Richtung der weiblichen Bildung bei den Enkelinnen eine fast totale Vergessenheit aller der guten Hausmittelchen herbeigeführt hat, in deren Kunde einst die Großmütter eingeweiht waren. Wie einfältig benimmt man sich oft beim geringsten häuslichen Unglück; bei wie vielen Kleinigkeiten incommodirt man den Arzt, zu erscheinen; in wie vielen Unglücksfällen wird die mögliche Rettung bloß durch die Unwissenheit und den Blödsinn der Umstehenden unmöglich gemacht, weil sie die einfachsten Hausmittel nicht mehr kennen, die sonst, wenn nicht jeder Mann, doch jede Frau kannte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. März 1842.

Landeskunde.

J. D. G. v. Memmingers Beschreibung von Württemberg. Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Büreau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

Dieses Werk ist ausgezeichnet durch seine überschauliche Klarheit, Gründlichkeit und Genauigkeit. Es entspricht vollkommen der wissenschaftlichen Reife eines deutschen Volksstamms, der in hohem Grade zum Selbstbewußtseyn gelangt ist, seine Erinnerungen, Erfahrungen, Zustände und Aussichten auf vielfache Weise geistig durchgearbeitet, sich gewissenhaft controlirt, sich regelmäßig Rechnung getragen hat. Dieser wirthschaftliche Geist, der ursprünglich die deutschen Reichsstädte charakterisirte, hat sich auch größeren Territorialverwaltungen mitgetheilt und ist ein Erbtheil manches deutschen Landes geblieben. Insbesondere aber tritt er in Württemberg hervor, wo seit vielen Jahrhunderten das Institut der Landstände und des Schreibereiwesens einerseits die Controle begünstigten, andrerseits die Pflege der Gelehrsamkeit das historische Bewußtseyn und die logische Klarheit und Strenge mächtig förderten.

Wenn es zunächst für den Landesangehörigen von Werth ist, in einem so wohlgeordneten und vollständigen Werke ein beinah unentbehrliches Hülfsmittel stets zur Hand zu haben, so dürfte es auch dem übrigen Deutschland von Interesse seyn, in die innern Verhältnisse eines der kleineren, aber auch eines der geachtetsten unter den deutschen Bundesstaaten hineinzusehen, und ein so genaues Bild davon zu erhalten, als es die vorliegende Beschreibung in verhältnißmäßiger Kürze bietet. Die ältere Bearbeitung des verstorbenen Memminger liegt zu Grunde, ist aber ergänzt durch Arbeiten der Sachverständigsten, die anerkannt in Bezug auf einzelne Gebiete der Landeskunde, geognostische, botanische, zoologische Verhältnisse, Ackerbau, Gewerbe, Handel, Militärwesen ꝛc. am vollständigsten orientirt sind. Die Redaktion leitete das königl. statistisch-topographische Büreau, dem alle offiziellen Quellen zu Gebote standen. Somit ist dieß Werk (unbeschadet der großen Verdienste des sel. Memminger) nicht die Arbeit eines Einzelnen, sondern es reflektirt sich darin das gründliche Wissen Vieler und zwar gerade derer, in denen die Erfahrung und Kenntniß dieses oder jenes Faches culminirt.

Voran steht eine geschichtliche Uebersicht bis auf den Tod des vorigen Königs, noch von Memminger verfaßt. Dann folgt die physische Geographie des Landes, und hierauf die politische Statistik. Die geognostischen Verhältnisse und die Mineralogie sind erörtert von Herrn Bergrath Hehl, die Flora und Fauna des Landes von dem rühmlichst bekannten Botaniker v. Martens, der schon früher mit Schübler die Flora Württembergs herausgab. Ueber Ackerbau, Viehzucht, Weinbau ꝛc. berichten vorzugsweise Lehrer des berühmten landwirthschaftlichen Instituts in Hohenheim; über das Forstwesen Kreisforstrath Gwinner, über das Gewerbewesen Oberfinanzrath v. Schmidlin, über Handel und Finanzen Assessor Moser, über Justiz, Kirchen- und Schulwesen Regierungsrath Weisser, über das Militärwesen Oberst von Martens. Erst nach diesen allgemeinen Uebersichten folgt die Topographie des Landes, die detaillirte Beschreibung aller einzelnen Oberämter und Ortschaften von Professor von Pauly, der auch die Hauptredaktion des Werkes übernommen hat. Wir glauben insbesondere auf sie aufmerksam machen zu müssen, weil sie neben dem nur geographisch und statistisch interessanten Material auch viel naturwissenschaftliche und historisch-antiquarische Notizen enthält.

Je durchgebildeter diese Landeskunde beinahe in allen Theilen ist (auf die sparsamen Lücken wird gewissenhaft aufmerksam gemacht), um so weniger kann die Kritik

Digitized by Google

bei Einzelheiten stehen bleiben wollen. Eher würde eine Vergleichung dieser Statistik mit denen anderer deutschen Länder wünschenswerth und interessant erscheinen. Wir sind aber nicht im Falle, eine vergleichende Anatomie des Volkswohlstandes in den verschiedenen Bundesstaaten mit derjenigen Gründlichkeit durchzuführen, die dazu unerläßlich seyn würde. Wir wollen nur einige Hauptmomente zur Vergleichung herausstellen:

1) Muthmaßliches Volksvermögen im Königreich Württemberg (S. 518):

	Unbewegliches Vermögen.		Bewegliches Vermögen.	Summe.	Procente des ganzen Vermgs.
	Grundeigenthum	Gebäude.			
	fl.	fl.	fl.	fl.	
A. Bei der Urproduktion	762,555,000	125,000,000	289,138,000	1,176,693,000	73,8
B. Bei der Stoffverarbeitung:					
1) Handwerke	—	91,860,000	15,538,000	107,398,000	6,7
2) Fabriken und Manufakturen	—	3,740,000	4,000,000	7,740,000	0,5
königl. Eisenwerke	—	390,000	1,564,000	1,954,000	0,1
3) Mühlen für Getreide	—	3,000,000	2,730,000	5,730,000	0,4
andere Werke	—	1,000,000	673,000	1,673,000	0,1
4) Bierbrauereien	—	11,025,000	3,611,000	14,636,000	0,9
übrige Getränkefabriken	—	100,000	170,000	270,000	0,02
		(111,115,000)	(28,286,000)	(139,401,000)	(8,72)
C. Bei dem Handel:					
1) Wirthschaftsgewerbe	—	8,000,000	11,303,000	19,303,000	1,2
2) Kleinhändler	—	—	1,113,000	1,113,000	0,08
3) Handlungen	—	22,075,000	22,516,000	44,591,000	2,8
		(30,075,000)	(34,932,000)	(65,007,000)	(4,08)
D. Das Vermögen der mit Nebenerwerb beschäftigten Personen ist unter dem übrigen Vermögen begriffen.					
E. Aktivkapitalien und Kapitalwerth der Renten vom Auslande	—	—	17,500,000	17,500,000	1,1
F. Nicht rentirende Vermögenstheile	—	83,810,000	112,200,000	196,010,000	12,3
Summe	762,555,000	350,000,000	482,056,000	1,594,611,000	110

2) Muthmaßliches Volkseinkommen (S. 522):

	Rohes Einkommen.	Davon: Verbrauch an Rohstoffen, Abnutzungen ꝛc.	Bleibt wahres Einkommen: Grundrente.	Kapitalrente.	Arbeitslohn und Unternehmungsgewinn.	Summe.	Procente des ganzen Einkommens.
	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.	
A. Urproduktion	81,974,000	9,790,000	22,426,000	14,298,000	35,460,000	72,184,000	52,4
B. Stoffbearbeitung:							
1) Handwerke	59,198,000	17,413,600	—	4,551,300	37,233,100	41,784,400	30,4
2) Fabriken u. Manufakt.	3,000,000	1,274,800	—	348,000	1,377,200	1,725,200	1,3
königl. Eisenwerke	1,483,000	898,000	—	93,800	491,200	585,000	0,4
3) Mühlen	841,500	185,500 (Abnutzung ꝛc.)	—	256,500	399,500	656,000	0,5
andere Werke	280,500	50,300	—	73,900	156,300	230,200	0,2
4) Bierbrauereien	5,624,000	3,393,400	—	621,600	1,609,000	2,230,600	1,6
übrige Getränkefabriken	400,000	208,700	—	12,500	178,800	191,300	0,1
	(70,827,000)	(23,424,300)	—	(5,957,600)	(41,445,100)	(47,402,700)	(34,5)
C. Handel:							
1) Wirthschaftsgewerbe	10,033,000	7,623,300	—	885,200	1,524,500	2,409,700	1,7
2) Kleinhandler	1,115,500	—	—	55,800	1,059,700	1,115,500	0,8
3) Handlungen	5,629,000	450,300	—	2,008,600	3,170,100	5,178,700	3,8
	(16,777,500)	(8,073,600)	—	(2,949,600)	(5,754,300)	(8,703,900)	(6,5)
D. Nebenerwerb	8,750,000	—	—	—	8,750,000	8,750,000	6,4
E. Von Aktivkapitalien und Renten v. Auslande	625,000	—	—	625,000	—	625,000	0,4
F. Von nicht rentirenden Vermögenstheilen	—	—	—	—	—	—	—
Summe	178,953,500	41,287,900	22,426,000	23,830,200	91,409,400	137,665,600	100

Digitized by Google

„Von dem wahren Einkommen fallen mithin auf Grundrente 16/5 pCt., Kapitalrente 17/5 pCt.; auf Arbeitslohn und Unternehmungsgewinn aber überwiegend das Meiste mit 66/5 pCt.; am stärksten ist dieses Uebergewicht des Arbeitslohns bei den Gewerben. Dieses Gesammteinkommen vertheilt sich unter die Urproduktion mit 52/5 pCt., die Stoffverarbeitung mit 34/5 pCt., den Handel mit 6/5 pCt., den Nebenerwerb mit 6/5 pCt. und die Kapitalzinse und Renten vom Ausland mit 0/5 pCt. — Was die individuelle Vertheilung betrifft, so kame durchschnittlich bei etwa 326,000 producirenden Familien auf jede ein Einkommen von 422 fl. Es theilen sich aber mit diesen in das Gesammteinkommen die, wenn auch sehr nützlichen, doch nicht unmittelbar produktiven Einwohnerklassen, wie z. B. Aerzte, Lehrer, Künstler, Gelehrte, Staatsbeamte ꝛc. mit 12,000 Familien, so wie die Kapitalisten mit etwa 8000 Familien; nicht minder die Klasse der ganz armen, bloß von fremder Unterstützung Lebenden mit etwa 4000 Familien. Daher vertheilt sich jenes Gesammteinkommen unter 350,000 Familien, so daß es jede derselben durchschnittlich 392 fl. trifft."

In Bezug auf die Volkssittlichkeit wäre herauszuheben: „Die unehelichen Geburten verhalten sich zu den ehelichen wie 1 zu 8/10, im vorigen Jahrzehent war das Verhältniß noch wie 1 zu 9/10. Die meisten Unehelichen werden in den Oberämtern Gaildorf, Crailsheim und Ulm geboren, die wenigsten in den Oberämtern Tuttlingen, Rottenburg und Cannstatt. Auf 100 uneheliche Geburten kommen 50,5 männliche, während auf 100 eheliche 51,5 kommen. Unter 100 unehelichen Geburten sind 4/10 todte, unter 100 ehelichen 3/10. — Die Zahl der jährlichen Trauungen betrug nach den Bevölkerungslisten von 18/22 — aus den neuern ist sie nicht mehr zu ersehen — im Durchschnitt jährlich 9851. Die Zahl ist im Verhältniß zu andern Ländern gering, wahrscheinlich aber hat sie sich im letzten Jahrzehent vermehrt, doch wirken auch mancherlei Ursachen auf Verminderung. Getrennt wurden jährlich durch den Tod 9207, durch Scheidung 107 Ehen. — Der sittliche Zustand des Volks kann im Allgemeinen gut genannt werden. An Gebrechen fehlt es zwar nicht und noch weniger an Klagen darüber; aber wann hat es jemals daran gefehlt? Insofern die zur Bestrafung kommenden Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen einen Maßstab zur Beurtheilung des sittlichen Zustandes an die Hand geben, werden vielleicht einige Ergebnisse von den Uebersichten an dem Platze seyn, wie sie das königl. Justizministerium von Zeit zu Zeit in den württembergischen Jahrbüchern mittheilen läßt. — Nach denselben beträgt die Zahl der jährlich bei den Gerichten anhängig gewordenen Untersuchungen im Durchschnitt der vier Jahre 1836 – 1839 einschl. nicht weniger als 9587, und von 14,755 Angeschuldigten betrug die Zahl der verurtheilten Personen 9673. Aber 2/3 dieser Straffälle sind leichterer Art und solche, welche von den Bezirksgerichten innerhalb ihrer Befugniß, die bis auf eine dreimonatliche Freiheitsstrafe geht, abgemacht werden. Die meisten Strafurtheile betreffen Eingriffe in fremdes Eigenthum. Der Schwarzwaldkreis ist derjenige Kreis, in dem immer die meisten Straffälle vorkommen, die übrigen Kreise sind ziemlich gleich. Die meisten Civil-Prozesse werden in dem Jagstkreise geführt. Die Zahl der Strafgefangenen in den verschiedenen gerichtlichen Strafanstalten, einschließlich der Polizeihäuser (Kreisgefängnisse), belief sich durchschnittlich auf 1544, und die Zahl der jährlich auf längere oder kürzere Zeit dahin Verurtheilten auf 3318. Unter der erstern Summe befinden sich aber nur 214 schwere Verbrecher, oder solche, welche Zuchthausstrafen zu erstehen haben. Von der Zahl der Strafgefangenen bestunden drei Fünftheile in Rückfälligen, und auf drei männliche kommt ein weiblicher. Nach Religionen unterschieden, ist die Zahl der evangelischen verhältnißmäßig stärker, als die der katholischen, jene verhalten sich zur Bevölkerung wie 1 zu 1025, diese wie 1 zu 935; übrigens wechselt dieses Verhältniß mit den Jahren, und es war namentlich früher ein umgekehrtes. Im Ganzen aber verhält sich die Zahl der Gefangenen zu der Bevölkerung wie 1 zu 1079, die Zahl der jährlich neu Eingelieferten wie 1 zu 502, die Zahl der Zuchthausgefangenen insbesondere wie 1 zu 7787. Die Zahl der Bestraften überhaupt aber, einschließlich der durch die Bezirksgerichte Verurtheilten, verhält sich zur Bevölkerung wie 1 zu 172. — Eine Vergleichung dieser Verhältnisse mit denen in andern Ländern läßt sich darum nicht anstellen, weil sie bei aller Genauigkeit doch zu unvermeidlichen Irrthümern führen würde. Denn, der Verschiedenheit des Begriffs von Vergehen und Verbrechen in den verschiedenen Ländern nicht zu gedenken, muß die Verschiedenheit der Gesetzgebung, die mehr oder minder strenge Handhabung derselben, die Art der Zählung und Aufzeichnung der Straffälle ꝛc. bei gleichen Verhältnissen die verschiedensten Ergebnisse zur Folge haben. Beruhigend ist für den Menschenfreund, daß, wenn gleich die Zahl der jährlich erwachsenden Untersuchungen in stetigem Steigen (seit 1836 von 8488 auf 11,584) begriffen ist, doch wenigstens die Zahl der Verurtheilten sich nicht erhöht, sondern sogar (von 9660 auf 8863) vermindert hat. Gleichwohl hat die Zahl der in den höhern Strafanstalten befindlichen Gefangenen im Allgemeinen seit 1837 von 1517 auf 1780 und die der Zuchthaussträflinge insbesondere von 192 auf 251 sich erhöht." Dieß ist indeß hauptsächlich nur eine Folge des neuen Strafgesetzbuches, dessen Strenge ohne Zweifel die Zeit wieder wird mildern müssen.

In Bezug auf die geistige Bildung ist der ausgezeichnete Zustand der Schulen und des gesammten niedern

Digitized by Google

und höhern Unterrichts zu rühmen, und der Flor des Buchhandels, namentlich in Stuttgart. „Im Jahr 1841 hatte Stuttgart bereits die Höhe von Leipzig erreicht; es befanden sich

	in Stuttgart	in Leipzig
Buchdruckerpressen	121	120
darunter Schnellpressen . .	30	10
Arbeiter	605	614

Württembergs Bücherverkehr wird zu 1½ Millionen Gulden angeschlagen."

Geschichte.

Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreich Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Von Dr. G. Th. Ruthart. Hamburg, Fr. Perthes, 1841.

Vor allem ist an diesem schätzenswerthen Werke hervorzuheben, daß es in einer vollkommen deutschen Gesinnung geschrieben ist, und daß die Resultate der darin enthaltenen Forschungen dem deutschen Nationalstolz schmeicheln. Bekanntlich war dieß nicht immer der Fall bei früheren Untersuchungen über die älteste Geschichte Bojoariens; vielmehr haben sich gewisse Geschichtsforscher Mühe gegeben, den Bayern einen undeutschen Ursprung, eine keltische oder gallische Abstammung anzudichten, um sie zu natürlichen Brüdern der Franzosen zu machen und völlig von den Deutschen zu trennen. Es versteht sich von selbst, daß eine so lügenhafte Alterthumsforschung nur in jenen traurigen Zeiträumen auftauchen konnte, in denen vorübergehende Allianzen zwischen Bayern und Frankreich im Gegensatz gegen das übrige deutsche Reich stattfanden. Zu keiner andern Zeit ist es je den Bayern selbst oder einem bayerischen Gelehrten eingefallen, nicht deutsch seyn zu wollen. Die Bayern sind nicht nur ursprünglich Deutsche, sondern auch eins der wichtigsten Glieder des deutschen Körpers. Von Bayern aus wurde ganz Oesterreich germanisirt; im Bereich des alten bayerischen Herzogthums herrscht eine Mundart vor, und zwar eine der reichsten und merkwürdigsten unter den deutschen Mundarten. In der Abstammung, Denk- und Gefühlsweise, Sprache und Sitte und in seinen Schicksalen aufs innigste mit dem deutschen Gesammtvolk verschmolzen, hat der bayerische Stamm nun schon dreißehn Jahrhunderte lang eine geschichtliche Stellung eingenommen, der es an Ehre wahrlich nicht gebricht und zu deren Ruhm die Grübelei der Keltomanen nicht das geringste beitragen kann und sie eher, wenn man der Lüge glauben wollte, schmälern müßte.

Bleibt die Frage auch immer schwer zu beantworten, wie man den nach der Völkerwanderung plötzlich aufkommenden Namen der Bajuwarier (Bojoarier, Peigiri) erklären soll, so muß man sich doch immer daran halten, daß nach dem einstimmigen Quellenzeugniß unmittelbar vor dem Aufkommen dieses Namens und bei zuerst genannten bayerischen Herzogs Garibald verschiedene gothische Stämme in Bayern und den nächsten Grenzlandschaften sich herumgetrieben, die Heruler, Rugier, Turcilinger, Scirren, die anfangs den Ostgothen unterworfen waren und sich aus Abneigung gegen diese Herrschaft später mehr den Franken näherten. Da die Geschichte außer diesen Bewohnern des Bayerlandes keine andere mehr kennt (denn die letzten römischen Einwohner wurden mit Odoachars Erlaubniß über die Alpen nach Italien entlassen, wie die Lebensgeschichte des h. Severin ausdrücklich bemerkt), so kann auch das Volk der Bojoarier nur aus ihnen gebildet worden seyn. Denn weder sind jene Stämme ausgewandert, noch ist ein neues Volk, Bojoarier genannt, irgend woher eingewandert. Es sind dieselben Bewohner geblieben, nur haben sie einen neuen Namen erhalten. Ihre Vereinigung erklärt sich einfach aus der Opposition, in der sie schon längst den Ostgothen gegenüber standen, und aus der Nothwendigkeit, gegen die von Osten her vordringenden Slaven und Awaren zusammenzuhalten. Der neue Name aber erklärt sich eben so einfach aus dem alten Namen des Landes. Im Süden und Norden der Mitteldonau nämlich, in Bayern, Oesterreich und Böhmen hatten ehemals Bojen gewohnt, die als Nation längst untergegangen waren, von denen aber das Land noch den Namen behielt. Wie die in Böhmen eingewanderten slavischen Tschechen sofort Bojohemi genannt wurden, so die in Bayern eingewanderten gothischen Stämme Bojoarii.

Diese natürlichste Erklärung der Sache theilt auch Herr Ruthart. Vergl. S. 168 ff.

Die älteste Geschichte der bayerischen Herzöge, ihre Mittelstellung zwischen Franken und Longobarden, ihre Kämpfe mit Slaven und Awaren, die Geschichte der großen Bischöfe von Salzburg und Regensburg, ihr Einfluß auf die Christianisirung und Germanisirung der Slaven, die älteste Eintheilung des Landes in Gaue, die älteste Verfassung und Sitte bietet eine Menge interessante Details dar, die der Verfasser mit großer Ausführlichkeit dargelegt hat, auf die wir aber hier näher einzugehen uns enthalten müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. März 1842.

Romane und Novellen.

Humoristische Novellen von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Wien, Pfautsch u. Comp. 1841.

Es thut wohl, in der Masse des Trübseligen, Zerrissenen und Verzweiflungsvollen unserer sogenannten schönen, in Wahrheit unschönen Literatur, wenigstens hin und wieder noch etwas Heiteres auftauchen zu sehen, was an die ehemalige oder vielmehr auch an eine künftige Aufhellung des poetischen Himmels mahnt. An gesundem Frohsinn leidet unsere Poesie gegenwärtig am meisten Mangel; die Unbefangenheit, die Empfänglichkeit für bescheidene Freuden, das Genügen und Behagen, die gute Laune oder mit einem Wort die Gesundheit der Seele scheint ihr abhanden gekommen zu seyn. Alles kränkelt, grollt, ist mit Gott und Welt unzufrieden, will alles andere besser haben und ist doch selbst nicht besser. Seit Lord Byron gegen die ewige Vorsehung Grimassen gemacht, will jeder Knabe ähnliche Grimassen machen. Seit ein Weib in Paris Tabak raucht und Romane schreibt, in denen jeder Tugend Hohn gesprochen wird, schämt sich auch in Deutschland ein großer Theil der romantischen Jugend, noch an eine Tugend zu glauben und erröthet, sich von einer Frau an Insolenz übertroffen zu sehen. So forcirt man sich, die Poesie mit allen Lastern zu bestecken, deren, ich will nicht sagen der Mensch, sondern nur die menschliche Phantasie fähig ist. Und unter den Bessern selbst sind die meisten wieder von der unerträglichsten Eitelkeit besessen, indem sie uns einseitige Ideale nach ihrem Geschmack aufstellen, die mit allen möglichen und unmöglichen Vortrefflichkeiten ausgestattet, eben so unnatürlich sind. Ueberall ist der Sinn für das Einfache, Wahre, Natürliche verschwunden, und somit begreiflicherweise auch die gute und fröhliche Laune. Der Egoismus, der sich fast einer ganzen Generation bemächtigt hat und die Dichter immer zuerst an sich selbst denken läßt, verhindert sie, sich der Welt und der Gesellschaft hinzugeben. Wo soll bei dieser beständigen Aufmerksamkeit auf sich selbst und bei dieser krankhaften Begierde, immer interessant zu erscheinen, der Frohsinn herkommen?

Unter dem sehr, sehr wenigen, was die neueste Literatur an humoristischen Darstellungen hervorgebracht hat, zeichnen sich die vorliegenden Novellen durch anspruchslose Gemüthlichkeit aus. Sie erinnern etwas an Jean Paul, Arnim, Callot-Hoffmann, und ohne so geistreich zu seyn, wie die Productionen dieser ältern Dichter, stimmen sie doch zu Heiterkeit und Behagen.

Wir theilen hier einige Excurse mit, die den Leser am besten in den Stand setzen werden, die Manier des Verfassers kennen zu lernen: „Ich weiß nicht, soll ich die Bevölkerung der Erde auf 700 oder 800 Millionen Menschen annehmen. Ich scheide von diesen aber nur 50 Millionen eigentlich socielle aus, die andern sind Degenerationen, Mißgeburten. Ich rechne fünfzig Personen im Durchschnitt auf eine Assemblée, und für diese zwei solche auf die Woche. Ich liebe nicht Uebertreibungen, und rechne also auf das Jahr nur 104 Millionen Assemblées. Nach obigen Rubriken läßt sich die Statistik der Societät ohne große Schwierigkeiten ausführen. Da ich jedoch kein Meister im Rechnen bin, so überlasse ich dir selbst die Details, und führe nur ein paar an, die zu eigener Auferbauung dienen. Ich getraue mich zu beweisen, daß im Durchschnitt Jeder die Hälfte der Anwesenden um ihr Befinden fragt; diese Frage wird somit von Jedem in einer Societät 25 Mal wiederholt, und von Allen darin 1250 Male angebracht, macht im Ganzen im Jahre die Summe von 130.000,000,000. Rechnet man nun auf jede dieser Fragen sammt Anhange nur eine Minute, so werden auf sie 2,166,666,666 Stunden verwendet, und somit, wenn man auf einen Tag 8 Arbeitsstunden rechnet, 270.833,333 Arbeittage. Aehnlich ist die Berechnung des Gähnens. Der artigste Mensch gähnt in einer Gesellschaft doch zehnmal: macht

Digitized by Google

nur 500 solche Akte in einer Societät, doch im Ganzen für das Jahr 52,000,000,000, und einen zu zwei Sekunden angeschlagen: 3,611,111 Arbeittage. Der geringste Lohn eines Arbeittages wäre doch ein Frank; die Frage: wie befinden Sie sich? und das socielle Gähnen kosten daher das menschliche Geschlecht im Jahre mindestens 274,444,444 Franks."

Am gelungensten scheint uns die erste Fahrt eines altmodischen Onkels auf der Eisenbahn: „Es waren seit dem Vermählungstage unseres Paares fast zwei Jahre vergangen, der Onkel wollte es wieder einmal besuchen. Auch Schwabenland war nicht mehr wie ehemals, in seinen Flüssen rauschte das Rad der Dampfboote und die Tannen des Schwarzwaldes sanken unter der Art des Straßenbahners, der nivellirend die Eisenschienen in den widerstrebenden Boden fügte. Bis in den geheimen Winkel, den Rokoko bewohnte, drang der Flügelschlag der rastlosen Neuerung. Samuel und der Schimmel waren auch schon zu den Vätern versammelt worden; der ferne Neffe blieb das einzige Wesen, das dem alten Doktor verbunden war. Er kroch heraus aus seiner Waldeinsamkeit und schaute die Welt mit großen verwunderten Kinderaugen an. Er suchte eine Gelegenheit für seine große Reise, und man wies ihn an die Expedition der Dampfwagen. Die Entfernungen wurden nur mehr nach Stunden berechnet. Der Onkel nahm einen Platz und saß eine Stunde vor der Abfahrt mit Regenschirm und Wildschur im Wagen. Er hatte Zeit genug, die riesigen Fahrgebäude, die aneinander hingen, zu betrachten, die für die Elephanten des Pirrhus erbaut schienen. Endlich sprang ein junger Mann in den Wagen und that, als ob er allein wäre. Der Onkel räusperte sich und schnarrte, der Jüngling sah in die falbe Herbstlandschaft. Der Onkel zog endlich seine goldene Dose heraus, schnippte freundlich und bot ihm zuvorkömmlich eine Prise. Der Reisegefährte glotzte ihn über seinen riesigen Schnurrbart an, und wendete sich gleichgültig wieder gegen die Seite. Das erste Mal schlug dem Onkel sein feiner Spaniol nicht an. Mehrere Reisende kamen und stiegen in den Wagen, jeder suchte den besten Witz und warf sich so beinem als möglich zwischen die Nachbarn. An des Doktors anderer Seite saß ebenfalls ein junger Mann, dessen Gesicht unter namenlosen Bärten unsichtbar war; auch der schaute schweigend vor sich hin. Dem Onkel ward unbeimlich zu Muthe, doch galt es wieder einen Versuch. Er fragte bescheidentlich, ob nicht bald eingespannt werde. Der zweite Fremde gab keine Antwort, aber einige der übrigen Reisegefährten sahen sich nach Rokoko um und lachten ihm verächtlich unter die grauen Haare. Er schaute sie verwundert der Reihe nach an; aber jetzt verbreitete sich ein widriger Schwefeldampf, und plötzlich wurde das Gebäude im Sturme entführt. Rokoko schlug sich vor den Kopf. — Die Wagenburg flog mit glühenden Rädern über die Ebene, Stoppelfelder und gemähte Wiesen flüchteten in ungewissen, gelbgrünen Streifen vorüber, und vorne stieg die dunkle Rauchsäule der Wüste. Einzelne Gebäude mit Kupferdächern und langen Fensterreihen lagen zerstreut in der Landschaft, und Fabrikräder und Wasserwerke klapperten auf allen Seiten. Statt der grünen Ufer mit Erlengebüsch und Wasserblumen fand der Onkel beute steinerne Dämme und Schleußen. Die großen Lindenbäume an den Dörfern waren überall umgebauen, die Obstsucht hatte zugenommen. Die Begegnenden trugen bessere Hüte, doch keiner zog ihn zum freundlichen Grüße. Unfern eines Weilers stand ein Pfahl mit der Leiche eines Gerichteten, ein Soldat schritt daneben auf und ab. An der Straße saßen ein paar Krüppel und reckten ihnen verstümmelte Glieder und blutige Lumpen entgegen. Alles schien anders, nur das Laster und das Elend übte noch seine alten Rechte. Aber dem guten Onkel ward schwindelig zu Muthe; die beständende Dampffahrt warf in seltsamen Humor die Bilder des Lebens durcheinander."

Auch folgende modernnüirte Mythe ist sehr artig: „Midas stand in seinem Laboratorium, schwarze Dämpfe stiegen aus den Retorten und liefen in den Röhren umher; er rührte eifrig im Schmelztiegel. Der Laborant hatte eine neue Mischung ersonnen, diese oder keine mußte Gold erzeugen. Es brodelte seltsam im Kessel, glühende Blasen stiegen auf und sprangen mit feinem, metallischem Klange, Midas starrte gespannt in die gährende Masse. Aber sie ward immer klarer und heller, die Hoffnung des Alchemisten verdoppelte sich. Das Kohlenfeuer warf einen grellrothen Schein auf sein Gesicht, ein Karfunkel beleuchtete das übrige Gewölbe. Die Mischung war nun in geliegenem Fluße; in athemloser Spannung steckte Midas ein Stäbchen in die Masse, ein Schrei des Entzückens entschlüpfte ihm, als das herausgezogene mit dickem Golde umsponnen erschien. Vor Freude matt, sank er in den Ohrsessel, dieser Augenblick belohnte ihn für die Anstrengungen seines Lebens, nun war es kein verlornes mehr. Nachdem er sich von der ersten Freude erholt hatte, nahm er die größten Kessel, deren er habhaft werden konnte, und bereitete die köstliche Mischung in Großem. Der unedle Schaum verstog, aber der Niederschlag war gediegenes Gold. Bald vermochte kein Haus die Klumpen und Stangen Goldes nicht mehr zu fassen, alle Räume desselben waren damit erfüllt, und der Laborant diekt es an der Zeit, zum großen Werke der Weltverbesserung zu schreiten. — Er wog das Gold in weite Säcke, jeden zu tausend Talenten, und berief die Menschheit zu sich. Jeder Sterbliche erhielt einen solchen Sack mit Gold, und der

Digitized by Google

Magister lächelte ins Fäustchen, wenn er daran dachte, wie schnell er der Arbeit der Welt den Garaus machen werde. — Die Leute glotzten den großen Wohlthäter zuerst ungläubig an, probirten dann mißtrauisch Schrot und Korn des Goldes, und als sie beides echt befunden hatten, priesen sie den Laborantenlaut, und nannten ihn im Stillen einen Thoren. Nur einen Aerger hatte Jeder der Beschenkten, daß sein Nachbar nicht weniger als er bekommen habe. — Der Bediente stand neben dem Herrn bei der Vertheilung, und als dieser jenem zumuthete, auch seinen Sack Goldes nach Hause zu tragen, lachte ihm der bisherige Diener unter die Nase, wies ihm den eigenen Reichthum und bot ihm eine ansehnliche Summe für denselben Dienst. Nach manchem Zanke lud endlich jeder der Beschenkten die ihm zugefallene goldene Last auf den Nacken und schleppte sie im Schweiße des Angesichtes nach Hause. — Nun aber begann ein allgemeiner Festtag; was gut und theuer war, wurde aufgekauft, Trüffel, feine Weine standen auf jedem Tische, Alle gingen in Sammet und Seide, und nach Pferden, Zierrath und Kostbarkeiten war ungeheure Nachfrage. Eine einzige Unbequemlichkeit befand sich im Geleite so vielen Genusses, kein Mensch wollte mehr dienen, man mußte sich Alles selbst besorgen und bereiten. — Gleichwohl wurde Abends die Stadt erleuchtet, und wo Midas an den Häusern vorüberging, sah er Festgelage, Schmaus und Freudetanmel in den Wohnungen. Der Jubel dauerte Tage und Wochen, alle Vorräthe und Waarenlager wurden aufgekauft und verzehrt, Alle priesen den Alchemisten, denn Arbeit, Elend und Mühseligkeit war für die Menschheit vorüber. — Aber die in der frühern Zeit aufgespeicherten Vorräthe gingen allmählig auf die Neige, die Felder lagen brach, keiner der Millionäre wollte sie bebauen; die Arbeitsäle standen leer, wer sollte noch Hammer und Scheere führen; die Fabriken wurden nicht mehr betrieben, die sinnvollen Maschinen verfielen. Die Folge dieser plötzlichen Umwandlungen war eine ungeheure, allgemeine Theuerung, man wog jedes Bedürfniß mit Golde auf und konnte doch bald die nöthigsten nicht mehr befriedigen. Die Menschheit murrte, aber Midas lachelte über ihre Kurzsichtigkeit: er war ja nicht müssig geblieben unterdessen, und veranstaltete jetzt eine zweite noch größere Goldvertheilung. Das machte die Welt wieder flott, die ungeheuren Geldsumme lockten, was man nur noch auftreiben konnte, zu Markte, und wieder gab es einen festlichen Jubeltag. — Ihm folgte desto schneller noch herberer Mangel; wo man hin sah, gab es nur Gold, die Gassen, die Gemächer strotzten davon, aber alle Bedürfnisse des Lebens blieben unbefriedigt. Man schrie umsonst nach Genuß und wälzte sich trostlos im Golde; in Sammtlappen mit blanken Tressen und Stickereien bedeckt liefen die Leute im Froste umher, und seilschten erfolglos um schützende Barenhäute und Wolldecken; vor goldenen Töpfen und Tellern schrie man verhungernd um einen Bissen Brod, auf goldenen Krücken irrten die Bettler umher und heulten um eine milde Gabe, und mit goldenen Knitteln erschlug ein Mensch den andern, um sich mit seinem Blute zu nähren. — Midas rannte durch die Gassen und warf Gold mit vollen Händen aus, aber die verschmachteten Menschen kümmerten sich nicht um die werthlose Gabe und fluchten ihm. Er rief zu den Göttern um Hülfe; sie gaben ihm im vollen Maße, um was er einst gefleht hatte, ein goldner Regen fiel, er kletterte über Goldhaufen, was er berührte, ward zu Gold. Das Quellwasser, das er trinken wollte, wurde ein Goldstrom; die Rose, die er brach, hatte goldene Blätter, aber keinen Duft; das sorgsam ersparte Brod ward zum Metallklumpen; er weinte, und goldene Thränenkörner rollten aus seinen Augen. Es war schrecklich, der Fluch des Goldes lag auf ihm fürchterlicher, als jemals der der bittersten Armuth auf einem Menschen; wo er hinsah, glänzte verruchtes Gold, der Weg, den er trat, das Polster, auf dem er ausruhen wollte, war hartes Gold, — in Gold verwandelte sich die Hand des Freundes, nach der er langte, und der süße Leib der Geliebten ward zum kalten, goldenen Standbilde."

Man kann darin, wenn man will, eine Satire auf die Optimisten in der Philosophie, wie in der Politik sehen.

Vermischte Schriften.

Licht- und Schattenbilder von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Jonghaus, 1841.

In dieser sehr gemischten Sammlung von Betrachtungen über Welt und Literatur und kleinen Dichtungen findet sich manches gute Wort, z. B. über die Kritik, wie sie in so vielen Journalen gehandhabt wird: „Leute, welche ihre ganze Kraft und liebevolle Begeisterung darauf hinwenden, ein schönes Werk der Kunst oder der Wissenschaft zu vollenden, welche mit ihren Ideen lange und ernst verkehren, diese werden immer seltener. Das recensirende Geschlecht dagegen wächst wie Pilze aus der Erde. Und wie wird gewöhnlich recensirt? Man glaubt, es sey das Zeichen eines großen Geistes, daß er nur Opposition bilde, je heftiger, desto besser. Es gibt jetzt eine unselige Dialektik, welche Alles zu verwenden und zu verdrehen sucht. Das Viereckige — so sagt sie — möchte sie lieber rund, die Strenge möchte sie mild sehen und die Milde nennt sie schwach; — wo sie Verstand

Digitized by Google

anerkennen muß, da redet sie vom Mangel des Gefühles und so umgekehrt. Sie betrachtet Alles, wie es gerade in ihren Kram paßt und weiß die Schattenseiten wohl hervorzuheben und die glänzenden zu verschweigen. Die meisten Recensenten kümmern sich nur wenig um die Wahrheit, — sie wollen nur ihren Witz, ihre Belesenheit, ihre eigene hohe Person geltend machen. Daß um neun Zehntheile zu viel und daß in den meisten Fällen nicht um der Wahrheit, nicht um der Sache willen recensirt wird, wer könnte dieß bezweifeln? — Wir sind weit entfernt, den Austausch der Gedanken abzuweisen oder eine gediegene Opposition verdächtigen zu wollen. Wir reden nur gegen den Mißbrauch, nur gegen das Allzuviel, nur gegen einen Uebelstand in unserer Schriftstellerei. Wenn Jemand einen Gegenstand gründlich durchdacht, wenn er des zum Verständniß nöthigen Materials Herr geworden und wenn er sich von Gehässigkeit oder Gunst losgesagt hat, so mag er sein Votum abgeben. Auch wenn er irren sollte, wird man ihn doch mit Interesse vernehmen; auch wenn er heftig opponirt, wird man ihm doch Achtung zollen. Aber was ist widerlicher, als jene oberflächlichen Schwätzereien in den Tag hinein, als jene frivolen Witzeleien auf Kosten der Ehre und des Rufes Anderer, als jene dialektischen Spiegelfechtereien, als jene pikant seyn wollenden großen Redensarten, als jene Miene des Reformators und jene Maske der Scheinheiligkeit, als endlich jenes Verschmähen von allen Rücksichten, welche die jedesmaligen Umstände und Verhältnisse gebieten! — Je weniger Einer selbst ist, desto arroganter und prätensiöser tritt er in den meisten Fällen auf, und leider! ist es schon so weit gekommen, daß man das Urtheil eines Unbefangenen, welcher sich in einfachen, klaren und ruhigen Worten ausspricht, daß man es langweilig und hausbacken nennt. Die Herren wollen gar zu gern geistreich seyn und den Andern imponiren. Bei ihren geistreichen Tendenzen aber verirren sie sich, und es geht ihnen am Ende wie denjenigen, welche bei wenig Geld großen Aufwand treiben. — Dr. Hoffmeister sagt in der Vorrede zu seiner kritischen Biographie Schillers: Viele Schriftsteller unserer jüngsten Zeit trachten nach nichts so sehr, als tief zu scheinen; andern ist das Geistreiche ihr höchstes Ziel. Beiderlei Tendenzen verderben unsere Literatur immer mehr. Ich meine, der Mann von Charakter strebt vorzüglich darnach, wahr zu seyn und klar zu schreiben. Dafür soll er einstehen und das vor allem Andern ehrt ihn. Nicht allein die Wahrheit, sondern auch der Wahn wohnt oft in der Tiefe, und die einfachste Thatsache fördert mehr, als der tiefhergeholte Irrthum. Auch kann nur das Anspruch auf Tiefe machen, was bis auf seinen Grund klar ist; während das Dunkle immer im Verdacht des Seichten stehen wird. Aber geistreich zu scheinen, ist demjenigen nicht schwer, welcher sich in dem, was er vorbringt, weder durch die Wahrheit, noch durch die Ehre beschränkt fühlt. Wenn in einem Zeitalter das lautere, heilige Interesse für die ewige Wahrheit und Schönheit zu erschlaffen anfängt; dann kommen in der Literatur solche Tendenzen auf, in denen von beiden nur noch die Karikaturen gespensterartig hinwandeln. Das „Tiefe“ bietet man den Glaubigen in dunkeln Redensarten, oder mit vielen Versicherungen und großer Anmaßung als das Wahre an; und für das Schöne reicht man ihnen das Geistreiche und pikante Phrasen dar. Das scherzende Spiel mit Witz in der Kunst und das ernsthaft thuende Spiel mit Scharfsinn in der Wissenschaft sind gleich bedeutungsleer.“

Eben so wahr gefühlt ist Vieles in den Gedichten. Hier nur ein paar anspruchslose aber sinnige Strophen:

Die Philosophen bauen
Systeme, gar gelehrt.
Bei prüfendem Beschauen,
Wie sind sie oft verkehrt!
Sie gleichen Seifenblasen
Und ist kein Kern darin.
Sind sehngefärbte Phrasen. —
Viel Worte, wenig Sinn.

Wohl sah ich in Palästen
Manch' stolzen Marmorsaal;
Wohl glänzte bei den Festen
Der goldene Pokal.
Doch fanden sich auch Schmerzen,
Krankheit und Mißgeschick;
Ich sprach mit schwerem Herzen:
Viel Reichthum, wenig Glück.

Der Dichter wird bekränzet,
Mit Huldigung genannt;
Sein Name, sternumglänzet,
Ist überall bekannt.
Es wird, wann er verschieden,
Ein Denkmal ihm bestellt;
Doch war sein Loos hienieden:
Viel Ehre, wenig Geld.

Viel Neid und wenig Liebe,
Viel bitt're Kritelei,
Viel egoistische Triebe,
Viel Schein und Gleißnerei, —
Nur wenig noch vom alten
Recht deutschen Kerngehalt,
Nur wenig frommes Walten;
Verständig, — aber kalt! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. März 1842.

Unterrichtswesen.

1) Bemerkungen über den Zustand der gelehrten Schulen in Deutschland und Frankreich, nach Beobachtungen auf einer pädagogischen Reise von C. F. Ingerslev, M. A. Oberlehrer an der k. gelehrten Schule zu Randers in Jütland. Berlin, im Verlage von Wilhelm Besser, 1841.

So kurz und anspruchslos diese Brochüre das Gymnasialschulwesen in Deutschland und Frankreich darstellt und beurtheilt, so bündig und belehrend geschieht es; und da der Verf. zugleich einen Abriß von der gegenwärtigen Verfassung der dänischen Gymnasien vorausgeschickt, so werden wir in Stand gesetzt, unsere eigenen Gelehrtenschulen von zwei Standpunkten aus zu betrachten. Im Allgemeinen dürfen wir uns zu unserer Gymnasialverfassung Glück wünschen; aber wir können uns auch nicht verhehlen, daß auch bei uns nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß wir manches Gute, was sich in Dänemark und Frankreich findet, beherzigen, wenn gleich nicht nachahmen dürfen. Sind z. B. die französischen Anstalten in ihren Einrichtungen und Methoden auf eine zu wenig wissenschaftliche und pädagogische Grundlage gestellt, so könnte es den unsern nicht schaden, wenn sie nicht gar zu verächtlich auf praktische Rücksichten herabsähen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auf Einzelnes eingehen wollten; es würde eine eigene Schrift daraus werden. Wir beschränken uns daher, um den Lesern einen Begriff von dem Blick und Urtheil des Verfassers zu geben, auf einige Anführungen von dem, was er über die so berühmten württembergischen Anstalten bemerkt. — Ueber die Wirkungen des Landexamens sagt er S. 65: Sieht man bloß auf die Erreichung der technischen Fertigkeit (in Handhabung der Formen und Regeln) und einer bis zu einem gewissen Punkte gediehenen Kenntniß der alten Sprachen; so kann man mit Thiersch unbedingt diese (Latein-) Schulen als vorzüglich, ja vielleicht als unübertroffen bezeichnen. Allein die Sache hat auch ihre Schattenseite. Erstens ist es hauptsächlich ein äußerer Sporn, die Aussicht auf die Aufnahme in die Seminarien, welcher den Wetteifer in diesen Schulen hervorbringt. Zweitens ist es ein Uebelstand und eine Verkehrtheit, daß der Unterricht im Lateinischen schon im 6ten und 7ten Jahre anfängt. Das Umgehen mit Formen einer fremden Sprache übersteigt die Kräfte so kleiner Knaben und strengt sie ohne Nutzen an, da Alles nur Gedachtnißsache wird, und dieß nur unvollkommen. Das Erlernen derselben fällt ihnen deßhalb äußerst schwer, und sie sind nach meinen Beobachtungen trotz aller darauf verwendeten Zeit und Anstrengung, doch nach mehreren Jahren noch unsicher darin. Man würde, glaube ich, dasselbe Ziel erreichen, und zwar leichter und sicherer, wenn man später damit anfinge. In dieser Rücksicht ist das Beispiel der preußischen Schulen lehrreich; hier wird durchaus richtig das Latein erst mit dem zehnten Jahre angefangen und am Schlusse des Schulcursus doch ganz dasselbe erreicht, wie in Württemberg. Drittens werden die Schüler hauptsächlich wegen des Landexamens zu stark angetrieben, müssen mit einer solchen Anstrengung bis zur Erreichung des langersehnten Zieles arbeiten, daß später eine gewisse Erschlaffung nothwendig eintreten muß. Viertens, fügt Referent hinzu, bewirkt dieses Landexamen und das ganze Promotionswesen eine zu weit gehende Stachelung des Ehrgeizes, die, wie die Erfahrung lehrt, einerseits einen grenzenlosen wissenschaftlichen Hochmuth, andrerseits aber auch zur Folge hat, daß junge Leute, welche das Glück gehabt haben, die ersten beim Landexamen, oder in ihrer Promotion zu werden, zu früh auf ihren Lorbeern ausruhen

Digitized by Google

und späterhin die erregten Erwartungen keineswegs erfüllen.

2) Grundzüge der Kunst, eine Schule zu leiten. Von Dr. W. Sause. Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1841.

Gegenwärtiges Werklein, welches auch als vierter Theil eines umfassenden Werkes des Verfassers: „Ueber Einrichtung der Schulen aus dem Gesichtspunkte des Lebens im Staate" zu betrachten ist, gehört zu denjenigen, die nicht bloß für die Schule, sondern eben so sehr für die Schulbehörden, für Lenker und Leiter des Schulwesens geschrieben sind. Schulmänner selbst werden, wenn sie nicht schon durch eine reiche, von tieferem Nachdenken durchdrungene Erfahrungen zu ähnlichen Ansichten gekommen sind, erst wahrhaft inne werden, welch wichtiges, umfassendes und höchst schwieriges Geschäft die Leitung einer Schule ist; und eben dieß zu erfahren, wird zwar den Schulbehörden, die nur zu oft nur aus Juristen und Theologen zusammengesetzt sind, ebenfalls interessant genug seyn; aber, was noch weit wichtiger ist, sie werden aus diesem Buche gründlich lernen, daß das Uniformiren des Schulwesens durch Ministerialrescripte und Regierungsverfügungen, das Controliren desselben durch Berichterstattungen, mit einem Wort das Centralisiren und Vielregieren unendlich mehr schadet, als nützt. Alle, die es noch nicht wissen, können es hier sonnenklar, mit Umsicht und Entschiedenheit dargethan finden, daß eine gute Schulleitung nur durch die Person des Rektors oder Direktors möglich ist, daß daher die Behörden vor Allem darauf zu sehen haben, die rechten Männer anzustellen, dann aber, wenn sie gefunden sind, denselben nicht durch Verordnungen aller Art die Hände binden dürfen. Welches Unheil haben die juristischen und theologischen Schulbehörden nicht schon dadurch angerichtet, daß jene alle Disciplin durch die juristischen Formen, die sie vorgeschrieben haben, auf Null reducirt, daß diese, je nach dem Winde theologischer Meinungen, oder wenns hoch kam, philosophischer Ansichten, die Unterrichtspläne geändert, gestickt und — zerstückt haben! Mit gleicher Sachkenntniß wird dann der Wirkungskreis des Rektors einer Anstalt beschrieben, sein Verhalten zu Unterricht und Erziehung, zu Lehrern, Eltern und Schülern, zu den Behörden und zum Publikum. Es geht daraus hervor, daß es eine durchaus ungehörige, die Ausübung der Rektorspflichten erschwerende, ja fast paralysirende Zumuthung ist, daß er z. B. wie die übrigen Collegen, auch Classenlehrer sey. Denn da die unterrichtliche und disciplinare Leitung einer Classe schon einen ganzen Mann verlangt, so wird der Rektor entweder als Classenlehrer seine Pflicht erfüllen und dann das Rektorat versäumen, oder es wird der umgekehrte Fall eintreten. Wir erinnern uns nicht, über all diese hochwichtigen Fragen Etwas gelesen zu haben, was auf jedem Blatt so viele, aus dem Leben und der Erfahrung unmittelbar geschöpfte, pädagogische Weisheit verriethe; und wir können nur wünschen, daß Alles von Allen, die bei solchen Fragen betheiligt sind, ernstlich und gewissenhaft beherzigt werden möge.

3) Randbemerkungen zu des Herrn von H. Sendschreiben über einige Mängel der preußischen Schulverwaltung an den Nachfolger des Staatsministers Freiherrn von Stein zum Altenstein, von Dr. W. Sause. Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1841.

Es glaubt Jeder, wie er geht und steht, über Schulwesen und Jugenderziehung mitsprechen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß die Pädagogik eine der schwersten Künste ist, die gelernt und geübt seyn will. Selbst der Gebildetste, selbst ein solcher, der pädagogische Werke studirt, ja der als Administrativbeamter mit dem Schulwesen zu thun gehabt, der Schulen sogar nach dem Reglement inspicirt hat, ist darum noch nicht im Stande, sachgemäß darüber zu urtheilen, wie unterrichtet, oder gar wie, in Schulen nämlich, erzogen werden soll. Und daher kommt es, daß selbst wohlmeinende pädagogische Laien oft Rügen und Wünsche aussprechen, welche selten begründet, und noch seltener pädagogisch ausführbar sind. Auch Herr von H. hat in seinem Sendschreiben, dessen ehrenwerthe Absicht nicht verkannt werden soll, allerlei unhaltbare Rügen und allerlei fromme Wünsche ausgesprochen, welche Herr Dr. Sause mit der ihm eigenthümlichen Bündigkeit beleuchtet. — Herr v. H. macht z. B. den preußischen Schulmännern den Vorwurf, sie strebten darnach, alle mittelmäßigen Köpfe aus den Gymnasien auszuschließen, lediglich, damit ihre Beanemlichkeit nicht gestört werde. Herr Dr. Sause zeigt, daß dieser Vorwurf nicht treffe, weil die mittelmäßigen Köpfe so sehr die Mehrzahl auch der Gymnasialschüler bilden, daß ohne sie gar keine Gymnasien, folglich auch keine Gymnasiallehrer existiren könnten; überhaupt könne man nie so recht wissen, wer ein guter, wer ein mittelmäßiger, ja wer ein schlechter Kopf sey, da die geschiedensten Knaben, ins Jünglingsalter getreten, oft alle Erwartungen täuschten, und Viele, welche nichts versprochen, sich später erst, und oft vortrefflich entwickelten. Nur Vermögen und Stand dagegen entscheiden zu lassen, ob einer studieren solle oder nicht, wie Herr v. H. meint,

Digitized by Google

der nur seltene Ausnahmen statuirt sehen möchte, heißt Kirche und Staat ihrer tüchtigsten Diener berauben, überhaupt einer geistigen Erschlaffung zunächst der höheren Stände, denn des ganzen Volkes das Wort reden. Allein Herr v. H. scheint überhaupt in retrograden Bewegungen das Heil zu suchen; er klagt über Ueberbildung und will Maßregeln dagegen ergriffen wissen. Das ist das alte Lied, und das stimmt ein ehemaliger, hochgestellter Beamter des intelligenten preußischen Staates an! Ganz richtig bemerkt Herr Dr. Sause dagegen, daß man weit mehr über Mangel an Bildung, und zwar an rechter, tüchtiger Bildung zu klagen Ursache habe, daß nicht weniger, daß mehr und namentlich immer Besseres dafür geschehen müsse, wenn unsere Kinder einmal, auch nur den gesteigerten Anforderungen des Lebens gewachsen seyn sollten. Auch die Mittel gegen die üblen Folgen einer einseitigen, verkehrten Bildung sind nicht aus der Vergangenheit zu holen, nicht in der Rückkehr zu niederen Bildungsstufen zu suchen, sondern sie sind nur zu finden im Fortschritt zu höherer, umfassenderer Bildung. Denn: Ein Gott ist's, der die Sonnen lenket, und unaufhaltsam ist ihr Lauf! — Und daran müssen Schulmänner Staatsmänner erinnern? Das ist freilich unerträgliche Schulmeister-Anmaßung. Darum muß auch nach Herrn v. H. die Lehrerbildung herabgestimmt werden. Ein Dorfschulmeister soll nichts weiter können, als was er zu lehren hat: lesen, schreiben und rechnen. Stellt doch lieber gleich wieder Eure invaliden Korporale, Eure überzähligen Schuster und Schneider, Menschen an, die Euch als Lakaien, Kammerdiener ꝛc. gedient haben und denen Ihr nun das Gnadenbrod des Alters nicht mehr geben möcht! Nein, auch hier stimmt Ref. völlig mit dem Verf. der Randbemerkungen überein. Unsere gegenwärtigen Seminarien taugen Nichts, nicht weil sie zu Vieles und zu Hohes, nein weil sie nicht das Rechte, nämlich nicht genug Unterrichts- und Erziehungskunst lehren, weil sie nicht Gehörigvorbereitete aufnehmen, uns nun erst das lehren müssen, dessen pädagogische Handhabung sie bloß lehren sollten. Die Anmaßlichkeit unserer niederen Lehrer kommt daher, daß sie nur halbwissenschaftlich gebildet sind. Sie sollten ganz wissenschaftlich gebildet werden, so gut wie unsere Landpfarrer. Oder sollen auch die nicht mehr Theologie studieren, weil einige und wohl auch viele von ihnen die Bauern mit theologischen Brocken regaliren, mehr Theologen als Seelsorger geworden sind? Auch hier trägt die halbe, den künftigen praktischen Beruf nicht gehörig bedenkende, die nicht weit genug und in rechter Weise gegebene theologische Bildung ihre Schuld; auch sie muß dahin geführt und gesteigert werden, daß die gelehrte und wissenschaftliche Theologie nicht gemindert werde, sondern zur Geistlichenbildung sich vollende. Der Lehrer (und Pfarrer), der mit Bauern als Bauer lebt, wie Herr v. H. will, wird bald kein Lehrer mehr seyn. Etwas Anderes ist es, mit Bauern umgehen, sie behandeln können, wie es ihnen gemäß und recht ist, wohlwollend, gerecht, theilnehmend, helfend, fördernd, und etwas Anderes — unter ihnen lebend, sich mit ihnen gemein machen und selbst zum Bauer werden. Jenes, geistige und moralische Ueberlegenheit und selbst eine äußerlich superiore Stellung voraussetzt, wirkt heilsam; dieses, gleich zu gleich, potenzirt nur die Gemeinheit, stellt den Lehrer mit Gemeindehirten auf eine Stufe, wie tausend Beispiele aus früherer Zeit und selbst noch aus der Gegenwart beweisen. Es gibt kein Drittes: Entweder gebt den Lehrern zu Stadt und Land, für höhere und niedere Schulen eine ganz tüchtige Bildung und dazu die würdige, auch äußerlich würdige Stellung; — oder gebt den Gedanken an öffentliche Schulbildung für Alle auf, überlaßt sie dem Belieben des Einzelnen, der Gemeinden ꝛc. gänzlich: der Staat mag für Staatsdiener, die Kirche für Geistliche sorgen; aber Niemand werde genöthigt, wenn er nicht mag, seine Kinder schulen zu lassen! Das letztere und ein Heer von Tollheiten wäre die Consequenz Eurer retrograden Vorschläge. — Herr v. H. dringt ferner natürlich auch auf Einprägung (vulgo Einbläuung) der Religionslehren. Herr Dr. Sause zeigt, indem er das Wesen der Religion ganz richtig nicht als Wurzel, sondern als Blüthe aller Bildung bestimmt, wie ungehörig die Forderung ist, und wie der streng confessionelle Religionsunterricht durchaus nicht der Schule, sondern der Kirche, also nicht den Lehrern, sondern den Geistlichen zukomme. Wir fügen hinzu: Wißt Ihr nicht, daß gerade da, wo Katechismus, Sprüche und Lieder, gleichviel ob leiblich oder geistig, eingeprägt und — eingebläuet werden, Religion und Christenthum hinausgepräglt werden? An der gegenwärtigen Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit, ja an dem ganzen Rationalismus und Skepticismus, über den man jetzt so klagt, tragen die Einprägungsqualen und Martern, mit welchen der Jugend das Christenthum im unreifen Alter beigebracht worden, den größten Theil der Schuld. Und der moderne Glaubenszwang, der immer dreister hervortritt, wird keine besseren Früchte tragen. Gerade wem es ein wahrer Ernst mit dem Christenthume, mit der sittigenden, gemüthveinigenden, mit der gemüthverhebenden, vergöttlichenden Kraft desselben ist, der muß erschrecken, klagen, zürnen über alle polizeilichen Veranstaltungen, welche man mit ihm in Verbindung bringen zu dürfen meint. — Auch auf andere retrograde Wünsche des Herrn von H. in Bezug auf Lateinlernen, Mängel

Digitized by Google

der Gymnasialerziehung, Beaufsichtigung der Schulen durch die Behörden ꝛc. repliciert Herr Dr. Sause, wie sichs gebührt, und zeigt, daß was in dieser Rücksicht Tadel verdiene, nicht sowohl den praktischen Schulmännern, als vielmehr gerade den Schulbehörden zur Last falle. Den Rektoren seyen Hände und Füße gebunden, und sie könnten daher ihre bessere Ueberzeugung nicht verwirklichen. Nur in einem stimmt Dr. Sause mit Herrn v. H. ganz überein, in der Forderung, die ganze Jugend zum Turnen zu verpflichten, dieses aber bis zur Uebung im Waffendienst auszudehnen. Durch letztere Maßregel würde das Heerwesen mit der Zeit bei weitem weniger Kosten dem Staat, und weniger Plage den Unterthanen verursachen.

4) Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von Dr. Mager. Stuttgart, C. A. Sonnewald'sche Buch- und Musikalienhandlung, 1840.

Mit löblicher Entschiedenheit, Umsicht und Gewandtheit führt der Verfasser die Sache jener Anstalten, welche mit dem Namen „höherer Bürgerschulen oder Realgymnasien" belegt werden. Derselbe protestirt mit Recht gegen Halbheit in Organisation und Führung dieser Anstalten, gegen jede Vermengung derselben mit höheren Volksschulen, wie mit technischen Lehranstalten, oder mit Gymnasien. Wesentlich Neues bringt er in demjenigen Theil der Schrift, in welchem er von dem Unterricht derselben handelt, nicht vor; aber was er sagt, hat er auf neue, geistvolle und eindringliche Art gesagt. Eigenthümlich ist dem Buch die philosophisch-historische Nachweisung, wie Lehranstalten, welche sich die Aufgabe zu stellen hatten, für die große Menge Menschen, welche eine moderne, auf lebende Sprachen, Naturkunde und Mathematik basirte, allgemeine Schulbildung bedürften, zu sorgen, eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden seyen. Wir begegnen zwar in dieser Auseinandersetzung einem etwas lockeren und losen Spiel mit Hegel'schen Kategorien; allein das kann uns nicht hindern, dem zum Theil sehr Wahren und Treffenden, was bei dieser Gelegenheit gesagt wird, unsern Beifall zu geben. Wir sind mit dem Resultat der Entwicklung vollkommen einverstanden, um so mehr, als wir selbst schon bei einer andern Gelegenheit auf den Parallelismus in der Entwicklung von Leben, Philosophie und Schule hingewiesen haben. Ein Hauptverdienst der Schrift ist ferner auf die Nutzlosigkeit, ja Verderblichkeit aller Gewerbschulen hingewiesen zu haben, welche die Realgymnasien verdrängen, zugleich aber den künftigen Handarbeiter unterrichten wollen. Zu einem eigenen Geschäft hat es sich nebenbei der Verfasser gemacht, die Grundlosigkeit und Thorheit der philosophischen Diatriben gegen die Realgymnasien bloß zu stellen. Hofrath Thierisch, als Anführer in diesem Feldzuge gegen selbstgeschaffene Ungethüme, wird natürlich am heftigsten mitgenommen. Wir hätten um der Sache willen gewünscht, der Verfasser möchte diebei seiner Galle und Laune weniger freien Lauf gelassen haben. — Ueber Einzelnes läßt sich kaum etwas sagen, ohne in Erörterungen einzugehen, welche viel zu weit führen würden; ohnehin wollen wir um Einzelnes nicht rechten, da es Noth thut, in der Hauptsache einig zu bleiben, und diese Hauptsache ist: Schaffet Realgymnasien, in welchen alle einer höheren Bildung bedürftigen Knaben und Jünglinge, die nicht gelehrtwissenschaftliche Bildung nöthig haben, an Muttersprache und neueren Sprachen, an Naturkunde und Mathematik, an Geschichte, Geographie und Zeichnen gebildet werden! Nicht bloß Comptoire und Fabriken, sondern alle höheren Specialschulen, ökonomische, technische, militärische ꝛc. können allein aus den Realgymnasien mit zweckmäßig vorbereiteten Individuen bevölkert werden.

5) Der Gehorsam in der Erziehung von Fr. Wilh. Ernst Mende, Oberpfarrer in Seidenberg ꝛc. Halle, E. Anton, 1840.

Ein tüchtiges Wort zur rechten Zeit. Gehorsam ist das A und O aller Erziehung, und zwar unbedingter Gehorsam gegen Wort und Befehl der Eltern wie der Lehrer; freilich müssen letztere durchaus nur verlangen, was Vernunft und göttliche Gebote erlauben oder fordern. Dann aber halte man streng auf Gehorsam, und strafe den Ungehorsam. Doch trete Strafe möglichst selten ein, sey streng, aber nie ohne Noth hart, nie lieblos, beschimpfend, entehrend. Ist ein Vergehen bestraft, so trage man nicht nach. Jean Paul sagt in seiner Levana schon, man solle vor Allem sich hüten, den einzelnen Fehltritt dem Kinde als Charakterfehler anzurechnen. Denn dieß ist nicht bloß eine Ungerechtigkeit, welche verstockt und erbittert; sondern man läuft Gefahr, einem Kind, das man, sobald es zum Beispiel die Unwahrheit sagt, einen Lügner schlechtweg nennt, die fixe Idee beizubringen, es sey von Natur ein für alle Mal zum Lügen prädestinirt. Man glaube nicht, daß diese Behauptung eine erfonnene sey; sie beruht auf mehrfältiger Erfahrung.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. März 1842.

Unterrichtswesen.

6) Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Von Dr. Alexander Kapp, Prorector und erstem Oberlehrer des Gymnasiums in Soest. Arnsberg, bei A. L. Ritter. 1841.

Diese Schrift gehört zu denjenigen, welche die Idee eines Organismus aller öffentlichen Schulen und in diesem außer den Volksschulen, auch die Real-, Gewerb- und technischen Schulen als eigenthümlich berechtigt anerkennen, den Gymnasien aber doch den Vorrang vor allen übrigen Anstalten, mit Ausnahme der Universitäten, vindiciren. Nachdem der Verf. diese Stellung der Gymnasien, als Vorschulen der Universität, oder vielmehr der philosophischen Fakultät, wissenschaftlich begründet hat, wendet er sich den Gymnasien zu. Diese werden nun nicht allein als Unterrichtsanstalten, sondern auch als Erziehungsanstalten betrachtet, die ihrem besondern Zwecke nach die bekannten Lehrgegenstände in angemessenem Umfange, in bestimmter Methode ꝛc. zu behandeln haben. Der Verf. hat dieß Alles mit großer Sorgfalt und Umsicht gethan, auch die Leibesübungen nicht vergessen, denen er mit Recht täglich mindestens eine Stunde gewidmet wissen will. Sieht man übrigens genau zu, so hat man im Wesentlichen nichts Neues gerade erhalten: vielmehr findet man die preußischen Regierungsverordnungen über die Gymnasien nur in ein System gebracht, und zwar nach der dialektischen Methode Hegel's, in welcher sich der Verf. zwar mit Sicherheit, aber auch mit jener Schwerfälligkeit bewegt, welche den Althegelianern strikteser Observanz eigen ist. Wir bedauern dieß, weil manche gute Bemerkung, welche aus einer zwanzigjährigen Gymnasialpraxis hervorgegangen und hier eingeschaltet ist, nun von sehr wenigen Lesern beachtet werden wird. Für wen hat denn wohl Herr Dr. Kapp geschrieben? fürs pädagogische Publikum, oder für die Althegelianer im Ministerium? Und wenn er, wie wir nicht zweifeln, fürs größere pädagogische Publikum schrieb, warum stößt er einen großen Theil durch die abstruse Form zurück? Freilich er nennt immer noch die Hegelsche Philosophie die gegenwärtige und ignorirt mit jener Naivetät, die wohl noch etwas mehr ist, daß dieselbe schon in Preußen nicht mehr die gegenwärtige ist, daß sie einem großen Theil des übrigen, des mittleren und südlichen Deutschlands nie eine gegenwärtige gewesen, ja daß sie von demselben stets mit größter Entschiedenheit abgewiesen worden ist, jetzt aber, da „des Pudels Kern" vor aller Augen steht, gänzlich verworfen wird. Aus diesem Grunde zweifeln wir stark, daß z. B. der Vorschlag unseres Verf. großen Anklang finden wird, die Primaner der Gymnasien mit „gegenwärtiger" Philosophie zu nähren. Es soll zwar nur Psychologie und Logik, aber doch im Hegelschen Geiste, d. h. in dem Geiste gelehrt werden, welcher Religion und Christenthum als unwürdige, unvollkommene Formen der Gottesverehrung, als etwas betrachtet wissen will, worüber der Philosoph hinaus sey. — Wie gesagt, es thut uns diese Hegelthümlichkeit, in die der Verf. seine Entwickelungen getaucht hat, leid, weil sie Viele das Gute, was sie enthalten, verkennen lassen wird. Wir stimmen in sehr vielem Wesentlichen dem Verf. bei, z. B. darin, daß er alle reinwissenschaftliche Methode, d. i. alle Mittheilung des Unterrichts in der Form der Wissenschaft der Universität vorbehalten wissen will. Eben so stimmen wir ihm bei in dem, was er in dem Vorwort äußerst Beherzigungswerthes über die Stellung der Lehrer überhaupt, und der Gymnasiallehrer insbesondere, sagt. Denn gewiß, so lange diese nicht eine ihrem Wirkungskreise angemessene, anständige und ehrenvolle ist; so lange die Lehrer insgemein nicht besser besoldet und geachteter sind, als Subalternen zu Stadt und Land; so lange man durch die Lage und Behandlung, welche Lehrer zu erfahren haben, unwillkürlich daran erinnert wird, daß die Alten die Jugenderziehung Sklaven übertrugen: so lange können sie nicht mit der erforderlichen Freudigkeit und

Digitized by Google

mit ganzem Erfolg ihrem ohnedin so mühevollen Amte vorstehen. — Auch wir legen, um noch dieses zu erwähnen, wie der Verf. den größten Werth auf ein gewisses Einverständniß, auf einen lebendigen Wechselverkehr zwischen Schule und Haus, zwischen Lehrer und Eltern rücksichtlich der disciplinaren Leitung der Schuljugend. Allein wir rechnen dieselben zu den pia desideria, die sich höchstens in nicht zu großen Städten und bei nicht zu vollen Klassen ausführen lassen: und dann, angenommen, daß von Seiten der meisten Eltern nicht, wie aber zu erwarten ist, die größten Hindernisse in den Weg gelegt würden; ist wohl anzunehmen, daß ein Lehrer, gerade, je eifriger er seine Tagesarbeit in der Schule verrichtet hat, nun seine freie Zeit noch zwischen der eigenen Familie, seinen Privatstudien und Privaterholungen, und einer Beachtung des Lebens der Schüler außer der Schule theilen kann und mag? Wir zweifeln, und wünschten es daher dem Lehrer auch nicht zu. Doch wir wollen hier keine Abhandlung über diese eben so schwierige, als wichtige Frage schreiben.

7) Briefe an seine Tochter, auf einer Reise durch Böhmen, Oesterreich, Tyrol und die Lombardei, wie durch die Schweiz, einige Rhein- und Mainländer geschrieben von Wilhelm Harnisch. Essen, Druck u. Verlag von G. D. Bädecker, 1841.

Wer des Verfassers offene, schlichte und naturgetreue Art zu sehen, aufzufassen und darzustellen kennt, wird von diesen Reiseberichten schon im Voraus erwarten, daß sie und die Menschen und die Dinge zeigen werden, wie sie dem gesunden Blick erscheinen, daß sie dieselben nicht mit modernromantischen Heiligenscheinen oder Nebelwolken umgeben, noch weniger aber die reisende Person als das Interessanteste auf der Reise schildern werden. Und sie werden in dieser Erwartung nicht getäuscht werden. Allein der Verf. verschmäht es eben so sehr, nach einer sogenannten reinen Objectivität zu streben. Er ist es nirgends ein Hehl, daß er ein Schulmann und rechtgläubiger Christ ist; vielmehr widmet er auf seinen Reisen Schulen und Kirchen, pädagogischen und christlichen Bestrebungen eine ihm ganz gemäße, besondere Aufmerksamkeit, er legt auf christliche Gesinnung und Handlungsweise einen gewissen Accent; aber er thut dieß Alles auf eine so milde, heitere, ja edle Weise, daß jeder Unbefangene, der auch des Verf. Credo nicht theilt, sich dessen freuen muß. Dem Verf. ist eine Vereinigung Johanneischer Liebe und Paulinischer Glaubenskraft das Ideal christlichen Lebens; hat er aber nur die Wahl zwischen jener und diesem, so gibt er jener den Vorzug. Findet er daher in einem Rationalisten oder Heterodoxen die Liebe in Gesinnung und That, so gibt er ihm vor dem lieblosen Rechtgläubigen den Vorzug. Mit solchen Gesinnungen faßt er nun auch die Erscheinungen des Katholicismus auf, so gerecht und mild, als möglich, ohne jedoch seinem Lutherthume etwas zu vergeben. Irren würde man jedoch, wenn man aus diesen Andeutungen auf eine nur pädagogisch-religiöse Reise schließen wollte. Das Auge des Verf. ist für Natur und Menschenleben in allen ihren Erscheinungen eben so offen, klar und ruhig blickend. Nur selten trübt oder verschiebt sich vor demselben Etwas durch seine ganze Lebensansicht; und da er diese unverhohlen kund gibt, so ist der denkende Leser eben dadurch in den Stand gesetzt, die wahre Farbung und Gestaltung zu erkennen. Zu rügen haben wir an dem Buch den leichtfertigen Druck; es starrt von sinnentstellenden Druckfehlern.

8) Zur Reform des öffentlichen Unterrichts. Vom Standpunkt der Physiologie und Psychologie. Von Dr. August Krauß, Oberamtsarzt in Welzheim. Stuttgart, Verlag von Franz Köhler, 1840.

Diese Schrift ist eine der gediegensten, welche der durch Lorinser angeregte Streit hervorgerufen hat. Der Verf. läßt alle speciellen Anklagen fallen; er schildert nur einfach den physischen, moralischen und intellektuellen Zustand des gegenwärtigen Geschlechtes, kommt leider zu dem Resultat, daß Krankhaftigkeit, Schwächlichkeit und Verdorbenheit in Schrecken erregender Zunahme begriffen sind, und leitet daraus die Nothwendigkeit durchgreifender, schleuniger, allgemeiner Abhülfe ab. Möchten alle Regierungen beachten, was hier nachgewiesen ist! Denn wenn wir auch zugeben wollen, daß ein Arzt, der viel mit Kranken zu thun hat, gerade wie der Kriminalrichter, der fast nur die Verbrechernatur kennen lernt, und wie der praktische Pädagog, welcher Jahr aus Jahr ein seinen Kampf gegen Ungezogenheit, Unfleiß und Talentlosigkeit eines großen Theiles der Schuljugend erneuern muß, eine leicht zu trübe Ansicht über das gegenwärtige Geschlecht fassen kann; — so dürfen doch auf Thatsachen sich stützende Darstellungen, wie die vorliegenden, keineswegs als chimärische an sein gelegt werden. Nein, lassen wir uns es gesagt seyn, halten wir uns gegen die Wahrheit die Augen nicht zu, und geben wir die Hoffnung nicht auf, dem Ueberhandnehmen jener Uebel durch zweckmäßige Anstalten begegnen, ja wenn man nur ernstlich will, dasselbe auf das Minimum zurückzubringen! Der Staat wird freilich durch allgemeine Sanitäts- und sittenpolizeiliche Maßregeln, die Kirche durch Aufrechthaltung einer menschenwürdigen, gesunden Frömmigkeit das ihrige beitragen müssen; sonst wird auch Schule und Jugendbildung nicht helfen, ja nicht einmal in Wirksamkeit

Digitized by Google

treten können. Was hilft es, wenn die Schule auf Vereinfachung der Unterrichtsgegenstände, auf Ermäßigung der Unterrichtsstunden und der häuslichen Arbeiten so viel Rücksicht nimmt, als erlaubt ist, ohne allen Zweck des Unterrichts in Frage zu stellen, — wenn dann die Eltern etwa die erübrigte Zeit mit einem Uebermaß von Privatstunden ausfüllen? Was hilft es, wenn die Schule zu einer heilsamen, vernünftigen Strenge in der Schulzucht zurückkehrt, — wenn die Eltern in grundsatzloser Behandlung ihrer Kinder fortfahren, ja wenn die Gesetzgebung selbst die Strafgewalt der Lehrer und sogar der Eltern auf eine eben so bedenkliche Weise beschränkt, wie die Autorität der Herrschaften über die Dienstboten? Was hilft es, wenn die öffentliche Erziehung für Leibesübungen sorgt, und die Jugend durch Lehre und Beispiel zur Mäßigkeit, zur Ertragung von einigen Beschwerden aufmuntert, — wenn die Polizei nicht gegen den frühen Wirthshausbesuch der Schuljugend *entschiedene* Vorkehrungen trifft, wenn die Eltern die Kinder an allen Genüssen, Vergnügungen und Zerstreuungen der Erwachsenen Theil nehmen lassen, wenn durch schrankenlos ertheilte Lustbarkeits- und Wirthschafts-Concessionen durch die Behörden selbst ein allgemeines Schlaraffenleben begünstigt wird? — Der Verf. bleibt nun in seinem Werke keineswegs bei der Bloßlegung des Uebels stehen, er weiset auch auf die Gesundheit hin und auf *ein* Hauptmittel, sie zu erhalten, oder wo Krankheit vorhanden ist, diese zu heilen. Dieses *eine* Hauptmittel findet er in einer naturgemäßen, geistigen und leiblichen Erziehung der Jugend. Alle deßfalls gemachten Vorschläge sind dafirt auf eine, in ihrer Kürze und Bündigkeit vortrefflichen Darstellung der jugendlichen Alters- und Entwickelungsstufen; hiernach wird bestimmt, wann, worin und in welchem Maße der Unterricht überhaupt, in den Volksschulen, in den Lateinschulen, in den Realschulen, in den Gymnasien, auf der Universität beginnen und fortgeführt werden soll. — Die meiste Beachtung verdient, was hier über die drei ersten Schuljahre gesagt ist, welche die wichtigsten sind für die leibliche und geistige Entwickelung. In dieser sollen die Kinder täglich, selbst bei minder günstiger Witterung ins Freie geführt werden, und in der Regel drei Stunden, wenigstens *eine* Stunde lang darin verweilen. Auf den Excursionen soll naturkundlicher Anschauungsunterricht, besonders an Steinen, Gewächsen, in Feld und Wald gegeben werden. Eigentlicher Unterricht im Schulsaal wird drei Stunden täglich ertheilt im Singen, Rechnen (nur Kopfrechnen), Vorerzählen und Nacherzählen, Rechtssprechübungen, Zeichnen, Auswendiglernen vorgesprochener Sprüche, biblische Geschichten und Lieder, woran sich religiöse Erweckung mehr als Lehre anzuschließen hat. *Lesen und Schreiben bleibt von dem Elementarunterricht ganz ausgeschlossen!* — Wir sehen voraus, daß man letzteren Vorschlag für toll halten wird; wir aber halten ihn für ganz zweckmäßig, überhaupt diese ganzen dreijährigen, nur auf Anschaulichkeit und Mündlichkeit, auf lebendige Auffassung durch die Sinne, Uebung derselben und des Leibes (denn das Turnen wird auch als tägliche Beschäftigung verlangt) allein für geeignet, unsere Jugend vor der immer zunehmenden Kurzsichtigkeit, Buchstabenweisheit und vor todter Gedächtnißkrämerei zu bewahren. Man sieht, die Mittel, die unser Verf. vorschlägt, sind radikal; aber wer den Zweck will, muß auch sie wollen. Freilich werden unsere Jünglinge erst mit zwanzig Jahren die Universität beziehen können; aber das ist es gerade, was wir längst gewünscht haben und auch der Verf. will. — Wir begnügen uns mit diesen wenigen Angaben, indem wir glauben, daß sie hinreichend seyn werden, Jeden, der sich für Pädagogik näher interessirt, zur Lektüre des Werkes selbst zu veranlassen.

9) **Praktische Pädagogik für Hauslehrer ꝛc. Von Dr. F. W. Fricke, Vorsteher einer Privaterziehungsanstalt in Göttingen. Weimar, 1841.**

Ein anspruchloses, aber recht nützliches Buch. Ohne sich bei theoretischen Auseinanderwickelungen lange aufzuhalten, gibt der Verf. die bisher zur allgemeineren Anerkennung gelangten Grundsätze der Pädagogik an und knüpft daran Rathschläge und Vorschriften, welche in der Regel kurz, bündig und überzeugend vorgetragen sind. Zuerst wird der Lehrer angewiesen, wie er, wenn er irgend an sich Mängel und Lücken wahrnehme, sich selbst noch zu erziehen und zu unterrichten habe. Sodann folgen die Vorschriften über Unterricht, Leitung und Erziehung der Zöglinge. Es ist nichts Wesentliches unberücksichtigt geblieben. Auswahl, Methode, Vertheilung des Unterrichts nach den Alters- und Bildungsstufen, Stundentabellen für einzelne oder gleichweitvorgerückte, wie für mehrere, ungleichgebildete Zöglinge und endlich ein Verzeichniß der Schriften und Lehrbücher, deren sich der Lehrer zu bedienen hat, — Alles findet sich angegeben. Was das Bücherverzeichniß anlangt, so scheint des Guten zu viel gethan, besonders aber zu Heterogenes aufgezählt zu seyn. Wenn man z. B. einmal Herbart's pädagogische und psychologische Werke empfiehlt, die so durchaus eigenthümlich, von allen übrigen philosophischen und pädagogischen Werken abweichend sind; so kann man einem Hofmeister nicht wohl zumuthen, daß er nun auch noch Hegel, Fries, Weiß, Beneke dazu nehme. Was soll ferner ein Hofmeister mit der Angabe von Geschichtswerken, deren Anschaffung ihm unmöglich ist, wie z. B. Ludens deutsche Geschichte, welche 70 Rthlr. kosten wird? Was soll er wählen, wenn ihm Becker, Rotteck, Schlosser,

Digitized by Google

Leo, Böttiger, L. Bauer ꝛc. zur Wahl vorgelegt und mehrere empfohlen werden? Wollte der Verf. hier nützen, so mußte derselbe das angeben, was er nach reiflicher Ueberlegung für das Beste hielt, und zwar mit genauer Unterscheidung des elementaren, mittleren und höheren Unterrichtes.

10) **Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire, avec indication des principaux ouvrages qui ont paru sur les différentes branches de la pédagogique, surtout en Allemagne. Ouvrage auquel l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon a accordé un accessit en 1835. Par Théodore Fritz, professeur etc. T. I et II. Strasbourg, Paris et Genève. 1841.**

Dieses Werk ist seinem Inhalte nach durch und durch deutsch; weßhalb es denn auch von der Lyoner Akademie nicht den Preis, sondern nur das Accessit erhielt. Denn wenn diese Akademie einer anderen Abhandlung über denselben Gegenstand den Preis vor diesem Werke ertheilte, so geschah es, weil, wie der Bericht über die Konkurrenzschriften sagt, unser Straßburger Verfasser eine Pädagogik geliefert habe, welche unter allen Regierungsformen anwendbar sey, während die Akademie eins verlangt habe, welches für das gegenwärtige Frankreich paßte. Und ist nicht der Kosmopolitismus, der immer auf den Normalmenschen und Normalchristen, wie auf den Normalstaat lossteuert, und darüber keinen ordentlichen Deutschen und kein rechtes Deutschland zu Stande bringt, echt deutsch? Wenn man vom nationalen Gesichtspunkt aus der Lyoner Akademie Recht geben muß, daß sie einer vielleicht weniger tüchtigen, wahrscheinlich aber praktischeren, dem näheren Bedürfniß entsprechenderen Abhandlung den Vorzug eingeräumt hat; so soll unsererseits doch nicht der Werth des vorliegenden Werkes verkannt werden. Der Verf. ist ein Straßburger, ein Deutscher und konnte und sollte seine Deutschheit nicht verleugnen. Er mußte, wie wir deutsche Schulmänner alle thun, der Sache auf den Grund gehen. Er mußte erst mit sich ins Reine kommen, was der Mensch seiner eigensten, bessern Natur nach ist, seyn kann und darum werden soll; und dann konnte er erst sagen, was unter den gegebenen, individuellen, nationalen und staatlichen Verhältnissen geschehen müsse, um die Jugend diesem edelsten Wesen des Menschen gemäß zu bilden. Das Deutschthum fragt, wie das Christenthum, zuerst nach dem göttlichen Ebenbilde im Menschen und dann erst nach dem andern. Ist das Deutschthum, wie das Christenthum hierin oft zu weit gegangen, daß sie allem Uebrigen gar nicht weiter nachgefragt haben; so ist man von diesem Irrthum doch größtentheils zurückgekommen und hat die individuellen Rechte der Persönlichkeit, der Berufsarten, der Nationalität ꝛc. anerkannt, aber freilich nur, wie es vollkommen recht ist, als Modifikationen jenes Grundwesentlichen. Auch Herr Prof. Fritz hat keineswegs einem abstrakten, von allen näheren Bestimmungen abhebenden pädagogischen Kosmopolitismus gehuldigt; sondern er stimmt auch hierin, wie in den allgemeinen Grundsätzen, mit der neueren, deutschen Pädagogik überein. Er verlangt allgemein menschliche und christliche Grundbildung für Alle, schließt aber die besondere, berufsgemäße keineswegs aus; vielmehr stellt er ein System der öffentlichen Erziehung auf, welches in Deutschland bereits allgemeine Anerkennung und trotz des Widerspruchs einseitiger Philologen und Technologen vielfache Geltung gefunden hat, — dasselbe, welches in diesen Blättern stets vertreten worden ist. Daher fordert er für Alle Elementarschulen, denen sich dann 1) höhere Volksschulklassen, 2) Realschulen und 3) parallel den letztern die Gymnasien überordnen. — Gerade, wenn eine Trennung der Real- und Gymnasialschulen durchgesetzt wird, erscheint die Ertheilung des Unterrichts in Fachklassen, für welche der Verf. sich ausspricht, überflüssig. Wir müssen uns gegen alles Fachwesen erklären, wo Schulordnung aufrecht erhalten werden soll. Ganz unsern Beifall verdient es, daß der Verf. höhere, namentlich akademische Studien nicht vor dem zwanzigsten Jahre begonnen wissen will; aber gerade dieß wird sich in dem frühreifen Frankreich noch weniger durchsetzen lassen, als bei uns. Eigenthümlich ist dem Werke, daß es nicht allein die akademischen und die ihnen parallel gehenden, höheren technischen Studien in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat; sondern daß auch von einer Fortbildung des reiferen Alters gehandelt, ihre Nothwendigkeit gezeigt, die geeigneten Vorschläge gemacht, endlich aber auch darauf hingewiesen worden, was der Staat fortwährend für öffentliche Bildung und Gesittung zu thun habe. Die Selbstständigkeit der Arbeit, welche der Verf. in Anspruch nimmt, können wir so ganz unbedingt nicht zugeben. Man kann ein solches Werk nicht aus sich selber herausspinnen, ohne vorher durch frühere Hauptwerke sich selbst unterrichtet zu haben. Ueberdieß zeigt ein gewisser Eklekticismus, der in der Pädagogik keineswegs zu tadeln ist, verbunden mit einer Verwerfung gangbarer Principien und mit der Annahme anderer, daß der Verf., was ihm sehr zum Lobe gereicht, sich gründlich unterrichtet habe. Freilich eine bloße Anlehnung an ein anderes Werk oder gar eine bloße Variirung eines anerkannten, einzelnen Erziehungssystemes bietet das vorliegende nicht dar; und wir geben dem Verf. gern das Zeugniß, daß er das seinige aus den allgemein anerkannten Grundlagen der neueren Pädagogik selbstständig aufgeführt habe. W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. März 1842.

Reisen.

Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl. Drei Theile, mit Titelkupfern und Plänen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1841.

Nachdem Herr Kohl bereits ein Werk über die Steppenländer am schwarzen Meere, ein anderes über Petersburg und ein drittes über die deutschen Ostseeprovinzen herausgegeben, läßt er ein viertes nachfolgen über Moskau, das innere Rußland, die Ukraine, die Bukowina, Galizien und Mähren. Einzelnes daraus hat früher schon das Ausland mitgetheilt.

Herr Kohl ist bereits als ein ausgezeichneter Reisebeschreiber so bekannt und seine seltene Gabe, den Leser über die wichtigsten Dinge zu belehren und immer zugleich angenehm zu unterhalten, haben wir in unsern Blättern bei der Anzeige seiner früheren Schriften schon mit so vielem Vergnügen hervorgehoben, daß wir uns deßfalls nicht wiederholen, sondern nur bemerken wollen, daß die vorliegenden Bände wieder ganz eben so interessant sind, wie alle früheren.

Der Verfasser verließ St. Petersburg und fuhr mit der Post auf der großen Heerstraße, die den Süden Rußlands mit dem Norden verbindet, nach Moskau. Seine Schilderung des Abschieds und der ersten Reiseeindrücke ist höchst lebendig. „Der Morgen zeigte uns die Militärkolonien bei Novgorod in freundlichster Beleuchtung. In den Birkenwäldern zwitscherten die Staare und Drosseln, die hier im Norden so lieblich den Frühling verkünden. Die Lerchen flogen überall in die klare Luft, und die Sonne kam so warm heraufgerückt, als wollte sie nun mit dem letzten Reste des Winters ein Ende machen. War es nicht auch Frühling, als hier vor sechs Jahren der Soldatenaufstand wüthete? Als die rasenden Soldaten die 75 Aerzte und einige Hundert ihrer Offiziere mordeten, als sie Frauen zu Tode peitschten und einen ihrer Generale an einen Baum banden und nach ihm sich im Scheibenschießen übten? Großer Gott, was mochte wohl für eine Reihe von Härten vorhergegangen seyn, die diese Tollen so auf einmal und mitunter so ganz an den unrechten Leuten zurückbezahlten! „Ja wohl war es im Frühlinge, mein Herr. Aber sprecht nicht so laut davon, *etto sino secretum*, das ist hier Alles ein Geheimniß!" sagte K. zu mir. Jetzt war über dem Vulkane schon längst wieder Gras gewachsen und Alles freundlich verhüllt. Wir sahen die reinlichen Dörfer der ackerbauenden Krieger, die am Wege das Land friedlich pflügten und uns auf das Freundlichste grüßten. Doch vergiftete uns diesen Gruß der Gedanke, daß sie unter anderen Umständen uns wohl auch gespießt hätten. Wie man sich doch oft in seinen Erwartungen täuscht! Alexander glaubte in diesen Militärkolonien die festesten Stützen seines Reichs zu schaffen, und er unterminirte dagegen den Boden des Landes und stiftete Vulkane, vor deren Ausbrüchen man jetzt beständig in Angst ist." — Die erste große Stadt auf diesem Wege ist Novogrod, einst die Hauptstadt einer mächtigen Republik, die ein weit größeres Landergebiet umfaßte, als je eine Republik, Rom und die Vereinigten Staaten ausgenommen. Herr Kohl schildert die Stadt mit ihren alten Kirchen und Erinnerungen ausführlich. Unter ihren ältesten Kunstdenkmälern sind bekanntlich die Korsunschen Thüren das Ausgezeichnetste. — Zwischen hier und Twer macht sich eine Terrainwelle, eine zur Wasserscheide anschwellende Erdöhnung des Bodens bemerklich, die, obgleich sie zu niedrig ist, um ein Bergrücken genannt werden zu können, doch eine wichtige Abgrenzung bezeichnet. Denn hier scheiden sich nicht nur die Gewässer, die nach Süden zur Wolga fließen, von denen, die nach Norden zur Ostsee fließen, sondern hier war auch die alte Grenze der Slaven. Bis hieher wohnten ehemals nordwärts nur finnische Stämme und die Slaven (Russen) reichten von Süden her nicht weiter als bis zu dieser Schwelle, die man den Waldairücken oder Mons Alaunus nennt.

Digitized by Google

Auch die Mongolen kamen, als sie Rußland beherrschten, nicht weiter als hieher. — Dann nimmt Twer unser Interesse in Anspruch, die alte Hauptstadt eines Großfürstenthums, der Centralpunkt für das obere Stromgebiet der Wolga.

In Moskau angelangt entfaltet uns der in malerischer Darstellung sehr gewandte Verfasser das ganze reiche Panorama dieser Stadt vom Kreml aus und führt uns dann auf die Straßen, auf die Märkte, in die Kirchen, in die Waarenlager, Buden, Schlösser und Hütten. Vom Kreml selbst entwirft er ein äußerst lebendiges, in seiner Gedrängtheit klassisches Bild: „Die Spiegelfläche des Wassers der Moskwa bildet die unterste Linie. Aus ihr und von Wellen umspült, steigt der mit Felsen umgürtete Quai der Uferstraße als feste Basis des Ganzen hervor. An diesem Uferrande läuft eine belebte Straße hin, die mit grünem Buschwerk und Bäumen belebt ist und, fast noch belebter als die Wellen unten, fortwährend von Menschen und Wagen wogt. Aus ihrem Menschengetümmel und ihren umsäumenden Büschen erhebt sich die hohe, weiße Mauer, die mit ihren Thürmen, Thoren und Zinnen den Fuß des Kremls vertheidigt. Dicht hinter der Mauer steigt es wieder grün noch höher empor. Es erhebt sich der Berg des Kremls selbst, der überall mit grünem Rasen und Buschwerk geschmückt erscheint. In diesem hübschen Rahmen des Wasserlaumes und der abwechselnd weißen und grünen Schichten der Mauern und Büsche und hinter diesem freundlichen Vorgrunde der belebten Straße stellt sich nun das eigentliche Bild der Kreml-Gebäude, der Mittelpunkt des Ganzen, der hohe, überall dominirende Iwan Welikoi, die große Säule, um die sich beständig das ganze Bild der Stadt wie um seine Are dreht, äußerst malerisch dar. Nach beiden Seiten vom großen Johann fallen die höchsten Spitzen des Bildes malerisch herab. Die Farben sind überall lebhaft; Roth, Gold, Silber, Weiß und Grün wechseln anmuthig mit einander ab. Imposant und gebietend greift in dieß Gewirre der vielen kleinen Gebäude des Alterthums die neue Zeit ein mit der großen Masse des „Bolschoi Dworetz" (des großen, von Alexander gebauten Palastes), der wie eine mächtige, weiße Felspartie unter kleineren Felstrümmern daliegt und Ton angebend erscheint. Wie in das innere Räderwerk einer Maschine blickt man in das innere Getriebe des Kremls, erkennt die Plätze und Straßen und sieht alle die Kirchen und Paläste auf seinem Plateau wie auf dem schönsten Präsentirteller der Welt liegen. Die kleine rothe und goldene Schloßkirche der Czaaren, wie ein Schmuckkastchen geziert, kokettirt zunächst am Rande wie ein hübsches, kleines Mädchen. Die blasigen Kuppeln der Michaelis- und der Uspenski'schen Kirche machen sich wie russische Kaufmannsfrauen breit und bauschig. Der hohe Iwan in der Mitte, Alles überschauend, erscheint wie ein Hahn unter seinen Hühnern. Der „Maloi Dworetz" (der kleine Palast) und das Kloster der Wunder treten bescheiden zurück, wie es Kleinen und Einsiedlern geziemt. Alle diese Gebäude stehen auf dem Gipfel des Kremls wie seine Krone und sind selbst wieder von den reichen goldenen und silbernen blinkenden Kuppeln gekrönt, deren jede Kirche wenigstens fünf, eine aber sogar sechszehn hat. Der Anblick des Ganzen ist so vollkommen pittoresk und durch die Mannichfaltigkeit der angeregten Ideen so interessant, daß ein Maler nur eine treue Copie davon zu geben brauchte, um uns eins der anziehendsten Bilder zu liefern. Es existirt aber bis jetzt noch keine bildliche Darstellung des Kremls, die nur einigermaßen ähnlich Das im Bilde wiedergabe, was er in der Wirklichkeit bietet. Alle Nachahmungen, die ich sah, blieben tief unter dem malerischen Werthe des Originals, was um so auffallender ist, da doch sonst so mancher Straßenecke, so manchem unbedeutenden Schloßberge mit dem Pinsel geschmeichelt wurde, die dessen bei Weitem nicht so würdig waren wie der Kreml, der zu den ausgezeichnetsten Stadteansichten Europas gehört." Eben so genau schildert der Verfasser die Merkwürdigkeiten im Inneren des Kremls, die Erinnerungen an die alten Czaaren, die Schatzkammer ꝛc.

Mit diesen wahren Alterthümern kontrastirt auf eine interessante Weise das ungeheure Rokokomagazin des Herrn Luchmannow, dessen jährliche Einkünfte man auf 400.000 Rubel schatzt. „Herr Luchmannow, der mir von der Geschichte seines merkwürdigen Etablissements Manches mittheilte, erzählte mir, daß er besonders in der Zeit Katharinens seinen Reichthum begründet hätte. Vor 60 Jahren sey er ein armer Bursche gewesen, und sein ganzes Magazin habe aus ein paar alten Stiefeln und Kleidern bestanden; doch habe er das Glück gehabt, einige alte Sachen zu gutem Preise zu verkaufen und sich dadurch ein Kapitalchen zu verschaffen, das ihm erlaubt habe, sein Waarenlager zu vermehren. Als er nur erst die ersten Schritte auf der Bahn des Gewinns gemacht hatte, waren ihm die zweiten leichter und immer leichter. In jenen Zeiten der blühendsten Verschwendung nun, wo an dem splendiden Hofe Katharinens Günstlinge so leicht ihre Schätze gewannen, bei denen es dann natürlich hieß: „wie gewonnen, so zerronnen," brachte er sein Schäfchen aufs Trockene. Er sagte mir, daß damals mitunter reiche Große in einer guten Laune für viele tausend Rubel Tabatieren, Uhren, Candelaber u. s. w. gekauft, die sie nach kurzer Zeit ihm wieder zu billigen Preisen überlassen hätten. Die Veränderlichkeit ihrer Launen war so groß, daß Viele kauften mit dem Versprechen, die Sachen am morgenden Tage abholen zu lassen, daß aber, ehe dieser Termin herankam, ihnen die

Digitized by Google

Laune dazu vergangen war. Mit dem Rechte, die Sache zu besitzen, hatten sie über Nacht schon die Lust, sie zu erlangen, gebüßt und entschlossen sich den anderen Morgen, dieselben nicht holen zu lassen und mit einer bedeutenden Einbuße den Handel rückgängig zu machen." Vom Leichtsinn des russischen Adels wird uns noch mehr erzählt, unter andern ein Palast beschrieben, der seines gleichen sucht an äußerer Pracht und innerer Zerfallenheit, der von außen mit dem Kreml wetteifern zu wollen scheint und im Inneren eine Suite von Rumpelkammern und Tandenschlägen ist.

Moskau ist nicht mehr, wie vordem, die ehrwürdige Verschanzung des alten Adels. „Moskau war zur Zeit Katharinens und Pauls und auch noch unter Alexander ein Secessus des reichsten und unabhängigsten Adels und ist dieß freilich zum Theil auch noch, jedoch keineswegs mehr in dem Grade, wie es sonst der Fall war und wie man in Deutschland sich das jetzt noch denkt. Ueberall, im Theater, in den Concerten u. s. w., macht sich weit mehr der Charakter einer großen Provinzstadt als der einer Residenz, unter welchem Namen Moskau allerdings noch figurirt, bemerklich. So wenig der Kaiser Nikolaus Moskau, das immer der Liebling des russischen Volkes und der Herzpunkt seines inneren Lebens ist, vernachlässigt, so sehr hat sich doch unter seiner Regierung die Bedeutung dieser Stadt verändert. Die geringere Vorliebe für das Ausländische und die größere Hinneigung zu dem Alt- und Nationalrussischen hat die altrussische Partei, die sonst grollend in Moskau saß, bedeutend vermindert und entschieden alles Reichste und Vornehmste in die Nähe des Hofes nach Petersburg gezogen. Nicht nur die ausgezeichnetsten Talente des Reichs, die sich dem Staatsdienste widmen, sind in Petersburg zu finden, sondern auch die größten Reichthümer, den Reizen des prachtvollen Hofes folgend, haben sich in neuerer Zeit immer mehr und mehr der Residenz zugewendet. Viele Paläste und ehemals prächtige Landsitze stehen in und bei Moskau leer, und eine große Anzahl von ihnen ist in die Hande der Regierung übergegangen. Von den reichsten Familien des Landes, die, ohne durch besondere Chargen und Anstellungen an einen Aufenthalt in der Hauptstadt gebunden zu seyn, doch in ihr leben, könnte man außer den Jussupows, Demidows, Scheremetiews und Jakowlews noch viele andere namhaft machen. Der Hof, wenn er sich nur nicht, wie unter manchen früheren Regierungen, allzusehr von den nationalen Sitten lossagt, übt eine ungeheure Anziehungskraft auf die Russen; denn sie sind weit davon entfernt, von dem Geiste Cäsars beseelt zu seyn, welcher lieber der Erste in Krähwinkel, als der Zweite in Rom seyn wollte. — Die Stadt Moskau, die demnach als Residenz des müssigen Adels in neuerer Zeit allerdings nicht wenig verloren hat, die aber als Sitz des großartigsten Binnenhandels ihre frühere Bedeutung behielt und endlich als Hauptpflegerin der Fabriken unendlich gewann, hat daher noch immer eine sehr gewichtige Stimme in Sachen der Reichsverwaltung. Diese Stimme wird freilich nie oder selten laut, aber doch wird sie belauscht und beachtet, und man kommt den Wünschen der Stadt zuvor, damit jede Veranlassung zum Lautwerden derselben beseitigt werde. Welcher Unterschied in dieser Beziehung zwischen ihr und Petersburg existirt, beweist allein schon zur Genüge das Faktum, daß die Stadt noch nie einen Deutschen zum Generalgouverneur bekam, während Petersburg gewöhnlich deutsche Beherrscher hatte. Für Moskau suchte man immer Nationalrussen hervor, da man wußte, daß es keinen Anderen dulden würde. Die Stadt ist zuweilen sogar rechthaberisch, nimmt hier und da etwas übel und bittet sich Erklärungen aus, als hätte sie wie eine englische Stadt alte Privilegien zu wahren. So erzählte man, daß bei Gelegenheit der Wassersnoth in Petersburg im Jahre 1824 der Minister des kaiserlichen Hauses an die Moskauischen Bürger geschrieben, um sie zu einem Geldbeitrage zu vermögen, und daß er sich dabei eines unpassenden Ausdrucks bedient habe, über den man sich vor der Bewilligung der Gabe eine Anfrage erlaubte."

Die umständliche Beschreibung der vielen Kirchen Moskaus, ihrer Alterthümer und Bilder, so wie des russischen Gottesdienstes und mancher Lokalgebräuche, der Wasserweihe, der Obstweihe ꝛc. versetzt uns so recht mitten in Geist und Weisen der russischen Nation. Ins Einzelne können wir hier natürlich nicht eingehen. Nur der großen Originalität wegen wollen wir hier auf ein Unicum altrussischer Baukunst aufmerksam machen. Die Kirche Pakrofski Sabor wurde unter Iwan Wassiliewicz dem Schrecklichen und nach dessen origineller Phantasie erbaut. Der Tyrann war auch mit dem Baumeister so zufrieden, daß er denselben umarmte und ihm gleich darauf — die Augen ausstechen ließ, damit er nie mehr etwas so Schönes baue. „Von allen den Thürmen und Kuppeln der Kirche ist ein Jedes von anderer Größe, von anderen Proportionen, anders frisirt und anders ausgebauscht und zugespitzt. Das Ganze ist weit entfernt davon, ein Ganzes zu bilden, und ein Hauptraum erscheint in diesem ganzen architektonischen Gewirre nirgends, vielmehr hockt in jedem dieser hohlen Gebäudedächer eine eigene gesonderte Kirche, und in jedem dieser Ausbüchse findet man eine eigene Kapelle, als wären es lauter geweihte, zu Gotteshäuschen ausgebaute Schornsteine. Einer von diesen Thürmen ragt vor allen aus dem Gethümmel hervor, doch ist er keineswegs in der Mitte des Ganzen; denn eigentlich läßt sich bei einem so unregelmäßigen Dinge gar nicht von Mitte und Seite, Anfang

Digitized by Google

und Ende sprechen; es ist Alles hier und dort und da und dier. Wollen wir indeß bei jenem Hauptthurme zunächst stehen bleiben, so ist er, streng genommen, kein Thurm, sondern eine Kirche und zwar die Hauptkirche des ganzen Kapellenknäuels. Dieser Thurm heißt eigentlich allein „die Kirche des Schutzes der heiligen Maria," und sowohl nach ihr als auch nach der zur Seite befindlichen Kirche des heiligen Basilius wird das Ganze entweder „Kirche des Schutzes" oder „Basiliuskirche" genannt, aber auch wohl „Kirche der heiligen Dreieinigkeit am Ufer," oder endlich „Jerusalemer Kirche." Jener etwa 150 Fuß hohe Thurm ist inwendig ganz hohl, ohne irgend eine Abtheilung, und der Kirchenraum steigt von unten auf und verjüngt sich immer mehr bis in die äußerste Spitze des Thurmes, von dessen kleiner Kuppel das Portrait der schützenden Mutter Maria aus großer Entfernung wie aus dem Himmel selbst herabblickt. Doch sitzt dieser Thurm oder diese Kirche schon wieder anderen unter ihr befindlichen auf dem Nacken, die wie die Gänge einer Mine unter ihr ausgehöhlt sind, und eben so sprossen ihm zur Seite viele andere Kapellen hervor, so die Kapelle „des Palmensonntags" (Werbnoje Wosskressenie), die „des Johannes Milostiwoi," die Kapelle „der drei Patriarchen," die „des Alexander Swirskoi," die „Troizkaja Zerkwa," und wie sie alle heißen. Jede hat ihren Tag oder ihre paar Tage im Jahre, wo Gottesdienst in ihr gehalten wird; in der übrigen Zeit des Jahres sind sie verschlossen. Die meisten sind so gefüllt mit heiligen Gegenständen der Anbetung und mit gewichtem Kirchengeräthe, daß kaum Platz bleibt für die frommen Beter. Die meisten dieser Kapellen sind mit einer Art von Kuppel gekrönt, die ihnen ganz so wie ein Turban aufsitzt, so daß es aussieht, als wenn es lauter hohle Türkenköpfe waren, denen Iwan ihr mahomedanisches Gehirn ausgenommen hätte, um dieß christliche Geräth an seine Stelle zu setzen. Die meisten dieser Kuppeln spreizen sich breit und dickköpfig über den Hals ihres Thurmes hervor, und jedes steinerne Tuch der Turbane ist auf eine andere Weise zusammengelegt. Einige Kuppeln sind facettirt, andere nicht; die facettirten sind es indeß nicht auf gleiche Weise. Die Steine der einen treten in dreiseitigen, die der anderen in vierseitigen Facetten hervor. Die nicht facettirten sind zum Theil schlicht, zum Theil gereift oder cannelirt. Die gereiften sind es auf verschiedene Weise; einige sind so gereift, daß die Furchen sich von der Spitze nach unten herabsenken, andere Furchen oder Reifen winden sich in Spirallinien um die Kuppeln herum. Dabei hat noch, um das Kaleidoskophild recht vollständig zu machen, jeder Reifen und jede Facette eine andere Farbe. Die nicht facettirten und nicht gereiften sind entweder geschuppt oder nicht geschuppt. Die geschuppten, d. h. mit kleinen, aus Thon geformten, glasirten, bunt gefarbten Ziegelsteinen bedeckten, sind, wenn man genau zusieht, wiederum anders geschuppt, einige mit oval zugerundeten, andere mit wie Blatter ausgeschnittenen und gezackten Schuppen geziert. Die meisten der bekuppelten Thürmchen haben einen runden Rumpf, doch nicht alle; es gibt auch achteckige und sechseckige. Kurz, wenn man von einer der oberen Galerien in all dieses Zacken- und Spitzengewirr hineinblickt, so glaubt man, auf ein mit bald und ganz entwickelten Riesenfackeldisteln bewachsenes Feld zu schauen, etwa solchen, die antediluvianischem Samen entkeimten und denen man dann nachher das Haupt der Medusa vorhielt, vor dessen Anblick sie zu Stein wurden. — Krönt man nun noch alle die genannten und nicht genannten Spitzen mit goldenen Halbmonden und sehr bunt ausgeschnitzten Kreuzen, die mit vergoldeten Ketten zierlich umkranzt sind, — denkt man sich ferner, mit wie vielen Mustern von Arabesken-Malereien alle Wände und Gänge bemalt sind, wie aus den angemalten Blumentöpfen gigantische Blumen, Disteln oder Bäume hervorwachsen, die sich, in Rankengewächse verwandelt, weiterschlängeln und endlich in bloße Linien und Schnörkel übergehen, — denkt man sich ferner alle die jetzt etwas matten Farben, Roth, Blau, Grün, Gold, Silber, recht lebhaft und frisch, so kann man sich einigermaßen vorstellen, wie dieß Gebäude den barbarischen Augen eines so originellen Tyrannen, wie Iwan der Schreckliche war, so äußerst wohlgefallen konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Romane.

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt. Ausgabe letzter Hand. Erster bis zwölfter Band. Hannover, Hahn, 1841.

Die nicht ohne Wärme und mit großer Klarheit und Reinheit entworfenen Lebens- und Sittengemälde der Frau Henriette Hanke sind als eine für die Frauenwelt eben so anziehende als geeignete Lektüre vor vielen andern Damenschriften zu empfehlen. Es liegt in ihnen viel Herzlichkeit bei entschiedener weiblicher Würde, und ein gesundes Naturgefühl, das sie aufs vortheilhafteste von den unsittlichen Mißgeburten einer Dudevant und von den unweiblichen, wenn auch geistreichen, Affektationen einer Bettina und Rahel unterscheidet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. März 1842.

Reisen.

Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl. Drei Theile, mit Titelkupfern und Plänen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1841.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Bande begleiten wir den Verfasser nach Tula, das durch seine Stahlarbeiten so berühmt ist, Orel, eine neue und rasch aufblühende Stadt, und Charkow, der Centralpunkt der Ukraine. Hier liegt Großrußland schon wieder hinter uns und wir befinden uns im Lande der Klein-Russen oder Kosaken, die von den Russen sehr verschieden sind. Wie im Norden das eigentlich Russische erst beim Mons Alaunus beginnt, so hört es im Süden bei Kursk schon wieder auf. Der Verfasser merkte den Unterschied durch den Geruch, und äußert bei diesem Anlaß folgendes: „Es leidet keinen Zweifel, daß jedes Land und jede Nation ihren ganz eigenthümlichen Geruch hat, der mit entschiedener Bestimmtheit und scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit bei jedem Volke auftritt. Man findet ihn in jedem Lande an den öffentlichen Orten, in den Kaffeehäusern, Schenken u. s. w. am meisten entwickelt, und kann ihn hier am bequemsten beobachten. Es ist dieser Nationalgeruch ein Gemisch, welches aus den Gerüchen der verschiedenen Getränke und Speisen, die das Volk vorzugsweise zu sich nimmt, aus den Gerüchen seiner Kleidung und seiner eigenen specifischen nationalen Ausdünstung zusammengesetzt ist. Es herrscht darin oft eine Sache, mit der die Nation vielfach in Berührung kommt, vornehmlich vor, so z. B. bei den Litthauern der Häring, bei den Polen der Branntwein, bei den Großrussen das Juchtenleder, bei den Kleinrussen der Knoblauch, bei den Juden ihre eigenthümlich widerlichen Hautgerüche. Unser Gedächtniß ist gewöhnlich für die Gerüche nicht so treu und unsere Einbildungskraft zu ihrer Reproduktion aus innen heraus nicht so stark wie bei den Vorstellungen und Anschauungen, die wir durchs Gesicht erhalten. Aber doch erinnere ich mich noch mit großer Lebhaftigkeit des Nationalgeruchs des friedlichen Völkchens, das Ihr Vaterland, Kurland und Livland, bewohnt, der Letten. Dieses Volk ißt viele Häringe, trinkt unmäßig Branntwein, raucht wenig, kennt keinen Knoblauch, hat des feuchten Klimas seines Landes wegen feuchte Kleider, die nie recht austrocknen, und bedient sich fast bei allen seinen Hausgeräthschaften des Birkenholzes. — Hieraus und aus seiner eigenthümlichen Ausdünstung ist die Atmosphäre in allen seinen Wirths- und Wohnhäusern zusammengesetzt. Der Geruch ist durchaus specifisch, und man nimmt ihn selbst bei jedem Individuum, den er in langem Schlepp hinterherzieht, wahr, wenn man beim Vorübergehen aufmerkt. Nach Litthauen hin verliert sich dieser lettische Volksgeruch allmählig, und es tritt erst nach und nach ein anderer ein. Nach Esthland dagegen fehl er schroffer ab, wo mit den finnischen Stämmen gleich ein völlig verschiedener, viel pikanterer Geruch auftritt. Was ließe sich nicht Alles von dem großrussischen Volksgeruche sagen, der an allen Wohnungen, Kleidern, Waaren und Personen dieser Nation haftet. Hier in diesem Lande, worin wir jetzt reisen, bin ich schon von Kursk an aufmerksam, den echt kleinrussischen Geruch heranziehen zu sehen. Ich spüre ihn längst und glaube ihn nach mehreren zusammenstimmenden Erfahrungen auch jetzt herausgefunden zu haben. Es ist der abscheulichste Nationalgeruch, der mir bisher noch auf meiner Reise vorgekommen ist. Er ist auf eine so unangenehme Art pikuant, daß ich immer einer Ohnmacht nahe bin, wenn ich einen Kleinrussen rieche. Es herrscht darin Knoblauch vor, und in dieser Hinsicht schließt er sich daher an den jüdischen Nationalgeruch in allen polnischen Provinzen an. Es ist offenbar, daß ein Mann mit feiner Nase und scharfer Auffassungsgabe, der für solche Nationalgerüche bezeichnende und bestimmte Ausdrücke erfände, gewiß der Wissenschaft sehr viel

Digitized by Google

Dienste leisten könnte." Bekanntlich hat der blinde Flötenspieler Dulon, dessen Leben Wieland herausgegeben, eine ganz ähnliche Beobachtung, als das Resultat seiner vielen Reisen, mitgetheilt.

Die Schilderung, welche der Verfasser von den Kosaken entwirft, ist von großem Interesse. „Es ist eine gewöhnliche Meinung der Uneingeweihten in Rußland, daß die Eigenthümlichkeiten, welche man an dem Kleinrussen wahrnimmt, sich eigentlich nur von einer Beimischung des Tatarischen und Polnischen zum Russischen herschreiben, und daß das ganze Volk nur aus einer Vermischung der Tataren, Polen und Russen entstanden sey. Allein durch Sprachforschungen und andere Beobachtungen ist es längst ausgemacht, daß die Verschiedenheit dieser beiden Stämme eine viel ursprünglichere ist, und daß jenes Urtheil nur ein oberflächliches genannt werden muß, da auf der Oberfläche des Kleinrussen allerdings viel Tatarisches und Polnisches haften blieb, ja es ist längst bewiesen, daß dem kleinrussischen Stamme in Bezug auf das Alter vor dem großrussischen sogar die Priorität gebühre." Die Vergleichung des Groß- und Kleinrussen wird bis ins kleinste Detail durchgeführt. Der erstere ist Leibeigener, der andere (mit geringen Ausnahmen) ein freier Mann. Der erstere ist roth, blond und untersetzt, der andere ist bleich, schwarzhaarig und schlank. Der erstere ist sehr geschickt und gewandt, der andere ist es weniger und doch ist Kleinrußland von jeher reicher an Charakter und Genie gewesen, als Großrußland. Stamm und Sprache sind verwandt, aber noch verschiedener als das Plattdeutsche vom Oberdeutschen. Die Kosaken sind ein eigenes Volk, wie die Polen, und den Russen eben so entgegengesetzt. Sie haben ihre eigene Literatur und Poesie, ihre eigenen Sitten. „Die Kleinrussen sind sehr schlechte russische Patrioten. Die den Großrussen so auszeichnende Liebe und Vergötterung des Kaisers ist bei ihnen unbekannt. Sie geborchen ihm, weil sie nicht anders können, aber sie betrachten die Petersburger Imperatoren durchaus als ihnen aufgedrungene fremde Herrscher. Die Kleinrussen bildeten ehemals eine Republik unter polnischem Schutze, ihre Hetmans waren die in vielfacher Hinsicht sehr beschränkten Wahloberhäupter dieser Republik. Es ist also mit dem Kleinrussen gar nicht diese Begeisterung und treue Anhänglichkeit an ein und dasselbe Fürstenhaus, die man bei dem Moskowiter findet, aufgewachsen, und bisher gelang es auch von Seiten der Moskowiter noch nicht, sie ihm einzupimpfen. Wir könnten vielfache, höchst merkwürdige, diese Behauptung bestätigende Anekdoten und Beobachtungen, welche wir zu hören und zu machen Gelegenheit hatten, anführen. Man muß dem Kleinrussen, wenn man ihn nicht verlieren will, ja nicht von der Unterwerfung seines Vaterlandes unter Rußland vorreden. „Vereinigung! Vereinigung!" wird er sogleich verdrießend einfallen, „wir sind mit Rußland vereinigt. Rußland that uns unrecht, wenn es uns als unterworfen ansieht!" — Der Patriotismus für „Malo-Rossija" ist fast noch immer so groß in Kleinrußland wie der für „Polonia" in Polen." Der wesentliche Unterschied zwischen den Polen und Kosaken besteht aber darin, daß jene nur eine Aristokratie, diese aber eine Demokratie kannten.

Dieser Unterschied ist, besonders mit Beziehung auf das stets absolut monarchische Rußland sehr merkwürdig. „Bei den Großrussen war von jeher Alles der Czaar, bei den Polen „Alles der Adel, bei den Kleinrussen aber sprachen auch die gemeinen Krieger mit, weßhalb sich bei jenen beiden keine Volkstradition ausbildete, bei diesen dagegen eine solche bis auf unsere Tage herab in Blüthe und sehr thätiger Wirksamkeit gefunden wird. Nicht nur in ihren zahlreichen Liedern besingen die Kleinrussen einzelne Heldenthaten und Kriegszüge, Kämpfe mit den Türken, Expeditionen auf dem schwarzen Meere, Einfälle in die Bosporusgegenden u. s. w., sondern es gibt auch eine Art von überschaulicher Tradition ihrer ganzen Geschichte. Geringe Leute aus dem Volke treten zuweilen an gewissen Festtagen, namentlich z. B. am ersten und zweiten Pfingsttage — mit dieser christlichen Feier fällt ein ehemaliges altes heidnisches Fest auf dieselbe Zeit — vor, ergreifen die Balalaika und erzählen singend die Geschichte des ganzen Volks, von der Herrlichkeit Kiews, Tschernigows und der anderen alten berühmten Städte des Landes, von ihren ehemaligen Großfürsten, dann von ihren Hetmans, von ihrer Verbrüderung mit den Polen und von ihrem gemeinschaftlich mit den Polen geführten Kriege gegen die Moskowiter, Tataren u. s. w., alsdann von ihrer Vater altem Glauben, von den Bedrückungen dieses Glaubens durch die Polen, von ihren Aufständen gegen die Unterdrücker und von ihrer Verbrüderung mit den Moskowitern zur Rettung ihres Glaubens. Endlich kommt der Sänger zur Schilderung dieser Verbrüderung und zur Erzählung, wie die Kleinrussen von ihren Brüdern betrogen worden seyen. Wenn er zu diesem Punkte gelangt, so endet er seinen Vortrag gewöhnlich mit vielen Seufzern und Thränen, und auch die Zuschauer stehen traurig under. Diese Thränen, die fast nie ausbleiben, sind ein merkwürdiger Beweis, wie stark noch das Nationalgefühl und der Patriotismus unter den Kleinrussen sind. Es ist keine Frage, daß, wenn einmal der große Riesenleib des russischen Staates wieder auseinander fallen wird, Kleinrußland eins der Theile seyn wird, die sich daraus selbstständig lösen werden. Die Nadt, wo dieser Bruch geschehen wird, ist schon sehr deutlich bezeichnet. Die Kleinrussen stehen als ein ganz eigenthümliches, sehr zahlreiches Volk

Digitized by Google

mit ihrer eigenen Sprache und ihren eigenen historischen Erinnerungen da. Mischung mit den Großrussen im Großen findet nirgends statt, nur im Einzelnen."

Herr Kohl machte von Sharkow aus Landpartien, wurde in einem nahen Hause gastlich aufgenommen und hatte Gelegenheit, das Volk auf dem Lande, seine Gebräuche, Festlichkeiten ꝛc. kennen zu lernen, die er in seiner anziehenden Weise schildert.

Im dritten Bande werden wir nach der Bukowina versetzt, einem Grenzländchen mit wallachischer Bevölkerung, in das aber die Südspitze der Karpathen mit slavischer Bevölkerung hineinragt. Nur ein Theil der Bukowina ist russisch, der größere Theil österreichisch, daher der deutsche Einfluß hier vorwaltet. Der Verfasser läßt uns das Verhältniß sammtlicher Bevölkerungen in diesen Grenzländern statistisch übersehen. Im Süden wohnen die dacisch-römischen Wallachen, dann folgen nordöstlich die Kleinrussen, nördlich die Rußniaken, nordwestlich die Polen (sammtlich Slaven). Alle diese Völker sind zwischen Rußland und Oesterreich getheilt. Im österreichischen Galizien wohnen noch 300,000 Wallachen neben 1,800,000 Rußniaken und 2,300,000 Polen. Die Rußniaken oder Ruthenen sind wichtig als ein den Russen nahe verwandtes Volk, das auch zur griechischen Kirche gehört, oder, durch die Union zum polnisch-römischen Katholicismus geführt, jene noch nicht ganz vergessen hat. „So bietet denn der Katholicismus auf dem Terrain der russisch-slavischen Völker jetzt das doppelte Bild des Fortschreitens und Rückschreitens zu gleicher Zeit dar. Denn während Oesterreich auf der einen Seite fortfährt, zu uniren, hat Rußland bereits auf der anderen begonnen, zu reuniren. Die Union schreitet von Westen nach Osten vor, die Reunion von Osten nach Westen. Beide Kräfte werden mit der Zeit einmal kämpfend auf einander stoßen, und dieser Kampf, wenn man dabei die Sympathien des Volkes als Hauptmoment in Erwägung zieht, kann sehr kritisch werden." Indeß scheint das Gegengewicht des in Rußland schwebenden Katholicismus überwiegend in Vergleich mit der außerhalb Rußland befindlichen griechischen Kirche, und Rußland würde, wenn es diese Dinge auf die Spitze triebe, mehr verlieren, als gewinnen.

In Galizien waltet das polnische Element vor, doch hat sich nach und nach auch das deutsche hier bedeutend wirksam gezeigt. „Eine merkwürdige Erscheinung in Galizien sind die überall hier verstreuten deutschen ackerbauenden Kolonisten. Sie kamen zum Theil auf die Einladung einzelner reicher Privatpersonen ins Land, zum Theil auf Veranstaltung der Regierung. Sonderbar ist es, daß sie hier im Norden der Karpathen, bei den Polen und auch weiterhin bei den Russen bis zum Asowschen Meere und zum Kaukasus, überall „Schwabui" (Schwaben) heißen, während sie im Süden der Karpathen, im Slowaken-, Magyaren- und Siebenbürgen-Lande, durchweg „Sachsen" heißen, sie mögen nun vom Rhein, von der Elbe oder von der Donau seyn. Das Studium der deutschen Kolonisten in allen diesen Ländern, des Zustandes der alten Sitten, die sich unter ihnen erhalten, der neuen, die sich bei ihnen eingeschlichen haben, der verschiedenen Einwirkung der verschiedenen Völkerschaften, zu denen sie kamen, auf ihre Sprache, Kleidung und Gewohnheiten möchte reich an interessanten Ergebnissen seyn. Wer Galizien für ein uninteressantes Land hielte, würde sich einer großen Tauschung überlassen. Schon allein die zerlegende Betrachtung der Elemente seiner Bevölkerung macht es dem Denker ungemein merkwürdig. — Es ist unbegreiflich, daß nicht mehr ethnographische und Genremaler in diese Gegenden reisen, um uns in sehr interessanten Gemälden, die sie hier gewinnen könnten, das Leben dieser bei uns so unbekannten Karpathenstädte klar und lebendig aufs Papier zu bringen. In der That hätten wir, auf der hölzernen Bank vor der Thüre unseres Wirthshauses sitzend, mit einem kleinen Reisedaguerreotyp in wenigen Augenblicken Bilder genug gewinnen mögen, denen es weder an malerischem, noch an allgemeinem Interesse gefehlt hätte. Besonders fiel uns die allgemeine Heiterkeit auf, die Alles zu beleben schien, und nicht nur die Kaufer und die Müßiggänger, sondern auch die Handelsleute und Geschäftsmanner schienen sonntaglich zu scherzen. Vor allen Dingen glänzte mir zufrieden und fröhlichen Auges das runde Gesicht des österreichischen Soldaten, dessen weiße Uniform überall aus dem dunkeln Gewühle der schwarzpelzigen Ruisnaken hervorschimmerte, entgegen. Die ruisnakischen Mädchen, in langen Reihen Arm in Arm verschlungen, promenirten lustig vor den bunten Buden auf und ab, die mit mancher begehrten Waare reich geschmückt waren. Ihr eigenthümlicher Kopfputz, ein langes, weißes Tuch, das auf dem Scheitel zusammengenestelt war und wie eine lange Flagge oder ein Schleier von der Seite herab in den Wind wehte, schmückte sie nicht wenig. — Die Goralen, ein Gesang liebendes Volk, von kräftigem Körperbau und als Tabaksschmuggler von den österreichischen Grenzern nicht wenig gefürchtet, waren von den Bergen zu friedlichem Viehhandel herabgestiegen und machten sich, Männer wie Weiber, vor Allen leicht kenntlich durch die zwei dicken Flechten, zu denen sie ihr schwarzes Haar zusammenlegen und die bei ihnen schon auf der Stirne beginnen und den Kopf bis hinter die Ohren umkränzen. — Hier und da sieht man einen behaglichen und langsam wandelnden Magyar mit Edelmannsmanieren, und

Digitized by Google

hier und dort wieder einen Kaluger * barfuß und in grober, brauner Kutte. Ueberall aber zeigte sich der lange, schwarze Talar des schmalen, mageren Juden, der dem polnischen Verkehrs- und Handelsleben so wenig fehlen kann, wie den Mauersteinen der Kitt oder wie den Fischen das Wasser. Denn der Jude vermittelt und befestigt hier Alles, bindet und bestätigt die Verträge, hält die Gesellschaft zusammen, und es regt und bewegt sich, so zu sagen, hier Alles im jüdischen Elemente."

Das merkwürdige weltdistorische Verhältniß des Judenthums zum Polenthum wird hier sehr sinnreich erläutert: „Die außerordentlich fruchtbare Vermehrung und Verbreitung der Juden in allen polnischen Ländern und die äußerst merkwürdige Eigenthümlichkeit ihrer politischen Stellung im polnischen Reiche ist eins der interessantesten Phänomene der europäischen Völkerkunde, das ohne Zweifel in dem eigenthümlichen Charakter der polnischen Nation seine Erklärung findet. Die unbegrenzte Herrschsucht, der schrankenlose Unabhangigkeitssinn, die wilde Leidenschaftlichkeit und auf der anderen Seite — solche Extreme rufen sich immer gegenseitig hervor, und wie dem übertriebenen Reichthum Einzelner die dürftigste Armuth folgt, so folgt die Rechtlosigkeit Vieler den gebäusten Privilegien Weniger — niedrigster Sklavensinn, mangelndes Rechtsgefühl und die unbedingteste Unterwürfigkeit, welche die Grundelemente des polnischen Nationalcharakters und des politischen Zustandes dieser Nation ausmachten, bewirkten es, daß die Stände des Reichs in zwei Extreme von Rechtszuständen auseinandergingen, in einen höchst übermüthigen und gewaltthätigen Adel und in die sehr gedrückte, unglaublich zahme und rechtlose Klasse der Bauern. Zwischen Beiden blieb eine ungeheuere Lücke, in welcher ein dritter, vermittelnder Stand nur kümmerlich vegetirt, da die Heftigkeit des polnischen Charakters, der nur Herr oder Sklave seyn wollte, kein solches Mittelding, wie es der Bürgerstand ist, aufkommen ließ. Der Adel wollte Alles tief unter sich sehen, der Bauer war gewöhnt, Alles hoch über sich zu erblicken. So lange das alte barbarische Sarmatenreich existirte, so lange die Bedürfnisse einfach und die Verbindungen mit der Außenwelt unbedeutend waren, mochte diese Lücke ohne große Unbequemlichkeit unausgefüllt bleiben. Als aber im Mittelalter Polens Staat erstarkte und, sich als europäische Gesellschaft constituirend, in die Reihe der übrigen europäischen Staaten eintrat, als er Eroberungen machte, der Aufwand wuchs, der Handel und Verkehr mit dem Auslande zunahm, der Luxus im Inneren stieg, und manche Handwerke und Künste wünschenswerth wurden, als mit einem Worte das Bedürfniß eines dritten Standes gefühlt wurde, zu dessen Erzeugung Polen in sich selbst, wie gesagt, keine Elemente trug, da boten sich zur Ausfüllung dieser Lücke, als ein ganz wunderwoll dazu passender Stoff, die Juden dar. Aus ihrem Vaterlande vertrieben, von allen Völkern verschmäht und herumgestoßen, hatten die Juden diese Geschmeidigkeit und Gewandtheit, diese Geduld und Nachgiebigkeit, welche der polnische Edelmann bei allen unter ihm Stehenden liebt, gelernt und waren von den weltgeschichtlichen Ereignissen einzig gut dazu vorbereitet, in Polen ihr Glück zu machen. Kaum hatten sie daher auch, von Boleslaus, wie die polnischen Geschichtschreiber behaupten, im Jahre 1264 aus Deutschland zuerst ins Land berufen, polnischen Boden betreten, so verbreiteten sie sich alsbald mit einer erstaunlichen Schnelligkeit so weit, als das polnische Scepter reichte. * Eine detaillirte Zergliederung des Nationalcharakters der Polen und der Juden würde deutlich zeigen, wie ungemein geschickt beide waren, diese innige Verschwisterung, welche sie mit einander eingingen, zu begründen. Der Jude ist schmutzig, der Pole ist es auch und nimmt daher keinen Anstoß daran; der Pole ist aufbrausend und rasch, der Jude geduldig und zahm; der Pole ist dabei aber großmüthig und verschwenderisch, keiner besser als der Jude weiß von diesen Eigenschaften Vortheil zu ziehen; der Pole versteht nicht zu rechnen, der Jude kann es vortrefflich; der Pole lebt in den Tag hinein und weiß sich im Unglücke keinen Rath, der Jude überlegt, sorgt bei jedem Schritte und weiß in allen Fällen Mittel und Wege; der Pole ist stolz und hochfahrend, der Jude demüthig; der Pole scheut sich vor jedem Geschäfte, der Jude vor keiner Mühe und Arbeit. Kurz, es war natürlich unmöglich, daß die steife polnische Fichte sich mit einer Eiche verbinden könnte. Es mußte eine solche jüdische Schmarotzerpflanze seyn, die auf so geile Weise an ihr emporranken und so bis ins Einzelne jeden ihrer Zweige umspinnen konnte."

(Schluß folgt.)

* „Kaluger" heißen bei den Russnaten wie bei den Walachen die Mönche. Man sagt, das Wort solle vom griechischen „καλὸς" herkommen und „καλὸς ἰερεὺς" bedeuten.

* Nicht weiter, denn an den russischen Grenzen hört ihr Verbreitungsbegirf auf. Es trat ihnen hier der Charakter der russischen Nation hinderlich entgegen. Der Handelsgeist und manche andere jüdische Elemente dieses Charakters legten den Juden in Rußland das Handwerk.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. März 1842.

Kunst.

Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler, Prof. an der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

Dieses Handbuch scheint uns in vorzüglichem Grade geeignet, einem vielseitig gefühlten Bedürfniß zu genügen. Der Sinn für Kunst ist allmählig reger geworden; der Frieden hat den Wohlstand, der Wohlstand die Kunst befördert. Neue Künstlerschulen haben den Ruhm der älteren zu erreichen gesucht, neue Richtungen sind eingeschlagen worden, von denen man früher nichts kannte. Zugleich bringt man das Vergessene wieder zu Ehren und unaufhörlich drängen sich neue Werke der Jüngeren, und neue Entdeckungen des Alten. Aber die Orientirung in dieser bewegten Kunstwelt ist schwierig. Nicht nur das Material vermehrt sich dem, der es einregistriren möchte, unter der Hand, sondern auch das Urtheil modificirt und lautert sich beständig. Die neuere Kunst hat die schwere Aufgabe, sich aus dem Eklekticismus, aus der Vermischung aller Geschmäcke zur Originalität herauszuarbeiten. Es ist ihr nicht vergönnt, sich ohne Vorbild in junger Naivetät auszubilden; sie ist vielmehr unter der Last von sich ihr aufdringenden Mustern aller Art erdrückt und muß fast alle Einseitigkeiten fremder Anbildung erst durchmachen, bis sie sich ihrer selbst und des ihr eigenthümlichen Talentes und Berufes, wodurch sie sich von frühern Kunstepochen unterscheidet, bewußt werden kann. Unter diesen Umständen konnten auch die Lehrbücher der Kunst von Einseitigkeit nicht frei bleiben und selbst die Kunstgeschichte wurde bald aus diesem, bald aus jenem einseitigen Geschmack beurtheilt. Der Streit der klassischen und romantischen Schule, der in der Poesie so viel Einfluß übte, wiederholte sich auch im Gebiet der bildenden Künste und der Architektur, und neben diesen Hauptparteien gruppirten sich noch mancherlei untergeordnete, indem man nach und nach theils die Zeiten, theils die Nationalitäten genauer unterschied und den anfangs so rasch aufgefaßten Gegensatz des Antiken und Romantischen in mannichfache Abstufungen gliedern mußte. Die meisten Kunsthistoriker wurden durch die Gewalt, die in diesem Entwicklungsgange des Kunsturtheils lag, zu Monographien hingetrieben. Sie erkannten die Nothwendigkeit, erst den Thatbestand bereinigen zu müssen und fanden in der liebevollen und verständigen Durchdringung des Details in engeren Schranken einer Kunst oder einer Schule, eines Zeitalters und selbst einer Lokalität eine Befriedigung, die ihnen das Schwanken auf der Oberfläche allgemeiner Auffassungen nicht gewähren konnte. Allein die Betrachtung muß sich, so wie sie sich im Einzelnen genauer umgesehen hat, auch wieder concentriren und aus vielen Specialkarten muß wieder eine Generalkarte jener Reiche des Schönen entworfen werden. Für den Schüler, Neuling und Liebhaber ist eine allgemeinere Orientirung ein dringendes Bedürfniß, da er unmöglich in alle Specialuntersuchungen eingehen kann und, sofern er sich an ältere einseitigere und unvollständigere Lehrbücher hält, in eine Menge Widersprüche mit dem gerath, was ihm die Gegenwart aufdrangt. Und auch für den Künstler und Kunstfreund, deren Urtheil schon feststeht, ist ein Handbuch wichtig und unentbehrlich, worin alles eingetragen ist, was die neueste Zeit entdeckt, zum Alten hinzugefügt oder berichtigt hat. Ein solches Lehr- und Handbuch nun ist das vorliegende, mit warmer Liebe für die Kunst, mit seltener Sachkenntniß und mit einer Klarheit abgefaßte Werk, die auch den minder vorgebildeten Leser in die Geheimnisse des Schönen einweiht. Dabei ist sich der Verfasser auf die bescheidenste Weise bewußt, nichts absolut Vollendetes leisten zu können, weil eben nicht nur die lebende Kunst, sondern auch die

Digitized by Google

Erkenntniß der vorangegangenen Kunstperioden immer noch in fortschreitender Entwicklung begriffen ist. Aber er sagt: „Geben wir irisch ins Leben hinein, so lange wir leben! Die Wechselwirkung der Kräfte schafft viel höheren Gewinn, als wenn wir in vornehmer Abgeschlossenheit über einer Vollendung brüten, der wir uns nur durch gemeinsame Thätigkeit anzunahern vermögen. Ist der Stein, den wir zum Baue tragen, doch nicht der Bau selbst!"

Herr Kugler beginnt mit den rohesten Anfangen der Kunst bei wilden und kaum zur Civilisation heranwachsenden Völkern, also mit den Grabhügeln, Steinpfeilern, Steinkreisen des europäischen Nordens, den Morais der Südsee, den pyramidalischen Altaren (Teocalli) Südamerikas ꝛc. und schreitet dann zu den ersten Kunstentwicklungen fort, in denen schon ein eigenthümlicher Styl durchgebildet erscheint, in Aegypten und Indien. Beide stehen sich entgegen, wie Verstand einer-, und Phantasie und Gefühl andererseits und ein in der Menschennatur ursprünglich liegender Gegensatz offenbart sich auf diese Weise schon in der Divergenz der ältesten Kunst. „Im ägyptischen Nil-Lande sehen wir, bei einer unlaugbaren Größe des Sinnes, mehr den nüchternen Verstand und ein bestimmt bewußtes, aber auch bestimmt begrenztes Wollen vorherrschen; in Asien, namentlich in dem hindostanischen Osten dieses Welttheiles, finden wir statt dessen eine ungleich regere Phantasie, ein warmeres Gefühl, das aber, von keinem bestimmten Bande gehalten, ins Formlose hinauszuschweifen. Wunderbar sind die Denkmaler hier und dort; vor den ägyptischen aber fühlt sich der Geist des Beschauers noch eingeengt, vor den indischen noch zerstreut. Die Grundzüge zu einer harmonischen Gestaltung der Kunst scheinen sich, nach wenigen erhaltenen Resten zu urtheilen, in den Denkmalern der vorderasiatischen Länder anzukündigen; es scheint, daß hier in gewissem Maaße vorbereitet ward, was das griechische Volk später zur Ausführung und Vollendung brachte." Sehr gut wird die ägyptische Kunst ferner bezeichnet als eine vorzugsweise monumentale (S. 62) und als ein rein verstandiges und gedankenmäßiges Fixiren der Gegenwart für Jahrtausende der Zukunft, aber zugleich wird an dem seltsamen Einschachtelungssystem der Tempel und Vorhöfe gezeigt, wie der unächtere Sinn nach dem Geheimnißvollen strebte. Doch sind nicht die Felsengraber, sondern ist die Pyramide als der Anfangspunkt der ägyptischen Kunst zu betrachten und leitet sich die Pyramide noch unmittelbar an die Teocallen an. Der Höhlencharakter bezeichnet dagegen die Anfange der indischen Baukunst. Die indischen Monumente „bestehen aus Grottenanlagen und sind mithin zunachst mehr auf eine Architektur des Inneren als des Aeußeren berechnet. Doch ist das Innere insgemein nicht gegen das Aeußere abgeschlossen (wie z. B. bei den ägyptisch-nubischen Felsmonumenten), sondern gegen dasselbe frei geöffnet; auch verbindet sich in einzelnen Fallen mit der Grottenanlage ein wirklicher, sehr ausgebildeter Freibau, obgleich auch dieser nur aus dem Felsen gemeißelt ist. Die Monumente waren mithin schon in ihrer ursprünglichen Idee auf einen offnen religiösen Verkehr gerichtet, und da sie zugleich das Zeugniß von dem Vorhandenseyn eines entwickelten Freibaues geben, so mußte der so vielfach wiederkehrende Grottenanlage eine bestimmte Absicht zu Grunde liegen. Daß sie aus dem Graberdienst entstanden seyen, davon ist keine Spur vorhanden, vielmehr erscheinen sie durchweg als Tempel. Es scheint nicht zu kühn, wenn man annimmt, daß sie zum Gedächtniß des Aufenthaltes heiliger Büßer, die in der Vorzeit in diesen abgelegenen Gegenden, etwa in natürlichen Felshöhlen, gehaust, errichtet worden sind, und daß sie in der Blüthezeit des Landes als heilige Wallfahrtsörter galten und aus den reichen Opfergaben, welche die Pilger brachten, entstanden sind. Doch kann dieß Alles zunachst nur von den brahmanischen Tempelanlagen gelten; die buddhistischen haben manches Abweichende. Aber da die letzteren offenbar nicht als die altesten zu betrachten sind, so können sie auch über den Ursprung dieser Anlagen nichts entscheiden." Gewiß eine sehr richtige Ansicht. Von dieser ursprünglichen brahmanischen Bauweise weichen die buddhistischen Dagops ab, die Kuppeln, die auf den muhamedanischen und russischen Kuppelbau wesentlichen Einfluß geübt haben. Uebrigens wiederholt sich auch der ägyptische Pyramidenbau in den indischen Pagoden, aber auf höchst phantastische Weise modificirt. Der Architektur entspricht auch die Skulptur und Malerei. In Aegypten von Strenge und Eingezogenheit, in Indien von Fülle und Weichheit ausgehend, erreicht sie in beiden Landern eine sehr edle Ausbildung, schweift aber auch ins Karikirte aus, mumienhaft steif, todt in Aegypten, vielgliedrig aufgeregt und ungeheuer in Indien. An die indische Kunst reiht sich, noch mehr karikirt, die chinesische.

Die westasiatische, zunachst persische Kunst leitet aus Aegypten und Indien vermittelnd zur Kunst der Griechen hinüber und zeigt die Keime der letzteren in den kannelirten Saulen, im Architrav, Perlenstab und andern charakterischen Elementen. Der jüdische Tempelbau wurde bekanntlich von nicht jüdischen Künstlern ausgeführt; in der Stiftshütte kommt uns ein ideales Zelt zur Erscheinung, ganz angemessen einem Nomadenvolke. In Bezug auf die persischen Denkmaler laßt der Verfasser der tiefsinnigen Symbolik der Ormuzdiener zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, indem er den Löwen

Digitized by Google

und das Einhorn in etwas zu modernem Sinne mißverſteht (S. 93). Doch das iſt hier Nebenſache.

Die Darſtellung der griechiſchen Architektur iſt meiſterhaft, wie es nach ſo mannichfaltiger Durchbildung dieſes Gegenſtandes auch erwartet werden durfte. Der eigenthümliche Vorzug in der Auffaſſung des vorliegenden Werkes ſcheint uns ein ſicheres Gefühl des Elaſtiſchen, der gleichſam lebendigen Kräfte zu ſeyn, die alles durchdringen, wo griechiſcher Geiſt iſt. Es iſt hier nicht genug, Verhältniſſe zu meſſen, man muß ſich in die Form hineinfühlen. Wir geben eine kleine Probe aus der Charakteriſtik der doriſchen Säule: „Nur aus zwei Theilen, die in ſich zugleich im innigſten Zuſammenhange ſtehen, ſind die doriſchen Säulen gebildet, aus dem Schaft und dem Kapital. Eine Baſis haben ſie nicht, vielmehr ſtraßlen ſie unmittelbar aus der oberſten Stufe des Unterſatzes empor, was ihnen von vorn herein das Gepräge der Kühnheit ſichert. Der Schaft iſt kannelirt, aber in einer Weiſe — durch Kraft geſpannte (ſtache) Kanäle, die in ſcharfen Stegen zuſammenſtoßen, — daß in dieſer Gliederung die in der Säule emporſtrebende Kraft ſtreng in ſich zuſammengehalten erſcheint; nach oben zu verjüngt ſich die Saule, und zwar in erheblichem Maaße, wodurch eben jene Kraft, je näher ſie dem Druck des Architravs entgegentritt, um ſo mehr concentrirt wird. Eine leiſe Schwellung des Säulenſchaftes, die ſich mit dieſer Verjüngung verbindet, dient gleichfalls zur größeren Belebung ſeiner Geſtalt und bezeichnet jene emporſtrebende Kraft als eine progreſſiv fortſchreitende. Eine ſtarke, vorragende Platte, — der Abacus, das Obertheil des Kapitales, — bildet über jeder Säule das feſte Unterlager für den Architrav. Gegen dieſe Platte ſtößt die lebhaft bewegte Säule an; ihre Kraft quillt unter dem Druck der Platte nächtig vor und bildet ein Glied von ausgebauchter Geſtalt, — den Echinus, das Untertheil des Kapitales, — deſſen Formation, in der Mitte zwiſchen den aufſtrebenden und den niederdrückenden Theilen, für die geſammte doriſche Architektur und, je nach ſeiner verſchiedenartigen Bildung, auch für die verſchiedenen Gattungen des Doriſmus vorzüglich charakteriſtiſch iſt. Unterwärts iſt der Echinus durch mehrere Ringe umfaßt, welche zum letzten feſten Zuſammenhalt des aufſtrebenden Elements der Säule dienen und in deren Bildung ein ähnliches Geſetz, wie in der Kannelirung des Schaftes, waltet. Unterhalb dieſer Ringe ziehen ſich um die Kanäle ein oder mehrere feine Einſchnitte, die, dem Auge als ſchwarze Linien erſcheinend, dasjenige vordeuten, was in den Ringen wirklich erfolgt." S. 151. Etwas minder ausführlich als die Architektur iſt die griechiſche Skulptur behandelt, doch, wie es uns ſcheint, für den Zweck gewiſſenhaft und genügend.

Die römiſche Kunſt wurzelt, ſo weit ſie nicht Griechiſches in ſich aufgenommen, in der altetruskiſchen und hier tritt als das Charakteriſtiſche der Gewölbebau hervor. Was der Verfaſſer über das Verhältniß der Römer zu den Griechen ſagt, iſt vortrefflich: „Bei den Römern war die Kunſt ein fremdartiges Gewächs. Unvermögend, ſie in das innere Gefühl aufzunehmen, ſie aus ſolchem Grunde in neuer Selbſtſtändigkeit emporſprießen zu laſſen, konnte man ſie hier zunächſt nur mit dem Verſtande begreifen, zumeiſt nur äußerlich auffaſſen, nur nach willkürlich abgezogenen Regeln neu geſtalten. Bei den Griechen war die Kunſt, indem ſie das Höchſte unmittelbar ausdrückte, die Herrin des Lebens geweſen; bei den Römern ward ſie eine Dienerin. Trotz alledem aber würde man ſehr irren, wenn man die römiſche Kunſt lediglich nur als einen ſchwacheren Abglanz und Nachhall der griechiſchen betrachtete. Die Römer hatten die Kunſt auf tauſend neue Bedürfniſſe anzuwenden. Sie gingen dabei vorzugsweiſe auf das Reale, auf das materiell Zweckmäßige, auf das unmittelbar Bezeichnende aus; und wenn ſie ſomit auch nicht die höhere Freiheit der Kunſt, die ſelbſtſtändige Bedeutung der künſtleriſchen Form an ſich erkannten, ſo ſchufen ſie ihre Werke doch mit einer gewiſſen praktiſchen Naivetät, der wiederum eine eigenthümliche Wirkung geſichert bleiben mußte. Dabei konnte es nicht fehlen, daß das Mächtige und Gewaltige, was in der ganzen Erſcheinung der Römerherrſchaft lag, nicht auch auf ihre Werke überging, daß dieſe nicht auch ein eigenthümlich großartiges und mächtiges Gepräge erhielten. Und ſelbſt da, wo ihre Kunſt nur ein bloßer Schmuck, nur eine Dekoration war, mußte dieß Gepräge in die Erſcheinung treten." S. 269.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſen.

Reiſen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl. Drei Theile, mit Titelkupfern und Plänen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1841.

(Schluß.)

Die Hauptſtadt Gallizien's, Lemberg, in einem engen Thal zwiſchen Bergen gelegen, an die es auf beiden Seiten ſich anlehnt, bietet uns wieder ein ſehr anziehendes Bild dar. Von hier aus überblickt der Verfaſſer die ganze Provinz und rühmt die großen Fortſchritte, welche dieſelbe unter der öſterreichiſchen

Digitized by Google

Regierung gemacht hat. Wie sind Straßen, Rechtspflege, Industrie gefördert worden, seit die altpolnische Wirthschaft nicht mehr besteht!

Vom Adel des Landes bemerkt der Verfasser, daß derselbe so titelsüchtig sey, wie irgend der deutsche Bürger; daher man unrecht thut, sich einzubilden, der deutschen Nationalität allein klebe diese Schwäche an: „Nicht nur wird Jeder in Polen sorgfältig nach seinen Titeln angeredet, z. B. mit „Pan Wojewode," „Pan Vorschneider," „Pan Bischof," „Pan Truchseß," und nicht nur wird wie in Deutschland immer der Titel des Mannes auf die Frau übergetragen, z. B. „Panna Landhofmeisterin, „Panna Schatzmeisterin" u. s. w., sondern der Amtstitel des Vaters erbt sogar auf seine Kinder fort, so daß z. B. der Sohn eines Marschalls, so lange er noch kein eigenes Amt hat, immer „Herr Marschallssohn," polnisch: „Pan Marschallikowitsch" genannt wird. Ja man läßt dieß sogar auf die Enkel übergehen, so daß, wenn weder Sohn noch Enkel einen Titel erwarben, Beide nach dem Titel des Großvaters genannt werden, z. B. „Marschallikowitschowitsch" (Herr Marschallssohnes-Sohn) oder, wenn der Großvater „Truchseß," polnisch: „Stolnik," war, „Stolnikowitsch" und „Stolnikowitschowitsch" (Herr Truchsessohn und Herr Truchsessohnes-Sohn)."

Warum sich der österreichische Kaiser König von Gallizien und Lodomerien nennt, ist wohl den wenigsten Lesern bekannt, da man im Lande selbst nur selten weiß, was der alte Name bedeutet: „Kein Mensch nämlich wußte uns von dem „Königreiche Lodomerien" auch nur das Allergeringste zu erzählen, kein Mensch kannte auch nur einmal diesen Namen. Ja sogar ein paar Beamte in Lemberg meinten, man habe wohl die Bukowina ehemals so genannt, während Andere sagten, es sey darunter die Umgegend von Krakau zu verstehen, und doch sind bekanntermaßen die beiden Kronen Gallizien und Lodomerien so eng verbunden, daß ihre Namen fast in keiner geographischen Schulstunde allein ausgesprochen werden, sondern immer wie die von einem Paar Zwillingen zusammen vorkommen. Wir selbst waren indeß nicht so unwissend wie die Leute, vor denen wir uns ungelehrt stellten, um den Grad ihrer Unwissenheit zu sondiren. Wir hatten längst die dicke, zweibändige „Geschichte von Halitsch und Wladimir, nebst einer Auseinandersetzung und Vertheidigung der österreichisch-ungarischen Besitzrechte auf diese Königreiche" von Christian Engel gelesen, und uns konnte es daher nicht unbekannt seyn, daß Wladimir der Große († 1015), der berühmte erste christliche Großfürst von ganz Rußland, einen Sohn hatte, Jaroslaw († 1054), ebenfalls noch Herr von ganz Rußland, und dieser einen Sohn Wlewolod, Großfürsten von Kiew, welcher für seinen Neffen Jaropolk aus volhynisch-kiew'schen Besitzungen ein eigenes Fürstenthum „Wladimir" mit der Hauptstadt „Wladimir" schuf, ähnlich dem Fürstenthume Halitsch mit der Hauptstadt Halitsch, und ähnlich so vielen anderen Theilfürstenthümern, in welche das ehemalige Großfürstenthum Rußland zerfiel. Dieses Fürstenthum „Wladimir" oder altrussisch „Wolodimir," woraus man nachher „Lodomirien" oder „Lodomerien" gemacht hat, umfaßte die Landschaften Luck und Cholm, insbesondere Theile des jetzigen Volhynien."

Ausführliche Nachricht wird hier auch ertheilt über die sogenannten polnischen Ochsen, die großen weißen Rinderheerden, die aus Polen und aus der Ukraine bis nach Deutschland kommen. Sie kommen aber nur durch jene Lande und ursprünglich aus den südrussischen Steppen. Jährlich gehen von dort drei ungeheure Armeen Rindvieh, die eine nordwärts nach Petersburg, die andere westwärts nach Warschau und Deutschland, die dritte südwärts nach Konstantinopel. Eine stets sich reproducirende Sterwanderung aus den endlosen Weiden des Steppenlandes.

Ferner beschreibt uns Herr Kohl sehr genau die Salzwerke von Wieliczka, worüber, wie über die Umgegend von Krakau und die Karpathen auch das früher erschienene treffliche Werk des Herrn von Sydow sehr belehrend ist. Krakau macht wohl unter allen polnischen Städten den großartigsten Eindruck, es ist die alte Hauptstadt, die Perle des Landes, aber jetzt isolirt und von der breitschaaligen Muschel abgelöst.

Von hier reiste Herr Kohl über Biala nach Mähren. Der Manufakturdistrikt von Biala ist seiner schönen Mädchen wegen berühmt. Ihnen, so wie den Polinnen überhaupt, zollt der Verfasser die aufrichtigste Huldigung. In dieser Grenzgegend liegt auch das von Deutschen bewohnte berühmte Kuhländchen. Dann wird Mähren geschildert, das fruchtbare Land, das gemüthliche Volk, die schönen alten Städte Ollmütz und Brünn, die Nikolsburg des edlen Fürsten von Dietrichstein ꝛc. Mähren ist weit schöner, reicher, anziehender, als man gewöhnlich glaubt, da es Vielen bei uns im Reich hinten in der terra incognita liegt, wo selten Jemand hinkommt.

Am Schluß des ganzen Werkes gibt der Verfasser noch eine geographisch-statistische Uebersicht aller slavischen Bevölkerungen, die zu deutschen Staaten gehören. Ueberhaupt ist dieses inhaltreiche Buch eins der besten Hülfsmittel für Jeden, der sich über die Wechselverhältnisse der Deutschen und Slaven oder Oesterreichs, Preußens und Rußlands unterrichten will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. April 1842.

Kunst.

Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler, Prof. an der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

(Fortsetzung.)

Das Entscheidende für die römische Baukunst ist die Vermittlung des etrurischen Gewölbebaues mit dem griechischen Säulenbau. „So vielgestaltig indeß die Form des Gewölbes und des Bogens auch bei den Römern angewandt wird, so entwickelt sich bei ihnen dieselbe im Wesentlichen doch nicht weiter, als sie bereits in den Anfängen der etruskischen Kunst erschienen war. Das Gewölbe und der Bogen bilden in der römischen Kunst stets ein — wenn zuweilen auch mehrfach getheiltes — so doch ungegliedertes Ganze; es ist stets nur die starre Masse der Mauer oder des Pfeilers, von der sie ausgehen und die in ihnen gewissermaßen emporgeschwungen erscheint. In der Mauer und in dem Pfeiler aber ist keine Entwicklung vorhanden, die ein solches aufwärts strebendes Element andeutete; in dem Gewölbe und dem Bogen keine Formation, die das Gesetz ihrer Bewegung ausdrückte. Diese höhere Ausbildung des Gewölbebaues gehört erst dem Mittelalter an; die Römer kennen nur eine äußerlich willkürliche Dekoration der Gewölbfläche, wie z. B. die der Kassettirung, die von dem Deckwerk des griechischen Säulenbaues entnommen ist. Wohl aber trägt jene streng massenhafte Bildung des Gewölbebaues wiederum dazu bei, den mächtigen, gewaltsamen Charakter der römischen Architektur aufs Entschiedenste auszuprägen." S. 272. Diese Worte dürften ganz geeignet seyn, unsere Leser von dem innern Zusammenhange der in diesem Werke niedergelegten Kunstansichten zu überzeugen. Diese so tief konsequente und äußerst lebendige Auffassung der räumlichen Künste überrascht und erfreut den Leser mehr und mehr, je weiter er sie verfolgt.

Wir übergehen die großartigen Römerwerke, in denen sich die Staatsgewalt fast unzerstörbare Denkmäler gesetzt hat, um bei der anfangs anspruchslosen Form der altrömischen Basilika zu verweilen, aus der sich später die christliche Kirche hervorgebildet hat. „Die Anlage der Basiliken scheint sehr verschiedenartig gewesen zu seyn, doch in so fern übereinstimmend, als ein, von Säulen umschlossener oblonger Raum vornehmlich für den Handelsverkehr diente und an ihn sich ein besonderer Raum als Sitz der Rechtspflege, das sogenannte Tribunal, anschloß; das Tribunal wurde bei den Römern durchgehend im Halbkreise gebildet und nahm insgemein die obere Seite des Gebäudes, dem Eingange gegenüber, ein. Erhalten ist uns von solchen Gebäuden nur sehr Weniges, was eine nähere Anschauung gabe. Wir gewinnen eine solche vornehmlich nur durch den Bericht des Vitruv (im Zeitalter des Augustus), über die Basilika, die er zu Fano erbaut hatte. Dieß Gebäude war durch Mauern umschlossen, Säulenstellungen theilten dasselbe in drei Schiffe und trugen die Decke des Mittelschiffes, während in den Seitenschiffen Galerien angebracht waren, deren Decke durch kleine Pilaster an der Rückseite der Säulen (je zwei übereinander) getragen ward, — eine Einrichtung, die freilich nicht als sonderlich ästhetisch bezeichnet werden kann. Aehnlich scheint, der Hauptsache nach, die Basilika von Pompeji eingerichtet gewesen zu seyn, doch im Mittelschiffe unbedeckt, nach Art eines Hypathraltempels. Ein auf Marmorplatten graivirter, aber nur in Fragmenten erhaltener Plan der Stadt Rom läßt unter andern einige Grundrisse von Basiliken erkennen; wichtig ist unter diesen besonders eine Andeutung der vorgenannten B. Aemilia, die mit zwiefachen Säulenreihen an den Seiten und vor dem Tribunal, somit fünfschiffig erscheint." S. 287. Diese Schiffe wiederholten sich bald in den Kirchen der Christen. Die ersten christlichen Kirchen waren nur Basiliken, Säulenhallen mit einer flachen Decke.

Im sogenannten byzantinischen Style erhielt

Digitized by Google

das Gewölbe eine neue Bedeutung, indem es in der Kuppel vorherrschend wurde, während der Säulenbau noch vorherrschte in der Basilika, im Schiff der Kirche. Neu ist das Querschiff, welches das Längenschiff durchschneidet und wodurch das sogenannte griechische Kreuz gebildet wird. Ueber dem Durchkreuzungspunkt wölbt sich die Kuppel. Dem mittleren Langenschiff schmiegen sich zwei niedrigere an. An der Spitze des Kreuzes ist noch immer die Tribuna erhöht, das Allerheiligste mit dem Altar, unter demselben aber die Crypta (Gruftkapelle) angebracht. Abweichende Formen sind die achteckigen Kirchen nach Art der Baptisterien, aus denen später erst die Thürme sich erhoben, die Basiliken mit zwei Tribunen, mit mehreren Kuppeln ꝛc. „Uebrigens erscheint (an der Sophienkirche in Konstantinopel) die Hauptkuppel, wie im Innern, so auch im Aeußern noch verhältnißmäßig flach, hiezin noch den Ursprung aus dem antiken Kuppelbau (wie bei dem Pantheon in Rom) bekundend. Diese Form dient aber wesentlich dazu, der Masse des Gebäudes etwas Gedrücktes, Breites und Schweres zu geben, und dieß um so mehr, als jenes ganze complicirte Kuppelsystem keineswegs auf ein lebendvolles Emporsteigen der Haupttheile aus den Nebentheilen berechnet war. Später wurden die Kuppeln höher konstruirt, was allerdings nicht ohne Wirkung bleiben, gleichwohl den Charakter der Gesammtanlage nicht wesentlich andern konnte.“ S. 363.

Ehe der Verfasser die Fortbildung des ersten christlichen und byzantinischen Styles in den spateren römischen und germanischen (gothischen) erörtert, wirft er einen Blick auf die russische Architektur, in der sich der altbyzantinische Styl erhalten, aber eigenthümlich modificirt hat. „Die Grundlage, die innere Eintheilung und Anordnung der Kirchen sind ganz die des byzantinischen Baustyles; doch erscheint die Innere insgemein schwerfällig, eng und düster. Um so glanzendere Pracht dagegen entwickelt sich am Aeußeren. Hier zeigt sich unverkennbar ein asiatischer Einfluß, der theils aus den Zeiten jener Mongolenherrschaft herrühren, theils aber auch in dem geographisch naheren Verhältniß Rußlands zu Asien begründet seyn mag. Wo in der byzantinischen Architektur die Raume durch schlichte Kuppeln bedeckt wurden, da steigen hier thurmartige Bauten, theils in breiter Masse, theils schlank und keck, wie die Minarets der Muhamedaner, in die Lüfte empor, oberwarts von mannichfaltig gebildeten Kuppeln bekrönt, die bald als Halbkugeln, bald in einer Eiform, bald in der geschweiften Form einer Birne u. s. w. erscheinen. Dabei ist das Aeußere mit allerhand Ornamenten bedeckt, unter denen man hier byzantinische Formen, dort modern italienische (denn nicht selten wurden Italiener zur Bauführung berufen, die sich aber stets dem Geschmacke des Volkes fügen mußten), hier arabische und dort gänzlich barbarische findet, Alles mit grellen, bunten Farben bemalt und jene Kuppeln zumeist in goldenem Glanze funkelnd.“ S. 367. In gleicher Weise hat sich besonders in den russischen Kirchen die ungeheure Pracht des Altarschmucks ꝛc., wodurch sich schon die altbyzantinische Kirche auszeichnete, bis zur Ueberladung ausgebildet. — Auch der Moscheenstyl der Muhamedaner schließt sich noch an den byzantinischen an, bleibt aber theils bei der noch unbedeckten Basilika (nur von außen ummauerten Säulenhalle) stehen oder bildet den Kuppelbau viel großartiger und phantastischer aus und modificirt den römisch-byzantinischen Rundbogen in den ausgeschweiften Hufeisenbogen. In Bezug auf die Kuppeln scheint vom Orient der das Beispiel der buddhistischen Dagops nicht ohne Wirkung geblieben zu seyn. In Spanien herrscht der Saulen-, in Indien der Kuppelbau vor, weil der Islam hier dem altrömischen, dort dem indischen Wesen am nächsten kam. Beachtenswerth ist, daß sich in dieser muhamedanischen Baukunst auch zuerst der Spitzbogen findet, der hier indeß nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und erst in Deutschland seine Ausbildung finden sollte.

Gehörte der byzantinische Styl wesentlich dem christlichen Osten an und übte derselbe auch auf den ebenfalls orientalischen Muhamedanismus Einfluß, so bildete sich neben ihm bald wieder ein eigenthümlicher Styl für den christlichen Westen aus, der sich überhaupt in keiner Beziehung je lange dem Osten hat unterordnen lassen. Der byzantinische Styl wurde zum romanischen, sobald die römische Kirche ihren allgewaltigen Einfluß zu gewinnen anfing. Ein anderer Geist, ein anderes Bedürfniß schafft sich auch eine andere Form oder modificirt die vorhandene. Ein neuer Höhensinn macht sich bemerklich im Verlassen der flachen Deckung, in der Entstehung des Kreuzgewölbes, im Bau des Thurms; und die Aristokratie des Priesterthums erweitert die Tribuna zu dem ihr allein vorbehaltenen Chore. Auch der Spitzbogen zeigt sich hier wieder, aus der muhamedanischen Welt zum ersten Mal in die christliche herübergepflanzt, doch noch immer untergeordnet. Auf eine sehr beachtenswerthe Weise macht sich hier zum ersten Mal der Einfluß des deutschen oder germanischen Geistes bemerklich. In Sicilien, in der Normandie und in Sachsen nimmt der romanische Styl eine eigenthümliche Lebendigkeit an, die ihm da noch fehlt, wo keine Einwirkung deutscher Gefühlsweise ihn berührt. In den normannischen Bauten tritt zum ersten Mal der bisher isolirt gestandene Thurm in organische Verbindung mit der Kirche (vergl. S. 439 und 449). In den sachsischen aus den Zeiten der sachsischen Kaiser überrascht uns ein Geist, den man damals im Norden noch kaum zu erwarten berechtigt war, der

Digitized by Google

sich aber dennoch herrlich offenbart hat. Welche Schande für uns Deutsche, daß wir das jetzt erst wieder auffinden und entdecken müssen und Jahrhundertelang nicht mehr darauf geachtet haben! Namentlich war damals auch schon die Steinskulptur in Deutschland auf eine ausgezeichnete Weise ausgebildet und früher, als in Italien selbst. „Es ist wohl charakteristisch für italienische und für deutsche Kunst, daß jene von früh an darauf Bedacht nimmt, den Ruhm sicher zu stellen, dessen der Meister theilhaftig zu seyn wünschte, während diese sich still in das Werk versenkt und den Geist statt des Buchstabs sprechen läßt. Aber der Buchstab ist den Augen der Menschen verständlicher als der Geist; und wir Deutsche selbst haben bis auf diese Stunde die großen Meister unserer Heimath fast unbeachtet gelassen, und wir haben die Italiener vielfach studirt und bewundert, auch da, wo sie tief unter jenen stehen und wo sie das Licht, das ihnen leuchtete, nur vom Norden her empfingen." S. 499. Der Verfasser weist nach, daß die Skulptur in Sachsen eher blühte, als in Italien und größere, wenn auch unberühmte und ungenannte Meister hatte. Auch die Glasmalerei wurde in Deutschland (wahrscheinlich zunächst in Bayern) erfunden.

Der deutsche Geist konnte sich nicht lange in den römischen Formen bewegen, ohne sie mit Freiheit zu behandeln, und bald fand er die ihm eigene originelle Form, die etwas viel Vollendeteres war, als die römische. Der sogenannte gothische Baustyl ist der rein deutsche. Gothisch nannten ihn die spateren Italiener, um ihn als barbarisch zu bezeichnen, jene Italiener, die auf einer zu niedern geistigen Stufe standen, um ihn nur zu verstehen und deren angeblich schönere Bauten sich zu dem Gothischen wie die platte Gemeinheit zu hohem Adel verhalten. Der Verfasser entwirft eine meisterhafte Charakteristik der gothischen Baukunst, aus der wir nur Einiges herausheben wollen, da dieser Gegenstand neuerdings durch die Hoffnung, der Kölner Dom werde ausgebaut werden, lebhaft in Erinnerung gebracht worden ist, und da es etwas betrifft, worauf jeder Deutsche stolz seyn sollte. „Der germanische Baustyl schließt sich, in Bezug auf seine äußeren Bedingnisse, zunächst an das System der gewölbten Basilika, wie sich dasselbe in der romanischen Periode entwickelt hatte, unmittelbar an; der Grundplan der kirchlichen Monumente, die Hauptdisposition der Raume bleiben im Wesentlichen dieselben. Der Chor nimmt den östlichen Theil des Gebäudes ein, von den vorderen Raumen durch das Querschiff abgetrennt, wenn ein solches vorhanden ist; zwei Thürme erheben sich in der Regel auf der Westseite des Gebaudes und bilden in solcher Art eine bedeutsam ausgezeichnete Schauseite; das Mittelschiff steigt über die Seitenschiffe empor, die Struktur des Inneren ist durch die Anwendung der Kreuzgewölbe bedingt. Aber ungleich entschiedener als bisher tritt das Gefühl für das Ganze des architektonischen Werkes und für das gegenseitige Verhältniß seiner Theile hervor, ungleich lebenvoller erscheint der Organismus, der dasselbe durchdringt, ungleich wirksamer entfaltet sich die aufwärts strebende Bewegung, welche den Geist und die Sinne des Beschauers mit emporzuziehen bestimmt ist. Eine wesentlich neue und eigenthümliche Weise der Durchbildung, ein völlig abweichendes Princip der Form, für das Ganze wie für das einzelne Detail, ist die Folge dieser veränderten Auffassung." Die Crypta und die dadurch bedingte Erhöhung des Chores verschwindet; auch die Vorhalle verbindet sich mehr mit dem Ganzen. Das Wesentliche aber ist, „daß bei dem völlig entwickelten Organismus des Gewölbebaues und bei dem Streben, das Ganze in allen seinen Theilen mit belebter Kraft aufwärts zu führen — die Starrheit der Mauer fast gänzlich verschwindet und statt ihrer fast nichts als vollständig gegliederte Stützen und Gewölbebögen erscheinen. Hierin ist der Hauptunterschied der germanischen von der romanischen Architektur begründet; denn bei der letzteren bildet immer noch die Mauermasse den Haupttheil des Baues, an welche die Gliederung nur mehr oder weniger angelehnt oder spielend aus ihr ber, ausgebildet sind; in der germanischen Architektur aber macht die Mauer, wo sie erscheint, durchweg nur eine leichte, für das Ganze der Struktur nicht eigentlich wesentliche Füllung zwischen jenen Gliederungen aus. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche durch dieses veränderte Princip der Auffassung hervorgebracht werden, bestehen vornehmlich in Folgendem: Die Pfeiler und Halbsäulen, die, wie im romanischen Gewölbebau, durch die Struktur des Inneren bedingt und von denen die Bögen und Gewölbe getragen werden, steigen selbstständig und frei empor; ihre Bewegung setzt sich in den Linien des Gewölbes fort. Die belebte Theilung der Gewölbmasse, die bereits der romanische Baustyl durch die Anwendung des Kreuzgewölbes gewonnen hatte, wird entschiedener dadurch hervorgehoben, daß nicht bloß Quergurte (zur Sonderung der Haupttheile des Gewölbes), sondern daß auch Kreuzgurte (zur Bezeichnung der Einzeltheile desselben) eingeführt werden. Dieses System der verschiedenen Gurtungen bildet den eigentlich festen Kern des Gewölbes; zwischen sie werden nur leichte Gewölb-Kappen von dreieckiger Gestalt zum Schluß der Decke eingesetzt. Hier kommt somit das Gewölbe nicht mehr als eine (ob auch getheilte) Masse in Betracht, sondern vorzugsweise nur die Struktur seiner Gurte; in ihnen breitet die aufsteigende Bewegung der Pfeiler sich auseinander, und ebenso wirkt in ihnen der Gewölbdruck nur auf die einzelnen Punkte, von welchen

Digitized by Google

sie ausgingen, auf die Pfeiler, zurück. Indem somit die Masse des Gewölbes sich auflöst, bedarf es auch keiner Mauermasse, um demselben, an der äußeren Seite des Gebäudes, ein Widerlager darzubieten, sondern ebenfalls nur einzelner Pfeiler: dieß sind die Strebepfeiler, die wiederum den eigentlich festen Kern der Mauer ausmachen und die nach dem Innern als Träger für die Gewölbgurte gegliedert sind, während sie nach dem Aeußeren die feste, widerstandsfähige Gestalt des Mauerkörpers bewahren. Zwischen den Strebepfeilern ist, solcher Struktur gemäß, keine weitere Mauer nöthig; sie bieten somit die Gelegenheit zu weiten und mächtig hohen Fenstern, und nur eine leichte Füllmauer wird als Einschluß und untere Brüstung der Fenster zwischen ihnen eingesetzt. Bei solcher Beseitigung der Massen verschwindet aber zugleich aller weitere lenkrechte Druck und die vertikale Dimension, d. h. das Gesetz des Emporstrebens herrscht frei und entschieden vor. Mit diesem Princip hätte aber, für die Form der Wölbungen, der ruhig abschließende Halbkreisbogen im Widerspruch gestanden; man wandte sich statt dessen dem kühner aufsteigenden Spitzbogen zu, den man bereits vielfach vorgebildet fand und dessen konsequente Anwendung — zwar keineswegs zur Begründung — wohl aber zur vollendeten Ausbildung des germanischen Systemes diente. — Gurtgewölbe, Strebepfeiler und Spitzbogen, in ihrem gegenseitigen Verhältniß, sind somit als dessen vorzüglich charakteristische Grundelemente zu nennen." Die Altartribune vermandelt sich in den polygonen Chorschluß, der sich harmonisch in das Ganze fügt. Die viereckigen Pfeiler der Gewölbe verschwinden und nehmen eine viel lebenvollere Form in der Harmonie des Ganzen an. Die Masse des Pfeilers „verschwindet in dem Wechsel der stärkeren und schwächeren Halbsäulchen (deren Gestalt durch die größere oder geringere Bedeutung der Gewölbgurte, welche sie tragen, bedingt wird) und in den, nach dem Gesetz der Kannelirung gebildeten Einziehungen zwischen diesen Halbsäulchen. Der Pfeiler erscheint in solcher Gestalt als ein durchaus belebtes Ganzes, welches in gebundener, elastischer Kraft emporschießt, und er wird auch, was seine Basis und das Kapital betrifft, als ein Ganzes behandelt. Die Basis gibt ihm eine feste, mehrfach abgestufte Grundlage; sie hat zu unterst eine polygone Form, aus welcher sich, je nach den Hauptgruppen der Halbsäulen, und dann nach den einzelnen Säulchen selbst, kleinere Halbpolygone übereinander ablösen, auf deren obersten, rings umherlaufend, die Fußglieder der Säulchen ruhen; die letzteren haben eine leicht elastische Bildung, nach dem Princip der attischen Säulen-Basis, welches jedoch, den veränderten Gesammtverhältnissen gemäß, wesentlich modificirt erscheint. Das Kapitäl bildet eine leichte, umherlaufende Blätterkrone, die sich kelchförmig ausweitet und mit wenigen ächten Deckgliedern versehen ist. Da die aufsteigende Bewegung des Pfeilers und seiner einzelnen Theile unmittelbar in die Bögen und Gurte des Gewölbes übergehen muß, so hat hier das Kapitäl natürlich nicht jene energisch abschließende Bedeutung, wie etwa in der griechischen Architektur; vielmehr bezeichnet es nur den Uebergangspunkt, in welchem die Bewegung sich umzuschwingen beginnt und aus diesem Grunde ist seine Form mehr dekorativ als in architektonischer Strenge gebildet. — Wie in der romanischen Architektur, so laufen auch hier die vorderen Halbsäulchen des Pfeilers, den Blätterkranz des Kapitäles durchschneidend, an dem Obertheil des erhöhten Mittelschiffes empor; wo von ihnen die Gurtbögen des Gewölbes, welches das Mittelschiff bedeckt, ausgehen, haben sie ihr besonderes Kapitäl, dem der übrigen Theile des Pfeilers völlig entsprechend. Diese Halbsäulchen bilden die innere Seite des Strebepfeilers, welcher als Widerlager für den Gewölbdruck des Mittelschiffes dient und welcher von dem eben besprochenen Schiffpfeiler, als dessen unmittelbare Fortsetzung, getragen wird. — Auf dieselbe Weise sind, wie bereits angedeutet, die Strebepfeiler der Seitenschiffe an ihren inneren Seiten mit Säulchen, als Gurttragern, gegliedert. — Sodann ist die Formation der Bögen und der Gurte des Gewölbes in Betracht zu ziehen. Auch bei ihnen zeigte sich in der romanischen Architektur der massenhafte Charakter entschieden wirksam, indem sie, übereinstimmend mit der viereckigen Grundform der Pfeiler, durch breite, schwere Bänder gebildet wurden, insgemein ungegliedert oder, wo bei spätromanischen Bauten eine Gliederung vorgenommen ward, doch in einer Weise behandelt, daß die breite Unterfläche (die Laibung) immer als der Haupttheil ihrer Bildung erschien. In der germanischen Architektur aber, wo Bogen und Pfeiler in einem viel unmittelbareren Zusammenhange standen, ward die säulenartige (aufwärts strebende) Gliederung der Pfeiler auch in ihnen fortgesetzt; so jedoch, daß sich dabei zugleich das Gesetz der Spannung, des Bogens, wodurch er sich in seiner schwebenden Bewegung erhält, sein Widerstreben gegen den Druck der Theile, die er zu tragen hat, und der selbstständige Abschluß, welchen die Einwirkung dieser Kräfte nothwendig machen mußte, sichtbar werden. Das Profil des germanischen Bogens hat demnach, — im Gegensatz gegen die starre Breite des romanischen — in seiner Hauptform schräge Seitenflächen, die sich einer gemeinsamen Spitze zuneigen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. April 1842.

Kunst.

Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler, Prof. an der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

(Schluß.)

„Diese Seitenflächen werden, übereinstimmend mit der Gliederung des Pfeilers, durch Rundstäbe ausgefüllt; aber die Einkehlungen zwischen denselben (die das Gesetz eines inneren Zusammenziehens ausdrücken) sind hier zumeist noch bedeutender, wirksamer, auch mehrfach wiederholt; und der Haupttheil dieser Gliederung, der Rundstab, der in die Spitze des Gesammt-Profils fällt, in dem somit der ganze Charakter sich am Schärfsten aussprechen muß, erhält demgemäß ein geschweiftes, gewissermaßen birnenartiges Profil. Die einfachste Zusammensetzung der Glieder zeigen die Kreuzgurte des Gewölbes; reicher schon sind die Hauptgurte desselben — die Quergurte — gebildet; noch reicher und mannichfaltiger die Bögen, welche die Pfeiler unmittelbar verbinden und auf denen die Oberfläche des Mittelschiffes ruhen. — Indem sonach in den Bögen und Gurten des Gewölbes das reichste Wechselspiel der architektonischen Kräfte hervortreten muß, gibt ihre jedesmalige Formation das schärfste Kennzeichen für den Grad der Ausbildung des einzelnen Baumerkes, ähnlich, wie dasselbe (obschon in viel einfacherem Maaße) bei den Säulenkapitälen der griechischen Architektur der Fall ist. — Dasselbe Bildungsgesetz, wie an den Gewölbebögen, erscheint ferner an der Umfassung der Fenster; nur mußten an ihr, da sie zwischen die festen Theile der Mauer eingespannt ist, — somit gewissermaßen, um sich zwischen diesen zu erhalten, eines noch größeren Kraftaufwandes bedarf, — jene Einkehlungen einen noch bedeutenderen Raum einnehmen ꝛc.“ Wir übergehen diese Erörterungen, so wie auch die über die Thüren, da sie nur das bereits klar gewordene Princip in weiter Anwendung zeigen. Dann folgt die Erklärung des geneigten Dachs und der Giebel, die der Richtung des Spitzbogens folgend wieder die Tendenz zur Höhe ausdrücken und die Harmonie des Ganzen fördern. Endlich erscheint als die Vollendung des Ganzen die Thürmung. Jeder Spitzbogen wird von Thürmen begrenzt, alle Pfeiler thürmen sich in Spitze. Durch diese wird die wagrechte Linie des Dachs unterbrochen, und auch wieder in allen Einzelheiten des Baues jede Ruhe und jeder Abschluß, den die wagerechte Linie den Augen darbietet, unterbrochen und das Auge der Höhe zugeführt. Die Hauptfacade im Westen des Baues bildet den größten Spitzbogen zwischen den größten Pfeilern, das Portal zwischen den beiden Thürmen und die Thürme selbst steigen in einer immerwährenden Gliederung von Spitzbögen und Thürmchen auf. „Die großartigste Entfaltung dieses ganzen Systemes der äußern Architektur findet in der Einrichtung der Facade und in dem Bau der beiden Thürme, welche die Seiten der Facade bilden, statt. Drei Portale führen hier insgemein in die Kirche, ein Hauptportal in das Mittelschiff, zwei Seitenportale unter den Thürmen in die Seitenschiffe. Die Bögen der Portale tragen reichgeschmückte Giebel, gleich denen der Fenster. Ueber dem Hauptportal ist ein besonderer Zwischenbau, mit einem großen Prachtfenster, dessen Licht in das Mittelschiff fällt, angeordnet. Die Thürme erheben sich viereckig in mehreren Absätzen, die sich, durch ein reichgegliedertes System von Strebepfeilern, auseinander lösen und durch die Anlage bedeutender Fenster belebt werden. Das oberste Geschoß hat — zumeist indeß nur bei den ausgebildeten Architekturen von Deutschland — eine achteckige Grundform, vor deren Eckseiten wiederum freie Thürmchen, nach dem Princip der Gliederung der Strebepfeiler, emporsteigen. Ueber dem Achteck schießt sodann eine achtseitige Spitze schlank in die Lüfte empor. In dem Organismus dieses Thurmbaues waltet durchaus das Gesetz vor, das Streben nach aufwärts auszudrücken;

Digitized by Google

in ihm erscheint dasselbe in seiner vollsten, ergreifendsten Kraft. Jeder Theil deutet darauf in seiner besonderen Gliederung hin, und jeder obere Abschnitt, der aus dem unteren sich entwickelt, nimmt dasselbe Streben auf. Je weiter die Bewegung nach oben dringt, um so kühner, schlanker, leichter werden die Verhältnisse. Das achteckige Obergeschoß erscheint bereits frei und durchbrochen, fast massenlos. Noch mehr die Spitze, die nur aus acht mächtigen freistehenden Rippen besteht, zwischen denen, wie im zierlichen Spiele, ein durchbrochenes Rosettenwerk eingespannt ist. Wo endlich die acht Rippen zur äußersten Spitze zusammenlaufen, athmet die rastlose Bewegung, die in sich keinen Abschluß findet, aus, und eine majestätische Blume, in heiliger Kreuzesform ihre Blätter gegen den Himmel emporbreitend, deutet auf das Ziel, welches menschliche Sehnsucht nicht zu erreichen vermochte. — Kleinere Blumen solcher Art blühen aus jeder Spitze des Aeußeren empor, indem jede das Verklingen, auch der einzelnen Bewegung ausdrückt; ebenso sind die Linien der Giebel und der anderen pyramidalen Theile (auch die jener mächtigen Rippen) überall mit Blumen besetzt, den Beginn der sich auflösenden Bewegung anzudeuten. — Das etwa sind die Grundzüge des architektonischen Systemes, in welchem die christliche Architektur — und zugleich die Architektur überhaupt, soweit nur in ihr der Gedanke des Menschen sich ausgesprochen, ihre höchste und großartigste Entfaltung erreichte. In der griechischen Architektur waren die Bedingnisse unendlich einfacher; dort bewegten sich die Formen jedesmal nur nach einer einzelnen Richtung des Raumes, und ihre Bewegung ward durch eine starre Last (die des Gebälkes in seiner Grundform) willkürlich abgeschnitten. Hier dagegen waren die Bedingnisse höchst mannichfaltig; es galt, den Raum nach all seinen Dimensionen organisch zu beleben; es galt, ein Inneres zu schaffen, welches in sich vollendet sey, ein Aeußeres, welches als der unmittelbare Ausdruck des Inneren erscheine und nicht minder seine Vollendung in sich trage, und solche Aufgabe sehen wir hier, bis in ihre letzten und einzelsten Anforderungen hinab, erfüllt. Nicht soll hiemit ein Urtheil über die relative Schönheit beider schönsten Bauweisen, die wir kennen, ausgesprochen seyn; aber die Stufe, auf welcher die Meister der germanischen Architektur die Vollendung errungen, ist eine unendlich höhere." S. 524.

Der Verfasser vergleicht nun auch im Einzelnen die vorhandenen Bauten und ihre charakteristischen Abweichungen in den verschiedenen germanischen und benachbarten Ländern, wohin dieser Styl gedrungen ist. Insbesondere unterscheidet er die wieder ins Schwere und Massenhafte zurückfallende Bauweise in Frankreich und den Niederlanden von dem vollendet reinen und freien Styl in Deutschland, und als das schönste aller Bauwerke bezeichnet er den Kölner Dom: „Die ganze Ausbildung des Chores läßt eine ungleich höhere Stufe der architektonischen Entwicklung, als dafür unter den französischen Monumenten irgend ein Beispiel vorhanden ist, erkennen: der Dom ist geradezu als das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur — somit als das bewunderungswürdigste Werk aller Architektur — zu bezeichnen." S. 551. Wieder in anderer eigenthümlicher Weise modificirt sich der gothische Styl in den baltischen Bauten, in Norddeutschland und Skandinavien.

An die gothische Baukunst reiht sich auch die ihr entsprechende Skulptur und Malerei, deren Geist der Verfasser eben so scharfsinnig charakterisirt und deren uns erhaltene Werke er aufs sorgfältigste verzeichnet. Hier nimmt den ersten Rang ein die alte Kölner Malerschule, der sich die böhmische und westphälische Schule anreiht, und die germanisirende Schule in Italien, die Bildhauerschule des Pisano, die Malerschule des Giotto. Die berühmte altitalienische Malerei war eine Verpflanzung deutschen Geistes und Gefühls auf welschen Boden, bildete sich aber hier bald wieder in eigenthümlicher Weise aus. Sie steht aber ausdrücklich nicht mehr in Zusammenhang mit der altromanischen oder byzantinischen Kunst, sondern ausschließlich mit der germanischen oder gothischen. Hier hätte der Verfasser bemerken dürfen, daß auch die berühmte altitalienische Musik deutschen Ursprungs ist, daß ihre ersten Meister von Deutschen, namentlich von Niederländern lernten. Das meisterhafte Werk Kiesewetters über die Musik dient in dieser Beziehung dem Werke Kuglers zur Ergänzung.

Hier schließt das Mittelalter ab und wir geben zur modernen Kunst über. Zuerst von der Baukunst: „Die moderne Architektur beruht auf der Wiederaufnahme der antiken Bauformen, und zwar vorzugsweise der römischen Formen, welche sich der erwachenden historisch-wissenschaftlichen Richtung zunächst darboten und welche mit den Bedürfnissen der neueren Zeit vorzugsweise übereinstimmen mußten, während man mit den Formen der griechischen Architektur erst seit wenigen Jahrzehnten näher bekannt geworden ist, diese auch, in ihrer ein fachen Bestimmtheit, im Ganzen ungleich weniger anwendbar seyn konnten. Die moderne Architektur steht demnach (bis auf die Ausnahmen der jüngsten Zeit) ziemlich auf gleicher Stufe mit der römischen, das heißt: sie entäußerte sich aller derjenigen Vorzüge, welche in der romanischen und in der germanischen Periode durch das Streben nach einer gesetzmäßig organischen Durchbildung des inneren Raumes, überhaupt des Gewölbes, errungen waren, und sie trat in den unentwickelten Zwitterzustand zurück, welchen der rohe (ob auch reich

Digitized by Google

dekorirte) Gewölbehau der Römer in Verbindung mit dem griechischen Saulenbau und die (für das Ganze zwar nothwendige) Barbarisirung der Detailformen des letzteren hervorgebracht hatten. Wo uns die moderne Architektur in edlerer Ausbildung erscheint, da ist es gleichwohl zumeist nicht eine unorganisch sich entfaltende Bewegung, die das Ganze durchdringt, vielmehr nur eine mehr oder weniger geistreich erdachte, mehr oder weniger harmonisch gestaltete Dekoration, welche die architektonische Masse bedeckt." S. 628. Italien ist die Wiege dieser modernen Kunst. Hier war der deutsche Geist nicht tief genug eingedrungen. Hier wirkten die Erinnerungen an das alte Rom stärker. Doch ist das Grossartigste, was die italienische Baukunst im Uebergange aus dem Mittelalter gebaut hat, noch immer dem germanischen Style verwandt und erst, indem die letzte Erinnerung an diesen edleren Styl verschwindet, nimmt auch die Gemeinheit vorherrschend Platz. So haben die florentinischen Bauten des 14ten Jahrhunderts noch etwas Mächtiges und die Seele Erbebendes. In der Skulptur und insbesondere in der Malerei leisteten die Italiener, indem sie sich vom germanischen Styl entfernten, ungleich Würdigeres, als in der Baukunst. Der Verfasser gibt uns ein sehr lebendiges Bild der grossen italienischen Malerschulen seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts. Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen Raphael und Michel Angelo, wenn man die historische Grundlage in Betrachtung zieht, die jeder genommen hat. Raphael ging aus der Schule von Perugia hervor, in der sich der fromme warme germanische Styl am längsten erhalten hatte. Michel Angelo dagegen ging gleich Anfangs von der Antike aus mit gänzlicher Verwerfung des germanischen Geistes. Aber da das Antike nicht mehr in seiner Natürlichkeit und Naivetat ins Leben zurückzuführen war, so konnte es kaum anders seyn, als daß des Buonarotti kraftvoller Geist etwas zu leidenschaftlich und gewaltsam durch Anmaßung und Schein erzwingen wollte, was sich von selbst nicht mehr darbot. „So beginnt mit ihm, der einen der höchsten Glanzpunkte der neueren Bildnerei bezeichnet, zugleich auch, und besonders in der spateren Zeit seines thatenreichen Lebens, der Verfall der Kunst, der in dem Streben nach äußerem Scheine beruht." S. 601. In der venetianischen Schule zeigt sich schon flandrischer Einfluß, auch Landschaftsmalerei, kurz wieder eine Annäherung an Deutschland. Die deutsche Malerei ging ihren Weg. Die van Eyks, die berühmten Erfinder der Oelmalerei, gingen von Miniaturen aus. Die größte Mannichfaltigkeit des Naturlebens darzustellen, war die Lust dieser niederländischen Malerkunst, die sich gleichwohl noch nicht von der Heiligkeit der alten Kölner Schule losgesagt hatte. Aber im Verfolg der Zeit gab sich die niederländische und deutsche, wie überhaupt die bildende Kunst des Nordens zu sehr theils den italienischen Mustern, theils der einseitigen Naturnachahmung hin und wie Großes auch geleistet worden ist, so vermißt man doch einen nationalen Typus von der Entschiedenheit, wie er sich in der germanischen Baukunst ausgesprochen hat. Wenigstens ist das, was die niederländischen und deutschen Maler geleistet haben, nicht entfernt mit dem zu vergleichen, was die gothische Baukunst als Ausdruck deutscher Nationalität war. Besonders muß auffallen, daß in jener Baukunst der eigentliche Schonheitssinn in so hohem Maaß und mit so großer Feinheit und Schärfe entwickelt war, wahrend es die deutschen Historienmaler meist an Schönheit haben fehlen lassen. Wir hatten gewünscht, Herr Kugler möchte dieß etwas stärker hervorgehoben haben.

Es bezeichnet wohl recht den nüchternen Charakter unserer Reformation, daß dieselbe, indem sie Deutschland in jeder andern Beziehung von der Autorität Roms emancipirte, es gerade in Bezug auf Kunst durch und durch wieder romanisirte. Die deutschen Protestanten wetteiferten mit den römischen Jesuiten, wer von ihnen das Antike geschmackloser und prätentiöser nachahmen könne. Wer die eigene edlere Form des Daseyns aufgibt, um sich eine fremde weit schlechtere gefallen zu lassen, offenbart dadurch, wie weit es mit ihm gekommen ist. So haben wir uns eine fremde, entstellende, unnatürliche Tracht, so haben wir uns eine fremde, widrig geistlose Baukunst aufdringen lassen.

Indem der Verfasser die mannichfachen Bestrebungen der neuern Kunst verfolgt und bei den jüngsten mit dem hoffnungsreichsten Blicke verweilt, stellt er uns mit Recht eine Zukunft in Aussicht, in der Manches wieder gut gemacht werden dürfte, was bisher versäumt worden, wagt aber nicht, das Resultat zu bezeichnen, zu dem die eben erst begonnene Entwicklung führen werde. Wie es uns scheint, hätte er doch einen unverrückbaren Punkt bezeichnen können, den man entweder erreichen muß, oder von dem man immer und immer wieder in unnatürliche, schwachliche Nachahmung zurückfallen wird. Die Kunst ist nationell. Ihre Geschichte beweist es. Obgleich der germanische Geist etwas viel Edleres war, als der romanische, konnten die Italiener doch seine Einwirkung nicht aushalten und bebarrten in dem ihnen angebornen Geiste. Wir Deutsche sind nun um so mehr in dem Falle, auch unsererseits ihren Geist zurückzuweisen, weil er nicht nur uns fremd, sondern auch ein viel tiefer stehender ist, als unser eigener. Das Ziel der deutschen und überhaupt der nordischen, im Germanismus wurzelnden Kunst, ist, wieder national zu werden. Ich will damit nicht behaupten, daß wir sklavisch und geistlos das Altgothische nachahmen sollen. Das sey ferne! Nur aus eigener Tiefe und Fülle sollen wir

Digitized by Google

wieder schöpfen, wie damals. So lange wir im Eklekticismus, in der leidigen Geschmacksmengerei, in unaufhörlichem Schwanken zwischen den heterogensten Styles und Manieren befangen sind, so lange ist auch noch an keine definitive Wiedergeburt der deutschen Kunst zu denken. Ehre all den edeln Bestrebungen, die unser Jahrhundert auszeichnet. Wir möchten uns von keinem unbefriedigten Wunsche mißleiten lassen, gegen das Schöne, wo es sich wirklich gezeigt hat, ungerecht oder fühllos zu seyn. Aber wir können uns auch nicht darüber täuschen, daß uns eine nationale Kunst im wahren Sinne des Wortes noch fehlt, daß die Schönheitsidee, zu deren Realisirung das deutsche Volk berufen ist, noch nicht einmal den Meistern klar geworden ist, viel weniger das Leben durchdrungen hat.

Gesundheitslehre.

Die Excesse der Jugend im physischen Lebensgenusse, mit besonderer Berücksichtigung unserer gewerbtreibende jungen Leute. Von Dr. Albert Felix. Prag, Haase Söhne, 1841.

Ein sehr zeitgemäßes und wohlgemeintes Buch, an dem wir nur die Form, die gar zu beredte, höfliche, nur mit aller möglichen Zartheit warnende und bittende Anrede an die liebe Jugend unpassend finden. Wir meinen, der Arzt solle in solchen Fällen kurz und entschieden, ja derb sprechen, und lieber imponiren als liebkosen. Doch machen wir dem Verfasser daraus keinen besondern Vorwurf, da er nur dem Beispiel gefolgt ist, das vor ihm schon eine Menge berühmte und unberühmte Aerzte, und nicht nur Aerzte, sondern auch Seelsorger gegeben haben. Auch ein großer Theil unserer Geistlichkeit nämlich liebt jene süße und höfliche Redeweise, die das Böse kaum zu nennen wagt, es nur auf eine delikate Weise andeutet und nur geborsamst bittet, der Sünder oder die Sünderin möchte sich doch gefälligst von dieser schattirten Seite berüber auf die bellere bemühen. Diese höfliche Salbaderei herrscht insbesondere in den Erbauungsbüchern für das andere Geschlecht vor. Es ist eine mißverstandene, in vielen Fällen sogar mißbrauchte christliche Liebe und Milde. Sie wird zuweilen bloß deßhalb zur Schau getragen, um eitlen Weibern zu gefallen oder die eigene Eitelkeit zu befriedigen, oder ein Erbauungsbuch in die Mode zu bringen. Gewiß eine tiefe Herabwürdigung des Priesteramts. Dem Arzt ist eine solche einschmeichelnde Form eher zu verzeihen, wenigstens leidet die Würde seines Amtes dabei keinen Abbruch. Aber es wäre doch besser, wenn wir statt der unzähligen, in breiter Ueberredungsgabe überfließenden Gesundheitslehren und Lebensverlangerungskünsten, die unsere deutsche Literatur bereits darbietet, einen in Kernsprüchen kurzgefaßten möglichst derben Gesundheitskatechismus hätten. Wer kann und mag die vielen Bücher lesen?

Zwar bemerkt der Verfasser mit Recht, daß man für die gewerbtreibende Klasse faßlich schreiben müsse, weil man sonst überhaupt gar nicht von ihr gelesen werden würde; aber wir fürchten, Bücher wie das vorliegende werden, trotz ihrer gewinnenden Redeweise, eben so wenig in die Hände der eigentlichen Handwerker kommen, wie irgend ein schwieriger zu lesendes wissenschaftliches Werk. Auch scheint uns die sogenannte populäre Behandlung irgend welcher Regeln, die man dem Volk einprägen will, stets ein Mißgriff zu seyn, sobald sie weitläuftig wird. Für die Massen, wie für die Kinder eignet sich immer nur die einfachste, derbste, schlagendste Kürze. Aus demselben Grunde sollte sich auch der Rathgebende hüten, von sich und seinem Verhältniß zu den Zuhörern irgend zu reden. Die Massen, wie die Kinder, verlangen Objektivität. Der Robinson war und ist ein Lieblingsbuch der Jugend, aber jedes Kind überschlägt gern den eingestreuten Dialog und liest nur die eigentliche Geschichte. Der objektive Eulenspiegel ist Volksbuch geworden, das salbaderde Noth- und Hülfsbüchlein nie.

Romane.

1) Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. Hamburg, Meißner, 1841.

Bieder Zerrissenes. Verführungsgeschichten, deren Helden der gerechten Nemesis anheimfallen. Daß das Verbrechen wenigstens nicht ohne Strafe bleibt, ist löblich, aber diese ewige Wiederkehr des romantischen Verbrechens ist doch unerquicklich.

2) Die Ehestifterin, oder: die Parlamentswahl in Irland. Roman aus der Gesellschaft. Von der **D'Hara-family**. Aus dem Englischen von **C. Grüning**. Zwei Theile. Kiel, Bünsow, **1841**.

Ebenfalls Zerrissenheit. Eine Dame, die ohne Neigung geheirathet, lebt unzufrieden und geht ihrem Manne davon, um endlich Methodistin zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. April 1842.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten von Dr. Heinrich Leo. Fünfter Band. Halle, Anton, 1842.

In diesem Bande behandelt der Verfasser die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons, doch nur von der Einsetzung des Nationalconvents an und nur bis zu Napoleons Flucht aus Rußland (vom September 1792 bis zum Dezember 1812), so daß der eigentliche Anfang der Revolutionsgeschichte noch dem vierten Bande angehört und der Schluß des großen Kampfs gegen Napoleon erst im sechsten Bande nachfolgen wird.

Herr Leo hat seine politischen und kirchlichen Ansichten der Welt schon so oft und eindringlich vorgelegt, daß sich sein Urtheil über die französische Revolution gleichsam von selbst versteht. Daß in den furchtbaren Stürmen und wunderähnlichen Wechseln jener Zeit ein mehr als antikes Schicksal gewaltet habe, und daß man diese größten Ereignisse der Neuzeit aus dem höchsten religiösen Standpunkt betrachten müsse, leuchtet jedem ein, der nicht ganz oberflächlich ist. Herr Leo äußert sich, indem er von der Hinrichtung des Königs spricht, also: „Wenn wir auch die Revolution in ihrer Nothwendigkeit anerkennen, nicht in der Weise derer, die in ihr eine logisch nothwendige Entwickelung des Fortschrittes, sondern in der Weise derer, die in ihr die nothwendige Handhabung der Gerechtigkeit Gottes gegen ein Volk sehen, was Sünden auf Sünden gehäuft und Gottes Heiligthum in seinen Herzen mit Füßen getreten hatte — wenn wir auch die Revolution als nothwendig in dieser Weise, und als ein neues, mächtiges Zeugniß Gottes wider die Menschen betrachten, so hatte doch das persönliche Schicksal des Königs, wie wir gesehen haben, zehnmal in der Hand des Königs gerudt, und zehnmal hatte er indolent den entscheidenden Moment vorübergehen lassen, oder dessen Entscheidung selbst vernichtet. Gewiß! das Schicksal des Königs war großentheils ein selbst verschuldetes. Aber auch diese Selbstverschuldung steht sie nicht im engsten Zusammenhange mit des Königs angeborner Art, mit seiner anerzogenen Weise; ist sie nicht auch ein Erbe zum Theil aus den Sünden seiner Väter, eine Entfaltung jenes ewigen Gesetzes, daß der Herr ist ein eifriger Gott, der die Missethaten der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied? — Und in diesem Sinne können wir ruhig und mit Gottvertrauen der blutigen Katastrophe zusehen. Ludwig, der ärmste Sohn einer langen Reihe königlicher Väter, der unschuldigste von ihnen allen, trug als ein geduldiges Lamm die Sünde aller. Aber der Gott, der an ihm heimgesucht hat die Sünde seiner Väter, er ist kein Gott der Lüge und hat auch heimgesucht die Sünde seiner Mörder. Er hat sie zerschlagen; in wildem Grimme hat sie der dämonische Geist, der sie zu Strafwerkzeugen in der Hand des Höchsten machte, auch gegen einander getrieben, daß sie sich zerfleischt und zum Tode verfolgt haben; daß sie alle sittlichen Geister des alten Frankreichs mit Füßen getreten, und eine Brut hinterlassen haben, die, wie sie auch mit der Schminke äußeren Reichthums und äußerer Civilisation prunkt, in sich untergehen, die sittlich verrotten und verfaulen wird, noch ehe die vierte Generation nach der Mördergeneration abgestorben ist, denn von einer umwendenden Gesinnung und sittlicher Zusammenraffung hat sich bei den Entsprossenen dieses Volkes noch nichts blicken lassen, sondern nur Hochmuth auf ihre Sünde, die sie nun täglich plagt in dem Gespenst jener hohlen Freiheit, die der Convent constituiren wollte, und die kein Mensch constituiren kann, und in dem Gespenst des Ruhmes, den sie bei der Welt ernteten, als der Herr ihre Heere als ein Strafgericht für das übrige Europa über die Länder fluten ließ." S. 34.

Wir sehen nicht ein, warum Herr Leo den Begriff

Digitized by Google

des Fortſchritts ausſchließen will. Gerade je mehr man in der ungeheuren Erſchütterung der europäiſchen Völker am Ende des vorigen Jahrhunderts das Walten der Vorſehung erkennt, um ſo mehr muß man auch den Fortſchritt zugeben, denn was konnte denn wohl zuletzt die Vorſehung für einen andern Zweck haben, als eben den Fortſchritt, das Herausſchreiten aus einer heillosen Stagnation? Wenn eine blinde ſchreckliche Naturgewalt die Bahn brechen mußte, wenn das Verbrechen noch größere Verbrechen zeugte, damit eins das andere vernichte, und wenn dieſe Kriſis ſogar für Frankreich noch jetzt nicht beendigt iſt, ſo entſcheiden dieſe entſetzlichen Symptome doch nicht gegen die Heilſamkeit der Kriſe, die nicht bloß eine Strafe für Vergangenes, ſondern auch eine ſchwere Geburt der beſſern Zukunft war.

Der Verfaſſer hat dieſen ganzen Band mit einer Wärme des Gefühls geſchrieben, die auch ſeinen Styl zu ſchöner Anſchaulichkeit veredelt. Eine Neigung zum Philoſophiren und zum Kritiſiren hat ihn bisher immer gehindert, den rechten hiſtoriſchen Styl, die Objectivität der Darſtellung zu cultiviren, und das ihm inwohnende Feuer, das er von Zeit zu Zeit in Blitzen concentrirt ausſchleudert, als warmen Goldton über ein harmoniſches Gemälde auszubreiten. Auch noch in dieſem viel mehr zum Gemüthe dringenden Buche kommen disharmoniſche, grelle Lichter und Schatten vor, die er wohl hätte vermeiden können. Sein Urtheil über die Agitatoren der Revolution wird oft, wo es nur ſtreng ſeyn ſollte, gehäſſig, und ſeine Porträts karikirt. Großes zieht er nicht ſelten ins Kleine herab. Robespierre war eine ſcheußliche, eigentlich dämoniſche Erſcheinung, aber doch weit mehr ſchrecklich als lächerlich. Er war ein Wahnſinniger, aber kein Geck. Er handelte in furchtbarem Ernſt aus tiefer Ueberzeugung, er glaubte der Tugend zu dienen, nicht perſönlicher Eitelkeit zu ſchmeicheln. So ſteht ſein Charakterbild in der Geſchichte feſt; man muß ihn verabſcheuen, aber man kann ihn unmöglich lächerlich machen wollen. Auch die wahnſinnigen Volksfeſte ſcheinen uns eine minder ſpöttiſche Auffaſſung zu erfordern. Es waren nicht Komödien, es waren Symptome einer ſchaudererregenden Geiſtesverwirrung, und Reactionen der bis in ihre innerſte Tiefe herabgewürdigten und beleidigten Menſchennatur. Wie war die Kirche durch ihre eigenen Diener entweiht! Welcher Pfuhl von Sünde war der Staat! Welche tiefe Unſittlichkeit hatte ſich der Geſellſchaft, welche Unnatur der Moden bemächtigt! Daß man unter dieſen Umſtänden die verlorene Natur wieder ſuchte und mit einer wahnſinnigen Luſt ſich an den wiedergefundenen Begriff derſelben anklammerte, war nicht zu verwundern und auch nicht lächerlich. Miſchte ſich wirklich Lächerliches in die Aeußerungen dieſes wunderbaren Völkerkampfes, ſo darf man doch darüber ſo wenig lachen oder ſpotten als über die ſardoniſchen Grimaſſen eines Vergiftoten.

Hören wir eine der intereſſanteſten Schilderungen: „Auf dem Baſtilleplatze hatte Maler David eine rieſenhafte Statue der Natur errichten laſſen — aus ihren beiden Brüſten ſprudelte Waſſer (la fontaine de la régéneration); — und wie die Verhüllungen, hinter denen man dieß Kunſtwerk ausgeführt hatte, in der Nacht gefallen waren, und die erſten Lichter des Morgens glänzten, ſtrömten unabſehbare Menſchenmaſſen herbei: der Convent in geordnetem Zuge, der Jakobinerclub, die Deputirten der Tochterlogen im Lande ſchon um 4 Uhr — und kaum vergoldete die Sonne die Schornſteine der Häuſer am Platze, als Herault de Sechelles unter dem Weben einer ſanften Muſik mit einer eiſernen Schöpfkelle Waſſer auffing aus den Brüſten der Natur, aus dem Borne der Wiedergeburt, und es trank unter einem heidniſchen Gebet zur Göttin Natur — und der Convent ließ ſich den friſchen Morgentrunk ſchmecken und alle die Jakobiner desgleichen thaten alſo — und die Muſik webete und die Jakobiner beteten bis der Donner der Artillerie einfiel und dieſem erſten wäſſerigen Akte ein Ende machte. Folgte nun eine lange Proceſſion über die Boulevards mit Tricoloreбändern, Weizenähren-ſträußern und Emblemen der bürgerlichen Gewerbe; auch ein Pflug ward da fortgekarrt, auf welchem Philemon und Baucis ſaßen; den Pflug zogen ihre Kinder; und hinter dem Pfluge raſſelte ein Kriegswagen mit der Urne der im Kampfe gegen die Tyrannen gefallenen Patrioten; — und ſo ging die Proceſſion vorwärts unter Triumphbogen weg, an welchen auf Kanonenläufen Heroinnen ſaßen aus der Schweſterloge der Strickerinnen, aus dem Megarenhauſen des 5. und 6. Oktober, mit Eichenzweigen und Tricolorezeug. Herault an der Spitze des Zuges haranguirte das Megärengeſchlecht auf das zarteſte — und ſo zogs weiter das Feſtmeteor nach dem Revolutionsplatze — einſt Ludwigs XV. Da war eine neue koloſſale Gypsſtatue — eine Statue der Freiheit — und als die Proceſſion zu deren Füßen angekommen war, wurden 3000 Vögel aus Käfichen gelaſſen mit Papierſtreifen um den Hals, auf welchen gedruckt war: „Wir ſind frei, athmet uns nach.“ Dann verbrannte das vogelfreie Volk allerhand Embleme des alten monarchiſchen Regiments, und Herault predigte dazu auf gut heidniſch und betete — und dann — ja! dann gings über die Seine; da war auf dem Invalidenplatze erſt die Hauptſtatue, die im Volke incarnirte Gottheit darſtellend — die ſich in der Menſchheit bewußtwerdende Gottheit, welche der Bürger Cloots lange vor den Hegelingen verkündigte: ein mächtiger Herkules, der die Keule ſchwang gegen die Geiſter

Digitized by Google

der Opposition und Hinderung, die sich vom Boden gegen ihn erhoben. Und Hérault predigte abermals und betete zum gypsenen Peuple-Dieu — und dann gings nach dem Champ de Mars und dem Vaterlandsaltar, auf welchem eine Urne stund der heiligen Märtyrer, die für die Sache des Volkes gefallen waren — und des heidnischen und heidenmäßigen Gesticulirens, Predigens und Betens war sobald kein Ende. Héraults Zunge war trocken, wie die eines Fieberkranken, von all dem wüsten Geschwätz, was er den Tag über trieb, der ganz hingegangen war in der Führung des Festmeteores. Da setzte sich endlich das Meteor zu Tische theils daheim, theils unterm freien Himmel, wie man sichs eben hatte zurecht machen können; und auf allen Häuserfirsten flatterten kleine Tricoloren an Pinnenstangen, und auf diesen schwebte die rothwollene Nachtmütze, und an allen Häusern klebten Zettel mit ellenlangen Buchstaben: „Einige, unheilbare Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod!" — Das war das kurzgefaßte Symbolum der neuen Religion des Peuple-Dieu." S. 86. Gewiß sehr unterhaltend, aber für den Ernst des Gegenstandes doch zu spöttisch. Die Hegelingen unserer Tage verdienen alle die Verachtung, die Herr Leo gegen sie hegt. Nicht dieselbe Verachtung aber verdienen jene Männer der alten Revolution. Unsere hegelisirende Jugend besteht aus Maulhelden und Spiegelfechtern; jene Schreckensmänner baudelten inmitten der Todesgefahr. Unsere hegelisirende Jugend affectirt nur, an ihren Unsinn zu glauben, jene Schreckensmänner glaubten wirklich daran. Unsere hegelisirende Jugend fällt auf ihren radicalen Unsinn aus reinem Uebermuth, ohne irgend ein äußeres Motiv, es müßte denn die Langeweile und Flatulenz müßiger Friedensjahre seyn; jene Schreckensmänner dagegen wurden in ihrem Wahnsinn durch die Gewalt der Dinge hingetrieben, durch ein Uebermaß der Unnatur in den Zuständen Frankreichs, das nothwendig zum entgegengesetzten Extrem führen mußte. Unsere hegelisirende Jugend findet ein sittliches Volk und sucht es unsittlich zu machen durch ruchlose Lehren, sie findet ein religiöses Volk und sucht es um allen Glauben zu bringen, sie findet ein nach langen Leiden wieder gekräftigtes und besonnenes Volk und sucht es wieder in innern Zwiespalt aufzulösen und mit unpraktischem Unsinn ausschließlich zu beschäftigen. Jene Schreckensmänner dagegen fanden Frankreich in heilloser Erschlaffung und Zerrüttung und der Muth der Verzweiflung trieb sie dahin, im Fanatismus eines dem bisherigen entgegengesetzten Systems die Kraft zu suchen, die allein damals Frankreich vor äußerer Ueberwältigung retten konnte. Stimmen nun auch die Lehren unserer hegelisirenden Jugend aufs genauste mit denen jenes revolutionären Atheismus überein, ist der Hegelsche und Straußische und Michelitsche Gott lediglich wieder nichts anderes, als der Clootsensche, wird in der vergötterten Menschheit und Gemeinde des freien Geistes nur der abgeschmackte Begriff jenes vor fünfzig Jahren in Paris angebeteten Peuple-Dieu aufgewärmt, so muß man doch zwischen jener originalen Schule in den Schrecken der Revolution, und dieser nur muthwillig nachäffenden Schule in Deutschland einen großen Unterschied statuiren, wobei Spott und Verachtung allein der letztern zufallen.

Es wäre deßhalb auch wohl schicklich gewesen, die ganze Vergleichung in eine Note zu verweisen. Der Verf. kommt mehrmals im Text darauf zurück. Aber es ist gewiß störend, wenn man mitten in der Geschichte der grosartigsten Greuel und blutigsten Schrecken immer wieder an die elenden Dintenkleckfereien der deutschen Universitäten erinnert wird. Man müßte denn einen Werth darauf legen, daß die Tonangeber in Frankreich selbst damals Deutsche waren. Denn nicht nur Cloots, der große Philosoph der Jakobiner, sondern auch Göbel, der die christliche Religion abschaffen ließ, waren Deutsche, jener ein Preuße, dieser ein Schweizer. „Man kann sich denken, welchen Anklang es unter diesen Umständen fand, als am 7. Nov. 1793 der constitutionelle Pfarrer von Boissise-le-Bertrand (er hieß Parens) an den Convent schrieb: „sein liebes Leben lang habe er Lügen gepredigt. Es sey nichts mit diesem Christus. Er sey der Sache müde; verzichte auf seine Pfarrei, und bitte den Convent, ihm ein anderes Stück Brod zu geben." Sofort ward eine mention honorable dieses Ehrenmannes dekretirt — und kaum war das geschehen, als der constitutionelle Erzbischof von Paris, Göbel (von deutsch-französischer Art), aus Pruntrut in der Freigrafschaft, vor dem Convente auftrat, begleitet von den constitutionellen Domherren des Capitels von Paris, die rothwollene Nachtmütze auf dem Kopfe, die Mitra, Kreuz und Ring in der Hand haltend, und ebenfalls erklärte, er habe zeither nur gepredigt, weil das Volk das Christenthum verlangt habe, es wolle keines mehr, so wolle er es auch nicht mehr — er erkenne keine Religion mehr an als die Religion der Freiheit — und nachdem er dieß gesagt, warf er die Priesterkleidung und die Insignien seiner Würde von sich, und Momoro, Chaumette und Hebert, die Freunde Clootsens, des Apostels des in der Menschheit werdenden, zum Bewußtseyn kommenden Gottes, jauchzten ihm Beifall. Nicht bloß constitutionelle katholische Geistliche — auch der protestantische Pfarrer Julien aus Toulouse folgten dem Beispiele der Abdication. Cloots überreichte der Versammlung sein Werk über die Wahrheit des Mahomedanismus, worin bewiesen war, daß alle positiven

Digitized by Google

Religionen Lügen seyen — und die Gabe ward mit ehrendem Danke aufgenommen. Cloots predigte nun mit einigem Erfolge seine Lehre, daß es keinen jenseitigen Gott gebe; daß es keinen Gott gebe, als den, welcher in der Menschheit, im Geiste zum Bewußtseyn komme; daß es keinen Gott gebe als die Vernunft. Es ist, nur in anderer Terminologie, der Hauptsache nach dieselbe Religion, wie sie dermalen von der Rotte der Hegelingen als angebliches, durch die Philosophie verklärtes Christenthum gepredigt wird; nur daß jene Männer wenigstens darin wahr waren, daß ihr Menschheitsgott, daß dieser sogenannte Geist oder diese Vernunft mit dem Christengott nichts zu schaffen habe — die neueren Jünger dieser Lehre aber heuchlerische Taschenspielerei treiben. — Der Vortritt des Bischofs Göbel in dieser Sache elektrisirte den Convent, elektrisirte die ganze französische Nation — fast keiner dieser losen Menschen, dieser constitutionellen Geistlichen wollte nun zurückbleiben." S. 111. — Die Altäre wurden allenthalben zerstört; die Sakristeien geplündert; den Kirchensammet vertrödelten die Juden — endlich in den leeren Kirchen brannte man große Feuer an, tanzte um sie, und verbrannte unter Hohn und Spott die Reliquien, das Hemd des heiligen Ludwig und anderes dergleichen — sogar die Gräber plünderte man und verschmolz die bleiernen Särge zu Kugeln. Bevor die heiligen Gefäße aber in die Münze wanderten, ward Spott und Frevel mit ihnen getrieben; aus den Abendmahlskelchen besoff man sich in Branntwein; in den Patenen trug man Haringe dazu auf — Leute aus dem Pöbel zogen die Priestergewänder an, und ritten auf Eseln in Hanswurstweise durch die Straßen, hielten vor den Schnappsladen, und ließen sich den Abendmahlskelch füllen. In Paris fand sich so einmal eine ganze Procession solcher frevler Hanswürste zusammen; an den Halstern führten sie neben sich andere Esel, die mit Crucifixen und dergleichen heiligen Geräthen beladen waren. So in einem Narrenaufzuge brachte man den Rest des Pariser Kirchensilbers, trunken und halbtrunken nach dem Convente, nach diesem ehrwürdigen Rathe der neuen Republik, und hielt hier in Knittelversen Narrenreden vor den Repräsentanten der großen Nation, die, seit sie existirt, an der Spitze der menschlichen Civilisation gestanden hat! — Danton, als er diese Pöbelhaftigkeit immer weiter hereinbrechen sah, hatte nun eine Ahnung davon, wo alle das, was er Großes pathetisch verlangt hatte für die Republik Frankreich, eigentlich in Hafen laufen werde — er ahnete, welchem Geschlechte er seine Ehre und seinen guten Namen zum Opfer gebracht hatte — die Sündengeneration, die er hervorgerufen, fing an, ihn selbst anzuekeln; er bekam einen Schauder vor den Kindern, die sein Geist mit der Chimära erzeugt hatte. Da laß er nun finster und finsterer und schaute eine Weile zu. Plötzlich erhob er sich — noch dachte er dem Scandal zu steuern — aber statt zu gehorchen, erbaten sich die Hanswürste in Meßgewändern von dem Convente die Erlaubniß, vor dem hohen Rathe Frankreichs eine Carmagnole tanzen zu dürfen — und der hohe Rath hielt es seiner Würde angemessen, die Erlaubniß zu ertheilen — ja! eine Anzahl der würdigen Repräsentanten Frankreichs verließen ihre Sitze, mischten sich in den Reigen und tanzten mit den Lumpenkerlen und den Huren, die in den Meßgewändern staken, selbst die Carmagnole. Und kaum war die Carmagnole zu Ende, so erschien eine Deputation der Municipalität; an ihrer Spitze der Freund des Anacharsis Cloots, Herr Anaragoras Jean Pierre Chaumette, Procureur de la Commune de Paris. Die Deputation brachte auf den Schultern einen Tragsessel herein, auf welchem ein liederliches Weib von der Oper saß, die Demoiselle Candeille, wohlgeschminkt, in einem himmelblauen Mantel mit der rothwollenen Jakobinermütze auf dem Kopfe, mit Eichenlaub bekränzt, mit der Pike, dem Symbol des Volksgottes oder Gottvolkes in der Hand. Um sie herum war eine Anzahl junger Weibspersonen ähnlicher Extraktion mit Tricolorebändern geschmückt — und Chaumette proklamirte im Convente laut Cloots'ens neue Religion, die Religion des werdenden, zu sich selbst kommenden Geistes, der Vernunft, und verlangte vom Convente, er solle sich erheben, und der Deputation nach der ehemaligen Cathedrale von Paris, nach der ehemaligen Kirche Unserer lieben Frauen folgen, um da eine Probe mitzumachen des neuen Gottesdienstes, der an die Stelle des Christenthumes zu treten habe. Der Präsident und die Secretäre gaben der geschminkten Repräsentantin der werdenden Gottheit einen Bruderkuß — sie stieg von ihrem Tragsessel und nahm neben dem Präsidenten Platz — und nachdem nun noch einige schöne theatralische Reden gewechselt worden waren, machten sich die würdigen Repräsentanten Frankreichs auf, und marschirten in Procession mit der hochgetragenen Repräsentantin des werdenden Gottes nach Notredame, alle die rothwollenen Nachtmützen auf den ehrwürdigen Häuptern, unter wehender Musik. Die geschminkte Repräsentantin des werdenden Gottes ward auf den Hochaltar, den man in dieser Kirche gelassen hatte, gehoben, und die Versammlung intonirte Chenier's Hymne an die Freiheit, die Gosse in Musik gesetzt hatte." S. 113.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. April 1842.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten von Dr. Heinrich Leo. Fünfter Band. Halle, Anton, 1842.

(Schluß.)

Robespierre erklärte sich inzwischen gegen die neue Sekte. Sein Tugendsystem verlangte den Rückhalt einer Religion, eines höchsten, die Thaten der Menschen richtenden Wesens, einer Vergeltung nach dem Tode, einer Unsterblichkeit. Da nun die Anbeter des peuple-Dieu sich nur selbst vergötterten, sich dadurch über jede Pflicht der Tugend hinwegsetzten und konsequent die Unsterblichkeit der Seele bestritten (wie unsere Hegelingen), so taugten sie nicht für Robespierre. Er entlarvte ihre innere Erbärmlichkeit und ließ sie köpfen. Auch bestimmte ihn noch ein anderer Grund. Cloots war ein Deutscher und schwärmte für die allgemeine Menschheit, nicht ausschließlich für Frankreich. Das ward ihm Robespierre vor, mit den einfachen Worten: ce baron prussien, qui est non pas l'orateur du peuple français, mais du genre humain. Alle die einfältigen deutschen Schwärmer, die sich wie Cloots hatten verleiten lassen, nach Paris zu gehen, um mit für die Freiheit zu arbeiten, fielen unter die Schneide dieser Phrase und wurden guillotinirt. Eine vortreffliche Lehre für alle die, welche allgemeines Völkerglück von Franzosen erwarten! Und doch hat diese Lehre nichts gefruchtet und nach der Julirevolution wimmelte es in Paris schon wieder von deutschen, polnischen und andern Schwärmern, die da wähnten, die Franzosen würden ihr eigenes Interesse über dem der allgemeinen Menschheit vergessen.

Folgende Nutzanwendung können wir wieder nicht theilen: „Uebrigens hatte mit Clootens Religion die französische Revolution wirklich ihre Akme erreicht gehabt. Diese Religion des werdenden Geistes, mit welcher Hand in Hand und als die Grundlage der Sittenlehre dieser Religion der Gedanke ging, daß wahrer Eigenthümer und Rechtsinhaber überhaupt nur der Staat sey, der dem Einzelnen sein Eigenthum und sein Recht zu nehmen und zu lassen, zu geben und zu schützen habe, mit einem Worte diese Religion Clootens und dazu des Buchhändler Moromo Rechts- und Eigenthumslehre — sie sind die Akme der französischen Revolution — die abstrakte Spitze, welche damals nicht ertragen ward, welche deßhalb auch in ihren Momenten nicht so breit und ausführlich entwickelt ward, um ihre völlige Leerheit und Unbrauchbarkeit praktisch eben so entschieden darzulegen, wie die Principe der übrigen Stufen der französischen Revolution; und so wird, wenn sich einmal in Europa ein ähnlicher Prozeß in Bewegung setzt, dieser wohl damit anzufangen haben, daß die Clootsische Religion in ihrer weiteren, formel philosophischen Entwicklung durch Strauß, Michelet und Ruge als geistige — und die Ansprüche der Proletarier auf ein agrarisches Gesetz, auf eine gemeinsame Eigenthums-Verwaltung als materielle Grundlage proklamirt werden." S. 139. Wir haben keinen Grund zu fürchten, daß je in Deutschland ein Bedürfniß nach solchen Neuerungen eintreten werde, oder daß sie auch nur, wie in Frankreich, als ein Extrem, dem andern entgegengesetzt, herbeigeführt werden könnten. Der Wahnsinn hat sich glücklicherweise nur im Papiere fortgepflanzt und in den philosophischen Hörsälen, wohin er freilich eben so wenig gehört, als ins praktische Leben, aus denen er aber doch mühelose vertrieben werden und wegdunsten wird.

Indem der Verfasser zur Geschichte Napoleons und der großen Kriege übergeht, faßt er wieder das Unglück, die Schande und die Erhebung Deutschlands aus dem würdigsten Gesichtspunkt auf. „Erziehung und von außen gebrachte Bildung können dem Anscheine nach einem Menschen oft einen seiner ursprünglichen Gemüthsrichtung sehr fern liegenden Typus geben; ist aber jene Gemüthsrichtung, ist das Angeborne, Gottgegebene in dem Charakter des Menschen wirklich von Bedeutung

Digitized by Google

und nicht durch eine tief in sein Wesen greifende Schuld seiner selbst gebrochen, oder durch eine ähnliche seiner Vorfahren geschwächt und herabgesetzt, so wird es sich doch in jeder wahren Noth, wo das unbesinnliche Handeln das Leben und dessen freie Bewegung als Preis davon trägt, herstellen, und durch alle anerzogene, fremdartige Bildung hindurchbrechen. Es ist wie wenn ein kräftiger Mann, der in seiner Jugend einen Volksdialekt gesprochen, nachdem er sich lange einer der Schriftsprache näher liegenden Ausdrucksweise zu eigen gemacht hat, plötzlich im Zorne oder in anderer unbesinnlicher Regung wieder in den Dialekt seiner Jugend fällt, und in diesem sich Luft macht. Wo nur überhaupt wahrer Charakter ist, da ist er ein unverwüstliches bis die Sünde ganz des Menschen Herr geworden. Wie es aber mit den Individuen ist, so auch mit den Völkern. Wo nur eine wahre Kraft, ein wahrer Charakter an ihnen war, da bricht er auch wieder hervor, gewaltig, ursprünglich, wo es die Noth heischt, stellt die ältesten, einfachsten Grundlagen seines charakteristischen Lebens von Neuem her, und beginnt das Leben des Volkes gewissermaßen mit der Kraft und Reinheit des ursprünglichsten Keimes in neuen Trieben. So haben wir in den alten, verschrankten Formen des Reiches, wie in den Gliedern eines abgelebten Leibes, die Pulsschläge des allgemeinen deutschen Lebens schwächer werden sehen, und unter den Wirkungen des sittlichen Gistes, welches die Franzosen in den verschiedenen einander folgenden Verträgen mit den deutschen Regierungen in Basel, Leoben, Lunwiler, im Reichsdeputationshauptschluße und in Wien und Preßburg durch moralische Herabwürdigung, durch Verwicklung in rechtsverachtende Handlungen ausgegossen hatten, war dieß allgemeine deutsche Leben fast erstorben. Wir haben gesehen, wie die sittliche Indignation über das Verhältniß, in welches man gekommen war, Preußen in den Krieg von 1806 trieb; — und wie äußerlich unglücklich dieser auch endete, für deutsches Leben und Wesen war der Friede von Tilsit doch ein Glück, denn er machte Preußen zugleich frei von der Theilnahme an dem letzten Zugreifen gegen die Mitstände im Reiche, tilgte fast allen Groll, den man im übrigen Deutschland schon in hohem Grade gefaßt hatte; und zugleich wies er auf die eigene, tüchtige, sittliche Kraft des Volkes; knüpfte ein neues sittliches Band fest zwischen Regierung und Unterthanen. Der Krieg im südlichen Deutschland aber ließ zuerst wieder des Volkes eigenste, älteste Art sich kräftig durchkämpfen. So wie Tirol in den Krieg hereingezogen, dann bald von Oesterreich seinen eignen Kräften überlassen war, sahen wir auch sich das Wesen des deutschen Volksheeres, des alten Heerbannes in herrlichster, glänzendster Weise entwickeln, und schon oben mußten wir der Aehnlichkeit mit dem Kampfe im Teutoburger Walde gedenken — mehr als einmal sahen wir gewissermaßen die Geister oder Ahnen wie aus tausendjährigem Verschluße in den Bergen hervordringen und die flatternden Fahnen der Landesfreiheit und des alten Rechts auf den Fürsten und in den Schluchten des Gebirges schwingen." S. 617. Vortrefflich! „Da wird es uns deutlich, daß die Noth ganzer Völker, so lange der alte Gott in ihnen noch nicht ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden, ein wunderbares Werkzeug ist seiner segnenden Hand. Sie ist von Zeit zu Zeit nothwendig, um alle eigenthümlichen Gesinnungen und Bildungen und Richtungen zu prüfen, die sich vorher in dem Uebermuthe ruhigeren, geschützteren Daseyns entwickelten; sie ist von Zeit zu Zeit nothwendig, um die leeren Sonderbarkeiten, die abgestorbenen, bindernden Bestandtheile auszuscheiden und die ächte, reine, aus sich selbst lebende Eigenthümlichkeit wieder zu bewähren, zu stärken, in das Recht ihrer herrschenden Stellung einzuweisen. Da verblassen und verblenden alle angelernten Manieren, und der ursprüngliche Charakter bricht mit neuer Kraft aus den Geburtswehen wie ein neugeborenes Kind hervor, damit sich das Leben des Volkes verjünge und einen neuen Anlauf nehme zu unverwüstlichem Daseyn. Erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören, wie das deutsche ist — einem Volke, was mit tapferem, keuschem Sinne zuerst sein Land in Besitz genommen und es in jeder so kommenden Noth und Verwirrung behauptet hat, weil es immer wieder flüchten konnte zu dem tapferen keuschen Sinne der Ahnen! — erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören, welches ein wahrer, ein geborener Adelsmann ist unter den Völkern dieser Erde! — erkennen wir das Glück und benedeien das Andenken der Vorfahren, die das Land mit ihrem Blute getränkt, um es uns und bei seiner alten Art zu erhalten! Möge uns nie etwas entsetzlicher erscheinen als das Unglück, das sittliche Unglück und der Fluch, der die Generation treffen müßte, die einmal das reine Erbe der Vater schmachvoll im Stiche gelassen hat — Auch die Väter allerdings haben gesündigt, wie ja auch der Gerechte täglich sündigt siebenmal — aber noch hat unser Volk aus jeder schmachvollen Lage sich wieder erhoben — und aus der schmachvollsten am glanzvollsten!"

Lyrische Dichtkunst.

Noch fünfzig Gedichte von Ph. E. Nathusius. Magdeburg, Heinrichshofen, 1841.

Auch in dieser kleinen Sammlung, wie in der frühern desselben Verfassers, finden sich wieder einige recht gute Sachen. So ist z. B. die Sage vom Birnbaum

Digitized by Google

auf dem Walselfelde bei Salzburg hier sehr gut, einfach und volksmäßig aufgefaßt.

Bei Salzburg auf dem Walserfeld
Da steht ein Birnenbaum,
Der ist, so geht die Sage,
Schon dreimal umgehauen. *

Doch dreimal aus der Wurzel
Ist neu er aufgeschossi,
Bis er mit Kron' und Aesten
Zum starken Baum ersprosst.

Nun steht er grau und dorre
Doch unvergänglich fest,
Und trägt durch Wind und Wetter
Gen Himmel seine Aest'.

Doch wann er bebt zu grünen,
Dann ist die Zeit nicht weit,
Und wann er Früchte tragen wird,
Dann bebet an die Zeit.

Dann kommt der alte Kaiser
Zu Tag nach langem Traum,
Und hänget seinen Wappenschild
An jenen alten Baum.

Und schallt mit seinem Schwerte
Daran an selber Statt,
Und Niemand wird es wissen,
Was es zu deuten hat.

Da wird ein Ringen werden,
Wo Alles läuft hinzu,
Bis daß das Blut vom Boden rinnt
Den Streitern in die Schuh.

Noch nie zuvor gesehen ist
So schrecklich eine Schlacht:
Da werden die bösen Menschen
Von den guten umgebracht.

Die meisten Dichtungen sind solche Volkssagen, wie sie Grimm gesammelt hat. Einige andere enthalten Erinnerungen an Italien und das klassische Alterthum. Hier eine Prode des Vorzüglichsten:

Der Schwan.

Mich hat Apollon erfüllt mit der Macht vollthönenden Einklangs,
Mit des ahnenden Schauns ewiger Melodie.
Darum ist mir der Mund mit unkühlichem Schweigen besiegelt;
Nicht in die Stimmen des Walds misch' ich gestügelten Ton,
Nicht in's Gezwitscher des Tags, den Verkehr selbstsüchtiger Reden,
Mir versagt sich der Laut jedes entweihenden Worts.
Stille Bahnen ziehend im rhythmischen Schwunge der Glieder,
Einsam rausch' ich dahin über die kräuselnde Fluth,
Ueber die silbernen Wellen des küstigen, leichtzertheilten
Elementes, der schwer hemmenden Erde entfernt;
Alles, was ich verschweige, gefaßt in meines gesammten
Wesens stillen Genuß, leg' ich als stummen Gesang.
Nur wenn der Abend senkt die himmlische Wimper, zu Zeiten
Ueber die ruhende See, lauschenden Nymphen gehört,
Gleitet aus tiefer Brust mir hervor ein schwingendes, leises
Lied weithin und verhallt in die unsterbliche Nacht.

Das Schönste aber unter den vorliegenden Gedichten ist wohl das vom Wein. So viel auch schon vom Wein gesungen worden, so darf sich dieses neue Lied doch neben die besten älteren stellen und ist zu dem schönen und berühmten Gedicht von Novalis ein würdiges Seitenstück:

In schwacher ungefüger Reben
Erwächst der edle Feuer-Wein,
Die rauh, doch mit sehnsücht'gem Streben,
Sich suchend rankt an allem Stein.

Zum Himmel scheinet sie erschaffen,
Die unablässig aufwärts ringt;
Und kann sich doch empor nicht raffen
Vom dürft'gen Halt, den sie umschlingt.

Geschnitten wird sie schon im Lenze,
Der jungen Lebenstrieb' entlaubt,
Daß ihr die würz'ge Thräne glänzend
Vom Auge rinnt am schweren Haupt.

Und von der Erde harrem Boden
Und von des Himmels flücht'gem Gruß,
Von seinen Thränen, seinem Odem
Saugt sie sich Nahrung und Genuß.

Im Nebel, der sie grau umstricket,
Im glühend heißen Sonnenstrahl,
Selbst vom Gewitterssturm entzücket,
Nährt sie von Trübsal sich zumal.

Doch ungestört im treuen Glauben
Wächst sie von ihm bei aller Kost
Und reifet still die süßen Trauben,
In denen sonnig schläft der Most.

* Das erste Mal im Interregnum, das zweite Mal im dreißigjährigen Krieg, das dritte Mal im Rheinbund.

Digitized by Google

Gedrängt, getreten muß er werden,
Sobald ihm süß die Wange schwillt,
Daß ihm das Herzblut zu der Erden
In Strömen aus dem Busen quillt.

Gepreßt auf seufzend scharfer Kelter,
Die nichts vergißet, was nur süß,
Gesperrt in enge dunkle Hälter,
In kaltes nächtliches Verließ;

Da muß er gähren, mächtig drängend
Nach Freiheit, die er nicht gewinnt,
Und ob er tühn die Fessel sprengend
Zum Theil am Boden hin verrinnt.

In strenger Haft — bis ruh'ger Wendung
Die süße Jugend ausgegährt,
Und sich zur köstlichen Vollendung
Die ungestüme Kraft verklärt.

So wird der Himmelstrank geboren,
Der alle ird'schen Wunden heilt,
Den Götter selber sich erkoren,
Daß ihre Seligkeit er theilt;

Voll reinen Geistes, kraft-geläutert,
Krystallen klar und stark und mild,
Der leicht zur Thatenkraft erheitert,
Mit hoher Freude Ernst erfüllt.

Und ein unsterblich junges Leben —
Wohin ihn das Geschick auch führt —
Ist eigen ihm hinfort gegeben,
Womit er, was ihm naht, berührt.

Und wenn das morsche Haus verwestet,
Von Alters ird'schem Zahn zernagt,
Daß er sich mälig von ihm löset:
Da steht er da aus Geistes-Macht.

Denn sieh'! aus seiner eignen Fülle,
Der Kraft, die er im Innern trägt,
Hat er geschaffen sich die Hülle
Krystallen glänzend, die ihn hegt.

Und sich veredelnd nur ohn' Ende,
Lebt fort und fort er unberührt,
Bis als der Gottheit heil'ge Spende
Als Geist zu Geist er schaffend wird.

Und du genießt mit leichtem Muthe
Den hochverklärten Göttersohn: —
Bei jedem Trunk in seinem Blute
Gedenk' an seine Müh' und Lohn.

Und strebe zum berauschten Dante
Wie er durch Kampf und Läuterung
Zum herb ernüchternd edlen Trunke
Zu werden, klar und ewig-jung.

Gewiß gehört Herr Nathusius zu den ausgezeichnetsten unter unsern neuern Lyrikern.

Naturkunde.

Anschauliche Belehrungen über die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwicklung. Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus von Dr. A. Rudolphi. Erster Band: Frühling. Zweiter Band: Sommer. Leipzig, Hinrichs, 1841.

An Naturgeschichten für die Jugend und das Volk fehlt es Gott sey Dank nicht, ja es gibt deren nur zu viele, indem geistlos ein Buch aus dem andern abgeschrieben wird. Es wird hierin beinah so viel gesündigt, wie in der Literatur der geographischen Hand- und Lehrbücher. Der erste beste Schulmeister schreibt aus zehn oder zwanzig schon vorhandenen Büchern ein neues zusammen, ohne eigenes Studium angewendet, ohne irgend eine Idee hineingebracht zu haben. — Von diesen Machwerken unterscheidet sich das vorliegende Werk zu seinem Vortheil. Es ist nach Monaten eingetheilt und bringt unter jedem Monat die Naturgegenstände zur Sprache, die demselben vorzugsweise angehören. Dieß ist eine sehr gut gewählte Orientirung. Wie das erste Veilchen im Frühling hervorkeimt, wird es beschrieben, wie die Schwalbe wiederkehrt, gleichfalls, wie die ersten Beeren und Früchte reifen, ebenfalls. Alles, was die Jahreszeit mit sich bringt, wird der Reihe nach erörtert und erklärt und das Buch folgt immer unmittelbar dem Entwicklungsgange der Natur selbst. Wo sich an die Festtage eigenthümliche Volkssitten, Aberglaube ꝛc. knüpfen, werden diese ebenfalls erklärt. Die Behandlung ist ganz populär, klar und faßlich. Daß an die naturgeschichtliche Beschreibung immer die Erörterung des praktischen Gebrauchs, den man von einer Pflanze, von einem Thier ꝛc. macht, angeknüpft und besonders hervorgehoben ist, erfordert der Zweck des Lehrbuchs. Doch ist darüber der Hauptzweck, humane Bildung zu verbreiten, nie vernachlässigt. In den einzelnen Naturbildern herrscht eine sinnreiche Auffassung und jene Liebe zum Gegenstande vor, ohne die man nie hoffen darf, den Gegenstand auch andern interessant zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. April 1842.

Naturkunde.

Ueber das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Von Hugi. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Herr Hugi hat die Gletscherwelt seit mehreren Jahrzehnten studirt, die Resultate seiner Studien aber der Welt noch nicht mittheilen wollen, da sie ihm noch nicht genügten. Nun haben ihn aber die Schriften Anderer über denselben Gegenstand, insbesondere das berühmte Werk von Agassiz, genöthigt, wenigstens einige Bemerkungen zu veröffentlichen. Er glaubt nämlich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Gletscherkunde noch nicht erschöpft sey, wie Manche vorgeben, daß auch die vielumfassende und scharfsinnige Untersuchung von Agassiz noch wesentliche Punkte unerörtert lasse, und daß man vielleicht in hundert Jahren damit noch nicht aufs Reine gekommen seyn werde. Er selbst theilt nur eine Menge neuer Beobachtungen mit, die zu weiterem Nachdenken auffordern, ohne sich einzubilden, den Gegenstand erschöpft zu haben. Die Bescheidenheit und Würde seiner Sprache ist eben so anziehend als der Inhalt seiner Mittheilungen.

Die Frage, welche die sogenannten erratischen Blöcke betrifft, so wie die ehemals außerordentlich große Ausdehnung der Gletscher, ist hier nur Nebensache. Was Hugi darüber gegen Agassiz sagt, findet man S. 8 ff. und S. 15. Die Hauptsache ist, daß Agassiz, so wie alle übrigen Erklärer der Gletscherbildung zu wenig oder vielmehr gar keine Rücksicht genommen haben auf das Verhältniß des Gletschers zur Atmosphäre und ihre beiderseitige lebendige Wechselwirkung.

Herr Hugi, der in Solothurn lebt, hat seit einer langen Reihe von Jahren die Alpenwelt mit ihren Gletschern und Firnen wiederholt und zu allen Jahreszeiten besucht, hat sich wochenlang im ewigen Eise aufgehalten, vielemal dieselben Gletscher überschritten, durchbrochen von allen Seiten, ist die höchsten Firnen oft hinaufgestiegen, das Finsteraarhorn, Schreckhorn, Eiger, Titlis ꝛc. und hat hierin alle bisherigen Alpenwanderer, Herrn Agassiz nicht ausgenommen, an Kühnheit und Ausdauer weit übertroffen. Da es ihm darum zu thun war, die Beschaffenheiten und Verwandlungen des Schnees und Eises in jeder Höhe, bei jeder Temperatur, zu jeder Jahreszeit wissenschaftlich zu bestimmen, so scheute er den strengsten Winter nicht und besuchte die furchtbaren Gletscher und Firnen des sogenannten Eismeers im Berner Oberlande, zwischen dem Schreckhorn und Finsteraarhorn im Anfang des Januars 1832, um wochenlang in dieser ungeheuren Höhe im härtesten Winterfrost wohnen zu bleiben und Untersuchungen anzustellen. Dabei hatte er die Genugthuung, zu finden, daß die alles überhüllende Schneedecke ihm Höhen zugänglich machten, die man im Sommer nie oder nur mit den größten Gefahren erreichen kann. Die kurze Schilderung dieser seiner Winterreise (von S. 17 an) ist höchst interessant. Herr Hugi begann am 4. Januar am untern Ende des Grindelwaldgletschers das Eis zu untersuchen und ließ aus der äußern Rinde, wie tief aus dem innern Kern Eiswürfel ausbauen. „Von der äußern oder Rindenmasse sowohl, als von der innern oder Kernmasse wurden nun Würfel gefagt und die Flächen nach dem Winkel gehobelt, so daß jeder Würfel aufs genauste einen Kubikfuß groß war. Diese Würfel wurden nun in freier Luft im Schatten auf Waagen mit Gewichten ins Gleichgewicht gebracht und fortwährend beobachtet. Der Würfel von der Kernmasse hatte 49 Pfund 2 Loth, der von der Rindenmasse dagegen 46 Pfund 17½ Loth. Den nächsten Morgen fand sich der zweite Würfel von der Rindenmasse um beinahe 13 Loth schwerer, bis zum Abend des gleichen Tages aber nahm er wieder um 12¼ Loth an Gewicht ab; und so wurde fortwährend während der Nacht sein Gewicht größer und am Tage wieder leichter;

Digitized by Google

jedoch minderte sich diese Zu- und Abnahme täglich, wie die Masse des Würfels überhaupt leichter und zugleich gröber wurde. Schon nach dem ersten Tage waren die gehobelten Flächen nicht mehr glatt, sondern rauh und knorrig geworden. Der Würfel von der Kernmasse dagegen verhielt sich anders: die erste Nacht hatte er an Gewicht weder zu- noch abgenommen, seine Flächen jedoch waren etwas rauher geworden. Die zweite Nacht nahm er an Gewicht nur wenig zu, am Tage aber mehr ab; am achten Tage verhielt er sich in Bezug auf Gewicht ganz wie der erstenwahnte Würfel sich anfangs verhielt; jedoch waren alle Flächen viel gröber geworden, und waren dann nicht nur sehr rauh, sondern mit knorrigen Auswüchsen besetzt. Während dieser Beobachtungen herrschte eine Kälte von 10° bis 12° R. In der Nacht war sie im Durchschnitte nur 2 bis 3 Grade stärker; die Luft war hell und trocken, vorzüglich über dem Gletscher. — Wenn ich kleinere Gletscherwürfel mit Sirup, Terpentin ꝛc. dicht überstrich (mit flüchtigen und fetten Substanzen konnte ich die Masse nie überziehen), und so die Affinität oder vielmehr die Wechselwirkung zwischen der Atmosphäre und der Gletschermasse aufhob, und dann die Masse auf der Waage ins Gewicht brachte, so nahm das Gewicht des Würfels weder zu noch ab, noch veränderten sich dessen Flächen auch nur im geringsten. Diese Versuche wurden mit möglichster Genauigkeit wiederholt. Zugleich schloß ich unten am Gletscher und dann später oben über dem Eismeere Gletscherstücke in Flaschen, an welche ich enge Röhrchen ankittete und das Ganze dann verkehrt ins Quecksilber stellte. Jedesmal fing dann das Quecksilber im Röhrchen zu steigen an und zwar so, daß es bis in die Flasche sich hob; die Luft in der Flasche wurde mithin von der Gletschermasse absorbirt. Nach einiger Zeit, jedoch nicht ganz abhängig vom Wechsel der Tageszeiten, sank das Quecksilber wieder, um dann später aufs Neue zu steigen; die Luftsorm wurde somit auch umgekehrt wieder von der Gletschermasse entbunden, oder, wenn wir wollen, erhalirt." Man erkennt schon aus dieser ersten Beobachtung, zu welchem Resultate alle folgenden hinzielen; sie weisen nämlich auf ein bestimmtes und höchst merkwürdiges Verhaltniß des Gletschers zur Atmosphäre.

Die im Gletschereis sich entwickelnden Luftblaschen sind eine nicht minder wichtige Erscheinung wie das Ab- und Zunehmen des Gewichts. „Wenn ich einzelne der größeren Blasen unter Quecksilber mit einer Nadel öffnete, stiegen sehr bestimmte Luftblaschen empor; wollte ich sie aber in mit Wasser gefüllten Flaschen auffangen, gingen sie schnell in Wasserform über, ohne als Gas zu erscheinen. Schmolz ich auch mehrere Zentner von äußerst blasigtem Gletschereis unter lauem Wasser, so zeigte sich auch nicht die geringste Spur von aufsteigendem Gase. Wenn ich dagegen größere Blasen unter Quecksilber öffnete, vom Gase entleerte, und dann die entleerten Zellen, mit atmosphärischer Luft gefüllt, unter Wasser schmolz, so stiegen die Luftblaschen aufs bestimmteste empor. Es erhibt sich daraus so viel, daß die Gletscherblasen nicht atmosphärische Luft enthalten, daß vielmehr ihr Inhalt mit der Gletschermasse in naher Beziehung, Verwandtschaft und Wechselwirkung stehe. Die atmosphärische Luft scheint eben darum, weil sie heterogen ist, absorbirt und von der absorbirenden Masse umgewandelt zu werden. Es gibt gar kein Gletschereis ohne jene Gasblasen, bald aber erscheinen sie dem unbewaffneten Auge nur als graue Pünktchen, bald als rundlichte, regelmäßig geordnete Zellen, die dann oft prismförmig sich aufspitzen, in die Länge ziehen und von dieser Prismenform an unbestimmt sich erweitern, welch letzteres vorzüglich der Fall ist, wenn die Temperatur steigt. — Mit angeführter Aenderung der Gletscherblaschen steht auch die Aenderung der Gletscherfarbe in wesentlicher, inniger Beziehung. Besucht man fortgesetzt täglich unter gleichen äußern Lichtverhältnissen ein bestimmtes Gletschergewölbe, eine Gletscherplatte u. s. w., so sieht man bald die dellblaue Farbe in eine dunklere, dann oft in das schönste Lasur und endlich in das Meergrüne übergehen, welches dann allmahlig wieder in das Hellblaue sich wandelt. Bei kalten Nachten und warmen Tagen, oder bei haufiger Wechselung der Temperatur folgt diese Farbenänderung rascher und viel bestimmter. Das Meer, welches man mit Recht das große Kanaleon nennt, durchlauft fast taglich die gleiche Farbenfolge, und unwiderlegbare Thatsachen beweisen, daß diese Aenderung dort durch sich entwickelnde Luftblaschen bedingt werde. Auch der Farbenanderung der Atmosphäre möchten analoge Veränderungen zu Grunde liegen."

Wir folgen dem Verfasser nun aus dem Grindelwaldthal empor in das Eismeer. Er nahm bewährte Führer mit, Holz, Speise und Trank auf mehrere Wochen und alles zu seinen Untersuchungen Erforderliche. Eine solche Wintereise war segar den Aelplern selbst etwas so Neues, daß ein Paar der Führer kaum ihren jammernden Weibern mit Müh entkommen konnten, um die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. „Der Weg führt bekanntlich über ein schmales Felsenband den Flühen entlang empor; an einigen Stellen ist es kaum 3 Fuß breit, an andern 4, breiter selten. Wahrend links die schauerlichen Felsgestalten des Mettenbergs von 1000 bis 2000 und noch mehr Fuß bald senkrecht über den Pfad emporsteigen, bald aber in grausen Massen sturzdrohend über selben heraushängen oder in klippichte Schluchten zerreißen, senkt der Saum des Weges rechts anfangs in wilder Halde und weiter oben in senkrechten Flühen unmittelbar unter den Füßen in die wildesten

Digitized by Google

Abgründe, durch welche in schwindlichter Tiefe unter des Wanderers Füßen der schrecklich zerrissene Gletscher zu Thal steigt, bald über Felsen bricht und dann wieder mit tausend Thurmgestalten sich sammelt. Im Sommer sintert über die Flüdgestalten des Mettenberg oder durch seine hängenden Runse eine Menge Quellen herab auf den Weg; an andern Orten dagegen stürzen, vorzüglich bei nassem Wetter, Bäche auf den Pfad, wie der Keßibach u. s. w. oder in stäubenden Bogenlinien über selben hinaus in den Abgrund. Es herrscht dann in dieser wildschönen Natur ein fortwährendes Schäumen und Toben; jetzt aber herrschte die ängstliche Stille einer ausgestorbenen Welt, kein Leben, kein Laut gab sich kund. Die sonst sanft über die Felsen sinternden oder wild stäubenden Quellen und Bäche hingen jetzt erstarrt als neue Bergeslasten in den Abgrund, oder sie stellten sich unten mit kolossalem wellenförmigen Fuße auf den wilden Gletscher und thürmten auch über dem Wege zu Höhen sich auf, welche das Auge nicht zu erreichen vermochte. An manchen Stellen war die Eiskruste der senkrechten Felswande so mächtig, daß sie weit über die Stelle hinaus hing, wo sonst der Pfad sich wand und unmittelbar in den Abgrund sich senkte; allenthalben aber hatten Schnee und Eis sich so an die Felsen gelehnt, daß wir statt des Weges eine schief in den Abgrund hängende Eisfläche zurücklegen hatten; nicht zu gedenken der unzähligen Eispyramiden, hinter welchen wir uns emporarbeiten mußten. An einer Stelle mußten wir ein Loch durch einen ungeheuern Eisthurm hauen, durch welches die Karavane kroch; bei unserer Rückkunft war es wieder so geschlossen, daß auch keine Katze durchgekommen wäre. Weiter oben war die Eisfüh zu mächtig, als daß man sich hätte durchhauen können; es wurden daher nun in die senkrechte Masse Löcher zum Angreifen für Hande und Füße eingehauen, und so kamen wir, wie die Mauerspechte, an senkrechter Wand über die Abgründe, aus welchen mehrere hundert Fuß tief der zerrissene Gletscher heraufgähnte. Senkrecht über uns hingen unzählige Eispyramiden verkehrt mit sturzdrohenden Spitzen herab. Bis wir diese Stellen besiegt hatten, waren die Holzträger dreimal mit Bürden von der tiefern Waldregion bis hieher gekommen. Um halb 4 Uhr endlich kam ich über den Eismeer in der Gegend an, wo, nach meiner Meinung, die Hütte von Stieregg seyn mußte. Bald stieg auch Zemp empor; die übrigen waren von der Arbeit so erschöpft, daß einige ohne ihre Bürden sich heranschleppten und Roth, der Fluhmensch, unten auf dem Eismeere liegen blieb; mit keiner Gewalt war er weiter zu treiben; bewegungslos lag er bei außerordentlich zunehmender Kälte auf dem Eise, bis endlich eine Menge eingegossenen Kirschengeistes ihn so weit ermunterte, daß er hinaufgeführt werden konnte.

Unterdessen suchten wir die Hütte auf, welche endlich eine etwas erhöhte Schneestelle verrieth. Wir arbeiteten in die Tiefe. Lange wars Nacht, als wir das Dach fanden; nun aber ging es an der Hütte schnell abwärts in die Tiefe, wir machten die Thüre frei, kehrten ein mit hoher Freude und erschlugen 7 Alpenmause, während wohl über 20 die Flucht ergriffen und nicht geneigt schienen, ihren unterirdischen Palast uns streitig zu machen. Diese gelbgrauen Thierchen hatten ohne Schwanz 5, mit Schwanz beinahe 9 Zoll Länge. Sie waren ungemein schlank, die Hintersüße im Verhältnisse außerordentlich lang; Schwanz und Ohren durchaus nackt, und die letzteren auffallend durchscheinend. Das Thier scheint mir durchaus unbekannt, wenigstens in keiner Sammlung. Gruner bemerkt, daß eine eigene Alpenmaus um jene Gletscher vorkommen soll. Ich beobachtete sie früher auf dem höchsten Kamme der Strahleck und wieder in den höheren Flühen des Schreckhornes, auch auf dem Finsteraarhorn in einer Höhe von 12,000 Fuß. Die Schafhirten vom Zäsenberg behaupten, daß sie auf dem Horn des Grünwengen häufig sich finde. Sie scheinen also im Winter gegen die tieferen Regionen der Eismeere herabzukommen. — Ich ließ sie gefrieren, that sie später, um sie in diesem Zustande bis Solothurn zu erhalten, in Grindelwald vors Fenster; während der Reise aufs Faulhorn aber kamen sie leider durch Katzen oder eine boshafte Magd abhanden."

Von dieser Hütte aus stellte nun Herr Hugi seine täglichen Wanderungen und Untersuchungen an. Er fand die Gewichtsabnahme und Ausdehnungszunahme des Gletschereises bei wachsender Kälte viel bedeutender, als unten im Thale. „Es scheint diesen und den früheren Versuchen zufolge bei den Gletschermassen ein eigenthümlicher, mit den Tageszeiten wesentlich verbundener Rhythmus stattzufinden. Während der Nacht vorzugsweise saugt der Gletscher ein, er inhalirt und verwandelt atmosphärische Stoffe; während des Tages dagegen dunstet er aus, exhalirt, wird leichter, und damit ist auffallend auch die Ausdehnung, die Vermehrung des Volumen und mit dieser die innere Entwicklung verbunden." Sehr merkwürdig ist auch der Geschmack des Gletschereises: „Das Gletschereis ist bekanntlich für den Geschmack scharf, zusammenziehend, Durst und bei Vielen Durchfall erregend, so daß der Gletscherwanderer, wie der Seefahrer, Trinkwasser mitzunehmen pflegt. Mehr als 20 Jahre nach der Reise der Herren Meier fand ich in ihrem Nachtlager hinter dem Finsteraarhorn mehreres Eisengeräthe von ihrem damaligen Nachlasse ganz ohne Rost. Das gleiche hat man längst auf dem Glockner und Ortler beobachtet. Eisen, das ich bei meiner Hütte auf dem Unteraargletscher unmittelbar auf das Gletschereis that, zeigte sich nach 5 Jahren nicht oxydirt.

Digitized by Google

Dagegen waren Korkholz und andere nicht oxydirbare Substanzen mit einer weißen gewasserstofften Kruste überzogen. Der Gletscher scheint in diesen Hochregionen den Sauerstoff begieriger zu absorbiren, als es sonst leicht oxydirbare Substanzen im Stande sind. Dr. Salchli verfertigte im Anfang des vorigen Jahrhunderts einen Gletschersspiritus, den der berühmte Langhans verbesserte, und welchem der große Haller nicht nur ein günstiges Zeugniß gab, sondern auch eine Menge von auffallenden Wirkungen desselben bei schweren Krankheiten anführt. Dieser Spiritus, den Langhans am Gletscher und unmittelbar aus ihm bereitete, kam in ungemeinen Ruf, unter seinen Nachfolgern aber verlor er jeden Kredit, vermuthlich weil sie ihn nicht aus dem Eise selbst bereiteten, sondern das Gletscherwasser nach Bern, Zürich u. s. w. kommen ließen, und dort aus ihm einen Geist oder Stoff ziehen wollten, der nicht mehr in ihm war."

Indeß wagt der Verfasser über das Resultat seiner Forschungen sich nur hypothetisch auszudrücken. „Die Behauptung könnte vielleicht zu gewagt erscheinen, hypothetisch ist sie auf jeden Fall noch, daß die ewigen Eisgebilde unserer Hochalpen nicht nur atmosphärische Luft absorbiren, sondern auch in ihrem Innern entsauern und entsäuert rhythmisch wieder zur Ausgleichung der Atmosphäre übergeben."

Gelegentlich widerlegt der Verfasser die Sage, daß man noch im Jahr 1578 von Wallis aus über das Eismeer einen offnen Weg nach Grindelwald gehabt habe. Er weist nach, daß die ganze Sage aus einem Mißverständniß entsprungen ist. Im Kirchenbuch von Grindelwald wird gesagt, es sey einem Joder im Weng von Wallis ein Kind getauft worden; aber das heißt: einem aus Wallis gebürtigen, aber im Weng (bei Grindelwald) wohnenden Manne; denn in ganz Wallis gibt es kein Weng. Auch weist Herr Hugi weiter nach, daß gerade im Jahr 1578 und den vorhergehenden Jahren so harte Winter gewesen seyen, daß an einen offnen Weg über das Eismeer nicht im Traum gedacht werden könne.

Auf einem seiner Ausflüge im Eismeer verirrte der Verfasser mit seinen acht Gefährten und fand nur unter unsäglichen Mühen um Mitternacht den Rückweg zur Hütte. Auch in das Innere der Gletscher ließ er sich durch die Spalten hinab, einmal 161 Fuß tief. Das Merkwürdigste im Inneren des Eises war ihm die höchst empfindliche Kalte des Luftzugs, während doch der Thermometer einen weit geringeren Kältegrad anzeigte, als in der obern Luft. Wenn Herr Hugi wieder herauskam, glaubte er in ein warmes Zimmer versetzt zu seyn, obgleich die Kalte der oberen Luft wirklich weit größer war, als die unten im Gletscher.

Dreizehn Tage blieb Herr Hugi auf dem Eismeer, bis Thauluft ihn hinabtrieb, aber schon zwei Tage später, immer noch im Jenner, bestieg er das Faulhorn und hielt sich auch hier mehrere Tage auf.

An diese gewiß sehr anziehende Reiseschilderung schließt sich eine Untersuchung über den Schnee der Firnen, aus dem ursprünglich alles Gletschereis entsteht. Der Schnee in den hohen Regionen ist nicht flockig, wie in den Tiefen, sondern kleinkörnig und trocken, schmilzt daher auch schwer und scheint mehr zu verdunsten als zu Wasser zu werden. Seine große Masse geht aber durch einen eigenthümlichen Umbildungsprozeß in das Gletschereis über und bedingt dasselbe. Jeder tiefe Schneefall auf den Hochalpen hat in einer bestimmten Reihenfolge von Jahren eine Vergrößerung der Gletscher zur Folge. Hugi hat den Schnee in allen Stadien verfolgt. Bei 10—14.000 Fuß Höhe ist der Schnee nur in Nadel- oder feinster Kornform, als Staubschnee oder Rieſel zu sehen. Je tiefer hinab, um so dicker werden die Körner. „Untersuchen wir den Firn zwischen 9000 und 10.000 Fuß Meereshöhe, so verschwindet schon etwas das weiße Ansehen der Masse, die einzelnen Körner spielen schon etwas ins Bläulichte, sind viel bestimmter flachig und die innere Kern-, wie die äußere Rindenmasse, auch im aufgelockerten Zustande, sich ziemlich gleich; ferner kann es keinem Forscher entgehen, daß die Körner nun schon bedeutend größer sind. Noch größer werden die Körner, wie man sich abwärts der Firnlinie nahert; zugleich haben sie schon bestimmte Flachen und Kanten, das heißt im aufgelockerten Zustande; sie spielen bestimmt schon ins Bläulichte, lockern sich in gewöhnlicher Temperatur schwer auseinander, und dann ist eine Kern- und Rindenmasse kaum mehr, auch mikroskopisch nicht, zu unterscheiden. Endlich geht zwischen 7600—8000 Fuß Meereshöhe der Firn in Gletscher über; jeder Unterschied zwischen Kern- und Rindenmasse ist verschwunden, die Körner schließen in bestimmten Flächen zusammen und sie selbst sind bedeutend größer geworden. Auf dem Gletscher schmilzt jedes Jahr der Schnee rein weg, es erzeugen sich keine neue Schichten über den alten, und jedes Wachsthum erfolgt nur durch Ausdunstung und Absorption atmosphärischer Stoffe. Auf dem Firne dagegen oder bei 8000 Fuß Höhe schmilzt der jährliche Schnee selten ganz weg und jedes Jahr erzeugt aus seinem Schnee eine neue Schichte. Der Firn würde daher sich ungeheuer anhäufen, wenn die Ganzmasse nicht durch fortwährende Entwicklung ihrer Körner sich fortwährend so stark abwärts schöbe."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. April 1842.

Geschichte.

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Von Dr. C. Gervais, Privatdocent in Königsberg. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1841.

Indem Stenzel die Geschichte der salischen, v. Raumer die der schwäbischen Kaiser ausführlich beschrieb, blieb zwischen beiden noch eine Lücke übrig, das Leben der sächsischen Kaiser Lothar. Diese Lücke hat nun Herr Gervais ausgefüllt. Da aber die Wirksamkeit Lothars noch tief in die Regierungszeit des letzten Saliers eingreift, so hat er mit Recht das Leben dieses Kaisers, Heinrichs V., mit dem Lothars verbunden und im vorliegenden ersten Bande dargestellt.

Jene Zeit war eine der wichtigsten für die Entwicklung und Gestaltung des deutschen Staatslebens. Seit Karl dem Großen war gegründete Hoffnung vorhanden, daß alle deutschen Stämme in einem Staate vereinigt, die herrschende Nation in Europa seyn und bleiben würden. Aber in dem Zeitpunkt, von dem hier die Rede ist, wurde diese Hoffnung für die nächst folgenden sieben Jahrhunderte wieder vereitelt. Bis dahin huldigte man in Deutschland der Idee der Nationaleinheit und ihrem sichtbaren Ausdruck, dem Kaiser. Von da an huldigte man ihr nicht mehr. Nach außen wurden die deutschen Nationalinteressen vernachlässigt, verrathen, verkauft und den italienischen und französischen untergeordnet. Nach innen wurden die großen deutschen Gesammtinteressen dem kleinen Interesse einzelner Stände, Gemeinden und Familien aufgeopfert. Zu diesem Resultate war man schon vor der Hohenstaufenzeit gelangt, daher die Bemühungen dieses unsterblichen Heldengeschlechts, die Kaiserkrone wieder zu Ehren zu bringen und der deutschen Nation ihr großes Uebergewicht über die andern europäischen Nationen zu erhalten, nothwendig scheitern mußten.

Der Papst hatte ein dringendes Interesse, den deutschen Kaiser so viel als möglich zu schwächen, um durch ihn nicht in der Ausübung seiner hierarchischen Gewalt gehemmt zu werden. Beruhte nun des Kaisers Ansehen vorzugsweise auf der Einheit und Kraft der deutschen Nation, so lag es natürlicherweise auch im Interesse der römischen Politik, beständig Zwietracht unter den Deutschen zu unterhalten und die Kraft der Nation durch Theilungen zu schwächen. — Frankreich hatte ganz dasselbe Interesse. Als der schwächere Staat neben dem stärkeren mußte ihm alles daran liegen, diesen seinen starken Nachbar durch Theilungen zu schwächen und wo möglich sogar zu berauben und sich selbst auf seine Kosten zu vergrößern.

Da dieß nothwendigerweise die Politik der nicht deutschen Nachbarmächte seyn mußte, so hätte es folgerecht auch die Politik der deutschen Nation seyn müssen, ihren Kaiser nicht aufzugeben, ihre Einheit nicht aufzulösen, den verderblichen Intriguen des Auslandes keinen Einfluß zu gestatten. Aber die deutsche Nation hatte damals gar keine Politik, hatte kein Selbstbewußtseyn und kein Selbstgefühl. Sie ließ ihren Kaiser im Stich und diente den Particularinteressen, die sich mehr oder weniger dem ausländischen Einfluß verkauften. Von den Interessen und Rechten der Nation war nie die Rede. Wenn die Kaiser diesen Ton anschlugen, sagte man, sie wollen des Reichs Vortheil und Ehre nur als Deckmantel für ihr Familieninteresse brauchen; und wenn die Stände von den Rechten der Nation sprachen, verstanden sie darunter fast immer nur die Privilegien der Einzelnen. Aus diesem erbärmlichen Treiben bestand Jahrhundertlang das, was man die deutsche Geschichte nennt. Eine nie verjährende Verschwörung untreuer deutscher Reichsstände mit dem Ausland vereitelte alle edeln Bestrebungen der Kaiser

Digitized by Google

und ließ die großartigsten Charaktere schmachvoll zu Grunde gehen.

Heinrich V. hatte manche Schattenseite, aber die Nation kann ihm nicht vorwerfen, daß er nicht ihre Einheit, ihre Machtfülle nach innen wie nach außen hätte erhalten, daß er nicht ihre großen Interessen redlich hätte wahren wollen. Vom nationalen Standpunkt aus muß man seine Politik billigen, die Kraft und Klugheit, mit der er sie selbst unter den schwierigsten Umständen handhabte, bewundern und das Mißlingen derselben, die Schwächung und Entwürdigung der deutschen Kaiserkrone tief beklagen. Er wollte nicht dulden, daß Diener des Reichs sich zu unumschränkten Herrn aufwürfen, daß das große Ganze in kleine unter sich heterogene Theile zerfiele, daß seine Beamten, die ihm und dem Reich Gehorsam schuldig waren, mit dem Ausland sich zum Verderben des Reichs verschworen. Das nicht zu dulden, war seine Pflicht. Aber die untreuen Reichsbeamten setzten mit Hülfe des Papstes und Frankreichs ihre egoistischen Zwecke trotz des Kaisers und auf Kosten des Reichs durch, weil die Nation über ihre wahren Interessen nicht aufgeklärt war und den Kaiser nicht gehörig unterstützte. Die verschwornen Herzoge, Landgrafen, Markgrafen und Grafen schrieben ihrem Herrn, dem Kaiser, als Rebellen Gesetze vor und zwangen ihn, jede Willkür, die sie übten, zu dulden. Und mit ihnen und Frankreich einverstanden zwang zu gleicher Zeit der Papst dem unglücklichen Kaiser alle Rechte ab, die ihm damals beliebte, zu Gunsten der Kirche der Staatsgewalt zu entziehen. Das berüchtigte Wormser Konkordat, welches Heinrich V. im Jahr 1122 unterzeichnen mußte, ist die Grundlage für alle Demüthigungen und Leiden, welche die große deutsche Nation später erlitten hat. Damals zuerst wurden die deutschen Nationalinteressen an Rom und Frankreich verrathen und verkauft, und zwar von den Deutschen selbst. Es geschah alles, was Rom und Frankreich wollte, um Deutschland zu schwächen und zu verderben, und es geschah nichts von dem, was der Kaiser wollte, um Deutschland zu stärken und seine Zukunft zu sichern.

Nachdem der Kaiser durch seiner Reichsbeamten Verrath ein Spott der Italiener und Franzosen geworden, bot sich ihm eine Gelegenheit dar, alles wieder gut zu machen und alle germanischen Elemente in Europa zu vereinigen, denen dann die welschen und slavischen Elemente auf keine Weise mehr hatten widerstehen können. Als Gemahl der englischen Mathilde erbielt er nach dem Tode ihrer Brüder Anwartschaft auf die Erbfolge in England. Aber von welchem großen Werth es für Deutschland gewesen ware, durch diese Verbindung mit England Frankreichs wachsende Anmaßungen einzuschranken, der Kaiser fand überall verschlossene Köpfe, Herzen, Fäuste und Beutel. Alles wetteiferte in Deutschland, ihn auch in dieser großen Angelegenheit im Stich zu lassen und in Rom und Paris durfte man sich auf Kosten Deutschlands lustig machen.

Dieß ist nun der traurige Inhalt der etwa zwanzigjährigen Regierung Kaiser Heinrichs. Wir haben diese Begebenheiten aus dem nationalen Gesichtspunkt ansehen zu müssen geglaubt, und das ist nun freilich ein Gesichtspunkt, den man in Deutschland niemals wahlen sollte. Herr Gervais selbst ist auch weit davon entfernt, einen so unbequemen Gesichtspunkt zu wahlen. Er geht vielmehr davon aus, daß die Aristokratie der Reichsbeamten nicht bloß de facto, sondern auch de jure bestanden habe, daß die Rechte dieser Aristokratie die unerschütterliche Grundlage des politischen Gebäudes, deutsches Reich genannt, gebildet hätten, und daß mithin der Kaiser im Unrecht gewesen sey. Es ist ein außerordentlich charakteristisches Einverständniß unter fast allen deutschen Geschichtschreibern, immer das als Recht anzuerkennen, was die deutschen Nationalinteressen gefährdete, und besonders immer die Verbindung ungetreuer Deutschen mit dem Ausland gegen das eigene Vaterland zu beschönigen oder wenigstens gar kein Arg darin sehen zu wollen.

Das Werk ist übrigens mit dem größten Fleiß ausgeführt und hellt die dunkle Zeit zu voller Klarheit auf. Dafür danken wir dem Verfasser, wenn wir auch seinen Rechtsansichten nicht beipflichten.

Naturkunde.

Ueber das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Von Hugi. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

(Schluß.)

„Unter der Firnlinie lockern sich in gewöhnlicher Temperatur die Körner des Gletschers nicht mehr auseinander; in kleinen Massen aber einem warmen Winde oder hoher Temperatur ausgesetzt, zerfällt die Gletschermasse in Körner, die etwa 3—4 Linien Durchmesser haben. Eine halbe Stunde abwarts sind die einzelnen Körner schon nußgroß und am Ausgange langer Gletscher erreichen sie oft beinahe die Größe eines Hühnereies. Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß die Rindenmasse der Firnkörner unter dem Einflusse der Temperatur durch fortwährende Trankung und Ausdunstung allmählig der Kernmasse gleich wird, und dann so durch fortschreitende Entwicklung im Herabsteigen die Firnkörner zu Gletscherkörnern sich wandeln; daß aber auch diese letzteren sich fortwahrend entwickeln, bis sie eine bestimmte Bildung

Digitized by Google

erreicht, und dann ihrer Auflöſung entgegendrücken. Die Firnlinie iſt nach obigem die Höhenlinie, bei welcher über dem Gletſcher der jährliche Schnee nicht mehr ganz wegſchmilzt. Dieſe Linie iſt in ihrer Höhe viel beſtimmter als die ſogenannte Schneelinie, weil auf dieſe das verſchiedene Terrain des Bodens, die Felsarten, die verſchiedene Lage, die Vegetation u. ſ. w. einen großen Einfluß ausüben, was bei der Firnlinie nie der Fall iſt." Eine der werthvollſten Unterſuchungen.

Es folgen nun weitere Erörterungen, betreffend das Wachsthum der Gletſcher nach allen Dimenſionen und vermöge einer innern Thätigkeit, die von einem mechaniſchen Vorſchieben der ganzen Maſſe durch Druck ſehr verſchieden iſt. Herr Hugi verſteht darunter „eine innere Entwicklung durch fortwährende atmoſphäriſche Tränkung und Temperaturwechſel." Damit iſt aber wieder nicht bloß ein mechaniſches Frieren und Aufthauen (nach Agaſſiz), ſondern ein weit kunſtreicherer und lebendigerer Prozeß des Er- und Inhalirens gemeint. Agaſſiz nimmt an, die Wärme lockere die Firn- und Gletſcherkörner auseinander, wobei die Haarſpalten ſichtbar werden, das Waſſer ſickere dann mechaniſch ein, wandle ſich bei geringſter Kälte in Eis, dehne ſich aus und ſo auch, da es alle Fugen durchdringt, den Gletſcher. Aus dieſem erſten ſchon von Scheuchzer aufgeſtellten Grundſatze werden dann mehr oder weniger alle Erſcheinungen der Firn- und Gletſcherwelt erklärt; allein mir ſcheint die Sache zu einſeitig und mechaniſch aufgefaßt. Im Innern der Firn- wie der Gletſchermaſſe herrſcht fortwährend, bei allen Tages- wie Jahreszeiten, eine Temperatur, die unveränderlich ¼ Grad unter 0 ſteht, und die Maſſe iſt ſo kompakt, daß kein Waſſer als ſolches mechaniſch einzudringen vermöchte. Wenn es aber auch einſickern könnte, würde es bald in Eis ſich wandeln, oder, wenn es eine höhere Temperatur hätte, das Eis ſchmelzen; in beiden Fällen aber wäre die Wirkung nur auf die äußere Oberfläche beſchränkt. Im Innern der ungeheuren Maſſe könnte bei fortwährend gleicher Temperatur, wie ſie erwieſen iſt, weder Kontraktion noch Expanſion erfolgen. Es iſt aber unmöglich, daß beim Gletſcher eine Kruſte von wenigen Zollen und beim Firne von einigen Fußen auf die ungeheure Innenmaſſe zu wirken im Stande wäre, und wäre ſie es, ſo könnte ſie nur allenfalls das Zerreißen des innern Gletſchers, nicht aber die Ausdehnung durch die ganze Körnermaſſe bewirken. — Ich ſetze als Thatſache voraus, daß der Gletſcher ausdünſte, das heißt, luftige Formen an die Atmoſphäre abgebe (was allgemein anerkannt wird) und wieder aus der Atmoſphäre andere Stoffe abſorbire (was obige Verſuche beweiſen). Die abſorbirten Stoffe mögen luft- oder dunſtförmig ſeyn, das thut hier nichts zur Sache. Ferner verwerfe ich jede bloß mechaniſche Infiltration. Es findet eine wirkliche Abſorption ſtatt, welche aber ohne entgegengeſetzte Exhalation (Ausdünſtung) zur Unmöglichkeit würde; nur durch dieſe wird jene und durch jene dieſe bedingt. Bei einer einzigen dieſer Funktionen, z. B. bei der Abſorption, würde bald eine gänzliche Ausgleichung, eine Aufhebung der Gegenſätze, eine Abſtumpfung und Unempfänglichkeit zwiſchen Gletſcher und Atmoſphäre erfolgt ſeyn, und es könnte bloß mechaniſche Infiltration ſtattfinden. Nicht dadurch mithin, daß das ewige Eisgebilde, wie alles Eis überhaupt, als ſtöchiometriſche Ganzmaſſe bloß mechaniſch ſeine Form ändert und im gleichen Mengeverhältniß der Beſtandtheile in die Luftform übergeht, ſondern dadurch, daß beſtimmte, z. B. durch die Eisbildung entſäuerte und dadurch außer Verbindung gebrachte Stoffe in die Atmoſphäre tendiren, in ſelbe übergeben und in ihr ſich ausgleichen — nur dadurch erwacht der Gegenſatz zwiſchen Gletſcher und Atmoſphäre aufs Neue in polarer Richtung wieder. — Gewiß erſtreckt ſich das unmittelbare atmoſphäriſche Wirken in mechaniſcher Beziehung nicht weit in das Innere der Maſſe, und nur die Rindenmaſſe ſteht mit der Atmoſphäre in unmittelbarer Wechſelwirkung und in gegenſeitig-rhythmiſcher, durch die entgegengeſetzte Temperatur bedingter Ausgleichung; allein iſt die Außenmaſſe des Firns oder Gletſchers durch die Ausdünſtung, durch die Erhalation vom Plus- in den Minus-Zuſtand übergegangen, oder iſt durch Erhalation eines geſäuerten luftförmigen Beſtandtheiles die Außenfläche mit der tieferen Maſſe different, mithin polariſch geworden, ſo muß nothwendig zwiſchen der erſten und der zweiten Gletſcherſchichte ebenfalls eine Ausgleichung erfolgen, wodurch z. B. die mehr geſäuerte etwas entſäuert, die weniger geſäuerte dagegen ſo lange geſäuert wird, bis beide wieder indifferent ſind, oder ſich ausgeglichen haben. Dieſe Wirkung muß, freilich mit immerwährender Energie, bis in die Innenmaſſe ſich erſtrecken. — Nach dieſer Anſicht nur erhält die allmählige Entwicklung der Gletſcherkörner, die man den Zellen des Pflanzenſtammes analog ſich denken könnte, Sinn und Bedeutung; nur ſo wird die Spannung zwiſchen den Schichten, das Reißen der Schründe, das Ausgeſchobenwerden fremder Körper, das Emporwachſen der Schuttmaſſe, werden die meiſten der unzähligen Erſcheinungen im Gebiete der Gletſcherwelt klar; nur nach dieſer Anſicht läßt ſich das Vorgeſchobenwerden und das innere Wachſen der ganzen Gletſchermaſſe erklären."

Dieß iſt der weſentliche Inhalt der kleinen Schrift, welche kein Naturfreund ohne das wärmſte Intereſſe leſen wird. Auf das größere unlängſt erſchienene naturphiloſophiſche Werk Herrn Hugis werden wir in unſern nächſten Blättern zurückkommen.

Digitized by Google

Rechtslehre.

Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts von Dr. K. H. v. Gros, Geh. Rath ꝛc. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaſcher Verlag, 1841. Sechste Auflage.

Dieſes mit ſeltner Klarheit geſchriebene Werk iſt zwar urſprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademiſche Vorleſungen, eignet ſich aber in vorzüglichem Grade zur Privatlektüre. Jeder Gebildete kann ſich daraus über die wichtigſten Fragen, auf die es in der Rechtslehre ankommt, auf die einfachſte und kürzeſte Weiſe belehren.

Das Naturrecht unterſcheidet ſich von der Moral, von der Politik, von der poſitiven Rechtslehre. Es hat nicht wie die Moral mit der Geſinnnng, ſondern nur mit den Handlungen zu thun. Es hat nicht wie die Politik mit den Mitteln zur Erreichung des Staatszwecks, ſondern nur mit der Beſtimmung eines vernunftgemäßen Staatszwecks zu thun. Es hat endlich nicht mit hiſtoriſchen und faktiſchen Geſetzen und Rechten, ſondern nur mit einem Ideale oder einer allgemeinen Norm zu thun.

Der Verf. geht nicht vom göttlichen Recht, ſondern vom Geſellſchaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Intereſſe der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß ſie vernünftigerweiſe nie etwas anders ſeyn können, als der Ausdruck des Geſammtwillens, und daß ſie keinen andern Zweck haben können, als das allgemeine Beſte.

In der Durchführung dieſes Grundgedankens bewährt der Verfaſſer großen Scharfſinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Beſten feſt und weiſt alle weitere einſeitige Anforderungen an das Naturrecht, ſo wie alle möglichen Verwechslungen und Tauſchungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Beſten immer nur den wohlverſtandenen, überlegten, allen zum Bewußtſeyn gekommenen Geſammtwillen verſteht, und ſogar die Ausübung dieſes Willens unter Controle ſtellt, weiſt er die einſeitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beſte etwas den Menſchen Aufgedrungenes ſeyn ſoll.

Bevor der Autor zur Lehre von den Privatverträgen und vom Staatsvertrage übergeht, handelt er vom Recht des Individuums, aus dem alles geſellſchaftliche Recht herſtammt, ſofern es die freiwilligen Verpflichtungen und Verzichtleiſtungen auf gewiſſe Rechte von Seiten der Individuen umfaßt. Indem der Grundſatz hier vollkommen gewahrt iſt, daß der Menſch auch vor ſeinem Eintritt in den Staat und neben demſelben Rechte habe, geht der Verf. doch vielleicht etwas zu kurz über dieſen wichtigen Punkt hinweg und ſpecifizirt das natürliche Privatrecht nicht umſtändlich genug in dem Sinn und der Bedeutung, die es von Alters her namentlich für die Völker germaniſcher Abſtammung hatte. Deſto ausführlicher aber handelt er von den Geſellſchaftsrechten in Bezug auf Ehe, Kirche, Staat und die verſchiedenen Aeußerungen der Staatsgewalt. Er hält ſich bei der ſehr klaren Erörterung aller dieſer wichtigen Fragen immer gleich weit entfernt ſowohl von der weichen Sentimentalität, welche nicht ſelten Lehrer der allgemeinen Menſchenrechte anzuwandeln pflegt, wie von dem ſtarren Abſolutismus, der nicht minder häufig als anderes Extrem hervortritt. Wir wollen dieß an wenigen Beiſpielen darthun. Der Verf. iſt für die Todesſtrafe. Er glaubt (worin wir ihm vollkommen beiſtimmen), daß die ſentimentalen Gründe, die man dagegen vorgebracht, unhaltbar ſeyen. Er ſagt, der Menſch könne über ſein Leben verfügen, er müſſe ſogar um der Erfüllung ſeiner Pflichten willen zum allgemeinen Beſten darüber verfügen. Daß er ſich nun beim Eintritt in den Staat anheiſchig mache, ſich der Todesſtrafe zu unterziehen, ſofern ſie zur Abſchreckung der ſchwerſten Verbrechen unentbehrlich ſey, das könne vernünftigerweiſe nicht als Unrecht bezeichnet werden (S. 142). In der That, wenn nicht nur der Krieger, wenn jeder gute Bürger in gewiſſen Fällen, wo das allgemeine Beſte in Gefahr iſt, ſein Leben wagen muß, und es gern thut, warum ſoll er nicht auch auf das Leben verzichten, wenn er ſelbſt durch ſein Leben das allgemeine Beſte gefährdet oder durch ſeinen Tod Andere von gleicher Gefährdung abſchrecken kann? Sehr fein iſt der Unterſchied, den der Verf. §. 184 zwiſchen den Opfern macht, zu denen ſich der Menſch beim Eintritt in den Staat verpflichten darf. Er darf ſich zu nichts verpflichten, was die moraliſche Würde des Menſchen verletzt, aber zu allem andern. Daher würde ſeine Einwilligung, Sklave zu werden, naturrechtlich ungültig ſeyn; aber ſeine Einwilligung, zum allgemeinen Beſten den Tod zu leiden, würde (vergl. §. 355) keineswegs ungültig ſeyn, weil ſie nichts weniger als unmoraliſch oder unvernünftig und die Würde des Menſchen verletzend erſcheint.

Dieß mag hinreichen, den feinen männlichen Takt unſeres Rechtslehrers zu bezeichnen, den er gewiſſen weichherziglichen liberalen Rechtsphiloſophien gegenüber bewahrt. Aber auch den Abſolutiſten ſteht er ſcharf gegenüber mit dem Satze (§. 411), daß der Ihee des Rechts nur derjenige Staat entſpreche, in welchem das Volk (vorausgeſetzt, daß es dazu die Fähigkeit und den Willen habe) durch Perſonen aus ſeiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke; denn es ſey nicht genug, daß man die Staatsgewalt als urſprünglich aus dem Geſammtwillen hervorgegangen und denſelben repräſentirend betrachte, der Geſammtwille habe damit nicht aufgehört zu exiſtiren, ſondern beſtehe neben der Staatsgewalt fort und habe nicht nur das Recht und die Pflicht, ſie zu controliren, ſondern auch erforderlichenfalls zu reformiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. April 1842.

Romane.

1) Master Humphreys Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde von Boz. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit Federzeichnungen nach Catternole und Browne. Fünf Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1841.

2) Barnaby Rudge. Von demselben, übersetzt von demselben. Mit Federzeichnungen von denselben. Acht Bände. Daselbst 1841.

Die neuesten Romane von Boz, oder vielmehr Dickens. Dem ersten steht des Verfassers Portrait als Titelkupfer voran. Dickens besitzt unter den neuesten Romanschreibern Englands (und auch wohl des Continents) das glücklichste Talent. Er begann vortrefflich mit seinen Pickwickiern. Noch in seinem Nickleby waltete die beste Laune vor. In Olivier Twist trat das Lustige und Ergögliche in den Hintergrund und das Rührende und Schreckliche wurde vorgezogen. Dieser düsteren Manier hat sich der Dichter nun in seinen jüngsten Romanen noch mehr hingegeben, und, wie uns bedünken will, nicht durchaus zu seinem Vortheil. Als er zum ersten Mal auftrat, schien er die ältere englische Schule von Fielding, Goldsmith ꝛc. zu verjüngen, und gewiß gehört er seiner eigensten Natur nach dieser heitern Schule an. Allein mittlerweile hat er sich ein wenig durch die neue französische Schule, durch den Geschmack am Gräßlichen und Niederträchtigen berücken lassen, von dem sich auch Bulwer nicht frei zu halten gewußt hat. Hoffentlich wird der junge Dichter von dieser Verirrung seiner Phantasie zurückkehren. Dafür bürgt uns sein großes Dichtertalent und sein altenglisches Herz.

Dickens malt mit einer wunderlichen Vorliebe verworfene Charaktere aus allen Ständen, besonders aber aus den niedrigsten. Er bewährt dabei eine seltene Kraft und Wahrheit des Pinsels. Die Schurken stehen vor uns, als lebten sie. Auch hat er sie nach dem Leben kopirt, denn er war lange bei der Polizei in London angestellt und hatte Gelegenheit, in die Höhlen des Lasters aller Art zu blicken und den Herrn der Schöpfung in seiner tiefsten Entartung zu studieren. Man rühmt an ihm die treue Auffassung jener Nachtseite des Londoner Lebens und man sucht auch wohl in seinen harmlosen Romanen hin und wieder eine Satire auf die Mangel und Gebrechen, an denen noch die Gesetzgebung und die öffentlichen Zustände Englands und insbesondere der Hauptstadt leiden. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erwecken seine Schildernngen allerdings ein großes Interesse, auch ohne daß es auf ihren poetischen Werth ankommt. Betrachtet man sie inzwischen nur als Geschmackssache, so kann man sich kaum verhehlen, daß sie den guten Geschmack oft beleidigen, daß sie unsere Einbildungskraft mit sehr widrigen Vorstellungen anfüllen und unser Gefühl auf die Folter spannen. Zwar ist er weit davon entfernt, die Bösewichter, die er schildert, im geringsten zu entschuldigen, wie es die französischen Dichter zu thun pflegen. Er ist vielmehr streng moralisch, aber er beschäftigt sich doch zu viel mit ihnen, und es ist unangenehm, daß er so gar viel Gesindel in seine poetische Welt einpassiren läßt, vor dem zuletzt die edeln Charaktere kaum mehr Platz finden.

Die Federzeichnungen, die echt englisch, oft sehr geistreich und ergötzlich sind, übertreiben dennoch den Ausdruck des Gemeinen und machen Karikaturen aus den Personen, die der Dichter selbst immer noch, auch in ihren Grimassen, mit weit mehr Natürlichkeit geschildert hat. Dieser Umstand ist nicht unwichtig für die Eindrücke, welche der Beschauer und Leser des Buchs empfängt, und wenn wir nicht irren, hat er auch auf den Dichter selbst zurückgewirkt, der hin und wieder in

Digitized by Google

seinen neuesten Werken den Zeichnern entgegenzukommen ſtrebt, die beſſer ihm entgegen kommen würden. In den Zeichnungen zu Pickwick war es beſonders auffallend, daß während der Dichter uns gute und edelmüthige Menſchen ſchildert, der Zeichner nur Narren und Fratzen daraus macht.

Maſter Humphreys Wanduhr hatte urſprünglich die Anlage eines Decamerone. Der alte Mann und ſein wunderlicher Klubb ließ uns eine lange Reihe von kurzen Erzählungen, eine engliſche 1001 Nacht erwarten. Allein bald riß es den Dichter in die gewohnte Manier fort und es entſtanden zwei lange engliſche Romane daraus, die Geſchichte der armen kleinen Nell in den fünf Bänden des Humphrey, und die Geſchichte des Barnaby in acht Bänden, die obwohl beſonders erſchienen, doch auch noch dem Sagenkreiſe der Wanduhr angehört.

Die kleine Nelly iſt eine Waiſe und ihre Geſchichte ein Seitenſtück zu Oliver Twiſt. Dort war es ein Knabe, hier iſt es ein Mädchen, die frühe vom Schickſal verlaſſen, in der Menſchenwüſte irre gehn. Der Stoff iſt rührend. Goethe hat ihn mit viel Glück, wenn auch in etwas die Natürlichkeit überſchreitender Weiſe, in einer berühmten Epiſode ſeines Wilhelm Meiſter benutzt. Vor einigen Jahren erſchien ein franzöſiſcher Roman, worin die traurige Geſchichte der kleinen Claire, eines mitten in Paris verirrten und wunderſchönen Kindes erzählt wurde, das von der mannichfachſten Induſtrie zu den ſchlechteſten Zwecken benutzt, endlich noch in zartem Alter durch den Tod erlöst wurde. Eines der beſten, obgleich nicht berühmteſten Werke der neuern franzöſiſchen Schule. Etwas ähnliches bietet uns nun auch Dickens aus der Londoner Welt. Seine Nelly zieht uns aber nicht ganz ſo an, als Oliver Twiſt, obgleich ein Mädchen es in noch höherem Grade thun ſollte, als ein Knabe, weil ein Knabe immer eine härtere Natur hat und vom Schickſal und von der Gemeinheit der Menſchen weniger grauſam mißhandelt werden kann, als ein Mädchen. Aber Dickens hat verſäumt, die Geburt der Waiſe mit einem anziehenden Geheimniß zu umkleiden, wie er dieß bei Oliver Twiſt gethan. Er hat ferner verſäumt, den Leſer durch einen Wechſel von Furcht und Hoffnung zu ſpannen. Wir ſehen das arme Mädchen gleich anfangs rettungslos dem Verderben geweiht. Ihre einzige Stütze iſt ihr alter Großvater, der uns bald wie ein patriarchaliſcher Greis voll Ehrwürdigkeit erſcheint, bald wieder in der ſchlechteſten Geſellſchaft unſere ganze Verachtung auf ſich zieht. Die Idee, ihn aus Kindesliebe zum leidenſchaftlichen Spieler zu machen, ſcheint uns eine unglückliche zu ſeyn.. Um für das geliebte Enkelstöchterchen zu ſorgen, ſpielt der Alte, ſpielt mit dämoniſcher Leidenſchaft, ſpielt mit den nichtswürdigſten Geſellen. Das iſt ein unbeimlicher, unbefriedigender Charakter. Neben ihm umbrändgen das unſchuldige Kind wahrhaft ſchaudererregende Karikaturen aus der Hefe des Volks. Man dankt gewiſſermaßen Gott, daß dieß Mädchen ſtirbt, damit es nicht weiter beunruhigt wird. Zwar leuchtet ihr noch ins Grab hinein ein Strahl der Liebe, aber zu ſpat.

Barnaby Rudge iſt ein ungleich reicheres Gemälde voll von Figuren, die oft überraſchend originell, immer aber ſcharf und charaktervoll ſkizzirt ſind. Ueberhaupt iſt Charakteriſtik die ſtarke, Erfindung dagegen und Anordnung der Situationen die ſchwache Seite von Dickens. Barnaby iſt der Sohn eines Mörders, bei deſſen Wittwe aufgewachſen als ein wahres Naturkind, ſchön, reizend naiv, faſt mädchenhaft, dazu phantaſtiſch geſchmückt, ein Bilder und doch vom ſanfteſten Herzen. Sein unzertrennlicher Gefährte iſt ein uralter Rabe, der abgebrochene, zuweilen moraliſche und prophetiſche Worte ſpricht und deſſen dämoniſche Natur der Dichter nur mit zu viel Abſichtlichkeit (mitdin Unwahrſcheinlichkeit) hervorheben zu müſſen geglaubt hat. Dieſe gar wunderſame kleine Familie wohnt nicht weit von London in der Nähe eines einſamen Wirthshauſes, des Maibaums. In dieſem Wirthshauſe finden wir den dicken Wirth als eine echt engliſche Karikatur mitten unter ſeinen eben ſo humoriſtiſch gehaltenen Stammgäſten, ferner Joe, den Sohn des Wirths, einen derben, ehrlichen Jüngling, und Hugh, den Stallknecht, einen rieſenhaften, ſchwarzen Burſchen, von vollendeter plaſtiſcher Schönheit, aber durchaus verwildert. Doch ſtellt ihn der Dichter ſelbſt nicht ſo ganz ſchabig, zottig, oder um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, verlauft dar, wie der Federzeichner, der hier alles Maaß des Erlaubten überſchritten hat. Wir erfahren ſpater, dieſer Hugh ſey das uneheliche Kind eines vornehmen Herrn, erzogt mit einer ſchönen Zigeunerin, die als Diebin auf dem Schaffot geendigt habe. Die en vornehmen Herrn lernen wir ſelbſt kennen, als einen Edelmann von höchſt verderbten Sitten, Anhanger der franzöſiſchen Philoſophie des vorigen Jahrhunderts, Namens Ebeſter. Er hat einen edeln Sohn, Edward, der ein eben ſo edles Fraulein liebt, Emma Haredale, die Tochter des einſt von Barnabys Vater Ermordeten, jetzt unter dem Schutz ihres edeln Oheims, eines ſtreng katholiſchen Edelmanns. Edward kann an das Ziel ſeiner Wünſche nicht gelangen, weil Haredale aus Verachtung des Vaters den Sohn zurückſtößt. Der Vater ſelbſt handelt höchſt unedel am Sohn. Aber die Liebenden unterhalten doch eine briefliche Verbindung durch ein allerliebſtes kleines Geſchöpf, die luſtige

Digitized by Google

Dolly, Tochter eines ehrsamen Schlossers in London, welche die Liebesbotin macht. Der Schlosser selbst ist wieder ein trefflich gezeichneter Charakter, von echt englischer Derbheit, Ehrlichkeit, Klugheit. In diesem Hause befinden sich neben dem braven Vater und der reizenden Tochter noch drei Karikaturen, die lächerlich eitle und launige Frau Schlossermeisterin, die zu sehr ergötzlichen Ehestandsscenen Veranlassung gibt, eine schon sehr in Säure übergegangene alte Jungfer Miß Miggs, und ein anmaßender kleiner Lehrbursche, Simon Tappertit. Wir begleiten diesen letztern auf einem nächtlichen Ausfluge und werden nicht wenig überrascht, indem wir in ihm den Präsidenten eines großen geheimen Lehrburschenklubbs kennen lernen. Dieser Klubb verliert sogar nach und nach seinen unschuldigen Charakter und gestaltet sich in einen politischen um.

Hier nimmt der Roman eine merkwürdige Wendung. Bisher sahen wir ihn als eine Familiengeschichte an, jetzt greift er in die politische Geschichte Englands ein. Ein neuer mysteriöser Charakter tritt auf, Lord Gordon, der heftigste Gegner der katholischen Emancipation, der den Pöbel haranguirt und unter die Waffen ruft, um das Parlament von Beschlüssen abzuhalten, die den Katholiken günstig seyn würden. Um ihn gruppiren sich noch mehrere fatale Figuren, ein Sekretair und ein Henker, beide gleich treulos. An sie schließt sich nun auch der alte Lehrburschenklubb an und zugleich werden auch Hugh und Barnaby in die revolutionäre Bewegung mit hineingezogen. Barnaby ist mit seiner Mutter in eine fremde Gegend gezogen, weil sein Vater, der geheimnißvoll umherstreifende Mörder, den er nicht kennt, seiner Mutter den längern Aufenthalt in der Nähe Londons unerträglich gemacht hat. Aber auch in ihr Versteck wird sie von ihm verfolgt. Sie verläßt es und geht nach London, wo Barnaby unter die Rebellen geräth und arglos, wie er ist, sich von ihnen mit fortreißen läßt, um für die sogenannte gute Sache zu kämpfen. Nun folgen sich mehrere Bände hinter einander die wildesten Scenen, Pöbelaufruhr, Handgemenge, tolle Gelage ꝛc. Hauptbegebenheiten sind die Verwüstung des Maidaums, in welchem der arme Wirth, nachdem ihm alles zerschlagen worden, an einen Stuhl angebunden und allein gelassen wird. Hugh ist hier der Anführer. Joe ist nicht mehr da, sondern von seinem unvernünftigen Vater in Unfrieden und durch unglückliches Mißverständniß auch von der schönen Schlosserstochter, die er liebte, getrennt und Soldat geworden. — Die Verbrennung des Schlosses, das der katholische Haredale bewohnt, und die Gefangennehmung der schönen Emma und ihrer Gefährtin, der hübschen Dolly. Haredale selbst kommt zu spät, als der wilde Schwarm schon fort ist, findet aber in dem brennenden Gebäude Rudge, den Mörder seines Bruders, ergreift ihn und führt ihn gefangen nach London. Unterdeß ist dort die bewaffnete Macht gegen den Pöbel eingeschritten und hat mehrere Gefangene gemacht, unter andern auch den armen Barnaby. Zu ihm nun, in dasselbe Gefängniß, wird sein Vater gebracht und beide erkennen sich. Schon dem Tode geweiht, werden sie plötzlich durch den Pöbel, der das Gefängniß stürmt, wieder befreit, aber nochmals gefangen. Die Soldaten siegen überall. Joe, der mit einem Arm zurückgekehrt ist, Edward und Haredale suchen unterdeß die verloren gegangenen Mädchen und finden sie endlich in dem Versteck, in das sie der Henker gebracht hat, zum Glück unversehrt, obgleich in größten Aengsten.

Nun die schauerlichen Kerkerscenen. Wie sein Vater, wie Hugh, wie der Henker ꝛc. ist auch der arme Barnaby zum Tode verurtheilt. Er bereitet sich darauf vor, auch seine Mutter erscheint wieder. Das alles wird sehr grausig ausgemalt. Wir begleiten die Verurtheilten durch alle Stationen der Furcht und des Schreckens, die zum Galgen führen. Doch wird durch des ehrlichen Schlossers Bemühungen beim König wenigstens Barnaby noch auf der Leiter begnadigt. Ebester wird von Haredale im Duell getödtet, aber Edward und Emma, Joe und Dolly werden glückliche Paare, Barnaby altert nach dem Tode seiner Mutter einsam bei dem Raben.

Anthropologie.

Grundriß der Anthropologie. Leitende Ideen zu einer physiologischen Geschichte des Menschenlebens. Von Dr. Hermann Klencke. Leipzig, J. J. Weber, 1841.

Es wird hier eine Idee von Carus weiter ausgeführt, nämlich die Eintheilung der Menschenracen nach solaren und planetaren Einflüssen. Bei der edlen weißen Race herrscht das Nervensystem und Gehirn vor, bei den unedlen farbigen Racen herrschen die niedern Funktionen vor. „Da das selbstbestimmende Nervenleben der Menschheit, wegen seiner sonnenhaften Beziehung, am besten die leuchtende, d. h. bewußte Menschheit, und das vegetative, am Planeten wurzelnde, reproduktive Leben der Menschheit am besten die nicht leuchtende, nächtig irdische Menschheit ausdrückt, so haben

Digitized by Google

wir diese Bezeichnung als eine bedeutungsvolle beibehalten und wählen zu den Mittelstufen der solaren und planetaren Völker den Ausdruck: Uebergangsvölker, die sich dann wieder in Aufgangs- und Untergangsvölker unterschieden. Damit wir nun unsere Eintheilung systematisch feststellen, so sey hier ausgesprochen: Die Erdenmenschheit zerfällt in drei große Stufen, welche sind:

1) Planetare Völker,

2) Solare Völker,

3) Uebergangsvölker, welche wieder zerfallen in: Aufgangs- und Untergangsvölker.

Ehe aber jede dieser Stufen in ihrer Eigenthümlichkeit gezeigt und dargestellt wird, müssen wir einen Blick über das Terrain werfen, auf welchem die Erdenmenschheit lebt. — Halten wir fortwährend die Dreiheit des Erdlandes und die jedesmalige Dreitheiligkeit in jedem Gliede der Erddreiheit in Gedanken fest, erinnern wir uns dabei, wie die höhere, geistige Entwicklung der Menschheit zunächst in dem Vereinlande und dann im Großen nach der Ekliptik der Sonne von Osten nach Westen bestimmt erscheint, so werden wir zu der Erkenntniß geführt, daß die planetaren Völker in Masse einen großen Theil der alten Welt bewohnt haben, daß Aufgangsvölker in anderer, schon elderer Bildung in Osten entstanden sind und die esteren immer mehr gegen Westen drängten, daß aber solare Völker sich im Vereinlande erhoben haben und nun, im Sonnenleben des Bewußtseyns und des Ideals, immer weiter den Erdenkorper beherrschen wollen und die Untergangsvölker der westlichen neuen Welt als unvollendete Bildungen antreffen, um in ihren Generationen theils das solare Princip zu erwecken, theils Verheerungen und Aufreibungen jener Massen zu erreichen. Denn so, wie sich Hydrogen und Platin, als solare und planetare Gegensatze zu der freien Erscheinung des Lichtes verbinden, aber das Platin im Glühen allmählig verzehrt wird, so treten die solaren Völker in Kontakt mit der, ihre reale Natur different ausprägenden Menschheit und der leuchtende Vereinigungspunkt entzündet das freie Bewußtseyn der Vernunftinnigkeit."

Dieß ist nun gewiß geistvoll gedacht. Aber der Verfasser hat sich mit dieser interessanten Auffassung des innerhalb des Menschengeschlechts ausgesprochenen Kontrastes nicht begnügt, sondern mit seiner Phantasie weite Sprünge von der Erde hinweg ins Universum gemacht. „Die Menschheit, sagt er S. 152, vollendet sich als eine gesellige Vereinigung von Vernunft-Naturwesen zu Einem höheren, ideellen Menschen des Himmelskörpers, zu einer geistigen Organisation. Die Vorstellungsreihe jedes einzelnen Gliedes ist tausendfach verknüpft mit den intellectuellen Reihen vieler Anderer und so gliedern sich alle individuellen Bewußtseyns zu einem gemeinsamen Bewußtseyn des Volkes und alle Völker streben wieder zu einem gemeinschaftlichen Bewußtseyn, welches wie eine Persönlichkeit durch alle Menschheitglieder wirkt, in sich alle Glieder im Bewußtseyn gegenwärtig hält und durch den geselligen Urtrieb andeutet, daß in dieser Einheit alle Organe ihre Bedeutung und ihre Werkthätigkeit finden. — Erscheint uns so die Erdenmenschheit als Ein Erdenmensch, dann muß dieser wieder in einer höheren Idee seine Beziehung zur ganzen Welt finden. Es müssen die Menschheiten anderer Himmelskörper, in Harmonie mit deren eigenthümlichem Leben, wieder höhere Personen bilden und da in einem Sonnensysteme kein Glied dem andern gleich seyn kann, alle Planeten daher ein eigenes Leben haben, so müssen auch jene Menschheiten, die in ihrer höheren geistigen Progression, als Ein Jupitermensch, Ein Uranusmensch ꝛc. in das Ganze der Sonnensystem-Menschheit eintreten, mit der Erdenmenschheit in gesetzlicher Beziehung stehen; — die zu höheren Persönlichkeiten sich vereinigenden Menschheiten der Planeten, müssen wieder Glieder der Sonnen-Menschheit werden und auch diese muß als eine Person wieder erscheinen, die als ein höchstes Vernunft-Naturwerk, das ganze Leben des Sonnensystems im Bewußtseyn repräsentirt. — Schließen wir aber analog weiter, begreifen wir, wie sich wieder Sonnensysteme gegen Sonnensysteme als höhere, kosmische Glieder des Universum zu einem höchsten Weltorganismus verknüpfen, erkennen wir in der Einheit der Sonnenmenschheit das Bewußtseyn dieses ganzen Systems, dann müssen diese Bewußtseyns wieder immanente Gliederungen einer noch höheren Individualität seyn, die das ganze, unendliche Weltbewußtseyn in sich vereinigt und diese höchste Persönlichkeit, in der alle Gegensätze der Welt zu einem organischen Gliedbau sich in einer Uridee wieder verknüpfen, diese höchste Einheit alles Lebens von Vernunft und Natur ist — Gott! und in diesem Begriffe haben wir den physiologischen Beweis vom Daseyn Gottes festgestellt." —

Es scheint uns unbegreiflich, wie man, ausgehend von der Naturforschung, in solche Sophistereien gerathen kann, die nur denen zu Gute gehalten werden, die ihre Theorien aus den Fingern saugen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. April 1842.

Deutsche Literaturgeschichte.

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Basel, 1835—1841.

Man kann die Wissenschaft unsrer Tage, verglichen mit der frühern, als die historische oder vergleichende bezeichnen, da sich keines ihrer Gebiete mehr weigern darf, sein Licht vorzugsweise aus einer möglichst zahlreich versammelten und möglichst vielseitig verglichenen Menge von Thatsachen zu empfangen. Während die Gelehrsamkeit unsrer Großväter eine brütende Henne war, ist die der Gegenwart eine Biene von unermüdlicher Emsigkeit; jene hat in ihrem nie verlassenen Neste Manches gründlicher, tiefer behandelt, diese macht, was Eilfertigkeit oder vielwissender Hochmuth etwa versäumen, zehnfach gut durch eine Fluth von Thatsachen und durch Scharfsinn, Keckheit, Geist, Eigenschaften, die vornämlich dadurch ins Leben gerufen werden, daß eine früher nicht geahnte Fülle von Erscheinungen, sowohl der Breite nach, gleichsam geographisch, als rückwärts, d. h. historisch, vor ihr ausgebreitet liegen. Man siegt und glänzt nun nicht mehr durch die Kunst, mit der man über die Dinge spricht, sondern dadurch, daß man die Dinge selbst sinnreich aufstellt und sie für sich reden läßt. Es wäre schwer zu sagen, auf welchem Gebiete der Wissenschaft diese neue Art und Weise vornämlich Wurzel gefaßt, auf welchem sie den meisten Nutzen gestiftet habe; sie hat sich wie eine veränderte Luft des Blutes bemächtigt, das durch die Adern des lebenden Geschlechtes rollt, und die alten zünftigen Wissenschaften der drei Fakultäten haben sich ihr so wenig entziehen können, als die zahlreichen Disciplinen, worein sich die vierte, die philosophische, aufgelöst hat; vergleichbar jenem Planeten, der nach einer Ansicht der Astronomen zersprungen, und jetzt durch eine Anzahl kleinerer vertreten ist.

Mit großer Klarheit stellt sich jenes geänderte Verfahren, sammt seinen Folgen, bei der Literaturgeschichte heraus. Man darf es dem vorliegenden Buch zum großen Verdienst anrechnen, daß es den neuen Tag, der in den letzten Jahrzehnten für die vaterländische Literatur und Sprache heraufgeführt worden ist, diesem Zweige der deutschen Wissenschaft zuerst zugeführt, daß es für denselben eine neue Bahn zwar nicht begonnen, aber doch zweckmäßiger als alle Vorgänger zurückgelegt hat. Der Herausgeber läßt die Geister, deren Werke der Gegenstand der deutschen Literaturgeschichte sind, selbst zu uns reden, er führt uns eine Reihe von Bildern vor, woran der Genius unsres Volks und unsrer Sprache seit fünfzehn Jahrhunderten gearbeitet hat. Wie andere Musterssammlungen gibt uns das Werk eine Auswahl aus den Erzeugnissen der deutschen Literatur; da es aber mit Ulphilas anfängt und in chronologischer Ordnung bis auf die Gegenwart fortfährt, da es ferner keineswegs, weder für Zwecke des Vergnügens, noch für die Ausbildung des Geschmacks, darauf aus ist, das Schönste aller Zeiten zu sammeln, sondern von jedem Zeitraum das Bezeichnende, so verdient es den Namen einer lebendigen Literaturgeschichte, die noch den großen Vortheil hat, daß sie zu gleicher Zeit den Entwicklungsgang der Sprache, des Leibes der Literatur, und der Metrik, die man ihre Tracht nennen könnte, lebendig darstellt.

Das Werk, dessen Gesammtname deutsches Lesebuch ist, besteht aus drei Theilen. Der erste, betitelt „Altdeutsches Lesebuch“ * enthält Poesie und Prosa, vom 4ten bis zum Schluß des 15ten Jahrhunderts, beide noch ungeschieden, weil die Bildung der Deutschen vornämlich in poetischem Gewand einhergeht, weil die Prosa sich noch nicht zu besonderer Geltung, zu selbständigem Werthe durchgearbeitet hat. Den Reihen prosaischer Stücke beginnt Einiges aus der Bibelübersetzung des Ulphilas; gleich darauf folgen, getrennt durch das Stillschweigen von vier Jahrhunderten, die Fragmente des ältesten

* Basel. Schweighäuser. Erste Ausgabe 1835. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe 1839.

Digitized by Google

Hochdeutschen, die wir dem Fleiß frommer Benediktiner seit dem Jahr 700 (in runder Zahl) verdanken, der Schwur von Straßburg (der im laufenden Jahre sein Jahrtausend beschließt), Gebete, Bruchstücke von Predigten und Abhandlungen in der wunderlich lateinisch-deutschen Beredtsamkeit s. gallischer und anderer Mönche, Eid- und Rechtsformeln; die Anfange deutscher Urkunden- und Gesetzessprache, deutscher Geschichtschreibung, Redekunst, philosophischer und theologischer Prosa.

Unter den Namen der Dichtungen und der Dichter ragen hervor: aus dem 8ten Jahrhundert das Hildebrandslied; aus dem 9ten Muspilli (das Lied vom jüngsten Gericht), Otfrids Christus (die Evangelienharmonie), das Ludwigslied; aus dem 12ten, das Lied vom h. Anno, die Kaiserchronik, Stücke der germanischen Heldensage (wie König Rother) und der eingeführten antiken (wie Lamprechts Alexander und Veldekes Aeneide), endlich die Anfange deutscher Lyrik; aus dem 13ten Jahrhundert (das natürlich den größten Raum, über die Hälfte dieses Bandes, einnimmt), dicken schönste Entwicklung und auch der höchste Glanz des Heldenliedes, jene vertreten zumeist durch Walther von der Vogelweide, dieses durch Hartmann von Aue, Gotfrid von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, das Nibelungenlied und die Gudrun, um die sich eine große Schaar von Geistern zweiten Ranges sammelt, namentlich auch schon die ersten Klänge jener unromantischen, didaktischen, theils kühl allegorischen, theils spöttisch verständigen Weise, die den nachfolgenden Zeitraum charakterisirt, und eine von den bewegenden Kräften für den Umschwung der Geister und der politischen Verhältnisse zur Reformationszeit wurde; aber auch der mystischen Poesie, die gleichzeitig von anderer Seite her an der Heilung des entarteten geistlichen Lebens arbeitete. Dem 14ten und 15ten Jahrhundert, dem Uebergang zu einer neuen Zeit in Gesinnung und Geschmack, in Lebensart und Sprache, gehört der Schluß dieses Bandes an. Wir finden daselbst — neben einigen Vertretern der schon stark sinkenden Lyrik, einem Hadloub und Frauenlob und etlichen geistlichen Liederdichtern — vom Heldenlied, das an wahrhaft poetischem Werth und epischer Fülle gleichfalls nur ein Nachhall des früheren ist, Stücke aus dem Rosengarten und aus dem Heldenbuche Ca pars von der Rön; Allegorisches wie die Mörin Hermanns von Sachsenheim; Didaktisches in allerlei Priameln (Praambeln) und Reimsprüchen; Satyrisches wie Sebastian Brants Narrenschiff. Besonders eigenthümlich sind hier die ersten Leistungen des deutschen Dramas und jener neuen Heldenpoesie, die sich zunächst in den Kriegs- und Siegsgesangen der Schweizer aussprach, wie Halbfuters Lied von der Schlacht bei Sempach, Veit Webers von der Schlacht bei Murten.

Der zweite Theil des Werkes trägt den Titel: Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre 1500.* Die Prosa ist hier gänzlich ausgeschieden und für den dritten Theil bestimmt. Dagegen schließen sich diejenigen Dichter, mit denen der zweite Theil beginnt, unmittelbar an diejenigen, mit denen der erste schließt. Als Scheidepunkt ist das Jahr 1500 angenommen. Man könnte darüber mit dem Herausgeber vielleicht rechten, weil die neue Sprache, der Marstein, den er sich setzt, zum Theil schon vorher ihre Gestalt gewonnen habe, zum Theil erst durch Luther in feste Form und Geltung gekommen sey; da aber unter allen Wandlungen, von denen die Geschichte Meldung thut, wohl keine schwerer einem bestimmten Zeitpunkt zuzuweisen ist, so hat hier, wie schon bei den Abschnitten des ersten Theils, die Spaltung nach Jahrhunderten auch wieder Vieles für sich. Geordnet sind die Dichter abermals chronologisch und zwar so, daß Jeder, auch wenn er sich aufs Mannigfaltigste versucht hat, nur einmal auftritt, eine geschlossene Persönlichkeit; ebenso ist innerhalb dieser jedesmaligen Grenzen mit wenig Ausnahmen die Entstehungszeit der einzelnen Dichtungen zu Grunde gelegt, so daß man auch den Gang des einzelnen Dichters verfolgen kann. Eigenthümliche Hindernisse bietet hier das Volkslied, eine Gattung, die gewissermaßen neu auftritt, wenigstens in diesem Jahrhundert ihre Blüthezeit hat. Der Herausgeber spricht sich im Vorwort über die Schwierigkeiten aus, welche die chronologische Anordnung hier darbiete, da die Volkslieder „so zu sagen nirgends und niemals verfaßt worden." Er ist der Ansicht, man dürfe ihre ersten Anfange „bis über ein halbes Jahrtausend hinaussetzen, in jene Zeit, wo die Poesie froh seyn mußte, vor der Gelehrtthuerei der Ritter und Doktoren und Handwerksmeister noch eine Zuflucht zu finden bei den Handwerksgesellen, den fahrenden Schülern und Schildknechten, den Hirten, Jägern und Ackersleuten." Es scheint hierin zu liegen, daß man das Volkslied als ein Gewächse für sich ansehen dürfe, entstanden im Gegensatz zu der vornehmen Poesie. Dieser Ansicht stellen wir die andere, in den Verhältnissen der Menschennatur und des Völkerlebens gewiß besser begründete gegenüber, daß das Volkslied sich zur Poesie der Gebildeten verhalte wie die Mundart zur Schriftsprache. Das heißt: beide sind aus gemeinsamer Wurzel aufgewachsen, in ältester Zeit ungetrennt, später, wie die Bildung sich hob, geschieden, doch nie so ganz, daß nicht Wechselwirkung Statt gefunden hätte und ebensowohl manche Volkslieder als Bruchstücke früherer Kunstpoesie angesehen werden dürfen, wie umgekehrt diese sich zu verschiedenen Zeiten an jenen erfrischt hat. Es darf also für die Anfange

* Basel. Schweighäuser. Erste Ausgabe 1836. Zweite Ausgabe 1840.

Digitized by Google

des Volkslieds, so wenig wie für die der Mundart, ein halbes oder ganzes Jahrtausend, oder überhaupt eine bestimmte Zeit festgesetzt werden, man versetze denn unter Anfang die Zeit, wo etwas zuerst einen Schreiber findet. Wenn sich das Volkslied um die Reformationszeit schnell so bedeutend ausbreitet, so hat das seinen Grund darin, daß damals die Massen, also die Kreise, in denen der kunstlose, altertümlich unverdorbene Gesang heimisch war, geistig, politisch und religiös im tiefsten Grunde aufgeregt wurden, sofort dieses zwar längst vorhandene, aber nie besonders geschätzte Mittel lebhaft ergriffen, und ihm ganz den Stempel des merkwürdigen Zeitraums aufdrückten. Die Buchdruckerkunst hat allerdings das Ihre gethan, um uns in Tausenden von fliegenden Blättern jene Dichtungen aufzubewahren, aber das ist mehr zufällig und liefert keineswegs den Beweis, weder daß schon früher eben so Vieles da gewesen und nur untergegangen, noch daß damals die ganze Gattung erst emporgekommen sey.

Anziehend ist die Vergleichung geistlicher Lieder, die man, um uns in dem Volke gelaufig zu machen, auf beliebte Volkslieder gepfropft hat, wie 1000 Jahre früher christliche Kapellen auf heidnische Opferplatze gebaut wurden. Das Buch gibt ein solches: „Ich stund an einem Morgen" in weltlicher und geistlicher Gestalt neben einander gedruckt. Die Art, wie schon ältere Mystiker Stimmungen der irdischen Liebe als Vorbilder der himmlischen angewandt hatten, bezeichnete den Weg für solche Umbildungen. Das geistliche Lied spielt überhaupt in diesem zweiten Theil eine große Rolle, da die Protestanten, die hier vorzugsweise thatig gewesen sind, sich's zu einer Hauptaufgabe machten, den Gottesdienst durch Ausbildung einer deutschen Poesie zu unterstützen. So wird die lange Reihe der Dichtungen dieses Bandes eröffnet durch das Veni sancte spiritus und Notkers Media vita, beide mit daneben stehender deutscher Uebersetzung, was gleichsam symbolisch darstellt, wie sich der protestantische Kirchengesang auf die einfachste natürlichste Weise aus dem Lateinischen entwickelt hat. Da über ein Jahrhundert lang die meisten Lyriker neben ihren weltlichen Liedern auch geistliche dichteten, so zieht sich durch diesen Theil eine ununterbrochene reichbesetzte Reihe von Kirchenliedern, die in ihrem Verlauf sowohl den wechselnden Kunstgeschmack, als die Wandlungen der religiösen Ansicht beurkunden. Welcher Unterschied zwischen Zwingli, der in ungeschlachter Sprache Gott anruft: „Herr, nun heb den Wagen selb" und Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege;" zwischen Luthers „Ein feste Burg" und Gellerts korrekten, Zinzendorfs süß verschwimmenden, Hardenbergs tief prophetischen Tönen! Eine Menge anonymer oder doch ziemlich unbekannter Dichter flicht sich zwischen die Hauptnamen.

Einem herrlichen Baume gleich sehen wir die weltliche Lyrik heranwachsen. Sein schwacher Keim ist zu Anfang des Zeitraums in dem entarteten Meistergesang und im verachteten Volkslied verschlossen. Die epische Kraft ist verdorrt, aber unter Stürmen wächst dem Volke das Vermögen heran, seine Empfindungen im Liede niederzulegen, unter manchen Verirrungen und Rückfallen entwickelt sich dasselbe reich und kraftvoll bis gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, wo es seine höchste Höhe gewonnen zu haben scheint. Wie von lieblichen Oasen wird besonders die Wüste des politischen Zustands von Deutschland im 17ten Jahrhundert unterbrochen durch eine Reihe von Dichtern, in deren Herzen noch der ungebrochene Stolz der früheren Deutschen wohnte, und deren Dichtungen Spiegel sind von dem, was damals die edleren Herzen im Volk bewegte. Wir nennen den Stuttgarter Weckherlin, der Opitzens würdiger Vorganger war durch seine wirklich poetischen, gefühl- und phantasiereichen Dichtungen; die Trutz-Nachtigall des kölnischen Jesuiten Friedrich von Spee, die ihrem kecken Namen alle Ehre macht, und desselben „wunderliche Haushaltung der Bienen" ein rechtes Muster für dichterische Naturanschauung, die unsern Spee neben den Dichter der Georgiken stellt; den Heidelberger Zinkgref mit seinen mannhaften Kriegsliedern „nach Form und Art der Dichtungen des Tyrtäus;" die Schlesier: den talentvollen, glücklichen Opitz, der seinen Zeitgenossen der vielbewunderte Stellvertreter der Poesie war und der Vater einer mehr zierlichen als bedeutenden, mehr verständigen als poetischen Kunstrichtung wurde; den vielseitigen Andreas Gryphius; den reichen Flemming, einen Geist, dem sich der Geschmack aller Zeiten betreunden kann; daneben aber auch die Tandeleien der Pegnitzschäfer, die den Hauch der wahren Poesie ganz aus dem Bewußtseyn der Deutschen zu verscheuchen drohten, eines Harsdörfer, Birken, Klaj, J. Rist; so wie die Romane Hoffmannswaldau und Lohenstein, deren Talent den furchtbarsten Verfall des Geschmacks auf eine Zeit lang festhielt. Wir machen weiter namhaft den glühenden Günther, der in seinen hohen Gaben, wie in den Verirrungen seines äußeren Lebens, gewissermaßen Bürger vorbildet; den schweren, tiefen Haller, den zierlich gewandten Hagedorn, Klopstocks erhabene, menschlich reine Töne, die horazisch gebildeten Sänger des hallischen Kreises, die schöne Mannigfaltigkeit in den Leistungen des Göttinger Bundes, Goethe's harmonisch gleitende, Schillers philosophisch reiche Lieder, Hölderlins bereiten Kummer, die romantische Schule, zuerst in ihrer Jugendkeckheit theils übermüthig schäumend wie bei Tieck und Jusinus Kerner, theils mit innerlicher Sammlung die ganze Welt erwägend wie bei Hardenberg, theils auf Vereicherung und Reinigung sinnend wie bei den Brüdern Schlegel; nachher

Digitized by Google

gereifteren Wesens wie in Uhland, Schwab, Schenkendorf und Eichendorf; aus der neuesten Zeit endlich, die noch als ein unentwirrtes Gebrause zu uns redet, den korrekten Platen, den hellen W. Müller, den unendlich vielseitigen Rückert, Chamisso's schmerzerfüllten Ernst, Heine's reichbegabte freche Muse und ihr Widerspiel in Albert Knapp.

Werfen wir einen Blick auf die didaktische Poesie, so finden wir, daß sie zu Anfang des Zeitraums den Deutschen besonders zusagt, weil dieselben damals durch den großen Kampf der Geister in Anspruch genommen waren, so daß dieses Streben auch die übrigen poetischen Gattungen merklich färbt. Das Lehrgedicht im strengeren Sinn findet man, wie es überhaupt mit Recht in der Poesie nie und nirgends weit um sich gegriffen hat, nur sparsam vertreten durch Opitz (Trostgedichte), Rachel (Satyre von der Kinderzucht), Brockes (irdisches Vergnügen in Gott), Haller (Ewigkeit), Gleim (Halladat), Rückert (Bruchstücke eines Lehrgedichts), Schefer (Laienbrevier); das Epigramm, anknüpfend an den alten Spruchreim oder Reimspruch durch Logau (Sinngedichte), Scheffler (cherubinischer Wandersmann), Abschatz (Sprüche), Wernicke (Ueberschriften), Lessing, Kästner, Göckingk (Sinngedichte), Schiller und Goethe (Epigramme), Haug (Sinngedichte), W. Müller (epigrammatische Spaziergänge), Platen (Epigramme); die Fabel unter den früheren durch Hans Sachs, hierauf durch Abrahams a S. Clara Fischpredig, unter den späteren durch Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, bis herab in unsere Tage zu Emanuel Fröhlichs freitbaren, politischen.

So wie diese Faden, ließen sich auch alle übrigen, aus denen der Geist der Deutschen das Gewebe der Literatur von Anfang an gewirkt hat, verfolgen; der Kürze wegen deuten wir die Entwicklung des Epos und des Dramas nur an. Jenes hat freilich mit der Jugend der Nation seine beste Zeit hinter sich: nur das balladenartige Volkslied, worin auch Luther (zween Martyrer zu Brüssel) auftritt, Schwänke, allegorische Erzählungen von Hans Sachs und ähnlichen, Fischarts glückhaft Schiff, Rollenhagens Froschmeuseler (auf die angeblich homerische Batrachomyomachie mit ungeschickter, didaktischer Tendenz gepfropft), Zacharia's Renommist, Klopstocks Messias, Herders Cid (der, in ganzer Ausdehnung gegeben, als Stellvertreter von des Meisters kosmopolitischen Strebungen in der Literatur gelten kann), die poetischen Erzählungen von Hagedorn, Gellert u. a., Wielands Oberon, ein Beweis, wie sehr die Zeit selbst in ihren talentvollsten Wortführern vom wahren Geiste des Epos verlassen war; Voßens Idyllen und Luise (1795); Goethe's Hermann und Dorothea (1797); endlich die Legende und Ballade, jene vornämlich durch Herder und G. Schwab vertreten, diese durch die trefflichen Leistungen von Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Chamisso.

Vom Drama finden wir die anspruchslosen Erstlinge bei Hans Sachs; bei Andreas Gryphius die frühsten Versuche, mit Hülfe fremder Muster diesen neuspriessenden Zweig der Kunst der Robheit zu entnehmen; bei seinem Nachfolger Lohenstein gigantische Verirrungen; in Lessings Nathan nach langer Kindheit und Thorheit zuerst ein überraschendes Licht auf den rechten Weg geworfen; in Goethe's Faust und Iphigenie, in Schillers Tell das Herrlichste, was die deutsche Muse noch hierin geleistet hat, in dem Chor aus des letztern Braut von Messina eine Mahnung, daß noch immer die alte Sünde des Abirrens vom nationalen Weg namentlich in dieser Kunstgattung nicht verübet sey.

Vom dritten Theil des Werkes, betitelt: Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre 1500 * liegt für jetzt der erste Band vor, der bis 1740 reicht. Die Prosa, die sich, wie schon oben bemerkt, in der mittelalterlichen Literatur kaum von der gebundenen Rede auszuscheiden beginnt, hat, an diesem Grenzstein von 1740 angekommen, die Ausbildung, man könnte fast sagen Alleinherrschaft, deren sie sich jetzt rühmen kann, zwar noch nicht erreicht, aber sie steht an der Schwelle derselben. Es ist in vielen Hinsichten belehrend, ihre allmählige Entwicklung während dieses Zeitraums zu verfolgen. Der Herausgeber hat das natürlichste, einfachste Princip der Anordnung, das Alter der einzelnen Schriftsteller, gewählt; im Verzeichniß stehen sie alphabetisch; wir ordnen hier, nicht um einen besseren, sondern nur um einen anderen Maßstab zu haben, und dadurch neue Gesichtspunkte zu gewinnen, nach den Gattungen, wobei, da die Zahl der Schriftsteller hier weit kleiner ist, als bei den Dichtern, alle Namen genannt werden können.

Den Anfang des Bandes bilden, ganz gemäß dem Geiste, der jene Zeit allgewaltig bewegte, Predigten und andere religiöse Schriften: wir finden hier der Reihe nach die Namen Geiler von Kaisersberg (Ausgabe von 1512), Luther und Zwingli, Berthold's deutsche Theologey (1527), Lob des göttlichen Worts aus dem Eucomium von Sebastian Frank (um 1540), von Johann Matthesius (um 1550) Predigt für Bergleute, Johann Arndts wahres Christenthum (Ausg. von 1629), von Joh. Balth. Schupp eine Predigt, gehalten zu Hamburg 1656; Gedenk daran Hamburg, Ulrich Megerle's (Abraham a S. Clara): Auf ihr Christen (um 1700); endlich eine Homilie von Zinzendorf (1747).

(Schluß folgt.)

* Basel, Schweighäuser, 1811.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. April 1842.

Deutsche Literaturgeschichte.

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Basel, 1835—1841.

(Schluß.)

Der Lehrton bedient sich anfangs nur seiner leichten Truppen, der Erzählung und der Ironie; erst wie der Geist der Nation unter Ungewittern zu männlicher Reife gedeiht, entwickelt sich die eigentliche Spekulation. Wir finden daher anfangs jene beliebten Anekdotensammlungen, hier vertreten durch Pauli's Schimpf und Ernst (1538) und Wickrams Rollwagenbüchlein (1555); die Fabel in Luthers verdeutschtem Aesop (von 1530) und im Elsterkönig, einer beißenden Satyre, wie der Kukuk als Sänger vor Gericht der Nachtigall vorgezogen wird (um 1600). Auch Sebastian Franks Sprichwörter (Ausg. von 1541) und in anderem Sinn Scriver's zufällige Andachten (Ausg. von 1704) gehören hieher. Von Satyre begegnet eine reichliche Fluth unter dem Namen Fischart, dessen Gargantua (1582), aller Praktik Großmutter (1573) und podagrammisch Trostbüchlein (1577) Proben geliefert haben; bei dem zu wenig bekannten derben, kerngesunden Joh. Balthasar Schupp (Ausgabe seiner Schriften von 1663) und bei Moscherosch (Gesichte Philanders von Sittewald, Ausgabe von 1677).

Eigentliche Philosophie erscheint zuerst in Fischarts Ehzuchtbüchlein (Ausgabe von 1578), das nach Plutarch und andern Morallehrern mit des Meisters gewohntem Reichthum gearbeitet ist, unter Jak. Böhme's (um 1620) Namen: Aurora, Mysterium Magnum (Ausgabe von 1730), ferner bei Gottfrid Arnold (Sophia, Ausgabe von 1700), Leibnitz, Christian Wolf und Gundling, welches letzteren Prolegomena zu seinem Discours über Puffendorfs Historie (1737) in der Absicht aufgenommen scheinen, um die ganze Lächerlichkeit der französisch-lateinisch-deutschen Mengsprache jener Zeit an einem besonders auffallenden Beispiel zu zeigen. Was Tschudi um 1530 über romanische und deutsche Sprachentwicklung kindlich einfach, aber gediegen sagt, und Opitzens deutsche Poeterey (1624), die älteste, in ihren Wirkungen noch nicht erloschene deutsche Poetik, darf auch hieher gezogen werden.

Den Roman, in den sich Epos und poetische Erzählung aufgelöst haben, beginnt würdig der deutsche Simplicissimus (Ausgabe von 1685, die älteste von 1669); von Christian Weise lesen wir etwas aus den drei klugsten Leuten (Ausg. von 1691); von Lohenstein aus dem Heldenromane Arminius (Ausg. von 1689); von Abraham a S. Clara aus Judas dem Erzschelmen (Ausg. von 1688). Auch Opitzens Schäferei von der Nimfen Hercinie (Breslaw 1630), die Mutter einer meist werthlosen Sippschaft von Idyllen, muß hieher gezogen werden; an sich zierlich, aber doch besonders darum wichtig, weil sie mit bezeugen hilft, daß es einem Volk in Zeiten seines Verfalls fast unmöglich ist, fremde Bildung auf erfreuliche Weise zu verarbeiten.

Das Drama gehört vorzugsweise dem zweiten Theil an; hier im dritten finden wir nur ein Nachspiel von Christian Weise, Tobias und die Schwalbe, aufgeführt 1682, entnommen dem Zittauischen Theatrum, Dresden 1699.

Ziemlich reich stellt sich hingegen die Geschichte dar, der wir die Geographie anreihen, da beide Wissenschaften noch nicht entschieden getrennt sind. Aus Etterlin's Chronik der Eidgenossenschaft (Basel 1507) lesen wir die Geschichte von Grißlers (Geßlers) Hut, vom Tellenschuß, und Rudolfs von Habsburg Zusammentreffen mit dem Priester am angeschwollenen Bache — drei willkommene Beiträge zum Verständniß Schillerischer Dichtungen; — aus Aventinus (Thurnmeyers) bayerischer Chronik (vollendet 1533, gedruckt zu Frankfurt 1566), die Schlacht bei

Digitized by Google

Ampfing, die für Uhland und für Moritz Rapps Atellanen Gegenstand dramatischer Behandlung geworden ist; aus Sebastian Franks Weltbuch (Tübingen 1534) Schilderungen des damaligen Deutschlands, zum Theil mit stark polemischer Färbung; aus Tschudi's Rhätia (Basel 1538) Sprachliches, und aus seinem Chronicon helveticum (Basel 1734) die Schlacht bei Sempach und des Zürcher Bürgermeisters Waldmann Handlung (peinlichen Prozeß); aus Sebastian Münsters Cosmographie (Basel 1544) einem Lieblingsbuche der Zeit, die Mahr „von den neuwen Inseln," d. h. eine Schilderung des neuentdeckten Wunderlands Americ. von dem die alte Welt damals noch täglich neue staunenswerthe Botschaft empfing; aus Stumpff's Kaiser Heinrich IV. (Ausg. von 1556). die Geschichte von Canossa; aus Lehmanns Speyrischer Chronik (1612) einen vergleichenden Abriß der drei Verfassungen (Monarchia, Aristocratia, Democratia), woran sich das Bild der Verfassung von Speier reiht, sodann Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg. Der Mukowitischen und Persischen Reyse des Adam Olearius (1656) ist eine sehr traurige und wohl nicht absichtslos gewählte Schilderung „von der Russen Natur, Eigenschafft der Gemüther und Sitten" entnommen, nebst der „Historie von Alexander," wie sie sich in der persischen Ueberlieferung wunderbar umgestaltet hat; endlich der musterhaften Geschichte der Teutschen von Masco (1737, 1750), ein Bild der Deutschen zur Zeit der Völkerwanderung. Höchst ansprechend hebt sich dieser werthvolle Schriftsteller, der genannt und ungenannt noch immer für unsere älteste Geschichte ein vielgebrauchtes Hülfsmittel ist, auch hinsichtlich seiner würdigen reinen Sprache von dem unmittelbar nachfolgenden Gundling ab.

Die politische Beredtsamkeit hat sich bekanntlich mit den großen Aenderungen, die der 30jährige Krieg befestigte, aus der Oeffentlichkeit hinter die Thüren der Kanzleien zurückgezogen, und während sie z. B. bei einem englischen Lebehuh dieser Art eine der ersten Stelle einnahme, dürfen wir hier nur wenige Proben von ihr erwarten. Luther wider die stürmenden Bawren (Ausg. von 1569), Huttens „Klagschrift an alle Stände deutscher Nation" (1520), und von demselben „Feder das erst" (das erste Fieber, 1521), Zwingli's Vermahnung an die Eidgenossen (1524), Capito's (des Straßburger und Hagenauer Reformators, † 1541) Schrift über die Secularisation der Kirchengüter (ohne Datum, aus einer Basler Bibliothek wohl zuerst mitgetheilt); endlich aus Sebastian Franks Weltbuch die polemische Schilderung der viererley Ständ Germaniä, gehören in dieses Fach.

Briefe sind mitgetheilt von Luther in großer Zahl und Mannigfaltigkeit; von Nicolaus Manuel, dem durch Grüneisens Monographie bekannten Berner, einer von 1526; endlich mehrere von Speners „Theologischen Bedencken, und andern Brieflichen Antworten" (1700—1702), die für ihre Zeit zum Theil von so großer Bedeutung geworden sind.

Die großen und mannigfaltigen Vorzüge dieses geschichtlichen Verfahrens für den Unterricht in Sprache, Literaturgeschichte, Metrik und Poetik liegen am Tage. Was die Sprache betrifft, so darf man wohl behaupten, daß es kein besseres Mittel gebe, falsche Ansichten über Richtiges und Unrichtiges in ihr niederzuschlagen, als wenn der Schüler unter Anleitung des Lehrers erkennen lernt, wie sich in unserer deutschen Schriftsprache Jegliches von Anfang gebildet hat. Es ist für solche, die ohne Lehrer daran gehen, sich in die Alterthümer der Sprache hineinzuleben, kein übler Rath, den der Herausgeber ertheilt, nämlich von hinten zu lesen, weil sie so stückweise die Gestalt abfallen sehen, die das Neue vom Alten unterscheidet, und im schon Gelesenen jedesmal Fingerzeige besitzen zum Verständniß dessen, was man neu vornehmen. Es gibt auch für Entwicklung des philologischen Sinns im Allgemeinen kein besseres Mittel, als eine solche vergleichende Betrachtung der Perioden einer Sprache, denn obwohl immer verändert, ist sie doch stets dieselbe und das Auge des Geistes gewöhnt sich, die Logik des Sprachgeistes an und für sich zu erfassen, indem alle Verwandlungen der Form eben durch die überall sich aufdringende Vergleichung zuletzt keine Schwierigkeit mehr machen. Auch in der äußerlichsten Hülle der Sprache, in der Orthographie, bietet wenigstens der zweite Theil — denn für die früheren Jahrhunderte hat sich die Wissenschaft andere Rechte genommen — reiche Belehrung; wir sehen die Formen, die uns nun geläufig aus der Feder fließen, nach manchem Kampfe sich festsetzen, erkennen in Manchem, was unsrer Schreibweise noch Tadelnswerthes anklebt, nur noch die Trümmer von Gewohnheiten, die einst weit verbreitet waren, oder die Alleinherrschaft von solchen, die einst schüchtern zuerst nur ein kleines Fleckchen in Anspruch nahmen, wie z. B. die Sitte der großen Anfangsbuchstaben bei Substantiven.

Ueber die Vortheile der historischen Behandlung für die Literaturgeschichte sagt der Herausgeber sehr richtig: „Sie geht bei allen Völkern und zu allen Zeiten Hand in Hand mit der Geschichte der Sprache; zwischen beiden besteht eine unauflösbare Wechselwirkung; die Sprache bildet den Dichter, ebenswohl als sie von ihm gebildet wird. Wer kann sich z. B. Goethe's Iphigenie in der Sprache Gottscheds denken? Und nicht bloß der Verlauf des Ganzen wird bei diesem Verfahren überschaulicher; auch jeden einzelnen Dichter, den größeren

Digitized by Google

wie den geringeren versteht man besser, und würdigt ihn richtiger in Lob und Tadel, wenn man ihn unter seinen mitstrebenden Zeitgenossen erblickt, wenn man ihn in der Mitte der Vorgänger sieht, von denen er lernte, und der Nachfolger, die wiederum von ihm lernen konnten." Um die Entwicklung der Literatur in allen ihren Windungen und Seitenwegen darzulegen, hat er, wie er sich ausdrückt, aus jeder Periode nicht bloß ausgelesen, was ihm schön dünkte, indem das nur „eine chronologisch geordnete Anthologie gäbe, ein Bild ohne Schatten und Perspektive," sondern er hat getrachtet, von jeder Entwicklungsstufe „charakteristische Proben" zu bieten, also auch die Verirrung und Nichtigkeit, die zuweilen dominieren, wenigstens anzudeuten neben dem, was auch in der schlechtesten Zeit noch von Funken der wahren Poesie vorhanden ist. Es versteht sich von selbst, daß in einem solchen „Urkundenbuche" von willkürlichen Neuderungen, wie manche Beispielsammlungen sie für nöthig erachten, nicht die Rede seyn kann. Diese Treue wird historisch wichtig, besonders in den Fällen, wo sie uns einzelne Dichtungen wieder in ihrer ältesten, sonst vergessenen Gestalt vorführt, z. B. Manches von Schiller und Lieder der älteren geistlichen Dichter, denen die Herausgeber der Gesangbücher so vielerlei und so schweres Unrecht angethan haben.

Für die Metrik ist gleichfalls nicht geringer Gewinn zu hoffen. Es ist hier nicht der Ort zu Besprechung einer Streitfrage, die zwischen der klopstock-vossischen Schule — wenn der Ausdruck erlaubt ist — und der romantisch-grimmischen unfehlbar noch sehr ernsthaft wird vorgenommen werden müssen, nämlich ob denn überhaupt die Nachahmung antiker Versmaße dem Wesen der deutschen Sprache zusage. Der Herausgeber verneint es, gestützt auf grammatische und schriftliche Gründe, da der Sprache diese Form spät erst aufgenöthigt und nie in ihr heimisch geworden sey. Er lebt auch der Hoffnung, daß es der mehr und mehr um sich greifenden historischen Behandlung der Sprachwissenschaft gelingen werde, den fremdartigen Stoff wieder auszustoßen und einer naturgemäßen deutschen Metrik den Weg zu bahnen. Die Stelle des Vorworts zum zweiten Theile, die sich hierüber ausspricht, darf als sehr belehrend empfohlen werden. Wir wollen die Abhängigkeit von der Weise des Alterthums und des Auslands nicht bejammern, da sie uns auch hinwieder zu manchem Guten verholfen hat und einmal durchgemacht werden mußte, aber Alles hat seine Zeit und der Tag ist gekommen, wo wir als ausgelernt, von der Zucht gestrenger Lehrmeister freigesprochen, unser eigen seyn dürfen.

Weiter führt das genannte Vorwort noch aus, welcher Gewinn von einer solchen Behandlung der Literatur für die Poetik zu erwarten stehe. Wie eine gewisse Ansicht die verschiedenen Formen der Metrik, so betrachtet sie insgemein auch die Kategorien und Grundsätze der Poetik als feststehende, nicht bedenkend, daß dieselben doch nur aus der Erfahrung geschöpft seyn können und daher bei der Literaturgeschichte eines jeden Volkes sich wieder anders gestalten müssen. Eine Sammlung deutscher Poesien darf also nicht das fertige Schema, meist eine Abstraktion aus antiker Literatur und Kunstphilosophie, mitbringen; sie muß vielmehr das Beste, das Charakteristische aller Zeiten auslesen, und dann die Gattungen schildern, worein der gefundene Stoff zerfällt. Wenn eine gewisse Gattung, die den Griechen geläufig war, dem Deutschen nie Bedürfniß gewesen ist, so haben wir das nicht als eine Lücke der deutschen Literatur zu beklagen, sondern es eben so einfach hinzunehmen, wie wenn umgekehrt an der griechischen Lyra eine Lieblingssaite der deutschen Harfe fehlt. So nur wird der Aufgabe der Geschichte genügt, die darin besteht, in Gerechtigkeit jede Erscheinung der Menschheit aus sich selbst zu begreifen, nach ihrem eigenen Maßstab jede zu messen.

Mit Vergnügen bemerkt man, daß bei der Auswahl nicht selten die Rücksicht gewaltet hat, solche Stücke zu bringen, die nach ihrem Inhalt für die Kulturgeschichte und die politische der einzelnen Zeiträume belehrend sind, wie im ersten Theil das Wörterbuch des h. Gallus (aus dem 7ten Jahrhundert), naturhistorische Weisheit (aus dem 12ten), die Fortschritte der Predigtkunst, die erhellen, wenn man Taulers kraftvolle Beredtsamkeit (aus dem 14ten Jahrhundert) oder Bruder Berchtolds holdselige (aus dem 13ten) mit der rohen exhortatio ad plebem christianam (aus dem 7ten) zusammenhält; den Schwur der Könige und der Völker bei Straßburg von 842, das Ludwigslied um 890, die zahlreichen historischen Beziehungen in Gedichten Walthers von der Vogelweide, die Andeutungen für Sittengeschichte im Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein, ein Protokoll der Stadt Freiburg im Breisgau wegen Zerstörung der Burg Falkenstein (1388), jene poetischen Schilderungen der Schlachten bei Sempach und Murten; die seltsame Sage vom Sprung des Kalbs über das Uracher Thal bei Hermann von Sachsenheim (vergl. Schwabs schwäbische Alp, S. 139); im zweiten Theil Puschmanns Lobgedicht auf Hans Sachs, das zwar kein anderes poetisches Verdienst hat, als den Reim, aber als gewissenhafte Biographie anzieht, Spee's warmes Loblied auf den Jesuiten Xavier, den Apostel der Inder und Japanesen; eines Weckherlin, Fleming, Opitz, Aßmann von Abschatz Ausbrüche von Stolz, Unmuth und Klage während des trauervollen

Digitized by Google

17ten Jahrhunderts, Günthers Anspielung auf den Gottesdienst der Schweden im Freien, den er in Knabenspielen nachgeahmt; die Entwicklung der deutschen Hexameter und Distichen, deren sich zuerst Fischart ernstlich annimmt — obwohl er sich selbst lustigzu machen scheint über diese „sechsmäßige Silbenstimmung, diesen silbenmäßigen Sechsschlag, diese sechssprüngige Verschen und sechshupfige Reimen, diese Wörtertanzelung und Silbenstelzung," allerdings ein seltsames Gewächs mit ihrem jambischen Vorschlag, ihren unter sich reimenden Pentameterhälften — und die dann bei Clajus († 1592) auch noch gereimt, bei Gottsched in antikerer Gestalt vorkommen; Drollingers matte Hiebe gegen

> den Feind von Geist und Witz, den Reim . .
> der von den rauhen Barden aufgetreit (!)
> die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt;

ferner eine kleine Rücksicht auf die Literatur der Mundarten, die sonst ausgeschlossen bleibt (Hebel und Usteri), Freienthals Klagen über die Menge von unberufenen, ungeschickten Dichtern, geschrieben um 1700, aber noch immer anwendbar. Im dritten Theil endlich die Stellen aus Tschudi, Opitz, Schupp und Leibnitz über deutsche Sprach- und Reimkunst; die Stellen aus Etterlin, die Schiller benützt hat, und denen sich ein Stück aus Abraham a S. Clara als Vorbild für die Capucinerpredigt in Wallensteins Lager anreihen läßt; aus dem Simplicissimus die Geschichten vom Mummelsee, denen Grimm seine Mittheilungen in den deutschen Sagen 1, 59 entnommen hat; aus Sebastian Franks Schilderung vom Franckenland aberglaubische Gebräuche, die der Herausgeber als Nachträge zu Grimms deutscher Mythologie empfiehlt; aus der Hercinia des Opitz eine niedlich mahrchenhafte Schilderung der quellenreichen höchsten Punkte des Riesengebirgs; und so noch Vieles, worauf natürlicherweise die Rede kommt, wenn man sich von der Hand der Geschichte zu den Schatzkammern leiten läßt, worein das geistige Leben eines Volkes von Alters her aufgeschüttet liegt, gleich Metallen von höherem oder geringerem Werth und mit dem Gepräge verschiedener Zeiten.

Wir haben an diesem Buche, weil sein Grundgedanke ein glücklicher Wurf gewesen ist, so viel zu loben gefunden, daß wir ohne Vorwurf der Parteilichkeit auch unverhüllten Tadel aussprechen dürfen. Es mißfällt uns vor Allem die Art, wie Herr Wackernagel über seine Vorgänger spricht. Er ist einer der ersten populär werdenden Jünger der grimmisch-lachmannischen Schule und hat somit ein unabsehbares Feld reicher Ernten vor sich. Während er nun fröhlich schneidet, wo andere gesäet haben, regt sich in ihm ein nicht lobenswerthes Gefühl von Uebermuth: geringschätzig blickt er auf diejenigen herab, die das Schicksal, die Zeitumgebung, bei ähnlichen Versuchen weniger begünstigt haben. Persönliche Ausfälle sollten am wenigsten einem Schulbuch einverleibt werden; auch ist es eine alte Wahrheit, daß die Zeit ihre Kinder verschlingt, darum soll das Schifflein, das einen Augenblick hoch oben schwebt, nicht des unausweichlichen Sinkens vergessen. Demuth ist's, was die vergänglichen Blatter ziert, die der Hauch der Geschichte Stunde für Stunde von den Aesten der großen Welteiche weht. Unangenehm berührt es auch, wie die Manier der Meister in Vielem nachgeahmt erscheint: einem Jakob Grimm verzeihen wir's, wenn er in stolzer Einfalt von sich selber spricht, diese Form ist dem Manne natürlich, sie ist mit ihm geworden; was aber kümmert es uns, ob Herrn Wackernagel „für jetzt die ganze Arbeit verleidet ist?" Und traut er sich wirklich auch als Dichter solche Verdienste zu, daß er zur Entschuldigung, weßhalb er manche selbst klangreiche Namen der Gegenwart übergangen habe, die Bescheidenheit anführen dürfte, die ihn abhalt, „im Buche sich selbst zu vermissen."

Genug dieser Persönlichkeiten: das Buch hat sich trotz derselben Freunde gemacht und in Schulen und sonst die gebührende Stätte gefunden; wir wünschen ihm das auch ferner, dergleichen, daß es bald seine Vollendung erleben möge.

Die Ausstattung ist gelungen: ein stattliches Hochquart, den Text raumsparend in Spalten vertheilt, die statt der Seiten numerirt sind, so daß das Buch, nach den Zahlen gerechnet, doppelt so groß erscheint, als es wirklich ist; das Papier schön und gut; die Buchstaben scharf, was freilich sehr nöthig war, da die Schrift, zumal als lateinische, ihrer Kleinheit wegen wahres Augenpulver ist, äußerlich der Hauptmangel des Buches. Die einzelnen rothgedruckten Zeilen der Titelblätter und der Dedicationen scheinen, namentlich bei der sonstigen erfreulichen Einfachheit der Ausstattung, kein glücklicher Gedanke; man wird uns hoffentlich diesen Flitterstaat nicht mehr ausladen; auch in Kleinigkeiten soll jede Zeit sie selber seyn. Die Verzeichnisse der Namen am Schluß jedes Bandes waren bequemer, wenn der Herausgeber sie nicht zugleich mit Nachtragen und Angaben über die gebrauchten Quellen durchschossen hätte, die zum Theil sehr umfangreich sind und die Uebersichtlichkeit vernichten. Zweckmäßiger sind im dritten Theil die Nachträge weggelassen, die Angaben im Text unter den Namen der einzelnen Schriftsteller angebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. April 1842.

Naturkunde.

1) Grundzüge zu einer allgemeinen Naturansicht für höhere Schulen und das gebildete Publikum von F. J. Hugi. Erste Abtheilung. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1841.

Herr Hugi, ursprünglich zum katholischen Geistlichen gebildet, wandte sich ausschließlich den Naturwissenschaften zu, für die er geboren zu seyn scheint. Seine höchst ausgezeichnete Naturaliensammlung hat er seiner Vaterstadt Solothurn überlassen. Seine zahlreichen Alpenreisen und zuletzt eine größere Reise nach Algier und Unteritalien waren rein in naturwissenschaftlichem Interesse unternommen und haben, wie das vorliegende Buch beweist, eine reiche Ausbeute getragen.

Von Hugis allgemeiner Naturansicht wird uns hier nur der erste Theil, die Ansicht nämlich von der Erde und ihrer Formation aufgedeckt; auf die organische Welt geht der Verfasser hier noch nicht ein, obgleich er ihr Verhältniß zur unorganischen genügend andeutet.

Im Allgemeinen ist diese Naturansicht, obgleich in der Ausführung durchaus in selbstständiger Forschung begründet, doch eine Emanation aus der Naturphilosophie Okens. Wie bei Oken, so wird uns hier aus dem indifferenten Urelement des Aethers durch Polarisirung der Urgegensatz des Sauer- und Wasserstoffs, des Lichts und der Schwere, der solaren und planetaren Himmelskörper, und dann wieder am Erdkörper insbesondere der Gegensatz des Festen und Luftigen, vermittelt durch das Wasser, in seinem Lebensrhythmus entwickelt. Der Grundgedanke ist, daß die sämmtlichen Gebirgs- und Erdarten nicht auf mechanische Weise etwa aus dem Wasser, wie der orthodoxe Neptunismus festsetzt, niedergeschlagen, noch durch Feuer, wie der Vulcanismus annimmt, gewaltsam emporgerissen worden, sondern daß sie in der polaren Wechselwirkung der Elemente auf lebendige Weise entstanden, gewissermaßen gewachsen seyen. Schon Oken hat diese Ansicht ausgesprochen, allein sie ist noch nie so gründlich durchdacht und auf die Naturerfahrung angewendet worden, wie hier von Hugi. Auch unterscheiden sich beide wesentlich in Bezug auf die Krystallisationslehre, indem Oken die ganze Erde ursprünglich zu einem Krystall machte, während Hugi die Krystallisation erst auf einer spätern Stufe der Erdbildung eintreten läßt.

Im Aether ist noch kein Gegensatz, dieser entsteht erst durch Polarisation des Aethers im Sauer- und Wasserstoff, ferner in Stick- und Kohlenstoff und sofort in den Elementen, in denen diese Stoffe in bestimmten Verhältnissen gemischt erscheinen, Luft, Wasser, Erde. Das Wechselspiel dieser Elemente und Stoffe hängt genau mit der Bildung der Himmelskörper zusammen. „Schwere ist eigentlich Körperbildungsstreben, Streben nach Ganzheit mit dem Mutterorganismus, oder Centraltbatigkeit; ihr entgegengesetzt ist das Licht, es ist, wie man zu sagen pflegt, centrifugal. Auf unserer Erde ist kein Leuchten denkbar ohne Auflösung oder ohne Streben darnach; alles Leuchten vielmehr erscheint als eine mehr oder weniger rasche Auslösung fester Formen, oder auch flüssiger in luftige und durch dieselben. Diesen Sinn hat alles individuelle Leuchten unserer Erde vom faulen Holze an bis zur Flamme, welche als durch die Ausgleichungsenergie lenchtende Verflüchtigung fester Formen in luftige erscheint. In mehr allgemeiner Beziehung bemerken wir beim Erdganzen (was aber erst später zu erörtern seyn wird), daß die Atmosphäre fortwährend von dem Erdganzen absorbirt werde; sie wird durch den Lebensakt fortwährend in Flüssiges und auch Festes umgewandelt, und diese gröbern Formen wieder theilweise zu luftigen reducirt, und zwar in fortwährendem

Digitized by Google

Rhythmus, wie wir ihn beim Pflanzen- und Thierleben zwiſchen In- und Exhalation walten ſehen, ſo lange das Leben dauert. Verdichtung und Verflüchtigung halten ſomit in fortwährendem Rhythmus ſich das Gleichgewicht, und bedingen ſich gegenſeitig analog der Inhalation und Exhalation. Bei allem Leben ſomit tritt uns im wechſelnden Gegenſatze ein Verkörperungs- und ein Auflöſungsſtreben entgegen; das erſtere entſpricht der Körperbildung, der Schwere, wie das letztere der Auflöſung oder der Lichtaktion." S. 76.

Ehe wir noch zur Betrachtung unſerer Erde ſchreiten, erkennen wir auch ſchon an andern Himmelskörpern dieſes rhythmiſche Ausgleichen der feſten und flüſſigen Formen, den großen Athmungsprozeß der Natur. „Das Sonnenleben beſteht in der Wechſelwirkung der Grundformen oder im energiſchen Ausgleichungsverhaltniſſe der Luftform mit dem Feſten, bedingt durch das Flüſſige, wie wir's bei allem Lebenden beobachten; dieſes Ausgleichungsſtreben iſt rhythmiſch, und muß es ſeyn, ſonſt wären die reinen Formen bald abſorbirt, oder das Ganze zu einer gemeinſamen todten Maſſe ausgeglichen, verbrannt u. ſ. w. Kontraktion und Expanſion, Ein- und Ausathmen, Bilden und Auflöſen, Schwere und Licht müſſen in pulsartigem Rhythmus ſich das Gleichgewicht halten; denn die eine Aktion iſt nur durch die entgegengeſetzte bedingt. Da nun das Licht, im Gegenſatze zur Maſſenbildung, in Reduktionsthätigkeit oder in Aſſimilation der entäuſerten Luftform in der Atmoſphäre beſteht, ſo rechtfertigt ſich dieſe Annahme. Die Sonnenflecken ſind Stellen, die in der Abſorption der Luftform, im innern Flüſſigkeitsbilden und Entwickeln feſterer Formen begriffen ſind, die leuchtenden Stellen dagegen ſind ſolche, die in der Exhalation der entäuſerten Luftform und ihrer Wiederaſſimilation in der Atmoſphäre thätig ſind, und daher als leuchtend, als Leben erregend ſich ausſprechen. (Siehe ſpäter die Erde als Organismus.) Eine Ländermaſſe der Sonnenfläche abſorbirt während einer Arendrehung (ſo lange dauern in der Regel die Sonnenflecken) die Luftform, dann beginnt der entgegengeſetzte Rhythmus wieder, die Exhalation und Aſſimilation iſt der Atmoſphäre, und zwar mit ſteigender Energie, woher ſtatt jener Flecken heller leuchtende Stellen oder Sonnenfackeln erſcheinen." S. 86. Aus derſelben Theorie erklärt der Verfaſſer denn auch die erſtaunlichen Wechſel im Licht und in der Ausdehnung der Aſteroiden. Der Lichtwechſel der Veſta, die große Ausdehnung und Zuſammenziehung der Atmoſphäre an der Ceres und Pallas ſind ihm nur Beweiſe für die Lehre, die er aufſtellt. Die Schwankungen der Saturnkugel, die in ſichtbarer Ebbe und Fluth bald gegen dieſen, bald gegen jenen Pol anſchwillt, beweiſt ihm daſſelbe, und mehr als alles der außerordentliche Wechſel in der Atmoſphäre der Kometen. „Der Schweif der Kometen iſt keine durch die Schnelligkeit der Bewegung gleichſam nachgeſchleppte Nebelmaſſe (was ſo irrig angenommen wurde), denn bei der Entfernung von der Sonne eilt er der Maſſe voran; ſondern in ihm ſpricht ſich der Gegenſatz von Mittelpunkt und Umfang, von Schwere und Licht einerſeits, und andererſeits von Kontraktion und Expanſion, die allem Leben ſo weſentlich iſt, am beſtimmteſten aus. Der der Sonne zugekehrte ſogenannte Kopf des Kometen iſt jedenfalls, durch das Sonnenleben bedingt, in ungeheurer Thätigkeit, und auffallend ſchnelle Maſſenbildung oder Kontraktion iſt nicht zu verkennen. Eben ſo wenig iſt man im Schweife die entgegengeſetzte Lebensaktion zu verkennen im Stande; ſein Leuchten erſcheint als Folge der Aſſimilation in der dem Kometen und der Sonne entgegengeſetzten und polaren Dunſtmaſſe. Beim Erſcheinen ſind die Kometen in der Regel ganz ohne Schweif und zeigen ſich als ungebeure Dunſtballe. In der der Sonne nahern und ihr vorzugsweiſe ausgeſetzten Dunſtmaſſe ſcheint nun eine eigenthümliche Entwicklung zu beginnen, es zeigen ſich um den Kern leuchtende Kreiſe. Die Beleuchtung geht wohl von der Sonne aus; allein eine dadurch bedingte Selbſtthätigkeit und wenigſt theilweiſe Selbſtleuchtung iſt nicht zu verkennen. Beim Kometen von 1811 beobachtete man ein wechſelweiſes Verkürzen und Verlangern des Schweifes, und zwar ſo auffallend raſch, daß unmöglich die Dunſtmaſſe in ſo kurzen Zeitpuncten ſich hatte zuſammenziehen und wieder ausdehnen können. Gleiches beobachtete Keppler beim Kometen von 1607. Der Schweif, ſagte er, war abwechſelnd kurz, und dann plötzlich wieder ſehr lang. Aehnliche Erſcheinungen hat man auch bei mehreren andern beobachtet. Dieſe Thatſachen ſprechen offenbar für eine eigene Thätigkeit in der Dunſtmaſſe des Schweifes, die jener des centralen Kopfes entgegengeſetzt iſt; beide aber ſcheinen ſich gegenſeitig wie polare Aktionen, wie Kontraktion und Expanſion, oder wie Ein- und Ausathmen zu bedingen. Das iſt richtig: je mehr der Komet, den Geſetzen der Schwere unterworfen, zur Sonne eilt und ſich geſtaltet, deſto beſtimmter und größer wird auch der immer von der Sonne abgekehrte Schweif, und dann wieder umgekehrt; eine Polarität, entſprechend der Schwere- und Lichttendenz iſt daher zwiſchen Kopf und Schweif, und beider in ihrer Ausgleichung nicht zu verkennen." S. 114. Dabei muß bemerkt werden, daß der Verfaſſer die Feuerkugeln und Sternſchnuppen nicht zu den aſtronomiſchen Körpern rechnet, ſondern ihnen einen rein terreſtriſchen und atmoſphäriſchen Urſprung zuerkennt.

Digitized by Google

Wir betrachten nun die Erde insbesondere. Was mag wohl ursprünglich der erste feste Erdkern gewesen seyn, der sich im Gegensatz gegen Luft und Wasser bildete? Herr Hugi weist sehr umständlich nach, daß es der Thon gewesen seyn müsse. „Bekanntlich schloß Alexander von Humboldt Thon, Steinsalz und viele andere Gebirgsarten in bestimmte Mengen von atmosphärischer Luft ein. Nach einiger Zeit zeigte sich dann jedesmal, daß die Luft sich sehr vermindert, daß der Ueberrest sehr wenig Sauerstoff enthielt, überhaupt dieser größtentheils absorbirt und dagegen Kohlensäure gebildet worden sey. Ein Stück Thon z. B. in 3000 Theile atmosphärische Luft eingeschlossen, absorbirte 756 Theile Sauerstoff und nur 81 Theile davon blieben noch zurück; dagegen aber entwickelte das Gestein 127 Theile kohlensaures Gas und etwas Wasserstoff. Es erfolgte somit gerade das und im gleichen Verhältnisse, was beim Athmen des Thieres erfolgte; der Sauerstoff der eingeathmeten Luft wird größtentheils absorbirt und dagegen kohlensaures Gas gebildet, das nun mit dem eingeathmeten und wenig veränderten Stickstoff entweicht. Nach jenem Experimente von Humboldt war jener Thon im Stande, von 0,028 Sauerstoff, der in der ganzen Luftmasse sich fand, 0,024 zu absorbiren, in seine eigene Masse zu umwandeln und dagegen etwas Kohlen- und Wasserstoffgas zu entwickeln. Die gleichen Versuche wurden von Böckmann, Ruhland, Schübler, Sauffure u. s. w. wiederholt und fast auf alle Gebirgsarten der Erdfläche angewendet. Nicht nur wurden jedesmal obige Resultate bestätigt, sondern aus den außerordentlich großen Reihen von Versuchen ergibt sich die durchaus unläugbare Thatsache, daß alle Gebirgsarten, aus welchen die Erdoberfläche besteht, auch im abgesonderten Zustande, die atmosphärische Luft energisch absorbiren, verdichten oder in Flüssiges umwandeln und dagegen Kohle entwickeln. Granit und durch Feuer veränderte Gebirgsarten sind dieser Wechselwirkung sehr wenig empfänglich, ja sie absorbiren kaum die Hälfte ihres Volumens, da unveränderte und vorzüglich neuere Gebirgsarten das sechs- bis zwölffache ihres eignen Volumens Sauerstoff absorbiren; ja manche sollen sogar das 20 bis 30fache ihres eignen Volumens einsaugen. Am empfänglichsten für diese Thätigkeit sind Thone, Steinkohlen und Steinsalz. Ich habe darüber jahrelange Versuche angestellt." S. 125. Hieraus nun erklärt der Verfasser die Entstehung der Quellen. „Wenn nun die Atmosphäre von den Gebirgsmassen fortwährend absorbirt, entsäuert und allenthalben als gelöstes oder irrespirables Gas in kaum glaublicher Menge den Gebirgsgebilden weder entsteigt, und wenn wir dabei beobachten, daß manche kieslichte und thonigte einzelne Gesteine unter dem atmosphärischen Einflusse sich vorzüglich beim Fallen des Barometers befeuchten, und ganze Schichtenmassen von Feuchtigkeit durchdrungen, allenthalben Tropfen ausscheiden, die reich an Kohlensäure nach und nach zusammenfließen und den eigentlichen, den Grundquellen, den Ursprung geben, wer sollte alle jene Thätigkeiten nicht von der Absorption der Atmosphäre durch die Gebirgsmassen und von ihrer innern Zersetzung und theilweisen Umwandlung zu Flüssigem ableiten wollen, und gegründet auf unwiderlegliche Thatsachen, am ungezwungensten können? Woher sonst jene Saure der Quellen, woher die Entsäuerung der eingesogenen atmosphärischen Luft? Welchen Sinn hätte sonst der fortwährende Wechselrhythmus zwischen Einathmen gesäuerter, respirabler Luft und Ausathmen entsäuerter, irrespirabler? Wahrlich die flüssige Form des Erdkörpers ist analog den Flüssigkeiten der individuellen Organismen. Wie beim Thiere das Blut durch die eingeathmete Luft gesäuert, lebensfähig, und im Körper dann entsäuert, wieder nach der Säuerung strebt, und so als Mittelform zwischen beiden Extremen unter rhythmischer Ausgleichung schwankt, so muß auch das Wasser der Erde als Mittelform betrachtet werden." S. 137.

Was die von der Erde wieder aufgeathmete Luft betrift, so heißt es darüber: „Steigt die in der Erde ausgeglichene Luftform als entsäuert wieder in die Atmosphäre und wird, wie angeführt, in ihr wieder assimilirt, so muß dabei der Sauerstoff der Kohlensäure mit der Atmosphäre sich ausgleichen und ihr stöchiometrisches Verhältniß erhalten oder herstellen, der Wasserstoff der gleichen Kohle dagegen, außer Verbindung gebracht, muß wieder neue Verbindungen erstreben, und als Dunst, Wasser und mannigfache Meteormassen auftreten. Selbst die Winde erscheinen als Folge jener atmosphärischen Assimilation, und ebenso die Temperatur als Aeußerung der mehr oder weniger regen Lebensthätigkeit." S. 141.

Welchen Antheil aber nimmt das Meer an diesem großen Naturprozeß? Darüber sagt der Verfasser viel Originelles, auf eigene Beobachtung Gegründetes: „Auf dem hohen Mittelmeer zwischen Algier und Sardinien sah ich es bei anhaltender Windstille täglich zweimal vom hellen Meerblau durch das dunkle bis ins Meergrüne seine Farbe ändern. Hatte es die meergrüne Farbe erreicht, so sah das seiner Fläche genäherte Auge unzählige kleine Bläschen entstehen und im gleichen Momente wieder vergehen; das Meer schien gleichsam ein zelliges, eigenthümliches Gefüge zu besitzen. Wie die meergrüne Farbe sich wieder verlor, hörte auch jene Bläschenbildung auf und erschien aufs Neue, und jedesmal mit ihr.

Digitized by Google

Die Bläschen waren hell und glänzend, und eine energische Gasentwicklung war in ihnen nicht zu verkennen. Oel aufs Waſſer gegoſſen hemmte jene Bläschenbildung gänzlich. Bei der Nacht erſchienen dann jene Bläschen als leuchtende Punkte. Man ſah vom Schiffe herab zuerſt nur einzelne Pünktchen aufflammen und im gleichen Momente verſchwinden, mit der meergrünen Farbe aber nahmen ſie ſo zu, daß ganze Flächen leuchtend erſchienen. Legte ſich das Auge möglichſt nahe an die Waſſerfläche, ſo ſah es die Pünktchen ½ bis 1½ Zoll unter der Oberfläche entſtehen, aufſteigen und vergehen. Wenn man das Waſſer peitſchte, ſchien es ganz zu glühen, ebenſo allenthalben, wo es aufprallte, oder der Kiel des Schiffes es durchfurchte. Jedesmal, wenn das Meer in dieſem leuchtenden Zuſtande ſich befand, hob es ſich in kleinen, ſchäumenden Wellen, ohne daß auch nur die geringſte Spur eines Lüftchens ausgemittelt werden konnte. Oel aufs Waſſer gegoſſen hemmte das Leuchten und mäßigte die Bewegung. Auch die zarteſten Elektrometer zeigten bei jenem Leuchten nicht die geringſte Spur von elektriſcher Thätigkeit, und die mikroskopiſche Unterſuchung wies jedesmal nur helles Waſſer und nie eine Spur von Infuſorien, von gallertartigen, leuchtender Maſſe u. ſ. w. Manche voreilige Beobachter, bei denen man oft nur eine einſeitige Anſicht reden hört, mögen darüber ſagen, was ſie wollen, die Sache verhält ſich wie eben berührt. Bei Taranto ſah ich vom Ufer herab den Muſchelfiſchern zu, welche Pholas dactilis mit langem Meſſer aus dem thonichten Grunde heraus ſtachen, um ſie dann als Lecherbiſſen verkaufen zu können. Jene Fiſcher ſtanden bis übers Knie im Waſſer und hatten in der linken Hand ein Krüglein mit Oel. Hatten ſie im Grunde die Oeffnung einer Muſchel entdeckt, ſo ſtachen ſie mit dem Meſſer den Grund kreisförmig aus, ſchlugen mit der Hand das trüb gewordene Waſſer weg, ſpritzten nun mit einer Feder Oel aufs Waſſer und ſaben dann wieder nach der Muſchel im Grunde. Das gab Veranlaſſung zu den genaueſten Unterſuchungen. Die Fiſcher brauchen bei heller Farbe des Meers das Oel nur ſelten, bei der meergrünen aber iſt es unentbehrlich. Bei nur geringer Bewegung wird das Waſſer ſo dlatig, daß man den Grund nie zu ſehen im Stande iſt, wird dabei aber Oel auf die Fläche geſpritzt, hört mit einem Augenblicke alle Bläschenbildung auf, und man ſieht auf dem Grunde auch das zarteſte Steinchen. Bei heftiger Wellenbewegung goß ich ſpäter zwei kleine Tonnen Oel aus und bedeckte die Meeresfläche zwiſchen der Peters- und Paulsinſel faſt ganz damit; die Mäßigung der Wellenbewegung war ſo auffallend, daß man in Tarant ſtaunte und mich zu künftigen Unterſuchungen bis zum Vorgebirge Leuca unterſtützte. Daß übrigens auch ohne geringſten Wind ſehr oft das Meer in heftigſten Aufruhr gerathe, und gleichſam zu ſieden ſcheint, iſt eine allbekannte Thatſache. Man denke endlich an die Sturmfluthen, wo das Meer, wie 1825 in Italien, ohne Wind in Aufruhr gerath und über ganze Bezirke ſich ergießt. So kam auch 1744 und 1767 der Zürcherſee bei ſtiller Luft in Aufruhr, als wollte er in die Luft übergehen. — Aus allem ergibt ſich, daß das Meer keine todte Maſſe iſt, daß es vielmehr mit dem Erdfeſten ſowohl, als mit der Atmoſphäre in lebendiger Wechſelbeziehung ſtehe, und fortwährend das Gleichgewicht von Säuerung und Entſäuerung zwiſchen beiden herzuſtellen bemüht iſt; es athmet daher ein und aus, wie das feſte Land, jedoch, wie es ſcheint, in entgegengeſetzter Richtung. Entſäuert ſich die Atmoſphäre durch die Inhalation des Feſten, ſo erwachen ihre Gegenſätze zum geſäuerten Meere, ſeine Farbe trübt ſich, endlich gleichen beide ſich aus unter angeführter, täglich zweimal ſich ereignender Blaſenbildung, die unter Umſtänden ſo ſich ſteigert, daß das Meer an einzelnen Stellen zu ſieden ſcheint, und ſich unter Gasentwicklung in die Atmoſphäre hebt, um mit ihren Gegenſätzen ſich auszugleichen. — Daß das Meer als +, oder als ſäurend gegen die Atmoſphäre aufzutreten pflege und rhythmiſch auftrete, erhellet auch dadurch, daß in der Regel jene Bläschenbildung und jenes Leuchten nur während oder unmittelbar nach dem Fallen des Barometers, mithin während der Inhalation der Erde eintritt, und daß jenes grelle Ausgleichen und Wogenſchlagen ohne Wind jederzeit nur bei auffallend grellem Fallen des Barometers und vor heftigem Ungewitter erfolgt. Während der Inhalation des feſten Landes und der dadurch bedingten Entſäuerung der Luft, ſcheint eine Säuerung oder eine Erhalation geſäuerten Gaſes im Meere zu erfolgen, und ſo das ſtöchiometriſche Verhältniß, oder das Gleichgewicht wieder hergeſtellt zu werden." S. 145 ff. Das Leuchten des Meers wird hier als eine Folge der Säuerung, der Entwicklung des Sauerſtoffs erklärt. Zugleich wird der Verſuch gemacht, die alten Erklärungen der Ebbe und Fluth zu entkräften und dieſe Erſcheinung, wie auch die der Waſſerhoſen, lediglich für den großen Athmungsprozeß des Waſſers zu vindiciren und aus der Aſtronomie ausſchließlich in die Meteorologie hinabzuziehen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. April 1842.

Naturkunde.

1) Grundzüge zu einer allgemeinen Naturansicht für höhere Schulen und das gebildete Publikum von F. J. Hugi. Erste Abtheilung. Solothurn, Jent und Gaßmann, 1841.

(Schluß.)

„Wie die Gasausströmungen der Erde, und die regelmäßige Inhalation und Exhalation, oder das Fallen und Steigen des Barometers regelmäßig von 6 zu 6 Stunden wechselt, so auch das Steigen und Fallen des Meeres, das wir Ebbe und Fluth nennen. Man pflegt dieses Steigen und Fallen von der Anziehungskraft des Mondes herzuleiten, allein eine Menge Thatsachen widersprechen, die Bewegung richtet sich nicht nach dem Stande des Mondes, an manchen Orten fehlt diese Bewegung, an manchen ist sie dem allgemeinen Gange entgegengesetzt, an manchen Orten folgt sich Ebbe und Fluth schneller, an manchen endlich täglich nur einmal. Hätte der Mond eine solche Wirkung auf die Hebung der Gewässer, müßte er auch anderen Einfluß auf unsere Erde und vorzüglich die Atmosphäre ausüben, was aber so wenig der Fall ist, daß jede Theorie, welche den Gang des Barometers vom Monde ableiten wollte, mit solchen Thatsachen widerlegt wurde, daß noch keine sich zu halten im Stande war. Wie wollte man auch jene angeführten einzelnen und Lokalbedingen des Meeres, wie die Sturmfluthen, die Wasserhosen und die unzähligen Unregelmäßigkeiten der Ebbe und Fluth, die dem Stande des Mondes und der allgemeinen Bewegung entgegengesetzt sind, erklären, wenn man nicht angeführte Ausgleichung zwischen Atmosphäre und Erde und anderseits zwischen ihr und dem Meere annehmen wollte?“ S. 160.

Wie es scheint, war Herrn Hugi eine Stelle in Strabo's Geographie VI. 2 unbekannt, sonst würde er sie hier erwähnt haben. Strabo sagt dort: die Flammen des Aetna und des Volcano würden durch einen von unten aus dem Meere kommenden Wind angefacht. „Denn die Winde entstehen und wachsen durch die Ausdünstung des Meeres.“ Leider ist eine der nachfolgenden wichtigen Stellen, wo unter diesem neuen Gesichtspunkte die Bedeutung des Aeolus erklärt werden soll, im Text verstümmelt. Höchst merkwürdig ist aber, was Strabo weiter dem Posidonius nacherzählt. Bei derselben heiligen Insel des Vulkan (jetzt Volcano) soll sich genau zur Zeit des Sommersolstitiums das Meer in außerordentlicher Fluth erheben und gekochte Fische auswerfen. Wurden die Meteorologen sich mehr um die Alten, und die Philologen mehr um die Fortschritte der Meteorologie bekümmern, so dürfte man noch manche schätzenswerthe Notiz bei den Alten finden, die einer nähern Prüfung lohnen würde.

Denselben Einfluß, den Strabo bei Ebbe und Fluth der Sonne und nicht dem Monde zuschreibt, erkennt auch Hr. Hugi an und commentirt die Stelle Strabo's, ohne es zu ahnen: „Jeder Punkt der Erdoberfläche nimmt vom Morgen, nach dem Aufgang der Sonne, bis nach Mittag an Lebensenergie zu. Einige Zeit nach dem höchsten Stande der Sonne ist, wie angeführt, der normale Stand des Barometers am tiefsten; vom Morgen mithin bis nach Mittag beginnen die Erdmassen einzuathmen, die innere Assimilation und mit ihr die höchste innere Lebensthätigkeit tritt ein. (Der Barometer fallt von 9 bis 3 Uhr). Dann nach der inneren Ausgleichung und Entsäurung der aufgenommenen Luftform sucht diese ihren Gegensatz wieder nach Außen, und entsteigt entsäuert der Erdfläche, um sich in der Atmosphäre wieder auszugleichen; womit die innere Lebensenergie abnimmt, und der Barometer, wie am Morgen, nach 10 Uhr Nachts seinen höchsten Stand erreicht, und die atmosphärische Assimilation im Gegensatz zur inneren erfolgt. So pulsirt das Leben der Erde vom Stande der Sonne bedingt rhythmisch fort, und mit ihm das der individuellen

Digitized by Google

Organismen, jedoch in schnellerem Athmungsrhythmus, und nur in allgemeinerer Beziehung vom Stande der Sonne bedingt." S. 163. Daraus wird erklärt, warum der Athmungsprozeß der Erde stockt, wenn die Sonne sich entfernt, in der Nacht und im Winter.

In der ersten Bildungsperiode der Erde war der große Athmungsprozeß weit energischer entwickelt, als jetzt. Die Gegensätze rangen eben erst nach einer Ausgleichung. Daher die ungeheuren Massenproduktionen, die jetzt aufgehört haben. Früher bildeten sich die großen unorganischen Massen, später die feineren Gebilde des Organismus. Aber jene Massen sind nicht auf mechanischem Wege ausgeschieden, sondern auf dynamische Weise lebendig entstanden aus der Polarisation der Elementarstoffe. Im Thon erkennt der Verfasser die primitive Erde, die Hauptmasse des Erdkörpers im Gegensatz gegen das Wasser, dagegen ist der Kalk eine spätere Bildung im Gegensatz gegen die Luft. Beide aber sind als die ursprünglichen Gegensätze der Erde gegen Wasser und Luft anzusehen. Erst zwischen beiden gestaltet sich die Kieselwelt und die Kristallisation. „Wie der ursprüngliche Bildungsprozeß der Erdschichten, z. B. des Thonschiefers, des Kalkes u. s. w. ein universeller, dem Erdenleben wesentlicher, und durch den Ausgleichungsrhythmus ihrer Grundformen bedingter, so ist der kristallinische Umgestaltungsprozeß der ursprünglich schleimigen Gebirgsmasse ein individualisirender, der Entwickelung des Pflanzen- und Thierlebens nicht günstiger, ihm aber analoger. Man möchte sagen, wo die kristallinische Individualisirung eintritt, hört jene des Pflanzen- und Thierlebens auf. Alles in der Natur ringt nicht nur nach größerer, leiblicher Vollkommenheit, sondern fortwährend nach größerer Selbstständigkeit, kurz nach Individualität, wie der Geist nach Freiheit." S. 270. Während daher im Thonschiefer schon wirkliche Pflanzen, im Kalk wirkliche Thiere vorkommen, erhebt sich in der dem Organismus feindlichen Kristallisation das Mineral selbst gleichsam zur Potenz des Organismus, und strebt gleichsam gegen das Gesetz der Schwere empor, nicht nur im einzelnen Kristallindividuum, sondern in ganzen senkrechten Gebirgen. Die Erhebung der Gebirge scheint dem Verfasser aus einer lebendigen Kraft, aus einem Wachsthum hervorzugehen und nicht aus vulkanischem Aufstoßen. „Die Forschung pflegt jene Umwandlung und Hebung bald von einem Centralfeuer, bald von einzelnen vulkanischen Herden, bald aber von inneren Gährungsprozessen abzuleiten; die äußeren neueren Formationen, nimmt man an, wurden gesprengt und ganze Alpengebirge als körnige umwandelte Masse über die Spalten aufgetrieben. Diesen Ansichten fehlt einerseits jeder genügende wissenschaftliche Grund und anderseits erscheinen unzählige Thatsachen, die ihnen direkte widersprechen. Vor allem beobachtet man in jenen Gebirgen keine Ergießungen nach Lavaart; und dann nehmen wohl die umgewandelten Gebilde oft die höchsten Stellen ein, allein sie finden sich auch eben so oft lager- und schichtenweise zwischen ursprünglichen Gebilden, ohne daß diese durch mechanische Gewalt von innen nach außen zerstört und ohne daß jene umgewandelten Massen zwischen die Schichten eingedrungen waren; ferner sind alle jene kristallinisch-körnigen Gebilde, wie der Granit, Sienit u. s. w. durchaus nicht blasig, was allem eigentlich Vulkanischen durchaus wesentlich; endlich finden wir allenthalben so allmählige Uebergange, daß wohl an eine Auftreibung durch Feuer geschmolzener Masse nicht gedacht werden sollte. Wir sehen z. B. im Thonschiefer zuerst Glimmerblättchen sich entwickeln, dann allmählig die Masse sich körnen, zu Gneis übergehen, welcher die ursprüngliche Schichtung noch behält, allein, wie das kristallinische Entwickeln vorherrschend wird, allmählig zu granitischer Masse sich wandelt. Kalke u. s. w., welche unmittelbar über oder unter jenen granitartigen Massen liegen, sind wohl dolomitisch und körnig geworden, was bei gleichen Schichten nicht der Fall ist, wenn sie über oder in dem ursprünglichen Schiefer sich ausbreiten; sie haben somit wohl eine formelle und materielle Umwandlung erlitten; allein durchaus nicht eine solche, die von eigentlichem Vulkanismus abgeleitet werden könnte. Die theilweise Umwandlung zu kohlensaurem Kalke, die Entwickelung von Glimmerblättchen, Kalkspat, Turmalin, Blenden u. s. w. spricht nicht für vulkanische Einflüsse, sondern für innere Polarisation durch Spannungs- und Ausgleichungsthätigkeit der Schichten und ganzer Formationen bedingt." S. 277. „Je mehr das Gebilde der ursprünglichen schiefrigen Form sich nähert, desto horizontaler schmiegt es sich hin; wie es dann zum Gneise übergeht, fängt es schon an sich zu heben und aufzuschwellen und im Uebergange zum Granite sich mächtig aufzutreiben, kurz sich selbstständiger zu entwickeln. Auch steht, wenigstens in unsern Alpen und in Kalabrien, die Größe der einzelnen Feldspat- und Quarzkörner mit der Mächtigkeit und dem wellenförmigen und ungeschichteten Auftreiben der Granite in naher Beziehung. Daß mit diesem energischen Entwickelungsakte die Wärme sich steigern mußte, denn sie ist nur eine Aeußerung der Lebensenergie, und daß dabei raschere Gasentwickelung, schnellere Hebung und selbst vulkanische Aeußerung auftreten konnte, ist hier überflüssig zu bemerken; die Geognosie liefert uns einzelne Thatsachen dazu; im Allgemeinen jedoch muß die Entwickelung der kristallinischen Gebirge einem allmähligen Lebensrhythmus und nicht einer Schmelzung und Wiederbildung zugeschrieben werden, was manche

Digitized by Google

Geognosten thun." S. 298. Die Vulkane und Erdbeben erklärt der Verfasser begreiflicherweise nur als Zeichen erhöhter Lebensenergie unmittelbar unter der Erdoberfläche, im Hautsystem der Erde, und nicht als etwas aus tiefster Tiefe Emporwühlendes und Weltuntergangdrohendes.

Hugi nimmt mehrere rhythmische Stufen der Erdbildung an, in denen sich die ganze zwischen Thon und Kalk liegende Produktenreihe öfter, nur jedesmal minder energisch, in nicht so massenhaften Schichten und in immer feinerer Ausbildung wiederholt und der Herrschaft des Organismus immer mehr nähert. Alle Bildung geht vom Mächtigen zum Feinen und von Wasserbildung zu Luftbildung über. „Bei aller Entwicklung beobachten wir Kontraktion und Expansion der Formen, die sich wie Einathmen und Ausathmen das Gleichgewicht halten und sich gegenseitig bedingen. Alle Entwicklung erscheint nur als Folge dieser polaren Thätigkeit. Die Dauer jeder Periode verhielt sich wie die Mächtigkeit des Flüssigen und der aus ihm entwickelten Gebilde, wober neuere Perioden sich rascher gefolgt seyn mögen. Es scheinen aber auch untergeordnete Perioden stattgefunden zu haben, was die Abtheilung der Formationen in bestimmte Schichten zu beurkunden scheint. Diese Schichtenperioden mögen mit dem Rhythmus der Erde in ihrer Bahn um die Sonne und der dadurch bedingten Zu- und Annahme der Wärme und der dynamischen Lebensregung jedesmal im Zusammenhange gestanden haben." S. 339. „Die geognostischen Formationen geben von Seegebilden allmählig in Ufer-, Sumpf- und Landgebilde über, es entstunden endlich Geschöpfe, die nicht mehr Wasserathmer waren, sondern unter unmittelbarem Einflusse der Atmosphäre sich entwickelten. Die ersten Anfänge von diesen scheinen mit denen unseres kälteren Klimas mehr Analogie zu besitzen, als spätere Formen, unter denen wir meist Organismen beobachten, wie sie nur heiße Klimate hervorzubringen im Stande sind. Jede geognostische Periode liefert uns Belege dazu. Unmittelbar vor einer der letzten Fluthen beobachten wir in unserem Norden ganze Palmenwälder, Elephanten u. s. w.; so in früherer Periode ähnliche Pflanzen heißer Klimate, Mammuthe, Megatherien u. s. w. In noch früheren Perioden erscheinen vor ihrem Schlusse wieder analoge Riesengeschöpfe, welche große Wärme heißer Klimate beurkunden. Die Wärme verhält sich in der ganzen Natur, wie die Thätigkeit des Lebens und der innern Gestaltung, mit dieser aber ist wieder die Energie der Ausgleichung der Grundformen oder ihrer Organe und somit die Entsäuerung der Luftform identisch. Wenn nun jene Palmenwälder und Elephanten des Nordens auf große damalige Wärme schließen lassen, so gilt der Schluß auch für damalige erhöhte Wärme der Schichtensysteme, mithin für Absorption und Entsäuerung der Luftform und innere Thätigkeit der Erdgebilde, durch die endlich die Atmosphäre so entsäuert wurde, daß sie ihr stöchiometrisches Verhältniß zu verlieren, sich zu zersetzen und die Gebirgssysteme mit Flüssigkeit zu bedecken anfing, wodurch dann freilich der bisherige Athmungsrhythmus der Schichtensysteme unterbrochen wurde und somit die innere Thätigkeit und die Erdwärme verschwand. — Es ist nicht ohne Interesse, daß man in Sibirien Elephanten noch mit Haaren, Haut und Fleisch gefunden. Dadurch wird die plötzliche Abnahme der Erdwärme und der Thätigkeit der Schichtensysteme beurkundet, was nur durch eine Ueberfluthung sich denken läßt, die, da das Flüssige wieder zwischen dem Festen und Luftigen sich ausbreitete und mit beiden in Wechselwirkung stand, wieder zu neuen Gebilden sich polarisiren und theils in Festes, theils Luftiges übergehen mußte. Auch diese Erscheinungen mithin sprechen für angeführte Wiederkehr der Fluthen, welche mit der jedesmaligen Mächtigkeit der Atmosphäre, mit der inneren Säuerung mehr oder weniger gewaltiger Gebirgssysteme in gleichem Verhältnisse standen, und früher in längeren, bei späteren kleineren Formationen aber in kürzeren Perioden folgten, bis endlich ein bestimmtes Verhältniß der Grundformen eintrat und ihre gegenseitige Thätigkeit nun im fortwährenden Rhythmus pulsirt, jedoch durch innere Thätigkeit verschiedener Gebilde mehr oder weniger energisch." S. 343.

Schließlich spricht sich der Verfasser noch über die von Ehrenberg entdeckte massenhafte Infusorienwelt aus. Bekanntlich fand Ehrenberg ganze Gebirge bloß aus Infusorienschalen zusammengesetzt. Hugi ist geneigt, diesen Geschöpfen das individuelle thierische Leben abzusprechen und sie für eine im ersten Keim wieder erstickte Universalorganisation zu halten: „Angeführte Thierchen jener lieseligen, schiefrigen und erdigen Gebilde können kaum als Infusorien entstanden und als solche gelebt haben, oder doch kann bei diesen zarten Bläschen kein nach ihrem Tode eingetretener Versteinerungsprozeß angenommen werden, wie er bei den festen Bestandtheilen höherer Thiere eintritt. Bei allen infusoriellen Geschöpfen ist mit ihrem Tode zugleich auch ihre Auflösung gegeben. — Das erste Auftreten des Pflanzen- und Thierlebens muß nur als Individualisirung einzelner Bläschen angesehen werden, die nach thierischem Typus streben, wenn die Blase individuell und selbstständig sich entwickelt, hingegen zur Pflanzenform sich neigen, wenn sie linear-polarisch nach entgegengesetzter Richtung sich entwickeln. Warum sollte nicht auch bei reger Entwicklungsenergie ein weniger individualisirendes, mithin ein

Digitized by Google

kubisches Gestalten angenommen werden können? Daß ein einziger Kubikzoll des festen Gesteins durchaus ohne andere Substanz, oder ohne Bindemittel, aus 41 Billionen solcher infusorieller Blaschenformen bestehe, scheint mehr für diese Ansicht zu sprechen, als für gewöhnliche infusorielle Bildung; eine solche Zusammenhäufung oder Zusammenstuthung einer so ungeheuren Menge von Thierchen, ganz ohne Spur einer andern Substanz, läßt sich wenigstens nicht begreifen. Es scheint vielmehr ein Streben nach Individualisirung der sich bildenden Masse zu höheren Formen, allein auch während dem Bildungsmomente eine Unterdrückung des individuellen Strebens und ein energisches Erwachen des terrestrischen Lebens angenommen werden zu dürfen; woher auch die Kieselpanzer jener Infusorien u. s. w." S. 372.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt des ersten uns hier vorliegenden Bandes eines Werks, das gewiß bin reichend Stoff zum Nachdenken und eine der genialsten Auffassungen der Natur enthält.

Dichtkunst.

Ein Sylvester-Traum. Von Jeremias Gotthelf. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1842.

Erinnert an die Jean Paul'schen Träume. „Ein undewölkter Himmel wölbte sich über meiner Wiege, eine heitere Sonne strahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten sich meiner, schmückten meine Tage, mein Frohsinn zog die muntere Jugend an und Freunde letteten sich an mich. Die ganze Welt lächelte mich an, bestreute meine Bahn mit Blumen, und diese Blumen wurden zu süßen Mädchenaugen, und das süßeste dieser Augenpaare grub sich mir ins Herz hinein, siedelte als meine Geliebte darin sich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hause, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange schlich sich ein, kein Engel mit dem Flammenschwerte jagte Gefallene aus.— Aber plötzlich bog sich eine schwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieser Wolke saß der Tod, und diese Wolke stund still über meinem Hause, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt schlug mir der Tod, und als keines mehr zu schlagen war als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hause ließ er die Wolke stehen, und keine Sonne sah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft." So wird die Stimmung vorbereitet, in welcher der Dichter in der Sylvesternacht träumt. Im Traum selbst erscheinen die Geister der Verstorbenen, um ihre noch lebenden Verwandten ungesehen zu sehen. Hier nahen sich liebende Weiben dankbar den Schlummernden, oder Betenden, oder Leidenden; dort Unselige den in Ueppigkeit Schwelgenden. „Der Drang der Angst trieb sie den Ihren zu, trieb sie ins Saatfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten sie sich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur sehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur kosten, wie bittere Früchte sie trug den Ihren, den Menschen. Aber wie sie auch rangen, wie sie sich wanden, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits war keine Brücke für sie. — Draußen am Fenster bingen mit haarsträubenden Gebärden arme Schatten, hackten wie mit Schnabeln in die Fenster, schlugen wie mit Flügeln an blinde Fenster, aus Spiegelglas, schlugen in verzweiflungsvoller Wuth, aber unwillkürlich im Takte der drinnen tönenden Geigen, ans zerbrechliche Glas: aber keinen Ton gaben die Fenster, keine Scheibe brach, kein grauser Schatten fiel in die Luft hinein; aber in immer größern Wellen brauste drinnen die Luft auf, immer wildere Töne schlugen an die Fenster, immer weiter scholl von innen herans das Getümmel. Immer wilder stürmten die Schatten an die Fenster, pechschwarz ward es an denselbigen, doch auseinander preßten sie sich, wie an sonnichten Fenstern im Winter die Fliegen; sie rangen wie im Todeskampfe, denen drinnen zu verkünden, daß sie über Gräbern tanzten, in giftigem Pfuhle wateten, Gift tränken, von verderblichen Armen umschlungen wären in teuflischer Lust. Sie wollten ihnen zeigen den Unterschied zwischen ihrem Suchen und ihrem Finden, zwischen Lust und Strafe, zwischen Seyn und Werden. Aber wie sie sich wanden und drehten, hackten und schlugen: die drinnen hörten nichts, merkten nichts im Wirbel der Lust, im Taumel der Sünde; in diesen können die Schatten nicht schreien, in diesen werfen die Schatten keinen Schatten."

Diese kleine phantasiereiche Episode unterscheidet sich von dem Genre, in welchem der Verfasser Meister ist. Er hat schon mehrere Sittengemälde aus dem Volksleben (namentlich der Schweiz) geschrieben, welche voll Naturtreue und tiefer Menschenkenntniß, auch bei zuweilen greller Färbung doch nicht ohne einen zarten Hauch von Poesie sind, und auf die wir in unsern Blättern schon mehrmals aufmerksam gemacht haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. Mai 1842.

Naturkunde.

2) Zwölf Briefe über das Erdleben von Dr. C. G. Carus, k. sächs. Leibarzt ꝛc. Stuttgart, Balz, 1841.

Dieses Werk erörtert denselben Gegenstand, wie das vorige und sonderbarerweise geht es auch wieder von der Grundansicht der Oken'schen Naturphilosophie aus, gelangt aber zu einem ganz andern Resultate. Ein Beispiel, das sehr auffallend darthut, wie wenig noch die wissenschaftliche Erkenntniß in diesen Gebieten an unumgängliche Gesetze gebunden ist, wie frei im Gegentheil noch die Phantasie nach Hypothesen jagt. Deßhalb hätte Herr Carus auch wohl mit einer etwas weniger selbstgefälligen Bestimmtheit reden, mit etwas weniger Geringschätzung auf die Ansichten einiger anderer Naturforscher herabsehen dürfen. Wir sind noch lange nicht so weit, um uns hier einer apodiktischen Redeweise bedienen zu dürfen. Wir befinden uns immer noch auf dem Boden der Vermuthungen, und auch Herr Carus reiht nur seine Hypothese allen übrigen an.

Diese Hypothese ist geistvoll, wie Alles, was von Carus kommt, aber immer nur Hypothese. Es würde ihrem poetischen Werthe Abbruch thun, wenn man sie vor den strengen Richterstuhl der erfahrungsmäßigen Naturkenntniß ziehen wollte.

Herr Carus hält die ganze Natur für organisirt und wendet den alten Satz „alles Lebendige kommt aus dem Ei" auch auf die großen Himmelskörper an. Es sind ihm kosmische Embryonen, frei schwebende Eier. Unsere Erde ist auch ein solches Ei und da kann denn von einem festen Erdkern nicht mehr die Rede seyn, im Gegentheil muß nun die Erde, wie dieß auch schon früher von andern behauptet worden ist, eine Hohlkugel seyn. Die äußere Oberfläche der Erde ist nach Herrn Carus nur eine Eierschale, die das inwendige Flüssige, und zwar feurig Flüssige umgibt. Dieser flüssige Inhalt ist Aether, Urmaterie.

Wir müssen uns denken, „wie in einer Zeit, welche wir die Urzeit nennen, in jener ungeheuren planetarischen Nebelsphäre verdichteten, sich polarisirenden Aethers die verschiedenartigsten Elementarstoffe in embryonischer, d. i. in der der Form des Aethers zunächststehenden Gas- und Dunstform sich hervorthaten, wir mögen es zu denken versuchen, wie ungeheure Wolken von Silicium-, Aluminum-, Kalium-, und Calciumdämpfen aus dem Aether geboren werden, und wie sie nun eine schon mehr verdichtete rotirende Dunstkugel bilden, wie sodann die Urgasarten: Sauerstoffgas, Wasserstoffgas und Stickgas hervortreten, und wie Entladung elektrischer Polarität zwischen diesen Elementen von Erd und Luft, die beiden andern Elemente, das Feuer und Wasser hervorrufen, das erstere in Verbrennung jener metallischen Dämpfe zu tropfbarflüssig geschmolzenen Erden, das andere als Produkt verbrannten Wasser- und Sauerstoffgases als wässerige Dämpfe. So schreitet denn die Metamorphose aus Gas zu Dampf, aus Dampf zum Tropfbarflüssigen, deutlich eine Stufe weiter, und wenn der erste Schöpfungstag der Erde durch ihren kometenähnlichen Zustand als Nebelsphäre bezeichnet wurde, so ist ihr zweiter Schöpfungstag bezeichnet durch den Zustand des wolkenumgebenen feurig geschmolzenen Tropfbarflüssigen. In diesem Zustande wagen wir es, da das Flüssige, von der Idee innerer Einheit bestimmt, nie etwas anderes als eine Kugel, d. i. ein Tropfen seyn kann, die Erde selbst zu denken als einen ungeheuren Tropfen feurig geschmolzener Erden, umgeben von einer Atmosphäre gasiger Stoffe und wässeriger Dünste. — Gewiß, wir mögen die Bilder der gewaltigsten Vulkane, der brausendsten Stürme, der grimmigsten Erdbeben zusammenfügen, und doch erscheint alles ein Spiel, ein Hauch, gegen den Gedanken des furchtbaren Kampfes gegen einander wüthender Kräfte eines in jener elementarischen Feuergluth aufschäumenden noch flüssigen Planeten. —

Digitized by Google

Doch weiter muß die Bildung fortschreiten, aus dem Tropfbarflüssigen muß das Starre der Erde hervortreten, während anderes Dampfförmige zu Tropfbarflüssigem (zu Wasser) wird. Man könnte dieß den dritten Schöpfungstag des Planeten nennen. Wie aber das krystallinische Anschießen der Planetenkugel aus ihrem flüssig geschmolzenen Zustande zu denken sey? — Auch über diese Frage will ich Dir getreulich mittheilen, was und wie es sich mir bei aufmerksamer Abwägung von Thatsachen, welche einigermaßen auf dem Wege dieser Vermuthungen oder Ahnungen leiten können, ergeben hat. — Die erste Frage, welche man sich stellen muß, ist offenbar: erfolgt das Anschießen vom Mittelpunkte des Planeten aus oder erfolgt es aus der Peripherie des Tropfens? — Freilich der einzelne Krystall, das kleine Glied der Erde, wenn wir dessen Geschichte befragen, da finden wir ein Festwerden zuerst in seiner Mitte und an diesen Kern legen sich nach geheimen Gesetzen Schichten auf Schichten, bis zur Erschöpfung des der Krystallisation dargebotenen Elements. — Betrachten wir hingegen das selbstständigere organische Individuum, z. B. das Thier in dem ersten Anschießen seiner Substanz aus dem Flüssigen des Eies, und immer sehen wir, daß die feste Gestaltung an der Oberfläche des Dotters beginnt, daß sie dort weiter schreitet, das Flüssige immer mehr umfassend, einschließend, und endlich das als Lebenselement fortwährend sich umbildende Flüssige in seinem Innern bewegend. — Nehmen wir nun noch hinzu, daß die Polarisation der Weltsysteme überhaupt auf vielfältige Erscheinung und Wiederholung von Hohlkugeln hindeutet, und daß es die schöne organische Gesetzmäßigkeit fordert, daß die letzte individuellste Bildung immer die erste elementare nur in höherer Potenz wiederhole, so deutet dieß alles auf ein erstes Gerinnen und Erstarren des Planeten nur an seiner Oberfläche. — Wir müssen aber auch ferner bedenken, daß jenes Anschießen des Starren aus dem Geschmolzen-Flüssigen im Urleben eines Planeten nicht während der Ruhe geschehen konnte, sondern während einem stätigen Umrollen desselben, welches als eine mittlere (und eben darum ursprüngliche) Bewegung zwischen Fortschleudern vom Centrum und Anziehen gegen dasselbe zu fassen ist, und so muß die Ansicht von erster peripherischer Erstarrung des Planeten auch dieserhalb unbedingt das Uebergewicht erhalten." S. 128.

„Mit der Abkühlung und vollkommnern Erstarrung der nach Verbrennung zu Erden orydirten Kiesel-, Thon-, Talk-, Kalk-, Kali- und andern Metalle und mit deren Zusammenschmelzung zu jener ersten im größten Uebergewicht immer wesentlich kieselhaltigen Schale des Erdkörpers, wäre denn also die Angelschaale gegeben, welche mit dem Namen des Urgranites die Gegenosten bezeichnet haben, weil sie sich überall als letztes Fundament der von uns gekannten Gebirgsarten zeigt. Gleichzeitig aber mit diesem starren Niederschlage ist dann auch das Niederschlagen des gleichfalls abgekühlten und verbrannten Hydrogens oder der Wasserdämpfe der Atmosphäre in die Vertiefungen dieser Schale zu denken, und somit das Entstehen eines die krystallinisch angeschossene Urhohlkugel des Planeten großentheils umfluthenden Urmeeres, welches genugsam abgekühlt hin und wieder ebenfalls krystallinisch wird und zu Eis anschießt, und erst mit diesem Vorgange, mit der Sonderung von Wasser und Erde, würde die dritte Schöpfungsperiode der Erde als beschlossen gedacht werden dürfen. Indem jedoch das Gesetz sich auch in der Erdbildung bethätigt, daß der Typus des Theilgebildes den Typus eines Ganzen, dem es angehört, immerfort zu wiederholen strebt, ist, so ergibt sich während jener ersten Erstarrung auch alsbald die Ursache zur Bildung kleinerer Hohlkugeln in der Rinde des Planeten, d. i. es bilden sich aus jenem Grunde blasenförmige Aufwerfungen der von Gasen und Dämpfen die und da theilweise gehobenen Erdrinde, Aufwerfungen, welche, wenn sie geöffnet, in sich wieder zusammensinken, ungeheure ringförmige Umgrenzungen mit eingesenkten, gewaltigen, vertieften Becken veranlassen. Solcher Ringbildungen, wenn man nur von allen durch spätere Umwälzungen und Fermentationen gegebenen Veränderungen gehörig abzusehen vermag, können wir dann auf der Erdoberfläche gar vielfältige Systeme als weit über die Planeten verbreitet vorfinden, Bildungen, in deren größten und tiefsten denn eben die ersten Sammlungen der Gewässer des Urmeeres entstehen mußten. — Natürlich konnten nun so ungeheure Naturvorgänge, wie die jetzt besprochenen, nicht mit einem Male und in Ruhe vorübergehen; neue Niederschläge aus dem ätherischen Nebel der Planetenatmosphäre mußten erfolgen, selbst im Urmeere mögen Massen orydirter Erdmetalle aufgelöst gewesen seyn und durch das dort sodann millionenfach entwickelte früheste und niedrigste Thierleben mögen ungeheure Massen von Kalksubstanz sich neu erzeugt haben (ich erwähnte schon, daß in jedem Ei sich Kalk unter der Bebrütung neu bildet), so daß unter immer neuen Stürmen und mannigfaltigen Verwerfungen und Berstungen des Urgranits dann die gewaltigen Ablagerungen des orydirten Calcium als Kalklager, welche vom vulkanischen Feuer durchglüht zu dem sogenannten Urkalk wurden, und des orydirten Aluminum als Thonschiefer erfolgt seyn; ja aus neuen Schmelzungen schon erstarrter granitischer Massen mögen denn lavenartig die Urporphyre, die neuern Granite und Quarzmassen hervorgegangen seyn. So aber mag es denn geschehen seyn, daß nun nach und nach Urgewässer und Atmosphäre dergestalt sich aufklärten, daß jetzt vielleicht zum ersten Male die Lichtspannung des Planeten

Digitized by Google

mit der Sonne und mit dem weiten Firmamente, die neue Planetenfläche belebend und begeistigend berühren konnte." S. 132.

„Ist nun die Erde so entstanden und gerann ihre wesentliche kieselhaltige Masse aus ungeheuren Entzündungen von Silicium-Dünsten, so mag es nun auch keinem Zweifel unterliegen, daß unter ihrer erstarrten Schale, wenn auch in einer an vielen Stellen für uns gewaltigen Tiefe, jenes Glühen noch immer fortdauert und in den auf der Erde überall verbreiteten Ausbrüchen der Vulkane sich Luft macht. — Für das Erdleben haben wir dann in diesem Fortglühen den einen großen ursprünglich feurigen, d. i. elektrochemischen Vorgang, welchen wir am besten als das innere Elementarfeuer des Planeten bezeichnen, ein Vorgang, durch welchen ohne Zweifel sein ganzes Leben und die Entwicklung der Geschöpfe seiner Oberfläche eben so gewiß bedingt wird, als durch die Wärme unseres Blutes jede Art unserer Thätigkeit und jedes Wachsthum unserer Organe." S. 257.

Dieser letztere Gedanke ist für das ganze Werk vorzugsweise charakteristrend und neu. Er bezieht alle elektrischen Erscheinungen in den beiden Meeren, welche die Erde umgeben, auf das innere Erdfeuer, sowohl die Blitze, Nordlichter, Meteore in der Luft, als die Phosphoreszenzen im Meere. „Im gesammten Lebenskreise der Erde, und weit darüber hinaus, finthet ein großes, ja ein ungeheures elektrisches Spannungsverhältniß, welches, so weit das Element der Luft reicht, im Großen durch Nord- und Südscheine und Gewitter, und im Kleinen durch den in Harz und Glas schlummernden elektrischen Funken, so wie durch das elektrische Leuchten mancher, und Funken- oder Schlägegeben anderer Thiere sich bethätigt. Auch im Elemente des Wassers, welches in großer Erscheinung als Ocean, gleich wie die Atmosphäre über den ganzen Planet, so über drei Viertheile der Erde sich zhinweglegt, muß dieses elektrische Spannungsverhältniß sich wiederholen und bethätigen, und so entstehen denn in seinem Schooße, und nur ihm Nahrung und Entwicklung verdankend, Milliarden eigenlebendiger, zum Theil größerer, zum Theil aber auch uns an und für sich kaum sichtbarer Geschöpfe, in welchen dieses große Spannungsverhältniß sich bricht, und welche durch dieses Allgemeine nun selbst elektrisch und dadurch unter gewissen Bedingungen auch leuchtend werden." S. 195.

Was die Erscheinungen der atmosphärischen Elektricität betrifft, so sieht Herr Carus in den Gewittern der heißen und in den Nordlichtern der kalten Zone wechselseitige Ergänzungen. „Ueber das, was die Polarlichter an sich seyen, hatten sich wunderliche Vorstellungen verbreitet! — am nachsten lag es wohl, sie für elektrische Erscheinungen zu halten; und seit man weiß, daß sie die Magnetnadel bestimmt in Bewegung setzen und seit man die innige Beziehung zwischen Magnetismus und Elektricität kennt, zweifelt Niemand mehr an dieser ihrer Natur. Was mich betrifft, so wird mir das Phänomen dann am deutlichsten, wenn ich zuerst bedenke, wie sich Elektricität im sogenannten luftleeren Raume, d. h. im Raume mit äußerst verdünnter Luft erfüllt, verhalte. Ich weiß nicht, ob Dn einmal Gelegenheit hattest, diesen zierlichen leuchtenden Versuch mit anzusehen? — Man fügt oben in die Glocke einer Luftpumpe eine Messingplatte mit zuleitenden geknöpften Messingstäbchen von außen ein, man bringt diese Zuleitung nun im Dunkeln mit dem Conductor der Elektrisirmaschine in Verbindung, und wie ein Hauch blaulich gelber breiter Strahlen erzeigt sich dann die elektrische Handlung des Aethers durch die von Luft entleerte Glocke hindurch zu dem metallenen Teller, auf welchem sie befestigt ist; einem kleinen Wasserfall zarten luftig blauen Feuers vergleichbar. Diese Erscheinung ist nun einmal ein schöner Beleg zu dem, was ich im vorigen Briefe über den elektrischen Funken als feurigen Lufttropfen schrieb; denn eben weil hier die dichtere Luft fehlt, kann sich der geschlossene sphärische Funken nicht bilden, ein andermal erläutert sie aber auf das vollkommenste, wie in der äußerst verdünnten Luft der höchsten Wolkenregion, ja in der meteorischen, eine andere Gestaltung sich entladender Elektricität hervortreten wird, als in der untern, eine so viel dichtere Luft enthaltenden Region. Aus der Cumuluswolke schlägt der Blitz, aus der in Dünsten, leichtester Luft schwimmenden Cirruswolke aber, wenn sie elektrisch wird, müssen, wie dort unter der Luftpumpe, nur breite und nur im Dunkeln sichtbar werdende Strahlen sich entwickeln. — Da hast Du die Geschichte der Polarlichter! — In jenen arktischen Gegenden, wo keine eigentlichen Gewitter sich mehr bilden, wo es nie blitzt und donnert, leuchtet als ein still verstrahlendes Gewitter das Nordlicht und verströmt die elektrische Wirkung in die ungemessenen höchsten Regionen der Atmosphäre." S. 277.

Ohne uns noch weiter in das Einzelne zu vertiefen, glauben wir die hervorgehobenen Momente als die wichtigsten bezeichnen zu dürfen, die den Leser, so weit dieß eine Recension vermag, in den Stand setzen können, sich von der geistreichen und originellen Naturansicht des Herrn Carus einen Begriff zu machen. Wir glauben übrigens nicht an die Haltbarkeit dieser Theorie der Erdbildung. Die Vergleichung mit dem Ei scheitert schon an dem einzigen Umstande, daß im Ei alles Leben und alle Entwicklung unter der Schale, auf der Erde aber über der Schale vorgeht. Das Tiefsinnigste und zugleich auf die Erfahrung Anwendbarste in dieser Schrift, nämlich die Theorie der Erdelektricität, folgt nicht

Digitized by Google

nothwendig aus der Eierhypothese und kann im Wesentlichen ihre Geltung behaupten auch bei ganz veränderten Voraussetzungen.

Deutsche Alterthümer.

Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jacob Grimm. Berlin, Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften, 1842.

Es ist dieß die erste Vorlesung, welche der vom König von Preußen als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufene berühmte Gelehrte am 3. Febr. d. J. in dieser Versammlung gehalten. Sie betrifft die Entdeckung zweier alliterirenden Gedichte, deren Abfassung über die christliche Zeit unseres vaterländischen Alterthums weg noch in die heidnische zurückweicht. Von Umfang gering, scheinen sie nach den Worten des Herausgebers durch erwünschtesten Aufschluß, den sie plötzlich über verdunkelte Lagen und Verhältnisse an Hand bieten, angestrengte Sorgfalt zu verdienen, falls man überhaupt geneigt ist, diese den einheimischen so eifrig wie den ausländischen zu erweisen. Die kleinen Gedichte stehen in einer Handschrift des Domcapitels zu Merseburg und das Verdienst ihrer Auffindung gebührt dem Dr. Georg Waitz, welcher vorigen Jahr gleich unerwartet wichtige Beitrage zu dem Leben Ulfilas aus einer Pariser Handschrift lieferte. Diese Gedichte sind die bis jetzt ältesten Denkmale deutscher Poesie. Ihre hohe Bedeutung für die Geschichte deutscher Sprache und Literatur leuchtet daher ein. Allein ihr Inhalt macht sie auch für die Geschichte des religiösen Glaubens unserer Vorfahren höchst denkwürdig. Es finden sich in diesen Gedichten außer andern merkwürdigen Bezügen auf heidnischen Brauch und Glauben sieben Namen von Göttern und Göttinnen, deren zwei dem vollständigen System der nordischen Mythologie gänzlich unbekannt sind. Grimm gibt in der vorliegenden Abhandlung ein getreues Facsimile der zwei Gedichte, den hergestellten Text mit lateinischer Uebersetzung, und ausführliche Erklärung der einzelnen Worte, wodurch denn diese schätzbaren Ueberreste fast durchaus deutlich werden. Ein Anhang gibt noch einige andere alte religiöse Formeln aus frühester Zeit. Das erste Gedicht, dem Grimm die Ueberschrift Idisi, d. h. Nymphæ geben will, heißt in der beigefügten lateinischen Uebersetzung so:

Olim sedebant nymphæ, sedebant huc atque illuc,
Aliæ vincula vinciebant, aliæ exercitum morabantur,
Aliæ colligebant serta,
Insultum diis complicibus, introitum heroibus.

Das zweite Stück, welchem der Herausgeber die Ueberschrift Balderes volo gibt, wird lateinisch folgendermaßen wiedergegeben:

Phol et Wodan profecti sunt in silvam,
Tunc Balderi equuleo pes contortus est;
Tum incantavit eum Sinthgunt, Sunnaque ejus soror,
Tum incantavit eum Frua, Follaque ejus soror,
Tum incantavit eum Wodan, sicuti bene novit,
Tam ossis torturam, quam sanguinis torturam, membrique torturam,
Os ad os, sanguinem ad sanguinem,
Membram ad membra, ac si glutinata essent.

Aufgezeichnet wurden diese Stücke im Beginn des zehnten Jahrhunderts und zwar gewiß mit möglichster Erhaltung des Alterthümlichen im Ganzen und Einzelnen, da man dergleichen Dinge als Zauberwerke betrachtete, an welchen sich natürlich auch nichts unwesentlich Scheinendes verrücken ließ. Wie wir noch in spätern Zeiten, sagt Grimm S. 20, allmählig ein System von Teufeln und Hexen sich entfalten sehen, dem die alten Götter und weisen Frauen der Heiden zum Grunde lagen, nach dem aber wirkliche Zaubereien und Beschwörungen geübt wurden, so werden auch jene heidnischen Lieder mit dem verrufenen Götternamen frühe schon als ein nicht gerade unstatthaftes Mittel zu Heilungen und Besprechungen gegolten haben. Die Erzählung, wie Baldurs Fohlen durch Zauberspräche der Götter sein Fuß eingerenkt wurde, achtete der Schreiber unserer Handschrift sogar der Aufnahme in sein geheiligtes Buch für werth; er wähnte, durch Hersagung der Formel könne der erlahmte Fuß eines Menschen, wenigstens eines Thiers hergestellt werden. Nicht anders mochte das dunklere, dem zehnten Jahrhundert dennoch verständlichere Lied von den heidnischen Idisen für entsprechende Anlasse dienlam und der Aufbewahrung würdig erscheinen. Höchst merkwürdig ist besonders noch die fast wörtliche Uebereinstimmung einer von J. Grimm schon in der deutschen Mythologie mitgetheilten dänischen Beschwörungsformel aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem uralten Liede von Baldurs Fohlen.

C. C.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 4. Mai 1842.

Dichtkunst.

Auswahl niederländischer Gedichte. Ins Deutsche übertragen von F. W. Mauvillon. Dritter Theil. Essen, Bädecker, 1841.

Wenn der Verfasser den biedern und kräftigen Charakter der Holländer lobt und preist, so wird Jeder mit ihm übereinstimmen. Wenn er die Einseitigkeiten dieses Charakters entschuldigt, so muß man ihm auch darin Recht geben, denn die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes, der ewige Kampf mit dem Meere, der sich nicht ohne die größte Zähigkeit und Geduld durchführen läßt, die feuchte und meist kalte Luft bedingen eigenthümliche Sitten und Gewohnheiten, und noch mächtiger vielleicht wirkt die lange Isolirung ein, zu der sich die holländische Republik mitten unter monarchisch regierten Völkern verurtheilt sah. Insofern nun hat der Verfasser gewiß Recht, wenn er es tadelt, daß man sich in Deutschland so oft auf Kosten der Holländer lustig macht, ohne ihre wahren Vorzüge zu kennen. Allein eben so sehr hat der Verfasser Unrecht, wenn er seine Vorliebe für die Holländer bis zur gänzlichen Mißkennung eigner nationaler Pflicht ausdehnt, wenn er nicht gelten lassen will, daß die Holländer Deutsche seyen, wenn er sie ausdrücklich (Seite XIII der Einleitung) den Germanen gegenüberstellt, wenn er darüber spottet (S. XII), daß wir in Deutschland wünschen, die Holländer möchten sich, gleich den Schweizern, obwohl in der Mundart abweichend, doch in der Schriftsprache an uns anschließen, und daß sogar der Wunsch geäußert worden ist, sie möchten in unsern Bund treten. Die Holländer sind Deutsche, sie haben keinen Tropfen andres Blut in sich, als alle andern germanischen Stämme, sie reden keine andere Sprache, als die deutsche, nur in der Mundart verschieden. Sie sind Friesen, Brüder der übrigen Friesen, die zum deutschen Bunde gehören. Sie selbst gehörten sieben Jahrhunderte lang dem deutschen Reiche an. Mit welchem Grund will man sie von den Deutschen trennen oder den Deutschen als ein fremdes Volk gegenüberstellen? Wenn es die Holländer selbst thun, aus Verblendung, aus angekünsteltem, jetzt schon veraltetem Vorurtheil, aus politischem Egoismus, so sollte es doch wenigstens ein Schriftsteller nicht thun, der dem deutschen Bund angehört. Die Ehre und die Pflicht aller derer, die als Deutsche zur deutschen Nation reden, erfordert unumgänglich die Rechte deutscher Nationalität in Bezug auf alle die Provinzen und Stämme festzuhalten, die ihr angehören. Alles was die Sophisterei schweifwedelnder Historiker und Publicisten, die sich ausländischem Interesse verkauft hatten, und die gelehrte Pedanterei der Krähwinkler, die sich immer für etwas besonderes gehalten wissen wollten, ausgesonnen hat, um hier die Holländer, dort die Schweizer, ja sogar (zur Rheinbundszeit) die Bayern für besondere, nicht deutsche Völker zu erklären, ja der großen deutschen Nation, zu der sie gehören, feindlich gegenüber zu stellen, das Alles ist Lüge, ursprünglich in Frankreich ausgeheckt, ein Kind jener französischen Politik, die uns Deutsche um jeden Preis von einander trennen wollte, dann aber in Deutschland selbst gepflegt von denen, die sich dafür bestechen ließen, oder denen es abionderlich gefiel, auf eignem Mist zu krähen und stolz auf den nächsten Nachbar hinabzublinzeln. Sprache und Geschichte belehren uns, daß wir, die wir uns auf so lächerliche Weise einander entgegensetzen, ein großes Volk sind, und die Vernunft sollte uns belehren, daß es unser dringendstes Interesse ist, diese Einigkeit den mächtigen Nachbarnationen gegenüber nicht auflösen zu lassen, nicht selbst aufzulösen.

Die Verachtung, mit der man in Deutschland ziemlich häufig die holländische Literatur ansieht, ist

Digitized by Google

ungerecht; ja ſogar unpolitiſch. Wir ſollten dem Beſtreben unſrer Brüder, geſetzt auch, es führte zu keinen groſſen Reſultaten, immer mit Theilnahme zuſehen. Aber der Wunſch, die Holländer möchten ſich auch ihrerſeits mehr mit der hochdeutſchen Literatur beſchäftigen, ſcheint noch näher zu liegen. Die Holländer können offenbar mehr von uns lernen, als wir von ihnen. Unſere Literatur hat ein Uebergewicht, das alle Nationen der Welt anerkennen; wie kommt Holland dazu, es nicht anerkennen zu wollen, da es ſelbſt ein deutſches Land iſt, dennen, an der Ehre unſrer Literatur Theil zu nehmen und dieſelbe zu vermehren! Die ober- und niederdeutſche Sprache ſtehen nicht mehr auf gleichem Fuß; Gott ſey Dank, denn ſonſt würden wir nie ein Deutſchland ſeyn können, ſonſt würden wir zu unſerm Verderben in zwei Nationen zerſpalten werden. Die oberdeutſche Mundart iſt herrſchende Schriftſprache geworden und hat unaufhaltſam ihr Gebiet im Norden erweitert. Es könnte uns vom Standpunkt des Nationalintereſſes und der Nationalehre ganz einerlei ſeyn, wenn ſtatt der oberdeutſchen vielmehr die niederdeutſche Mundart die in der Schrift herrſchende geworden wäre. Nicht darauf kam es an, welche, ſondern nur, daß die eine oder andere die herrſchende wurde, zum Vortheil unſrer geiſtigen Einheit. Da es nun aber einmal die oberdeutſche Mundart geworden iſt, haben wir uns darüber zu beklagen? Gewiß nicht. Würde Leſſing mehr für uns geweſen ſeyn, wenn er plattdeutſch geſchrieben hätte? Wir wollen nicht behaupten, daß er weniger geweſen wäre, gewiß aber kam es nur darauf an, daß Deutſchland einen ſo groſſen Geiſt beſaß, und daß er ſich der Mundart bediente, welche die vorherrſchende war, gleichviel was es für eine war. Man halte die Hauptſache feſt und lege auf die Nebenſache mindern Werth.

Holland kann dem Schickſal gar nicht entgehen, ſich näher an Deutſchland anſchlieſſen zu müſſen. Je mehr die mittelalterlichen Iſolirungen in Europa aufhören, je mehr die groſſen Nationen wieder allein vorwiegen, nicht die kleinen Provinzen, um ſo nothwendiger wird es für Holland werden, ſich dem deutſchen Geſammtleben anzuſchlieſſen. Es wird je länger je mehr einſehen, daß es ſeine politiſche Exiſtenz nur durch und mit Deutſchland behaupten kann; jede europäiſche Kriſe wird dieſe Wahrheit ihm einleuchtender machen. Und da die Holländer ſo ſtolz auf alles ſind, was auf ihrer Scholle gewachſen iſt, würden ſie wohl weniger ſtolz auf den erſten groſſen Geiſt ſeyn, der unter ihnen aufſtehen und — hochdeutſch ſchreiben wird? In nicht zu langer Zeit wird ein ſolches Genie geboren werden, welches die engen Schranken des Vorurtheils und der Unnatur durchbrechend Hollands geiſtige Brüderſchaft mit Deutſchland für alle Zeiten begründen wird.

Wir denken zu groß von Holland und haben zu der geſunden Natur ſeiner Bevölkerung ein zu gutes Vertrauen, als daß wir befürchten ſollten, Bilderdyk werde noch Jahrhundertelang ausſchlieſſlich ihr geiſtiger Heros bleiben. Die platte Pedanterei und die krankhafte Bitterkeit dieſes Mannes hat mehr, als erlaubt iſt, auf die öffentliche Meinung in Holland eingewirkt. Er war es eigentlich, der die Holländer überredet hat, ſie müßten Deutſchland haſſen. Seine Schriften verbehlen nirgends den giftigen Haß, der ihn gegen uns erfüllte, die wir ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Vor ihm hat, ſo viel wir wiſſen, auch kein Holländer ſeinen deutſchen Brüdern den Krieg erklärt, wie er. Nirgends war eine Urſache dazu vorhanden. Bilderdyks Kränklichkeit und Hypochondrie allein iſt die zufällige Quelle dieſes Haſſes, den jetzt ſo viele Holländer theilen zu müſſen glauben, wie eine Modeſache. Wer etwas von Weltgeſchichte verſteht, kann es doch nur die alberne Grille eines Hypochonders nennen, wenn Bilderdyk würdend iſt über Luther, daß er hochdeutſch ſchrieb, ſtatt niederdeutſch, und daß nicht ganz Deutſchland holländiſch geworden iſt. Da Bilderdyk zugleich der gröſte Speichellecker Napoleons war, ſo ſcheint ſein Haß gegen Deutſchland ſogar einen unlautern Grund zu haben. Ein ſolcher Mann iſt aber gewiß nicht würdig, für immer als der gröſte Geiſt zu gelten, den Holland hervorgebracht habe.

Sein groſſes Lehrgedicht hat die Ueberſchrift „die Krankheit der Gelehrten," worüber ſeiner Zeit auch der franzöſiſche Arzt Tiſſot ein berühmtes Buch geſchrieben hat. Der Gegenſtand ſcheint uns mehr in die ärztliche, als in die ſchöne Literatur zu gehören. Doch paßt wenigſtens dafür der langweilige Alexandriner, eine in Holland noch ſehr beliebte Versart. Man höre:

Wollt ihr in eine Bahn, noch nie betreten, dringen?
Dann hört mich von der Quat und ſcharfen Geibel ſingen,
Die den Gelehrten drückt, ihm den Verſtand und Geiſt
In ihrem Fluge hemmt, ihn bis aufs Blut zerreißt;
Durch Mark und Beine dringt, die Luſt benimmt am Leben.
Vor ſeinem Schatten ſelbſt ihn fliehen macht und beben,
Ihm jede Freude trübt, wie glüh'nde Zangen zwickt,
Und der Natur Genuß tantaliſch ihm entrückt.

Im zweiten Geſange heißt es:

Zu dir, der Holland viel verdankt, Zergliederungskunſt,
Flieh' ich für mein Gedicht um deiner Hülfe Gunſt;
Doch um dein Meſſer nicht, den Leichnam aufzuſchneiden,
Denn wühlen will ich nicht in blut'gen Eingeweiden,

Digitized by Google

Um, wie ein Heidenpfaff an seinem Opferstein
Aus Leber, Milz und Herz vorher zu prophezei'n,
Ob Blutlauf, Farbe, Rauch, Glück oder Unglück deutet,
Wodurch er seinen Zweck arglistig vorbereitet.
Laß mich mit Dienst von Milz und Drüsen unbekannt,
Ich will nicht wissen, wie der Nerv die Muskel spannt,
Sich meinem Willen fügt, die Glieder weiß zu zwingen,
Um, was der Geist befiehlt, sofort auch zu vollbringen.
Und von der straffen Haut, die das Gefühl berührt.
Dieß nach dem Quell zurück, dem es entflossen, führt.
Laßt über Krankheitsart mit alten Galenisten
Boerhaven und Albin und Stahl und Brownen zwisten.
Den Körper mache krank sein Geist, der irrig denkt,
Schuld sey der Leib daran, fühlt sich der Geist gekränkt,
Das Uebel mag entstehn durch abgeschied'ne Säfte,
Durch Nerven allzuschwach. Naturgesetz' und Kräfte,
Was stocke, bringen sie in den gewohnten Schwung,
Und wirken sonder Rast des Uebels Besserung.
Den Fibern fehlet Kraft, die schlechte Säfte nähren,
Die gut geschieden nur erst guten Dienst gewähren.
Kein Körper ist gesund, in dem die Seele siecht,
Und diese krank, sobald ihr Leib der Qual erliegt.
Nicht vom Katheder ab will ich gelehrt beweren,
Dem Blutlauf durch Gehirn und Lungen nach nicht spüren.
Nicht folgen dem Proceß, der unsern Körper nährt.
Es wird Getränk und Speis' verdauet und verzehrt,
Wenn Gall' und Speichelnaß in unsern Eingeweiden,
Vom groben harten Stoff' den edlen Milchsaft scheiden ꝛc.

So geht es noch viele Seiten lang fort und das ist Hollands größter Dichter. Sein Schüler und Bewunderer Da Costa ist eben so langweilig didaktisch wie Bilderdyk selbst. Auch den Nachbildungen der klassischen Dichtkunst wird man nicht leicht Geschmack abgewinnen. Die Holländer scheinen noch im siebzehnten Jahrhundert zu leben und bitten immer noch den Horaz um Entschuldigung, daß sie mit ihm wetteifern, ohne Römer zu seyn.

Weit gediegener sind die religiösen Gedichte, doch nur durch die Gesinnung, nicht durch den Ausdruck, der immer etwas Steifes behält. Das beste aber in der ganzen holländischen Poesie sind die patriotischen Gedichte. Hier stört und das Pedantische der Sprache nicht, weil die meisten Heldenthaten der Holländer gerade in die Zeit der gelehrten Allongeperücken fallen, also auch ihre Barden kaum in einem andern Kostüme erscheinen können. Man denkt doch bei diesen steifen Redensarten, bei diesem weiten Ausholen der Ruhmposaunen, bei diesen klassischen Citationen immer an die unsterblichen Admirale, die den Hut schief setzten auf die große Perücke und den Kommandostab in breiten Manchetten schwangen. Da paßt alles trefflich zusammen, Held und Dichter, That und Gesang, und wohl uns, wenn wir allem Rokoko so viel Rühmliches nachsagen könnten. Von dieser Art enthält der vorliegende dritte Band wieder mehrere kräftige Dichtungen von Helmers, Petronella Moens, Tollens. Jener besingt Hollands Seefahrten, die Dame Leydens berühmte Belagerung, Tollens den großen Admiral de Ruyter ꝛc. Auch theilt der Uebersetzer hier den Schluß der altfriesischen Legende Abgild von v. Lenney mit.

Ballads songs and poems, translated from the german. By Lord Lindsay. Wigan, printed by C. S. Simms, 1841.

Lord Lindsay ist ein eifriger Verehrer deutscher Poesie und wie wir aus gegenwärtigem Bande sehen, ein feinsinniger Kenner derselben. Wie ernst es ihm mit dieser Beschäftigung ist, beweist diese Sammlung von etwa 40 größern und kleinern deutschen Dichtungen, welche er in Mußestunden am Genfersee in seine Muttersprache sorgsam übersetzt und in glänzender typographischer Ausstattung auf eigene Kosten zum Drucke gegeben hat. An der Spitze steht das Gedicht „die deutsche Sprachgesellschaft" von L. Uhland, welchen er in einer Anmerkung seinen Landsleuten mit folgenden Worten vorstellt: Ludwig Uhland, born in 1787, at Tübingen, stands at the head of the modernpoets of the Romantic school, founded by Schlegels, Tieck etc. If a stranger, says Professor Wolff, were to ask me who is the most noble-minded, most patriotic, virtuous, and sincere public man in Germany, I should certainly answer, without the least deliberation, Ludwig Uhland of Würtemberg! . . . He has written very little. . . His songs and ballads have made him the favourit of both sexes of all ages in his contry. Here the German national character is to be found in its fullest truth and entireness. . . I could write of him throug whole pages, and yet not praise him thoroughly to my own satisfaction, for his patriotism, his love of mankind, his noble nature, and all the beautiful qualities of his character. Never has a man been sa universally loved and revered in Germany; and I never read or heard his name mentioned without demonstrations of respect and déclarations of sincerest affection. Fast die Hälfte der Uebersetzungen sind aus Uhlands Gedichten gewählt. Außdem findet sich das alte Hildebrandslied, St. Oluf, nach Grimms Uebersetzung des altdänischen Gedichts,

Digitized by Google

sodann mehreres von Herder, Goethe, Schiller, Adelbert von Chamisso, J. Kerner, Platen, Heine, Freiligrath. Das Morgenblatt hat vor Kurzem eine englische Uebersetzung von Uhlands verlorener Kirche von einem Schotten gegeben. Vielleicht halten unsere Leser damit gern die Uebertragung Lord Lindsay's zusammen:

Oft in the forest far one hears
A passing sound of distant bells;
Nor legends old nor human wit
Can tell us whence the music swells.
From the lost church, tis thought, that sof
Faint ringing cometh on the wind; —
Once many pilgrims trod the path,
But no one now the way can find.

Not long since deep into the wood
I strayd, where path was none to see;
Weary of human wickedness,
My heart to God yearn'd longingly.
There, through the silent wilderness,
Again I heard the sweet bells stealing, —
Ever as higher yearn'd my heart,
The nearer and the louder pealing.

My spirit was so self-indrawn,
My sense with sweetness rapt so high,
That how those sounds within me wrought
Remaineth yet a mystery.
It seem'd as if a hundred years
Had lapsed while thus I had been dreaming —
When, lo! above the clouds a space
Free opened out, in sunshine gleaming.

The heaven was so darkly blue,
The sun so full and glowing bright —
And rose a minster's stately pile
Expanding in the golden light.
Seemed the clouds resplendently,
Like wings, to bear it up alway,
And in the blessed depths of heaven
Its spired tower to melt away.

The bells delicious harmony
Down from the tower in quiverings flow'd,
Yet drew not hand of man the strings,
They mov'd but to the Breath of God.
As if upon my throbbing heart
That self-same Breath its influence shed,
So entered I that minster high
With timorous joy and faltering tread.

Words cannot paint what there within
Awoke my spirit's extasies;
The darkly-brilliant windows glow'd
With martyrs' pious effigies;
Into a new and living world,
Rich imag'd forth, I gaz'd abroad,
A world of holy women and
Of warriors of the host of God.

Down at the altar low I Knelt,
Thrilling with awe and holy love —
Heaven and its glorious mysteries
Were pictur'd on the vault above.
But when again I looked up,
Roof, arch, and pictur'd vault were gone —
Full opened was the door of Heaven,
And every veil had been withdrawn.

What then, in silent prayerful awe,
Of majesty I saw reveal'd, —
What heard of sound more blissful far
That aught to human ear unseal'd,
Lies not within the might of words —
Yet whose longeth for such good,
Let him take heed unto the bells —
That ring in whispers through the wood.

Der geheimnißvolle himmlische Glockenklang des Originals ist hier freilich nicht erreicht und würde auch nicht erreicht seyn, wenn der Uebersetzer nicht, wie er gethan, eine Reimreihe geradezu aufgegeben hätte. Welche Sprache möchte auch im Wohlklang mit diesem und so manchem andern Uhlandischen Liede wetteifern? Was den Inhalt der Dichtung von der verlorenen Kirche betrifft, so vergleicht Lord Lindsay damit eine Sage, welche sich bei mehreren älteren Pilgern in das heilige Land wiederfindet, nach welcher ein Kloster auf dem Sinai oder zwischen demselben und dem Golf von Suez verschwunden wäre. So sagt Breydenbach in seiner zu Mainz 1486 gedruckten Reise, Niemand sey in neuerer Zeit im Stande gewesen, diese Kirche aufzufinden, obschon man den Klang ihrer Glocken täglich im Winde höre zu den canonischen Stunden. Einige Araber haben sogar erzählt, sie seyen daran gewesen; so wie sie aber über die Schwelle getreten seyen, sey das Gebäude und der Pfad, der sie dahin geführt habe, ihren Augen entschwunden. Auch einige Mönche von dem Kloster St. Katharina's sollen nach jenem Berichte den Glockenton gehört haben, niemals aber im Stande gewesen seyn, die Kirche aufzufinden.

B. E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. Mai 1842.

Neueste Werke über Indien.

1) Kaschmir und das Reich der Sick, von Karl Freiherrn von Hügel. Dritter Band. Stuttgart, Hallberger, 1841.

Die ersten beiden Bände dieses ausgezeichneten Werkes werden unsern Lesern noch erinnerlich seyn. Es ist das gründlichste, was über Kaschmir je geschrieben worden und von besonderm Interesse für die Gegenwart, da sich der vorliegende dritte Band vorzugsweise mit dem Pantschab, dem Nachbarland Afghanistans, beschäftigt, von dem aus die Engländer die Unterwerfung der Afghanen begannen, und wohin sie nun zurückgedrängt worden sind. Schon in diesem Bande verbreitet sich der Verfasser über die Politik Englands in Bezug auf diese Länder und verspricht, noch mehr darüber im vierten Bande zu sagen.

Der Verfasser verließ Kaschmir am 9. December 1835 und reiste den Fluß Jilum entlang nach dem Panjab (j immer wie dsch auszusprechen) hinunter. Dieser Fluß zeichnet sich, wie mehrere andere, die von demselben Gebirg abfließen, durch die außerordentlich tiefen Einschnitte aus, die er im Boden macht. Er fließt nicht über das Land, er gräbt sich mit seinen Nebenflüssen gleichsam in die Erde ein, so daß man an seinem Ufer reitend in Gefahr kommt zu verdursten, weil er, von steilen Wänden eingeschlossen, unzugänglich tief unter dem Wanderer rauscht. Bei dem Dorfe Tanni fand Freiherr von Hügel einen Berg, der 3000 Fuß hoch von unten bis oben terrassirt war, zum Behuf der ehemals hier blühenden Reiskultur. In der Stadt Muzafferabad traf er mit einem alten Chan zusammen, der von edelster Gestalt und Bildung, unheilbar krank und elend war, ein von Runjiet Singh unterworfener und ganz heruntergebrachter kleiner Fürst. Die Umgegend zeigte sich höchst interessant für geologische Forschungen. Unter andern kommt hier der Gyps in den kolossalsten Lagern vor und bildet Bergfalle von blendendster Weiße. Schon von diesen dem Panjab nahe liegenden Gebirgen bemerkt Freiherr von Hügel, daß sie sehr unsicher seyen, daß die Bergvölker, obgleich den Sicks unterworfen, doch bei jeder Gelegenheit sich empören oder Räuberei treiben. Durch diese Wildheit zeichnen sich in noch höherm Grade die weiter nordwestlich wohnenden Gebirgsvölker und die Afghanen aus, und sie würden gewiß den südöstlichen Staaten gefährlicher seyn, wenn sie einig wären, wenn nicht rohe Raubersitten, Stammfeindschaft, selbst die Religion sie trennten.

Bei Atok tritt man aus dem Gebirge heraus. Dieser feste Punkt ist in der neusten Zeit sehr wichtig geworden als Vorposten der Engländer gegen Afghanistan, an das es unmittelbar grenzt. Hier endete einst die Herrschaft der Afghanen über das Panjab und der Einfluß der westlichen Muhamedaner auf die östlichen Inder. Hier liegt auch für England die Entscheidung. Ueber diese interessante Frage äußert Herr von Hügel folgendes: „Es wäre unnöthig, weitläufig zu besprechen, warum von der Mündung des Indus bis zum Zusammenflusse der Ströme des Panjab, der Indus keine Vertheidigungslinie und keine militärische Grenze seyn kann. Die Ursache ist mit wenigen Worten die, daß sich eine Armee nicht auf ihre Operationslinie zurückzuziehen vermöchte, die nur jenseits der Wüste seyn könnte, und weil eine Armee, hier aufgestellt, dem Feinde ganz Hindostan Preis geben würde. Auch ein Feind dürfte wohl schwerlich von dieser Seite zu erwarten seyn, obwohl die ersten Muhamedaner von Kandahar und Ghizni auf diesem Wege nach Guzzerat vordrangen, die jedoch nur in einzelnen Haufen ankamen, während die großen Heere stets bei Atok den Indus überschritten. — Von der Vereinigung der Flüsse des Panjab stromaufwärts, ist das rechte Ufer der letzte Abfall einer rauhen und steilen

Digitized by Google

Gebirgskette mit kargem Anbau, welche von wilden Stämmen der Afghanen bewohnt wird, und durch welche wohl einsame Karawanen, ein Heer aber kaum ziehen kann; auch hier wäre der Indus die schlechteste Grenze, weil sie augenblicklich aufgegeben werden müßte, um die Truppen auf dem Punkte zu vereinigen, wo der Feind erschiene, welches Atok seyn muß, eine Entfernung von 300 Meilen von dem Zusammenfluße der Flüsse des Panjab. — Daß der Feind bei Atok erscheinen muß, dieß ist es, was den Indus so verführerisch für eine Grenze scheinen läßt; eine Grenze ist aber nur dann gut, wenn sie einem Feinde schwierig, den eigenen Truppen dagegen leicht erreichbar ist. Nun wäre es jedoch einer Streifpartei dennoch leichter von Westen, als von Osten an das Indus-Ufer zu kommen, und zwar von seiner Mündung bis Atok; von der indischen Seite ist in der That der Indus für Truppen so gut als unzugänglich, und die dort aufgestellte Kriegsmacht könnte nur mit Bombay durch Dampfboote in Verbindung bleiben, von wo aus der Indus allerdings zu einer Diversion auf die feindliche Kommunikationslinie verwendet werden kann; wenn es jedoch auf das Schicksal Indiens ankommt, so wird der Feldherr schwerlich seine Truppen in Dampfbooten den Indus auf- und abschicken, und sich ihrer Mitwirkung in Hindostan entziehen."

„Allein angenommen, der Indus sey die Grenze Indiens, so wäre es sehr tollkühn von einem Feldherrn, daselbst die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Ein schöneres Schlachtfeld als die Ebene bei Atok, die sich wie ein Eerzierplatz 15 bis 20 Meilen nach jeder Richtung ausdehnt, könnte wohl kaum gewählt werden. Allein, was waren die Folgen einer gewonnenen Schlacht für die Vertheidiger Indiens? Nur die, daß sich der Feind auf die starken Positionen in seinem Rücken zurückzöge, und zwar durch eine Gegend, deren Wege kein Regen verderben und welche auch nicht leicht erschöpft werden kann; und wo, wenn es der Eroberungsarmee beliebte, sie ein ganzes Jahr ruhig liegen bleiben könnte, während die Regenzeit auf der andern Seite des Indus die Zufuhr gänzlich verhindern würde. Allein, wenn nun die Schlacht verloren ginge, was wären die Folgen für die englischen Truppen? die: daß die geschlagene Armee durch eine der schwierigsten, unfruchtbarsten Gegenden ziehen müßte, in der Ein Regenguß es unmöglich machen würde, das Geschütz und selbst Lastthiere durch die endlosen Rawinen zu bringen. Erst an der Jilum könnte die Armee sich sammeln; allein von da sind die Flüsse so nahe an einander gerückt und so furchtbaren, unregelmäßigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, daß die Gefahr augenscheinlich wäre, bei keinem zweiten Uebergange den Rest des Geschützes einzubüßen. Vom Indus bis zur Sutlej sind alle Nachtheile für das sich zurückziehende Heer, und jede Stellung ist zu umgehen, während nur eine Richtung zum Rückzuge vorhanden ist. Was es übrigens heißt, mit einer indischen Armee einen Fluß zu übersetzen, möge daraus klar werden, daß auf Einen streitbaren Mann noch jetzt zehn Unbewaffnete gerechnet werden. — Man vergleiche nun mit dieser so hochgepriesenen natürlichen Vertheidigungslinie des Indus die künstliche, so arg verschriene der Sutlej. An dem Indus und an der Sutlej bis Ferospur zieht sich der breite Streifen der indischen Wüste hin, die es einer Armee so gut als unmöglich werden läßt, hindurch zu ziehen, und in welcher kleine Rajeput-Staaten einzelne Vorposten bilden: Rajeputen, welche sich zu allen Zeiten durch unerreichbare Tapferkeit und Freiheitssinn ausgezeichneten, und die jedem Korps, das von dieser Seite es möglich finden könnte, durch die Wüste zu dringen, vollkommen gewachsen sind. Von dem Ende der Wüste und wasserlosen Gegend bei Ferospur bis zum Himalaya beträgt die Strecke nicht viel über hundert Meilen, und ein hinter der Sutlej aufgestelltes Heer kann schneller von einem Punkte zum andern kommen, als es der am rechten Ufer befindliche Feind bewerkstelligen kann, der weder durch den Himalaya noch durch die Wüste die Stellung zu umgehen vermag. Was immer die Grenze Indiens seyn mag, die große Schlacht muß in der Ebene Sirbind's geschlagen werden, wo alle Vortheile für die Vertheidiger sind, und wo eine verlorne Schlacht den Angreifenden demselben Verderben Preis gibt, das jenen im Falle einer verlornen Schlacht am Indus bevorstehet. Den deutlichsten Beweis davon lieferte Achmed Schah, der nach dem Verluste einer Schlacht in der Ebene Sirbind's bei seinem ersten Einfalle in Indien, ohne sich irgendwo aufzustellen, über die Atok zurückfloh. — Aufs Neue wundern sich die Geschichtschreiber, daß sich in den Ebenen von Panipat jedesmal das Schicksal Hindostan's entschied; besser wäre es auf die Ursache zu kommen, als es auf den sonderbaren Zusammenhang der Dinge zu schieben; eine große Lehre liegt in dem Zusammentreffen gleichartiger Ereignisse in der Geschichte; ähnliche Thaten werden durch ähnliche Ursachen hervorgerufen, nicht durch ähnlichen Zufall. Wenn nun die Ereignisse, und sie werden es, Englands Grenzen bis zum Indus ausdehnen, so müssen sie nothgedrungen ihre Vertheidigungslinie weiter nach Westen in die Gebirge zwischen Kabul und Herat vorrücken, vielleicht bis Herat selbst. Doch dieß zu besprechen, liegt außer dem Plane dieses Werkes, das sich auf Kaschmir und das Panjab beschränkt." Eben so

Digitized by Google

belehrend äußert ſich der Verfaſſer über den frühern Feldzug Alexanders des Großen an den Indus.

Je weiter ſich der Verfaſſer vom Hochgebirg entfernte, je mehr konnte er daſſelbe erſt überſehen. Er verweilt entzückt bei der Erinnerung dieſes herrlichen Anblicks. „Dieſe Ausſicht auf das Gebirge iſt das herrlichſte Bild, was ich je geſehen habe, und ich blieb lange auf der Terraſſe, welche das Gebäude krönt, um ſie mir unvergeßlich einzuprägen. Zu meinen Füßen lag eine Wieſe im zartеſten Grün des beginnenden Jahres, dann ſchlängelte ſich die Tſchenab durch die, wie mit der Waſſerwage geebnete Fläche von ungeheurer Ausdehnung, bis zum Fuße der Gebirge, deren erſte Reihen, im blauen Dunſte der Entfernung, mit ſanften Einbiegungen, wie eine grüne Umzaunung die Ebene begrenzten. Wenn nun das Auge von dieſer, dem zahllоſen, hinter einander aufſteigenden Gebirgsreihen folgte, welche ſämmtlich mit Schnee bedeckt waren, und dadurch um ſo viel näher ſchienen, dann konnte nur der berechnende Geiſt faſſen, bis zu welcher Höhe die zackigen Firnen emporragten. Die Ebene, dorf- und baumlos nach dieſer Seite, zeigt die großartigſten, lang gedehnten Linien, im grellen Gegenſatze der in den vielfaltigſten Formen geſtalteten Hochgebirge. Deutlich erkannte ich von hier die Doppelpyramide Mer und Ser, welche um ſo viel weiter entfernt, als das Thal von Kaſchmir, dennoch klar und deutlich zu erkennen war."

Zu dem Merkwürdigſten, was der Verfaſſer hier ſah, gehören die baktriſchen Münzen. Man hat ſie erſt in neuerer Zeit entdeckt. „Es fand ſich eine ſo große Menge dieſer Münzen, daß ſie jeden Glauben überſteigt; auch ſilberne und goldene wurden bald erhalten, nämlich dadurch, daß die Silber- und Goldarbeiter, zu welchen die Finder ſie brachten, anſtatt ſie wie früher einzuſchmelzen, ſie nun den Engländern verkauften. In Kurzem war es möglich, die aufgefundenen Münzen in Klaſſen einzutheilen, nämlich in Alt-indiſche (buddhiſtiſche), in Baktriſche und in ſolche, welche von dieſen wieder zu den indiſchen zurückkehrten. So intereſſant auch immer die Erſten ſind, ſo waren dennoch die Baktriſchen die Fundgrube für die Geſchichte Mittel-Aſiens, und die Letztern, welche Indo-Scythiſche genannt wurden, bildeten die wichtigſten Dokumente, möchte ich ſagen, für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Dieſe und die baktriſchen Münzen konnten nach und nach in Dynaſtien abgetheilt werden, und es ergab ſich, daß die Feldherren Alexanders, welche ſich nach ſeinem Tode in ſein ungeheures Reich theilten, ſich und deren Nachkommen am Indus um ſo viel länger erhalten hatten, als es bis jetzt auch nur geahnet worden war, ja es iſt möglich, daß einige Dynaſtien faſt bis zu den Eroberungen der Muhamedaner reichten. Die letztere Abtheilung, jene Münzen enthaltend, welche den Uebergang von den Baktriſchen zu den Indiſchen bilden, ſind bei weitem die Merkwürdigſten. Wie jene des Abendlandes von den edlen griechiſchen Formen in jenes geſchmackloſe Gepräge übergingen, welche zur Zeit der chriſtlichen Kaiſer von Konſtantinopel zu wahren Zerrbildern wurden, eben ſo verminderten ſich hier die edlen Formen der Münzen nur in einem noch größeren Maaßſtabe, bis zuletzt nur mehr Punkte und Linien ohne Zuſammenhang an die Stelle der ſchönen Verhältniſſe traten. Man findet ferner in ihren Legenden anfangs das griechiſche Baſileos, dann daſſelbe mit Sanſkrit-Buchſtaben, dann Baſileos Raja, bis zuletzt nur mehr der Letztere übrig blieb, und dann Namen und Titel auf dem rohen Gepräge verſchwand. Wie in dem Mittelalter in Italien, war in dieſem Theile Indiens vor dem Einfalle der Muhamedaner die Kunſt tief herabgeſunken. — Der Strich Landes in Indien, wo baktriſche Gold- und Silbermünzen gefunden werden, iſt nicht ſehr groß. Er läuft am Ufer des Sawen von Rawil Pindi herab bis zum Indus, und es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß Rawil Pindi, oder in deſſen Nähe das alte Taxila geweſen ſey, worauf auch die Beſchreibung nach den alten griechiſchen Schriftſtellern hinweiſt. Jene Münzen, welche den Uebergang der Baktriſchen zu den Indiſchen bilden, finden ſich wohl ebenfalls daſelbſt, allein meiſtens um Karnoj am Ganges; endlich die Kupfermünzen in dem Bazaar von Dehli bis Agra. Einer ſpätern Zeit wird die Erörterung der Frage aufgeſpart ſeyn, ob ſich ein Indo-baktriſches Reich in dem Panjab und einem Theil Nord-Hindoſtans gebildet habe, oder ob die Münzen, welche ſich jetzt daſelbſt finden, mit den muhamedaniſchen Eroberern dahin kamen."

(Schluß folgt.)

Sprachkunde.

Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France; contenant des notices sur la littérature des dialectes; leur division territoriale, ainsi que celle de leurs sous-espèces; des indications générales et comparatives sur leurs articulations et sur leurs formes grammaticales; le tout composé

Digitized by Google

d'après les meilleurs sources et les observations faites sur les lieux, et accompagné d'un choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France, par J. F. Schuakenburg, docteur en philosophie, membre de la société de l'histoire de France à Paris. Berlin, 1840. Albert Foerstuer.

Man hat sich in Frankreich in früherer Zeit wenig um die Volksdialekte bekümmert und dieselben sind unter der Gewalt, welche eine große, alles in sich versammelnde Hauptstadt auch über die Sprache übte, selbst in noch größere Mißachtung gesunken, als dieß in andern Landern der Fall ist, in welchen sich ebenso eine universelle Sprache über die particulären Volksidiome die Oberhand zu gewinnen wußte.

Kultivirt sind übrigens die Volksdialekte in Frankreich so gut als anderwärts. Namentlich hält der Süden eifersüchtig auf seine Volkssprache und benützt sie nicht nur im gemeinen Leben immer, sondern selbst zur Poesie und auf der Bühne häufig. So sondern sich wie von jeher, so noch jetzt die Dialekte der nördlichen und südlichen Landestheile scharf, wie auch im Leben diese Trennung durchgreifend ist. Le Français du Nord, sagt Herr Schnakenburg, qualifie de Gascons tous les habitants des provinces méridionales et attache à cette dénomination, par plusieurs raisons connues, mais surtout à cause de leur langage particulier, une idée non équivoque de ridicule. Le Français méridional appelle tous les habitants des provinces d'outre-Loire Franchimans, et une répugnance traditionelle a donné à ce mot une signification méprisante. La raillerie à Paris se traduit en haine à Toulouse.

Eine ausführliche grammatische Darstellung der französischen Dialekte fehlt uns noch ganz. In neuester Zeit hat die Grundlinien zu einer solchen August Fuchs gegeben in seinem Buche über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen; nebst Andeutungen über die wichtigsten romanischen Mundarten. Berlin, 1840. Das gegenwärtige Buch gibt für diese Zwecke manche schätzbare weitere Beiträge. In der Einleitung ist eine große Zahl von Werken namhaft gemacht, welche in verschiedenen französischen Dialekten geschrieben sind und als Quellen für die Geschichte der Sprache dienen können, so wie verschiedene Vorarbeiten von Sauvage, Monnier, Roquefort, Oberlin, Pluquet u. A. Sodann wird das Sprachgebiet getheilt, erst in das nördliche und südliche und dann in die verschiedenen kleineren Kreise. Endlich erhalten wir einige grammatische Bemerkungen über die Abweichungen der Lautlehre und Flexionslehre bei den einzelnen Mundarten. Für das Werthvollste an dieser Schrift halten wir die Sammlung von Probestücken für etliche und zwanzig verschiedene Idiome, welche der Herausgeber zum Theil selbst an Ort und Stelle gesammelt und mit zahlreichen erklarenden Anmerkungen versehen hat. Ein großer Theil dieser Stücke ist auch durch den Inhalt höchst anziehend und unterhaltend.

Nehmen wir nur die niedliche Romanze im Dialekt der Cevennen S. 132:

Eglé, penden la vaïda [1]
Quand risès, [2] que badinas.
Ou qu'en faguen la charada [3]
Sarcinàs [4] ou tricoutes,
Un parpaiou [5] se presenta,
Voultigea et se réjouis;
Aoutour d'una flama ardenta
Roda, roda et se brousis. [6]

Aco 's ? l'image fidèla
Dé cé què m'ès arrivat;
Moun cor vous véchén [7] tan bèla
Es vengut, [8] s' ès rabinat. [10]
Ma destinada ès cruela;
Lon parpaiou, pus hurous,
Mouris [11] près de la candèla [12]
Yeou soufrisse [13] yon [14] dé vous.

[1] veillée. [2] tu ris. [3] en faisant des discours, en causant. [4] tu couds. [5] un papillon. [6] se brûle. [7] c'est. [8] voyant. [9] venu. [10] ruiné, brûlé. [11] meurt. [12] chandelle. [13] je souffre. [14] loin.

Die meisten sind poetisch. Interessant ist in sprachlicher Hinsicht besonders die Uebersetzung des alten Eides Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen in die heutigen Dialekte von Toulouse und Luneville. Wir bedauern in Bezug auf diese Probestücke nur, daß sie nicht in einer sichern Schreidung mitgetheilt sind, welche für die Orthoepie keine Zweifel ließe. Ueberhaupt steht die ganze Schrift, trotz mancher schätzbaren Einzelheit, doch weit hinter den Anforderungen von Schärfe und Genauigkeit zurück, welche man seit Schmellers Behandlung des bayerischen Dialekts in Deutschland an dergleichen Arbeiten zu machen gewohnt ist.

D. E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. Mai 1842.

Neueste Werke über Indien.

1) Kaschmir und das Reich der Sick, von Karl Freiherrn von Hügel. Dritter Band. Stuttgart, Hallberger, 1841.

(Schluß.)

Herr von Hügel kam nach Lahore, wo er nicht nur beim General Ventura die gastlichste Aufnahme fand, sondern auch von Ranjiet Singh selbst, dem großen Beherrscher der umliegenden Länder, aufs ehrenvollste empfangen wurde. Er schildert, wie dieses neue Reich der Sieks entstanden sey. Ein gewisser Guru Naku stiftete eine Sekte, welche die altindische Brahmineureligion von der Vielgötterei, von der Ueberladung des Bilderdienstes reinigen wollte, mit entschieden puritanischer Tendenz. Diese Sekte wurde von den muhamedanischen Herrschern unterdrückt, kam aber immer wieder zum Vorschein und blühte in dem Maaß auf, in welchem der Muhamedanismus in Indien in Verfall kam. Als Todfeinde der Muselmänner benutzten die Sieks jede Gelegenheit, diese zu verderben, und fanden immer mehr Anhang unter den übrigen Nordindiern, weil diese sich nur durch Bekehrung zur Siekreligion theils vom Joch der Muhamedaner befreien und an diesen rächen, theils den Beraubungen der Sieks selbst entgehen konnten. Inzwischen war die Sekte ohne ein bestimmtes Haupt, sie theilte sich in zwölf unabhängige Genossenschaften, und erst in diesen gelang es einigen Familien zu oligarchischer Gewalt zu gelangen. Daher konnten die Engländer einen Theil der Sieks in ihr indisches Reich einschließen, ehe noch Ranjiet Singh die übrigen als großer Eroberer vereinigte.

Dieser Herrscher wird vom Verfasser folgendermaßen portraitirt: „Ranjiet Singh ist ein Mann von 54 Jahren. Die Pocken haben ihm als Kind sein linkes Auge geraubt, wodurch er den Beinamen „Kana“ (Einäugiger) erhielt, und sein Gesicht zeigt Narben derselben Krankheit; ein schwacher, grauer Bart, mit wenig dunklen Haaren vermischt, nach dem Gebrauche der Sick-Religion ungestutzt, reicht eine Spanne unter das Kinn. Sein Kopf ist groß für seine Gestalt, die klein von Natur, noch durch Krankheit zusammengebeugt ist. Die Knochen unter den Schläfen sind breit, sein Kopf fast viereckig. Sein Körper ist breitschulterig, doch Arme und Hände völlig ausgezehrt; er ist das Häßlichste, was mir je in Form eines menschlichen Wesens vorgekommen ist. Ein großes, braunes, unstätes Auge erforscht mißtrauisch die Gedanken dessen, mit welchem er spricht, und seine immer gerade zum Ziel führenden Fragen sind kurz, und folgen sich rastlos.“ Herr von Hügel erfuhr von ihm die größten Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, sollte bei ihm bleiben ꝛc., und erhielt zuletzt von ihm einen Säbel, den er selbst in seinen Kriegen geführt, zum Andenken. Der Hof von Lahore war damals sehr glänzend. Was von altindischer Pracht noch übrig ist, hat sich hier concentrirt. Hier sieht man noch die unica orientalischen Reichthums, den Rubin Jehangbirs, von zwei Zoll im Gevierten, und den berühmten Kohi-Nur, d. i. Lichtberg, den größten Diamanten der Welt. „Er ist von der Form und Größe eines Hühnereies, von der reinsten weißen Farbe und außerordentlichem Feuer. Als Armband gefaßt, ist zu jeder Seite desselben ein Diamant angebracht; für den Einen gab der Maha Raja, wie er mir sagte, 130,000, für den andern 100,000 Rupien in Amritsir.“ Ranjiet Singh raubte den Kohi-Nur dem armen Schah Schujah, der ihn von den Großmoguln geerbt und als Flüchtling bei ihm Schutz suchte. Zur Pracht des Hofes trugen auch die Elephanten bei. „Den größten unter allen, Sirdarjie genannt, hatte ihm unlängst der König von Nepal geschenkt; er war wirklich von bedeutender Größe: ein prächtig vergoldeter Hauda, mit karminrothen sammtnen Kissen, schmückte ihn; die langen rothsammtnen Decken hingen

Digitized by Google

bis zu den Knien herab, mit breiten Goldborden und Goldfransen eingefaßt; die beiden langen Stoßzähne waren am Ende wie immer bei den Zahmen abgefeilt, allein hier war ihre Länge durch vergoldetes Silber ergänzt, und beide mit einer goldenen Kette verbunden. Die Knöchel umschlossen mehrere goldene Fußbänder, wie sie die Hindu tragen, und welche wie die Kienketten eines Pferdezeuges gearbeitet sind. Das, was der Elephant zur Zierde trug, hatte dem Mada Raja, wie er mir sagte, 130,000 fl. C. M. gekostet. Der Elephant war schwarz gefärbt, bis auf die Stirn und den Rüssel, die mit den buntesten Farben bemalt waren." Auch die Buntheit der Trachten und Waffen verleihen diesem Hofe ein höchst eigenthümliches Gepräge. Zu den Seltsamkeiten desselben gehörte auch das berühmte Pferd Lati, das schönste in Asien, um dessen Besitz blutige Kriege waren geführt worden. Ferner die indischen Tänzerinnen, die man nur hier in ihrer alten Schönheit wiederfindet.

Jetzt ist Ranjiet Singh todt. Die Engländer haben, im Bunde mit den Sieks, den Indus überschritten und sich Afghanistans bemächtigt, doch ihre Operationslinien zu weit ausgezogen und von der Basis entfernt. Deßhalb sind sie von den kriegerischen Afghanen überfallen und aufgerieben worden und nur ein neuer Feldzug über den Indus kann das Verlorene wieder gewinnen. Herr von Hügel deutet an, daß die Engländer sich ganz Afghanistans bis Herat bemächtigen müßten, um ihre Stellung am Indus behaupten zu können. Daraus erklärt sich vielleicht der Zug der Perser nach Herat, von dem die Zeitungen gemeldet haben. Will man die Engländer abhalten, Afghanistan bis Herat als einen ungeheuren Brückenkopf jenseits des Indus zu befestigen, so ist es in der That eine kluge Politik der Feinde Englands, durch die Perser Herat wegnehmen zu lassen und England mit Persien in Kollision zu bringen.

Inzwischen besorgt Freiherr von Hügel lediglich nichts für die Engländer. „Das System der Engländer in Indien hat sich in den letzten Jahren vollkommen verändert. Das Frühere, welches in unmittelbarer Einwirkung auf alle Handlungen der sogenannten unabhängigen Fürsten Indiens bestand, hat seine Früchte getragen; außer dem schon erworbenen Eigenthume, ist England der Erbe zum sämmtlichen Grundbesitze Indiens, vom Könige bis zum letzten Jagierdar, der ohne männliche Erben stirbt. Dieser Grundsatz hat in Indien in kurzer Zeit das Erlöschen jeder großen Familie zur Folge, die sich nur durch Adoption erhalten haben. Durch die üppige Lebensart der reichen bringt es nämlich selten ein Herrscherstamm zu irgend einer Dauer. Bei Weitem die Mehrzahl der Hindu und muhamedanischen Familien auf einem Musnud (Thron) sind dem Erlöschen nahe. Nun hat die Kompagnie das System der Nichteinmischung in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten angenommen, vielleicht mit dem liberalsten Wunsche, ihnen wirklich mehr Freiheit zu geben; allein es könnte auch etwas Anderes diesem Systeme zum Grunde liegen. Wer immer mit dem Charakter indischer Fürsten bekannt ist, weiß, daß sie, mit höchst seltenen Ausnahmen, nur erwachsene Kinder sind, die am Gängelbande geführt werden müssen. Nichteinmischung in die Angelegenheiten der Nachbarstaaten ist in Europa unausführbar, in Asien ist es unmöglich. Nichteinmischung in die Verwaltung der einheimischen Fürsten muß in Kurzem Unordnung hervorrufen, welche Manches, was sonst ein Menschenalter erforderte, in wenigen Jahren zu Stande bringen kann. Den meisten indischen Fürsten ist die Freiheit, die sie jetzt genießen, etwas Unangenehmes, und sie beschwören wohl den englischen Residenten an ihrem Hofe, ihnen wie ehemals jede ihrer politischen und administrativen Handlungen vorzuschreiben, da sie mehr Vertrauen in den englischen Charakter und Verstand, als in den ihrer Dewane oder Vizjere haben; die Residenten haben jedoch ihre strengen Verhaltungsbefehle, und dürfen keinen Rath ertheilen. Die Freiheit der eingebornen Fürsten muß Uebermuth gebären, bis die Verwirrungen die Einmischung einer bewaffneten englischen Macht benöthigen, welche das unruhige Land durch die Bezahlung der Aufstellungskosten aussaugt, und die Regierung der Kompagnie zwingt, den thörichten Fürsten mit einem Male zu pensioniren." Nach diesem System hat England auch das Reich der Sieks behandelt und es sich dadurch sicherer befreundet, als durch eine unmittelbare Eroberung. Nach demselben System hat es auch das Afghanenreich behandelt und, als es Kabul eroberte, nicht einen englischen Gouverneur hineingesetzt, sondern einen scheinbar ergebenen Fürsten. Obgleich nun der Schlag, der eine ganze englische Armee vernichtet hat, der Kompagnie gewiß unerwartet kam, so lag es doch wahrscheinlich in der Berechnung derselben, daß Unzufriedenheit mit dem elenden neuen Herrscher Unruhen herbeiführen sollten, bei denen die Engländer, ohne als Eroberer zu erscheinen, die Alleinherrschaft erlangt haben würden. Und diese Berechnung wird sie schwerlich täuschen. Die Niederlage, die sie in Afghanistan erlitten haben, war eine rein militairische, keine politische. Wenn die Unvorsichtigkeit, die sie begangen, durch einen neuen Feldzug wieder gut gemacht ist, wird ihre alte Politik des Zweckes nicht verfehlen.

Der Verfasser schließt mit einer sehr beredten Lobrede der Engländer: „Nicht dem überwiegenden Geiste Englands bei jeder Unterhandlung in Asien, nicht der Tapferkeit seiner Söhne in der Schlacht gegen die

Digitized by Google

überlegenen Feinde, nicht einem kühn durchgeführten Plane verdankt England den ungeheuren Besitz. Es war die Vereinigung von Verstand und Kraft, es war die Beharrlichkeit in Verfolgung des stets sich erweiternden gemeinschaftlichen Zieles, es war die Achtung der Rechte der Ueberwundenen; es war das Zusammenwirken der Einzelnen, das Interesse Aller; es war die herrliche Einrichtung, Jedem in dem ganzen englischen Volke, ohne kleinlichen Neid, Antheil an den erhaltenen Vortheilen zu gewähren, denn nicht der Krone, nicht der ostindischen Kompagnie, sondern der englischen Nation gehört Indien; es war der ausdauernde Muth im Unglücke und der vielleicht noch größere, das Glück zu verfolgen, welche das riesenhafte Reich gründeten. Dieses erhielt seine Kraft und Festigkeit durch den Bund der obersten Staatsgewalt mit ihren Dienern (Covenanted Servants), durch das System des regelmäßigen Steigens der Einzelnen, der Staat im Staate der Beamtenwelt, wo der Niederste durch die feste Hoffnung der Zukunft an dem Bestehenden festhält, in welchem ihm die Möglichkeit in Aussicht gestellt ist, mehr durch seine rechtmäßige Regierung zu erhalten, als ihm ein Usurpator im fernen Reiche bieten kann, und wo der Höchste, dem ein entferntes Königreich in Asien anvertraut ist, die Ueberzeugung hat, daß seinen Befehlen nur so lange Folge geleistet wird, als sie im Einklange sind mit den Grundsätzen der Regierung in der Heimath. Dieses Reich trägt die Bedingung des Bestehens in sich, denn Ausübung von Recht und Billigkeit, das Festhalten des Gesetzes und dem sich Beugen unter seine Bestimmungen, sind dem kräftigen Menschenschlage eigen, welchem die Vorsehung das Schicksal so vieler Millionen Geschöpfe anvertraute."

2) Ostindien. Ein Gesammtbild der Geographie, Geschichte, Kultur und der religiösen Zustände. Mit besonderer Rücksicht auf die christlichen Missionen dargestellt von G. F. Müller. Erster Band. Mit einer Karte. Stuttgart, Steinkopf, 1841.

Wir besitzen schon sehr viele Beschreibungen von Ostindien und insbesondere hat Ritters Meisterwerk, die Erdkunde, die Kenntniß jenes asiatischen Wunderlandes, so weit es jetzt möglich ist, erschöpft. Ueber die Einwirkung der Engländer auf dieses Land hat sich insbesondere Mill in einem sehr ausführlichen Werke verbreitet; allein in allen diesen Werken ist die Missionsgeschichte nur Nebensache und ein Buch, worin die Thätigkeit der christlichen Bekehrer in Indien von ihren ersten Anfängen an verfolgt und klar gemacht wäre, fehlte noch. Indem der Verfasser Indien vorzüglich in dieser Beziehung ins Auge fassen wollte, glaubte er eine allgemeine Schilderung des Landes zu Grunde legen zu müssen. Diese nun ist für den Zweck populärer Belehrung sehr besonnen und klar angeordnet und durchgeführt. Er hat dabei die besten Quellen gewissenhaft benutzt. Zuerst eine allgemeine Uebersicht der physischen Geographie, dann die Statistik und Charakteristik der Bevölkerung in ihren verschiedenen Abstufungen nach Stammes- und Glaubensverschiedenheit; ein Abriß der Landesgeschichte, der gegenwärtigen Verfassung und Verwaltung, und endlich eine gedrängte aber reichhaltige Beschreibung der Provinzen. Dann erst folgt die Darstellung des Missionswesens. Im vorliegenden Theil ist aber überhaupt nur von Vorderindien die Rede, wo Bramaismus und Mudamedanismus vorherrschen; im folgenden Theil wird erst Hinterindien mit dem dort vorherrschenden Buddhismus nachfolgen.

Da sich der Verfasser auf den Standpunkt des christlichen Missionärs stellt, ließ sich erwarten, daß seine Ansicht der alten indischen Religionen keine günstige seyn würde. Die harten Aeußerungen darüber thun in der That dem weh, dem die Tiefen der indischen Philosophie, der Reichthum und die Zartheit der indischen Poesie nicht fremd geblieben sind. Allein man muß sich sehr hüten, das ideale Bild von Indien, das die Sanskritliteratur in unserer Einbildung erzeugt, mit dem wirklichen Zustand des Landes und Volkes zu verwechseln. Ein großer Theil von Indien ist muhamedanisch; unter den Heiden selbst bestehen viele Sekten, die fast alle entartet sind. Nur wenigen ist jene zarte Vergeistigung des Lebens, durch welche sich die ältere indische Religionsphilosophie auszeichnete, noch bekannt; überall hat der gröbste, sinnlichste Götzendienst Platz genommen. Unter den Augen der Engländer feiert man den Götzen noch schamlose Orgien und blutige Opfer; an den Grenzen der englischen Herrschaft findet man sogar noch Menschenfresser. Durch die Kastenvorurtheile sind noch ganze Stände von jeder Ehre und freien Wahl des Berufs oder auch nur der Denkweise ausgeschlossen. Eine Art von Schulbildung gibt es nur bei den reichsten und privilegirten Klassen, die Volksmassen leben in dichter Finsterniß. Daß man nun diese chaotische Nacht des Heidenthums rch das Licht des Evangeliums erleuchte, ist nur wünschenswerth und liegt mit Nothwendigkeit in welthistorischen Entwicklungsgange. Es wäre mehr als schauderhaft, wenn europäische Herrschaft, europäische Civilisation, Talente, Sitten und Laster in Indien eindringen sollten ohne das Christenthum. Um das Volk nicht zum fanatischen Widerstande zu reizen, war es wirklich geraume Zeit und ist es in gewisser Beziehung auch noch jetzt die Politik der Engländer, die

Digitized by Google

alten Religionen und Sekten im Lande sämmtlich bestehen zu lassen, das Christenthum nicht auszubreiten, im Bereich des englischen Gebiets sogar keine Missionäre zu dulden. Indeß sind die Engländer selbst gute Christen und konnte sich mithin, trotz des bestehenden politischen Systems, doch die Verbreitung christlicher Ideen nicht verhindern lassen. Vielleicht ist diese allmählige und anspruchslose Bekehrung nachhaltiger, als es eine aufdringliche und plötzliche gewesen wäre. Wenigstens beweisen die Bekehrungen, welche früher die Portugiesen und Holländer in ihren Kolonien vornahmen, daß sich das Christenthum nicht beseblen läßt, daß es, wo nur Gewalt oder Interesse die Bekehrung leiten, auf der tiefsten Stufe halbheidnischer Aeußerlichkeiten stehen bleibt.

Der erste Missionär im eigentlichen Sinne des Worts, der aus reiner christlicher Liebe das Bekehrungsgeschäft der Heiden übernahm, war Ziegenbalg, ein Lausitzer, der im Jahr 1705 auf Kosten des frommen Königs Friedrich IV. von Dänemark nach Tranquebar ging. Ihm folgten Gründler, ein Thüringer, und einige andere. Großen Ruhm erlangte vor allen Schwarz aus der Neumark, der einzig durch seinen heiligen und sanften Eifer und durch seine persönliche Liebenswürdigkeit von 1750 au bis 1798 eine Menge Herzen gewann und selbst am Hofe des furchtbaren Hyder Ali die höchste Achtung genoß. Mit der dänischen, von König Friedrich 1706 gestifteten Missionsgesellschaft trat auch eine englische Gesellschaft und das berühmte Franke'sche Waisenhaus in Halle in Verbindung und diese Anstalten waren es, von denen im vorigen Jahrhundert alle evangelischen Missionen ausgingen, bis auch von den mährischen Brüdern ihr Beispiel befolgt wurde, worauf am Schluß des Jahrhunderts die Missionsgesellschaften sich plötzlich zahlreich vermehrten. Es entstanden 1786 die Methodisten-, 1792 die Baptisten-, 1795 die Londoner-, 1796 die schottische, 1799 die niederländische, 1801 die kirchliche schottische, 1800 die kirchliche Londoner, 1808 die Londoner Judenbekehrungs-, 1810 die amerikanische, 1814 die bischöflich amerikanische, 1816 die allgemeine Baptisten-, 1816 die Basler und 1824 die Pariser Missionsgesellschaft. Diese haben nun das Werk uneigennützigster, liebevoller und friedlicher Bekehrung wie überall, so auch in Ostindien mächtig befördert und eine Menge Schulen errichtet, die am besten geeignet sind, die alte heidnische Denkweise allmählich durch die christliche schmerzlos zu verdrängen. Darüber gibt der Verfasser statistische Nachweise, so wie auch über die neuern katholischen Missionsarbeiten, denen er vorwirft, sie ließen zu viel Heidnisches bestehen.

Im Ganzen bildet aber das christliche Indien noch eine unscheinbare Minorität der Bevölkerung gegen die heidnische und muhamedanische Majorität und demnach scheint uns die Frage noch nicht entschieden zu seyn, wie sich einst das Christenthum in jenen alten Ostländern Asiens gestalten werde, der äußern Form und gewissen dogmatischen Richtungen nach. Ob die protestantische Form unseres nüchternen Norden den phantastischen Südländern Asiens in jeder Beziehung, in Masse und auf die Dauer anpassen werde, muß man wohl in Frage stellen, wenn man sich erinnert, welchen großen Einfluß der asiatische Geist auf den Muhamedanismus, Manichäismus und Gnosticismus geaußert hat. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt drang die lautere Lehre des Evangeliums in Asien ein, aber sie gestaltete sich unter dem asiatischen Himmel in die Lehre des Islam und in die abenteuerlichen Schwärmereien des Mani um. Sollte eine ähnliche Modificirung nicht zu erwarten seyn, wenn sich einmal die indischen und chinesischen Völker in Masse dem Christenthum zuwenden würden? So lange nur wenige Einzelne im entschiedenen Gegensatz gegen ihr Volk Christen werden, mögen sie sich ganz der neuen und fremden Form hingeben. Wenn aber einmal die gesammte Bevölkerung überträte, würde sich das nationale und klimatische Gepräge wahrscheinlich in der Auffassungsweise des Christenthums wieder markiren, wenigstens Uebergangsstufen, gleichsam Dämmerungsperioden zwischen der alten Nacht und dem neuen Licht wieder den allzu grellen Gegensatz vermitteln. Wir können uns täuschen, aber es scheint uns doch, die Kernvölker Asiens, die jetzt von allen Seiten europäischen Einfluß erleiden, werden sich dagegen nicht immer passiv verhalten und im politischen, wie im kirchlichen Leben sich einmal regenerieren und gegen Europa reagiren. Und vielleicht werden sie dazu durch die europäischen Lehrmeister selbst unmerklich erzogen und gekräftigt.

Sternkunde.

Von den Wundern des Himmels des verewigten Littrow ist bei C. Hoffmann in Stuttgart die dritte Auflage erschienen. Wir haben dieses reichhaltige Werk, was den großen Beifall, den es gefunden hat, so sehr verdient, schon in den früheren Auflagen besprochen.

Zugleich hat Herr Nürnberger, vieljähriger Freund unsrer Blätter und allen unsern Lesern durch seine lehrreichen Aufsätze rühmlichst bekannt, bei Dannheimer in Eßlingen ein Populär-astronomisches Handwörterbuch herauszugeben angefangen, was sich sowohl durch Reichhaltigkeit, als Klarheit bestens empfiehlt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. Mai 1842.

Geschichte.

1) Geschichte Kaiser Sigmunds von Dr. Joseph Aschbach. Dritter Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1841.

Eine der wertvollsten Biographien, durch welche eine wesentliche Lücke der deutschen Geschichtforschung ausgefüllt wird. Ueber die ersten beiden Bände haben wir uns schon früher ausführlich in diesen Blättern ausgesprochen.

Der dritte Band enthält hauptsächlich die Geschichte der Kämpfe Kaiser Sigmunds mit den Böhmen, der weltberühmten Hussitenkriege, nachdem im zweiten Bande Sigmunds Verhalten auf dem großen europäischen Kongreß, Concilium von Constanz genannt, dargestellt worden. Der Verfasser erfreute sich der Unterstützung des berühmten böhmischen Alterthumsforschers Palacky, der eine ausführliche Geschichte jener böhmischen Unruhen herauszugeben gedenkt, und des eben so berühmten Archivar Chmel in Wien. Dadurch war es ihm möglich, ein weit klareres Bild jener bewegten Zeit zu entwerfen, als wir bisher davon besitzen, obgleich noch nicht alles ins hellste Licht gestellt werden konnte und namentlich über die innern Nationalangelegenheiten der Böhmen noch viel von Herrn Palacky zu erwarten ist. Einige Partien der Hussitenkriege, die durch österreichische und schlesische Geschichtschreiber bereits näher beleuchtet sind, hätten vielleicht auch hier etwas mehr ins Einzelne ausgearbeitet werden können, namentlich die zwei großen Heerzüge der Hussiten die Elbe und Oder hinunter, und die staunenswürdige Verwirrung, welche die Hussiten in Schlesien anrichteten. Indeß kam es dem Verfasser vorzugsweise auf die Geschichte Sigmunds an und diese hat er mit gewohnter Meisterschaft durchgeführt, besonders die diplomatischen Arbeiten dieses unermüdlichen Herrn in ihrem ganzen interessanten Zusammenhange klar gemacht. Sigmunds Hauptaugenmerk war nicht ohne große Klugheit darauf gerichtet, eine Verbindung der Polen mit den Böhmen zu verhindern, und die Böhmen zu isoliren. Daß die Deutschen sich würden durch die böhmische Ketzerei anstecken lassen, besorgte er ganz und gar nicht, da die Nationalität hier schon eine hinlänglich feste Schranke zog. Aber er befürchtete, die böhmische Bewegung könnte sich sämmtlichen Slaven mittheilen und eine große Reaktion gegen den Germanismus hervorrufen.

Sehr merkwürdig erscheint auch das Benehmen des böhmischen Adels und der gemäßigten Prager. Eingeengt zwischen die extremen Parteien mußten sie zwanzig Jahre lang unter den gewaltsamsten Erschütterungen des Landes die Balance halten, und sie waren es, die am Ende die Oberhand behielten. Für die Politik des Juste-Milieu ist daher die Geschichte des Hussitenkampfs ungemein lehrreich.

Die Erörterung dieser klugen Diplomatie des Kaisers und des klugen Schaukelsystems der gemäßigten oder ständischen und städtischen Partei gegenüber dem fanatischen Landvolk, scheinen uns die Glanzpunkte des vorliegenden Werks zu seyn.

Der Verfasser hätte vielleicht eine Parallele ziehen können zwischen jenem Hussitenkampfe und der spätern englischen und französischen Revolution. Die Geschichte der Menschen befolgt bei solchen gewaltsamen Erschütterungen bestimmte Naturgesetze. Sie befolgt sie wohl immer, aber in solchen kritischen Perioden wird es besonders klar. Der Hussitenkrieg begann mit einer feierlichen Erklärung der gemäßigten, wohlwollenden, nur in ihrem Recht schwergekränkten Partei, nämlich der Stände. Eben so begann die englische und französische Revolution mit feierlichen Erklärungen des Parlaments

Digitized by Google

und der Nationalversammlung, in denen nur beleidigte Würde und ein schöner Eifer für das Gute sich aussprach, noch kein feindseliger Haß, noch keine dämonische Zerstörungslust. Im zweiten Stadium des Hussitenkampfs erhob sich das gemeine Volk, von kühnen Demagogen geführt, um mit Gewalt die verweigerte Genugthuung zu erlangen. Eben so später in England und Frankreich. Was in Böhmen die Taboriten waren, das waren später in England die Independenten, in Frankreich die Jakobiner. Die Volkswuth verlangte das erbadenste Opfer und ihre empörten Wogen ließen sich nicht beruhigen, außer durch königliches Blut. So wurde Kaiser Wenzel erwürgt, wie später Karl I. in England und Ludwig XVI. in Frankreich enthauptet. In der allgemeinen Verwirrung griff ein Edrgeiziger nach der weggeworfenen Krone und stützte sich auf eine Pöbelpartei, unterlag aber der republikanischen Konsequenz. So Hussinez in Böhmen, so später Orleans-Egalité in Frankreich. Als einmal die Republik fertig war, wollten die verbrannten Köpfe noch weiter gehen und nicht bloß Kirche und Staat, sondern auch die Gesellschaft und Sitte radikal umgestalten, alles Bestehende vernichten und eine neue ideale Gesellschaftsordnung, ein Paradies auf Erden einführen. Das waren zur Hussitenzeit die Adamiten, später in England die Millenarier und in Frankreich die Cordeliers. Aber wie jene Adamiten von Zizka, so wurden die Millenarier von Cromwell, die Cordeliers von Robespierre unterdrückt, und jedesmal aus demselben Grunde, weil sie nämlich die wahre Freiheit kompromittirten und die Revolution lächerlich machten. Wie der Adel in Böhmen sich an die gemäßigte Partei der Bürger anschloß und die Revolution lieber mitmachte, um ihre äußersten Ausschweifungen hemmen zu helfen, so auch später der Adel in England. Nur der französische Adel wich von dieser Regel ab, indem er nicht im Lande blieb, sondern auswanderte. Wie Böhmen durch seine große Revolution in Bürgerkrieg und in Krieg mit dem Ausland gestürzt wurde, aber die angespannte Kraft des fanatisirten Volkes unter dem großen Feldherrn Zizka wunderbaren Heldenmuth bewährte, so kam später auch in England die Militärdiktatur Cromwells und in Frankreich die Napoleons auf. Böhmen und England gleichen sich wieder darin, daß der Diktator sich keine Krone aufsetzte, was dagegen Napoleon that. Endlich führte die allzulange Aufreizung zu Erschlaffung; man wurde in Böhmen der ewigen Unruhen satt und machte Frieden unter Bedingungen, die dem Lande die erwünschten Freiheiten im Wesentlichen sicherten. Dasselbe geschah auch in England und Frankreich. Ueberall endete die Revolution mit einer gemäßigten Restauration. Nur darin stimmte wieder insbesondere Böhmen mit England überein, daß der Kampf ohne Dazwischenkunft der Fremden beendigt wurde, während es in Frankreich erst einer europäischen Exekutionsarmee bedurfte. Man könnte, wenn es darauf ankäme, diese Parallele noch weiter und selbst bis in die Charakteristik einzelner Parteihäupter verfolgen.

2) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Fünfter Theil. Mit drei Kupfern. Wien, Schaumburg und Comp., 1841.

Der fünfte Band dieses ausgezeichneten Werkes handelt ebenfalls von der Hussitenzeit, von der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, doch in ausschließlicher Beziehung auf das Haus Oesterreich. Der durchlauchtige Verfasser fährt fort, die Geschichte der Regenten aus Habsburgischem Geschlechte zu schildern. In die Zeit, von welcher hier die Rede ist, fällt großes Unglück und auch großes Glück dieses Hauses. Das Unglück brachten die Theilungen, die Eifersucht der Brüder und Vettern unter einander und die Angriffe von außen, der Empörungsgeist von innen. Die vier Söhne des bei Sempach gefallenen Leopold (Wilhelm, Leopold, Friedrich, Ernst) wollten ihrem Neffen Albrecht, der in Wien residirte, sein Erbe entreißen, und haderten dann wieder unter sich selbst. Da erhob sich, zum Theil von ihnen begünstigt, Aufruhr im Adel und in Wien. Oesterreich wimmelte von Räubern. Hier strömten Hussiten, dort Türken über die Grenzen und raubten, sengten und brennten. Im Westen aber ging durch den unglücklichen Kampf des Tiroler Friedrich mit dem Kaiser Sigmund ein großer Theil des altdabsburgischen Erbes verloren. Indeß heirathete der jüngere Albrecht V. in dieser Zeit voll Unruhen und Gefahren die einzige Tochter des Kaiser Sigmund, Elisabeth, und erlangte dadurch das Erbrecht auf Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und Ungarn, so wie die Kaiserkrone, welche schon seit einem Jahrhundert den Habsburgern entzogen worden war und die sie jetzt erst wiedererlangten, um sie nie wieder zu verlieren.

Aus dieser kurzen Skizze erhellt, wie viel Interessantes der vorliegende Band darbietet. Er ist wieder mit derselben Gründlichkeit bearbeitet, wie alle früheren, und mit einer ungemein reichen Dokumentirung versehen. Ueber dieselbe Zeit hat früher schon Kurz ein vortreffliches Werk geschrieben; sie ist nun noch einmal mit Benutzung der Archive aufs sorgfältigste durchmustert worden. Indem wir dem Fürst Autor für so großes historiographisches Verdienst unsre Huldigung darbringen, können wir doch auch nicht umhin, zu bedauern, daß derselbe in seinen

Digitized by Google

allgemeinen Urtheilen über die Bewegungen der Zeit nicht gerechter ist. Es kommt zwar nicht viel darauf an, welcher kirchlichen oder politischen Partei ein Geschichtforscher angehört, wenn er nur gewissenhaft die Thatsachen erschöpft. In dieser Beziehung wird z. B. dem verstorbenen Buchholz für seine gründliche Geschichte des Kaiser Ferdinand I. jeder Protestant gern seinen Dank abtragen, wenn er auch dessen allgemeine Ansichten nicht theilt. Indessen bleibt die Ungerechtigkeit immer ein Makel an Werken, die in jeder andern Hinsicht meisterhaft sind. Es ist allerdings schwer zu bestimmen, was gerecht und ungerecht ist, wenn man sich auf entgegengesetztem Standpunkt befindet. Leicht wird der katholische Geschichtschreiber, wenn man ihm vorwirft, die Reformation und ihre Motive zu tief herabgewürdigt zu haben, den Gegenvorwurf machen, daß protestantische Geschichtschreiber häufig genug das Mittelalter und die alte Kirche eben so sehr verdammt und verunglimpft haben. Allein auf einer gewissen Höhe der historischen Erkenntniß, wenn man eine so lange Erfahrung hinter sich hat, dürfte sich wohl ein unparteiisches Urtheil ermitteln lassen. Es sind nicht wenige unter unsern neueren protestantischen Geschichtschreibern, welche den einseitigen Parteistandpunkt verlassen und alles Ehrwürdige und Heilige der alten Kirche und ihrer Glanzzeit anerkannt, ja welche sogar über diejenigen Institute und Menschen, die ausdrücklich im Gegensatz gegen die Reformation ihre Stellung nahmen, billig und gerecht geurtheilt haben. Sollte man nun nicht auch an katholische Geschichtschreiber, wenigstens an die durch wahren historischen Geist vorragenden, den Anspruch machen dürfen, daß sie das moralische und nationale Motiv, welches der Reformation zu Grunde lag, anerkennen? daß sie eine unvermeidliche Reaktion gegen wirklich vorhandene Mißbräuche darin erkennen? Wir wollen nicht von ihnen verlangen, sie sollen das, was am Ende aus der Reformation geworden ist, loben. Wir sind von dieser unbescheidenen Forderung so weit entfernt, daß wir vielmehr das Unzulängliche der protestantischen Zustände selbst am tiefsten fühlen. Allein sie müssen eingestehen, daß die Reformation ursprünglich in einem ernsten, edeln, sittlichen Zorn gegen die ruchlosesten Mißbräuche begründet war, und daß man die Befreiung von solcher schamlosen Unsittlichkeit, von der die alte Kirche kurz vor der Reformation verpestet war, nicht zu theuer erkauft haben würde, selbst wenn die Folgen der Reformation noch trauriger gewesen, unsre protestantischen Zustände jetzt noch weniger erfreulich wären, als sie es sind.

Fürst Lichnowsky sieht in der Reformation nichts als strafwürdige Rebellenfrechheit und legt ihr die niedrigsten Motive unter, Neid, Habgier, Lüsternheit nach den geistlichen Gütern. Ein moralisches Motiv derselben erkennt er überall nicht an; ja er zweifelt, ob die Leitenden an die Principe, die sie zur Schau trugen, selbst geglaubt haben (S. 209). Er hält die hussitische Bewegung nur für das Werk einiger Uebelgesinnten, welche den großen Haufen irre geleitet hätten. Das ist zum Erstaunen ungerecht. Das Concilium von Constanz selbst war über die zahllosen Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten und über die jeden Anstand und jede Scham höhnende Ueppigkeit der Priesterwelt nicht im geringsten in Zweifel. Die Laienfürsten klagten laut darüber, die vielen frommen Bischöfe desgleichen; andere gaben es mit ironischer Heiterkeit zu, ohne es abstellen zu wollen. Die Geschichte der jüngstvergangenen Zeit wimmelte von Beispielen der größten Verruchtheiten, die von Priestern ausgegangen waren. Die moralische Indignation im Volk war wohl motivirt und schon lange nichts Neues mehr. Sie brach im Hussitenkriege aus. Der Fanatismus, mit welchem die Hussiten alle Sünden ausrotten wollten, war eine Verirrung, zu der nur die tiefste Empörung des sittlichen Gefühles führen konnte. Man kann solche Weltereignisse nicht beurtheilen, als ob es sich von einer modernen Emeute handelte, in der ein übelgesinnter Journalist einige hungrige Proletairs gleichsam zum Spaße haranguirt. Und darf man die Folgen, die Schrecken des Aufruhrs, verdammen, ohne zugleich der ersten Schuld auf den Grund zu gehen und denen, die das Heilige zuerst entweiht und der Völker ehrliches Vertrauen im Innersten erschüttert, ihren Antheil an der Verdammung zuzuwälzen?

Der Vers. tadelt es sogar, daß Kaiser Albrecht II. dem Basler Concil zugeneigt war, als es sich dem Papst entgegensetzte (S. 295). Das Concil und die Fürsten sahen wohl ein, daß etwas geschehen müsse, um wenigstens die gröbsten Mißbräuche abzuschaffen und dadurch die Völker zu beruhigen, den Oppositionsgeist innerhalb der Kirche selbst zu dämpfen. Namentlich war es des Kaisers heilige Pflicht, zu dieser Beruhigung beizutragen. Oder sollte er nicht an das Wohl und die Ehre deutscher Nation denken? sollte er nur blindes Werkzeug für die Kurie seyn? Die Reformation des 16ten und der 30jährige Krieg des 17ten Jahrhunderts haben bewiesen, wie viel Jammer hätte erspart werden können, wenn man schon im 15ten Jahrhundert, wie es die Absicht der Concilien und des Kaisers war, etwas gebessert hätte.

3) Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirkheimer. Von Dr. Karl

Digitized by Google

Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. Erster Band. Erlangen, Palm, 1841.

Die Richtung, welche die historische Forschung in der neueren Zeit eingeschlagen hat, verdient eine freudige Anerkennung, und berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Immer allgemeiner entfaltet sich das Bestreben, in den Geist des Alterthums und des Mittelalters einzudringen, dessen Wesen zu erfassen und zu erklären, die Ideen, welche dasselbe bewegten, zu enthüllen, ihre Beziehungen zur Gegenwart hervortreten zu lassen, und dadurch für die letztere fruchtbar zu machen. Unter den gelungensten Produkten, welche der bezeichneten Richtung angehören, darf das Werk des Hrn. Dr. Hagen mit Auszeichnung genannt werden. Der Leser wird hier in den Kreis der ausgezeichnetsten Männer des Reformationszeitalters, in ihre freundschaftlichen Verbindungen, feindlichen Gegensätze, gemeinsamen und individuellen Richtungen, in ihre Kämpfe und Streitigkeiten, ja selbst in ihr häusliches Leben und in ihre geselligen Zusammenkünfte eingeführt. Nicht leere erstorbene Schatten und geschminkte Leichen sind es, welche durch mysteriöse Zaubersprüche aus den Gräbern heraufbeschworen die Luft mit Modergeruch erfüllen, sondern die edleren Geister der Vorzeit, welche uns der Verf. in der nie erstorbenden Kraft und warmen Lebensfülle ihrer Gedanken zurückruft. — Geister, unter denen man sich theils wie in einem Kreise alter Bekannten heimisch findet, theils mit Interesse neue Bekanntschaften mit früher weniger beachteten, wenn gleich nicht minder bedeutenden Individualitäten knüpft. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit, welche das literarische und religiöse Treiben unserer Tage mit den Bewegungen in der ersten Periode des Reformationszeitalters hat. Ueberall dieselben Oppositionen, dasselbe Ringen, derselbe Gegensatz von Glauben und Unglauben, dieselben mehr oder minder ausgeprägten Versuche vermittelnder Uebergänge und Abstufungen, während die richtige Mitte immer schwerer zu erkennen scheint! Um so mehr muß daher ein Werk interessiren, welches so reichen Stoff zu treffenden Parallelen bietet. Anerkennung verdient das große und mühsame Quellenstudium, dem sich der Verf. unterzog, in desto höherem Grade, als es sich um die Ideengeschichte einer Periode handelt, wo eben die Presse zu arbeiten angefangen hatte, und in der Fluth von Schriften, mit welchen sie Deutschland sofort überschwemmte, nicht immer Geistreiches und Gediegenes zu Tage förderte. Nicht Weniges, das sich sodann als gehaltlos und unbrauchbar erwies, mußte dennoch durchgesehen und geprüft werden, um der vollständigen Uebersicht des Ideenkreises jenes Zeitabschnittes gewiß zu seyn, oder um ein vereinzeltes Goldkörnchen aus dem Schlamme aufzulesen. Noch größere Anerkennung verdient es aber, und muß als ein seltener Vorzug eines historischen, auf eigenen Forschungen beruhenden Werkes gerühmt werden, daß der Verf. verschmäht hat, mit seiner unverkennbaren Belesenheit Prunk zu treiben, und daß seine Gelehrsamkeit nicht der Klarheit, Einfachheit und anziehenden Lebendigkeit der Darstellung geschadet hat, durch welche Eigenschaften dieses Buch nicht darauf angewiesen ist, den Kreis seiner Leser unter den Gelehrten vom Fache allein zu suchen, sondern einen vollkommenen Anspruch auf Popularität in dem edlen Sinne des Wortes, d. h. auf Beachtung der Gebildeten überhaupt hat. Sehr interessant für die Vervollständigung der Kenntniß des Reformationszeitalters ist besonders die Schilderung, welche der Verf. von den religiösen Ansichten des Mucianus Rufus zu Gotha gegeben hat, welcher bisher fast gar nicht beachtet war, und doch schon vor Luthers Auftreten gerade jene Richtung repräsentirte, welche in der neuesten Zeit von Strauß ergriffen worden ist. Ein anderer großer Vorzug des Werkes des Herrn Dr. Hagen ist die durchgängige Objektivität seiner Darstellung, und die Konsequenz, mit welcher er sich dabei in vollkommener Unparteilichkeit erhält, und den Stoff — welchen er meisterhaft beherrscht — durch sich selbst wirken läßt, ohne seiner Subjektivität hierbei eine farbende Einmischung zu gestatten. In dieser Hinsicht befriedigt das gedachte Werk jede Forderung, welche man in der neueren Zeit an den Geschichtschreiber zu machen berechtigt ist. Wenn etwas Tadel verdient, so ist es die Erwähnung einer besonderen Beziehung der Darstellung auf Wilibald Pirkheimer. Einmal könnte durch diese Bezeichnung Mancher irregeleitet werden, in dem Buche nur eine Biographie Pirkheimers zu erwarten, was es offenbar nicht ist, indem er ein weit umfassenderes Ziel verfolgt, und die gesammten literarischen und religiösen Bestrebungen in ganz Deutschland zu Anfang der Reformationsperiode, wie noch kein anderes Buch, umfaßt; sodann aber ist Pirkheimer, wenn auch in alle Bewegungen seiner Zeit mit verflochten, doch nicht der bewegende Genius derselben. Mag daher auch vielleicht Pirkheimers Persönlichkeit den Verfasser zuerst angeregt, und seinen Forschungsgeist auf diesen ideenreichen Zeitabschnitt besonders hingelenkt haben, so mußte doch die besondere Auszeichnung desselben wieder hinwegfallen, wie sich der Plan zu einem größeren Gemälde erweiterte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. Mai 1842.

Völkerkunde.

Die deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen von Albert Schott. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Schon vor zwei Jahren gab der Verfasser eine kleine Schrift über denselben Gegenstand in Form eines Programmes heraus. Zu vorliegendem größeren Werke gibt er viel mehr. Auch einige andere Reisende haben bereits über die höchst interessanten deutschen Gemeinden am Monte Rosa geschrieben, doch keiner so gründlich und ausführlich, als der Verfasser des hier zu besprechenden Werkes, der die Resultate aller bisherigen Beobachtungen und Untersuchungen gesammelt und durch seine eigenen noch ungemein bereichert hat.

Herr Schott beginnt mit einer scharfen Bezeichnung der Grenze zwischen deutscher und italienischer Nationalität in den Alpen. Er zeigt, wie diese Grenze keineswegs dem höchsten Gebirgskamm folge, sondern wie hier das Deutsche tief auf die Südseite, das Welsche auf die Nordseite der Alpen übergreife. „Der obere Lauf des Inns bis zur tirolischen Grenze herab, also das Engadin, und mit geringen Ausnahmen die Quellstüfe des Rheins, abwärts bis Reichenau und Chur, sind von Romanen bewohnt: am Inn spricht man das sogenannte Ladin, am Rhein das Oberländer-romanisch (Rumonsch). Graubünden oder das hohe Rätien hieß daher vordem Churwalden, d. i. das welsche Land um Chur. — Der Verlust, den das Deutsche auf diese Art an rechtmäßigem Gebiet erleidet, gleicht sich so ziemlich aus durch zwei Uebergriffe, die es, den einen im Osten, den andern im Westen von Rätien gemacht hat. Im Etsch-Thal reicht das tirolische Deutsch herab bis Salurn, ja in den venedischen Alpen haben sich auf den heutigen Tag drei deutsche Sprachinseln erhalten, deren Mundart durch eine wenig begründete Kühnheit italienischer Gelehrter Cimbrisch heißt. Die nördlichste dieser Inseln, im Norden der Brentaquellen, ist ziemlich klein und unbekannt; die beiden andern aber, weiter südlich gelegen, haben längst die Aufmerksamkeit der Italiener und der Deutschen erregt: es sind die 13 Kommunen auf den Bergen östlich von Roveredo; die 7 Kommunen, mit dem Hauptort Asiago, auf den Bergen zwischen dem obersten Lauf der Brenta und der Ebene von Vicenza. — Im Westen der rätischen Sprachbucht hat das Deutsche, wie zum Ersatz für die entrissenen Quellen des Inns und Rheins den obern Rhodenlauf für sich genommen: das Hauptthal ist deutsch bis Siders herab, deutsch sind auch die Nebenthäler bis in diese Gegend, so daß links das Turtmanthal, rechts das Thal von Leuk die Grenzposten unsrer Sprache gegen die französische bilden. Da Ober-Wallis zu einem vorherrschend deutschen Bunde, zur Eidgenossenschaft, gehört; auch geographisch eng mit Landschaften der deutschen Schweiz verbunden ist, so hat man seine deutsche Sprache nicht auffallender gefunden als die des Etschthals bis Salurn; aber ein Seitenstück zu den drei venedischen Sprachinseln bilden einige deutsche Gemeinden jenseits der lepontischen und penninischen Alpen. — Es sind, von Ost nach West genommen, folgende: im Valle-Rovana, einem Seitenthal des tessinischen Valle-Maggia, das sich bei Locarno in den langen See, den Lago-Maggiore, öffnet, liegt Bosco. Westlich vom Maggiathal, und durch eine Bergkette von ihm getrennt, zieht sich in rein südlicher Richtung das Pomatterthal (Val-Formazza), das aber nicht wie Valle-Maggia zur welschen Schweiz gehört, sondern zu Piemont. Hier ist gleichfalls die oberste Gemeinde Pommat, an den Quellen der Tosa, deutsch, wie schon die Namen ihrer einzelnen Ortschaften beweisen: Bettelmatt, Kehrbächi, auf der Frutt, Zum-stäg, Unterstalden,

Digitized by Google

Wald. Zum=ſtäg iſt die deutſche Benennung für Pommat oder Formazza, das von den Italienern auch Al=ponte genannt wird. Folgt man dem Laufe der Toſa, ſo gelangt man, kurz bevor dieſer Gebirgsſtrom in der weltberühmten Bucht der borromäiſchen Inſeln endigt, nach Ornavasco; in dieſer gleichfalls piemonteſiſchen Gemeinde hat ſich, ganz inſularifch, ein Reſt deutſcher Sprache gerettet, aber nur bei einer geringen Zahl älterer Leute, beim jüngeren Geſchlecht haben die Macht der natürlichen Verhältniſſe und die Bemühungen der Geiſtlichkeit das Italieniſche zur herrſchenden Sprache gemacht. Ornavasco liegt an der Simplonſtraße; läßt man ſich von ihr gegen Wallis hin geleiten, ſo betritt man, noch ehe ſie den eigentlichen Alpenabhang erreicht, ſchon deutſches Sprachgebiet; zwei Kirchſpiele des walliſiſchen Zehnden Brieg: Simpelen (Simplon, Simpione) und Ruden, deſſen welſcher Name Gondo von Sauſſure als Im=Gonß aufgeführt wird. — Um den Monte Roſa endlich liegen, wenn auch nicht in politiſchem, doch in geographiſchem Zuſammenhang mit Ober=Wallis acht deutſche Gemeinden: am obern Lauf der Lys (Leſa) die beiden Greſſoney, Gabi und Iſſime; an den Quellbächen der Seſſia Alagna und Rima; an den Quellen der Anza Macugnaga; endlich mitten zwiſchen italieniſchen Gemeinden Rimella, an einem Quellbach des Maſtalone, des Stromes, der bei Varallo in die Seſia fließt."

Die letzteren Gemeinden nun ſind es, mit denen ſich Herr Schott vorzugsweiſe beſchäftigt. Er gibt ihnen den Namen der Silvier vom mons Silvius, wie man ehemals den Monta=Roſa oder das Matterjoch nannte. Gegen dieſe römiſche Benennung eines deutſchen Völkchens wäre vielleicht einzuwenden, daß ſie gerade das verläugnet, was an dem Völkchen ſelbſt am merkwürdigſten iſt, nämlich die Nationalität.

Bevor der Verfaſſer die Menſchen ſchildert, entwirft er ein eben ſo großartiges als reizendes Bild der Alpenwelt, in der ſie wohnen. Seine Reiſebeſchreibung iſt durchgängig in einem anſpruchsloſen und doch warmen Ton gehalten, und eine ſchöne Gemüthlichkeit tritt uns darin ungezwungen entgegen. Die innige Harmonie des Wanderers mit den einfachen und ungeſchminkten Naturen des kräftigen Bergvolks ſelbſt, bei denen er weilte, iſt nirgends zu verkennen.

Jene Silvier nun ſind ein Völkchen, deſſen Seelenzahl Herr Schott nicht höher als 7000 ſchätzt. Sie ſtehen unter Piemont. Sie ſind und waren immer katholiſch, man darf ſie alſo nicht mit den piemonteſer Waldenſergemeinden verwechſeln, die niemals Deutſche waren. Die Silvier ſind von langer Zeit der gewohnt, in Maſſe ihre Heimath zu verlaſſen und Erwerb in den ebenen Ländern zu ſuchen, im Winter aber wieder heimzukehren zu ihren Weibern, welche die Berge nie verlaſſen. „Die Schauplätze, die ſich die ſilviſchen Männer für ihre Betriebſamkeit auswählen, ſo wie ihre Berufsarten, ſind ſehr mannigfaltig. Die von Rimella beſchränken ſich auf Italien, und ſind meiſt geſchickte Köche, die ſich in Mailand, oder andern großen Städten, leicht ein kleines Vermögen ſammeln; die von Rima und Alagna durchziehen, wie die meiſten Valſeſſianer, Italien und Frankreich als Tüncher, Stuckarbeiter und Maler, daher haben z. B. die von Alagna ihre Kirche mit ſo viel Pracht und Geſchmack ausgeſtattet, wie ſie ſchwerlich in einem armen Bergdorfe ſonſt gefunden wird, und auf dem Wege von Alagna über Valmuccia nach Rima, in den Thälern der Seſſia und Sermenta, ſah ich die zahlreichen Kapellen am Wege ſtets mit meiſterhaften Freskobildern geſchmückt. Aus dem Sermenathal, beſonders aus Rima, ſo wie aus dem benachbarten S. Giuſeppe, gehen auch manche nach Deutſchland, und ich habe mich mit zwei jungen Männern unterhalten, wovon der eine in Köln und beim Schloßbau in Braunſchweig, der andere in München gearbeitet hatte. Die Bewohner von Iſſime durchziehen, wie überhaupt die des untern Lysthals, Italien und Frankreich als Handwerker, meiſt als Maurer, und ſind darin ſo geſchickt und geſucht, daß der Ort zuſehends an Wohlhabenheit gewinnt. Die von Gabi treiben vornämlich einen inländiſchen Kleinhandel mit den Erzeugniſſen der Viehzucht, Häuten und Schmalz, auch mit Honig und Töpfergeſchirr. — Einträglicher iſt der Beruf, den ſich die meiſten Greſſoneyer gewählt haben, die Handelſchaft. Schon im 16ten Jahrhundert finden ſich Spuren hievon. Die Greſſoneyer haben unter allen Silviern den Vorzug vielſeitiger Sprachkenntniß am beſten auszubeuten gewußt; ſie haben zu einer Zeit, wo in Deutſchland der Verkehr mit baumwollenen und ſeidenen Waaren ſehr darniederlag, in der nördlichen Schweiz und in Schwaben eine Anzahl Handelshäuſer gegründet, die ſich noch jetzt nur mit jenen Erzeugniſſen abgeben. In Frauenfeld, Liechtenſteig, Biſchofszell, Goßau, St. Gallen, wie in Ravensburg, Wangen, Leutkirch, Kempten, Nördlingen, Augsburg, Konſtanz findet man die Greſſoneyer Firmen: Liſchgi (Lisco), Lorenz, Neetſcher, Mehr, Schwarz, Zumſtein, Tedi, Beck, Welf, Vincent. Eine Ausnahme machte bis vor einigen Jahren, ſowohl hinſichtlich der Entfernung als des Geſchäfts, die Goldwaarenhandlung der Gebrüder Welf in Warſchau." Die im Ausland reich gewordenen, entfremden ſich gleichwohl nie ihrer Heimath. „Ich habe dieß wenigſtens in der Gemeinde, wo ich am genaueſten bekannt wurde, in Greſſoney, mit angeſehen; alles kennt und duzt ſich, und ſelten geſchieht es, daß die Reichthümer, die Mancher erwirbt,

Digitized by Google

sein Herz zum Hochmuth verleiten. Man zeigte mir die Wohnung eines Mannes, der in einer deutschen Handelsſtadt als Millionär lebt, aber eine blutarme Baſe geheirathet hat, und wenn ſeine dürftigen Verwandten ihn draußen beſuchen, mit ihnen, eben wie ſie ſind, durch die Straßen fährt und in ſeinem glänzenden Hauſe verkehrt. So ſchämt ſich auch hier der Reiche nicht der Feldgeſchäfte; ich ſah Männer, die in der Welt Reichthum und Bildung erworben hatten, hier mit andern fröhlich bei der Heuernte."

Auch über die Tracht dieſes Völkchens verbreitet ſich der Verfaſſer mit Ausführlichkeit und ſtellt dabei gewiſſe Grundſätze feſt, die von den ältern Volkstrachten überhaupt gelten. Ein Gegenſtand, der noch ſehr wenig behandelt und gewiß von Intereſſe iſt. „Es lohnt ſich wohl der Mühe, an die Grundzüge der ſilviſchen Frauentracht den Maaßſtab der altgermaniſchen zu legen, indem ſich ohne Zweifel darthun läßt, daß ſie von derſelben, wenigſtens was die der ſüdgermaniſchen Stämme betrifft, im weſentlichen nicht verſchieden iſt. Man könnte zwar entgegenhalten, daß eine ganz ähnliche Kleidung, mit geringen Abweichungen, auch durch einen großen Theil Oberitaliens herrſche; allein wer möchte leugnen, daß der langedauernde Einfluß der zahlreichen germaniſchen Einwanderer bedeutend genug geweſen ſey, um die einheimiſche Kleidung bis auf dieſen Grad umzugeſtalten! Herrſcht ja der tiroliſche Typus bis Sicilien hinab, mit Spitzhut, Wamms und Bundſchuh! Und wo fande ſich noch die Tunika, Stola und Palla der Römerin? Sie ſind im ganzen Abendlande, bei romaniſchen wie germaniſchen Völkern, dem feſtumſchließenden Mieder, dem geordneten Rocke, dem beärmelten Kittel gewichen, den Kleidungsſtücken, die das Weib des ſiegreichen Germanen auszeichneten. — Es liegt uns ob, die Merkmale der urdeutſchen Frauentracht aus dem Meere theils launenhafter, theils nothwendiger Zuthaten herauszuangeln. Die meiſte Hoffnung dazu haben wir in dem Lande, worin vom geſammten Leben das altgermaniſche Gepräge am wenigſten abgeſchliffen iſt, in der Schweiz. Dieſe iſt freilich in Hinſicht der Trachten nicht minder mannigfaltig als in allen andern Dingen; ſieht man jedoch ab von den minder bedeutenden Unterſchiedungen die in den Farben, der Breite dieſes oder jenes Saums, der Form des Huts und Schuhes liegen, ſo gruppiren ſich für die deutſche Schweiz, was Kleidertracht anlangt, zwei große Hälften: eine öſtliche und eine weſtliche. Die Tracht der öſtlichen heißt wohl auch die Ländertracht, weil ſie vorzugsweiſe bei den Ländern, d. h. bei den Bewohnern der drei Länder (der Waldſtätte) herrſcht; die Tracht der weſtlichen Halfte heißt Bauerntracht, weil die Landleute der Kantone Luzern, Bern, Aargau, bei denen ſie vorzugsweiſe gilt, als die Unterthanen ſtolzer Städte den Namen Bauern bekamen. Die Grenze zwiſchen beiderlei Trachten, die noch vor wenigen Jahrzehnden in aller Schärfe zuſammenſtießen, zog ſich damals ungefähr dem Laufe der Reus nach. Die Landſchaften und Orte, die ihr im Weſten zunächſt liegen, ſind Ober-Hasle, Entlebuch, Luzern, Buonas und Cham (beide am Zuger See), Knonau, Rifferswyl, Bonſtetten und Birmensdorf (dieſe vier zwiſchen der Reus und der Albisкette), Kloſter Zahr (an der Limmat), Rümlang, Kloten. Letzteres war noch vor 50 Jahren durch die Linie in zwei Hälften geſchieden, deren Grenze der Bach bildete, auch anderwärts konnten ſich Leute, die nach ihrer Tracht ganz verſchiedenen Himmelsſtrichen anzugehören ſchienen, aus den Fenſtern ihrer Wohnungen zurufen; nun miſchen ſich in Orten, die der Grenze nahe liegen, wenn nicht Verzüge die Scheidung unterſtützen, die Unterſchiede jährlich ſtärker. Von Kloten weiter gegen den Rhein hin weiß meine Quelle (ſchweiz. Geſchichtsforſcher 4, 350) die Grenze nicht mehr anzugeben, und man muß bedauern, daß die Aufforderung, die der Verfaſſer jenes Aufſatzes, Dr. Stadlin in Zug, zur Fortſetzung dieſer Forſchungen ergehen ließ, keinen Anklang fand; Niemand hat ſich mehr darum bekümmert und die Zeit naht raſch, wo der nivellierende Gang der Mode jede weitere Forſchung wird unmöglich gemacht haben. — Welchen Gewinn aber die Geſchichte aus ſolchen Bemühungen ziehen könne, zeigt eben dieſer Fall. Da, ſo weit unſere Urkunden reichen, auf dieſer Linie nie eine entſcheidende Volks- oder Staatengrenze lief, mit Ausnahme derjenigen, welche ſeit 922 das neu-burgundiſche Königreich von Alemannien, oder derjenigen, welche ſeit 1097 Zähringer und Kyburg-Kaufen ſchied, ſo bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Tracht weſtlich von jener Linie für eine zwar germaniſche aber romaniſirte, die im Oſten für echtgermaniſche zu erklären, und es wird erlaubt ſeyn, die weſtliche als burgundiſch, die öſtliche als alemanniſch zu bezeichnen. — Die Burgunderin kennt man am bedänderten Strohhut, unter dem die Vermählte noch eine Haube trägt, und an den herabhangenden Haarflechten. Um den Hals hat ſie einen leinenen Kragen, am Kleide ſind Kittel und Rock nicht getrennt, jener wird, da kein Mieder da iſt, nur geneſtelt; dieſer hat den Gürtel hoch, iſt oben engegefaltet und reicht kaum bis zur Wade. Die Strümpfe gehen nur bis zum Knöchel, die Füße bleiben bloß, und ſtehen in Schuhen mit breiten Lappen. Der Alemannin fehlt der Hut, und die Haare ſind aufgebunden: bei der Jungfrau einfach, höchſtens um eine ſilberne Nadel, bei der Vermählten unter der Haube, deren Geſtalt

Digitized by Google

nach den verschiedenen Gegenden mannigfach wechselt, vom winzigen hochschwebenden Krönlein der Urnerin bis zu den grandiosen Spitzenstürzen der Schwyzerin. Der Hals bleibt ohne Kragen; am Kleide sind Kittel und Rock getrennt, jener läßt das zwängende Mieder sehen, dieser fängt nicht zu hoch über den Hüften an und reicht bis zu den Knöcheln. Der Fuß ist ganz bedeckt, die Schuhe sind nicht mit Lappen versehen, sondern durch Nestel oder Schnallen befestigt. — Der Tracht der Männer, obwohl sie weniger sprechend ist und ihr aus slavischem Gebiet nichts verglichen werden kann, sey doch der Vollständigkeit wegen hier kurz gedacht: den Burgunder bezeichnen der flache breite Hut, die Faltenhosen (Schweizerhosen), statt deren aber der Unvermählte lange, enge trägt, Weste und Rock gleich lang und beide ungeknöpft, das Hemd ohne Kragen. Dagegen ist der Hut des Alemannen von geringerem Umfang und höher, die Hosen sind anliegend und reichen nur bis ans Knie, Weste und Rock sind zum zuknöpfen, das Hemd hat einen Kragen. Man sieht, beim Burgunder ist alles weit und weichlich, wie es am romanisirten Stamme nicht auffallen kann; beim Alemannen alles knapp und auf rüstige That berechnet, wie es der rauhe deutsch gebliebene Stamm erwarten läßt, der vom Anfang seiner Geschichte als bitterer Feind der Welschen erscheint, aber mit deren weicher Bequemlichkeit auch ihre Feinheit und Anmuth zurückgestoßen hat."

(Schluß folgt.)

Prachtwerk.

Das malerische und romantische Westphalen von Freiligrath und Schücking. Mit 30 Stahlstichen. Barmen, Langewiesche; Leipzig, Wolckmar, 1842. Groß 8.

Unter den vielen „malerischen und romantischen" Ländern, die uns seit einigen Jahren in Stahlstichen vorgeführt worden sind, nimmt die vorliegende einen ehrenvollen Rang ein. Die Bilder sind schön, die Beschreibung voll Wärme und Vaterlandsliebe. Als Titelvignette tritt uns der Freistuhl von Dortmund mit den beiden uralten Wehmlinden entgegen, die uns Westphalens Mittelalter vergegenwärtigen. Dann öffnet sich uns die porta Westphalica, beleuchtet in stiller Nacht der Mond über den Wald die Felsen des Hohenstein, blickt uns der alte Thurm der Arensburg entgegen, hebt über seinem gothischen Denkmal Arminius sein Riesenschwert empor, thürmen sich die phantastischen Gestalten der Eggesteinengebirge uns auf, lacht uns das freundliche Bielefeld an, fahren wir an der Steinmühle auf der Weser vorüber, begrüßen das altehrwürdige Kloster Corvey, die alte Burg Ravensberg, einst einer mächtigen Grafschaft Hauptsitz, das berühmte Osnabrück, das Rathhaus und die Lambertikirche zu Münster, die alte Wevelsburg, Arnsberg an der Ruhr, Klusterstein, die Höhle bei Sundwich, den hohen Bilstein, Schwarzenberg, Altena, Limburg, Hohensiburg, Wetter an der Ruhr, Volckmarstein, Hardenstein, Blanckenstein, und wieder im Gegensatz gegen die alten Burgruinen das moderne Unterbarmen, die alte Bergstadt Siegen und die Freusburg.

Im Text werden alle diese Landschaften, Städte, Burgen beschrieben, mit ihren Erinnerungen und Sagen. Ueberall ist Poesie eingewebt, Verse von Freiligrath, Immermann ꝛc. Hier eine kleine sinnige Charakteristik: „Mit dem Rhein verglichen hat die Weser weniger großartige und wildromantische Partien; ihre Gebirgsmassen sind weniger zusammengedrängt; aber sie ist idyllischer und hat auch die tiefsten Verliefe des Rheines nicht, wo die schwarzen Schieferfelsen, bedeckt von der höchst kümmerlichen Vegetation der Rebengärten auch in ihren engen Kesseln von der Welt für ewig zu sondern scheinen; die Weser ist überall ein freundlicher Fluß; sie schlängelt lustig durch ein offenes helles Gefilde, mit voller Freiheit der Bewegung, denn die errichteten Grundgesetze für ihren Lauf, die Bergeszüge scheinen sich nach ihr gerichtet zu haben, nicht sie von ihnen bestimmt worden zu seyn. Ich möchte die Weser im Gegensatze zum Rheine deßhalb den protestantischen Fluß Deutschlands nennen, und den letztern den katholischen. Wo der Weser die Autorität der Gewalt in den Bergmassen der porta Westphalica entgegen getreten ist, da scheint sie ihren dreißigjährigen Krieg geführt und endlich die Anerkennung ihres freien Princips errungen zu haben; der Rhein dagegen ist der katholische Strom Deutschlands; er spiegelt nicht allein die schönsten Dome, die Münster von Speier und Köln und Mainz in seinen Wogen, er gibt sich in seinen beengten Windungen den Gesetzen hin, welche Gott ihm für seinen Lebenslauf in den steinernen Tafeln seiner Felsenwände offenbart hat: was er an Bergen und Klippen bespült, trägt zudem die Trümmer mittelalterlicher Herrlichkeit, die finster und klagend hineinschauen in die moderne Völkerwanderung da unten."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. Mai 1842.

Turnwesen.

1) Das Turnen. Ein deutsch-nationales Entwicklungs-Moment. Von Dr. F. W. Klumpp, Prof. am königl. Obergymnasium in Stuttgart. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842. (Aus der deutschen Vierteljahrsschrift besonders abgedruckt.)

In dieser kleinen Schrift ist eine schon oft und nicht selten mit großer Leidenschaftlichkeit besprochene Sache ungemein ruhig und klar erwogen und das Beste, was sich darüber sagen läßt, kurz zusammengefaßt.

Vor allem erinnert der Verfasser an die Gymnastik der Griechen, an den hohen Werth, den die Alten auf eine harmonische Bildung des Geistes und Körpers legten. Nicht weil das klassisch gedacht war und die Klassiker für unsre Bildung vorwiegen, sondern weil es naturgemäß und vernünftig ist, sollen auch wir in diesem Sinne handeln. Sodann gibt der Verfasser zu erwägen, daß Leibesübungen in Deutschland selbst längst herkömmlich waren, daß sie Tacitus schon bei den alten Germanen fand und rühmte, und daß sie in den ritterlichen und bürgerlichen Kampfspielen des Mittelalters fortgedauert haben. Insofern erklärt er sich auch mit Recht gegen die Einseitigkeit Kranse, der im neuern deutschen Turnwesen nichts sehen will, als eine Nachahmung der alten Griechen, die als bloße Nachahmung, als nur erkünstelt und nicht national, auch kein Gedeihen haben können ꝛc.

Daß unser Turnwesen gerade in der Zeit der Napoleonischen Tyrannei aufgekommen sey, findet der Verfasser natürlich. Wenn schon dreißig Jahre früher die Unnatur der Perücken und Zöpfe, der Schnürleiber und französischen Bonnen, des Kamaschendienstes und Korporalstocks, des Stubensitzens und Medicinirens, Purgirens, Larirens, Aderlassens ꝛc. den wackern Salzmann antrieb, in seiner Anstalt zu Schnepfenthal eine zwanglose Kleidung und körperliche Uebungen einzuführen, so hatte Jahn gewiß im Unglück und der Schande des Vaterlandes unter der Franzosenherrschaft, eine eben so natürliche Veranlassung, sich nach einer Kraft zurückzusehnen, die den neuen Deutschen abging, den alten aber keineswegs gefehlt hatte. Leider wurde der nationale Gesichtspunkt, aus dem man das Turnwesen mit Recht anzusehen hatte, in einen politischen umgeändert, aus dem es nie hätte betrachtet und behandelt werden sollen. Der Verfasser unterscheidet dieß klar und gründlich. Er zeigt, daß die in das Turnwesen eingedrungenen politischen Meinungen etwas rein Zufälliges und Vorübergehendes gewesen sind, was nur in den Personen und in den Umständen lag, nicht aber in der Sache selbst. Er zeigt, daß gleichzeitig und nachher das Turnen ohne alle politische Beimischung auf eine ganz gedeihliche Weise getrieben worden ist von Elias, Eiselen, Werner. Er führt den Stuttgarter Turnplatz, dem er selbst eine lange Reihe von Jahren hindurch vorstand und dem er auch jetzt noch immer seine Theilnahme widmet, ebenfalls als einen sprechenden Beweis an. Gewiß ist in unserm Jahrhundert etwas kaum so lächerlich gewesen, als die politische Besorgniß vor kletternden und springenden Knaben. Referent war immer der Ansicht, daß diese Furcht nie wirklich gehegt wurde, daß man sie nur zur Schau trug, daß es aber würdiger gewesen wäre, wenn man die Personen von der Sache getrennt, die politisch exaltirten Professoren beseitigt, dagegen das Turnwesen als Vorbereitung zum Kriegsdienst allgemein eingeführt und statt gelehrten Ideologen vielmehr derben Praktikern vom Militär anvertraut hätte.

Indem der Verfasser eine kleine interessante Statistik der Turnplätze entwirft, die sich nach der Verfolgung noch erhalten haben oder neu entstanden sind, zeigt er, wie wenig dieß Einzelne doch im Verhältniß zu dem

Digitized by Google

allgemeinen Bedürfniß geleistet ist. Daher die Erscheinungen, welche zuerst wieder Lorinser aufdeckte und zur Sprache brachte. „Seine Schrift ging wie ein Nothruf schnell durch alle deutschen Unterrichtsanstalten, und rüttelte aus der ruhigen Zuversicht auf, der man sich bisher meist überlassen hatte. So war die Frage noch nie gefaßt, so grell das ungeheure und zerstörende Mißverhältniß zwischen geistiger Anstrengung und Körperpflege noch nie, am wenigsten von einem Sachkundigen, einem Arzte, hervorgehoben worden. Ein allgemeines Staunen und vielfache Besorgniß ergriff die Gemüther, Untersuchungen wurden angestellt, Gutachten gefordert, es bildete sich eine ganze Literatur von Schriften und Gegenschriften. Und wenn man sich auch bald überzeugte, daß eine ruhige Prüfung manche einseitige Auffassung, manche Uebertreibung herausfinden konnte, wenn gleich viele Gymnasiallehrer und Vorstände es der Ehre ihrer Anstalten und dem Kredit der dadurch gefährdeten Studien schuldig zu seyn glaubten, die Beschuldigungen als unstatthaft, die Thatsachen als irrig nachzuweisen, und freilich in ihrem Eifer dann abermals zu weit gingen, so konnte man sich's eben doch nicht verbergen, daß Lorinser, im Ganzen wenigstens, nur zu sehr Recht gehabt habe, und er hat jedenfalls das große Verdienst, einen neuen und ziemlich nachhaltigen Anstoß gegeben zu haben. So darf es namentlich als merkwürdige und erfreuliche Thatsache angeführt werden, daß beinahe alle Direktoren und Lehrer der preußischen Gymnasien und die Mehrzahl der Provinzialschulkollegien in ihren von dem Kultministerium abgeforderten Gutachten die Gymnastik als ein unabweisbares Bedürfniß unserer Zeit dargestellt haben. Zwar wurde in dem zu Anfang des Jahrs 1838 darauf erlassenen ausführlichen Ministerialbefehl die starke Schilderung Lorinsers über den Verfall des Gesundheitszustandes der Gymnasialjugend für grundlos erklärt, und als mindestens auf den preußischen Gymnasien nicht vorhanden bezeichnet, auch bemerkt, daß das Ministerium auf den Vorschlag, sämmtliche Gymnasien mit Turnplätzen zu versehen, nicht einzugehen wisse; dagegen wurden manche wohlerwogene Bestimmungen zur Vereinfachung des Unterrichts und Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung der jugendlichen Gesundheit angeordnet, und hinzugefügt, daß das Ministerium jedenfalls gegen die Errichtung von Turnplätzen, wenn auch der Staat keinen Beitrag dazu geben könne, doch nichts einzuwenden habe."

So steht nun die Sache. Die lächerliche Polizeifurcht vor den Turnplätzen hat sich gelegt; die Nützlichkeit dieser Anstalten für die Gesundheit wird anerkannt, aber die Pflege derselben bleibt noch lediglich dem Eifer weniger Privaten überlassen. Der Staat thut noch so viel als nichts dafür.

Nun faßt Herr Klumpp schließlich alle Gründe zusammen, die für eine ausgedehntere Betreibung der körperlichen Uebungen von Seiten der Jugend sprechen, die er einstheilt in physische, ethische und nationale. Er hofft vom Turnen zunächst körperliche Kraft und Gesundheit, sodann mehr Sittlichkeit und endlich eine bessere Vorbereitung zum Militärdienst, eine allgemeinere Kräftigung des Volks, und es liegt nicht nur in der Natur der Sache, sondern hat sich auch hinlänglich durch die Erfahrung bestätigt, daß in dieser dreifachen Beziehung das Turnwesen alles Erwünschte leistet. Auch macht er darauf aufmerksam, daß die Kosten der Turnanstalten überall äußerst gering sind.

Wir wünschen von Herzen, daß diese kleine, aber inhaltreiche Schrift die Beachtung finden möge, die sie verdient.

2) Das Turnen in den Freiübungen für beide Geschlechter dargestellt von Adolf Spieß. Basel, Schweighäuser, 1840.

3) Das Turnen in den Hangübungen, von demselben. Daselbst 1842.

Der Verfasser leitet eine Turnanstalt zu Burgsdorf im Kanton Bern. Seine beiden Bücher behandeln vorzugsweise das Technische, sind Lehrbücher der Turnkunst und als solche ganz gründlich. Herr Spieß theilt die körperlichen Uebungen ein nach den Hauptarten, wie der Körper allein oder in Verbindung mit irgend einem Objekt in Thätigkeit gesetzt werden kann, und sodann nach den eigenthümlichen Thätigkeiten, die jedem einzelnen Gliede zukommen. Im ersten Werkchen handelt er von den Uebungen, die mit freiem Körper ohne Instrument oder Anhaltspunkt vorgenommen werden:

1) Bewegungen der einzelnen Gliedmaßen; Bein-, Knie-, Fuß-, Rumpf-, Arm-, Ellenbogen-, Hand- und Kopfthätigkeit.

2) Allgemeine Haltung und Bewegung des Körpers; stehen, gehen, hüpfen, springen, laufen, drehen.

Im zweiten Werkchen werden nach demselben System die Hangübungen (am Reck, an der Leiter, dem Seile ꝛc.) erörtert, wobei insbesondere der Arm und die Hand in den verschiedensten Stellungen und Griffen alle ihre Muskeln in's Spiel zu bringen bestimmt sind. Folgerecht muß der Verfasser in spätern Bänden auch die Stützübungen (am Barren), das Klettern, Schwingen ꝛc. aus demselben rationellen Gesichtspunkt darstellen.

Gewiß ist diese physiologisch-anatomische Motivirung aller Uebungen die einzige richtige. Für den praktischen Gebrauch aber hätten die vorliegenden Lehrbücher den

Digitized by Google

Gegenstand etwas kürzer zusammenfassen können. Die Turnplätze bedürfen ein handliches Handbuch, in einem einzigen nicht zu: großen Bande alles enthaltend, was Meister und Schüler braucht.

4) Gymnastik für Volksschulen von Prof. Dr. Werner in Dessau. Dresden und Leipzig, Arnold, 1840.

Herr Werner hat sich seit vielen Jahren außerordentlich um das Turnen verdient gemacht, durch That wie durch Rath. Das vorliegende kleine Werk, dem derselbe Verfasser schon mehrere andere Lehrbücher hat vorangehen lassen, zeichnet sich besonders durch seine praktische Tendenz aus. Darunter verstehen wir den militärischen Geist, der das Ganze durchdringt, ferner die Rücksicht auf die Uebung nicht bloß in der Kraft und Behendigkeit, sondern auch im Anstand und endlich die Aufnahme gewisser Volks- und Kinderspiele in den Kreis der Körperübungen; wobei nicht bloß das mannliche, sondern auch das weibliche Geschlecht zugezogen wird.

Uebrigens ist an ein allgemeines Einführen der Turnübungen in den Volksschulen nicht zu denken, so lange das Turnen nicht als Vorschule für den Kriegsdienst angesehen und behandelt wird. Nur in Verbindung mit den zur Vertheidigung des Vaterlandes getroffenen Anstalten kann das Turnen Volkssache werden. Nur wenn Turnfeste gleich der Schweizer Schwingfesten und Freischießen mit Landwehrfesten verbunden werden; nur wenn man die Jugend mit dem Turnen zugleich schießen und die militärischen Vorübungen lehrt, kann die Gymnastik wieder in ganz Deutschland so volksthümlich werden, wie sie es in den Alpen zu seyn niemals aufgehört hat.

Was die Herbeiziehung des schönen Geschlechts zu den Turnübungen betrifft, so kann wohl nur von den verzärtelten Städterinnen die Rede seyn; wie denn mit allen den in neuerer Zeit so zahlreich überhandnehmenden und so sehr zum Bedürfniß gewordenen orthopadischen Anstalten auch Turnplatze verbunden sind. Das weibliche Turnen wurde, so viel uns bekannt, zuerst in England durch Herrn Elias ausgeübt, dem deßfalls der Unterricht in mehreren Mädchenschulen anvertraut wurde und der auch im Jahr 1829 das erste Lehrbuch weiblicher Gymnastik „Kallesthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kunst für Mädchen von P. H. Elias, mit 38 Umrißfiguren, Bern bei Jenni" herausgab, welches wir hier in Erinnerung bringen wollen, da seine Anweisungen wohl überlegt, anständig, praktisch und überdies einfach sind.

Völkerkunde.

Die deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen von Albert Schott. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

(Schluß.)

„Sollte das Bild beider Stämme vervollständigt werden, so müßte sich die vergleichende Beobachtung noch auf manches Andere in Vorstellung und Sitte erstrecken. Es werden z. B. im burgundischen Lande die Lasten auf dem Kopfe, im Osten auf dem Rücken getragen, wie man sich in Zug an Markttagen überzeugen kann; im Westen findet man das Weib freier, anmuthiger, die Spiele mehr auf Gewinn, die Versammlungen mehr auf Genuß berechnet, das ganze Leben behaglicher, leichter; wogegen im Osten das Weib in strenger Unterordnung lebt, die Zusammenkünfte auf Darlegung und Uebung der Kraft hinzielen, das Leben ernst, ja hart und heftig ist. Dieser tiefliegende Unterschied fällt unmittelbar beim Tritt über die genannte Grenze jedem nur halb geübten Beobachter auf, jedem der die Bekanntschaft des Volkes auch nur in den Wirthshäusern macht. Drüben im Osten eine herbe Einfachheit, ein männlicher harter Geist bei Weibern und Männern; im Westen der Reus milde Gesprächigkeit, weiche Sitte; dort der altfreie noch nie gezähmte Germanengeist, hier das Bild eines Volkes, das unter romanischer oder halbromanischer Herrschaft am Erbe der uralten italienischen Kultur Antheil bekommen hat. Dort republikanische Rauheit, hier die Einflüsse des romantischen Ritterthums von Südfrankreich her. Man wird deßwegen in der östlichen Schweiz im Allgemeinen lieber mit den männlichen Männern zu thun haben, in der westlichen hat das weibliche Weib mehr Reiz."

In gleich anziehender Weise spricht sich der Verfasser auch über die Wohnungen jenes Alpenvolks und über die alten Unterschiede in der ober- und niederdeutschen Bauweise aus.

Zuletzt und am ausführlichsten handelt das Werk von der Sprache der Silvier. Aeltere Denkmale derselben gibt es nicht oder sind wenigstens noch nicht zu Tage gekommen. Herr Schott ist der erste, der in dieser Sprache Druckproben gegeben hat. Er theilt deren hier eine ziemliche Menge, so wie auch ein kleines kritisches Wörterduch derselben mit. Sie ist um so merkwürdiger, als sich in ihr mehr als in irgend einer andern süddeutschen Mundart vom Mittel-, ja sogar vom Althochdeutschen lebendig im Munde des Volks erhalten

Digitized by Google

hat. Während das Alemannische da, wo es den ältesten Charakter behauptet, doch nur die Sprache des 13ten Jahrhunderts festgehalten hat, lebt in der burgundischen Mundart der Silvier noch die Sprache des 12ten Jahrhunderts, ja vielleicht noch eines frühern. Es ist dieselbe Sprache noch, sagt der Verfasser, die einst aus Chriemhildens Munde den Helden Siegfried entzückte. Die Silvier sind nämlich ein Rest der alten Burgunder und zwar ein deutsch gebliebener Rest, während alle andern Burgunder im Westen und Süden der Alpen bald nach ihrer Einwanderung romanisirt wurden. Uebrigens fällt diese altburgundische Sprache mit der alemannischen nahe zusammen und eben deßhalb hat man bisher zu wenig auf ihre Unterschiede geachtet, welche bedeutend genug und für den deutschen Sprachforscher von hohem Interesse sind. Die Behauptung eines frühern Reisenden, daß die piemontesische Regierung die alte Sprache in jenen Gemeinden zu unterdrücken und durch die italienische zu ersetzen suchen, hat sich nicht bestätigt. Herr Schott hat nicht das geringste davon in Erfahrung bringen können, und nur bei der Geistlichkeit vermuthet er eine Tendenz der bezeichneten Art die sich leicht erklären läßt.

Eine nähere Beleuchtung der Sprachproben und des Wörterbuchs gehört vor unser Forum nicht, indem wir uns deßwegen müssen, unsere Leser nur überhaupt auf das Vorkommen eines so ehrwürdigen und in so vieler Beziehung interessanten Völkerrestes aufmerksam gemacht zu haben. Das Wörterbuch ist reich an den werthvollsten Notizen. Neben dem, was auch einem größern Leserkreise von Werth seyn kann, bemerken wir das Wort: Louono, Louwina, Lauwi, Lawine, welches man außerhalb der Schweiz insgemein ganz falsch ausspricht, nämlich wie Lawine (- - -), da es doch in der Schweiz selbst nur wie Lauene (- - -) gesprochen wird, weil es von lau herkommt und nichts anderes als lau gewordener Schnee bedeutet. Auch der ganz verschiedene Ursprung der Namen Lerche (der Vogel, altdeutsch Leuerche) und Lärche (der Baum, larix) wird hier nachgewiesen.

Ueber eine seltsame Benennung des Schmetterlings sagt der Verfasser S. 291: „Zifun-trager (wörtlich Pfeifenträger, sollte sein Leib mit einer Pfeife verglichen seyn? Von Falter stammt es nicht." Dagegen ließe sich einwenden, daß, wenn nach Grimms Grammatik II 368, der Käfer einst wibil hieß, vielleicht vivaltra den Falterkäfer oder das mit faltigen Flügeln versehene, dem Käfer verwandte Insekt hätte bedeuten können. Doch viel wahrscheinlicher ist, daß der Name von fifa herkommt, welches (Grimm Gr. II 444) der altnordische Name für den gefiederten Pfeil ist. In der That hat der Schmetterling die größte Aehnlichkeit mit dem untern Ende eines weiß- oder dunt gefiederten Pfeils.

Gelegentlich bemerkt der Verfasser auch über den viel gedrehten Namen Württemberg, an dessen Deutung sich so viele Erklärer erschöpft haben, daß derselbe keltischen und vorgermanischen Ursprungs sey: „Die älteste Form Wirtinneberg ließ sich zwar allerdings deuten als „Berg der Hausfrau," erdaut etwa vom Ahnherrn zu Ehren der Gattin, die ihm schöne Besitzungen zubrachte; aber wie sträubt sich hiewider der ganze Geist der germanischen Vorzeit! Und was ist dagegen einzuwenden, daß in der Zeit, wo dieselben Gallier hier wie an der Maas wohnten, ein Berodunum am Neckar dem an der Maas, nun Verdun, entsprochen habe? Als Bedeutung des ganzen Namens Wiro-dun darf vielleicht „spizer Hügel" angenommen werden, da nach dem Dict. scoto-celt. 1, 113 „beur" (gesprochen wir) so viel ist als „spizig."

Sehr viel Anregendes noch, was dieses Werk enthält, müssen wir hier unbesprochen lassen.

Humoristische Literatur.

Das neunzehnte Jahrhundert des Thierreichs oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere. Geschildert von ihnen selbst. Nach dem Französischen. Mit 48 Bildern (in Steindruck nach Grandville). Leipzig, Volckmar. 8.

Das kleine Buch, dessen erste Hefte wir früher schon kurz anzeigten, ist vollendet. Der Text enthält manchen glücklichen, auch neuen Gedanken, obgleich im Allgemeinen die Idee, Thieren einen absoluten oder constitutionellen König zu geben, Thiere auf einer Reichsversammlung oder in einer Deputirtenkammer berathschlagen, oder Gerichtssitzungen halten zu lassen ꝛc. schon längst nicht mehr neu ist. Glücklich scheinen und hier vorzüglich die Genrebilder, die Scenen aus dem Privatleben darstellen. Dabei hat besonders der Künstler Vortreffliches geleistet. Die eleganten Katzen, die arme Mäusefamilie, die Hasengruppen, die verwittwete Krähe, die Henne, die eben dazu kommt, als sich der Fuchs weiche Eier siedet, der Puterhahn, der als Hofmeister junge Zöglinge spazieren führt, die Hunde als Polizeidiener, der Papagei als Redner vor den (als Damen) versammelten Vögeln, das vornehme Eulenpaar ꝛc., das ist alles sehr witzig gedacht und mit dem glücklichsten Talent ausgeführt. Niemand kann diese Bilder sehen, ohne herzlich zu lachen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. Mai 1842.

Dramatische Dichtkunst.

Schauspiele von Hans Köster. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der Verfasser gibt unter diesem Titel vier Dramen, wovon er das erste Schauspiel im engeren Sinne, die übrigen Trauerspiele nennt.

Maria Stuart, Schauspiel in fünf Aufzügen, verhält sich zu dem gleichnamigen Trauerspiel Schillers, wie die leichtsinnige, lustglühende Königin von 25 Jahren zu der reuigen 45jährigen Gefangenen von Fotheringhay. Herr Köster führt uns, indem er die Verirrungen einiger Jahre in rascher Folge an uns vorübergehen läßt, bis zu dem Augenblick, wo die Saat aufgegangen ist und Maria dem offenen Aufruhr ihres Volkes erliegt. Ein ungerechtes Todesurtheil, die thörichten Schritte gegen die Reformirten, der leichtfertige Lebenswandel, die unüberlegte Heirath mit Darnley, der Ehebruch mit Riccio, Darnleys Ermordung und die Verbindung mit seinem Mörder Bothwell, zuletzt die offene Empörung der Vasallen und die Flucht nach Dunbar, mit welcher eine lange Zeit voll Schmach und Elend begann; kurz: Unklugheit, Verbrechen und Strafe, so sicher eins aus dem andern sich entwickelnd, daß die Theilnahme, die wir der Schiller'schen Maria nicht versagen können, schon hier lebhaft rege wird.

Konradin, Trauerspiel in fünf Aufzügen, zeigt im Vorspiel den jungen Herzog auf der Burg Hohenschwangau, dem Sitze seiner Mutter. Der Unmuth, womit der anererbte hohe Geist ihn seine beengte Lage tragen läßt, wird durch die Ankunft eines apulischen Edeln von seiner Partei zum Entschlusse. Im ersten Aufzug sehen wir sodann den Jüngling zu Rom, sein Glück in raschem Steigen; den zweiten füllt die entscheidende Schlacht von Taaliacozzo mit ihrem ergreifenden Glückswechsel; den dritten des flüchtigen Hohenstaufen Ankunft zu Astura und seine Gefangennehmung daselbst; im vierten schwankt sein Schicksal; im fünften erfüllt es sich.

Luisa Amidei, Trauerspiel in fünf Aufzügen; ein bürgerliches Trauerspiel, sofern keine Person von historischer Bedeutung darin gefeiert wird. Der Ort der Handlung ist Florenz; den Hintergrund der Umgebung bilden die heftigen Parteikämpfe, welche so oft das Leben der freien Städte des Mittelalters gestört haben. Die Verlobung eines edeln Florentiners, Buondelmonte, mit der Tochter eines gleich edeln Stamms, Luisa Amidei, wird zerrissen, indem ihm die Ränke eines gewissen Importuni die Meinung beibringen, seine Liebe zu Luisa sey nicht aus ihm selbst hervorgegangen, sey durch die Familie der Amidei künstlich gemacht. Er verläßt ingrimmig die treffliche Braut, und freit, um seinen Haß zu kühlen, eine werthlose. Der alte Amidei fällt als Opfer seines Zorns über diese Beleidigung; Buondelmonte als Opfer der Blutrache von Seiten der Amidei; Luisa stirbt vor Kummer; auch die Anstifter so vieler Leiden entgehen der reichen Ernte nicht, die der Tod hier hält.

Polo und Franzesca, Trauerspiel in fünf Aufzügen, versetzt uns gleichfalls auf einen Schauplatz des alten Italiens. Den vieljährigen Haß der Polenta von Ravenna und der Malatesta von Rimini zu versöhnen, soll Guido Polenta's Tochter, Franzesca, den Lanciotto Malatesta heirathen. Lanciotto, eine körperliche Mißgestalt, beredet seinen jugendlich unbesonnenen Bruder Polo, für ihn den Brautwerber zu machen und Franzesca für den Anfang zu täuschen, denn deren böse Stiefmutter, Helena, hat ihn beschwatzt, es werde sich, wenn Franzesca nur einmal für immer ihm verbunden sey, bald Alles geben. Polo und Franzesca haben sich aber früher schon bei einer zufälligen Begegnung, ohne sich zu kennen, liebgewonnen: sie ist über seine Ankunft entzückt; er, aufs Höchste bestürzt, erfüllt mit gequaltem Herzen das Versprechen, das er thöricht gegeben. Verzweiflung erfaßt die Betrogene am ersten Morgen der Ehe, Polo

Digitized by Google

will in die weite Welt gehen, vorher aber Franzesken noch einmal sehen: der eifersüchtige Lanciotto überrascht die Liebenden, und Beide fallen seinem Schwert.

Guido von Polenta ist derselbe, bei dem Dante, als Ghibelline aus Florenz vertrieben, wenige Jahre vor seinem Tode Zuflucht fand; bei dem er starb, ohne des Trostes der Rückkehr in seine Vaterstadt theilhaft geworden zu seyn. Jenes furchtbare Ereigniß aus seines Gastfreundes Leben hat er im fünften Gesang seiner Hölle berichtet und seine Worte verleugnen dort die Theilnahme nicht, die er für die Angehörigen eines engverbundenen Hauses empfindet. Polo schwebt mit Franzesca vereinigt durch die Räume der Qual, Dante erfährt auf Befragen ihr trauriges Loos:

Wir lasen einst zur Lust von den Gefahren
Des Lanzilott, und wie ihn Lieb' umwand,
Wobei wir einsam und ohn' Argwohn waren.
Oft war beim Lesen unser Blick entbrannt
Und unsre Wang' entfärbt — doch eine Stelle,
Nur Eine war es, die uns überwand.
. . . . .
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.

Unser Dichter weicht also entschieden von seiner Quelle ab; das Verhältniß, worin er die Beiden schon vor Franzeskens Vermählung seyn läßt, ist bei Dante nicht angedeutet, den Anlaß zum Verbrechen bildet er anders, dramatischer, die Vollendung des Verbrechens hindert noch Lanciotto's Schwert, doch bleiben Dante's Worte:

Die Liebe hat uns in Ein Grab gesandt,

und wenn Dante noch beifügt:

Kaina harret deß, der uns erschlagen,

den Lanciotto also in dem höllischen Raume, der für Verwandtenmörder bestimmt ist, noch nicht einmal angekommen seyn läßt, so deutet er an, wie nah die ganze Sache seiner Zeit und seinem Herzen stand.

Sollen wir unser Urtheil über Herrn Köstens Muse im Allgemeinen abgeben, so finden wir fürs Erste äußerlich zahlreiche Härten der Sprache zu tadeln. Rhythmische Fehlgriffe wie:

Welch unvermuthet unglücklicher Ausgang (S. 179)
Ob dem Doppelverräther Wort zu halten (S. 219)
Zusamm'ngelaufner Räuber die zerstieben (S. 155)
Ehe man von den Staufen noch gewußt (S. 159)

grammatische Willkürlichkeiten oder Verstöße, wie das so häufig vorkommende ob für obgleich, z. B.:

Ob ich sie niemals sprach, glaub' ich dir gern (S. 255)

ferner Johanna's Ausruf:

O daß es ihm gelingt!

(für: gelänge S. 177) und Procida's Wunsch:

Möchte aus ihrer Untergangsglut Flammen
Italiens Phönix sich entflammen! (S. 210)

Die Verwechslung von Dativ und Accusativ

Der Dolch liegt an mein Herz (S. 320).

Formen wie gebärt für gebiert (S. 321), die Otter (S. 171), womit nicht die Schlange, sondern der Fischotter gemeint ist; eurer für euer, * ein Fehler, der freilich auch bei andern Dichtern häufiger vorkommt, als das Rechte an entsprechender Stelle, aber um so stärker gerügt werden muß, da es eine Roheit und ein empfindlicher Verlust wäre, wenn wir den Genitiv von ihr mit dem von eure zusammenfallen ließen.

Nicht selten leidet unter den Nachlässigkeiten der Schreibart die Klarheit, z. B.:

. . . nur wer alle Greuel
Empfand und sah, die er, der Menschheit Schande,
Der die Vergangenheit in Blut versenkten,
Aus Blut die Gegenwart erbauen will,
In jenem Lande ohne Scheu vollbrachte,
Deß milder Himmel selbst ein eisern Herz
Zur Milde wenden müßte, der erfaßt,
Was mich ergriff . . . (S. 126).

In den eingestreuten lyrischen Ergüssen ist Herr Köster nicht glücklich: hier besonders empfindet man den eben gerügten Mangel an Geschmeidigkeit der Sprache, und durchdringende Wärme des Gefühls, die Einkleidung des Empfundenen in holde Bilder, die harmonische leichte Anordnung, — Dinge, die den Lyriker groß machen — scheinen unserem Dichter in weit geringerem Maaße verliehen, als das, was zum Dramatiker gehört.

In dieser letztern Beziehung finden wir um so mehr zu loben. Das Studium Shakespeares ist bei Herrn Köster nicht zu verkennen. Er hat es über die Manier hinaus — wir möchten sagen, zur Schule — gebracht: jene dichte Gedankensaat, die oft unter des Engländers Tritten aufgeht, seine Gerechtigkeit gegen die einzelnen Figuren finden wir auch hier, ohne daß wir, wie bei so manchem Nachahmer, über gesuchtes Wesen zu klagen hätten. Sodann ist die Motivirung durchgehends wohl gelungen, man folgt beim Lesen mit Spannung, und das Gefühl, mit dem wir von dem Künstler scheiden, ist das der Befriedigung. Auch in Einzelheiten zeigt sich Shakespeares Einfluß: Luisa Amidei ist eine neue Desdemona, ein Wesen voll der herrlichsten Liebe, gemordet in thörichter Eifersucht. Jago heißt hier Importuni, er hat auch einen Rodrigo zur Hand, den er

* . . . euer Reich
Das eurer harrt gleich der verlobten Braut (S. 125).

Digitized by Google

aussaugt und für Narren hält, den Fleischersohn Jacopo, der sich mit seinem ererbten Geld in die Kreise des Adels drängen möchte. Treffend werden mittelst dieser Figur die Thoren gegeißelt, die, sich selbst zu Schmach und Schaden, die unedle Geburt durch Gefälligkeit gegen herabgekommene Adlige zu verdecken meinen und doch von diesen nur benützt, nur verachtet werden.

Andere Wege verfolgt aber Herr Köster in einer Beziehung, wo wir ein Verständniß seines edeln Vorbilds vornämlich gewünscht hätten. Es kann zwar nur auf Kosten der echten Poesie geschehen, wenn sie den herrschenden Begriffen von Anstand allzustreng huldigen soll; auch muthen wir einem modernen Dichter nicht zu, daß er, wie der Dichter des Parzival, nur fleckenlose Weiber vor uns auftreten lasse — denn die leidige Wahrheit gilt uns heutzutag eben so viel als den Dichtern des 13ten Jahrhunderts der höchste Ruhm des weiblichen Geschlechts — aber es gibt eine Grenze, wo man jene Begriffe nicht hintansetzen darf, ohne die Gesetze der poetischen Schönheit zu verletzen. Die sogenannte romantische Poesie der neueren Franzosen bewegt sich eigentlich mit Lust auf einem Boden, wo das Gefühl des Lesers jeden Augenblick fürchten muß, mit den handelnden Personen in den Abgrund des Gräßlichen hinab zu stürzen. Herr Köster hat sich von diesen melodramatischen Verirrungen nur in der Luisa freigehalten, dagegen treten sonst Verhältnisse, die entweder der Anstand mit einem Schleier bedeckt, oder die gar das sittliche Gefühl im Grund empören, fast unverhüllt hervor.

Es ist uns bei Grillparzers Ahnfrau immer — wir wollen nur sagen — lästig gewesen, wie Bruder und Schwester, indem sie unwissend in einem engen Liebesverhältniß stehen, wiederholt das Gespenst eines Verbrechens vor dem Zuschauer aufsteigen lassen, das im Zusammenhang einer Kunstschöpfung unter allen Bedingungen fern bleiben sollte; hier wird ebenso der gesangene Konradin mit der Tochter seines Kerkermeisters in ähnliche Verbindung gebracht, die seines Vaters natürliche Tochter ist. In der Maria Stuart hören wir die Königin, Darnleys Gattin, zu Riccio sagen: „So nimm mich din u. s. w." und später zu Bothwell: „Mich dürstet nach der Brautnacht süßen Freuden." In Mozarts Don Juan wird Aehnliches dem Auge vorgeführt, dafür fährt er unmittelbar zur Hölle, und ob ein deutsches Drama sich herausnehmen dürfe, was ein italienischer Opernterz, das ist sehr zu bezweifeln. Am beleidigendsten wirkt in Polo und Franzesca die Art, wie Lanciotto an des vermeinten Bräutigams Statt eingeschmuggelt wird und Franzesca, wenn auch nicht vor unsern Augen, so doch vor unsern Ohren, die Entdeckung macht. Ist das Leben, ist sein Spiegel, die Poesie, ist Herrn Kösters Geist so arm, daß derlei Bilder gespiegelt werden müssen? Oder bedarf der Geschmack der Deutschen einer so gepfefferten Kost? Wir glauben weder jenes noch dieses und würden ein Verdienst erworben zu haben hoffen, wenn wir einem so begabten Dichtergeist, wie dem des Herrn Köster, jene Hauptmängel auf wirksame Weise zum Bewußtseyn gebracht hätten.

Ohne dieselben würden sich seine Dichtungen für die Bühne sehr empfehlen lassen. Wie man sich beim Lesen nicht leicht entschließt, sie aus der Hand zu legen, so würde auch ihre Darstellung spannen, unterhalten und befriedigen. Am wenigsten gelungen scheint uns der Konradin, entweder weil auf diesem großartigen Stoff überhaupt der Segen dramatischer Dichtung nicht ruht, oder weil Herrn Kösters Muse welthistorische Lagen mit minderem Glück auffaßt, als Personen und persönliche Verhältnisse. Wie hat sie in diesem Drama die gewaltigen Thatsachen mit Laub und Blumen der Dichtkunst auszuschmücken verstanden? Zumeist wird der junge Fürst von den Banden der Liebe umschlungen, beidemal so, daß ihm's nicht Ehre macht. Im ersten Akte träumt er unter Trümmern des alten Roms, wird von Johanna Frangipani, der Tochter seines Wirthes, die ihn liebt, auf die Gefahren des unbewaffneten Umherirrens aufmerksam gemacht, entreißt ihr die Larve, wechselt Reden mit ihr über die Macht der Venus, vor deren Tempel sie stehen, und verlobt sich ihr. Er erkennt später seinen Irrthum, gibt ihr, auf der Flucht begriffen, diese Sinnesänderung zu erkennen, ihre Liebe wird zum Haß, und es ist nicht ganz klar, wie weit des alten Frangipani Verrath damit zusammenhängt. Das zweite Band, womit ihn die Liebe fesselt, wird von den Händen der schon erwähnten Tochter des Kerkermeisters geschlungen. Ihr Stiefvater hat sie in und zu bitterem Haß erzogen, als Werkzeug seiner Rache an den Hohenstaufen, weil einer, Konradins Vater, seine Gattin verführt hat; Konradin aber weiß ihr Herz zu schmelzen. Wir würden's dem Dichter verargen, wenn er seinen Helden durchaus unempfindlich ließe gegen die Reize welscher Schönheit, aber bei dem letzten Hohenstaufen, in dessen kurzem Dasein das ganze gigantische, glänzende und schauervolle Geschick seines Geschlechtes; in dessen allzukühnem Kampf aller Muth, alles Glück und Unglück seiner herrlichen Ahnen sich abspiegelt, bei diesem Konradin die Hauptsache in den Hintergrund treten zu lassen gegenüber von zwei Liebesverhältnissen, worin er sich, verdient und unverdient, nicht günstig ausnimmt und deren zweites auf den Namen seines Vaters schweren Vorwurf nunmehr bringt, da vielmehr das Unglück heilig seyn sollte — das ist wider die Schönheit und Gerechtigkeit der Poesie.

Höchlich erfreut hat uns dagegen in Polo und Franzesca die eigenthümliche Gestalt von Polo's deutschem Waffenmeister, Schwemmiger. Dem Knaben schon

Digitized by Google

zugegeben, hat er ihn treulich unterrichtet und geleitet; in dieser Welt von welschem Leichtsinn und Verrath steht er hell und fest wie ein Fels unter Wellen; ein treuer Eckhardt warnt er seinen Gebieter vor dem nahen Verbrechen, über seine Leiche muß Lancíotto's brudermörderisches Schwert gehen. Neben der reinen Luise ist dieser kernhafte Bayer der reinste Klang im ganzen Buch und wir wünschen Herrn Köster bei neuen Wanderungen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur mehr solche Lichtgestalten, die ihn zurückhalten von Verirrungen, wie sie ihm dießmal mehrfach begegnet sind.

Schädellehre.

Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Craniosсopie, von Dr. C. G. Carus, k. sächs. Leibarzt ꝛc. Mit zwei lithographirten Tafeln. Stuttgart, Balz, 1841.

Galls Schädellehre und Lavaters Physiognomik sind, wie billig, in Verruf gekommen, da sie das Geheimniß der Hineinbildung der Seele in den Körper mit gar zu viel Charlatanerie erkannt zu haben sich rühmten. Inzwischen hat sich unter der Oberflächlichkeit dieser Erkenntnisse doch ein Körnchen Wahrheit gefunden und Hr. Carus ist bemüht, dasselbe auszumitteln und als Samenkorn in den wissenschaftlichen Boden unserer Zeit zu legen, vielleicht daß sich der interessante Gegenstand nach und nach weiter entwickeln wird.

Hr. Carus nimmt an: „Die meisten von Gall und seinen Nachfolgern angegebenen Beziehungen, und insbesondere die vermeinten Beziehungen einzelner moralischen Eigenschaften in gewissen knöchernen Vorragungen sind durchaus unlogisch, unphysiologisch und unhaltbar. Gerade an diesen unhaltbaren Hypothesen hatte aber die Menge am entschiedensten gehaftet. Man hoffte in solchen Angaben ein Mittel zu finden, in Jedem, der uns im Leben vorkommt, sogleich herausfinden zu können, ob er ein guter, ein besonders wohlwollender, ein gottesfürchtiger, ob er ein mit Phantasie begabter, oder ob er ein streitsüchtiger, grausamer, diebischer Mensch sey u. s. w., und bei Kindern meinte man wohl gar deren besondere Talente und innerliche Berufsbestimmungen am Kopfe herausfühlen und danach ihre Erziehung reguliren zu können. Dergleichen nun gehört durchaus unter die Träumereien und Wahnbilder."

Dagegen glaubt Hr. Carus, daß im Allgemeinen der charakterische Unterschied des Vorder-, Mittel- und Hinterkopfs allerdings in der Natur begründet sey, daß die Größe dieser Theile von dem Vorherrschen der darunter liegenden Hirnmasse abhänge, und daß, wie die Naturerfahrung bei einer Vergleichung der thierischen und Kinderschädel mit den ausgebildeten Menschenschädeln und unter den letztern selbst wieder die vergleichende Anatomie der verschiedenen Racen zeige, der Unterschied der Schädel auch mit einem Unterschiede der Geistes- und Seelenfähigkeiten zusammenstimme. Und zwar liege im Vorderkopf der Ausdruck der geistigen Fähigkeiten (Vorstellen, Erkennen, Einbildung), im Mittelkopf der Ausdruck des Gemüths und der Gefühle, im Hinterkopf der Ausdruck des Wollens, Begehrens und des geschlechtlichen Triebes. „Eine Individualität ohne höhere Intelligenz und mit heftigen Begierden, wird an das Thierische streifen, und in Wahrheit unterscheidet sich der Schädel aller Säugethiere vom menschlichen wesentlich dadurch, daß der Hinterhauptwirbel gegen den Mittelhaupt- und Vorderhauptwirbel eine weit bedeutendere Entwicklung erhält als im Menschen. Eben so ist es eine üble Form des Menschenhauptes, wenn nebst dem Vorderhaupt auch das Hinterhaupt sich in hohem Grade verkümmert zeigt und nur durch Entwicklung des Mittelhauptes der Kopf einen größern Umfang erhält. Ein bloßes Vorherrschen des vegetativen Lebens und der individuellen Gefühle ohne Erleuchtung durch Erkenntniß und ohne Willenskraft ist das Bild eines solchen Zustandes, und wenn daher dieses Verhältniß dem kleinen Kinde noch ganz natürlich ist, so charakterisirt eine solche Bildung dagegen im Erwachsenen den kindischen, blödsinnigen Menschen. — In gelinderem Grade dagegen gewahren wir auf diese Weise den Gegensatz des weiblichen Geschlechts zum männlichen ausgesprochen. Das Weib gegen den Mann zeichnet sich durch ein gemäßigtes Vorwalten des vegetativen Lebens und, im physischen, der Gemüthregion entschieden aus — und völlig damit übereinstimmend wird man finden, daß jeder regelmäßige Frauenkopf durch geringere Entwicklung der Vorder- und Hinterhauptsregion gegen das Mittelhaupt sich charakterisirt. Es hängt hauptsächlich hievon ab, daß im Allgemeinen der Kopf des Weibes durchaus kleiner ist als der des Mannes. Eben so ist der Unterschied der verschiedenen Racen der Menschen sehr bestimmt durch die Schädelform charakterisirt, und ganz im Allgemeinen gefaßt, dürften wir wohl sagen, daß im Schädelbaue die Tagvölker (Kaukasier) wesentlich durch das Vorherrschen des Hinterhauptes, die östlichen und westlichen Dammerungsvölker (Mongolen, Malayen und Amerikaner) wesentlich durch Vorherrschen des Mittelhauptes bezeichnet werden."

Weiter glaubt Herr Carus noch nicht gehn zu dürfen, doch deutet er an, daß wieder in jedem einzelnen der drei Schadeltheile die Richtung nach der Breite eine höhere Dignität anzeige, als die nach der Länge, und daß im Vorherrschen der Mitte sich mehr Subjektivität, in dem der Seiten mehr Objektivität ausdrücke. Ueberall aber ist hier nur von der Naturanlage die Rede, und kann diese vorhanden seyn, ohne je ausgebildet zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. Mai 1842.

Neuestes Werk über England.

England im Jahr 1841. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Unter besonderm Titel, aber auch als dritter Band des früher erschienenen Werkes: England von demselben Verfasser, ausgegeben.

Die Manier des Herrn von Raumer ist bekannt. Er hat sich über Frankreich, Italien, England schon so oft und ausführlich vernehmen lassen, daß unser Publikum längst mit ihm und seinen Ansichten über Politik, Kunst, Theater ꝛc. vertraut ist. Nach und nach haben seine Reiseberichte einen mehr statistischen Charakter angenommen und sich mit Tabellen und Zahlen angefüllt, was den geschichtlichen Werth derselben erhöht, aber seltsam gegen die rein persönlichen Mittheilungen, Theaterkritiken und dergleichen abstickt, womit es bunt vermischt und vermengt ist. Eine äußerlich klarere Ordnung der Materien, eine Trennung des politisch Gehaltreichen und Tiefen von den oberflächlichen Raisonnements über literarische und theatralische Modeerscheinungen einer-, und von dem langweiligeren statistischen Detail andrerseits würde dem Leser wohlthun. Es ist in der That fatal, die vortrefflichsten Urtheile über die wichtigsten politischen und socialen Fragen Englands nicht in sich auffinden zu können, ohne zugleich an die unwichtigsten und sogar ganz heterogene Dinge erinnert zu werden.

Gleich im ersten Briefe spricht sich der Verfasser sehr schön über die Königin von England aus: „Ich beginne meine Betrachtungen in der höchsten Region. An der Stelle eines bejahrten Königs, fand ich eine junge Königin. Offenbar ein Rückschritt, rufen Manche: ein Weib statt eines Mannes und Unerfahrenheit statt der Weisheit! Die Frage, ob England (nach dem Beispiele anderer Völker) die Weiber für die Zukunft ganz von der Thronfolge ausschließen solle? wäre wohl in ernstere Betrachtung gezogen worden, wenn die nächsten Aussichten nach der männlichen Seite hin nicht zurückgeschreckt hätten. Aber auch abgesehen davon: stehen die Königinnen nach Verhältniß ihrer Zahl in der geschichtlichen Reihe nicht geringer da als die Könige; und welcher englische König kann sich der Elisabeth gleich stellen? — Den Namen Victors (Whig, Tory) könnte man als eine gute Vorbedeutung betrachten und eine Vereinigung und Aussöhnung der großen politischen Parteien in der Person der Königin erkennen. Es war ein Glück für sie, an Lord Melbourne einen väterlichen Freund zu finden, der, weit entfernt sie mit kurzsichtiger Anmaßung von Geschäften zurückzuschrecken und ihr dieselben zu verleiden, sie vielmehr dafür zu erziehen und zu gewinnen suchte. Auch verwandelte sich der Vorwurf: die Königin sey unerfahren und theilnahmlos; — bald in den entgegengesetzten: sie nehme zu sehr Partei, und ihre Charakterfestigkeit gebe in verfassungswidrigen Eigensinn über. — Ich kann diesen Vorwürfen um so weniger beitreten, da sie mit allgemeinen Ansichten vom Königthume in Verbindung stehen, welche mir irrig zu seyn scheinen. Viele Anhänger der neuesten staatsrechtlichen Lehren möchten nämlich die Persönlichkeit der Könige ganz bei Seite schaffen; sie meinen, je weniger Wissen und Willen, Denken und Fühlen, je weniger Bestimmtes und Positives sich bei einem Könige finde: desto geeigneter sey er die Stelle eines, vor der Hand unentbehrlichen Symboles auszufüllen. So wie Diogenes den gerupften Hahn für einen vollkommenen Menschen ausgab, so ist ein, aller königlichen Eigenschaften beraubter König das Ideal ihres Königthums. Oder weßhalb überhaupt einem Menschen diese Königsgeschäfte überweisen? zuletzt liegt ihm nur ob, zu dem mit dem Kopfe zu nicken, was irgend eine Majorität verlangt, ja ein maschinenartig sich bewegender Hammer könnte den Zuschlag bei dieser Auktion der geselligen Verhältnisse ertheilen. Wie so oft stehen scheinbar Entgegengesetzte sich näher als man glaubt. Gewisse Häupter einer ganz

Digitized by Google

anderen Schule, welche auch Blinde, Taube und Stumme für geeignet zum Königthume halten, reichen ihren Gegnern, unter leicht wegzuziehender Decke, die Hand. — Insbesondere hat man, mit Rücksicht auf die Könige aus dem Hause Hannover, behauptet: in England sey ein König von mittelmäßigen Eigenschaften der Beste. Allerdings dürfte es Männern von so scharf ausgeprägter Persönlichkeit, wie Friedrich II. und Napoleon, schwer geworden seyn, sich innerhalb der von der englischen Verfassung vorgeschriebenen Bahnen zu bewegen; haben denn aber sehr mittelmäßige Geister, wie Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., ihre beschränkten Vorurtheile nicht in thörichter Weise geltend gemacht, während die kluge Elisabeth sich nie mit dem Parlamente überwarf, und Wilhelm III. mit bewundernswerther Ausdauer für die Freiheit Englands und Europas kämpfte. — In einem Reiche, wo jeder es als ein unveräußerliches Recht in Anspruch nimmt, seine eigenen politischen und religiösen Ueberzeugungen zu haben, wo das Allerverschiedenartigste neben einander steht und sich geltend zu machen sucht; — wie kann man da fordern: die Königin allein solle und dürfe keine Ueberzeugung, keinen eigenen Gedanken, kein eigenthümliches Gefühl haben? Mit Recht hat Lord Melbourne immer darauf hingewiesen: eine Königin von England müsse mit der jedesmal im Lande überwiegenden Partei weiter regieren können; daraus folgt aber nicht, daß sie über Grundsätze, Verfahren und Zwecke niemals urtheilen, niemals ihre Ueberzeugung in die Wagschale legen dürfe. Die Königin Victoria hat, ihrer Ueberzeugung halber, die Verfassung an keiner Stelle verletzt; sie hat schweigend geduldet, als man (allerdings unter Beobachtung der gesetzlichen Formen) ihrem Gemahle abschlug, was man gleich danachen bewilligte; nur als man ihr, ohne genügende Begründung, Zumuthungen machte, welche selbst die geringste der Frauen nicht dulden würde, zeigte sie, daß sie Kopf und Herz auf der rechten Stelle habe und ihre eigene Freiheit zu wahren wisse. Die Häupter der Tories mögen Alles am Besten verstehen; sie haben aber damals nicht verstanden, wie man eine junge, willenskräftige Königin behandeln müsse. — Am Prinzen Albrecht hat sie einen würdigen Lebensgefährten gefunden. Seine Stellung als Ausländer, als Gemahl einer regierenden Königin, war an sich schwer, und es hat nicht an Leuten gefehlt, die sie ihm noch schwerer zu machen suchten. Durch Bescheidenheit, verbunden mit Verstand, hat er jedoch täglich mehr Widersprüche beseitigt und mehr Beifall gewonnen. Daß man ihn einstimmig zum etwaigen Vormund der jungen Prinzessin ernannte, hatte seinen Grund zum Theil in der Abneigung gegen den nächsten Agnaten; aber eben die Vergleichung mit diesem, stellte den Prinzen in das vortheilhafteste Licht. Mit jedem Jahre wird sich seine Lage befestigen, und in dem königlichen Paare und ihren Kindern ist auf lange Zeit hinaus dem britischen Reiche gegeben, was so manches andere Land entbehrt oder verschmäht."

Hieran schließt der Verfasser eine Lobrede auf Lord Palmerston und dessen große Verdienste um die Erhaltung und Erweiterung der Herrschaft, welche England gegenwärtig über alle Theile der Erde ausgedehnt hat. Von den neuesten Verlusten in Afghanistan konnte Herr von Raumer natürlicherweise noch nicht sprechen, da sie erst während des Druckes seiner Briefe bekannt geworden sind. Aber über den Kampf in China spricht er sich sehr verständig aus. „Es ist ganz irrig zu behaupten, die Fehde mit China sey lediglich zur Vertheidigung der Schmuggler begonnen worden. Für einen Krieg zur Begründung und Erzwingung freien Verkehrs kann man indeß ohne Vergleich bessere Gründe beibringen, als für unzählige andere, in der Weltgeschichte sich breit machende Kriege. Wenn den Russen die Newa, den Deutschen Rhein, Schelde und Donau gesperrt würden, oder falsche Handelsgrundsätze ein ganzes Nachbarvolk zu Grunde richten, so ist es natürlich und rechtlich, sich mit allen Mitteln zu wehren und einen andern Zustand herbeizuführen. — Vielleicht wendet man ein: die alte, vorsichtige, geschlossene Gesellschaft würde mit den Chinesen in keine Mißhelligkeiten gerathen seyn. Leicht möglich, daß diese alte Frau (wie viele Asiaten die ostindische Compagnie dachten und nannten) sich besser mit dem alten Manne, dem Kaiser von China, vertragen, daß sie mehr Wahlverwandtschaft zu einander gefühlt und in alten Tagen keinen Scheidungsprozeß begonnen hatten. Gewiß aber konnten sie auch keine Kinder mehr zeugen, wie sie die Geschichte der Menschheit unter den neuen Verhältnissen und Verbindungen erwarten darf. — Ist dieß überconservative, abgeschlossene, abgelebte und versteinerte Reich der Mitte einmal von dem bewegenden Grundsatze europäischer Thätigkeit und Bildung ergriffen, ist nur eine Oeffnung gewonnen; so wird der europäisch-christliche Gährungsstoff die alten Bande zersprengen, und ganz Asien, gleichwie die andern Welttheile, zu einer neuen und höheren Entwicklung der Menschheit fortgerissen. Der Thron des Kaisers von China steht nicht fester, als der des großen Moguls und des türkischen Sultans. Die diplomatischen Schneidermeister thun sich zwar etwas darauf zu Gute, daß sie in diesen Tagen erklaren konnten: die Türkei sey wieder zusammengeflickt, und einem neuen, dauerhaften Kleide vergleichbar. Neben den Nähten reißen aber größere Löcher, und es gibt vielleicht keine bessere geschichtliche Rechtfertigung der Theilung Polens, als diese Nichttheilung des türkischen Reiches."

Ferner handelt der Verfasser kurz von den englischen

Digitized by Google

Kolonien und ihren Gegensätzen, von den Franzosen in Canada, den Negern in Jamaika ꝛc.; vom Handel Englands, von seinen Kommunikationen, Posten, Eisenbahnen, Kanälen ꝛc. In Bezug auf die innere Gesetzgebung und Verwaltung läßt er sich ebenfalls wieder aus über die Parlamentsreform, über die Wahlen, die Vereine, das Armen- und Gefängnißwesen, die Polizei, die Korn- und Zuckerfrage, das Kirchen- und Schulwesen ꝛc., wobei er die Materien aber gar zu sehr durcheinanderwirft und anstatt den Leser von vorn herein durch eine gute Anordnung zu orientiren, ihn vielmehr auf das Register hinten verweist.

Die große Masse der Armen und die Versuche von zwei Seiten her, ihr Elend zu mildern, nämlich durch die radikalen Umtriebe der Armen selbst von einer, und durch die Armengesetze von der andern Seite, nehmen die Aufmerksamkeit des Verfassers in vorzüglichen Anspruch. Was jene erstgenannten Umtriebe betrifft, so sagt er darüber: „Ihr kennt den Socialism, jenes System des wohlmeinenden Owen, der Alles auflösen und vernichten möchte, was seit Jahrtausenden die Menschheit erzogen, geordnet und zusammengehalten hat, um einen angeblich unendlich besseren, in Wahrheit aber unmöglichen und schon deßhalb viel schlechteren Zustand herbeizuführen. Von der Ehe und Familie, der Rechtspflege und Verwaltung, der Schule und Kirche, dem Staate und der Obrigkeit, dreht er bloß die ins Fratzenhafte verzogene Kehrseite hervor, nimmt Anstoß an Jeglichem, treibt Götzendienst mit bloßen Quantitäten, leugnet das Daseyn und den Werth aller allgemeinen und besondern Qualitäten oder Eigenschaften, verwirft alle positive Religion, stellt ein paar triviale Sätze an ihre Stelle und möchte alle Städte und Dörfer vernichten, um die Menschen in kleinen getrennten Haufen und auf mathematisch abgegrenzten, regelrechten Räumen neu anzubauen. Dieß bis ins Kleinste ausgemalte, in gutmüthiger Leichtgläubigkeit empfohlene Utopien ließe sich mit ähnlichen Träumereien, bis zur Histoire des Sevarambes hinab, vergleichen, welche unschädlich und ergötzlich vorübergegangen sind. Eine ernstere Gestalt nahm aber allerdings die Sache an, * als der Bischof von Exeter im Parlamente darlegte: daß Owen und seine Anhänger eine große Gesellschaft bildeten, mit Häuptern, Missionaren, Abgaben, Pamphleten, Zeitungen u. s. w. Ihre Grundsätze wären so anstößig, wie absurd, und im Widerspruche mit Religion und Sittenlehre; welchem Allem Regierung und Gesetze entgegentreten müßten. — Lord Melbourne erwiederte: manche nützliche Gesellschaft sey mit ähnlichen Mitteln und Formen, auf gesetzlich erlaubte Weise, zu Stande gekommen. Eine Beaufsichtigung derselben, oder eine Aenderung der bestehenden Gesetze habe große Schwierigkeit und lange Erörterung oder ernste Verfolgungen dürften das Uebel nur vermehren. Der gesunde Sinn des Volkes und die Geistlichkeit könnten und würden demselben besser entgegentreten, als die bürgerliche Obrigkeit und das Gericht. — Verwandt dem Socialism, und doch wesentlich davon verschieden, ist der Chartism. Jener wurzelt in den oberflächlichen Spekulationen eines einzelnen, wohlmeinenden Mannes; dieser treibt an tausend Stellen in Folge vorhandener Uebel, oder tief liegender Mißverständnisse hervor, und kommt in bitterem, revolutionären Zorne zu dem kalten Entschlusse, den Teufel auszutreiben durch Belzebub, den obersten der Teufel. Es hilft zu gar Nichts, auf diese Lehren zu schimpfen, oder sie theoretisch zu widerlegen; man muß vielmehr die Gründe und Mängel, das Unglück und Elend, den Eigennutz und Hochmuth bekämpfen und hinwegschaffen, aus welchen sie unwiderstehlich hervorwachsen. Auf ihrem eigenen Boden sind die Chartisten unwiderleglich, wie Badeuf und seine Beweise, zur Zeit der französischen Revolution. — Wir werden (erklärten die Chartisten) * beraubt vom Adel und der Regierung. Tod den Privilegirten und Aristokraten, vorwärts mit einer Volksregierung. So lange die arbeitenden Klassen im Parlamente nicht vertreten werden und keinen Antheil an den Wahlen haben, sind sie durch die Gesetze nicht gebunden. Eine mörderische Mehrzahl der oberen und mittleren Klassen verkürzt räuberisch unseren Verdienst, und nichts kann jene Tyrannen von ihrer Thorheit überzeugen als Pulver und Blei. Laßt Euch auf keine weitern Erörterungen mit ihnen ein; der Mensch kann nur einmal sterben, für allgemeines Stimmrecht, jährliche Parlamente, Ballot und Abschaffung der weißen Sklaverei. — Die Forderungen sind meist thöricht, die angedeuteten Mittel verdammlich; mit dieser Gewißheit ist aber die Größe der Gefahr nur in ein helles Licht gestellt, nicht gehoben. Mit Recht hat man bemerkt: der Chartism beziehe sich weniger auf die Wissenschaft ** und Theorie, als auf Messer und Gabel, Brod und Käse. Die unbeschäftigte, unwissende, aufgereizte, Noth leidende Menge, ist gefährlich, wenn sie religiöse Vorschriften und religiösen Trost nicht kennt; sie wird oft doppelt gefährlich, wenn sie die Bibel zur Hand nimmt, und in ihr, durch Mißdeutung, eine Bestätigung demokratischer und anarchischer Ansichten entdeckt. In keinem Lande der Welt findet sich ein so großer Gegensatz, eine so scharf gezogene Scheidewand, eine so nahe liegende furchtbare Vergleichung und Nebeneinanderstellung von Reichen und Armen wie in England. Die letzten haben nichts zu

* Januar 1840. Hansard LI, 515.

* Annual register 1839, p. 68, 75, 158, 145.

** Hansard XLVIII, 842.

Digitized by Google

verlieren, sie können durch Veränderungen und Umwälzungen nur gewinnen; daher ist ihnen jede willkommen. Mit einer durch äußere Noth entstehenden, weit verbreiteten Unzufriedenheit verbindet sich ein lebhaftes Gefühl für bürgerliche und politische Rechte, ein Gefühl hoffnungslosen Unrechtleidens, welches den Bewegungen der Chartisten einen doppelt furchtbaren Charakter gibt. — Als Hr. Molesworth im Julius 1839 die sogenannte nationale, von einer Million Menschen unterschriebene Bittschrift übergab, entwickelte er nebst Gleichgesinnten, die Schattenseite all dieser Verhältnisse. Die Chartisten stellten außer den schon erwähnten Forderungen noch auf: Die Abschaffung des neuen Armengesetzes, Verminderung ihrer Lasten, Einführung einer Einkommensteuer u. s. w. — Lord John Russel bemerkte: die Mittel, wodurch die Bittschrift zu Stande gekommen, seyen tadelnswerth und die Sprache und Darstellung erinnere an die schlechtesten Zeiten der französischen Revolution. Eine Annahme der gemachten Vorschläge würde zu Nichts helfen, wohl aber Alles zu Grunde richten. Es ist (fuhr Lord John Russel fort), es ist ein Irrthum, „man könne das dauernde Glück eines Staates gründen lediglich durch irgend eine Vertheilung der politischen Gewalt, durch irgend eine Art von Repräsentation. Keine Form der Regierung ist im Stande, allen Schwankungen von Ackerbau, Handel und Gewerbe ein Ende zu machen, und in jedem Lande wird sich immer eine Zahl von Menschen finden, welche Noth leider und Mitleid verdient." — Mit 235 Stimmen gegen 46 ward der Antrag verworfen, auf den Grund jener Eingabe in weitere Untersuchungen einzugehen. So sind die Chartisten parlamentarisch abgewiesen, und ihre Aufstände mit Gewalt unterdrückt; sie sind nicht bloß den Reichen und Vornehmen, sondern auch der großen Mehrheit des besonnenen Volkes verhaßt geworden: aber sie sind noch immer da, so zahlreich wie zuvor, und mächtiger durch einstweilige Mäßigung und ihr Anschließen an die Tories; — wahrlich nicht, um deren konservative Ansichten zu unterstützen, sondern in der Hoffnung, die Sachen auf ein Aeußeres hinaustreiben. — Nicht mit den Waffen, nicht auf dem Boden bloß formalen Staatsrechts ist dieser Kampf auszusechten; sondern durch angemessene Armengesetze, wissenschaftliche und religiöse Erziehung, und eine Umgestaltung des, die Armen ohne Zweifel mehr, als die Reichen drückenden Steuersystems."

Zu den Mitteln, welche die Regierung, das Parlament und die wohlhabendere Bevölkerung vorschlägt, um dem Elend im gemeinen Volke abzuhelfen, rechnet man gegenwärtig vor allem die Reform der Kornge-setze. In Bezug auf diese vielbesprochene Frage äußert sich der Verfasser: „Trotz einzelner warnender Stimmen hoffen und fürchten die verschiedenen Parteien noch immer viel zu viel: eine Veränderung der Korngesetze wird weder bedeutend wohlfeileres Brod verschaffen, noch die Landbauer zu Grunde richten, noch dem Festlande ungedenkten Vortheil bringen, noch die Ausfuhr der englischen Manufakturwaaren oder die Einnahme der Staatskassen übermäßig erhöhen, noch ein gewaltiges Sinken oder Steigen des Tagelohns herbeiführen. Darum, wendet man ein, läßt man es nicht beim Alten, wenn alle diese Hoffnungen und Befürchtungen übertrieben sind? Weil noch andere Uebel vorhanden, andere sehr wichtige Vortheile erreichbar sind, welche die jetzige Gesetzgebung nicht vertilgen und nicht erreichen läßt." Doch ist es uns hier unmöglich, den ausführlichen Kommentar zu diesem Text wiederzugeben und wir müssen auf das Werk selbst verweisen.

In Bezug auf die Gefängnisse und die Streitfrage, welches der beiden Strafsysteme (das pennsylvanische der einsamen Absperrung oder das Auburn'sche des schweigsamen Zusammensetzens) vorzuziehen seyen, hält sich der Verfasser auch wieder (wie eigentlich immer) in der Mitte. Doch kürze es ungerecht, ihm deßfalls den Vorwurf der Unentschiedenheit, des charakterlosen Juste-Milieu zu machen. Er hat gewiß vollkommen Recht, wenn er sagt, daß beide Systeme eine gute und eine schlechte Seite haben. Wenn er aber S. 128 sagt, jedes System, auf die Spitze getrieben, führe zu Einseitigkeiten und Thorheiten, so scheint er damit zu meinen, man solle beide Systeme vermitteln, oder von ihrer Strenge nachlassen; dadurch würde aber nur ihre Wirkung vereitelt werden. Er hätte wohl sagen sollen: man lasse sie, jedes für sich, in ihrer ganzen Strenge bestehen für solche Verbrecher, denen gerade eine solche und keine andere Zucht am zuträglichsten ist. Man verschone mit beiden Systemen solche Verbrecher, welche keiner so strengen Zucht bedürfen; man wende das eine nur an auf gewisse Verbrechen oder Individuen, das andere nur auf andere. Es gibt ohne Zweifel so abscheuliche Verbrechen und so ruchlose Individuen, daß für sie einsame Einsperrung nicht nur als das einzig wahrscheinliche Mittel ihrer Besserung, sondern auch aus Rücksicht für die Mitgefangenen das passendste ist. Was andere Individuen anlangt, denen man mehr Rücksichten schuldig ist, so sollte man doch wohl, wie ihr Verbrechen, so ihren Stand, ihre Bildung, ihr Temperament erwägen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. Mai 1842.

Lehrbücher.

1) Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechtes. Von Friedrich Nösselt, Prof. in Breslau. Königsberg, Bornträger, 1841.

Herr Nösselt hat seit einer Reihe von Jahren schon allerlei Handbücher herausgegeben, um durch dieselbe den Unterricht in (höheren) Töchterschulen zu befördern; und so haben wir eine Weltgeschichte für Töchterschulen, eine deutsche Geschichte für Töchterschulen, eine Literaturgeschichte für Töchterschulen, und gegenwärtige Geographie für Töchterschulen. Wir kennen jene anderen Werke nicht näher; das vorliegende hat manches Ansprechende und Empfehlungswürdige. Doch sind wir der Meinung, daß es sich eher für die Gebildeten des weiblichen Geschlechtes, als für höhere Töchterschulen eigne. Es ist in seinen besten Partien, wegen deren es eben Empfehlung verdient, ein Lesebuch; es erzählt, beschreibt, schildert mehr, als es lehrt. Wenn einmal von Schulen, also von Lehren und Lernen die Rede ist, verlangen wir auch für Mädchen einen strengen, gemessenen, wenn auch etwas trockenen Vortrag. Sollte sich zeigen, daß ein solcher in irgend einem Gegenstand der Mädchennatur zuwider wäre; so wäre das zugleich ein Zeichen, daß dieser Gegenstand überhaupt nicht für den Mädchenschulunterricht tauge. Von der Geographie besorgen wir das nicht; der Schulunterricht darin für Mädchen darf aber unsers Dafürhaltens die Grenzen des geographischen Elementarunterrichts nicht überschreiten: Allgemeine Kenntniß der Erdoberfläche nach Globus und Karte; dann etwas (aber ebenfalls nicht zu) ausführliche Kenntniß Europas, speciellere Deutschlands, noch speciellere, aber ebenfalls nicht erschöpfende der näheren Heimath. Alles Andere und Weitere ist nur beiläufig und gewissermaßen nur als Belohnung für den Fleiß mitgetheilt worden, in Form von Mittheilungen aus Reisebeschreibungen, bei welcher Gelegenheit dann auch populäre Belehrungen über das Passende, über die Erde als Weltkörper, über die Naturbeschaffenheiten und über die Naturerscheinungen auf der Erde einzuflechten seyn möchten. Herr Nösselt hat noch viel zu viel Einzelnes und selbst Statistisches aufgenommen, wogegen er sich doch selbst in der Vorrede ausspricht. Ueberhaupt erfüllt in mancher Hinsicht das Buch nicht, was die Vorrede erwarten läßt. So glaubt man zufolge der Vorrede, der Vers. werde überhaupt am Faden von Reisen Leserinnen und Schülerinnen führen; allein es werden Kreuz- und Querzüge, ja die und da Kreuz- und Querſprünge daraus, so daß wir z. B. einmal von Hannover nach Württemberg springen müssen. Wir wissen wohl, und v. Schliebens größeres, nach der Reise- und Flußgebietsmethode verfaßtes Werk ist der schlagendste Beweis, daß es unüberwindliche Schwierigkeiten hat, eine Geographie in Reiseform zu bringen. Aber das soll man vorher bedenken, und das Ungehörige, Erzwungene gar nicht erst beginnen. Trotz dieser Ausſetzungen, die wir an vorliegendem Werk des Hrn. Prof. Nösselt zu machen haben, und die wir noch zu machen hätten, sofern wir es als Schulbuch, ja auch nur als Handbuch für Lehrer an Töchterschulen betrachten, wiederholen wir, daß es ein brauchbares Lesebuch sey. Denn der Vers. hat es verstanden, in einem leichten, gefälligen Styl die wesentlichen Lehren der mathematischen und physischen Geographie vorzutragen, und die besten Reisebeschreibungen nach klassischen Ländern und berühmten Städten auszudeuten.

2) Lesebuch für die weibliche Jugend, herausgegeben von Christoph Karl Hornung, evangel. Pfarrer in Ansbach. Zwei Bände. Erlangen, Karl Heyder, 1841.

Wir können dieses neue Lesebuch unter den unzähligen, welche Jahr aus Jahr ein erscheinen, als ein

Digitized by Google

solches bezeichnen, welches in der That seinem Titel und Zweck entspricht. Der Verf. hat bei seiner Auswahl eben so sehr auf den Inhalt, als auf die Form der mitzutheilenden Stücke gesehen. Dem Inhalt nach sind die prosaischen, wie die poetischen Mittheilungen belehrend und belebend, erhebend und erfreuend, ernst und heiter, rührend und beruhigend, warnend, ermahnend und tröstend; der Form nach sind sie fast durchgehends von anerkannten Meistern und wirklich musterhaft. Der Herausgeber hat mit Recht keine Trennung des Stoffes in eine poetische und in eine prosaische Abtheilung vorgenommen; vielmehr wechseln poetische und prosaische Stücke anmuthig ab. Von ganz besonders guter Wirkung ist dieser Wechsel in der ersten Abtheilung des Buches, welche „Einiges aus der Naturgeschichte" enthält; denn auf naturgeschichtlichen Unterricht als solchen kann es ein Lesebuch nicht anlegen wollen, nur auf Weckung des Sinnes dafür, auf Belebung eines edlen Gefühles für das Liebliche, Schöne, Zweckmäßige und Erhebende in der Natur: darum sind denn dichterische Auffassungen derselben ganz am rechten Orte. In der vierten Abtheilung, welche „dem Menschenleben" gewidmet ist, hätten wir mehr, der eigentlichen Geschichte Entlehntes, anzutreffen gewünscht. Die zweite Abtheilung ist „Jahreszeiten," die dritte „Wanderungen und Reisen" überschrieben; und auch dieser letztenannten Abtheilung steht die Wechselunterschlingung des Poetischen und Prosaischen sehr wohl an. An Sprüchen, die wir übrigens gar nicht verachten, scheint uns doch ein etwas zu großer Reichthum vorhanden zu seyn. Der Druck, bei einem Schulbuch etwas sehr Wesentliches, ist sehr korrekt, und die Orthographie, in sich konsequent, ist von gewagten Neuerungen frei geblieben.

3) Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht. Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht, herausgegeben von Chr. Oeser. Erster Theil: Alte Geschichte.

Wenn man überhaupt einmal „Weltgeschichte," sage „Weltgeschichte," in Töchterschulen vortragen will; so darf man sich nicht zu weit von der Methode entfernen, welche durch Inhalt und Begriff derselben vorgezeichnet ist, oder man wird eben keine Weltgeschichte, d. i. keine Geschichte der Entfaltung des Völker- und Menschheitlebens in den Hauptformen dieses Lebens, in Staat und Kirche, geben. Hat man dagegen die Ansicht, junge Mädchen und wohl auch Knaben seyen mit den politischen Dingen, die sie doch nicht verständen, mit den endlosen, sich immer gleichen Kriegs- und Schlachtberichten zu verschonen, man habe ihnen nur Anekdotisches, Biographisches, Kultur- und Sittengeschichtliches vorzuführen, wovon Geist und Gemüth der Mädchen und Knaben gebildet, fürs Gute, Wahre und Schöne gewonnen würden: so darf man dieser Ansicht Auswahl und Darstellung wohl unterordnen; aber man muß sich auch eingestehen, daß man der Jugend keine Weltgeschichte mittheilt und auch nicht die Ahnung von dem gibt, was Weltgeschichte ist. Eine solche Weltgeschichte, die keine ist, hat nun Herr Oeser geliefert; und wir würden ihm, um seines padagogischen Zweckes willen, darüber keinen Vorwurf machen, wenn er nun den historischen Stoff auch rein nach diesem ausgebeutet und gestaltet hätte. Namentlich hatte er hier einzig und allein die Form der Erzählung und, wie er selbst in der Vorrede richtig andeutet, Herodoteischer Darstellung nie aus dem Auge verlieren sollen. Aber was bekommen wir? Hie und da eine, allerdings gelungene Erzählung, bei weitem öfter aber Reflexionen über Geschichte, Schilderung von Zuständen, welche dann, um ihnen das Trockene zu benehmen, mit Versen und Gedichten, die zum Theil wieder philosophische sind, ausgeschmückt werden. Die Wahl dieser Gedichte selbst erscheint überdieß oft ungeeignet. Um der weiblichen Jugend die griechische (!) Vorstellung von Elysium zu geben, wird Matthissons, mit poetischen Blumen überladenes Gedicht: „Hain, der von der Götter Frieden, Wie vom Thau die Rose träuft" ꝛc. bis zum „Seligen Endymion" eingeschaltet! Es ist von den Eleusinien die Rede und nun kommt Schillers „Eleusisches Fest" zur Aufwartung, wie denn vorher schon Goethe's „Prometheus" zum Verständniß der Prometheischen Sage angeführt worden war. Wo konnten wir Worte finden, um den doppelten und dreifachen Mißgriff, den Hr. Oeser in diesen und ähnlichen Anführungen sich hat zu Schulden kommen lassen, stark genug zu bezeichnen? Was? Sollen unsere Töchter in der Schule mit dem modern-titanischen Geist vertraut gemacht werden? Denn dieser ist es, und nicht der alte Mythos, der in dem Gedichte vorgetragen ist, der ihm bloß zum Motiv und Anlaß dient, seine Stimmung auszusprechen. Außerdem setzt das Gedicht an sich eine Auslegung voraus, welche zu allen Höhen und Tiefen und Sandbänken der Philosophie führt. Freilich, um für solche Verkehrtheiten Platz zu behalten, hören wir von Spartas Kriegen mit Messenien, ja vom ganzen Peloponnesischen Krieg nichts. Obgleich ohne die Messenischen Kriege Spartas Ansehen in Griechenland nicht wohl zu begreifen ist; so wollen wir doch noch zugeben, daß man sie um anderer Zwecke willen übergehen durfte, zumal da sie bald mythisch sind: aber des Peloponnesischen Krieges nur mit einem Worte zu erwähnen, um einen Uebergang zu dem Rückzug der Zehntausend

Digitized by Google

zu finden (S. 160), das ist zu naiv, um nicht als Beweis zu dienen, daß Hr. Oeser sich durch seinen pädagogisch-ästhetischen Eifer um alles historische Urtheil gebracht hat, und daß seine „Geschichte Alles, nur keine Weltgeschichte, auch keine für Töchterschulen, ist. Wenn er zur neueren Geschichte kommt, wird er wahrscheinlich die zarten Mädchenseelen mit den Greueln des siebenjährigen Krieges, mit der Demüthigung Preußens und Oesterreichs verschonen, um Raum für des Baron Neuhofs korsikanisches Königreich und für Schills Erstürmung von Dönitz zu erhalten.

4) Naturbilder für Lehrer und Freunde der Erdkunde von Dr. Karl Vogel, Director der vereinigten Real- und Bürgerschulen zu Leipzig ꝛc. Leipzig, Hinrichs, 1842.

Schon durch seinen „Schulatlas der neueren Erdkunde," welcher mit naturgeschichtlichen Randbildern verziert war, hat sich Herr Dr. Vogel ein Verdienst um Belebung des leicht zum Trockenen sich neigenden geographischen Unterrichts erworben. Gegenwärtiges Werk ist nun eigentlich die Erfüllung dessen, was sich in jenen Randbildern des Schulatlasses ankündigte. Wir erhalten nämlich in demselben naturgeschichtliche Schilderungen und Charakteristiken der Erdtheile, vorzugsweise jedoch nur des Pflanzen- und Thierreiches. Der Gedanke des Buches ist sehr gut, die Ausführung großentheils vortrefflich. Uns ist bei Durchlesung eine alte Ansicht wieder neu belebt worden, daß diese freie Anknüpfung des Naturgeschichtlichen an die Geographie am Ende die geeignetste Form seyn möchte, in welcher die ersten naturgeschichtlichen Belehrungen an die Jugend zu bringen waren. Freilich müßten dann diese Belehrungen von Reflexionen und wissenschaftlichen Erörterungen, wie sie in vorliegendem Werk eingeschaltet sind, ganz frei gehalten bleiben. Darum hat es inzwischen der Verf. auch selbst nicht als Schulbuch, sondern nur als Handbuch für Lehrer und andere gebildete Leser bezeichnet. Die Lehrer namentlich finden reichen Stoff zur Auswahl; mögen sie ihn benutzen, um ihren Schülern immer mehr Lust und Liebe zur Erdkunde zu machen, dadurch, daß sie mit Namen, Gebirgszügen, Stromläufen, Küsten und Ländergrenzen geistige Anschauungen von Gebirg und Wald, von Wiese und Feld und ihren Bewohnern verknüpfen. Zur vollständigen Erreichung dieses schönen Zieles wäre wohl zu wünschen, daß bei künftigen Auflagen, welche diesem Buche nicht fehlen können, der Verf. auch landschaftliche Gemälde der Erdtheile und Länder mit aufnehme, zu denen sich gegenwärtig nur hie und da einige, beiläufig gegebene Grundzüge finden. Allein wie das Wort erst im Satz, dieser erst in Rede und Abhandlung seine volle Bedeutung gewinnen, so die einzelnen Pflanzen- und Thierbilder erst in Feld, Wiese und Wald, die sie bewohnen. Zur Lösung dieser Aufgabe, die allerdings, wie alles Schöne ihre großen Schwierigkeiten hat, müßten Reisebeschreibungen ausgebeutet werden. Endlich, meinen wir, hätten auch Grund und Boden, Gebirge und Meer, Seen und Flüsse ein Anrecht, wenn auch nur als Hintergrund oder Einfassung des Ganzen geschildert zu werden. Diese Wünsche sprechen wir keineswegs als einen Tadel des Buches aus, welches, wie es da ist, einen großen Werth hat; vielmehr nur als Beweis, wie fruchtbar die Idee, und wie gelungen die erste Ausführung derselben ist, indem sie uns unwillkürlich zur lebendigsten Theilnahme auffordert, und selber auf das Ziel hinweiset, zu welchem die Bahn, welche sie eröffnet, führen muß.

W. B. M.

Neuestes Werk über England.

England im Jahr 1841. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, Brockhaus, 1842.

(Schluß.)

Ein gebildeter Mann, der wegen eines politischen Verbrechens verhaftet ist, muß doch wohl anders behandelt werden, als ein Raubmörder von der rohesten Gesinnung. Eben so wird ein hitziges Temperament, wenn man nicht bloß strafen, sondern auch bessern will, nach einem andern System zu behandeln seyn, als ein phlegmatisches. Wir möchten kein einziges der vorgeschlagenen Systeme und auch keinen Grad ihrer Strenge verwerfen, alle sind brauchbar in gewissen Fällen; es kommt nur darauf an, gewissenhaft die Fälle zu unterscheiden.

Was Herr von Raumer über die kirchliche Verfassung Englands sagt, ist sehr interessant. Die Hochkirche steht in der Mitte zwischen dem emancipirten und wieder progressiven Katholicismus und den Sekten. Sehr fein ist folgende Vergleichung: „In Deutschland finden sich ohne Zweifel eben so viel Verschiedenheiten der religiösen Ueberzeugungen als in England; sie entwickeln sich aber meist nur innerlich und in geistiger Weise, ohne ein äußerliches Trennen und Zerspalten herbeizuführen.

Digitized by Google

Die Gewissensfreiheit genügt; auch tritt die Armuth, oder ein regelnder Einfluß der Regierungen und Gesetze in den Weg. In England hingegen strebt die kleinste Minderzahl danach, sich auch äußerlich abzusondern und zu gestalten. Jede will ihre besonderen Kirchen, Kapellen, Geistlichen, Einnahmen, Ausgaben u. s. w. haben; — und aus dieser Neigung und Forderung entspringt auch der Streit über die Kirchensteuern. Jenes deutsche Verfahren schützt gegen dieses, sowie gegen viele andere Uebel, wird aber in England als verdammliche Halbheit und Lauheit bezeichnet."

Auch was von den Universitäten gesagt wird, verdient wohl Beachtung. Herr von Raumer citirt eine Vergleichung der deutschen mit den englischen Universitäten, welche das Quarterly-Review enthielt. Darin heißt es unter andern: „Nicht jeder Erzieher taugt zum Professor, nicht jeder Professor zum Erzieher. Es kommt darauf an: erstens, Kenntnisse beizubringen; zweitens, Sitten und Grundsätze einzuflößen. Der letzte Zweck wird durch das Professorenwesen nicht erreicht. Es ist wichtiger, alte bewährte Werke als jede neue Meinung des Tages kennen zu lernen. Die natürliche Richtung der Professoren geht dahin, in den Studenten eine blinde, abergläubige Anhänglichkeit an halbgeordnete und halbverstandene Theorien, und eine Verehrung für diese Theoretiker selbst zu erwecken, nicht geringer als in den finstersten Jahrhunderten. Man gibt mehr für Neuheit als für Wahrheit, und mit jeder von den eintretenden, unzähligen Veränderungen werden die angeblich gesammelten Schätze wieder verschlungen. Dieser Zustand in Deutschland ist schädlich für die Studenten: anstatt Schüler zu seyn, verwandeln sie sich in Kritiker und Richter ihrer Lehrer, und Gelehrigkeit, Vertrauen und Ehrfurcht gehen verloren. — Die englischen Universitäten setzen nichts voraus, daß junge Männer, ohne ein wenig angetrieben zu werden, alles ihnen Nützliche lernen; daß man den Geist so mit Kenntnissen, wie ein Glas mit Wasser füllen könne; daß es genug sey, einen Studenten vor dem Professor auf einen Stuhl zu setzen, ohne katechetisches Lehren, Erläutern, Einpragen und Examiniren. Eben so weiß man in England, daß der Professor wenig mehr thun, als seine Vorlesung halten kann, wie aus den neuesten Untersuchungen über die schottischen Universitäten hervorgeht. Der Charakter, ja selbst die Namen der Studenten bleiben den Professoren unbekannt, es fehlt an Gelegenheit zu irgend einer Mittheilung vor und nach den Stunden; es gibt keine Mittel, zur Thätigkeit anzutreiben und Gedanken zu erwecken. Alles dieß steht denjenigen Lehrern zu Gebote, welche ihre Schüler näher kennen, an ihren Fortschritten Theil nehmen und für ihre allgemeine Erziehung Sorge tragen. Die Professoren können keinen Besuch ihrer Vorlesungen, wie viel weniger Aufmerksamkeit erzwingen. So wird der Grundsatz der Freiwilligkeit (voluntary principle) eben so offenbar thöricht in die Erziehung, als in die Religion eingeführt. Da der Lehrer vom Schüler gewählt wird, so muß er sich hüten, diesen zu verletzen, er muß ihm vielmehr schmeicheln, denn ihn beaufsichtigen; und so bleibt der Unwissende sich selbst überlassen und studirt, wie er will oder nicht will. Vielleicht ergreift er mit Vorliebe irgend einen Zweig; aber auf solche Einfälle kann man keine Rechnung machen; und soll der Student angelockt werden, so muß es seyn durch etwas Paradoxes, Ungeregeltes, oder eine Neuigkeit; kurz durch irgend etwas, das nothwendig dem falschten Geschmacke eines noch unausgebildeten Gemüthes schmeichelt, anstatt daß der Lehrer von höherer Stelle beaufsichten und regeln sollte. Man muß nicht zweifeln, daß junge Männer mit mehr Eifer und Erfolg unter dem Systeme bloßer Professoren das treiben, was ihnen eben zusagt; die eigentliche Frage ist aber: was sie, obwohl ungern, lernen sollten und nicht lernen, und in wie weit ihr geistiger Charakter, obwohl glänzend in einem Punkte, doch zurückbleibt hinter einer allgemeinen Ausbildung, und hinter der festen, gemäßigten und reifen Haltung, welche, Alles zu Allem gerechnet, die wahre und vernünftige Vollkommenheit zu allen praktischen Lebenszwecken in sich schließt und der große Zweck aller Erziehung ist. Die Ausbildung des Charakters halten wir für das erste und löblichste Kennzeichen der englischen Universitäten. — Ein gutes System von Erziehern (tutorial system) ist für die Zwecke des Unterrichts viel besser geeignet, als eine Schaar von Professoren. Diese mögen die Grenzen der Wissenschaft erweitern, und Materialien für das Studiren herbeischaffen; sollten aber zum größten Theile, wenn auch nicht ganz, von dem eigentlichen Geschäfte des Unterrichts befreit bleiben. Diejenigen, welche unterrichten, müßte man dagegen in der Anwendung neuer Theorien beschränken; sie mögen den Boden vorbereiten, jene aber neue Saaten herbeischaffen. — Diese Darstellung der englischen und Kritik der deutschen Universitäten sollte ich (als deutscher Professor) nun wohl näher erörtern, oder gar widerlegen; ich ziehe aber vor zu schweigen, selbst auf die Gefahr, daß man sage: qui tacet, consentire videtur."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. Mai 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

Wenn wir jetzt erst von einem großen literarischen Unternehmen sprechen, welches seit bald acht Jahren im Gange ist und die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes in mehr als gewöhnlichem Grade verdient, so haben wir den Vortheil, aus einer ansehnlichen Reihe von Leistungen den Plan und die Behandlung um so sicherer beurtheilen und die Erwartungen, welche dasselbe für die Zukunft erregt, um so eher berechnen zu können. Der Anfang oder der Prospektus, womit das Werk auftrat, war allerdings geeignet, vielfältige Bedenken zu erregen und mußte auffordern, sein Urtheil zurückzuhalten, um nicht den unverkennbaren guten Kern, der darin lag, etwa sammt der unordentlichen Schaale zu zerschmettern, und zuzumarten, ob der Keim sich durch die Hülle Luft zu machen und sich würdig zu entfalten kraftig genug sey.

Als Plan des Ganzen spricht die Verlagshandlung aus, im Verein mit Mannern, die das Studium der Denkmäler ihrer Sprache zur Lebensaufgabe machten, das gesammte Schriftenthum des deutschen Volks in neuen Abdrücken für die Mit- und Nachwelt zu liefern. Alles, was die vaterlandische Sprache an klassischen Werken besitzt, wurde als in den Bereich der „Bibliothek" gehörig erklärt. Von den frühesten Denkmalen an, die uns erhalten sind, bis auf die neuere Zeit sollte kein Werk, das auf Klassicitat Anspruch macht, oder in unserer Nationalliteratur für das Studium unserer Sprache von Wichtigkeit oder zur Kenntniß der nationalen Bildung einzelner Perioden von Bedeutung ist, darin fehlen. Ulfilas, Otfried, Tatian, Notker, Willeram, der Lobgesang auf Hanno, das Rolands- und Alexanderlied, die Eneit, die einzelnen Stücke des Heldenbuchs, Flore, Rudolf von Montfort, Konrad von Würzburg, die Werke der Minnesänger, eine Sammlung der kleineren Erzählungen und Schwänke, die prosaischen Denkmaler: der Sachsen- und Schwabenspiegel, Bertholds und Taulers Predigten, Hugo von Trimberg, Boner, Sebastian Brand, Geiler und Kaisersberg, Thomas Murner, Schnapper und die übrigen Meistersänger, der Theuerdank, Luther, Ulr. von Hutten, Hans Sachs, Fischart, Burkhard Waldis, Spee, Rollenhagen, Jak. Böhme, Weckherlin, Andreä, Martin Opitz, Dieterich v. d. Werder, Zinkgref, Moscherosch, Olearius, Homburg, Paul Flemming, Simon Dach, Paul Gerhard, Joh. Rist, Georg Neumark, Tscherning, Scultetus, Scheffler, Fr. v. Logau, Laurenberg, Rachel, Clajus, Gryph, Harsdörfer, Hoffmann von Hoffmannswaldau, Caspar von Lohenstein, von Zesen, Wernike, von Canitz, Günther, Spener, Neumeister, Brockes, Liscov. Die Werke dieser und anderer für unsere Sprache wichtigen Schriftsteller sollten nach und nach geliefert werden und zwar, je nachdem das Bedürfniß es erforderte, theils mit erläuternden und grammatischen Bemerkungen, theils ohne dieselben, alle aber mit literarhistorischen und biographischen Einleitungen versehen. Bei manchen, namentlich fruchtbareren Schriftstellern, z. B. Hans Sachs wurde eine besonnene Auswahl ihrer Werke verheißen.

Dieser Plan an sich war nun gewiß äußerst lobenswürdig. Wir haben Gesammtausgaben der Autoren des alten Griechenlands und Roms, in allen Gestalten und Formaten in unsern Bibliotheken, unsere Nachbarn, die Franzosen, die Engländer, die Italiener selbst haben derartige Sammlungen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller, in deren Reihen nun allmählig auch die lange verkannten und ungekannten des Mittelalters eintreten; wir Deutsche hatten nichts dergleichen und es war dieß eine Ungerechtigkeit gegen einheimisches Treffliche, welche eben so eine Rüge als eine Abhülfe verdiente.

Digitized by Google

Es äußerten ſich nun aber dagegen beſonders zweierlei Bedenken. Da in Betreff der Hauptwerke unſerer Literatur entſchiedene Vollſtändigkeit bezweckt wurde, konnte man ſich der Beſorgniß kaum erwehren, es möchte zur Erreichung dieſes guten Zwecks auch das ſchlechte Mittel des Nachdruckes oder etwas nahe daran Streifendes ſich erlaubt werden. Die Bearbeitung mancher alten Denkmäler unſerer Literatur iſt mit ſo viel Schwierigkeiten verbunden, daß ſolche Ausgaben in Bezug auf Fleiß und Mühe, die darauf verwandt worden, eigenen Arbeiten zum mindeſten gleichkommen, wodurch die Herausgeber, wenn auch nicht nach poſitivem Rechte, ſo doch in der moraliſchen Ueberzeugung eines jeden wohlbegründete Anſprüche wie auf ein literariſches Eigenthum ſich erworben haben. Auf dieſe Weiſe ließ ſich z. B. kaum denken, wie die Nationalbibliothek, ohne ſolchen Rechten zu nahe zu treten, die Nibelungen, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide u. A. werde geben können. Allein einerſeits mochte der Verleger erwarten, da er ſelbſt Opfer für ſeine Sache zu bringen ſich bereit erklärt hatte, daß es ihm gelingen werde, jene früheren trefflichen Ausgaben mit der Zeit für ſich zu erwerben, andererſeits war das Feld der gar nicht oder ungenügend herausgegebenen Werke ſo groß, daß eine lange Reihe von Publikationen kommen konnte, ehe man wäre genöthigt geweſen, auf ſchon betretene und in Beſitz genommene Gebiete einzuſallen. Jene Befürchtungen, theilweiſe ſelbſt Beſchuldigungen waren daher jedenfalls etwas voreilig.

Die andere Bedenklichkeit richtet ſich zunächſt gegen das Tumultuariſche des Plans und, wie man ſagte, der Ausführung. Allerdings wäre eine chronologiſche Reihenfolge der Schriften in der Sammlung das natürlichſte geweſen; allein es iſt gewiß eben ſo einleuchtend, daß für das Erſcheinen ſelbſt dieſe Reihenfolge nicht hatte eingehalten werden können und es iſt daher gar nichts dagegen zu ſagen, daß in Bezug auf die Auswahl des zunächſt zu Publicirenden das Princip befolgt wurde, das zu geben, was im Augenblicke gegeben werden kann und im Zweifelsfall das Wichtige dem minder Bedeutenden vorzuziehen.

Gehen wir nun an die einzelnen bereits gelieferten Werke:

Der erſte Band führt den beſondern Titel: **Kudrun, mittelhochdeutſch, herausgegeben von Adolf Ziemann.** 1835.

Ueber den Inhalt dieſer trefflichen Dichtung iſt in dieſen Blättern in neuerer Zeit wiederholt geſprochen worden bei Gelegenheit der Nachbildung derſelben von Alb. Schulz und der Ueberſetzung von A. Keller. Die Kutrun iſt ein würdiges Seitenſtück der Nibelungen, das neben dieſen wie die Odyſſee neben der Ilias hergeht. Wenn uns, ſagt der Herausgeber, in den Nibelungennoth ein mächtiges Trauerſpiel vorgeführt wird, in dem gleich wie in der Atriden und Labdacidenſage das Schickſal die Blutſchuld rächend mit ehernem Fuße gewaltig und unaufhaltbar vorwärts ſchreitet, und erſt dann Ruhe findet, wenn es das ganze große und reiche Geſchlecht des Schuldigen dem Untergange geweiht hat, ſo gewährt hingegen die Dichtung von der Entführung und Befreiung der Chautrun den wohlthuenderen Anblick eines Schauſpiels, von dem der Zuſchauer mit beruhigtem Herzen ſcheidet. Die Macht des weiblichen Gemüths iſt es, was den Geiſt der Rhytrache überwindet und alles Widerſtrebende zur Verſöhnung hinleitet.

Was die Behandlung des Textes betrifft, ſo war dieſelbe mit beſondern Schwierigkeiten verbunden. Man kennt bis jetzt von dem Gedicht nur eine einzige Handſchrift, die ſich in Wien befindet, und 1820 zum erſten Mal durch Herrn F. H. v. d. Hagen im zweiten Bande der deutſchen Gedichte des Mittelalters unter dem Titel Gudrun abgedruckt wurde, hier und da auch im Texte ſelbſt ſo wie in den Anmerkungen verbeſſert. Dieſe Handſchrift gehört der Schrift und den grammatiſchen Formen nach dem Ende des 13ten Jahrhunderts an; dagegen hat man von der Exiſtenz des Liedes ſchon weit ältere Zeugniſſe, z. B. eines im Alexanderliede aus dem 12ten Jahrhundert. Der Herausgeber ſtellte ſich daher die Aufgabe, das Lied in der Geſtalt wieder aufzuſtellen, in welche es eine ſchwäbiſche Ordnerhand im 13ten Jahrhundert, der Blüthezeit unſerer alten Dichtung, gebracht hatte, mit andern Worten es in die Sprache und Metrik des 13ten Jahrhunderts zurück zu überſetzen. Unter ſo bewandten Umſtänden war natürlich der Conjektur ein weit freierer Spielraum geſtattet, als bei andern Denkmälern, von welchen entweder ganz alte Handſchriften vorhanden ſind, oder wo doch wenigſtens durch Vergleichung mehrerer die Wahrheit leicht ermittelt wird.

Wie weit dieſe beiden Bearbeitungen nun auseinander liegen, das zeigt gleich die nächſte beſte Strophe anſchaulich. Z. B. Str. 1 bei v. d. Hagen:

Es wuchs in Everlannde ein reicher künig her,
gehauſſen was er Sigebant; ſein vater der hieß Ger;
ſein muter die hieß Ute und was ein künigynne:
Durch ir hohe tugende ſo gezam dem reichen wol ir wynne.

Bei Ziemann dagegen:

Ez wuohs in Irelande ein richer künic her;
er was geheizen Siegebant; ſin vater der hiez Ger;
ſin muoter din hiez Ute und was ein künigínne:
durch ir hohe tugende ſo gezam dem richen wohl ir minne.

Bei andern iſt die Abweichung auch in der Wortſtellung weit größer.

Digitized by Google

So sehr es in der Natur der Sache liegt, daß man über manches Einzelne nicht wird einverstanden seyn mit dem Herausgeber, so sehr wird doch andererseits der Behandlung das Lob großen Fleißes und gründlicher Kenntniß der Sprache nicht zu entziehen seyn. Am Schlusse sind zahlreiche Parallelstellen aus den Nibelungen zusammengestellt, leider nach der jetzt weniger mehr gangbaren Zählung von F. H. v. d. Hagen. Diese Parallelstellen ließen sich noch ansehnlich vermehren. Vergl. z. B. K. 295 mit Nib. 1465 nach Lachmann.

Wir erwähnen hier zugleich im Vorübergehen einer neueren Ausgabe der Gudrun von Ludw. Ettmüller in Zürich u. d. T. Gudrunlieder. Mit einem Wörterbuch. Was F. A. Wolf für Homer, was Lachmann für die Nibelungen gethan hat, das versuchte Herr Ettmüller für die Dichtung von Gudrun. Es ist nämlich wohl kaum mehr in Abrede zu ziehen, daß diese Dichtungen, wie jedes echte Epos, nicht von einem einzelnen Verfasser uno tenore geschrieben ist, sondern sich allmählig aus Volksgesängen herausgebildet und zu einem Ganzen gestaltet hat. Es handelt sich nun darum, zu untersuchen, welche Theile einer solchen Dichtung die ursprünglichen, welche die späteren sind, oder wohl gar in welcher Reihenfolge sich das Neuere aufgeschichtet habe. Wie weit diese Versuche gelungen sind, ja ob sie überhaupt je zu einem sichern Ziele führen können, das zu untersuchen, würde uns hier zu weit führen.

Der zweite Band der Nationalbibliothek enthält den **Theuerdank, herausgeg. und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Dr. Karl Haltaus.** Nebst 6 lithographirten Blättern. 1836.

Das Buch ist zuerst 1517 mit prachtvoller Ausstattung erschienen und wird noch jetzt auf den Bibliotheken als eine Art Schaustück jedem Fremden vorgezeigt. Der Name dieses allegorischen Heldengedichts wird von Melchior Pfinzing in seiner beigegebenen Clavis durch die Worte erklärt: Tewrdank bedeut den loblichen Fürsten Kaiser Maximilian Erzherzog zu Oesterreich und Burgund, und ist darum Tewrdanneck genannt, das Er von Jugent auf all sein gedannckhen nach Tewerlichen sachen gericht, d h. nach kühnen abenteuerlichen und ruhmvollen Thaten. Was nun den Inhalt des Theuerdank im Allgemeinen betrifft, so ist derselbe kein anderer, als die Vermählung des Helden Theuerdank mit der schönen tugendhaften und reichen Erenreich, zu deren Besitz er nicht eher, als nach vielen im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefahrvollen Abenteuern und Thaten gelangen kann. Mit Wegnahme alles Allegorischen heißt dieß so viel: Im Theuerdank ist die Bewerbung und Vermählung des Kaisers Maximilian I. mit Karl des kühnen Tochter, Maria von Burgund, der größten Zierde ihrer Zeit, enthalten, und daran die wichtigsten Momente seines ganzen Lebens, als auf der Reise zu seiner Braut von seinen Feinden ihm zugezogen, durch Klugheit, Muth und Gottesfurcht aber glücklich überstanden, geknüpft. Diese seine Abenteuer und Thaten machen nun auch den größten Theil des Buchs aus, und obgleich im Gedichte sich alles um die Erlangung der schönen Braut zu drehen scheint, so sind sie doch eigentlich die Grundlage, auf der nach und nach das ganze allegorische Gebäude aufgeführt wurde. Als Hauptzweck des Dichters gibt sich nichts Anderes kund, als durch eine poetische Darstellung seines an Erfahrung so reichen Lebens das Interesse der Mit- und Nachwelt auf sich zu lenken und zu zeigen, wie in allen denkbaren Anfechtungen des Lebens ein rüstiges Gemüth und ein festes Vertrauen auf Gott zum gewünschten Ziele führe. Die einzelnen Abenteuer sind auf die verschiedenen Lebensperioden Maximilians vertheilt; ein Theil ist genommen aus seiner unternehmenden und tollkühnen Jugend, ein anderer aus seinem bedächtigeren, aber an Unfall reichen Mannesalter, ein dritter endlich aus den zwar reifen, aber durch Neid und Kabale von Seiten seiner Feinde oft getrübten Jahren des Greises.

Ueber den Verfasser des Gedichts war man vielfach in Zweifel und Streit. Herr Haltaus hat, wie es scheint, unwidersprechlich erwiesen, daß der Kaiser selbst nicht nur die Idee gefaßt hat, sein erfahrungsreiches Leben durch ein Gedicht zu verherrlichen und in aller Pracht der Typographie verewigen zu lassen, sondern daß er auch selbst die Hand dazu anlegte, und den größten Theil der zu unserem Theuerdank gehörenden Gesänge verfaßte, welche dann Melchior Pfinzing überarbeitete, ausschmückte und vermehrte.

In der vorliegenden Ausgabe nun erhalten wir einen sorgfältigen Abdruck des Gedichts mit Angabe der abweichenden Lesart unter dem Text und drei sogenannte Schlüssel zum Verständniß des wunderlichen Buchs, von Melchior Pfinzing, Sebastian Franck und Matthäus Schultes. Außerdem aber auf 136 enggedruckten Seiten eine ausführliche Einleitung über den Namen Theuerdank, über den Verfasser des Buchs, seine Ausgaben, Bearbeitungen und mehr oder minder freien Uebersetzungen ins Lateinische, Französische, Spanische oder ins Deutsche, über die Streitfragen betreffend den Druck und die Holzschnitte des Theuerdank, und endlich über Inhalt und Zweck des Gedichts, den Gang desselben, seine historische Wahrheit, sein poetisches Verdienst, über Sprache, Versmaaß und Interpunktion. Die 6 beigefügten lithographirten Tafeln geben Facsimiles von Schrift und Bildern der Handschriften, von Druck und Holzschnitten der ältesten Ausgaben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lehrbücher.

5) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Karl Ludwig Roth. Ersten Bandes zweites Heft. Nürnberg, Schneider und Weigel, 1840.

Die Befürchtung, welche wir bei Anzeige des ersten Heftes dieses Buches ausgesprochen haben, geht mit dem zweiten schon in Erfüllung: dasselbe wird für ein eigentliches Schulbuch zu umfangreich. Wir haben jetzt 634 Druckseiten vor uns und sind erst bis zum Tode des Phokion 317 a. Chr. vorgerückt. Denken wir uns die Fortführung der griechischen Geschichte bis zum Jahre 146, dann aber die römische nur bis auf Augustus in entsprechender Ausführlichkeit, so haben wir noch zwei Bände zu erwarten, wie der vorliegende Ganze ist. Nichts desto weniger ist das Buch für junge Leute, welche den Gymnasialstudien sich widmen, ein höchst schätzbares, durchaus und dringend zu empfehlendes Lesebuch. Auch Lehrer werden sich desselben mit vielem Nutzen bedienen, wenn sie hie und da einem ihrer Vorträge eine recht lebendige Anschaulichkeit geben wollen, oder indem sie es Schülern in die Hand geben und sich über bestimmte Abschnitte mündlichen Bericht erstatten, oder schriftliche Auszüge liefern, oder endlich Parallelen von Charakteren, Zuständen und Begebenheiten aufsuchen lassen. Doch ist zu bemerken, daß gegenwärtiges Heft noch mehr, wie das vorige, in Bezug auf Darstellung dem höheren Knabenalter und dem eigentlichen Jünglingsalter zusagen dürfte, indem es dem niederen Knabenalter aber zu hoch gehalten zu seyn scheint. Möchte der Verfasser Muße finden, sein Werk fortzusetzen; denn je schwieriger es gerade erscheint, die römische Geschichte in gleicher Weise zu behandeln, desto verdienstlicher und wünschenswerther ist es auch, daß es geschehe.

Wir schließen hier noch an:

6) Die Verwahranstalt für kleine Kinder. Leipzig, Schreck, 1840.

7) Hülfsbuch für die Lehrer und Lehrerinnen an Kleinkinderverwahranstalten, von Förtsch. Daselbst, 1841.

Beide Schriften sind uns ein erfreuliches Zeichen, daß die Thätigkeit für Errichtung und Entwicklung von Verwahranstalten für kleine Kinder noch immer im Fortschreiten begriffen ist. Und wahrlich, wer das noch nicht im mindesten befriedigte Bedürfniß und die nichts weniger als zweckmäßige Einrichtung der vorhandenen Anstalten dieser Art kennt, muß wünschen, daß noch Besseres dafür geschehe. Mit Recht wendet sich daher die erste Schrift, deren Vorwort Hr. Pastor Blumröder unterzeichnet hat, an die Regierungen, ohne deren Unterstützung immer nur Halbes in dieser wichtigen Angelegenheit geschehen wird. Der Verf. zeigt, daß Verwahranstalten auf dem Lande eben so, wo nicht nothwendiger seyen, als in den Städten; daß sie ein bedeutendes Mittel seyen, der Entsittlichung entgegen zu arbeiten, zu welcher eben in den frühsten Jahren, da sie sich selbst und wenig älteren Geschwistern überlassen seyen, der Grund gelegt werde. Ferner, daß solche Anstalten auf dem Lande mit wenigen Mitteln und leichter zu bewirken seyen, als in Städten; endlich aber — und das ist das Beste — gibt er Auskunft über Bestand und Führung einer solchen Anstalt, die er selbst zu Marlishausen, einem Pfarrdorf eine Stunde von Arnstadt in Thüringen, seit 1838 errichtet hat. Sie zeigt, daß ernster Wille und rüstige Thätigkeit, verbunden mit weiser Benutzung der Menschen und Dinge, endlich doch Anerkennung findet und zum Ziele gelangt. Nicht allein die Marlishausen Anstalt gedieh und fand die Anerkennung des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, sondern sie gab diesem auch Veranlassung, alle Landgemeinden seines Fürstenthumes zur Nachahmung zu ermuntern. Was von der Führung und Behandlung der Kinder gesagt wird, verdient die größte Beachtung. Alle Schulmeisterei, alles Lernen im eigentlichen Sinne, alles Hinübergreifen in die eigentliche Schulzeit ist vermieden. — Darum können wir das Hülfsbuch des Hrn. Diaconus Förtsch nicht ganz billigen, indem der darin mitgetheilte Lehrstoff zum Theil schon der eigentlichen Schule angehört. Wir rechnen dahin selbst die Vorübungen zum Schreiben; ebenso die Anordnung der mitgetheilten Bibelsprüche nach den Eigenschaften Gottes, weil darin für den Lehrer die Versuchung liegt, zu früh den Kindern etwas vorzureflektiren; auch scheinen manche Erzählungen zu lang und zu bedeutsam. Am besten hat uns die Behandlung der biblischen Geschichten zugesagt; doch muß auch sie der Lehrer nur benutzen, um für seine mündlichen Erzählungen das rechte Maaß und den rechten Ton zu finden.

Berichtigung.

Nr. 51, Seite 205, Spalte 1, Zeile 6 von unten l. Kalisthenie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. Juni 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

(Fortsetzung.)

Der dritte Band enthält: **Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts und der nächstverwandten Zeit, herausgegeben von H. F. Maßmann.** Und zwar der erste Theil: Die straßburg-molsheimische Handschrift enthaltend den Glouben des armen Hartmann, die Letanie, den Alexander des Pfaffen Lamprecht, den Pilatus. 1837.

Das Gedicht vom Glouben ist eine poetische Paraphrase und Erläuterung des christlichen Glaubensbekenntnisses, dessen einzelne Artikel dazwischen in lateinischer Sprache aufgeführt werden. Das Ganze umfaßt 3800 Reimzeilen und ist wie die Litanei und der Pilatus hier zum ersten Mal gedruckt. Da der Text dieses Gedichts, so wie der meisten dieses Bandes auf einer einzigen Handschrift beruht, ist derselbe mit Recht nicht bearbeitet, sondern diplomatisch getreu bloß mit Hinzufügung von Interpunktionen wieder gegeben. Ein ärgerlicher Spuk ist beim Abdrucke begegnet, indem eine große Zahl von Wörtern, welche Herr Maßmann zu seinem persönlichsten Gebrauche im Texte unterstrich, nun bald mit liegender Schrift, bald gesperrt gedruckt sind, was denn das ganze Buch auf die widerlichste Weise verunziert. Ich bemerke diesen Umstand, weil sich Aehnliches, ja noch Schlimmeres in dieser Sammlung wiederholt, was sie denn freilich verdientermaßen in den Geruch sorgloser Behandlung brachte, welche gewiß nirgends weniger am Platze ist, als wo es sich um Herstellung von Texten handelt.

Die Litanie, ein Gedicht in 1468 Reimzeilen, schließt sich in der Behandlung an das vorhergehende Gedicht an. Es ist ein Gebet an Gott und alle himmlischen Mächte im Sinne des Wortes Litanei im katholischen Ritus. Das Gedicht ist später auch von Heinrich Hoffmann gedruckt im 1ter austriacum S. 216.

Während diese Stücke mehr nur sprachliches Interesse haben, fesselt das folgende nicht minder durch seinen Gehalt und die dichterische Behandlung.

Der Alexander vom Pfaffen Lambrecht ist eine unserer ältesten deutschen Kunstepopöen, welche namentlich in G. G. Gervinus einen begeisterten Lobredner in neuerer Zeit gefunden hat. (Geschichte der deutschen Nationallit. 1, 223 ff.) Der Held ist der große Macedonier, der im Mittelalter so häufig Gegenstand poetischer Behandlung geworden ist. Und zwar sind es gewöhnlich zwei Seiten, welche aus der Geschichte Alexanders hervorgehoben werden; seine Thätigkeit in Europa und die in Asien. Jene hält mehr den historischen Gang ein und entfernt sich nicht viel weiter vom Wahrscheinlichen, Natürlichen, als schon die Alten selbst bei dieser Gelegenheit zuweilen thun; die andere Seite dagegen schweift in das Land des Wunderbaren hinüber; es sind die Züge Alexanders ins Morgenland, ja bis ans Ende der Welt, auf welchen ihm denn die abenteuerlichsten Geschöpfe und Gebilde der Phantasie und Sage begegnen, worüber er in einem Brief in die Heimath ausführlich berichtet. Jener, der historische Theil, zeichnet sich in der Behandlung des Pfaffen Lamprecht durch tiefe psychologische Wahrheit und hohe Kunst der Darstellung besonders aus, der zweite Theil durch die zarteste Romantik. Man lese nur z. B. die Stelle über die Mädchenblumen (S. 120 ff. Germ. 1, 230). Alexander kommt mit einem Heere an einen Wald, in welchen sie eintreten. Da fanden wir, erzählt der Brief, viel schöne Mägdlein spielend auf grünem Klee, zu hunderttausenden. Sie spielten und sprangen und sangen so schön,

Digitized by Google

daß ich und meine Helden all unſer Herzeleid, Müh und Ungemach vergaßen, das uns ſeither wid. ef. hren war. Mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an dieſem Orte nichts anhaben könnte. Wie es mit den Frauen war, will ich euch nun ſagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren dieſe herrlich zu ſchauen in der Pracht ihrer Farben, ſie waren rund wie ein Ball, und überall feſt geſchloſſen. Sie waren von wunderbarer Größe, und ſobald ſich die Blume oben erſchloß, ſiehe da, ſo waren darin Mägdlein ohne Fehl, die gingen und lebten und Sinne und Verſtand hatten wie andere Menſchen, und nahmen ſich aus, als waren ſie etwa zwölf Jahre alt. So ſchön geſtaltete Frauen an Leib und Antlitz und Augen hab ich nie geſehen. Hände und Arme glänzten, wie Hermelin, und die Füße und die Beine. . . Sie waren in Züchten fröhlich, lachten und ſangen ſo ſüß, wie ich nie eine Stimme vernommen. Aber nur im Schatten konnten ſie leben, in der Sonne vergingen ſie ſogleich. Der Wald erſchallte von der Mägdlein und der Vögel ſüßen Stimmen ſpät und früh gar wonniglich. Ihre Kleider waren ihnen angewachſen an Haut und Faſern; rotb und ſchneeweiß wie bei den Blumen war ihre Farbe. Indem wir ſie zu uns herkommen ſahen, zog es uns lockend zu ihnen hin. Ich ſandte ſogleich nach meinem Heere, ſie ſchlugen ihr Gezelt auf in den Wald und wir freuten uns mit Jubel der ſeltſamen Bräute und wir hatten mehr Wonne, als je ſeit wir geboren worden. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen! Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der ſchönen Aue weilten und mit den Frauen in Luſt und Freude lebten. Da geſchah uns großer Jammer, den ich nie ſattſam beklagen kann. Da die Zeit voll war, zerging unſere Freude; die Blumen verwelkten und die ſchönen Frauen ſtarben hin. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen hörten auf zu fließen und die Vögel zu ſingen. Trauer begann mein Herz zu umfangen mit manchfachem Schmerz, wie ich ſo Tag für Tag die ſchönen Frauen hinſterben ſah und die Blumen ſchwinden. Da ſchied ich hinweg mit meinen Mannen in betrübtem Herzen.

Nachdem wir dieſe Epiſode in neuer Proſa nachzubilden verſucht, fühlen wir wohl, wie wir ſie eines großen Theils ihres Schmucks entkleidet. Wir wollen daher die Leſer damit nur auf das Gedicht ſelbſt aufmerkſam machen und nun noch erwähnen, was der oben angeführte Kritiker gerade über dieſe Stelle bemerkt: Wenn irgend etwas die homeriſche Schilderung der alcinoiſchen Gärten, den Zauber der Kirke oder des Lotos oder des Sirenengeſangs, wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odyſſeus von Wehmuth überzogene, von Sehnſucht durchbrochene, von ſchwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die ſo wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Luſt und Luſt der Reiſe überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinſte Unſchuld athmet und die naiveſte Glaubigkeit einer ſchönen geregelten und reichen Phantaſie ausſpricht und bei der wunderbarſten Welt, die ſie öffnet, den geſündeſten Sinn bewahrt, ſo iſt es dieſe unbeſchreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und an die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert.

In Betreff der Ausgabe des Gedichts erinnern wir daran, daß Maßmann daſſelbe ſchon früher herausgegeben hatte, und daß er es ſich gewiſſermaßen hier ſelbſt nachdruckt. Leider weichen die beiden Abdrücke in einem ſehr unangenehmen Punkte von einander ab, in der Zahlung der Zeilen. Die zu Grunde liegende Handſchrift iſt nämlich mangelhaft; nach Bl. 14 fehlt ein Blatt, die Belagerung von Trous erzählend. In der erſten Ausgabe nun hat Maßmann die Zeilen ohne Rückſicht auf dieſe Lücke fortgezählt; in der zweiten dagegen geht die Zählung vor der Lücke bis zu 508 und beginnt nach derſelben mit 859, was denn für die Citation Unbequemlichkeit oder Verwirrung zur Folge hat.

Das darauf folgende Gedicht in 619 Reimzeilen, Pilatus, iſt kurz vorher auch in Mones Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit (IV, 434) gedruckt; aber leider nur Bruchſtück, indem der Schreiber am Anfang einer Seite mit dem Gedichte aufgehört hat. Man hat über denſelben Gegenſtand auch andere Dichtungen aus dem Mittelalter, wie denn Mone a. a. O. S. 425 ff. ein lateiniſches Gedicht in gereimten Hexametern mittheilt. Die Sage, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, iſt dieſe: Der Vater des Pilatus war ein deutſcher König zu Mainz, Namens Tyrus, der auf der Jagd die günſtige Conſtellation zur Zeugung eines berühmten Mannes bemerkte und, weil ſeine Frau nicht bei ihm war, mit Pyla, der Tochter eines armen Müllers, Namens Atus, einen Sohn erzeugte, der nach Mutter und Großvater Pilatus genannt und am Hofe ſeines Vaters erzogen wurde, wo er ſeinen echten Bruder umbrachte. Darauf ward er von Atus als Geiſel nach Rom geſchickt, verübte dort eine Mordthat am Sohne des Königs von England und wurde zur Strafe nach Pontus geſandt. Er brachte jedoch dieſes wilde Volk ſo in ſeine Gewalt, daß ihn Herodes nach Paläſtina kommen ließ, um durch ihn eine gleiche Unterjochung der Juden zu bewerkſtelligen. Das geſchah nun, aber Pilatus wußte dem Herodes die Herrſchaft zu entreißen und regierte ſelbſt das unterworfene

Digitized by Google

Volk bis nach der Kreuzigung Christi. Nach dieser Katastrophe wurde Pilatus wegen der Verurtheilung Christi zur Verantwortung gezogen, brachte sich in Rom um und sein Leichnam wurde in die Tiber geworfen. Dort regte er als Gespenst den Fluß auf, wurde später in die Rhone versenkt und, als er auch da nicht ruhig war, in den See auf dem Pilatusberg in der Schweiz begraben, wo er noch fortwährend als ein böser Wettergeist schadet. — Gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen über Ursprung und Entwicklung dieser Sage finden sich bei Mone a. a. O. IV, 421 ff. VI, 148.

Der zweite Theil des dritten Bandes enthält weitere Sprachdenkmale des zwölften Jahrhunderts von H. F. Maßmann herausgegeben, nämlich: **Kunic Rother** (vielleicht besser: Kuninc Ruother) **aus der Heidelberger Handschrift, diu Buochir Mosis, von Tieren unde von Fogilen, Heinrich von des Todes Gehugde aus Wiener Handschriften.** 1837.

Ueber den Rother verweisen wir auf Grimms Heldensage (S. 50), Rosenkranz's Gesch. der Poesie des Mittelalters (S. 153) und Gervinus I, 177. Der Inhalt des Gedichts ist kurz Folgender. Der König der Lombarden, Rother, läßt um die Tochter des griechischen Kaisers Constantin werben. Seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Den König jammert das Geschick seiner treuen Dienstmannen so sehr, daß er 3 Tage und 3 Nächte stumm auf einem Stein sitzt. Ein Heerzug Rothers soll die muthmaßlich Enthaupteten rächen (eine Schaar Riesen erscheinen zur Hülfe). Er geht selbst nach Konstantinopel, gibt sich für einen aus Rothers Reich vertriebenen Kaufmann Dietrich aus, wo seine Riesen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird und sich einmal losreißt, und Asprian, der einen Löwen Constantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch andern Unfug machen. Die junge Königin findet an Rother Dietrich Gefallen. Er erhält Geiegenheit, ihr Geschenke zu schicken, worunter auch 1 Paar Schuhe, von denen einer nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anziehen muß, wobei er sich ihr als den Abiender jener gefangenen Botschafter kund gibt. Die Prinzeß erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf 3 Tage. Ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine besonders schöne Stelle. Die Entführung der Kaisertochter geht nun vor sich wie die Entführung der Gudrun, indem die Frauen, um den köstlichen Kram der Kaufleute zu sehen, in das Schiff kommen. Völlig ironisch ist es, wenn nun dem Kaiser die Entführung seiner Tochter von Italien durch die nämliche List gelingt. Ein Spielmann nämlich als Kaufmann ausgerüstet entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt sie nach Konstantinopel zurück. Nun aber erkämpft sie sich Rother als ein Weib und führt sie heim. Rother zieht nämlich als Pilger nach Konstantinopel und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Constantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Rother legt einen Hinterhalt bei Konstantinopel, schleicht sich in die kaiserliche Burg als Pilgrim ein, und gibt, unter dem Tisch versteckt, während man an der Tafel seinetwegen übermüthige Reden führt, der Geliebten durch einen Ring heimlich ein Zeichen seiner Gegenwart. Er wird aber entdeckt und soll vor der Stadt gehenkt werden. Schon unter dem Galgen angelangt, gibt er durch ein Horn, worauf noch einmal zu blasen ihm vergönnt wird, seinen Leuten ein Zeichen, worauf sie hervorbrechen und die Griechen überwinden. Das ganze Gedicht hat, wie wir sehen, manche Berührungspunkte mit dem von Gudrun; der Ton in beiden aber ist ein verschiedener. In Gudrun durchzieht, wie Rosenkranz sich ausdrückt, eine liebliche Wehmuth die Geschichte, der das Komische sich unterordnet; Rother dagegen ist ein völliges Lustspiel.

Bekanntlich ist dieses Gedicht zum ersten Mal nach der von Ludwig Tieck in Rom genommenen Abschrift gedruckt von F. H. v. d. Hagen in den deutschen Gedichten des Mittelalters, doch nicht ohne manchfache Fehler. Besonders mangelhaft war der sehr erloschene Anfang des Gedichts, an dessen Herstellung sich später auch Hoffmann und Mone ohne durchweg glücklichen Erfolg versucht haben. Maßmann erlas den Text vollends 1825 und man darf sich dazu jetzt um so mehr Glück wünschen, da die erste Seite der nunmehr in Heidelberg befindlichen Handschrift seither durch von andern angewendete Reagentien so unleserlich geworden ist, daß einzelne Zeilen als völlig erloschen zu betrachten sind. Ueberdieß sind in unserer Ausgabe zwei neu aufgefundene Bruchstücke von Handschriften, einer Badener und einer Hannöverischen eingeführt worden.

Die gereimte Uebersetzung oder besser Bearbeitung der Bücher Mosis ist nicht allein als altes Sprachdenkmal von Bedeutung, sondern verdient auch wirklich wegen der Behandlung und Ausführung Aufmerksamkeit. Es ist jedoch nur Genesis und Exodus bis jetzt in dieser Behandlung aufgefunden worden, welche hier zum ersten Mal, so weit sie bekannt ist, vollständig gedruckt erscheint.

Zwischen beide Bücher Mosis eingeschoben ist in der Handschrift eine prosaische Abhandlung mit der Ueberschrift Dize Buoch redenet unte zellet michilen

Digitized by Google

Wistuom non Tieren unde uon Fogilen, der sogenannte Physiologus, eine Naturgeschichte mit allerlei fabelhaften Zügen, die indeß für die Naturanschauung jener Zeit charakteristisch und auch für Aufhellung anderer Literaturdenkmäler nützlich und lehrreich sind. Die naturgeschichtlichen Angaben sind sodann untermischt mit allerhand moralischen Nutzanwendungen, allegorischen Andeutungen u. dgl., nach Art der Gesta Romanorum. So heißt es z. B. S. 313 vom Einhorn (wir übertragen ins Neuhochdeutsche): Auch gibt es ein Thier, das heißt Einhorn. Von diesem erzählt Physiologus, daß es eine gar holde Eigenschaft habe. Es ist ein kleines Thier und einem Böcklein gleich und ist sehr muthig. Es hat ein Horn an dem Haupt. Niemand kann es fahen, außer mit folgendem Kunstgriff. Man nimmt eine Jungfrau und bringt sie in die Gegend, wo der Einhorn sich aufhält und laßt sie daselbst allein. Sobald der Einhorn sie sieht, springt er in ihren Schooß und schläft ein. So wird er gefangen und man führt ihn in des Königs Pfalz. Gleich also that unser Herr Christus, welcher der geistliche Einhorn ist, wie David sagt u. s. w.

Das Buch scheint im Mittelalter sehr beliebt gewesen und viel gelesen worden zu seyn. Es kommt auch lateinisch vor. So fanden wir es in einer Coblenzer Pergamenthandschrift. Anfang: Nemo quiescentem cogat vigilare leonem. Igitur Jacob benedicens filium suum Judam dicebat u. s. s. Schluß: Id est veteris et novi testamenti. Sicerit et scriba in regno coelorum, qui profert de thesauro suo nova et vetera. Explicit liber de naturis animalium Johannis Chrysostomi. — Herr Maßmann hätte indeß wohlgethan, dieses ganz heterogene Stück nicht zwischen die Bücher Mosis zu stellen, sondern ihnen folgen zu lassen.

Das Gedicht von des Todes Gehugde, d. h. vom Andenken an den Tod, führt auch den Titel vom gemeinen Leben und besteht aus 1000 Reimzeilen. Der Verfasser, ein Oesterreicher, nennt sich am Schluß einen armen Knecht Haeinrich. Es ist eine didaktische Dichtung in der Art des bekannteren, aber hundert Jahre späteren Frigedank, der aber nach dem Ausspruch des Herausgebers aus dem Vergleich mit dem älteren Spruchgedichte, was seine selbstschöpferische Leistung betrifft, nur gewinnen kann. Es findet sich bei ihm nicht eine Erinnerung oder Benützung, wie noch hundert Jahre später gerade von ihm beim Hugo von Trimberg.

Der vierte noch nicht erschienene Band soll die Kaiserchronik von H. F. Maßmann herausgegeben enthalten. Möchte doch dieses so lange schon verheißene wichtige Werk endlich einmal erscheinen!

Bd. 5. Herbort's von Fritslar liet von Troye, herausgeg. von Georg Karl Frommann. 1837.

Ein großes Gedicht über den trojanischen Krieg von nicht weniger als 18,458 Reimzeilen, dem Anfang des 13ten Jahrhunderts angehörig. Das poetische Verdienst dieser Arbeit ist nicht groß und dieselbe steht weit hinter der seines Vorgängers, der Aeneide Heinrichs von Veldeck, zurück. Unser Dichter fühlt es selbst und gesteht es am Anfang und Ende seines Werkes offen, daß sein innerer Beruf zur Dichtkunst nur klein und seine Absicht keine andere sey, als die Zahl der Dichter zu mehren, sich selbst durch Fleiß und Uebung zu vervollkommnen. Und die Frucht seines Fleißes ist, wie der Herausgeber bemerkt, auch an dem Gedichte nicht zu verkennen. Eine sorgfaltige Betrachtung laßt uns fühlen, wie der Dichter schon in der letzten Halfte seinen Sinn bedeutend erweicht, seine poetische Kraft gestärkt und seine Anfangs raubere und ungelenksame Sprache mehr gebildet hat. In der Behandlung des Stoffes selbst ist Herbort mit der größten Treue die ihm vorliegende Quelle wiederzugeben bemüht gewesen. Die Frage, was nun diese Quelle Herborts gewesen sey, unterwirft Herr Frommann in der Einleitung einer genauen ausführlichen Untersuchung, als deren Resultat mit ziemlicher Sicherheit aufgestellt wird, daß Herbort aus dem großen französischen Gedichte Benoist's de Sainte More la destruction de Troyes geschöpft habe, das uns noch in mehreren Handschriften zu Wien und Paris erhalten ist.

Dem Abdruck des Textes folgt nun ein ziemlich ausführlicher Kommentar mit vielen grammatischen und sacherklärenden Bemerkungen, Vergleichung anderer gleichzeitiger Behandlungen desselben Sagenstoffs u. dgl. Einen Theil dieser werthvollen Notizen verdankt der Verfasser der Güte des altverdienten Teutonisten Benecke in Göttingen. Ein alphabetisches Verzeichniß der meisten in den Anmerkungen besprochenen Wörter, ein schatzbarer Beitrag für ein künftiges allgemein mittelhochdeutsches Wörterbuch, und Nachträge, namentlich ein paar von Ferdinand Wolf mitgetheilte Stellen der altfranzösischen Quelle enthaltend, beschließen das Ganze.

Bd. 6. Kaiser Eraclius von Meister Otto, herausgegeben von Prof. Dr. H. F. Maßmann; ist noch nicht erschienen. Es sollen zugleich Untersuchungen über Sage und Geschichte, so wie das französische Gedicht Empereour Eracle von Gautier d'Arras nach den beiden Pariser Handschriften gegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Juni 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

(Fortsetzung.)

Bd. 7. **Die kleinen Sprachdenkmale des 8ten bis 12ten Jahrhunderts.** Diesem etwas zu weit greifenden Titel ist ein anderer an die Seite gestellt: Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zum zwölften Jahrhundert. Nebst Anhängen und Schriftnachbildungen. Herausgegeben von H. F. Maßmann. 1839.

Das Werk beginnt mit einer Widmung des Herausgebers an Jakob Grimm und zwar in gothischer Sprache, dem ältesten germanischen Idiom, dessen Grammatik mit einiger Sicherheit aufzustellen ist, einem Idiom, in welchem sich Herr Maßmann besonders gerne auszudrücken pflegt, wie er denn auch Grimm am Göttinger Jubiläum, ja selbst den Bildhauer Thorwaldsen bei seiner Anwesenheit in München mit selbstverfaßten gothischen Gedichten begrüßte. Gehen wir zur Sache! Die kleinen, vorzugsweise kirchlichen deutschen Sprachdenkmäler sind zwar meist nur getreue Uebersetzungen der von der lateinischen Kirche von vorn herein gegebenen Vorbilder; allein für die Grammatik dienen sie deßhalb doch vielfältig. Besonders denkwürdig sind jedoch auch für die Sache selbst die Abschwörungsformeln, welche uns in die Zeit der Christwerdung der Deutschen einen sichern Blick werfen lassen. Aus der Erwähnung der alten uns abzuschwörenden Götter in diesen Formeln gewinnen wir sichere Belege für die Behauptung der Gleichheit oder Quellengemeinschaftlichkeit der deutschen und der nordischen Götterlehre, was J. Grimm in der deutschen Mythologie weiter ausgeführt hat. In dieser Beziehung ist in neuester Zeit ein denkwürdiger Fund gethan worden, über welchen ebenfalls J. Grimm demnächst ausführlicher berichten wird, eine solche Formel, in welcher auch der Name des alten Gottes Baldur erwähnt wird, welcher bisher auf eigentlich deutschem Grund und Boden noch nicht nachgewiesen werden konnte. Die vorliegende Sammlung erstreckt sich neben den Abschwörungsformeln wesentlich auf drei Dinge, den Glauben, das Vater unser und das Beichtbekenntniß. Abschwörungsformeln sind zwei mitgetheilt, Credos 19, dazu eine angelsächsische Predigt de fide catholica, Beichtformeln etliche und 20, Vater unser und andere Gebete etwa eben so viele; dazu noch einige andere kleine Denkmale; in Ganzem 66 kirchliche Formeln und 8 weltliche. Voran eine ausführliche Nachweisung der Quellen mit Erklärungen. Auf den beigegebenen 6 Steindrucktafeln finden sich verschiedene Facsimiles nicht allein von den hier gesammelten Formeln, sondern auch von einigen in der Lesung zweifelhaften Wörtern der Handschrift des Königs Ruother.

Bd. 8. **Liederbuch der Clara Hätzlerin.** Aus der Handschrift des böhmischen Museums zu Prag herausgeg. und mit Einleitung und Wörterbuch versehen von Karl Haltaus. 1840.

Gewiß einer der schönsten und vielfältigst ansprechenden Theile dieser Sammlung! Die Clara Hätzlerin ist nicht die Verfasserin, sondern die Sammlerin oder Abschreiberin der hier mitgetheilten Lieder. Zweifelsohne war sie eine Nonne zu Augsburg, die ihre Mußestunden damit ausfüllte, Lieder ihrer Zeit aufzuschreiben, wie es damals in Klöstern Sitte war. Die klösterliche Einsamkeit möchte ihr eben so wenig, als die Werke der Frömmigkeit, eine hinlängliche geistige Befriedigung gewähren. Empfänglich für poetische Erzeugnisse setzte sie sich durch Lektüre und Abschreiben von Gedichten in einen Conner mit der Außenwelt. Daß sie gebildet war, beweist ihr Sinn für Poesie; daß sie aber keine Frömmlerin war, beweist die Aufnahme so vieler weltlichen, ja höchst

Digitized by Google

sinnlichen und sogar anstößigen Lieder. Die Prager Handschrift stammt aus dem 15ten Jahrhundert. Der Herausgeber sucht zu beweisen, daß sie 1470 im Besitz eines Jörg Roggenburg gewesen, und daß die Hätzlerin 1471 mit dem Abschreiben derselben fertig geworden sey. Der Inhalt des Liederbuchs ist äußerst reich und mannigfaltig; es sind nahe an drittehalbhundert größere und kleinere Stücke, theils bekannter, theils unbekannter und ungenannter Verfasser, sowohl lyrischer als erzählender Gattung. Von namhaft gemachten Dichtern bemerken wir u. a. Heinrich den Teichner, Peter Suchenwirt, Suchensinne, Muscatblüt, Oswald von Wolkenstein, Hermann von Sachsenheim den Dichter der Möhrin, Jörg Schilher, den Mönch von Salzburg, Hans Rosenblüt den Dramatiker, Kaltenbach, Freidank, Neidhart u. a. Die meisten dieser Dichter gehören dem 15ten Jahrhundert an; die Gedichte der letztern sind modernisirt. Ueber den Inhalt der Sammlung im besondern spricht sich die schöne Einleitung, namentlich S. 13 ff., ausführlich aus. Es sind zunächst Liebeslieder des Volks, welche noch den alten Minneton bewahren. Der größere Theil der lyrischen Gedichte in der Hätzlerin hat noch alle Gegenstände mit dem Minneliede gemein, ja selbst dessen besondere Formen und Verfahrungsweisen. Der Sänger erfreut sich noch, wie früher, der Natur, des Frühlings und besonders des Mais, des Sommers und des Herbstes, der Blumen und ihres Thaues, des Gartens, der Wiesen, des Waldes; er singt noch Tag- und Wächterlieder, buhlt noch um die Gunst seiner Geliebten, schildert deren innere und äußere Vorzüge, preist seine Dienstleistungen, seine Treue, seinen Eifer an, wagt nicht, den Namen der Geliebten kund zu thun, fürchtet den Tag und die Kläffer, beschwört sie nur um eine kleine Vergünstigung, um einen Blick, um eine Umarmung, damit seine Herzensleiden für langes Zeit Beruhigung, er selbst Kraft zur Beharrlichkeit in seiner Liebe fände. Herr Haltaus stellt diese Liebeslieder am höchsten unter allen Dichtungen jener Zeit. Einer der vorzüglichsten Sänger in dieser Gattung und aus dieser Zeit ist Oswald von Wolkenstein. Von den rein lyrischen Minneliedern unterscheidet der Herausgeber die erzählenden, welche meist einen bestimmten Typus, ja eine gewisse monotone Einseitigkeit an sich tragen, die namentlich in der Einleitung des erzählenden Gedichtes empfindlich ist. Der Dichter geht spazieren oder auf die Jagd, verirrt sich in einen schönen Garten oder in einen Wald, begegnet einer Frau, so schön wie er sie noch nie gesehen, ist entzückt, redet sie an u. s. w. Im Verlauf der Erzählung dagegen treten dann eigenthümliche Momente ein. Es begegnen unter diesen auch Stoffe, welche von anderwärts bekannt sind, z. B. Abthl. 2, Num. 23. Eine Rittersfrau liebt einen Ritter. Der Ehemann merkt dieß und will sie Beide durch eine Reise über das Meer nach Jerusalem von einander trennen. Die Frau räthet deßhalb ihrem Ritter, im Voraus ins heilige Land zu ziehen, damit sie sich dort wiederfinden, oder damit, im Fall ihr Mann, wenn er nun fortgezogen sey, seinen Reiseplan aufgabe, die Welt ihr Gerede über ihr beiderseitiges Verhältniß nicht für wahr halte. Der Ritter schifft sich ein, der Ehemann ist darüber froh und bleibt. Aber jener stirbt auf seiner Reise vor Liebesleid, nachdem er zuvor seinem Diener befohlen, sein Herz nach seinem Tode auszuschneiden und dasselbe in einem goldenen Kästchen nebst dem Ringe, den er einst erhalten, der fernen Geliebten heimlich zu überbringen. Der Diener thut, wie ihm befohlen. Unglücklicherweise stößt er auf den Ehemann, der ihm das Kästchen abzwingt und voll Freude über den Tod seines Nebenbuhlers eine furchtbare Rache aussinnt. Er befiehlt seinem Koch, alle Speisen zu versalzen, das Herz jedoch so schmackhaft als möglich zuzubereiten. Die Frau, welche die versalzenen Speisen nicht genießen kann, labt sich an dem ausgezeichneten Gerichte. Nachdem sie es genossen, gesteht ihr der Mann, was sie gegessen. Da entsetzt sich die Frau ob solcher Unthat und gelobt, von nun an keine Speise wieder zu sich zu nehmen, was ihr den Tod zuzog. Eine dritte Gattung der Minnelieder unserer Sammlung sind die allegorischen. Dahin gehört z. B. Num. 47 der 2ten Abtheilung. Es treten darin sechs Frauen auf, die Minne oder Venus, die Stätigkeit, die Liebe, die Zucht, die Tugend und die Schaam. Es geht einer auf Abenteuer aus und kommt in einen Wald, wo er auf einer blumenreichen Haide jene Frauen neben einem Zelte singen hört und tanzen sieht. Er klagt der Venus sein Liebesleid. Leid und Herz zeigten beide voll Unruhe nach Liebe, sie möge ihm rathen, wie er thun solle, um der Minne Pflicht zu gewinnen. Venus empfiehlt ihm sieben Tugenden aus dem Buche der Minne, durch welche er sein Herzleid überwinden könne. Nachdem er den Segen der Venus empfangen, begibt er sich nach Hause. Außer den Minneliedern enthält das Liederbuch der Hätzlerin eine nicht unbeträchtliche Anzahl von didaktischen Poesien, Stücke von Peter Suchenwirth, dem Taichner, Freidank, die Sittensprüche des Cato, Priameln und epigrammatische Denksprüche. Daran schließen sich denn religiöse Dichtungen, besonders auf die Jungfrau Maria u. a. Geben wir von dieser höchsten Sphäre zu der gemeinen Wirklichkeit über, und berühren noch einige der werthvollsten, wenn gleich nicht immer in den zartesten Ausdrücken sich bewegenden Stücke! Es gehören hierher einige treffliche Trinklieder (z. B. Wein Wein von dem Rhein u. s. w.) und das Freylied von dem unkräftigen Neidhart. Von den Schwänken ist die Grazerin und das von den sieben größten Freuden schmutzig; ein anderes, von Rosenblüt, behandelt denselben Stoff

Digitized by Google

wie Lafontaines Conte: le cocu battu et content; vortrefflich ist der Schwank von Mayr Betzen Num. 67. Es enthält die Beschreibung einer Bauernhochzeit, ganz im Geiste Neidharts; alles höchst lebendig geschildert, die Copulirung des jungen Ehepaars, die Gefrätigkeit der habgierigen Hochzeitgäste, die von diesen dargebrachten Geschenke, der Tanz und die zuletzt daraus entstehende blutige Prügelei.

Das Wörterbuch, so dankbar es hinzunehmen ist, reicht nicht immer aus. Im Ganzen aber ist diese Ausgabe als eine höchst fleißige Arbeit zu bezeichnen, die sich keine Mühe verdrießen läßt, das Werk durch Erläuterungen, Nachweisungen, Lesarten und Verbesserungen möglichst zugänglich zu machen.

Bd. 9. **Weisthum**, herausgegeben von Karl Haltaus; ist noch nicht erschienen.

Bd. 10. **Deutsche Interlinearversionen der Psalmen.** Aus einer Windberger Handschrift zu München (12. Jahrhundert) und einer Handschrift zu Trier (13. Jahrhundert) zum ersten Male herausgegeben von E. G. Graff. 1839.

Der vor Kurzem verstorbene Herausgeber ist bekanntlich besonders verdient um die altdeutsche Sprache und hat den besten Theil seines Lebens und seiner Kraft an die Aufstellung des gesammten altdeutschen Sprachschatzes gewendet, über dessen Herausgabe er leider vom Tod abgefordert wurde. 5 Bände des großen Werks sind erschienen, den 6ten und letzten soll uns Maßmann nachliefern. Die hier mitgetheilten Interlinearversionen der Psalmen sind als Vorarbeiten zu jenem Werke zu betrachten. Auf die aus dem Kloster Windberg herstammende und in der königl. Bibliothek zu München aufbewahrte Interlinearversion der Psalmen hat schon Docen als auf ein merkwürdiges Denkmal der ältern deutschen Sprache hingewiesen und behauptet, für die Geschichte der deutschen Sprachkultur würde die Herausgabe dieser Uebertragung von großer Wichtigkeit seyn. Außer dieser hat Graff eine bisher noch ganz unbekannte, dem 13ten Jahrhundert angehörige und dem niederdeutschen sich nähernde Interlinearversion der Psalmen, die sich in der Stadtbibliothek zu Trier befindet, mit abdrucken lassen. Da diese letztere aber mangelhaft ist, so hat der Herausgeber die Lücken derselben durch die für die Sprachgeschichte höchst wichtige Psalmenübersetzung Notkers nach der St. Galler Handschrift des 11ten Jahrhunderts ausgefüllt, wodurch nun wenigstens ein Theil dieser Psalmenübersetzung, deren vollständige Herausgabe der Verstorbene versprochen hatte, berichtigt wird.

Bd. 11. Erster Theil. **Deutsche Predigten des 12ten und 13ten Jahrhunderts**, aus gleichzeitigen Handschriften zum ersten Male herausgegeben und erlautert von Dr. Karl Roth. Nebst einem geschichtlichen Vorberichte und einer Stammtafel des Bruders Berhtolt von Regensburg, entworfen von J. N. Schuegraf. 1839.

Der Herausgeber, eifrig bemüht mit einem Kreise von Freunden deutschen Alterthümern nachzuforschen, hat diese Predigten, dem Untergang nahe in der Gegend von Regensburg in einem alten Urkundengewölbe aufgefunden nebst mehreren andern altdeutschen Bruchstücken, über welche wir später Gelegenheit haben werden, ausführlicher zu berichten. Es sind dieselben, welche Herr Roth in seinen Denkmälern der deutschen Sprache vom 8ten bis 14ten Jahrhundert (München, 1840) bekannt gemacht hat. Die Handschriften sind sammtlich hier in den beiden Vorreden beschrieben. Die Predigten der vorliegenden Ausgabe beruhen theils auf dem Regensburger Pergamentcodex, welchen Herr Roth ins 12te Jahrhundert setzt, theils auf Ergänzungen, die einer oberaltacher Handschrift in München entnommen sind. Es sind im Ganzen 30 theils vollständige Predigten, theils Bruchstücke.

Was die Behandlung von Seiten des Herausgebers betrifft, so geht sein erstes Absehen auf ein diplomatisch getreues Wiedergeben der Handschrift, worin er allein alles Heil für einen sichern Aufbau der grammatischen Wissenschaft sieht. Ja er geht sogar so weit, zu behaupten, auch unsere griechischen und römischen Druckwerke seyen wegen Vernachlässigung jenes Grundsatzes mehr oder minder verfälscht, und die Betreibung des Altdeutschen ohne gleichzeitige Handschriften sey ein trugvolles Geschäft. Er stellt sich mit diesem Verfahren, sofern er es allenthalben angewandt wissen will, in entschiedene offene Opposition mit Grimm und seinen Anhängern, welche, zumal wenn ein Text auf mehreren Handschriften beruht, eine gleichmäßige Schreibung, so weit es möglich ist, einzuführen suchen und die Verwilderung der Orthographie bei unwissenden zumal späteren Schreibern keiner Berücksichtigung werth halten. Ueberhaupt nimmt Herr Roth auch an andern, indeß mehr nur äußerlichen Eigenthümlichkeiten der Grimmischen Art und Weise gewaltigen Anstoß und verbreitet sich namentlich über die Nothwendigkeit einer deutschen (oder wie er immer schreibt: „deütschen!) Kunstsprache, was neuerlich auch August Fuchs in einer eigenen Schrift zu vertheidigen suchte. Er mißbilligt es höchlich, daß Grimm die altergebrachte, in aller Welt verständliche und gebrauchte grammatische Terminologie, da sie aus dem Lateinischen stammt, beibehalten habe, macht ihm übrigens andererseits ebenso zum Vorwurf, daß er für gewisse, nun erst entdeckte oder mit Schärfe erfaßte Verhaltnisse in der Grammatik neue Wörter geschaffen, wie Anlaut, Ablaut, Umlaut, Lautverschiebung u. dgl., die Ausdrücke starke und schwache Conjugation scheinen ihm gleichfalls

Digitized by Google

unpassend; statt alt-, mittel-, neuhochdeutsch will er, daß man alt-, mittel-, neufüddeutsch sage u. s. f. Auch Lachmanns Ansicht von dem Ursprung der Nibelungen, einem Glaubensartikel der Grimmischen Schule, tritt er mit der Hypothese entgegen, das Lied sey eine Jugendarbeit Rudolfs von Hohenems. So ist dieses Buch zum mindesten nicht arm an Eigenthümlichkeiten, deren nicht geringste endlich noch der Setzer begangen hat, indem er allzu gewissenhaft Buchstaben, die im Manuscript vielleicht etwas größer als gewöhnlich ausgefallen waren, mit gigantischen Lettern wiedergeben zu müssen glaubte, welche denn auch in der That durchweg stehen geblieben sind und einen höchst komischen Anblick gewähren würden, wenn man nicht über die unbegreifliche Fahrlässigkeit, welche hier walten mußte, zu zürnen sich gedrungen fühlte.

Der zweite Theil dieses Bandes enthält **Deutsche Predigten des 13ten und 14ten Jahrhunderts**, herausgegeben von Hermann Lepser. Mit Glossar. 1838.

Diese Sammlung ist reicher als die von Herrn Roth und enthält Stücke aus späterer Zeit als jene, was sie für die Sprachforschung vielleicht weniger interessant macht, für die Sache aber um so werthvoller erscheinen läßt, da man, wie der Herausgeber bemerkt, die Mitte des 13ten Jahrhunderts als denjenigen Punkt feststellen kann, wo wahrscheinlich die deutsche Predigt ihre dem Charakter der Zeit angemessene höchste Ausbildung erlangt hatte. Die ziemlich ausführliche Einleitung enthält werthvolle Zusammenstellungen über die Geschichte des deutschen Predigtwesens im Mittelalter, woraus hervorgeht, welchen Werth man auf solche in der Landessprache gehaltenen Religionsvorträge in jener Zeit schon gelegt. Es ist darum auch die Veröffentlichung dieser Predigten als ein schätzbarer Beitrag zur nähern Kenntniß der Glaubens- und Sittengeschichte des deutschen Mittelalters anzuerkennen. Dieß wird, wie Herr Lepser mit Recht bemerkt, um so mehr der Fall seyn, je ernstlicher man erwägt, daß in älterer Zeit bis zur Reformation nach einem spärlich und sehr unvollkommen genossenen Religionsunterrichte und bei einem dem Volk unverständlichen kirchlichen Ritus die in der Vulgärsprache gehaltene Predigt das einzige blieb, wodurch Religiosität und Sittlichkeit unter dem Volk genährt, befestigt und gefördert wurden. Legt man noch in unserer Zeit der Predigt mit Recht eine so hohe Wichtigkeit bei, wie hoch muß man ihren Werth und ihren Einfluß in jenen Jahrhunderten anschlagen, in welchen das Volk jedes Mittels zur Selbstbelehrung beraubt war! Aus diesem Grunde wird auch ein weiterer Band deutscher Predigten, welcher in der Nationalbibliothek künftig erscheinen soll, willkommen geheißen werden.

Bd. 12 soll künftig das Gedicht Flore und Blanscheflur durch Adolf Ziemann enthalten, mit dessen Herausgabe jedoch auch K. Lachmann seit langer Zeit beschäftigt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Schrift über Helgoland.

Das Reich des Herrn. Fragmente über den Eid. Von Jakob Andresen-Siemens. Hamburg, in Commission bei Hoffmann und Campe, 1841.

Wer sollte unter dem seltsamen Titel eine Prozeßschrift erwarten, die sich auf die englische Verwaltung der deutschen Insel Helgoland bezieht? Es ist Schade, daß der Verfasser diese unpassende und weitschichtige Einkleidung gewählt hat. Eine kleine Brochure, worin kurz und klar die Thatsachen mitgetheilt wären, würde weit sachgemäßer gewesen seyn.

Der Verfasser ist selbst Helgoländer, Stifter des dortigen Seebads und warmer Patriot, als welcher er sich oft und viel für den Wohlstand der Insel, insonderheit der armen Fischer, verwendet hat. Aber er wurde, wie er klagt, für seinen Eifer schlecht belohnt, mißhandelt, arretirt und endlich genöthigt, die Heimathsinsel zu verlassen. Er suchte sein Recht in London selbst, aber auch hier vergebens. Man speiste ihn mit Versprechungen ab, die nie erfüllt wurden. Er glaubt nun überzeugt zu seyn, daß sein Unglück nicht bloß aus aderitischen Ehikanen einiger seiner Landsleute, die im Rath der Insel sitzen, und in der persönlichen Rohheit des (im Jahr 1831) die Insel beherrschenden Gouverneurs King zu erklären sey, sondern daß die Vernachlässigung Helgolands einen weit allgemeineren Grund habe. England, sagt er, behandle alle seine Colonien mehr oder weniger als Sklavenstaaten, stelle sie unter die despotische Willkür der Gouverneure und halte sie absichtlich nieder, damit sie ewig vom Mutterlande abhängig bleiben und dieser Politik, der das entfernte Indien und die jonischen Inseln unterworfen sey, müsse nun auch das nahe Helgoland sich fügen. Mit dem bittersten Gefühl wirft er seinen Blick auf Deutschland, unter dessen Augen dieser Colonialdespotismus gegen Deutsche gehandhabt werde. In wie weit ihn Schmerz und Leidenschaft nicht zu Uebertreibungen führen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da hier wie überall das audiatur et altera pars gilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Juni 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

(Fortsetzung.)

Bd. 13. **Konrads von Würzburg sämmtliche Werke**, herausgegeben von Medreren; noch nicht ganz erschienen. Auch tritt eine Schwierigkeit ein, daß wir nämlich von der goldenen Schmiede Konrads neuerdings eine verbesserte Ausgabe von Wilhelm Grimm erhalten haben. Die zwei ersten Theile dieses Bandes sollen den trojanischen Krieg Konrads nach fünf Handschriften mit Anmerkungen und Reimregister von Dr. G. K. Frommann enthalten, eine Fortsetzung seines Werks über Herbort von Fritzlar.

Der dritte bis jetzt allein erschienene Theil enthält das kleine Gedicht Otte mit dem Barte von Cuonrat von Würzebnrg, herausgegeben von Karl August Hahn. 1838.

Der Vorfall, welcher den Stoff zu dieser Dichtung gegeben, wird auch von andern, von Gottfried von Viterbo, von Martin Crusius in den schwäbischen Annalen, in Königshovens und in einer Kölner Chronik erzählt. Kaiser Otto hielt Hof zu Bamberg zu Ostern. Vor der Mahlzeit nahm ein Knabe, eines Fürsten Sohn, ein Brod von der Tafel weg, weshalb ihn der Truchseß mit seinem Stabe derb zurecht wies. Des Knaben Zuchtmeister, Heinrich von Kempten, erschlug dafür den Truchseßen. Da schwur der Kaiser bei seinem Barte, er solle es büßen. Heinrich aber greift den Kaiser und droht ihm das Leben zu nehmen, wenn er den bösen Schwur nicht widerrufe. Die Entschlossenheit des Ritters erregt zwar Erstaunen, aber es widerstrebt, daß er sich an dem gesalbten Haupte vergreift. Nur daß es nicht zum Morde kommt, und daß wir glauben dürfen, Heinrich habe gehofft, mit einer bloßen ernstlichen Drohung seine Absicht zu erreichen, das mildert den unangenehmen Eindruck. Vollends befriedigt uns aber der zweite Theil des Gedichts, wo Heinrich seinen Frevel wieder gut macht, indem er den Kaiser mit eigener Gefahr aus großer Gefahr rettet. Der Heldenmuth Heinrichs, mit dem er aus dem Bade springend nackt und nur mit Schild und Schwert versehen seinen Kaiser mitten aus den ruchlosen Feinden heraushaut, und wie dieser, der die frühere That nur aus Noth verziehen hatte, jetzt brüderlich seinen Erretter umarmt und königlich seinen treuen Unterthanen belohnt, das kann seine Wirkung nicht verfehlen. Gegen die Darstellung wird nicht viel zu sagen seyn. Ohne weit auszuholen, ohne Nebenumstände, wie das Fest zu Bamberg oder die Belagerung in Apulien ausführlich und bis ins Kleinliche zu beschreiben, die er im Gegentheil nur so viel andeutet, als nöthig ist, hält sich der Dichter an die Hauptsache, die er uns lebhaft und mit aller Anschaulichkeit schildert. Alles ist einfach und natürlich, keine Ueberladungen, keine Uebertreibungen, noch jene wunderliche Bilderſprache, die man beinahe in allen seinen übrigen Werken findet. Nur einen seiner gewöhnlichen Fehler bemerkt der Herausgeber, welcher auch hier ihm einige Mal entschlüpft; es ist die Wiederholung desselben Gedankens mit andern Worten.

Die Ausgabe dieses Gedichts ist kritisch, mit großer Sorgfalt gearbeitet; Herr Hahn ist ein würdiger Schüler Lachmanns. Die Varianten sind unter dem Texte, hinter denselben erläuternde Anmerkungen beigefügt. Zum Schlusse erhalten wir noch Frauenlobs Gedichte auf Conrad, über dessen Lebensumstände die wenigen und gedrängten Notizen in der Vorrede zusammengestellt sind. Conrad muß frühe sein Vaterland verlassen und am obern Rhein in Straßburg und Basel gelebt haben. Wahrscheinlich gehörte er dem Ritterstande an; die Bezeichnung Meister, die ihm beigelegt wird, beweist wenigstens nicht das Gegentheil. Conrad war verheirathet

Digitized by Google

mit einer gewissen Bertha, die ihm zwei Töchter, Garina und Agnese, schenkte. Er starb 1287 zu Basel und wurde daselbst begraben in der Abseite der Magdalenenkirche. Sein letztes Werk, welches er nicht vollendete, ist der Trojanerkrieg. Wann er sich zuerst in der Dichtkunst versuchte, ist ungewiß. Daß er um 1242 noch keinen Ruf haben konnte, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß ihn Rudolf in der bekannten klassischen Stelle über die Dichter seiner Zeit (in Wackernagels Leseb. I, 471 ff.) nicht erwähnt. Er gehört schon in eine Periode des 13ten Jahrhunderts, wo die Poesie bedeutend gesunken war, wo die Dichter, ihn selbst nicht ausgenommen, über zu geringe Theilnahme klagen, wo der schaffende Geist, Tiefe des Gemüths, richtiges Gefühl fürs Schöne und andere natürliche Anlagen durch eine gewisse Gelehrsamkeit, Spitzfindigkeiten, übertriebene Bildersprache und gekünstelte Reime ersetzt wurden. Conrad gehört übrigens zu den besten Dichtern seiner Zeit.

Der vierte Theil des 13ten Bandes soll das Gedicht Engelhart, herausgegeben von K. A. Hahn, der fünfte den Schwanritter enthalten. Letzterer ist schon in Grimms altdeutschen Waldern gedruckt.

Bd. 14. **Der Welsche Gast von Thomasin,** nach zehn bis zwölf Handschriften herausgegeben von Dr. G. K. Frommann; noch nicht erschienen.

Bd. 15. **Rudolfs von Ems Alexander,** nach der Münchner Handschrift; noch nicht erschienen.

Bd. 16. **Leben der Heiligen,** herausgegeben durch Dr. Herm. Leyser; noch nicht erschienen.

Bd. 17. **Das Narrenschiff von Dr. Sebastian Brant, nebst dessen Freiheitstafel.** Neue Ausgabe, nach der Originalausgabe besorgt und mit Anmerkungen versehen von Adam Walther Strobel, Professor am Gymnasium zu Straßburg. 1839.

Das Narrenschiff ist zuerst 1494 gedruckt und machte zu seiner Zeit erstaunliches Glück, was schon aus den vielen gleich darauf in Reutlingen u. s. w. erschienenen Nachdrücken erhellt. Der Verfasser gibt darin ein Gemälde von einer langen Reihe menschlicher Thorheiten, unter welchen auch alle bösen Richtungen begriffen werden, denn auch das Böse gilt für eine Narrheit. Der Zusammenhang des Gedichts ist aber durchaus nicht systematisch; der Verfasser hat nur sein Möglichstes gethan, um alle Arten von Thorheiten einzusammeln. Aber wer wollte die Fülle menschlicher Verkehrtheiten zu erschöpfen meinen? Es ist die unendliche Mannigfaltigkeit der krummen Linie. Auch die Allegorie vom Schiff ist nicht pedantisch durchgeführt. Es ist wohl so, daß alle Narren auf ein Schiff geladen werden, aber nach unsicherem Ziele umherfahren. Einmal wird es zu einem Frankfurter Marktschiff; oft erscheint es nur im Hintergrund; oft verschwindet es ganz und die Narren sind auf festem Land. Allein dieses Verfahren sichert vor dem Ermüdenden der beharrlichen Durchführung. Auch die einzelnen Abschnitte bleiben nicht streng bei einem Thema. Es wird gern übergesprungen, aber doch wieder schnell eingelenkt. Ein Grundzug jedoch geht durch das Ganze, das Spruchartige der Darstellung. Das Narrenschiff ist als getreue Schilderung des verkehrten Treibens seiner Zeit von hohem Interesse. Besonders aber gewinnt es Bedeutung durch das Verhältniß des Verfassers zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit. Brant starb zwar schon 1521 und das Narrenschiff ist, wie bereits bemerkt worden, schon 1494 erschienen, der Verfasser hält demgemäß noch am Standpunkt der ungetrennten Kirche fest. Deren Glauben, wie der Ehefrau, sagt er, soll man nicht allzu genau nachforschen. Aber offen erklärt er sich gegen die von Rom ausgehenden Mißbräuche und das weltliche Wesen der Geistlichen und ahnt daher auch die Gefahr, welche von Strebungen wie denen der Ketzer zu Prag dem Schifflein Petri drohen. — Wir heben als Probe der Darstellung das kleine Kapitel von unbesinten narren aus.

Wer nit vor gürt, ee hann er rytt
Vnd sych versicht vorhyn by zyt
Des spott man, falt er an eyn sytt.
Der ist mit narheyt wol vereynt
Wer spricht, das hett jch nit gemeint;
Dann wer bedenckt all dyng byzyt
Der satlet wol, ee dann er rytt.
Wer sich bedenckt noch der gedat
Des auslag gmeynlich kumbt zu spat;
Wer jnn der gdat gut ausleg kan
Der musz syn ein erfarner man,
Oder hat das von frowen gelert
Die syndt sollchs rates hochgeert.
Het sich Adam bedocht vor basz
Ee dann er von dem appfel asz,
Er wer nit von eym kleynen bisz
Gestossen usz dem Paradisz.
Hett Jonathas sich recht bedacht,
Er hett die goben wol veracht
Die jm Tryphon jn falscheit bot
Vnd jn erschlug dar nach zu dot.
Gut anschleg kund zu aller zyt
Julius der Keiser, jn dem strit,
Aber do er hat frid vnd glück
Sumbt er sich an eym kleynen stuck,
Das er die brieff nit las zu hant
Die jm jn warnung worent gsant.
Mycenor uberschlug geryng,
Verkoufft das wyltpret, ee ers syng;

Digitized by Google

Sin anschlag doch so gröplich fält,
Zung, handt vnd gryft man jm abtrält.
Gut anschläg die sint allzyt gut:
Wol dem, der sy by zyten dut.
Mancher ylt, vnd kumbt doch zu spot;
Der stosst sich bald, wem ist zu not.
Wer Asahel nit schnell gesyn,
Abner hett nit erstochen jn.

Wir sehen, die Sprache ist auf einer Uebergangsstufe und nähert sich schon sehr dem Neuhochdeutsch Luthers.

Die älteste echte Ausgabe des Gedichts ist äußerst selten geworden; der neue Abdruck mit den nöthigsten erklärenden Anmerkungen ist daher sehr verdienstlich. Die Holzschnitte, welche einen besondern Reiz der alten Ausgaben ausmachten, sind natürlich hier weggeblieben. Voran steht eine Abhandlung über das Sprachliche des Werks, was besonders aus dem Straßburgischen Dialekt aufgehellt wird, sodann eine ausführliche Biographie des Dichters, womit sich Herr Strobel schon seit langer Zeit beschäftigt hat (vergl. seine Beiträge zur deutschen Literatur. Straßburg, 1827), endlich ein Bericht über die Ausgabe des Narrenschiffs, die verschiedenen Uebersetzungen und Nachahmungen desselben, des Verfassers übrige Werke, und über die literarische Gesellschaft in Straßburg, welcher Seb. Franck als Mitglied angehörte.

Die am Schluß abgedruckte **Freyheitstaffel** in der 13 Stuben zu Straßburg, die noch nie veröffentlicht worden ist, beurkundet, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, mehr als sonst etwas, einen der schönsten Züge in dem Charakter ihres Verfassers, nämlich seine treue Anhänglichkeit an sein Vaterland, und das Stück ist auch wegen seines Inhaltes überhaupt nicht ohne Interesse.

Bd. 18. Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausgegeben von Karl August Hahn. 1839.

Der Stricker ist einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Dichter des spätern deutschen Mittelalters. Er ist der Verfasser einer Umarbeitung des alten Rolandsliedes vom Pfaffen Konrat, der komischen Dichtung vom Pfaffen Amis, des Daniel vom Blumenthal, des Gedichts Frauenehre u. a. Die hier gegebenen sind meist Fabeln und Erzählungen mit didaktischer Tendenz, welche sich denn offen besonders am Schlusse ausspricht; andere sind wirklich nur didaktische Poesien; alle diese Stücke aber sind in metrischer Form. Die Schwänke sind vortrefflich erzählt. So der von dem Manne:

an dem sin élich wip zebrach
beide ir triwe und ir reht.
dô het er einen gefügen knecht,
der wart des an ir innen,
das si begunde minnen
heimlichen ir pharrære n. s. w.

Eben so das fünfte Stück. Ein reicher Bauer hielt an Sanct Martinstag ein großes Gelage. Er und sein Gesinde ließen sich seinen trefflichen Wein gut schmecken. Diese Gelegenheit nahmen Diebe wahr, welche ihm gleich ein Loch in seinen Rinderstall brachen. Doch hatte lange keiner das Herz hineinzusteigen, da alles so wach im Hause war, bis endlich einer

under în,
der vil frævelichen sin
zuo diebes ampte truoc,

sich dazu verstebt. Darüber erwachen aber die Hofhunde und der Wirth eilt mit einem Lichte herbei. Der Dieb ist schnell besonnen, streift seine Kleider ab und fängt an über den Wirth, seine Kinder und die Thiere Kreuze zu schlagen, gibt sich auch sofort als Sanct Martin zu erkennen, der ihm zum Lohn für die ihm veranstaltete Festlichkeit seinen Stall segne und vor Dieben behüte. Der Bauer kehrt beruhigt zur Stube zurück und der Jubel zu Ehren St. Martins beginnt von Neuem:

er sprach wider sin wîp:
nu ginc, sô dir din lip,
und trage ein alten kæse her!
des sül wir ezzen, sprach er;
dâ ist daz trinken guot nâch.

Der Dieb aber trieb unterdessen Ochsen und Kühe hinweg, so daß der Bethörte am Morgen den Stall leer fand.

Sus was im schade und schande geschehen;
doch klagt er michel vaster (d. h. weit mehr)
den schaden dan daz laster (d. h. die Schmach).

Die Stücke sind von ungleichem Werth. — S. 52 wird auch noch die Klage abgedruckt. Es ist dieses Gedicht, wie Gervinus (1, 421) bemerkt, ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnet, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebote vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so übeln Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen, um vor ihm sicher zu seyn, daß vom Hof die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch

Digitized by Google

Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren sich liegen und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Kronen und Kränzen, an Gut und Land, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Bei dieser Einsicht in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen. Er findet für das Alles Trost im Glauben.

Swer den rehten glouben hât,
ist daz er sünde begât,
der mac dennoch trôst hân.

Die vorliegende Ausgabe enthält im Ganzen 13 größere und kleinere Stücke mit Varianten, Anmerkungen und einer besonders auf Sprache und Metrik bezüglichen Einleitung.

Bd. 19. **Heinrichs von Krolewitz Myssen Vater unser.** Herausgegeben von G. Chr. Friedrich Lisch. 1839.

Eine Paraphrase des Vaterunsers in 4889 Reimzeilen aus dem 13ten Jahrhundert, hier zum ersten Mal vollständig gedruckt. Des Dichters vollständiger Name ist Heinrich von Krolewiz aus Meissenland. Er begann seine Arbeit um Weihnacht 1252 und vollendete sie nach 3 Jahren um Weihnacht 1255. Weiter ist von den Lebensumständen des Dichters nichts Sicheres bekannt. Das Gedicht ist ein Originalwerk. Der Dichter sagt selbst, daß er zuerst eine Paraphrase des V. U. in deutscher Sprache unternommen und vor ihm nur Gelehrte dasselbe in lateinischer Sprache versucht haben. Die Dichtung gehört nach dem Urtheil des Herausgebers zwar nicht zu den schönsten und erbaulichsten des deutschen Mittelalters, läßt sich jedoch ganz gut lesen und enthält manche erwärmende Stelle; namentlich gönnt sie uns einen klaren Blick in die Ascetik und Symbolik des Mittelalters. Von Wichtigkeit ist das Vaterunser für die sprachliche Forschung. Besonders treten bei der thüringisch-sächsischen Mundart des Dichters eingelne Eigenthümlichkeiten entschieden und scharf hervor. Ueber diese sprachlichen Eigenheiten Heinrichs verbreitet sich Herr Lisch mit großem Fleiße in der Vorrede. Am Schluß ist ein Glossar und die Varianten unter dem Texte beigefügt, welcher auf zwei Handschriften, einer schweriner und einer gothaer, beruht.

Bd. 20. **Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts,** herausgegeben von K. A. Hahn. 1840.

Im Ganzen 5 Stücke. Das erste führt die Ueberschrift **daz buoch heizzet daz angenge. Es enthält** eine kurze Religionsgeschichte alten und neuen Testaments. Dieses wie die übrigen Gedichte dieses Bandes sind einer Wiener Handschrift entnommen und unverändert nach derselben abgedruckt. Konjekturen und Verbesserungen sind im Nachtrag beigefügt.

Interessanter ist das zweite Gedicht, **daz buoch Tungdalus** oder Tundalus. Die demselben zu Grunde liegende, im Mittelalter mehrfach behandelte Sage ist kürzlich diese: Tundalus, ein vornehmer irländischer Ritter, der ein tapferes aber gottloses Leben geführt, sitzt bei Tisch und will eben die Speise zum Mund führen; da wird er plötzlich ohnmächtig und sinkt wie entseelt hin. Man würde ihn für todt halten, wenn sein Leib nicht noch etwas Wärme verspüren ließe. So lag er bewußtlos und ohne zu sprechen von Mittwoch bis Samstag, wo man ihn endlich zu bestatten sich anschickte. Da erwacht er aber und erzählt, welche wunderbaren Gesichte ihm geworden, indem sein Geist die Sphären der Strafe und der Seligkeit im Jenseits durchwandert. Man sieht leicht, daß diese Sage in genauer Beziehung steht zu der Idee, welche Dante in der göttlichen Komödie durchgeführt hat. Der neueste Herausgeber und Bearbeiter derselben, August Kopisch, gibt auch S. 471 ff. den Inhalt des Tundalus, jedoch nach einer andern, wie gewöhnlich leider nicht genannten Quelle, ausführlich an und sagt darüber: Diese Sage ward ursprünglich groß angelegt; das zeigt der beseelte, dramatische, sinnvolle Anfang und Schluß. In der Mitte aber haben unstreitig schlechtere Geister mit wahrer Freude, was sie an sinnlosen Gräueln auftreiben konnten, chaotisch hineingepfuscht und durcheinander gestopft, so daß des Sinnlosen fast mehr geworden ist, als des Sinnvollen. Daß Dante davon, was ihm gut dünkte, als Material genützt, wird man nach genauer Betrachtung nicht läugnen können. — Daß unser Gedicht nicht Original ist, geht schon aus den Worten am Schlusse hervor:

daz dihte buch gereimet ist,
daz chom von eines herren bet
ze Winneberge in der stet,
er heizzet pruder Chunrat.

Daz buoch heizzet div chintheit unsers herren Jesu Christi, das größte der Gedichte dieser Sammlung, als dessen Verfasser sich am Schluß Chunrat von Fußesbrunne nennt. Eine ziemlich abweichende Handschrift des Gedichts, deren Varianten hinten ausgezogen sind, ist im Besitz des Freiherrn Jos. von Lasberg. Den Inhalt bilden die Begebenheiten, welche man unter dem Evangelium infantiae Jesu Christi zu begreifen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. Juni 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

(Fortsetzung.)

Daz buoch heizzet deu urstende; ein Gedicht, aus lateinischer Quelle geschöpft, über die Auferstehung Christi.

Daz buoch heizzet daz Jüdel, eine Legende. Ein Judenknabe ward von seinem Vater mit den Christenkindern in die Schule geschickt und machte sich bei denselben beliebt. Auf ihrem Wege in die Schule und daraus war eine Kapelle mit einem Muttergottesbilde, vor dem sie zu beten pflegten. Das Jüdlein machte diese Sitte gleichfalls mit und als es eines Tags an dem Bilde eine Spinnwebe bemerkte, wischte er sie mit seinem schönen Gewand sanft ab. Später bei der Vertheilung des Sacraments des corpus domini in der Kirche anwesend, bemerkte er, wie der Priester die Stücke von einem schönen Kinde abbricht, das aber nicht verletzt wird. Er drängt sich hinzu, um auch ein solches Lebensbrod zu erhaschen. Darüber versäumt er aber zu Hause den Imbiß, und als sein Vergehen bei seinen Glaubensgenossen an den Tag kommt, wird der Vater des ketzerischen Jungen beauftragt, ihm das Leben zu nehmen. Die Kollision der Pflichten, welche hier bei dem Vater eintrat, ist sehr lebendig und geschickt geschildert. Der Vater kann die That nicht über sich gewinnen; die Juden zünden daher einen Backofen an, werfen den Knaben hinein und laufen darauf fleiß von dannen, um die Noth des Armen nicht zu sehen. Nun erinnert sich aber Maria des Dienstes, den er ihrem Bilde erwiesen. Sie erscheint ihm, schützt ihn vor den Flammen und fordert ihn auf, sich taufen zu lassen, was denn auch geschieht. Die andern Juden folgen seinem Beispiel.

Bd. 21. **Altteutsche Schauspiele.** Herausgegeben von Franz Joseph Mone. 1841.

Man ist in unserer Zeit allenthalben bemüht, die Anfänge des modernen Theaters im Mittelalter aufzusuchen. Die Engländer haben ihre old plays von Dodsley, die Franzosen ihr théâtre français au moyen âge von Francisque Michel, die Spanier die origenes del teatro español von Moratin. Für das altdeutsche Theater haben Hoffmann und Mone das Bedeutendste geleistet. Tiecks Sammlung bezieht sich schon auf eine spätere Periode. Ueber den Ursprung und die Ausbildung des modernen Schauspiels heben wir aus der Einleitung folgende Punkte aus. Der Ursprung des Schauspiels im Mittelalter war lateinisch. Dieß und der religiöse Inhalt der Schauspiele beweist, daß die Geistlichkeit die Urheberin der dramatischen Dichtung war und solche Spiele eine gottesdienstliche Bestimmung hatten. Sie wurden vornehmlich an 3 Festtagen, die nächst der Weihnacht fielen, aufgeführt, an den Tagen Stephans, Johannis des Evangelisten und der unschuldigen Kindlein, welche Feiertage an und für sich keine kirchliche Veranlassung zu dramatischen Aufzügen geben. Die Vorlesung der Leidensgeschichte am Palmsonntag und Charfreitag nach den Evangelien des Matthäus und Johannes geschah auf eine Art, die ungezwungen zum dramatischen Gesang führte, indem der Vorleser den Text der Evangelien in einem monotonen Recitativ vortrug, die Worte Christi aber darin nach Art des Evangeliums gesungen wurden. Es durften zu diesem Vortrage nur zwei Stimmen verwendet werden, so war der dramatische Wechselgesang vorhanden. Die Laien und die deutsche Sprache kamen zu dem kirchlichen Drama durch dessen Einrichtung. Es hatte nämlich viele Personen nöthig, weil sie nicht nach einander auftraten, sondern alle zugleich gruppenweise hingestellt wurden, so daß jede Person nur

Digitized by Google

eine Rolle übernehmen konnte. Zu diesem großen Personal reichten die Geistlichen einer Kirche selten hin; man mußte auch Laien dazu nehmen, und weil diese gewöhnlich kein Latein verstanden, so waren deutsche Texte der Spiele nothwendige Folge. Deutsche Bearbeitungen, besonders von Laien, wichen aber immer mehr von den dogmatischen Sätzen ab und führten unabsichtlich zu einer Menge Irrthümer, welche die Kirchenlehre verwirrten und durch die Darstellung, die sich tiefer als die gewöhnliche Predigt einprägte, den Gläubigen schädlich wurden. Herr Mone sucht in einer deßhalb versuchten Unterdrückung dieser Schauspiele den Grund der Seltenheit ihrer Handschriften. Die Dramatik des Mittelalters befolgt ganz andere Grundsätze als unsere heutige oder die antike. Sie faßt den Verlauf der Handlung im Einzelnen wie im Ganzen auf und das Drama des Mittelalters ist ganz epischer Natur, eine dialogisirte Erzählung. Sinnreich stellt der Herausgeber dieß in Zusammenhang mit der bildenden Kunst des Mittelalters. Die speculum humanae salvationis, die biblia pauperum, die Skulpturen an den Portalen der Kirchen, die Oelberge, die alten Gemälde u. s. w. stellen womöglich den ganzen Verlauf der heiligen Geschichte dar, sie häufen ihre Gruppen in Zwergestalten, um die biblische Vollständigkeit zu erreichen.

Die vorliegende Sammlung enthält 3 Stücke, Himmelfahrt Maria, Auferstehung Christi und Fronleichnam, sämmtlich in Versen. Das größte ist die Himmelfahrt Maria. Der Herausgeber theilt es in 5 Handlungen ein. Nach der Ankündigung (Exposition) beginnt die erste Handlung, die Theilung der Apostel darstellend. Sc. 1. das apostolische Glaubensbekenntniß. 2. Urlaub von Maria. 3. Petrus tauft. 4. Andreas tauft. 5. Matthias tauft. 6. Simon tauft. Zweiter Akt: Tod Maria. Sc. 1. Die Stationen. 2. Sendung Gabriels. 3. Maria und ihre Gesährtinnen. 4. Gabriels Rückkehr. 5. Ankunft des Johannes. 6. Versammlung der Apostel. 7. Die Apostel am Sterbebette Marias. 8. Tod Marias. Dritte Handlung. Begräbniß Marias. Sc. 1. Leichenbegängniß. 2. Hinderung durch die Juden. 3. Grablegung. 4. Bekehrung der Juden. Vierte Handlung: Himmelfahrt Maria. Sc. 1. Auferweckung Maria. 2. Himmelfahrt. 3. Zweite Theilung der Apostel. Fünfte Handlung: Zerstörung Jerusalems. Sc. 1. Bekehrung des Heidenkönigs (Titus). 2. Sendung desselben zu den Aposteln. 3. Taufe desselben. 4. Dessen Feindschaft mit den Juden. 5. Kriegserklärung der Juden. 6. Ritterschlag und Kriegsrüstung. 7. Belagerung Jerusalems. Die eigentliche Eroberung und Zerstörung Jerusalems fehlt.

Beigegeben sind noch zwei alte Predigten über die Jungfrau Maria.

In Betreff der Behandlung der in diesem Bande enthaltenen alten Sprachdenkmale fällt zunächst die Schrift in die Augen, in welcher sie gedruckt sind. In den bisher besprochenen Bänden der Nationalbibliothek sind durchaus, wenigstens für die Texte, die sogenannten lateinischen, runden Lettern angewandt; hier dagegen haben wir von Anfang bis zu Ende die eckige sogenannte gothische oder deutsche Schrift. J. Grimm hat sich bekanntlich in neuester Zeit wieder ganz entschieden für Zurückführung der sogenannten lateinischen Rundschrift auch für das Deutsche erklärt, nicht allein weil diese schöner sey als die eckige und weil wir im Umtausch dieser gegen jene nichts thun, als was andere europäische Völker schon vor Jahrhunderten gethan haben, sondern auch weil die Rundschrift mit demselben Recht die deutsche heißen kann, da sich erst im spätern Mittelalter, dem architektonischen Style analog, die eckige Schrift ausgebildet hat. Zugleich erklärt sich Grimm auch gegen die Anwendung der großen Anfangsbuchstaben bei Substantiven und den Gebrauch des T im Anfang des Wortes Deutsch und belegt die Zuwiderhandelnden mit folgendem Anathem: wer den namen unsers volks mit T schreibt, sündet wider den sprachgeist; wer die sogenannte deutsche schrift braucht, schreibt barbarisch, wer grosse buchstaben für den anlaut der substantive, schreibt pedantisch. Dieser dreifachen Sünde gegen die grimmische Doktrin, ja noch mancher andern, hat sich Herr Mone schuldig gemacht; ja er scheint absichtlich seine Opposition in diesem Punkt gegen früher gefeiert zu haben, indem er sonst wenigstens für alle Texte den Gebrauch der Rundschrift für stattbaft erklärte, dessen er sich nun gleichfalls enthält. Es ist hier nicht der Ort über diese Fragen zu entscheiden. Für die Beibehaltung der eckigen Schrift wird jedenfalls das Argument von großem Gewicht seyn, daß sich durch dieselbe die große Mehrheit der Germanen von den rundschreibenden Romanen unterscheidet. Wenn auch Ref. für seine Person sich mit jenen Forderungen Grimms vollkommen einverstanden erklärt, so wird die Durchführung doch große Mühe kosten und über ihre Berechtigung am Ende die Zeit in letzter Instanz entscheiden. Abgesehen von diesen mehr gleichgültigen Dingen ist diese Sammlung altdeutscher Schauspiele sehr fleißig ausgestattet mit Untersuchungen über die Handschrift, das Alter der Schauspiele, Meere, Sprache, Versmaaß, das Dramaturgische, die Scenerie im Allgemeinen wie im Besondern und Einzelnen. Am Schlusse findet sich noch ein sprachlicher Kommentar und ein Wörterbuch.

Bd. 22. **Dyocletianus Leben von Hans von Bühel; herausgegeben von Adelbert Keller. 1841.**

Es ist dieß nichts anderes als die älteste deutsche

Digitized by Google

metrische Bearbeitung der alten Dichtung von den sieben weisen Meistern, welche hier zum ersten Mal vollständig nach der Basler Handschrift gedruckt erscheint. Der Inhalt ist kürzlich folgender. Der römische Kaiser Pontianus läßt seinen ihm von der ersten Gemahlin geschenkten Diocletianus auswärts von sieben berühmten weisen Männern erziehen. Unterdessen verheirathet er sich zum zweiten Mal. Nach einiger Zeit wird Diocletian mit seinen Meistern nach Rom beschieden; er reist hin, bleibt aber, durch seine großen Kenntnisse in der Astrologie gewarnt, stumm; doch benimmt er sich äußerst liebenswürdig. Sein Vater ist über dieses Betragen erzürnt; seine Stiefmutter, ein wollüstiges Weib, suchte den jungen schönen Mann im Vertrauen auf seine Stummheit zu verführen. Als er ihr widersteht, wandelt sich ihre Liebe in Haß, und sie verläumdet ihn beim Kaiser, indem sie den Schein auf ihn wirft, als ob er sie habe verführen wollen und als ob er dem Vater die Regierung zu entreißen strebe. Der schwache Pontianus glaubt ihren glatten Reden und will seinen Sohn hinrichten lassen. Da eilt aber einer der weisen Meister zum Vater, bittet ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und erzählt ihm eine Begebenheit, um die Vernünftigkeit seines Rathes zu erhärten. Der Kaiser gibt darauf auch den Befehl, die Hinrichtung zu verschieben. Allein nun kommt die Kaiserin mit dem entgegengesetzten Stoff und weiß ihn ebenfalls durch eine Erzählung zu bewähren, so daß der Alte seinen Sohn zu hängen befiehlt. Dem entgegnet ein anderer der sieben weisen Meister mit dem entgegengesetzten Rath und fügt ihm eine bekräftigende Erzählung bei, weßwegen die Hinrichtung wieder zurückgenommen wird. Aber des Pontianus Gemahlin zerstört diesen Entschluß wieder durch eine andere Geschichte, und so werden wechselsweise nach und nach sieben Geschichten von der Cleopatra und sieben von den Philosophen erzählt, bis die Zeit verlaufen ist, während welches die Sterne dem Diocletian zu schweigen verboten hatten. Nun eröffnet dieser in einer feierlichen Rede den ganzen Vorgang, und erzählt nun zum Schluß auch eine Geschichte, die 15te. Diese Erzählungen sind nun im Grunde die Hauptsache des Ganzen; das, was wir so eben mitgetheilt, bildet nur den Rahmen. Der Herausgeber hat schon 1836 eine altfranzösische Behandlung dieser Dichtung unter dem Titel li romans des sept sages nach einer Pariser Handschrift drucken lassen und in der ausführlichen Einleitung dazu alles zusammengestellt, was ihm damals für die Geschichte dieses Buchs zu Gebote stund. Hier werden nun auf 64 enggedruckten Seiten Ergänzungen und Berichtigungen zu seinen früheren Untersuchungen, welche die ganze Erzählungsliteratur des Mittelalters berühren, nachgetragen.

Bd. 23. Gesta Romanorum **das ist der Römer Tat**; herausgegeben von Keller. 1841.

Dieses Buch steht in genauem Zusammenhange mit dem von Diocletianus; ja die Erzählungen der sieben Meister sind in manche Bearbeitungen der Gesta Romanorum sammt der Rahmenerzählung übergegangen. Bei dem Titel Gesta Romanorum darf man nicht etwa an etwas Historisches denken; das Ganze ist vielmehr eine zu homiletisch-didaktischem Gebrauch veranstaltete Sammlung von Erzählungen, ursprünglich lateinisch abgefaßt, aber bald in mehrere Sprachen übersetzt. Die verschiedenen Bearbeitungen wichen auch in der Zahl und Ordnung der Erzählungen von einander ab. Die hier zum erstenmal mitgetheilte älteste deutsche Bearbeitung hat 111 Kapitel. Wir heben zur Probe das 61ste in etwas erneuter Sprache aus.

Es war ein König, der da nur einen Sohn hatte, den er gar sehr liebte. Der Sohn nahm von seinem Vater Urlaub und wollte die Welt beschauen und ihm Freunde erwerben. Da sprach der Vater: Kind, der Sinn gefällt mir wohl. Doch sieh zu, daß du nicht umsonst arbeitest. Der Sohn reiste bei sieben Jahren und kam darnach zu dem Vater wieder heim. Da ihn der Vater sah, wurde er gar froh und sprach: Mein Kind, wie viel Freunde hast du dir erworben? Da antwortete er ihm: Drei; den ersten habe ich lieber, denn mich selber; den andern eben so lieb, als mich selbst; den dritten weniger als mich selbst. Da antwortete ihm der König: Sohn, es ist gut, daß du deine Freunde versuchest vor der Nothdurft. Dazu gebe ich dir einen Rath. Tödte ein Schwein und lege dasselbe in einen Sack, und gehe hin zu dem Freund, den du lieber hast, als dich selbst, und sprich zu ihm: Freund, ich habe durch Zufall einen Menschen erschlagen, und wird der todte Körper bei mir gefunden, so bin ich ein Kind des Todes. Darum bitte ich dich, daß du mir in der Noth zu Statten kommest, daß ich den Leichnam begrabe in deinem Haus, daß er nicht bei mir gefunden werde! Und thust du das, so wirst du dann inne, wer dein Freund ist. Da antwortete der Sohn dem Vater: Herr Vater, das ist ein guter Rath. Und alsbald nahm er ein Schwein und schlug das und legte es in einen Sack und nahm den Sack über seinen Rücken und ging und kam in das Haus des ersten Freundes und klopfte an. Der Freund that ihm auf alsbald und empfing ihn und fragte ihn, was er wollte. Er antwortete ihm und sprach: Lieber Freund, ich habe durch Zufall einen Menschen erschlagen; den trage ich hier auf meinem Rücken in einem Sack. Nun bitte ich dich, daß du mir in den Nöthen beistehest und laß mich den Leichnam in dein Haus begraben, daß es verschwiegen werde. Da

Digitized by Google

antwortete ihm der Freund und sprach zu ihm: Wie du ihn erschlagen hast, so bestehe auch die Buße für ihn, denn würde der Leib bei mir erfunden, so wäre ich des Todes Eigenthum. Und doch darum, weil du mein Freund bist und hast mich lieber gehabt, als dich selber, eins will ich dir zu Liebe thun und zu Dienst, zu dem Galgen will ich mit dir gehen, wenn man dich aufhängen wird, und will dir geben 3 Ellen oder 4 leinenes Tuchs, wenn man dich darein legen will und wenn man dich begraben wird. Der Jüngling nahm die Rede ein und schied von ihm und ging zu dem andern Freund und sagte dem, wie er dem ersten gesagt hatte. Der antwortete ihm also: Ach wie bist du gar ein Thor! Wähnest du, daß ich so gar närrisch sey, daß ich für dich sterben wolle und mein Leben für dich setzen wolle? Und würde der Körper bei mir gefunden, so käme ich sein nicht din oder ich käme um mein Leben. Doch da du mein Freund bist, so gehe ich mit dir zu dem Galgen und tröste dich, so weit ich kann, denn es ist uns allen gemein zu sterben. Der Jüngling ging wieder weiter und kam zu dem dritten Freund, der sprach zu ihm: Sag mir, Freund, was ist dein Geschäft, daß du zu mir gekommen bist. Er antwortete: O lieber Freund, ich schäme mich davon zu sagen und dir zu klagen, da ich dir nie etwas Gutes gethan noch Treue erzeigt habe. Ich habe von ungefähr einen Menschen erschlagen und trage denselben Körper hier bei mir in einem Sack, und wird der bei mir funden, so bin ich des Todes Eigenthum. Darum komme ich zu dir, daß du mir in solcher Noth zu Hülfe kommst, und laß mich ihn begraben heimlich in deinem Haus. Da antwortete er ihm und sprach: Gib mir den Leichnam her, den will ich tragen auf meinem Rücken und will für dich in den Tod gehen. Und da er den Sack aufthat, lag ein todtes Schwein darin.

Es folgt darauf eine moralisch-religiöse Applikation, welche im lateinischen Original gewöhnlich moralisatio überschrieben ist: Ihr Lieben, der Gebieter ist unser Vater im Himmel, und sein Sohn das ist ein jeglicher Christenmensch u. s. w.

Ueber die literarische Bedeutung des merkwürdigen Buches im Allgemeinen und dieser deutschen Bearbeitung insbesondere verspricht der Herausgeber in seiner bereits im Drucke begonnenen Ausgabe des Urtextes Weiteres mitzutheilen. Der gegenwärtige Abdruck ist nach einer pfeifferischen Kopie der Münchener Handschrift, aber nicht sehr korrekt, veranstaltet. Hoffentlich wird sich später Gelegenheit geben, ein hier schwer vermißtes Druckfehlerverzeichniß nachzutragen.

(Schluß folgt.)

Geschichte.

1) Die große Chronik oder Geschichte des Weltkampfs in den Jahren 1813, 1814 und 1815 von Johann Sporschil. Mit vielen Stahlstichen, Uebersichtskarten und Plänen. Dritte Stereotyp-Auflage. Braunschweig, G. Westermann, 1841. Groß 8.

Ein Werk, das mit vielem patriotischem Feuer und sehr lebendig geschrieben, nicht bloß für das größere Publikum sich eignet, sondern auch durch die reiche Fülle von Notizen und Citate aus den neuesten kriegsgeschichtlichen Werken der Deutschen, Franzosen, Russen und Engländer dem schon Kundigen zu lehrreicher Recapitulation dienen kann. Nur in Bezug auf einen ausgedehnteren Leserkreis scheint der Maßstab des Werks zu groß genommen. Sechs Großoctavbande sind viel für eine Lesebuch fürs Haus. Indeß wird Jedem, der gern dem Detail nachgeht, gerade diese Ausdehnung um so angenehmer seyn. Es ist uns kein Buch bekannt, worin so viel Kriegsberichte zugleich angeführt und mit einander verglichen wären, wie hier, und insbesondere ist die Schlacht von Waterloo höchst ausführlich behandelt. Die Tendenz des Werks ist die Beste, nämlich eine rein patriotische, nicht ausschließend das Erhebende und die feurige Aufwallung, aber vermeidend Prahlerei und gehässige Leidenschaftlichkeit. Die Karten, Pläne und Portraits sind sehr erwünschte Zugaben. Auch unter den Schlachtbildern sind einige Stahlstiche nach Horaz Vernet ꝛc. wohl gelungen; einige andere befriedigen weniger.

2) Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Kugler mit 500 Originalzeichnungen von Adolf Menzel. Leipzig, J. J. Weber, 1841. Groß 8.

Noch ist der Schluß dieses ausgezeichneten Werks, das wir früher schon (Jahrgang 1840, Nr. 41) unseren Lesern empfohlen haben, nicht erschienen, wir glauben aber, nochmals darauf aufmerksam machen zu müssen. Herr Kugler hat, trotz seinen vielen andern Arbeiten, für die ihm jeder vaterländische Kunstfreund danken wird, auch diese mit Liebe und in der schönen patriotischen Richtung ausgeführt, die wenn überall, so vorzüglich hier eingeschlagen werden mußte. Der Künstler seinerseits ist unermüdet geblieben, hat uns charakteristische Gestalten in reicher Menge vorgeführt, auch in die unvermeidlichen Wiederholungen geistreiche Abwechslung gebracht. Nur einige Vignetten sind im Druck zu schwarz ausgefallen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Juni 1842.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg und Leipzig, G. Basse, 1835—1841. 24 Bände.

(Schluß.)

Bd. 24. **Der jüngere Titurel**; herausgegeben von K. A. Hahn. 1842.

Der ältere Titurel ist eine unvollendete köstliche Dichtung Wolframs von Eschenbach, von welcher uns K. Lachmann in seiner Ausgabe der Werke Wolframs einen vortrefflichen Abdruck geliefert hat. In den jüngern Titurel sind jene Eschenbachische Strophen überarbeitet aufgenommen; das Ganze ist hier sehr ausgedehnt und auf 6207 siebenzeilige Strophen angewachsen. Von diesem jüngern Titurel, den man früher für ein Werk Eschenbachs hielt, weßhalb man von dem ältern auch als von dem voreschenbachischen Titurel sprach, war schon 1477 zugleich mit Wolframs Parzival eine Ausgabe in Folio veranstaltet worden, welche aber einmal jetzt zu den großen Seltenheiten gehört und darum nur wenigen zu benutzen vergönnt ist, sodann aber auch wegen einer darin durchgeführten theilweisen Erneuung der Sprache, Zukortheil des Drucks und anderer Inkonvenienzen neueren Forschungen kaum dienen kann. Es ist daher sehr verdienstlich, daß Herr Hahn mit Hülfe von zwei Heidelberger und einer Wiener Handschrift nun vorerst wenigstens einen reinen Textabdruck von einem Gedichte liefert, worüber in der letzten Zeit so verschiedene, ja einander ganz entgegengesetzte Urtheile laut geworden sind. So stehen sich neuerdings namentlich Rosenkranz und Gervinus gegenüber. Versuchen wir, unsern Lesern, zumeist mit den Worten des erstern, eine Andeutung über den Inhalt des großen Gedichtes zu geben! Einen ausführlichen Auszug gibt San Marte im zweiten Bande seines Wolfram von Eschenbach.

Titurel ist der Sohn eines Fürsten in Frankreich Titurison und seiner Gattin Elizabel. Er wird sorgfältig erzogen und ist im Kampfe gegen die Morabethen unermüdlich. Ihm, dem spätgebornen, von Gott gesandten, in unzähligen Schlachten erprobten, der weltlichen Minne abgewandten, wird nun der Gral von Engeln gebracht und er von Gott zu dessen Hüter festgesetzt. Der Gral ist die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern gespeist und in welcher später Joseph von Arimathia das Blut auffing, welches Christus am Kreuze vergoß. Von singenden Engeln dahin geleitet, erbaut Titurel in Gallizien auf dem behaltenen Berge oder Montsalvatsch dem Gral einen prachtigen Tempel. Der Ort ist ganz vom Zusammenbang mit dem Weltverkehr in der Stille der Waldeinsamkeit abgeschieden. 30 Jahre wächst der Bau und nicht der Tempel allein wird errichtet, sondern zugleich das Gebäude derer, welche dem Gral als Gesinde dienen und welchem zum Lohn die ewige Seligkeit zugesichert war. Die Glieder dieses Bundes werden jung erwählt. Die Pflichten, welche sie übernehmen, sind Keuschheit, Frömmigkeit und Kampf gegen die Ungläubigen. Uebrigens sind sowohl Männer als Weiber zur Aufnahme fähig; die Männer aber machen die eigentliche Massenie der Templeise aus. Unaufhörlich müssen sie streiten, und nur an 3 Tagen ist Waffenruhe, um Weihnacht, Ostern und Pfingsten. Am Charfreitag aber schwebt eine Taube vom Himmel und legt eine weiße Oblate auf den Stein, wodurch er auf eine unbegreifliche Weise belebt wird, den Dienenden alle Bedürfnisse des Lebens zu spenden. Ja sogar die Kraft hat er, den ihn anschauenden in demselben Zustande zu erhalten, in welchem er die Anschauung beginnt, und Titurel durchlebt auf diese Weise ein halbes Jahrtausend. Aber nur den Christen ist er sichtbar und ein Heide vermag ihn nicht zu schauen. Die heilige Geschichte bewegt sich ganz innerhalb der Familie des Titurel. Die Hauptpersonen sind Titurel, dann Anfortas und Trevrizent, Tschionatulander und Sigune, Herzelaude und Parzival, endlich

Digitized by Google

der Priesterkönig Johannes; daneben der Zauberer Klinsor. Titurel, der erste Hüter des Grals, vermählt sich nach des Grales Gebeiß in seinem 400sten Jahr mit einer spanischen Fürstin Richoude, welche ihm 12 Kinder gebiert und nach 20 Jahren stirbt. Ihre Tochter Richoude wird mit Gailet, dem Sohn des Königs Leo von Castilien, vermählt, seinen Sohn Frimuntel vermählt er mit Clarisse, der Tochter eines überwundenen Königs von Granada. Sie gebiert 3 Töchter und 2 Söhne, Anfortas und Trevrizent. Die eine Tochter Tschoysiane wird mit Catalonien's Fürsten Kyot vermählt, stirbt aber bald bei der Geburt Signes; ihre Schwester Herzelaude verheirathet sich mit Gamuret von Anjou und gebiert den Parzival. Der um seines Weibes Verlust tief trauernde Titurel übergibt nach des Grales Verkündigung die Führung seines Hüteramts seinem Sohne Frimuntel. Frimuntel stirbt, da er aus Liebe zu Floramie, der Tochter des Königs von Flordibale, sich in einen Kampf einläßt, und wird köstlich einbalsamirt im Tempel des Grals beigesetzt. Ihm folgt Anfortas. Ohne daß der Gral es billigt, liebt er die schöne Orgeluse, wird aber, als er den Tod ihres Geliebten Eitegast an Gramoflanz rächen wollte, von demselben mit einem verzauberten Speer tödtlich verwundet. So mit einer stets eiternden Wunde gepeinigt, verbringt er sein Leben einsam und thatlos auf Monsalvatsch in Klage und Leid. Nur das Schauen des Grals erhält ihn. Mit Angeln suchte er sich in Stunden gemäßigten Wehes die Zeit zu vertreiben und empfängt daher den Namen des Königs Pecheur, worin der Doppelsinn des Fischers und Sünders liegt. Er soll wieder genesen, wenn ein mit dem ganzen Vorgang Unbekannter ihn nach seinen Leiden fragen würde. Des Anfortas Schmerz bekümmert alle so sehr, daß sein Bruder Trevrizent sogar sein ritterliches Leben aufgibt, den Glanz der Welt von sich schüttet und sich als Büßender bei der Fontäne Salvatsch in die Einöde zurückzieht. Dem Gral tritt nun in dem Gedichte eine Menge von andern Geschichten gegenüber, deren Mittelpunkte die Geschichte Signnes und die Geschichte Parzivals sind. Signe und ihr Geliebter Tschionatulander erscheinen namentlich als die Lieblinge des Dichters und diese Partie ist es auch, welche Wolfram theilweise und zwar mit so großer Kunst behandelt hat, daß Gervinus dieses Bruchstück einen der herrlichsten, vielleicht gar den ausgezeichnetsten Rest altdeutscher Dichtung nennt.

Die bisher besprochenen 24 Bände sind nun von der ersten Abtheilung der Nationalbibliothek theils wirklich erschienen, theils als in Kurzem erscheinend angekündigt. Außerdem sind noch zunächst folgende Werke versprochen: Wolfdieterich, wahrscheinlich von K. G. Frommann, den wir bei dieser Gelegenheit auf das Fragment des Wolfdieterich aufmerksam machen, welches O. Schönhuth neulich in der zweiten Nummer seines Guttenbergsarchivs bekannt gemacht hat; Lanzelet, durch K. A. Hahn; Wilhelm von Orleans, von Rudolf von Ems; Passional, durch K. A. Hahn; Legendensammlung aus dem 13ten Jahrhundert; Hartmanns von der Aue Erek und Guite, was seitdem Moriz Haupt sorgfaltig und genügend hat drucken lassen; Salman und Morolt, durch Adolf Ziemann; Bertholds Predigten, durch Herm. Lesser; Frauenlobs lyrische Gedichte durch L. Ettmüller; das Annolied; Sammlung der kleinen Erzählungen und Schwänke, von Herzog Ernst; Tristan von Eilhart von Hobergen; Aeneis von Heinrich von Veldecke; des Strickers Daniel von Blumenthal und übrige Werke; Bruder Hugo von Langensteins Marter der heiligen Martina; Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein, seither von K. Lachmann und Th. G. v. Karajan trefflich herausgegeben; Rudolfs von Ems Weltchronik; der Winsbecke und die Winsbeckin; Mai und Belaflor; Heinrich des Teichners Spruchgedichte; Johann Taulers Predigten und asectische Schriften; Hermanns von Fritzlar Buch von der Heiligen Lebine; Sprüche deutscher Mystiker; Rosenplüts Gedichte durch H. Schlatter, welcher bereits in Naumanns Serapeum ausführlich Bericht erstattet hat über den ihm zu Gebot stehenden unerwartet großen Vorrath von Hülfsmitteln zu dieser Arbeit, deren Erscheinung wir mit Verlangen entgegen sehen; Reinalt oder die Heymonskinder, deren französisches Original Michelant nach mehreren Handschriften in Paris und in Metz herausgeben wird; der Minne Buoch Kunec Salomonis nach 6 Handschriften, von H. F. Maßmann; Sanct Alexius Lebeu, von demselben; der kleine Rosengarten; die Rabenschlacht, durch K. A. Hahn; Heinrichs von Müglin Buch der Maide; Weltchronik von Jansen dem Enenkel; Reimchronik Ottokars von Hornecк u. a. m. Möchte in Zukunft bei der Auswahl immer vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden, daß zunächst Inedita und zwar vorzugsweise poetische Stücke an die Reihe kommen. In Betreff der Behandlung wird wohl vorläufig reiner Textabdruck nach Umständen mit beigefügter Interpunktion und mit vorausgeschickter einfacher Rechenschaft über die benützten und nicht benützten Handschriften das ersprießlichste seyn. Wir wünschen dieser Sammlung aufrichtig einen wohlverdienten glücklichen Fortgang, welchen wir nicht allein in der Aufmerksamkeit des lesenden Publikums, sondern auch in der Theilnahme der mit diesem Zweige des Wissens beschäftigten Gelehrten suchen, welche sonst zersplitternde Strebungen hier passend vereinigen würden; denn, auch hier gilt es: Einheit macht stark.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Zweite Abtheilung.

Die erste Abtheilung dieses großen Sammelwerks

Digitized by Google

soll Texte enthalten, die zweite abhandelnde literarhistorische Werke. Bis jetzt ist uns nur ein Band davon zugekommen, enthaltend Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage von Franz Joseph Mone. Herr Mone unterscheidet innere und äußere Quellen, woraus die Untersuchung der Heldensage geschöpft wird. Zu jenen gehören die Heldenlieder selbst und alle anderweitigen schriftlichen Zeugnisse, welche bestimmt auf eine Sage oder ein Lied sich beziehen und dader im Kreise der geschriebenen Heldensage bleiben. Alle Spuren und Andeutungen außerhalb dieses Kreises sind äußere Quellen, deren Eigenheit darin besteht, daß sie viel fragmentarischer sind als die innern Zeugnisse, weil sie weder den Zusammenhang der Sage haben, noch sich an ihre geschriebene Abfassung halten. Der Verfasser vergleicht diese einzelnen Spuren, die oft nur noch in einem Namen bestehen, mit den versteinerten und andern Trümmern der körperlichen Urwelt, die uns Zeugnisse geben vom Untergang einer organischen Vorzeit, wie die Bruchstücke der Sage uns den ältesten Zustand der Völker- und Glaubensgeschichte noch andeuten. Nach der Verschiedenheit der Quellen unterscheidet Herr Mone nun auch 2 Arten, den Inhalt der Heldensage zu erforschen. Die erste Art, jenen Inhalt nach den innern Quellen zu ergründen, hat sich Wilhelm Grimm in seinem 1829 erschienenen Buche über die Heldensage zur Aufgabe gemacht. Die Beziehungen der Lieder und Sagen werden darin unter sich angegeben, hiernach Vollständigkeit und Mangel, Aechtheit und Falschheit der Heldensage in ihren einzelnen Theilen geprüft und die neben ihr fortlaufende Ueberlieferung zu Rathe gezogen. Grundlage dieser Forschung ist die bestehende Dichtung der Heldensage und das beabsichtigte Resultat ist die Richtigstellung des ursprünglichen Zusammenhangs jener Dichtung. Spätere Zusätze und Verderbnisse werden als solche durch Vergleichung mit ächteren Sagen erwiesen und bei Seite gestellt, die abweichende Bildung der Heldensage nach verschiedenen Zeiten und Völkern wird herausgehoben und wenn sie sich nicht mit der bestehenden Dichtung vereinigen läßt, als eigenthümliches Bruchstück einer andern Abfassung behandelt. Die andere Seite nun, die Untersuchung der Quellen, die außerhalb der Heldensage liegen, hat sich das gegenwärtige Werk zum Hauptzweck vorgesetzt. Den Freunden der deutschen Heldensage als eines, wenn gleich verstümmelten poetischen Ganzen gibt der Verfasser eine nicht sehr tröstliche Aussicht. Es ist klar, sagt er, daß bei dieser Untersuchung der jetzige Zusammenhang der Heldensage, ihre jetzt bestehende Dichtung leiden muß, weil gerade ihre auf uns gekommene Form in Frage gestellt wird. Da die äußeren Quellen Zeit- und Ortsangaben enthalten, die gewöhnlich den innern Zeugnissen fehlen, so sind sie schon dadurch zur Prüfung dieser letztern geeignet. Wenn durch das Zurückführen der Heldensage auf ihre ursprünglichen Bestandtheile auch ihre dichterische Wirkung verloren geht, so wird dieser scheinbare Verlust doch durch eine reifere Erkenntniß ersetzt. Diese entspricht dem Verstandesbedürfniß unseres jetzigen Lebens, das Heldenlied hat seine dichterische Wirkung auf das jugendliche Alter früherer Zeiten gehabt.

Der Verfasser gibt nun in 4 Hauptstücken Collectaneen zur Völkerkunde der Heldensage, zur Länderkunde der Heldensage, Zeugnisse für die Heldensage und Untersuchungen über die Abfassung der Heldensage; ein fünftes Hauptstück erstreckt sich sodann auch auf die innere Geschichte der Heldensage. Besonders werthvoll sind die im Anhang mitgetheilten neuen Quellen der Heldensage, zuerst eine ausführliche Untersuchung des nun theilweise von Paulin Paris herausgegebenen altfranzösischen Gedichts über Werin von Lothringen mit vielen Auszügen; sodann ein mittelhochdeutsches Gedicht über den Kampf mit dem Schretei aus der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, welches mit der Sage von Beowulf in Beziehung gesetzt wird; weiter das Gedicht vom Kloster Wiltan und endlich eine Notiz über die Legende von den elftausend Jungfrauen.

Für die zweite Abtheilung der Nationalbibliothek ist ferner versprochen ein Dichterverzeichniß bis auf Luther; sodann ein bibliographisches Handbuch der altdeutschen Nationalliteratur von Ulfilas bis Luther, von Schmalz.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Dritte Abtheilung.

Diese dritte Abtheilung soll bibliographische und lexikalische Werke enthalten. Bis jetzt ist bloß als erster Band erschienen das mittelhochdeutsche Wörterbuch zum Handgebrauch von Adolf Ziemann. Nebst grammatischer Einleitung. Ein solches Buch war dringendes, allgemein gefühltes Bedürfniß, wenn das in einem kleinen Kreise von Gelehrten betriebene Studium der altdeutschen Literatur das weitere Eigenthum der Gebildeten der Nation werden sollte. Ueber einzelne Schriften hatte man zwar bereits mehr oder minder ausgezeichnete Glossare; so über Hartmanns Iwein, Wirnts Wigalois, und den Boner durch Benecke, über Gottfrieds Tristan und die Nibelungen von F. H. v. d. Hagen, über Rudolfs Barlam durch Köpke, über einzelne Partien des welschen Gastes, der Kaiserchronik und einige andere Denkmäler besonders des zwölften Jahrhunderts durch Wilhelm Wackernagel und Heinrich Hoffmann in den Fundgruben, über einen kleinen Theil des Parzival und Bruchstücke anderer mittelhochdeutscher Gedichte durch Lachmann u. a. Aber man hatte noch kein allgemeines mittelhochdeutsches Wörterbuch. Herr

Digitized by Google

Niemann übernahm es nun, aus dem bereits verarbeiteten Material ein möglichst allgemeines Glossar zusammen zu stellen, weil, wie er sich ausdrückt, ein solches dringendes Zeitbedürfniß ist, und die, welche dieß zu befriedigen befähigter sind als ich, zögern. Allerdings ist zu einem vollständigen Wörterbuche, zu einem allgemeinen Sprachschatze der mittelhochdeutschen Periode die Zeit noch nicht erfällt; aber sucht denn nicht immer jede Zeit gerade ihre eigenthümliche Bedürfnisse in ihrer Weise zu befriedigen, so gut es eben dermalen gehen will? Jeder Tag bringt uns neue Quellen ans Licht; aber wir haben nun doch einmal einen tüchtigen Grundstock des mittelhochdeutschen Wortschatzes, an welchen sich spätere Erwerbungen leicht anreihen lassen. Man ist dem Verfasser wegen dieses Buchs, mit dem er einen lange versprochenen aber noch immer zögernden Unternehmen W. Wackernagels zuvorgekommen ist, sehr dart begegnet und hat ihm einige Versehen in seiner Arbeit sehr hoch angerechnet. Man hätte die Worte d'Alemberts über lexikalische Arbeiten, welche auch Herr Ziemann anführte, besser beherzigen sollen: Nichts ist leichter, als selbst über das beste Wörterbuch eine Kritik zu machen, die zugleich sehr richtig und sehr ungerecht ist. Zehn schlechte oder unvollkommene Artikel, wobei man viel Aufsehens macht, gegen tausend gute, die man mit Stillschweigen übergeht, werden den Leser täuschen. Ein Werk ist gut, wenn es mehr gute als schlechte Sachen enthält, und es ist vortrefflich, wenn das Gute darin sehr gut ist oder das Schlechte bei Weitem überwiegt. Bei keinem Werke ist es billiger nach dieser Regel zu richten, als bei einem Wörterbuche. Wir wünschen, daß der Verfasser sich für die ihm aus Anlaß dieser Arbeit widerfahrenen Anfeindungen in der dankbaren Theilnahme des Publikums an seinem Werke entschädigt finden und bald bei einer zweiten Auflage Gelegenheit finden möge, dasselbe vervollständigt und bereichert ans Licht treten zu lassen, wie dieß verschiedene neue Leistungen in diesem Gebiete ermöglichen.

E. L.

Gesundheitspflege.

1) Dr. Carl Caspars Taschenbuch der Frühlings- und Sommerkuren. Neu bearbeitet von Dr. J. A. Meißner. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, Wöller, 1842.

Dieses kleine Buch unterscheidet sich von zahlreichen andern Badeschriften durch seine allgemeine Anwendbarkeit, dadurch, daß es jedem Leser, der im Falle ist, in ein Bad gehen zu wollen, auf doppelte Weise einerseits alle die Krankheiten, die gewöhnlich und am zweckmäßigsten in Bädern geheilt werden, und andererseits alle berühmten Wasser, Badeorte und Badenmethoden, deren man sich bei verschiedenen Krankheiten bedient, zur Uebersicht bringt.

Zuerst handelt das Buch vom Trinken: 1) von Kräutersäften, 2) von Milch, 3) von Molken, und verzeichnet hier, wie bei allen folgenden Rubriken, die Krankheiten und Beschwerden, welchen jene Getränke abhelfen, so wie den rechten Gebrauch der letztern. Dann folgt das Baden (zum Theil mit Trinken verbunden: Brunnen- und Badekuren). Zuerst der Gebrauch des kalten Wassers, die jetzt zur großen Mode gewordenen Wasserkuren in Gräfenberg ꝛc.; dann der Gebrauch der warmen Bäder, der arzneilichen Bader, des russischen Dampfbads. Ferner die zahlreichen Mineralbäder in vier Rubriken: 1) Eisen- und Stahlwasser von Pyrmont, Kissingen, Spaa, Schwalbach, Brückenau, Altwasser, Reinerz ꝛc. mit Angabe aller der Krankheiten, die hier vorzugsweise geheilt werden. 2) Laugenwasser und zwar a. warme von Karlsbad, Töplitz, Ems, Wildbad, Schlangenbad, Gastein ꝛc., b. kalte von Geilnau, Salzbrunn, Fachingen ꝛc. 3) Schwefelwasser und zwar a. kalte von Nenndorf, Weilbach ꝛc., b. warme von Aachen, Baden bei Wien und im Aargau, Warmbrunn, Landeck ꝛc. 4) Salzwasser: 1. warme von Wiesbaden, Baden-Baden, Mariendad ꝛc., 2. kalte Säurelinge von Selters, Bitterwasser von Pillna, Seidschütz ꝛc. Daran schließen sich die Soolbader von Ischl, Kreuznach, Kissingen, Hall ꝛc. und die Seebäder, wobei den Moorschlammbädern, als gegenwärtig in der Mode, besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Endlich allgemeine Verhaltungsregeln für den Badereisenden.

2) Diätetisches Schatzkästlein. Ein Taschenbuch für Freunde eines gesunden und frohen Lebens. Nördlingen, Beck, 1842. 12.

Eine Sammlung von eintausend Aphorismen aus den Schriften der berühmtesten Aerzte von Hippokrates an. Und zwar systematisch angeordnet: zuerst die Aussprüche und Lehren der Heilkundigsten über Gesundheitspflege im Allgemeinen, dann insbesondere über die Nahrung, Diät im Essen und Trinken; ferner über das Verhalten in Bezug auf Klima, Witterung, Wohnung; über die Kleidung; über Reinlichkeit, Hautkultur, Bäder; über Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachen; über die Gesundheitspflege in Bezug auf Denken, Gemüthsbewegungen, Handeln, häusliches und geselliges Leben und endlich über die Seelendiätetik, die aus der Religion zu schöpfen ist, eine Auswahl von biblischen Kernsprüchen.

Diese kleine Schrift ist sehr empfehlenswerth und wird manchen Leser durch das Treffende und Praktische vieler Sentenzen überraschen. Namentlich dürfte sie jungen Leuten in die Hand gegeben werden, die daraus manche treffliche Lebensregel sich einprägen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Juni 1842.

Sämmtliche Werke.

Unter den in jüngster Zeit erschienenen Gesammtausgaben von Dichtern zeichnen sich

1) Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 12.

theils durch ihre Vollständigkeit, theils durch die meisterhaften Stahlstiche nach Kaulbach und seinen Schülern aus, die als Galerie zu Goethe's sämmtlichen Werken in Taschenformat jener Ausgabe zugesellt sind. Man vermißte früher in den Gesammtausgaben Goethe's die naturwissenschaftlichen Schriften, Farbenlehre ꝛc. Sie sind hier mit in die große Sammlung hineingriffen. Die Stahlstiche aber übertreffen wohl die bisher erschienenen Goethegalerien an genialer Auffassung. Kaulbach hat die weiche Sentimentalität und die etwas kokett romantische Zartheit, welche frühere Künstler so gern bei den Illustrationen zu Goethe vorwalten ließen, mehr vermieden und dem Derbkräftigen und der tiefen Ironie mehr Recht gewährt. Und so ist denn diese Ausgabe, obgleich nur Taschenausgabe, die reichste und die am meisten von allen befriedigt.

2) Lessings gesammelte Werke. Neue rechtmäßige Ausgabe. Zehn Bände. Leipzig, Göschen, 1841. 12.

Ebenfalls eine schöne, der obigen ziemlich gleichförmige Taschenausgabe, die alles Wesentliche enthält und nur bei einigen minder bedeutenden und im Interesse längst veralteten Schriften sich Auszüge erlaubt. In der That sind die alten vollständigen Ausgaben gar zu voluminös und eine mäßige Concentration des Lessingischen Geistes war wünschenswerth. Dem ersten Band ist ein feines Porträt Lessings vorangestellt; dem letzten Bande eine Biographie angehängt. In dieser hätte vielleicht der kritische Theil, die Charakteristik des Lessingischen Geistes wegbleiben dürfen, denn in Gesammtausgaben erwartet man nur den Autor selbst, nicht dessen Beurtheiler zu finden.

3) Ludwig Achim von Arnim's sämmtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Grimm. Berlin, Veit u. Comp. 8.

Eine ausgezeichnete Ausgabe, in Bezug auf Druck und Papier trefflich ausgestattet, und die erste Gesammtausgabe von Arnims Werken. Dieser Dichter war für die Napoleonische Zeit, in der er schrieb, zu altdeutsch, und für das Publikum Kotzebues zu fein, als daß er ein beliebter Schriftsteller für seine Zeitgenossen hätte werden können. Er fand seine Anhänger nur in einer auserwählten Gemeinde von Kennern und Freunden des Schönen und Vaterländischen. Aber wie der Ungeschmack, die Gemeinheit und die fremde Mode zuletzt immer verkommen und verschwinden, man weiß nicht wie, das Heilige, Edle, Schöne und Liebenswürdige dagegen sich bewährt und dauert und mit der Zeit immer scheinbarer wird, so leben nun auch Arnims einst wenig beachtete Werke neu unter uns auf, während so manches Modeschriftstellers, der sein Nebenbuhler war, einst hochgefeierte Werke jetzt vergessen und spurlos verschwunden sind.

Vielleicht erinnert sich noch mancher unserer Leser eines früher in unsern Blättern mitgetheilten geistvollen Aufsatzes von Görres über Arnim. Darin ist das merkwürdige Verhältniß, in welchem der eifrig preußische

Digitized by Google

und protestantische Arnim zur katholisirenden Romantik stand, am schärfsten und klarsten bezeichnet. (Literaturblatt von 1831, Nr. 27—30.) Das Bindemittel war die Vaterlandsliebe. In der Wiederbelebung deutschen Sinnes, in der Wiedererweckung der längst entschlafenen altdeutschen Dichterwerke und in der Bekämpfung der fremden Moden und modernen Frivolität stimmten damals die patriotischen Protestanten Norddeutschlands mit den romantischen Katholiken Süddeutschlands innig zusammen und erst nach dem Sturze Napoleons traten innerhalb dieser Verbindung wieder die Gegensätze auseinander. Die Allianz der deutschen Nationalität mit dem Katholicismus gegen Napoleon war nur eine vorübergehende. Nur zu bald erwies sich, daß der Katholicismus den gothischen Domen längst entfremdet sey und ausschließlich in den modern italienischen Kirchenpalästen wohne. Obwohl nicht unzufrieden mit den Diensten, welche die fromme altdeutsche Schule ihm geleistet, lehnte der vorherrschende Geist der Kirche doch bald die Deutschheit ab und gab zu verstehen, er selbst sey eben jener Romanismus oder Latinismus oder jene welsche Wesenheit, welcher sich der Germanismus entgegengesetzt habe; es sey aber ein thörichtes und vermessenes Wähnen von Seiten der Deutschen, sich der welschen Zucht überhaupt jemals entziehen zu wollen, denn nur darum habe Paris aufhören müssen, uns zu beherrschen, damit es fortan Rom thun könne.

Arnim war einer der fruchtbarsten, thätigsten und innerhalb der Schule selbst verehrtesten Romantiker, aber er gehörte nicht zu jenen, die katholisch wurden oder es werden wollten; er blieb immer unbefangen, ein heiterer reiner Dichter, der den finstern Dogmenstreit und Fanatismus mied, den nur Poesie und Vaterlandsliebe mit der romantischen Opposition verbanden und der luſosern mit Görres zugleich aufs innigste befreundet und zugleich fein schroffer Gegensatz war.

Wir bemerken dieß nur, um einem gewissen indifferenten Theil des protestantischen Publikums anzudeuten, welche Aufmerksamkeit es einem Dichter zu schenken habe, dem der feurigste Geist unter den Katholiken so viel Interesse abgewonnen. Es ist in der That keine große Ehre für die Protestanten, wenn sie sich eines Dichters wie Bretschneider rühmen, und dagegen ihren Arnim kaum kennen und sich von katholischer Seite erst an ihn erinnern lassen müssen. Wir wagen zwar nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, daß nicht jetzt noch gelten könne, was Görres einst von dem Verhältniß eines großen Theils des deutschen Publikums zu Arnim gesagt: „Unser großes Publikum ist von je schwerfällig und leichtsinnig zugleich gewesen; einige Reputationen hat es sich einreden lassen, und sie zum Sonntagsstaate auf Seite gestellt, im übrigen geht's seinem Geschmacke nach, der mehr auf die Masse, als auf ausgesuchte Vorzüglichkeit geht. Wie in den alten Wäldern, wo die gewaltigen Elephanten, die riesenhaften Mastodonten, die Nashörner umgegangen, um mit Hauern und Hörnern die saftreichen Bäume zu Sparren und Latten zu spließen, dann mit starken Kinnbacken die Gespließten käuend, sie zum schwer zu füllenden Wanst hinunter senden, so hauste das dichtähnige Ungethüm in unserem literarischen Gestrüppe, wenig sich um Blumen und Blüthen kümmernd, dafür unersättlich auf den Fraß gestellt, und aus dem Verschlungenen sparsame Gedanken destillirend, die aber alle wieder auf neuen Fraß gerichtet sind. Bald kühn, bald zaghaft steht dort am Wege das Kind der Poesie, dem darmlosen Fleischklumpen, wie er zur Weide geht, den Blumenstrauß bald darreichend, bald im Zurückziehen ihn verbergend; das Thier wie es vorüberhapst, schnuppert daran herum, zupft da und dort eine Blume heraus, aber ihm liegt im Ganzen wenig daran, denn sein wartet besser Futter auf dem Anger, fette Butterblumen und Disteln politischen Streites und lügenhafter Verläumdung." Es ist daran sehr viel Wahres, doch freuen wir uns, daß Arnim wieder gedruckt ist, daß seine Werke gesammelt vor uns liegen, daß sein Name mit hoher Achtung genannt wird. Unter diesen Voraussetzungen wird er auch immer mehr Leser finden, die in ihn eingehen, ihn verstehen und lieben.

4) Ausgewählte Werke von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. Halle, Schwetschke und Sohn. 12.

Fouqué hat zu seiner Zeit ungleich mehr Anklang im Publikum gefunden als Arnim, weil er der Menge gefälliger und buntere Bilder darbot. Man hat in jüngster Zeit dem edeln Freiherrn wohl zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wie man ihn früher zu sehr überschätzte. Wie es scheint, hat er sich die Unzufriedenheit der jüngern Generation durch seine kleinen politischen Brochuren zugezogen, die er allerdings besser ungeschrieben hätte lassen können. Indeß sollte man sich erinnern, mit welcher Treue Fouqué in schwerer Zeit die Sache des Vaterlandes verfochten hat, wie anregend er auf die Jugend in den Befreiungsjahren gewirkt hat und welche Dichtungen von bleibendem Werth er hervorgebracht hat neben dem, was jetzt nur noch als bunter Flitter gilt. Und ist es nicht eine interessante Erscheinung, daß Fouqué, französischem Blut entsprossen, nur alte deutsche Art und Sitte, keusche Minne und Ehrenhaftigkeit pries,

Digitized by Google

während so viele deutsche, besonders jüngere Dichter, sich dem liederlichsten Franzosenthum und einer affektirten Verachtung deutscher Sitte hingegeben? Was auch Fouqué durch der Gegenwart Mißkennung entbehrt hat; es wird ihm die Genugthuung werden, daß sein Name in ehrenvollem Andenken auf die Nachwelt kommen wird.

5) Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Dr. K. Falkenstein, königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar. Vier Bände. Leipzig, Teubner, 1841. 8.

6) Tiedge's sämmtliche Werke. Vierte Auflage. Zehn Bändchen. Leipzig, Renger. 12.

Der Verewigte, dessen Reliquien uns hier vorliegen, erreichte ein sehr hohes Alter und war der Nestor unter Deutschlands Dichtern. Seine Richtung empfing er noch von Salis und Hölty und blieb neben Matthisson der Repräsentant der lyrischen Thränenseligkeit, die vor sechzig Jahren gleich dem Weinen der jungen Weinreben einen neuen Frühling der Poesie verkünden sollte. Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß in Tiedge wahres Gefühl, in Matthisson dagegen mehr die Affektation vorgeherrscht habe. Niemals hat Tiedge sich für Dinge und Personen begeistert, die der Begeisterung nicht werth waren; niemals hat er schlechten Tendenzen gehuldigt. Während Matthisson in den Ruinen eines alten Bergschlosses das untergegangene Junkerthum beseufzte, betrauerte Tiedge auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf den Tod des edeln Kleist. Während Matthisson den Unterdrücker Deutschlands anposaunte und mit dem Pfauenschweif poetischer Redensarten vor Napoleon schweifwedelte, sang Tiedge zu Ehren Friedrichs des Großen. Während Matthisson das berüchtigte Dianenfest schrieb, beklagte Tiedge das Unglück des deutschen Vaterlandes. Während Matthisson kleinen und großen Despoten Weihrauch streute, wagte Tiedge nach der Erstürmung Pragas durch Suwarow von Polen zu singen:

Uebermacht hat tückisch euch besiegt,
Gestürzt, gemordet, nicht besiegt,
Indeß der Ruhm mit euern Thaten
Gefeiert mit Gesang durch alle Herzen fliegt.

Auch sie, die euch zu Rettern brauchten,
Die eure Kraft und euer Muth
Entriß der Sarazenenwuth,
Auch sie — o diese That schreit auf zu Gott!

Kosciuszkos Geist ist, Polen, euch erschienen,
In seiner Heldenmajestät,
Da sieht er nun, das Glück hat zürnend euch verschmäht;
Es weht der Leichenduft aus den Ruinen
Ihn mit dem Seufzer an: zu spät.

Vorzugsweise zeichnet sich Tiedge's Poesie auch durch eine religiöse Richtung aus. Erscheint er nun auch in seinen Formen meistens zu weich, fast weiblich, schwimmen die Gefühle und Bilder oft gar zu nebelhaft in einander, * so fehlte ihm doch der feste und klare Diamantkern des Charakters nicht. Er war immer ehrenwerth, sein Leben lang nur dem Edeln und Edelsten zugewendet. Daher die allgemeine Achtung, die ihm im Leben und in seinem nächsten Wirkungskreise zu Theil wurde und von der auch die vorliegenden Schriften Zeugniß ablegen. Neben der vierten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist noch ein von Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein herausgegebener poetischer Nachlaß des Dichters erschienen, der viele schöne und namentlich auch kräftige Lieder, wie das eben besprochene Polenlied umfaßt, und dem der Herausgeber auch eine neue Ausgabe der Lieder und Andachten der Frau Elise von der Recke, der berühmten Freundin Tiedge's, so wie eine ausführliche Lebensgeschichte desselben beigefügt hat.

Zugleich ist uns folgende öffentliche Bekanntmachung zugekommen, welche wir mit Vergnügen hier abdrucken lassen, um zu ihrer weiteren Verbreitung beizutragen:

Zum Andenken Tiedge's.

In gleichem Sinne vereinigt, so wie angeregt von den entfernten Verehrern des Verstorbenen, konstituirten sich die hierlebenden Freunde desselben in einer am 7. vorigen Monats veranstalteten Zusammenkunft zu einem „Tiedge-Verein" und nachdem sie die Unterzeichneten durch Stimmenmehrheit zu einem leitenden Comité erwählt, ward beschlossen:

„Es soll ein, dem Andenken des verstorbenen Nestors der deutschen Dichter angemessenes, die Literatur ehrendes Denkmal gegründet, und dessen Name an dasselbe geknüpft werden! — Wohlerkennend und erwägend den Standpunkt, den Tiedge in der Literatur seiner wie in

* Um zu beweisen, was wir sagen, nur eine kleine Probe aus den Gedichten des Nachlasses:

An Morpheus.

Du in deiner Aetherhülle
Sanfter Schlummergenius!
Du berührst Idola's Stille
Wie ein leiser Geisterkuß!

Rein wie Himmelsluft umwalle
Ihren Geist die Abendruh' ꝛc.

Digitized by Google

der Jetzt-Zeit eingenommen hat, berücksichtigend das Bleibende in seinen dichterischen Werken, vor Allem aber seine bis an den Tod gehegte Anhänglichkeit an die deutsche Dichtung, so wie des Greises Freundlichkeit und Milde, findet der Tiedge-Verein es dem Sinne des Verstorbenen und jenen Erwägungen angemessen, den Comité zu beauftragen: durch alle ihm zu Gebote stehende, ehrenhafte Mittel, unter denen jedoch das einer öffentlichen Aufforderung zu Geld-Beiträgen nicht in Anwendung kommen soll, eine Summe herbeizuschaffen, bedeutend genug, um alle fünf Jahre dem Verfasser des in diesem Zeitraume in deutscher Sprache, sey es in gebundener oder ungebundener Rede, erschienenen dichterischen Werkes, das von einer schiedsrichterlichen Kommission als der deutschen Literatur am meisten zu Ehren gereichend, und die höheren Interessen der Menschheit fördernd erkannt wird, hundert Dukaten als Anerkennung und Achtungsbezeugung zu übersenden. — Zu Schiedrichtern soll der Comité fünf in Deutschland wohnende, geachtete, und mit der Literatur genau bekannte Männer vorschlagen, aus welchen das königl. sächs. Ministerium des Kultus, wie gebeten worden, drei auswählen wird, die dann nach ihrem Ermessen durch Stimmenmehrheit entscheiden werden. — Für den Fall, daß ein größeres Kapital zusammenkäme, als diese „Preisstiftung" erfordert, so sollen von den Mehrzinsen Einer, oder im Fortschreiten des Kapitals mehrere Dichter oder Künstler, denen bei höherem Alter eine Unterstützung wünschenswerth seyn dürfte, auf eine zarte, rücksichtsvolle Weise alljährlich eine solche erhalten. Endlich soll Se. Majestät der König gebeten werden, im Garten des Japanischen Palais, oder dem großen Garten, ein Plätzchen anweisen lassen zu wollen, welches angemessen ausgeschmückt und mit Tiedge's Namen bezeichnet werden wird."

Die Mittel, welche der Comité zu Ausführung dieser Pläne anzuwenden gedenkt, werden bestehen:

a) in den bereits unaufgefordert eingegangenen, oder noch eingehenden Geldbeiträgen der Freunde und Verehrer des Verstorbenen;

b) in dem bedeutenden, bereits empfangenen Ertrage eines Konzertes, das die königliche Hofsängerin Mad. Schröder-Devrient mit seltenem Eifer veranstaltete, und wobei sie von mehreren Künstlern aufs Bereitwilligste unterstützt ward;

c) aus dem Erlös von Konzerten, welche hier und anderwärts in Aussicht gestellt worden, wie denn schon die Schwesterstadt Leipzig mit gewohnter Bereitwilligkeit für Unterstützung gemeinnütziger Zwecke, zum 3. April dieses Jahres ein solches zugesagt hat;

d) aus dem Einkommen einer Bilderausstellung, die zu Dresden im Mai beginnen, und zu welcher hohe Beschützer der Kunst vielleicht einige werthvolle Gemälde überlassen werden, so wie auch mehrere der Literatur freundlich gesinnte Galerie-Besitzer und Künstler zu Leipzig und Dresden Bilder zugesagt haben;

e) aus dem Erlös von Geschenken, welche verloost werden sollen, und unter denen Arbeiten von dem Prinzen von Java, Raden Saleh, dem Hof- und Medizinalrath Dr. Carus, dem Artillerie-Hauptmann Schneider, Bildhauer Westmacott aus England und Professor Dahl, oben an stehen;

f) auch gedenkt der Comité ein „Tiedge-Album" herauszugeben, worüber das Betreffende später noch veröffentlicht werden wird;

g) endlich erwartet er auch durch Beitritt von Hülfs-Comité's, deren bereits zwei ihre Mitwirkung angeboten haben, seine Mittel vermehrt zu sehen.

Als Beantwortung mehrerer von auswärts an den Comité gerichteter Anfragen, glauben sich die Unterzeichneten veranlaßt, Vorstehendes bekannt machen zu müssen, und würden es als eine Freundlichkeit erkennen, wenn die Redaktionen öffentlicher Blätter dasselbe in ihre Spalten aufnehmen wollen.

Dresden, den 9. März (Tiedge's Sterbetag) 1842.

Serre, als Vorstand.
v. Brunnow.
Falkenstein.
v. Wachsmann.
Winkler.

Wenn es uns erlaubt ist, eine Bemerkung anzuknüpfen, so glauben wir auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen zu müssen, die einer Preiszuerkennung in Geschmacksangelegenheiten jederzeit entgegenstehen. Im vorliegenden Falle würde uns die ausschließliche Verwendung der Geldbeiträge zu Unterstützung verarmter Veteranen der Poesie anspruchsloser und harmloser, praktischer und zugleich gemüthlicher, überhaupt mehr im Sinn des Verewigten erscheinen. Wie Mancher bedürfte und verdiente in seinen alten Tagen eine Hand, die ihm unsichtbar und mit zarter Schonung wohlthäte. Wo über den Werth von Dichterwerken geurtheilt und gerichtet werden soll, ziehen sich Tiedge's Manen vielleicht scheu zurück, während sie den stillen Weg, den die Wohlthätigkeit wandeln soll, liebevoll vorangehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 15. Juni 1842.

Geschichte.

Geschichte der Europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Geschichte von Dännemark von F. C. Dahlmann. Erster und zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1841.

In der großen und ausgezeichneten Sammlung von Geschichtswerken, die von Heeren und Ukert herausgegeben werden, ist auch eine neue Geschichte Dänemarks erschienen, verfaßt von dem berühmten Dahlmann, dem herzhaften Vertreter deutscher Volksrechte gegen innere Unbilden. Wir waren begierig, aus seinem Werke zu ersehen, ob er auch die äußeren Unbilden, die Deutschland seit Jahrhunderten von Dänemark herüber erfahren hat, erwogen, oder ob er der sogenannten historischen Unparteilichkeit gehuldigt habe, die da verlangt, daß deutsche Geschichtschreiber alles Unheil und alle Schande, die Deutschland erfahren, ohne das geringste Zeichen von Sympathie erzählen sollen. Herr Dahlmann hat ohne Zweifel den richtigen Weg eingeschlagen. Es wäre in der That unwissenschaftlich und gehässig, eine Geschichte von Dänemarks Vergangenheit ausschließlich aus dem Standpunkt der deutschen Interessen zu schreiben. Genug wenn nur Deutschland sein Interesse überall für die Zukunft zu wahren versteht. Doch kann und darf der deutsche Geschichtschreiber, wenn er ausdrücklich von den Zeiten handelt, in welchen das große, aber unter sich uneinige und zerrüttete Deutschland von kleinen Nachbarn, wie der gefesselte Löwe von allerlei kleinem Gethier, mißhandelt wurde, — ein edles Mitgefühl für den Löwen nicht ganz unterdrücken. Parteilich würde der deutsche Geschichtschreiber nur dann erscheinen, wenn er das Unrecht, das etwa hin und wieder einmal unsern Nachbarn, z. B. den Polen, durch Deutschland zugefügt wurde, beschönigen wollte. Aber auf eine würdige Weise zu verstehen geben, daß man das Unrecht, das uns von Andern zugefügt worden, empfinde, kann nicht parteiisch genannt werden. Die Forderung der Unparteilichkeit, die man allerdings an den Geschichtschreiber machen muß, darf nie bis zu der Zumuthung gehen, daß man sein Vaterland gänzlich verläugnen, ja auf Kosten desselben das Ausland preisen solle. Herr Dahlmann hat nun, wie es uns scheint, der Unparteilichkeit volles Genüge geleistet und doch mit Würde und Mäßigung am gehörigen Ort angedeutet, was Deutschland durch die dänische Politik gelitten.

Dänemark that immer im Kleinen gegen Deutschland, was Frankreich im Großen that. So oft das deutsche Reich uneinig war und in innern Kämpfen gährte, fügte uns der große Nachbar alles mögliche Leid zu, verband sich mit unseren Feinden, machte Partei in Deutschland selbst und stahl uns Grenzprovinzen weg. Ganz dasselbe that auch der kleine Nachbar Dänemark unter denselben begünstigenden Umständen. Beide Nachbarn, viel zu schwach, es mit dem einigen und gesammten Deutschland aufzunehmen, hielten sich stille und ruhig, wenn ein mächtiger Kaiser über Deutschland waltete, und unsere Kaiser waren so großmüthig, diese Ruhe nie zu stören. Nie ist Frankreich, nie ist Dänemark von den Deutschen angegriffen worden; obgleich es bei den innern Zerrüttungen in diesen Landern in Zeiten, in denen Deutschland einig und übermächtig war, zuweilen leicht gewesen wäre, beide zu unterjochen. Das deutsche Reich verhielt sich immer nur friedlich und defensiv gegen Frankreich und Dänemark, erntete aber für seine Großmuth jederzeit den schlechtesten Dank.

Schon zu den Zeiten, in welchen das deutsche Reich den schweren Kampf mit den Ungarn bestand, benutzten dieß die Dänen zu Raubangriffen auf Deutschland. Als das glorreiche sächsische Kaiserhaus dem Unfug der Ungarn ein Ende machte, ward auch den Dänen eine Grenze gesetzt. Doch als unter dem fränkischen und schwäbischen Kaiserhause die unselige Zerwürfniß zwischen dem Reich und der Kirche ausbrach und das Reich die

Digitized by Google

furchtbarsten innern Erschütterungen erlebte, da war einerseits Frankreich eifrig beschäftigt, und mit Hülfe des Papsts Italien und Arelat zu entreißen, während auf der andern Seite die Danen, des fern in Italien kämpfenden und endlich erlegenden Kaisers hohnlachend, das uneinige Norddeutschland anfielen und mit List und Gewalt ihre Herrschaft ausbreiteten.

Das Streben der Danen mißlang und doch hat es sich immer wieder erneuert. Mehr als einmal wurden die dänischen Waffen durch den Aufstand und Zusammenhalt der Niedersachsen wieder über die Eider zurückgeworfen; aber immer kamen die Danen wieder und was sie mit Gewalt nicht erlangt hatten, erlangten sie zuletzt durch das Erbrecht. Holstein, welches ganz, und Schleswig, welches zum größten Theile deutsch ist, sind noch immer dänische Provinzen, und welche Opfer hat diesen unsern treuen Grenzlandern die Verbindung mit einem undeutschen Staate schon gekostet.

Der Verfasser macht auf die Wichtigkeit des Landes Holstein aufmerksam, indem er schildert, wie von hier aus durch die Rührigkeit der Ditmarschen, der Stadt Lübeck und der Grafen von Schaumburg und Schwerin die Macht des Dänenkönigs Waldemar gebrochen und sein Plan, in Deutschland zu erobern, auf lange vereitelt worden sey. „Land Holstein ist der Name eines wenig reizenden Gebiets, welches von Norden her in das heutige Herzogthum Holstein mitten hineinschneidet, Ederwasser im Norden, ein Abschnitt der Stor im Süden, etwa so groß wie Attika, wenn der Abstand der Bedeutung diese Vergleichung litte, nicht gerade unfruchtbar, aber unschön, nur an einem einzigen reizenden Punkte mit der See verbunden, wo Kiel erwuchs, welches längere Zeit die einzige Stadt des Landes (civitas Holsatiae) war, bis durch einen Richterspruch Rendsburg hinzukam. Im Süden der Stör lag das Land der Stormarn, ebenfalls binnenländisch, aber seine reichen Niederungen zieben von der Elbe Nahrung; hier muß schon zu Karls des Großen Zeit Hamburg eine bedeutende Ortschaft gewesen sepn, denn der Kaiser dachte sein nördlichstes Erzbisthum hier zu gründen; er legte auch an der Stör durch einen Festungsbau den Grund zur Stadt Itzehoe. Beide Lande, Holstein und Stormarn, kamen frühzeitig unter eine Grafenverwaltung; sie stellten, wenn es nach Außen etwas galt, zusammen 1600 Mann ins Feld; dahingegen das Gebiet, welches gegen die Westlee und die Mündungen der Elbe sieht, das Land Ditmarschen, einen Theil der überelbischen Grafschaft Stade ausmachen mußte. Die Bevölkerung dieser Gebiete war Altsächsisch, Ostphälisch, so viel ich zu beurtheilen vermag, auch die von Ditmarschen, obwohl in Ditmarschen mit der Zeit manche zugewanderte Geschlechter, Westphälische und besonders auch Friesische Aufnahme zu gleichen Rechten mit den Eingebornen fanden. Vollkommen geschieden aber von der mittelländischen Grafschaft war der Osten des heutigen Holsteins, Wagrien, wo, spätestens zu Karls des Großen Zeit, Wenden seßhaft wurden, die doch endlich den Waffen der Herzoge von Sachsen unterlagen. Zur Zeit der Unmündigkeit Heinrichs des Löwen erfaß aber der holsteinische Graf die Gelegenheit, und brachte für Geld das Land Wagrien an sein Haus. Dieser blühende Landstrich, auf dessen zierlich geformten Hügeln Eiche und Buche mit einander kampften, wer der Sieger würde, wasserreich, nicht durch Flüsse, aber durch die schön umfuerte Ostsee und unzählige Landseen, füllte sich mit Ortschaften und Städten froher sächsischer Sieger, denen der trauernde Wende dienen mußte. Schon von Weitem erblickte man die Schlösser Segeberg und Plön, die Salzquellen von Oldesloe waren eröffnet, die Städte Lütgenburg, Heiligenhafen, Neustadt werden im Verkehr genannt, Oldenburg war seit Otto I. Sitz eines wendischen Bisthums, welches indeß um 1163 von dort nach Lübeck verlegt ward. Freilich war es weder das alte Bisthum, noch das alte Lübeck mehr. Von dem Bisthum waren längst Mecklenburg und Ratzeburg als besondere Bisthümer abgetrennt, doch der verkleinerte Sprengel befand sich nach schweren Prüfungen durch das immer wieder erstehende wendische Heidenthum, am Ende in seiner Beschränkung auf Wagrien besser, dem Stifte gehörten drei hundert wohl bei einander gelegene Hufen wagrischen Bodens, worauf dann Eutin gebaut ward, wozu hernach noch einige Dörfer in der Nähe von Lübeck kamen. Neu-Lübeck war dieses, nicht an der Schwartau mehr, wo zuerst ein Lübeck erbaut war, gelegen, sondern an der Trave, und der Bischofssitz gedieh trefflich durch wachsenden Handelsverkehr, löste sich aber zu gleicher Zeit sowohl von den Verhältnissen einer gräflich holsteinischen Landstadt, als von denen gegen den Herzog von Sachsen los, trat in die Reichsfreiheit, ohne darum in bedrängter Zeit die Schirmvogtei benachbarter Fürsten zu verschmähen; während dagegen der Bischof von Lübeck es für rathsam erachtete, der Belegenheit seiner Stiftslande eingedenk, die alten Verhältnisse zu ehren, auch als erster Landstand die holsteinischen Landtage zu besuchen fortfuhr, als ihn Kaiser Rudolf von Habsburg schon zum deutschen Reichsfürsten erhoben hatte. Zu derselben Zeit trug Hamburg ganz noch den Charakter einer holsteinischen Landstadt, beschickte die Landtage und war gewöhnlich Residenz des Grafen; man findet ihn daher selbst Graf von Hamburg genannt. So rundete sich sehr allmählig das Land Holstein in seiner heutigen Bedeutung ab, und es hat bis zum Jahr 1559 gedauert, ehe auch Ditmarschen darunter begriffen ward. — Es ist nun geschehen, daß durch die Ditmarschen, wie oben erzählt ist, auf dem Schlachtfelde

Digitized by Google

von Bornhöved das Streben Waldemars II. nach Wiederherstellung seiner Herrschaft über das ostseeische Deutschland im Jahr 1227 ein Ende fand; zu erzählen bleibt, wie ein Jahrhundert später zur Zeit König Christophs II. die Kraft von Holstein, Stormarn und Wagrien, von einem wunderbaren Gelingen begleitet, die Macht der Waldemarischen Erinnerungen in Dännemark für immer gebrochen, und Dännemark auf die skandinavische Politik zurückgeführt hat. Dieses mäßige Gebiet von etwa 150 Quadratmeilen hat also große historische Bedeutung gehabt." S. 443.

Die ältere Periode der dänischen Geschichte ist uns natürlicherweise nicht so interessant, als die spätere, in welcher sich die Verhältnisse Dänemarks zu Deutschland immer mehr entwickeln. Herr Dahlmann hat überdieß die mythische und heroische Poesie, welche die älteste Vorzeit der Dänen in schönem Licht erscheinen läßt, gleich einer Seifenblase zerstört, so daß nur ein sehr unbedeutender Bodensatz von historischer Wahrheit übrig geblieben ist. Auch die sagenhafte Einkleidung der historischen Zeiten fällt weg und somit mancher poetische Zug, der im Gedächtniß der Völker haftete.

Interessant ist in dieser Beziehung, wie die Sage vom Schuß des Palnatoke in Dänemark ganz dasselbe Schicksal erfahrt, wie die Sage vom Schuß des Wilhelm Tell in der Schweiz. König Harald von Dännemark, den angeblich Palnatoke's Pfeil erlegt haben soll, starb auf ganz andere Weise. Dieser alte Fürst nämlich war ein eifriger Anhänger des Heidenthums und ein Todfeind der christlichen Sachsen. Mit Hakon Jarl von Normegen verbunden, fiel er nach dem Tode Kaiser Otto's des Großen wieder in Deutschland ein. Aber Otto II. zog ihm entgegen. Siegreich drang der Kaiser durch den Dänenwall und erzwang den Frieden. „Die Aufrichtung des Bisthums Odense in den nächsten Jahren bezeugt, daß der Christen mehr wurden, man sah jetzt schon einzelne geborne Dänen in bischöflicher Würde, sie reisten predigend nach Schweden und Norwegen, wo sie vermöge ihrer Sprachkunde mehr leisteten als deutsche Priester. Das alte Ledra mit seinem Götterhaine war verlassen, der König hatte im nahen Roeskilde seine Burg und eine Kirche, die der selbst, zwar nur von Holz, der heiligen Dreieinigkeit gebaut hatte. Niemand ist so ungestüm, daß ihn das Greisenalter nicht bandigte; Harald, bald achtzigjährig, sah in seinem wachsenden Unvermögen unwillig auf die Jugendkraft seines Sohnes Svein, des einzigen, der ihm geblieben, ihn betrachteten die Heiden des Landes als den Ihren, Mancher war, wie er, ungefragt zum Christenthum gekommen und nicht gesonnen, dabei zu bleiben. Svein gedachte den Tod des harten, seinen Hoffnungen abgeneigten Vaters nicht abzuwarten, ergriff die Waffen, schlug seinen Vater, der verwundet über die Ostsee an die Slavenküste nach Jumne floh und die Heiden dort mildert als sein eignes Blut fand. Seine Wunde brachte ihm nach wenig Tagen den Tod. Die Leiche ward von den Seinen ins Vaterland zurückgeführt und sein Glaube darin geehrt, daß man sie unverbrannt in der Roeskildekirche beisetzte. Sein Todestag war Allerheiligen der 1. November, wahrscheinlich des Jahrs 986. So lauten die Nachrichten von Haralds Untergange und Sveins Erhebung, wie Nahzeitige sie verzeichnen, wie ein Enkel Sveins sie einem deutschen Geistlichen erzählte. Ebenmäßig aber hat die Sage sich dieses Gebiets bemachtigt und wir verschließen ihrer klangvollen Stimme das Ohr nicht, nachdem wir unser Urtheil gegen sie sicher gestellt haben. Sie kann da, wo wir in der Zeit stehen, die Geschichte nicht mehr in lebensgefährliche Abwege leiten, sie charakterisirt Geist und Gemüth ihres Volks, sie zeigt auf Thatsachen hin, die vielleicht noch der Geschichte zuwachsen können. Harald herrschte, so erzählt der Norden, im Alter hart, unterdrückte sein Volk mit ungewohnten Lasten. Noch heute erblickt man unweit der Stadt Weile in Jütland, an beiden Seiten der Jellinger Dorfkirche eine große Erdhöhe, die eine, gegen hundert Fuß hoch, enthält Gorms Asche, unter der andern um die Halfte niedrigeren gegenüber ruhte Thyra, auch sie, dem Gemahl zu Liebe, in heidnischer Bestattung. Das war Volksglaube, und daß Harald diese Hügel getürmt habe, glaubte man und würde (warum auch nicht?) fortfahren, daran zu halten, auch wenn jene irreführenden Runen auf dem Bautasteine daneben nicht wären, die den Harald Kaiser nennen und den Gorm gegen die ältere Sage die Thyre überleben lassen. Harald wollte in seinem Greisenalter noch mit einem Steine von gewaltiger Größe, der an der jütischen Küste lag, seiner Mutter Hügel bezeichnen, die Stiere genügten seinem ungestümen Sinne nicht, er ließ Menschen dazu vorspannen und sah munter zu, wie es nun vorwärts ging. Einen Wanderer fragte er: Ob er je eine solche Last durch Menschenhande bewegt gesehen? „Ja, sprach dieser, ich komme von einem Orte, wo Dein Svein ganz Dännemark mit sich zog; sieh nun zu, was größer ist."

(Schluß folgt.)

Zum Kölner Dombau.

1862. Gedicht von Duller und Freiligrath. Zum Besten des Kölner Dombaus. Preis 9 kr. Darmstadt, Jonghaus, 1842.

Die beiden Dichter — Namen guten Klanges in Deutschland — möchten gern ein Scherflein zum großen Dombau beitragen und wählen diesen Weg einer sehr

Digitized by Google

heitern und anmuthigen Einladung an die Freunde des Baues und die ihrigen. Ihr Gedicht ist ein Wechselgesang oder poetisches Wechselgespräch. Sie versetzen sich in das Jahr 1862. Als bejahrte Herren treffen sie in Köln zusammen, um dem großen Volksfest zu Ehren der Vollendung des Dombaus beizuwohnen, und erinnern sich an die Zeit vor dreißig Jahren, an die Zeit der ersten Hoffnung, der Zweifel und der Befürchtungen, in der noch nicht Jedermann mit so treuem Glauben und fester Zuversicht, wie sie, die beiden Dichter, die Vollendung des Baues möglich hielt. Mit einem Wort, sie sehen aus einem Standpunkt, wie sie ihn im Jahr 1862 zu erreichen hoffen, auf heute zurück. Indem sich Beide als alte Freunde begrüßen, wallt der Strom des Festes an sie heran.

Duller:

Eins noch dazu! Ein Bild! Dort taucht's empor,
Der Meister ist's; — wir sah'n ihn, wie den Chor
Er jugendkühn im alten Geist vollendet!
Wie auf den Spruch, der seinem Mund entfloß,
Rasch Keim an Keim und Blüth' an Blüthe sproß,
Und jeder Kelch sich himmelan gewendet!

Ja, Zwirner ist's: Mich dünkt es wie ein Traum
Von heute Nacht. Gealtert ist er kaum,
Noch blitzt sein Aug', mannskräftig die Geberde
Noch ganz wie sonst! — Da geht er, Gebt? Ihn trägt
Des Volkes Strom, der sich zum Dom bewegt.
Der König harrt; Heil ihm! Er sprach das „Werde!"

Freiligrath:

Ja, Heil ihm! — Sieh', dort ragt er aus der Schaar!
Wie doch, wie stattlich noch im grauen Haar!
Mit stillem Lächeln auf des Volkes Toben
Hernieder blickt er! — Fürsten um ihn her!
Kennst Du den Jüngling dräben? — Das ist der,
Den aus der Taufe weiland er gehoben!

Victoria's Erbe! — O, wie stolz und schön!
Ich mag ihn gern auf dieser Stätte seh'n!
Er und der Männer: — Einem Jahr entsprossen
Nenn' ich sie beide! Als ein Knäblein zart
Im Windsor's Mauern lächelte, da ward
Des Werkes Fortgang ernst und kühn beschlossen!

Nun erscheint auch die Geistlichkeit:

Dem Herrn die Ehre! — Ja: dahin, was schroff,
Einst Trennung brachte! — Sieh', der Erzbischof,
Den König grüßend, tritt aus dem Portale;
Zum hohen Chore geh'n sie Hand in Hand!
Die Menge nach! — Der Sonne dunkler Brand
Fällt durch die Fenster ein mit farb'gem Strahle!

Nach geendigter Messe ersteigen unsere Dichter den hohen Thurm und Freiligrath singt:

Seh's! — Immer höher! — Ha, schon hatt' ich Rast,
Hoch unter'm Kreuze! — Diesen schlanken Ast
Will ich umschlingen! Unter Laub und Ranken
Und Blumen sieh' ich, herrlich ausgebau'n!
Das ist ein Wartthurm, durch das Land zu schau'n,
Ein stolzer Horst versteinerter Gedanken!

Nicht er allein! — Umblättert und umzweigt,
Ganz wie er selber, gegenüber steigt
Sein Zwillingsbruder auf in schlanker Hehre!
Tief unter ihnen lang gestreckt das Schiff,
Umzackt von Thürmchen; — ein Korallenriff
Starrt es empor aus seichtem Häusermeere!

Welch' eine Schau! — Die Stadt zu Füßen mir!
Die sieben Berge dort, der Rheinstrom hier!
Auf seine Wimpel hat er aufgezogen
Dem Tag zu Ehren! Um der Dämpfer Schlot
Und weiße Segel weh'n sie purpurroth,
Und in ihr Flattern murren dumpf die Wogen!

Köln — Kolonie einst — jetzt der Mittelpunkt
Des deutschen Westens! — Dir in Händen prunkt
Zu Nord und Süd, zu West und Ost der Schlüssel!
Sieh', dort ein Schiff, das gradewegs den Bug
Nach London richtet! — dort ein Wagenzug,
Der zischend herdampft von Paris und Brüssel!

Und dort bei Deutz mit Pfeifen und mit Sprüh'n
Enteilt ein and'rer sausend nach Berlin —
Das ist ein Leben hier am alten Strome!
Ein Dritter schon! — Nach Niederland! — Und wo
Seh' ich das Aleck? — Hier am Kreuz? — Ja so,
Mir legten Schienen und wir bau'ten Dome!

Aus altem Staub von Handel und Gewerk
Stieg in die Luft das hehre Gotteswerk,
Ward es vollführt, das lange Zeit verwaiste,
Schoß leicht empor der Thürme Doppelpfeil!
Und nicht: obgleich — bei Gott, hier heißt es: weil!
Der Stoff, bewältigt, huldigt froh dem Geiste!

Diese schöne Gedanken mögen unsre Leser anreizen, das Ganze kennen zu lernen und, den Wunsch der edeln Dichter erfüllend, das fliegende Blatt glücklicher Verheißung zu kaufen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Juni 1842.

Legenden.

Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs. In metrischer Form von Johann Ladislav Pyrker. Mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien, 1842. Gedruckt von Höfel. In Commission bei J. Klang. Größtes 8.

Ein Werk, welches vollkommen des als Kirchenfürst und Dichter hochberühmten Verfassers würdig ist, indem es Erbauung einigt mit Poesie und beides nicht sowohl in der Sphäre der Reflexion und der Gefühlsstimmungen sich frei bewegen läßt, als es vielmehr in der Fülle altchristlicher Ueberlieferung begründet.

Schon eine Menge Legenden sind durch metrische Bearbeitungen für unsere Dichtung gewonnen; vor einigen Jahren hat Rousseau schon eine Reihe von Bänden dieser Gattung gesammelt; allein der Schatz ist bei weitem noch nicht ausgebeutet oder auch nur gekannt; und selbst von den schon bearbeiteten Legenden lassen mehrere der schönsten eine noch glücklichere Behandlung zu. Was die größeren Sammlungen uns über die vornehmsten Heiligen berichten, kommt häufiger dem in dieser Beziehung Wißbegierigen zu Gesicht. Allein es gibt noch eine bedeutende Anzahl der reizendsten und rührendsten Legenden, die nur in einem engeren Kreise bekannt sind, die man unter den Lokallagen in spezialgeschichtlichen Werken und namentlich auch in den ausführlicheren Geschichten einzelner geistlicher Orden und Klöster suchen muß. Darin liegt noch ein unendlicher Reichthum von Poesie und christlicher Weisheit verborgen.

Man war lange gewöhnt, die Legenden als fromme Lügen, als abenteuerliche Erfindungen der Pfaffen zu verschmähen. Siehe, da kamen sie auf einmal, und zwar zunächst bei den Protestanten selbst, wieder in Kredit. Man bewanderte in ihnen die tiefe Poesie, und die größten und berühmtesten unter den protestantischen Dichtern wetteiferten, altkatholische Legenden metrisch zu bearbeiten. Allein die Poesie in den Legenden ist, wie wichtig immer und unzertrennlich von der Sache, doch nicht das, was den innersten Kern ihres Werthes bildet. Dieser ist vielmehr die Lehre im Beispiel, das praktische Christenthum. Kaum gibt es irgend einen Kollisionsfall, in welchen ein Christ kommen kann, kaum irgend eine Tugend, die auszuüben, kaum irgend ein Laster, das zu meiden, kaum irgend eine moralische Wahrheit, welche zu erkennen, oder einen Irrthum, vor dem sich zu hüten ist, worüber nicht in den Legenden ein genügender Aufschluß gegeben würde, in Bezug auf welche nicht irgend eine Legende zum praktischen Wegweiser, zum anspornenden oder warnenden Beispiel dienen könnte. Die Legenden waren daher ursprünglich für das Volk ein handgreiflicher Inbegriff der christlichen Moral, und keineswegs bloß eine poetische Unterhaltung, und sie hatten einen historischen Boden in den Tugenden, welche die Heiligen und Märtyrer wirklich übten, sie waren keineswegs nur Spiele der Phantasie. Wenn viele Legenden, namentlich der spätern Zeit, aberwitzig sind oder langweilige Wiederholungen des schon dagewesenen ꝛc., so entscheiden diese Ausartungen nichts gegen die hohe Vortrefflichkeit der Legenden überhaupt.

Indem sich fast an jeden Kalendertheiligen auch irgend eine praktische Lehre oder erbauliche Betrachtung für den Christen knüpft, und sonderlich die Sonn- und Festtagsheiligen reich an diesen Beziehungen sind, hat der ehrwürdige Erzbischof Pyrker nun die Legenden dieser Heiligen in jambischen Versmaaßen, meist in Ottaverimen, besungen und an jede eine kurze Moral in Form eines kleinen Denkspruchs, ebenfalls in Versen,

Digitized by Google

angeknüpft. Sein schön ausgestattetes Buch kann daher gleichzeitig als ein Erbauungsbuch und als eine Sammlung poetischer Legenden betrachtet werden. Da Prokters Muse längst in Deutschland heimisch ist, bedarf es hier der Mittheilung von Proben aus den einzelnen Legenden nicht, dagegen beben wir den sinnigen Epilog „an den h. Bernhard" hervor, in welchem sich der Sänger über sich selbst ausspricht:

Auch ich trat einst in jenen heil'gen Orden,
Der deinem Geiste sein' Erbebung dankt,
Und bin — unwürdig zwar, dein Sohn geworden,
In jener Zeit, wo noch die Jugend schwankt:
Doch ließ ich mir die Ruh' durch Spott nicht morden,
Der sich wie Schlingengewächs am Baum' aufrankt,
Und ihm das Mark, das ihm zum Wachsthum tauget,
Durch tausend gift'ge Zungen rasch entsauget.

Ein Sohn des Kriegers, kam ich, mild geleitet
Von Gottes Hand, nach deinem Lil'jenfeld,
Es lag so hehr, so lieblich ausgebreitet
Vor mir — mir schwand sogleich die früh're Welt.
Der helle Strom, der rasch dem Thal entgleitet,
Und draußen bald in's Bett des Iters fällt,
Der Wald, das Grün, die Alpenhöh'n da oben
Entzückten mich — ich fühlte mich erhoben!

Wohl hat im Lauf von mehr als zwanzig Jahren
Mich manche harte Prüfung dort gereint;
So manches Erdenleid hab' ich erfahren —
So manche Wehmuthsthräne still geweint;
Und dennoch hat, mir meinen Weg zu wahren,
So viel zu meinem Glück sich dort vereint:
Die Wolken, die des Pilgers Pfade trüben,
Entfloh'n — ein heller Stern ist ihm geblieben!

Dort nährte mich, ihr Kind, an treuen Brüsten
Mit Lebenssaft die herrliche Natur;
Ich weilt' auf Höhen, wo die Adler nisten,
Am Wasserfall, am Bach, auf grüner Flur,
Und auf des Alpenschnees umgränzten Wüsten,
Und pries von Gottes Güte jede Spur,
Als ich dann aufsah zu den blauen Räumen,
Wo Berg' ihr Haupt mit Abendgold umsäumen.

Dort tauchten auch zu ernsteren Gesängen:
Zu Carols Rettungskampf — dem Siegeslauf
Des Helden Habsburgs — und den heil'gen Klängen
Der Vorzeit, wie die hehren Bilder auf.
Wie konnt' ich widerstehn des Busens Drängen?
Verzeih', du Hoher, daß ich spät darauf
Dir weih' in Demuth diese heil'gen Lieder:
Hier leg' ich sie auf deinen Altar nieder!

Vor jeder einzelnen Legende findet sich eine Vignette und jede Seite umgeben Randverzierungen in Holzschnitt, so daß dieses Buch äußerst lieblich und altertümlich in die Augen fällt, wie ein altdeutsches Gebetbuch mit Miniaturen. Man kann sich dabei kaum des Wunsches enthalten, daß diese Zeichnungen auch illuminirt und dadurch dem Style der alten Miniaturen noch näher gebracht seyn möchten.

Geschichte.

Geschichte der Europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Geschichte von Dännemark von F. C. Dahlmann. Erster und zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1841.

(Schluß.)

„Sven, heißt es weiter, war dem König von einer Sklavin geboren, sein Vater haßte ihn, Liebe fand er nur in Fünen, wo seine Mutter diente, im Hause Toke's, der, seines Vaters Palnir's Namen hinzugelegt, auch Palnatoke heißt. Hier erwuchs er unter Menschen, die den alten König verabscheuten. Palnatoke, kühn und unbekümmert, rühmte sich einst an des Königs Hofe ein unübertroffener Schütze zu seyn, einen Apfel nicht zu fehlen; da befiehlt Harald, der auf einmal eine Art Kambyses geworden ist und orientalischen Gehorsam findet: so lieb ihm sein Leben geworden ist, soll er einen Apfel vom Haupte seines eignen Knaben schießen. Er überwand sich und vollbrachte es und beantwortete Haralds Frage, warum er mehr als einen Pfeil aus dem Köcher genommen habe, so freimüthig wie drei Jahrhunderte später der Schweizer Tell Geßlern gegenüber that. Von nun an trachtete ihm Harald nach dem Leben. Palnatoke, abermals ruhmredig, sagte, er verstehe sich so gut auf die Finnenkunst, mit dretternen Schlittschuhen zu laufen, als der König; der aber zwang ihn, das steile Kullengebirge hinabzugleiten, und beinahe hatten Felsschlünde, beinahe die Fluten des Meeres das kühnste Herz begraben. Palnatoke war es, der den Sven bei den heidnischen Göttern hielt, der ihm Entschluß und Kräfte gegen seinen Vater gab. Es war Palnatoke's Pfeilschuß, der den alten König fällte. Hierauf verließ das Haupt der Heiden Dännemark und ließ sich mit Männern, welche ähnlich dachten, an der Mündung der Oder in Jomsburg bei den Slaven nieder. Es ist dieses

Digitized by Google

daſſelbe Jumne oder Uimne, wo Harald verwundet ankam und ſtarb. Hier errichtete Palnatoke einen Staat von tapfern Männern, ihr Reich ſollte die See ſeyn, kein Weib durfte in die Feſtung, kein Mann ward Mitglied ohne Proben reifer Tapferkeit, alle Beute war gemeinſam. Die erſte Anlage des Platzes, den man gewöhnlich auf die Inſel Uſedom verſetzt, wird von den Einen dem König Harald, von Andern einem ſchwediſchen Königsſohne Styrbiörn zugeſchrieben, der, aus Schweden vertrieben, von Harald unterſtützt, ſpäter, als er ſein Erbrecht mit den Waffen geltend machte, verrathen ward. Nach ſeinem Falle nahm Harald Jomsburg in Beſitz, wie ſein Ende zeigt. Immer war es eine Stiftung, die eine Zeitlang zur Machtvermehrung Dännemarks diente, welches die Umgegend dadurch beherrſchte; jetzt aber fiel ſie den Feinden Dännemarks zu und ward unter Palnatoke durch Kaperei der Schrecken. Hier lebte und ſtarb der Held der Sage." S. 83 ff.

Von den poetiſchen Zügen entkleidet bietet die däniſche Geſchichte im Mittelalter leider nicht das erfreulichſte Bild dar. Sie kennt nur ſehr wenige gute Fürſten und Geſetzgeber, einige Helden und politiſche Köpfe, die mit Gewalt und Liſt um ſich griffen, aber bei weitem mehr rohe und gemeine Naturen; daher auch die Thronſtreitigkeiten, Familienmorde und Empörungen ſich endlos daufen.

Im zweiten Bande dieſes Geſchichtswerks ſtehen die groß n Kämpfe der Hanſa mit Dänemark im Vordergrunde. Es ſchien eine Zeitlang, als ſolle die der deutſ ten Nation gebührende Stellung zu Nordeuropa durch den Hanſabund für immer errungen und geſichert werden. Von den Hanſeſtädten aus war Livland, Kurland, Preußen germaniſirt worden. Großartig und um ſo wunderbarer war dieſer Aufſchwung des ſächſiſchen Stammes im Norden, als gleichzeitig die oberdeutſchen Stämme im Kampf des Kaiſerthums mit der Hierarchie zerrüttet und geſchwächt wurden. Wohl mögen wir uns mit Stolz erinnern, daß es eine Zeit gab, in welcher ein däniſches Staatsgrundgeſetz lautete: „Deßgleichen ſollen nir keinen Herren empfangen (König wählen), es ſey denn mit Rath der Städte (Lübeck, Hamburg, Bremen und der übrigen Hanſeſtädte)." Allein das Schickſal wollte nicht, daß die Erfolge der Hanſa von Dauer ſeyn ſollten. Wie die deutſche Kaiſermacht im Süden nicht durch die Stärke des Papſtes oder Frankreichs, ſondern nur durch die Uneinigkeit der Deutſchen ſelbſt geſchwächt und beſiegt wurde, ſo auch die Macht der Hanſa im Norden nicht durch die Stärke der Dänen, Schweden, Polen und Ruſſen, ſondern nur durch die Uneinigkeit der Hanſeaten ſelbſt und ihrer deutſchen Nachbarn. Es war Jahrhunderte, ja man darf ſchon ſagen Jahrtauſende hindurch der vorherrſchende Charakterzug der Deutſchen, daß ſie einander wechſelſeitig im Stiche ließen und in der Verfolgung jeden Vortheils über das Ausland hemmten.

Der zweite Band ſchließt mit der Union von Calmar, durch welche die Krone von Dänemark, Schweden und Norwegen vorübergehend auf ein Haupt kamen.

In dieſem Bande ſind einige ſehr intereſſante Epiſoden eingefügt, die zugleich als organiſche Beſtandtheile des ganzen Werks zu betrachten ſind, nämlich ein Abriß der Geſchichte Norwegens und Islands, ſofern dieſe Länder geraume Zeit hindurch mit Dänemark aufs innigſte verbunden waren und Island auch noch jetzt däniſch iſt. Beſonders gründlich ſind die Rechtsverhältniſſe dieſer Länder behandelt. Dieß hier übergehend wollen wir unſern Leſern etwas Romantiſches zum Beſten geben, eine Skizze der noch wenig bekannt gewordenen Kampfe der Ghibellinen und Guelfen in Normegen, die an poetiſchem Intereſſe noch reicher ſind als ſelbſt die Kämpfe der beiden Roſen in England, die Shakeſpeare uns verewigt hat.

Wir dürfen die beiden kämpfenden Parteien als Ghibellinen und Guelfen bezeichnen, weil die eine, die Birkibeiner, wirklich das Intereſſe des Staats und die Unabhangigkeit der weltlichen Macht, die andere, die Bagler (von bagall, dem biſchöflichen Krummſtab) dagegen das päpſtliche Intereſſe vertraten. Die Biſchöfe nahrten den Streit um die Krone abſichtlich und ſtellten, ſobald ſich ein König feſtſetzen wollte, immer wieder Gegenkönige auf (wie gleichzeitig Gegenkaiſer in Deutſchland), um dem Papſt allein die Lehnsherrlichkeit und das Schiedrichteramt vorzubehalten. Dieß die politiſche Seite des großen Kampfs. Sie bietet aber noch eine andere rein poetiſche Seite dar. Der jahrhundertlange Kampf iſt zugleich Folge eines Fluchs innerhalb einer Familie, erinnernd an die altgriechiſchen Trauerſpiele, vom Hauſe des Oedipus und Agamemnon.

Nachdem der berühmte Harald Haardrade bei Haſtings die Krone Englands und das Leben verloren, ſahen ſeine Nachkommen ſich auf Norwegen beſchränkt. Sein Urenkel war der ſchöne Sigurd Jorſalafor, der im Jahr 1110 einen Kreuzzug unternommen, aber ſpäter entartete und durch einen ſeltenen Frevel den Fluch auf ſein Geſchlecht lud. Borghild, eine edle norwegiſche Jungfrau, bewies, als man ihre Reinheit verdächtigte, durch eine Feuerprobe ihre Unſchuld. Eben dadurch aber wurde der zügelloſe Sigurd ſo für ſie entbrannt, daß er gegen göttliche und menſchliche Geſetze in ihr elterliches Haus einbrach und ihr Gewalt anthat. Sie gebar einen Sohn, der ſpäter als Magnus VI. König wurde, und an deſſen Geburt der Fluch geknüpft war. Kaum ſchloß

Digitized by Google

1130 Sigurd die Augen, so erhob sich wider seinen Sohn und Nachfolger Magnus IV. auf den Antrieb des schlauen Rognwald, des Grafen der Orkneyinseln, ein Irländer, der sich für Sigurds Bruder ausgab, unter dem Namen Harald Gillichrist. Magnus IV. unterlag und wurde entmannt und eines Fußes beraubt in ein Kloster gesteckt, 1135. Aber schon im folgenden Jahr wurde auch Harald durch einen Priester Sigurd (zubenannt Slambi-Diafu, der schlimme Diaconus), der sich ebenfalls für einen Bruder Sigurd Jorsalafars ausgab, im Bette seiner Geliebten erstochen. Diese Geliebte, Thora, entfloh mit ihrem zweijährigen Sohn Inge und ließ ihn zum König ausrufen, während auch ein rechtmäßiger Sohn Haralds, Sigurd Munnur (von seinem häßlichen Munde so genannt), ein vierjähriger Knabe die Krone anfprach. Slambi fand wenig Anhang, holte daher den armen Magnus IV. aus dem Kloster und gab vor, für ihn zu ſtreiten, unterlag aber und wurde sammt dem verſtümmelten Magnus ermordet, 1142. Nun kamen aber noch zwei angebliche Halbbrüder des Inge und des Sigurd Munnur zum Vorſchein, Magnus V. und Eyſtein, die ſich ebenfalls zu Königen machten. Inge behielt die Oberhand; Magnus V. ſtarb, Sigurd wurde in einem Hauſe belagert und erſchlagen, dem ſehr dicken Eyſtein wurde, nachdem er gefangen worden, der Rücken kreuzweis aufgehauen, 1157. Nun erhob ſich aber Hakon Hårdbredd, ein Baſtard Sigurd Munnurs, und Inge kam in der Schlacht gegen ihn ums Leben, 1161. Hakon ſelbſt aber fiel in einer Schlacht gegen Erling, der ſich mit vielen Norwegern erhoben hatte, endlich Borghilds Sohn, Magnus VI., zu krönen, 1162. Hakons Sohn Sigurd III. beſtritt ihn vergebens, wurde gefangen und gehenkt, 1163. Nur wenige Jahre herrſchte Magnus in Ruhe. Schon 1171 erhoben ſich neue Gegenkönige: Olaf, ein Enkel Eyſteins, der beſiegt wurde und bald ſtarb; Harald, der augenblicklich gefangen und hingerichtet wurde; Eyſtein Meila, ein Baſtard Eyſteins, der mit ſeinen Anhängern in die Wälder flüchten mußte. Sie waren ſo abgeriſſen, daß ſie Birkenrinde ſtatt der Schuhe brauchten, daher ſie Birkibeiner genannt wurden. Eyſtein ſelbſt wurde von einem Bauern erſchlagen, 1177. Die Birkibeiner fanden aber ein neues fähiges Haupt an Suerrir, einem angeblichen Sohn Sigurd Munnurs, eigentlich aber Sohn eines gemeinen Kammmachers. Dieſer Held hielt ſich lange in wüſten Gebirgen auf, aber ſeine Tapferkeit und nicht weniger ſeine Beredtſamkeit erwarb ihm Anhänger, er beſiegte den treuen Erling, und als dieſe Stütze gefallen war, erlag Magnus in einer Seeſchlacht und ſprang muthig, um nicht gefangen zu werden, ins Meer, 1183. Mit ihm endete das echte Geſchlecht der alten Könige Norwegens. Aber Borghilds Fluch ging auf die angemaßten Nachfolger über. Gleich einem Drachen gebar Norwegen unaufhörlich neue Köpfe, welche Kronen trugen. Gegen Suerrir erhob ſich der Mönch Jon, ein Sohn Inges, ward aber auf einer Klippe im Meer erſchlagen; dann Sigurd, ein vorgeblicher Sohn Inges, Brenner genannt, weil er das Land greulich verheerte, der aber auch getödtet wurde; Bikar, ein unſchuldiges Kind, das man für einen Sohn Magnus VI. ausgab und das ebenfalls ermordet wurde. Allein 1195 gründete ein anderer angeblicher Sohn des Magnus, Inge II., von der Geiſtlichkeit unterſtützt, welche alle dieſe Wirren zu ihrem Vortheil benutzte und die Alleinherrſchaft eines weltlichen Haupts zu verhindern ſuchte, die Partei der Bagler (Krummſtäbler), die ſich den Birkibeinern mit Glück entgegenſetzte. Nachdem der gewaltige Suerrir 1202 geſtorben war, folgte ihm ſein Sohn Hakon IV., der ſchon im nächſten Jahre vergiftet wurde, und dieſem ſein Neffe Guttorm, der aber auch ſchon 1205 ſtarb. Nun ſtritt Inge II. mit dem Gegenkönig Erling Steinweg, der ſich für einen Sohn des Magnus ausgab und 1207 ſtarb, ferner mit dem Philipp, einer Kreatur jenes Erling, der mit ihm theilte. Nach Inges Tode erhob ſich ein Baſtard Hakons, Hakon V., 1215, dem ſich Philipp endlich unterwarf und der auch den Skule, einen Halbbruder Inges, beſiegte. Erſt mit Skules Tod in der Schlacht endete 1240 dieſer hundertjährige Kampf in Norwegen und Hakons Geſchlecht regierte nun ruhig fort. Von 1130—1240 ſah Norwegen 24 Könige, von denen 15 ermordet wurden. Nie waren die Könige wohlfeiler.

So viel uns bekannt, haben dieſe altnorwegiſchen Kämpfe noch keinen Shakeſpeare gefunden, der ſie zu behandeln verſtanden hätte, wie den Krieg der York und Lankaſter in England. Nur eines Romans von den Birkebeinern glauben wir uns dunkel zu erinnern. Gewiß verdiente dieſer Stoff eine würdige poetiſche Bearbeitung.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung über die Rechtſchreibung in Bezug auf den Namen Dänemark. Herr Dahlmann ſchreibt Dännemark und rechtfertigt es durch den Umſtand, daß die däniſche Regierung ſelbſt ſeit einigen Jahrhunderten, auch däniſche Lieder des Mittelalters und endlich die ſchwediſchen Nachbarn das doppelte nn gebrauchen. Dagegen möchten wir geltend machen, daß Saxo Dan, Dania und nie Dann, Dannia, daß auch Snorri ſtets nur Danmark ſchreibt, daß die deutſchen und engliſchen Nachbarn ebenfalls immer nur ein n gebrauchten, und endlich daß man, wenn man einmal Dännemark ſchreiben will, folgerecht auch däniſch und die Dännen ſchreiben müßte, was Herr Dahlmann ſelbſt nicht thut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Juni 1842.

Dichtkunst.

1) Die Dichtungen von Justinus Kerner. Dritte sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

Schon längst ist Justinus Kerner nicht nur als Arzt, Magnetiseur und Geisterseher berühmt, sondern auch als einer der liebenswürdigsten Dichter dem deutschen Publikum innig vertraut. In der vorliegenden dritten Auflage seiner poetischen Werke finden sich über achtzig ganz neue Gedichte, aus denen uns sein herrliches Gemüth, sein heiterer Humor und seine ungeschwächte Kraft wohlthuend anspricht, obgleich er einigemal über das herannahende Alter klagt.

Nur wenige dieser neuen Gedichte beziehen sich auf das Geisterwesen. Eines ist eine humoristische Abwehr hofmeisternder Journalartikel. Eines eine Geistergeschichte selbst, und überaus schauerlich, einer bekannten Volkssage entnommen, die in sehr vielen Variationen bald hier, bald dort sich wiederholt. In Böhmen gibt man der Sage eine historische Grundlage. Eine schwedische Gräfin, Gattin eines Generals, soll im dreißigjährigen Kriege bei einem Wirth, der zugleich ein Metzger war, übernachtet haben. Da sey ihr der Geist einer ermordeten Frau, der ehemaligen Wirthin, erschienen und habe sie um Anzeige des Mordes, den der neue Wirth begangen, angefleht und zum Zeichen, daß sie Wahrheit spreche, sie gebeten, einen goldnen Ring in ihren mit der Art gespaltenen Schädel zu legen, den man morgen in ihrem tiefen Grabe im Keller wiederfinden werde. Die Generalin habe ihren Wunsch erfüllt, die Begebenheit angezeigt, der Ring sey im Todtenschädel der Ermordeten im Keller gefunden und der Mörder bestraft worden. Unser Dichter hat ganz dieselbe Sage behandelt, nur ist es hier ein Ritter Irwing, der in einer Mühle übernachtet und dem der Geist der Müllerin erscheint.

Zu dem Gemüthlichsten und Zartesten, was uns Kerners Muse bietet, gehören seine amtlichen Seufzer, der Ausdruck von Stimmungen und Gefühlen eines nicht mehr jugendlichen Arztes.

Der Arzt an sein Hündchen.

Treues Thier! wenn freudig du
Aufspringst und dein Schwänzlein lachr,
Wenn man weckt aus Schlafes Ruh
Deinen Herrn um Mitternacht,

Und wenn dann du vor der Thür
Beißt und eilest mitzugeh'n,
Mein' ich, daß du, gutes Thier!
Mehr als ich fühlst Menschenweh'n.

Als ein leichter Geist voran,
Laufst du deinem schweren Herrn,
Der geht seufzend seine Bahn,
Du doch geußt sie freudig gern.

In dir lebt ein innres Schau'n,
Das dem Menschenhirn gebricht,
Möchte oft dich fragen, traun!
Stirbst der, oder stirbt der nicht?

Denn schon kam's, daß meinem Blick
Einer schien noch frisch und roth,
Du doch flohst vor ihm zurück
Und dann folgte bald sein Tod.

Schaust wohl auch, du gutes Thier,
Mir den Tod schon im Gesicht,
Treu doch gehst du nicht von mir,
Läßest den bald Todten nicht.

Digitized by Google

Durch die Straßen dieser Stadt
Wirst du wohl noch mit mir geh'n,
Wenn den Leib die Erde hat,
Du nur wirst den Geist noch seh'n.

Ausgezeichnet schön! Damit verwandt ist folgendes noch etwas schmerzlichere Gedicht:

Arzt und Pferd.

O armer Arzt! o armes Pferd!
Ihr fühlet gleiche Wehen.
Bis an den Tod sollt ihr beschwert
Allzeit im Trabe gehen.

Doch Pferd! dich läßt man bälder ruh'n,
Dich sticht man gnädig nieder,
Der Arzt doch soll noch sterbend thun,
Als hab' er leichte Glieder.

Es klopfet noch an seine Thür,
Liegt er im Todeskampfe
Und ruft: „Herr Doktor! kommt mit mir,
Mein Weib fiel um im Krampfe."

Ein banger Traum gellt ihm in's Ohr:
Ja! auf! mach' deine Runden!
Ein jüngerer kommt dir zuvor
Und raubt dir deine Kunden!

Er spricht: „Stellt mich an's Fenster hin,
Daß sie von unten sehen,
Daß ich noch nicht gestorben bin
Und noch kann etwas stehen!

Sein Angesicht wird lang und bleich. —
An's Fenster hingetragen,
Ruft er hinaus: „geduldet euch!
Ich komm in wenig Tagen!"

Todt sinkt er in des Weibes Arm;
Ein Herrlein sieht man kommen:
„Ich bin der neue Arzt, den warm
Die Bürger aufgenommen!"

O Arzt! noch ärmer als dein Pferd,
Kommst wieder du zur Erde,
Bitt' Gott, daß er dich mach' verkehrt,
Anstatt zum Arzt, — zum Pferde.

In mehreren Gedichten verräth sich der feine Naturſinn des Verfaſſers, und jenes faſt an die Inder erinnernde Mitleid für die Thiere. Sehr ſchön mahnt er in dem Gedicht „Grundton der Natur" an den tiefen Schmerz, der durch die ganze Natur geht. Seltſam, ſcheinbar faſt zu empfindſam und doch, beim Licht beſehen, natürlich und gerecht iſt das Lied vom Kalbe:

Du Thier, im dunklen Stall geboren,
Eh' du des Lebens recht bewußt,
Greift dich ein Schlächter bei den Ohren,
Und reißt dich von der Mutterbruſt.

Dein großes Auge fromm und helle,
Sieht da die Au' zum erſtenmal,
Doch angſtvoll; denn des Hunds Gebelle
Treibt raſtlos dich durch's grüne Thal.

Bald binden ſie dir deine Glieder,
Sie achten nicht dein Angſtgeſchrei,
Man wirft dich auf die Schlachtbank nieder,
Und ſchneidet dir den Hals entzwei.

Doch bei dem letzten Hauch der Kehle
Ein Glanz aus deinem Auge ſpricht:
„In mir auch wohnet eine Seele,
Für mich auch hält ein Gott Gericht."

Ungemein ſinnig iſt das Liedchen vom Schneckenhauſe (I, 269). Obgleich der Dichter heiterer und glücklicher wohnt als Millionen andere Sterbliche, obgleich ſein gaſtliches, redenumwobenes Haus in ganz Deutſchland berühmt und ein Gegenſtand der Liebe und Verehrung zunächſt für ganz Schwaben iſt, gedenkt der Dichter dennoch mit einem leiſen Seufzer, daß unſere Wohnungen nicht in dieſer Welt ſind:

O Schnecke! wie beneid' ich dich!
Gefällt dir's nicht an einem Ort,
Trägſt du dein Haus zum andern fort,
O hätte ſolch ein Haus auch ich!

Hab' auch ein Haus gebaut, allein
Feſt ſitzt das, wo ich's hingethan,
Und ich bin ein gefangner Mann,
Trag' an den Füßen Kalk und Stein.

Das Haus wär' mir ſchon lieb und gut,
Dürft' ich nur niemals aus ihm geh'n,
Doch was ich außer ihm muß ſeh'n,
Das bricht mir wahrlich oft den Muth.

Dann möcht' ich's ſetzen auf die Hand,
Möcht' ſprechen: komm' mit mir, mein Haus,
Fort in die weite Welt hinaus:
Denn hier iſt nicht mein Heimatland.

Möcht' ſetzen dich dahin, wo nur
Ein Urwald wogend dich umrauſcht,
Kein Menſch dein Inn'res mehr belauſcht,
Tief in den Buſen der Natur.

Digitized by Google

Wenn sich kein Steinlein rühret dann
Und ich umsonst besprach das Haus,
Tönt's in mir! bald ja tausch' ich's aus
Mit einem, das man tragen kann.

Gewiß eins der schönsten dieser neuen Gedichte ist das letzte, worin sich die zarteste Liebe ausspricht:

Bin ich eine Leiche kalt,
Werden sie wohl um mich klagen
Bis zum Grabe, und dann bald
Nach dem lauten Markte fragen.

Diese Lieder sind zu klein,
Sind zu schwach, zu leben lange,
Wüster Streit bricht bald herein,
Bringet Tod auch dem Gesange.

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Meinen Hügel deckt kein Stein,
Früh ihn ebnen Sturm und Regen,
Ausgräbt bald man mein Gebein,
Einen Bessern drein zu legen.

Doch mit einem Herzen bleib'
Ich in ewigem Vereine.
Liest dieß Herz, was ich hier schreib',
Fühlt es wohl, welch' Herz ich meine.

2) Dichtungen von G. Fischer. Stuttgart, Griesinger, 1841.

Der Dichter hat sich hauptsächlich theils Schiller, theils Uhland zu Vorbildern genommen, daher in der ganzen Sammlung ein edler Grundton. Die Form ist freilich nicht durchgängig vollendet und auch der Inhalt oft von der sehr gewöhnlichen Art: Geistesdrang, Herzens Frühling, Gesanges Heimath, Sängers Braut, Sängers Unstern, Sehnsucht, stumme Gegenliebe ꝛc., wie es sich in hundert und aber hundert deutschen Gedichtsammlungen wiederholt. Doch findet sich auch manches in der Form sehr gefällige und wohlklingende, im Inhalt zartgefühlte und wahrhaft poetische Gedicht. So z. B. das schöne Gedicht auf Justinus Kerner:

Sonst wähnt' ich: lese Kernern man,
Da walte finstres Wesen;
Doch bin ich bald von diesem Wahn —
Vergib ihn, Freund — genesen;

Erwünschten Strahl in Nächten gibt,
Wo Manchen bangt und schauert,
Ein Herz, das also lichtklar liebt,
Und also himmlisch trauert.

Ich sitz' im Schlosseserker Nachts, —
Der Wind pfeift in den Fenstern —
Bei deinem Buch — und um mich wacht's
Gleich flüsternden Gespenstern;
Doch wird mir wohl und heimisch hier,
Ich schweb in Himmelsfrieden,
Es haben deine Lieder mir
Nur Engel herbeschieden.

Auch kommen mehrere originelle Romanzen vor, örtlichen Volkssagen, namentlich aus der Gegend von Schwäbisch Gmünd und Hohenurach entlehnt z. B. die Sage von der Gründung Gmünds: eine Herzogin von Schwaben verlor einst ihren goldenen Trauring, derselbe wurde wiedergefunden am Geweih eines Hirsches und an der Stelle, wo der Hirsch gefällt worden, die erste Kirche Gmünds gegründet. Die Sage vom Todtenkopf bei Urach: An der Stelle, wo der berühmte, vom Adel bis auf den Tod verfolgte Dichter Frischlin, aus seinem Kerker im Schloß Urach sich herablassend, gestürzt und umgekommen war, soll eine Orchisart, deren Blumen einem Todtenkopf ähnlich sehen (Ophrys arachnites) hervorgesproßt seyn, eine Pflanze, die vorzugsweise in dieser Gegend vorkommt.

Theologie.

Die christliche Mystik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmalen von Adolf Helfferich. In zwei Theilen. Gotha, Perthes, 1842.

Der Titel läßt eine umfassendere Entwicklung der gesammten christlichen Mystik erwarten, das Werk selbst beschäftigt sich aber ausschließlich nur mit den fünf Erzvätern der Mystik, nämlich mit Dionysius dem Areopagiten, Scotus Erigena, dem h. Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard a S. Victore.

Die Einleitung erörtert auf eine eben so scharfsinnige als würdige Weise den eigentlichen Begriff der Mystik, der so oft verkannt wird. Der Verfasser zeigt, auf welche rohe Weise gewöhnlich der Mystik vorgeworfen werde, sie sey nur ein Schwelgen in Gefühlen, da sie die tiefste Spekulation enthalte. Zwar hat Görres unlängst der Mystik alle die Ehre vindicirt, die ihr die

Digitized by Google

Oberflächlichkeit der Schulen bisher entzogen, allein Görres faßt doch auch wieder vorzugsweise die Gefühlsseite der Mystik auf, und demnach glaubt der Verfasser des vorliegenden Buchs mehr die spekulative Seite hervorheben zu müssen. Das Ziel aller Mystik ist nämlich Vereinigung mit Gott theils in der höchsten Entzückung des Gefühls, theils in der klarsten Anschauung; die Wonne der höchsten Liebe ist stets begleitet vom alldurchdringenden Wissen. Das Wissen selbst will nie bloß in Gott als die Einheit der Dinge eindringen, sondern in ihm auch das All umfassen; daher die Naturphilosophie, als Lehre von der Offenbarung Gottes in der Natur, ein wesentlicher Bestandtheil der Mystik ist. Eben so die Offenbarung in der Geschichte, daher sich schon Spuren einer sehr tiefsinnigen Philosophie der Geschichte bei den älteren Mystikern finden, z. B. bei Rupert von Duriz, auf den übrigens hier, wie auf so manchen andern keine Rücksicht genommen ist. In der Mystik hat ein religiöses und ein philosophisches Bedürfniß zugleich seine Befriedigung gesucht und Religionsphilosophie ist in der That das rechte Wort, das wenigstens die eine Seite der Mystik vollständig bezeichnet, wenn sie auch eine andere hat, die ans Gebiet der Magie grenzt. In den mystischen Visionen ist wenigstens immer noch wesentlich Philosophie enthalten und die Mystik hört erst dann auf, Philosophie zu seyn, wenn sie aus dem Schauen zum Wirken fortschreitet, d. h. wenn der mystisch Entzückte nicht bloß wahrnehmend, sondern auch activ die gemeinen Naturgesetze durchbricht, Heiliger wird.

Indem Herr Helferich es rein mit der Spekulation zu thun hat und die Lehren der fünf genannten Mystiker aus ihren Schriften entwickelt, erwirbt er sich ein dankenswerthes Verdienst um die Geschichte der Philosophie. Nur die häufigen Beziehungen seines Buchs auf die moderne Spekulation und der Gebrauch Hegel'scher Ausdrucksweisen sind unpassend. Die Kälte und Herzlosigkeit der Hegel'schen Schule kann sich unserm Gefühl kaum auf eine widerlichere Weise aufdrängen, als wenn wir sie in so unmittelbare Verbindung gebracht sehen mit der Innigkeit und Gluth jener frommen Mystiker des Mittelalters. Je liebevoller sich nun der Verfasser zu diesen neigt und von der Hegelei abneigt, um so mehr hätte er auch die stete Erinnerung an diese letztere sich und dem Leser ersparen sollen. Es macht uns die Empfindung, als ob uns, indem wir ein altes edles Heiligenbild betrachten wollten, ekelhafte Spinnenweben die Augen verklebten. Auch hat die Verständlichkeit dadurch nicht gewonnen, sondern verloren, und der zweite Band, der nur Auszüge aus den Originalen enthält, ist klarer als die Erklärung im ersten Bande. Da in unserer Zeit so abschreckend viel über die Dinge, d. h. meistens über die Dinge hinweggeschrieben wird, so ist keine Methode gründlicher, als den Autor, von dem man handeln will, in möglichst treuen Uebersetzungen selbst reden zu lassen, und Herr Helferich hat durch Hinzufügung des zweiten Bandes deßfalls seinem Werke einen bedeutenden Nachdruck gegeben.

Der Areopagite beginnt die Reihe. Sehr mit Recht bemerkt der Verfasser, daß sich in ihm das Glaubensbekenntniß einer kirchlich-religiösen Richtung oder Partei schon in der ersten Periode der Kirche ausspreche. Die mystische Richtung ist überhaupt nichts Zufälliges, sondern geist- und seelenvolle Menschen mußten sie nothwendig einschlagen, und es macht dem germanischen Norden keine geringe Ehre, daß gerade er es war, der die Mystik im Gegensatz gegen die Scholastik ausbildete, welche letztere nur spitzfindig und zu politischen Zwecken schlau berechnet war, daher mehr von den romanischen Nationen ausgebildet wurde. Der zweite große Mystiker war Erigena am Hofe Karls des Kahlen, ein Schotte, voll von großen und tiefen Ideen. Der dritte Bernhard von Clairvaux, in dem die Gluth und der Thatendrang des Franzosen nicht zu verkennen ist, der vierte Hugo von St. Victor, ein Deutscher, der ein zartes engelreines Gemüth und eine wunderbare Süßigkeit des Gefühls mit Tiefe der Spekulation vereinigte, endlich Richard von St. Victor, Hugos Schüler, wieder ein Schotte, der seines Lehrers System spekulativ vollendete. Wenn fast alle Mystiker in der Ascese (der Abtödtung des Leibes) das Mittel sahen, den Geist frei und zu Visionen (unmittelbaren Anschauungen des Göttlichen) fähig zu machen, so erhob Hugo diese rohe Praxis in die weit edlere und feinere der sittlichen Reinigung, indem er lehrte: die Uebung im Guten ist der einzige Weg zur Erkenntniß der Wahrheit. Dieß ist gewiß die geistvollste und würdigste Verbindung, in welche die Moral mit der Wissenschaft gebracht werden kann. (Während die junghegelsche Schule umgekehrt lehrt, daß die Wissenschaft uns der Moral überhebe, daß der Unterschied zwischen Gut und Böse für den anmaßlich Wissenden aufgehört habe.)

Tiefer in diese Materie einzugehen, dürfte sich für unser Blatt nicht eignen. Genug, daß wir allen Freunden innigerer Religiosität, so wie auch denen, die sich gern in den Geist der Väter zurückversetzen, dieses schätzbare Werk zu empfehlen wünschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Juni 1842.

Schriften über Magnetismus.

1) Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. Von Dr. Joseph Ennemoser, Ritter des eisernen Kreuzes. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Nachdem der Verfasser viele Jahre lang den Magnetismus studirt und praktisch erprobt hat, fällt er über denselben ein besonnenes Urtheil, ein Urtheil, das viele Liebhaber des Wunderbaren, die so gern auf diesem dunkeln Gebiet wie auf einer Asphodeloswiese weiden, vielleicht zu nüchtern finden werden, das aber zugleich auch den Ungläubigen, die gar nichts vom Magnetismus halten, imponiren dürfte.

Entscheidend ist gleich auf S. 3 der Satz, daß die Erscheinungen des Somnambulismus, der Extase ꝛc. nicht wesentlich zum Magnetismus gehören, da sie einmal nur selten sich einstellen und zu der Cur und Besserung des Kranken nicht nothwendig sind, und da alle diese ungewöhnlichen Erscheinungen in vielen Krankheiten auch von selbst entstehen, und durch andere Mittel und Einflüsse hervorgebracht werden.

Der zweite wichtige Satz, der besonders für Aerzte beherzigenswerth seyn dürfte, spricht sich gegen die bisher fast allgemein angenommene Meinung aus und leugnet, daß ausschließlich das Nervensystem beim Magnetismus betheiligt sey. Herr Ennemoser sagt S. 16: „Nach vielen Erfahrungen der französischen und deutschen magnetischen Schriftsteller, besonders des Dellenze und Wolfart (Jahrbücher des Lebensmagnetismus 1. Bd., 2. Heft, S. 5), denen ich vollkommen beistimme, ist der Magnetismus bei vorwaltenden Krankheiten des Reproduktions-Systems tiefer eingreifend und meist mit sicherem Erfolge gekrönt, als in den früher fast ausschließlich für den Magnetismus geeignet gehaltenen Nervenkrankheiten. Dieses beweisen auch die in noch vorherrschender Vegetations-Sphäre lebenden Kinder, welche, je jünger sie sind, die Heilkraft des Magnetismus auf die allerwohlthätigste Weise empfinden. Da man zur Sphäre der Vegetations-Krankheiten die Krätze und chronischen Hautübel, die Katarrhen, als Schwindsucht, Bleichsucht, Skorbut, Scropheln, Rhachitis, Gelbsucht, Gicht, Lustseuche, Wassersucht, Geschwüre, Desorganisationen, Kontrakturen, Anchylosen ꝛc. rechnen kann, so sind es auch in der That diese Krankheiten, bei denen der Magnetismus in neuerer Zeit noch sehr heilsame Dienste leistete, wo die sonst gewöhnlichen Arzneien den Heilkünstler im Stiche ließen, und Wolfart (a. a. O.) hebt geradezu diese, als die von ihm unter den am glücklichsten durch den Mesmerismus behandelten Krankheiten aus; so wie auch anderwärts unter den durch den Magnetismus geheilten Krankheiten diese besonders ausgezeichnet werden. (Kiefers Archiv 4. Bd., 1. Hft., S. 154.) Als Hauptprovinz des Vegetations-Systems wird insbesondere der Unterleib angesehen, und die Krankheiten, welche vorzüglich da ihren Sitz und ihre Wurzel haben, sind zum Theil gleichfalls zu den häufigeren zu zählen, welche durch den Magnetismus geheilt worden sind; dahin gehören die verschiedenen Magenbeschwerden (Gastrosis), die Infarkten, die Bauchwassersucht, die Wurmkrankheit, vorzüglich bei Kindern, die Verstopfungen der ersten Wege und der Baucheingeweide, wie Milz- und Leberverhärtungen, Nierenkrankheiten und der Stein, Mutterbeschwerden, ja eingewurzelte Hysterien ꝛc."

Damit hängt zusammen, was der Verfasser S. 209 über die Anwendbarkeit des Magnetismus in der Viehartzneikunde sagt: „Das Streichen mit der Hand oder mit einem Holz, Glas oder Eisenstab von dem Kopf längs des Rückens hin, und über die Füße hinab ꝛc., ein Bespritzen mit magnetisirtem kaltem Wasser und das Tränken damit, ist eine so allgemein heilsame und den Thieren so wohlthätige Wirkung, daß sie dieselbe mit sichtbarem Wohlbehagen gleichsam suchen, so

Digitized by Google

daß man sich wundern muß, daß dieses Verfahren statt jener schmählichen Wiedoctorei nicht schon lange allgemein bekannt ist, und daß man lieber noch Versuche mit homöopathischen Tropfen macht, welche, wenn sie wirklich helfen, am Ende wohl nichts weiter als magnetische Wirkungen sind. Man kann Thiere, und zwar meistens sehr schnell, nicht bloß von allgemeinen und örtlichen Krankheiten mit dem Magnetisiren befreien, sondern man versetzt sie damit selbst in Schlaf; Hühner und Vögel schlafen wie bezaubert oft in ein paar Minuten ein.".

Noch merkwürdiger scheint die Wirkung des Magnetismus auf die Pflanzen. „Auch hierüber, sagt der Verfasser S. 210, sind mehrfache Versuche gemacht worden, und da man nicht glauben soll, daß der Begriff von Zauberei etwa Jemand davon abhalte, die Pflanzen zu magnetisiren, so ist das mächtigste, wohlfeilste und für die Landwirthschaft allgemein nützlichste Mittel nichtsdestoweniger noch überall unbekannt. Ich habe vielfache Versuche auch im Großen hierüber angestellt, deren Resultate ich kurz angeben will. Am 2. Mai 1821 pflanzte ich in Beisein meiner beiden Freunde, der Herren Prof. Nees v. Esenbeck und des botanischen Gärtners Herrn Sinning zu Bonn, Strauchbohnen, Zuckererbsen, Hafer, Capucinerkresse — (Tropaeolum majus) — in gleicher Erde und in gleicher Richtung nur etwas von einander entfernt dergestalt, daß von jeder Gattung gleiche Theile Samen mit magnetisirtem, und die andern mit gewöhnlichem Wasser angefeuchtet wurden. Zu gleicher Zeit wurden in der Folge jedesmal die Pflanzen mit magnetisirtem und mit gewöhnlichem Wasser begossen, so oft es nöthig schien. Erst am 10. Mai drangen die ersten Pflänzchen durch die Erde hervor und zwar die nichtmagnetisirten Erbsen und Bohnen und einige Haferkörner. Von den magnetisirten konnte man nur ein paar Spuren entdecken. Am 9. Mai setzte ich dieselben Kräuter (das Trop. ausgenommen), aber ohne alles Begießen, und wurde bloß der eine Theil der Samen vor dem Einsetzen magnetisirt. Am 12. war schon alles sichtbar, die ersten und die zweiten; aber überall waren die nicht magnetisirten weiter vorgerückt; so hatten die Erbsen schon vier Blätter, während die magnetisirten noch keine hatten. Am 15. war alles in derselben Art fortgeschritten, bei den nichtmagnetisirten Bohnen entwickelten sich schon Spindeln, während die magnetisirten noch beinahe in den Hüllen waren. Das Tropaeolum entwickelte sich etwas später, aber in derselben Art. Die auf die zweite Art eingesetzten schienen sich ziemlich gleichartig zu erheben. Nun war ich vorzüglich auf die Blüthezeit aufmerksam, und hier zeigte es sich wieder, daß die nicht magnetisirten früher blühten, die Stengel und das Kraut war bei diesen größer, aber blasser als an den magnetisirten. Die von der zweiten Art verhielten sich gleich bis zu dem 8. Julius, von da an wurden aber offenbar alle beiden Arten magnetisirter Samen schöner, größer und in der Farbe intensiver, besonders zeigte sich dieses an dem Hafer, den Erbsen und dem Tropaeolum. Ebenso auffallend konnte man die magnetisirten der zweiten Art, jene ohne Wasser gesetzten, von einander unterscheiden, sowohl in Hinsicht der dunkleren Blätter, so wie der schöneren Blumen. Während der Reifezeit schienen die nichtmagnetisirten mehr zu eilen und weniger innere Kraft zu besitzen, und als endlich die Samen zu gleicher Zeit abgenommen wurden, zeigte sich erst der rechte Unterschied beider Arten. Die Samen der magnetisirten Pflanzen waren viel vollkommener, größer und besonders viel schwerer am Gewicht, aber nur zum Theil zahlreicher als die nichtmagnetisirten."

Ueberhaupt glaubt der Verfasser, der magnetischen Kraft könnte noch eine erstaunliche Ausdehnung gegeben werden. „Der gute Mensch könnte mit seiner Kraft auf das Pflanzenreich einwirkend die Erde in einen Paradiesgarten umwandeln; er könnte alle wilden Thiere zähmen und sich dieselben zu friedlichen und nützlichen Handlangern und Werkzeugen erziehen; er könnte, so wie er sie als gebietender Herr und freundlicher Namengeber gebraucht und schützt, als hülfreicher Arzt sie vor Krankheiten bewahren und von denselben heilen. Alles dieses könnte er vermöge seiner eigenen ihm einwohnenden magnetischen Kraft! Und eben so kann er vermöge dieser Kraft wohlthätig auf seinen Nebenmenschen und sich selbst wirken, und wenn er sie richtig zu gebrauchen versteht, seine Krankheiten entweder unmittelbar durch seine Hand, oder auch mittelbar mit Leitern oder natürlichen Stoffen unterstützend heilen. Ja der Mensch könnte es dahin bringen, seinen eigenen Körper durchsichtig und durchdringlich zu machen. Allein so wie die Welt jetzt noch steht, und wie die Menschen in der Vielzahl annoch gesittet sind, wo eine jede Kraft auch störend und zerstörend wirken und jedes Werkzeug mißbraucht werden kann, muß man zugeben, daß das so seltene Bewußtseyn und die Unkenntniß des Gebrauchs so mächtiger Kräfte im Allgemeinen nicht zu bedauern ist." S. 219. Diese Aeußerung könnte Manchem überspannt erscheinen, wenn nicht Hr. Ennemoser ausdrücklich innerhalb der Schranken unserer irdischen Natur stehen bliebe und alles Ueber- und Außerirdische abwiese.

Denn er lehnt, indem er S. 235 von den ersten Ursachen der magnetischen Kraft spricht, sowohl die astralischen aus der Astronomie hergeholten, als die dämonischen, aus der Geisterwelt entlehnten, ab. „Bleiben wir auf dem physiologischen und psychologischen festen Boden der ruhigen Beobachtung und der unbestochenen Erfahrung, so ist die entfernte Ursache des magnetischen Hellsehens lediglich die künstliche Einwirkung

Digitized by Google

des Magnetiseurs, wodurch die innere Disposition des Sehers in Wirksamkeit gesetzt wird." Die natürliche Erklärung der magnetischen Erscheinungen findet Hr. Ennemoser in dem allgemeinen Naturorganismus, durch den alle Dinge in der irdischen Natur auf gewisse Weise mit einander zusammenhängen und in Rapport stehen (S. 285 ff.). Die Vermittlung findet er in der Lebenssphäre, durch welche jedes Naturwesen Wirkungen äußere oder empfange. Man hat das bisher gern die Nervensphäre genannt, aber Hr. Ennemoser zieht den allgemeinen Namen vor. In der allgemeinen Wechselwirkung der Naturwesen auseinander vermittelst dieser Sphären unterscheidet er S. 301 das aktive Verhalten der vollkommenen Wesen und das passive der minder vollkommenen und die Einwirkung des positiven Charakters jedes Wesens auf den negativen des andern. Dabei sey aber an kein Stoffübertragen oder Ineinanderfluthen von Nervensphären zu denken (S. 305).

Aus dieser Auffassung der Sache, welche die allgemeinere Gesammtwirkung eines Naturwesens auf das andere im Auge behält, folgt auch S. 325 der Satz, daß im magnetischen Schlaf das Gangliensystem keineswegs die Funktionen des Hirns übernehme. Die nähere Auseinandersetzung dieser wichtigen Behauptungen möge man im Buche selbst nachlesen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur die Hauptmomente des Werkes zur Uebersicht zu bringen.

Was die Beziehung des Magnetismus auf die Religion betrifft, so hält der Verfasser hauptsächlich zwei Gedanken fest, einmal, S. 201, nicht die Visionen, sondern nur Thaten seyen das Zeichen der Heiligkeit, man müsse sich also hüten, hier zwei sehr verschiedene Gebiete mit einander zu verwechseln, wie sehr auch diese Verwechslung gerade Mode sey; zweitens S. 380, es gebe allerdings eine höhere Kraft als die natürliche, aber der Mensch sey nicht ein Theil dieser Kraft.

Insbesondere verdient Beachtung, was der Verf. überall in seinem Werk warnend vom Mißbrauch der magnetischen Kraft im Heilverfahren bemerkt. Er hebt neben der, insgemein gepriesenen Veredlung der Somnambulen durch den Magnetiseur auch die Verschlechterung derselben hervor (S. 25). Er warnt vor Pfuscherei in der Kunst des Magnetisirens (S. 453 ff.) und er gibt am Schluß des Werkes die ausführlichsten Anweisungen, wie der Arzt, der sich dieses Mittels bedient, zu verfahren habe.

Die Regeln sind immer mit Beispielen unterstützt und dem reichhaltigen Werk ist eine ganze Geschichte des Magnetismus verwebt, worin außer den älteren Orakeln, Sibyllen, Tempelschlaf, brahmischer Erstase ꝛc. auch der mittelalterlichen Hexerei, der mannigfach bei Heiligen, Nonnen, Sektirern ꝛc. vorkommenden Visionen und endlich auch der neuesten Seherinnen umständlich gedacht ist. Und zwar wird hier die Skala vom Erhabenen zum Komischen verfolgt, wie sie die Natur selbst durchläuft.

Manches scheint aus einem Gegensatz erklärt werden zu müssen, der sich in allen menschlichen Dingen wiederholt. Ein Extrem ruft das andere unwillkürlich hervor. So mag man sich den Lachkrampf erklären, der bei den ernstdastesten Schwärmern von der Welt und ganz gegen ihren Willen zum Vorschein gekommen ist: „Noch bis jetzt ist bei den religiösen Zusammenkünften der Methodisten, die im Freien gehalten werden, der unter dem Namen Jerking bekannte Ausbruch entsetzlicher Krämpfe, ähnlich den hysterischen Krämpfen der Frauen, nichts Ungewöhnliches. Der merkwürdige epidemische Lachreiz gehört ebenfalls dahin, den sie in gottesdienstlichen Handlungen hatten. Frauen lachten oft zwei Tage lang, daß sie vom Satan angefochten nicht widerstehen konnten. Wesley, ihr Stifter, hatte diesen Lachreiz das erstemal schon zwölf Jahre früher eines Sonntags bekommen, als er mit seinem Bruder auf den Wiesen umberging und sie geistliche Lieder sangen. Beide konnten ungeachtet ihrer Anstrengung nicht aufhören, daß sie sich nach Hause begeben mußten. Vorzügliches Aufsehen machte die arme L., von der sie gewiß wußten, daß sie sich nicht verstellte. Noch nie, sagt er, habe er Jemanden gesehen, der auf so schreckliche Weise vom bösen Feinde hin- und hergerissen wurde. Bald lachte sie laut, daß sie fast erstickte, bald brach sie in Fluchen und Gotteslästerungen aus, dann stampfte sie auf den Boden mit so ungeheurer Kraft, daß vier bis fünf Leute sie nicht halten konnten gwie die Besessenen). Endlich rief sie mit schwacher Stimme Christum um Hülfe an und die Heftigkeit der Krämpfe hörte auf. Weil diese Krämpfe sich durch Lachen äußerten, hielten sie dieselben für eine diabolische Erscheinung." S. 137.

Unter den Erfahrungen, die der Verf. als Magnetiseur selbst gemacht, kommen höchst interessante vor. Hier nur ein Beispiel: „Fräulein H. war, früher wegen Krämpfen und schweren damit verbundenen Leiden magnetisch behandelt, auf eine ungewöhnliche Art hellsehend, wobei sie sich und mehreren Andern die Heilungsart vorschrieb, und wurde auch gesund. Später hatte sie auf einer Besuchsreise einmal das Unglück, beim Aussteigen aus dem Wagen zu fallen und sich den Schenkelkopf aus der Pfanne zu verrenken. Sie litt die unsäglichsten Schmerzen, welche ihr die chirurgischen Mittel aller Art kaum auf Momente zu lindern vermochten. Da sie von ihrem damaligen Wohnort mehrere Meilen entfernt das Unglück traf und sie den ihr früher so heilsam gewordenen Magnetismus, wenigstens zur

Digitized by Google

Linderung der Schmerzen, sehnlichst wünschte, so wurde ich als ihr zwar bekannter, aber sonst nicht behandelnder Arzt zu ihr geschickt. Nach dem erstmaligen Magnetisiren und zwar nach wenigen Strichen schlief sie ein, und ihr Leidensausdruck und vor Schmerzen verzogenes Gesicht heiterte sich auf und verwandelte sich in der That wie durch Zauber in ein Bild der Ruhe und des seligsten Wohlbehagens. Nicht nur verordnete sie jetzt genau was alles geschehen solle, wie oft, zu welcher Zeit und auf welche Art sie täglich magnetisirt werden müsse, sondern nach einigen Tagen stand sie im Schlafe auf, richtete sich selbst (ich weiß nicht wie, denn sie blieb eine Viertelstunde allein im Zimmer) den Schenkel ein, und ging, von mir auf eine besondere Weise gehalten und geführt, wie sie es angab, 10 Minuten lang in einem Kreise durch das Zimmer umher und zwar rasch ohne zu hinken (im Bette waren die Füße von ungleicher Länge), dann legte sie sich wieder ins Bett, schlief meist mehrere Stunden, hatte aber beim Erwachen wieder ihre Schmerzen, doch mit fortwährender Abnahme. So ging es gewöhnlich zweimal wiederholt täglich fort, und nach acht Tagen war ihr Zustand so weit gebessert, daß sie, nach ihrer bestimmten Vorschrift und Anordnung, in kurzen Tagereisen nach Berlin gebracht werden konnte. Auf der Reise mußte sie beinahe fortwährend im Schlafe erhalten werden, außer demselben hatte sie zu große Schmerzen, durfte auch nie auftreten mit dem leidenden Fuße. Die Reise wurde glücklich und für mich im höchsten Grade lehrreich vollbracht, und die Kranke gewann rasch die Gradheit und Kraft ihres Fußes wieder, genau in der Art und in der Zeit, wie sie es vorhergesagt hatte." S. 42.

Dieß möge genug seyn, von dem Grundgedanken und von dem reichen Inhalt des Buchs unsern Lesern einen Begriff zu machen.

2) Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens nebst andern Zugaben für Freunde des Innern. Herausgegeben von Dr. Justinus Kerner. Zweiter Jahrgang, drei Hefte. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842.

Der berühmte Herausgeber fährt fort, Originalien zur Geisterkunde und was damit zusammenhängt, zu sammeln. Unter diesen Mittheilungen findet sich sehr vieles, was dem Arzt und Psychologen von wissenschaftlichem Interesse ist, und vieles, was den Liebhabern des Wunderbaren eine schauerlich süße Befriedigung gewährt. Dem ersten Heft des zweiten Jahrganges ist das freundliche Portrait Justinus Kerners vorangestellt. Die Devise darunter ist „Zwischen der Raupe und dem Schmetterling ist noch ein Mittelzustand — der der hülsloſen Puppe." Das ist zugleich eine Erklärung und Rechtfertigung seiner Geisterwelt, insofern man derselben Gemeinheit und rohe Wiederholungen aus dem flachen Alltagsleben vorgeworfen hat. Auch in der vorliegenden Sammlung (im dritten Heft) kommt wieder ein dergleichen trivialer Geist vor, das Gespenst einer Großmutter, die ihrer Enkeltochter erscheint, sich überaus dösartig und tückisch geberdet und endlich auch noch einen anderen bösen Geist mitbringt, den ihres weiland Schwiegersohns, der ihr Geld gestohlen, mit dem sie im Leben beständig gezankt und mit dem sie auch jetzt noch lange nach dem Tode fortzankt. Diese unliebenswürdigen Individuen, welche die bodenlose Gemeinheit ihres Lebenswandels im Jenseits fortsetzen, befänden sich also, der Deutung unseres Autors zufolge, in einem hülsloſen Puppenzustande, aus dem sie zuletzt doch als zwei Pfychen seligen Gefilden werden zufchweben.

Eine der anziehendsten Erzählungen in diesem Bande ist die vom Griesheimer Haus bei Darmstadt, früher schon in der Didaskalia bekannt gemacht. Ein Offizier und zwanzig Dragoner, er ein Freigeist und sie sämmtlich Eisenfresser vermessen sich, die Geister, die in jenem Hause spuken, zu vertreiben, treffen die vorsichtigsten Anstalten, bewachen das zuvor streng visitirte Haus mit gespanntem Hahn, bei heller Beleuchtung, und werden trotz aller dieser Vorkehrungen und trotz aller Bravour von den Geistern überwunden und hinausgeworfen. Die Begebenheit ist sehr gut erzählt.

Neben einigen theoretischen Artikeln über Eschatologie, über antike Orakel ꝛc. finden sich eine große Menge Thatsachen, betreffend das Dämonische in der Spielwuth, merkwürdige und wahrsagende Träume, Visionen, Geisterscheinungen, gespenstische Häuser, Familieneigenthümlichkeiten, die altgriechische aktenmäßige Quelle der Goethischen Braut von Korinth, Einiges zur Thierseelenkunde ꝛc. Endlich Kritiken neuer Bücher, die in das betreffende Fach einschlagen.

Dieses Werk wird, wie sehr auch die Ansichten vom Geisterwesen abweichen mögen, immer als eine reichhaltige Urkundensammlung, die größtentheils Originale beibringt, seinen Werth behalten. Es wird mit Liebe redigirt von einem Manne, der als der Sachkundigste in diesem Gebiet allgemein anerkannt ist, und unterstützt durch dessen zahlreiche Verbindungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Juni 1842.

Schriften über Magnetismus.

3) Die Symbolik der Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Somnambulismus von H. Werner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaſcher Verlag, 1841.

In diesem Werke werden insbesondere die Erscheinungen hervorgehoben, die früher schon Schubert in seiner Symbolik des Traums besprach. In gesteigerten Zuſtänden nämlich, wie sie den Somnambulismus begleiten, verschwindet für die Erkenntniß nicht nur die Schranke des Raums und der Zeit, so daß der Mensch durch Mauern und weite Fernen, rückwärts ins Vergangene und vorwärts ins Künftige blicken kann, und drückt sich nicht nur der höhere Schwung und Rhythmus seines Innern durch ungewöhnlichen Wohlklang und Rhythmus der Sprache aus, sondern der Mensch bedient sich auch mit außerordentlicher Freiheit der Bildersprache, deren Spiele uns im Traum nur unwillkürlich vorübergehen.

In dieser Bildersprache verbirgt sich eine strenge Gesetzmäßigkeit. „Die Natur ist in der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Formen, wie in den besonderen Aeußerungen ihres Lebens und in den einzelnen Bildern und Gestalten, die sie uns darbietet, ein lebendiges Wort, das Gott zu allen Zeiten zu den Menschen gesprochen hat, das früher verstanden war, nun aber nur in leisen, kaum vernehmbaren Lauten erkannt wird. Sie ist, wie Schubert sagt, die älteste Offenbarung Gottes an die Menschen, und spricht dasselbe Wort, und ist gleichen Inhalts mit den späteren Offenbarungen. Sie ist der Spiegel, in welchem das Reich des Geistigen in seinem ganzen Inhalt nachbildlich sich darstellt, und es könnte diese Bildergalerie der Natur, welche ein göttlicher Geist durchleuchtet, der ihnen tiefe, oft prophetische Bedeutung gibt, mit der Bilderreihe verglichen werden, welche in der Seele des Menschen im Schlaf oder im Somnambulismus auftauchen, und auch hier in bestimmten Gestaltungen einem höheren Interpreten derselben zur Folie dienen, und eben so wie jene nicht selten eine ernste prophetische Bedeutung haben.“ S. 7. Selbst die Zahlen gehören dieser Symbolik an. „Wie überhaupt die heiligen Zahlen Sieben und Drei, welche als Grund- und Wesenzahlen in den heiligen Schriften erscheinen, auch Glieder zugleich sind in der Kette der tiefen Geheimnisse, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat, beweisen die an diese Zahlen häufig gebundenen Wechsel der Witterung, die zahlreichen Krankheitskrisen am siebenten Tage, die Häutung mancher Insekten, die Stufenjahre des Menschen, von denen die erste und zweite Sieben bei beiden Geschlechtern, die siebente beim weiblichen, die neunte beim männlichen so bedeutsam sind ꝛc.“ Auch wiederholen sich gewisse Bilder, als Zeichen für gewisse Begriffe, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, in der heidnischen Symbolik, im Traum, bei den Dichtern und bildenden Künstlern, weil man mit gewissen Naturerscheinungen, Steinen, Pflanzen, Thieren ꝛc. nur einen Sinn und nicht auch den andern verbinden kann. Die schwarze Farbe und die Nacht, die weiße Farbe und das Licht, der Rabe und die Taube, der Dorn und der Weinstock ꝛc. werden immer nur in der Jedermann bekannten Bedeutung vorkommen und gewiß nie in einer andern, oder gar entgegengesetzten.

Viel mehr poetische Freiheit, als in diesen einfachen Sinnbildern, herrscht in den größern allegorischen Visionen und Träumen. Hier bedient sich der in uns wohnende Poet, wie Schubert sagt, oft sehr sonderbarer und origineller, immer aber sinniger Wendungen. Hier nur einen Fall: Der Chemiker L. lag im Sterben und behauptete längere Zeit vor seinem Tode, er sey nicht zu Hause, sondern habe ein Zimmer bei einer Frau Hill bezieben müssen, was ihn sehr ängstete. Alles Ausreden half nichts; er sah die Frau Hill leibhaft vor sich, und war viel beschäftigt, sich aus ihrer Wohnung loszumachen.

Digitized by Google

Niemand wollte eine Frau Hill kennen; dem Kranken selbst war sie unbekannt. Er starb und ward beerdigt. Neben seinem Grabe war auf einem Grabstein zu lesen: „Hier ruhet die wohledle Frau Anna Hill."

Wie die allegirende Phantasie unter vielen verschiedenen Bildern willkürlich und doch immer treffend wählt, ersehen wir aus den meisten Visionen der Somnambülen, die auch mehr oder weniger dem gewöhnlichen Bilderspiel der Träume entsprechen. Der Vers. sagt darüber: „Bei der Mannigfaltigkeit und Vieldeutigkeit der Bilder geschieht es wohl, daß dieselbe Anschauung unter verschiedenen Bildern nicht bloß bei verschiedenen Somnambülen, sondern bei einer und derselben auftritt. Ich hatte eine äußerst geist- und gemüthreiche und dabei christlich hochgebildete Somnambüle, die gedachte Julie, zu behandeln. Diese hatte unter andern magnetischen Kampfen auch eine schwere Bergreise in sieben Krisen und eben so vielen Stationen zu machen. Bei jedem Ruhepunkt ward ihr vergönnt, einen Ausblick vom Berge in die umliegende Gegend zu thun. Anfangs war die Fernsicht neblicht, und die Gegend schien duster. Mit jeder höheren Station wurde die Aussicht heller, und die Landschaft freundlicher, bis sie auf der Spitze des Berges eine vollkommen klare und schöne Fernsicht gewann. — Dieses Bild der Umgegend des Berges deutete sowohl ihr Hellseben, als die Beschaffenheit ihres Zustandes im Ganzen an; beides — dieß sollte bezeichnet werden — hob sich allmählig zum Klareren und Besseren. Denselben Uebergangszustand bezeichnete sie in der gleichen Zeit mit dem Gefühle, als werde sie hin und her gewiegt, und schwanke oder schwebe oben in der Luft an einem nebelichten Orte. War sie heiter, und fühlte sie sich wohl, so waren es lachende Gegenden, die sie schaute, im Gegentheile öde, dunkle, felsigte, rauhe Oerter. — Dasselbe findet sich auch bei andern Magnetischen. — Da die Bilder, welche sich denselben darstellen, aus allen Reichen der Natur gewählt, und nach Willkür, obwohl immer treffend, angewendet werden, so ist es natürlich unmöglich, sie zu klassifiziren, oder nur näher anzudeuten. Alles kann der Somnambüle zum Bilde werden. Ich beschränke mich daher auf diejenigen Bilder, welche den meisten Somnambülen gemein sind, und führe nur noch einige dergleichen an. — Ein bedeutendes Hinderniß erscheint unter dem Bilde eines steilen Berges, der erklettert werden soll. Dasselbe Bild stellt auch den zu überwindenden Krampfparoxismus dar. — Medizinalrath Kleins Kranke führte, wie zwei meiner Somnambülen auf ganz ähnliche Weise, dieses Bergbild durch den ganzen Krankheitsgang in einer großen Allegorie aus, von welcher noch die Rede seyn wird. — Bevorstehende Schmerzen und Beängstigungen stellen sich zuweilen unter dem Bilde von die Schlafwachen umgebenden und bedrohenden Schwertern und Dolchen dar. — Brustkrämpfe und Beengungen geben die Bilder von Banden oder Flormühllungen über die Brust und Lunge. — Sehr allgemein ist das Bild von dunkeln Flecken, welche innere organische Leiden bezeichnen. — Eine starke Ohnmacht oder eine gefährliche Krankheit sieht die Schlafwache gern in dem Bilde des Angesichts eines Todten; nahe Todesgefahr in dem eines vollständigen Todtengerippes. — Heinekens Schlafwachen erschien ihr inneres Schauen unter dem Bilde eines großen Auges von ätherischem Glanz umflossen, aus welchem lichterfüllte Faden hervorkamen; der Petersen ihr Muttervorfall mit fluor albus unter dem eines faulen Eies. — Ihre bevorstehenden sowohl, als die schon überstandenen Krampfe sah dieselbe Kranke öfters unter dem Bilde einer wohlgenahrten und zahlreichen Kuhheerde. Einmal sah sie eine Heerde schneeweißer Kälber, unter welchen ein einziges schwarzes war. — Dieses Bild bezog sich auf eine Freundin, Madame Gottlob, welcher das Bild des schwarzen Kalbes das kalte Fieber drohte." S. 121. Der Verfasser führt noch sehr viele und auch ausführlichere Beispiele an. Unter andern einen Fall, in welchem eine Kranke das ihr unbekannte Arzneimittel, das ihr helfen sollte, in einer Vision sah. „Bendes Kranke rief einmal ihrem Magnetiseur zu: „Du hättest sehen sollen, wie fröhlich meine Taube einem dahinspringenden vierfüßigen Thiere nachelte. Jetzt kommt sie zurück, und äußert ihre Freude, dieses Thier gefunden zu haben." Welches Thier es sey, konnte sie nicht sagen, weil es ihrem Schaukrabl zu schnell vorübergegangen, und auch zu weit entfernt gewesen sey. „Uebrigens schien es ihr beldraun und von der Größe eines Rehes. Im Gehen ließ es etwas unter dem Bauche, nahe an den Hinterbeinen, vorfallen, was die Taube sorgfältig aufammelte, und in ein kleines viereckiges Papierchen packte." Auf die Frage, die nun Bende nach der Bedeutung des Bildes machte, kam die Antwort: „Meine Taube sagt, sey nicht vorwitzig! noch ist es nicht Zeit." In der darauffolgenden Nacht traumte sie das gleiche Bild. Zugleich erschien ihr ihr verstorbener Mann, der ihr sagte: „Was das Thier hat fallen lassen, ist gut für dich." Erst nach fünf Wochen erhielt sie Aufschluß über die Anschauung von der Taube, welche auf einem Zettelchen, das sie im Schnabel brachte, ihr das Wort: „Moschusthier" zeigte, wobei sie die Bemerkung machte: „Dieses Thier kannte ich vorher nie; aber es hat hinten am Bauche einen Beutel, aus dem es den Moschus fallen läßt." S. 147.

Wir können dem Verfasser für diese neuen Aufhellungen des dunkelsten psychologischen Gebietes nur unsern Dank sagen. Ob er in den Unterscheidungen übrigens nicht zu weit gehe, sofern er von besonderen Sprachen

Digitized by Google

des Geistes, der Seele, der Phantasie, des Gemüths spricht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Uns dünkt, man dürfe hier nur Zweierlei unterscheiden, die Sprache als solche mit ihrem erhöhten Ausdruck, Wohlklang, Schwung, Rhythmus, Reim einerseits, und die Bilderwelt der Phantasie andrerseits. Es will uns überhaupt nicht recht zusagen, daß die neueren Psychologen, die vorzugsweise dem Somnambulismus nachgeforscht haben, wieder genau wie die älteren des vorigen Jahrhunderts in zahllosen Spaltungen und Unterscheidungen der Seelenkräfte sich gefallen. Eine Vereinfachung des psychischen Organismus scheint uns für die Wissenschaft um so wünschenswerther, als auch die Natur selbst in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit doch zugleich sehr einfach ist.

4) Die Existenz der Geister und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt, von F. Nork. Weimar, Voigt, 1841.

5) Das Reich der Geister. Nach den Ansichten ꝛc. aller Völker bearbeitet vom Grafen ***. Fünf Theile. Leipzig, Kollmann, 1840.

Compilationen, die aus hundert bereits gedruckten Werken zusammengetragen, aber abgesehen vom Verdienst eigner Forschung, sehr reichhaltig, glücklich ausgewählt und angenehm zu lesen sind.

6) Kritik der kommissarischen Berichte und Protokolle über die ärztliche Beobachtung der Somnambule Christiane Höhne in Dresden. Von Franz Brendel. Freiberg, Engelhardt, 1840.

Eine Vertheidigung der Dresdner Seherin, die für eine Betrügerin erklärt worden ist. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß sie sich allerdings durch Eitelkeit habe verlocken lassen, mehr zu sagen, als sie gesehen oder wirklich an sich erlebt habe, daß aber gleichwohl jene Aerzte geirrt haben, die gar nichts Wahres in dem Phänomen ihres Somnambulismus haben erkennen wollen.

7) Ueber den animalischen Magnetismus. Eine Vorlesung von Hofrath Dr. Choulant. Zweite Auflage. Dresden, Sillig, 1842.

Verfasser dieses Schriftchens gehört zu den skeptischen Aerzten, die am thierischen Magnetismus so viel als nichts gelten lassen. Er zweifelt sogar (S. 38) an den bekanntesten und hundertmal beobachteten Thatsachen, z. B. dem Fernsehen und Fernfühlen. Gleichwohl ist die kleine Schrift sehr interessant durch die ausführlichen Nachweisen über die Charlatanerien, welche früher mit dem thierischen Magnetismus getrieben worden sind durch Mesmer, den Entdecker desselben, und d'Eslon in Paris, so wie durch Wohlfarth in Berlin. Mesmer nahm in Paris 350,000 Franken durch Subscription ein und hatte immer eine Menge vornehme Damen um sich, die er im Kreise ringsumher zugleich durch das Baquet magnetisirte ꝛc.

Erdkunde.

Geschichte der Fortschritte der Geologie und Einleitung in diese Wissenschaft. Von Carl Lyell. Aus dem Engl. von Carl Hartmann. Mit 6 lithogr. Tafeln. Weimar, Voigt, 1842.

Die arme Erde muß sich von ihren undankbaren Kindern erstaunlich viel gefallen lassen. Auf alle mögliche Weise wird sie von Hypothesen zerfleischt und zerrissen und bald mit diesem, bald mit jenem Stoff ausgebalgt. Ueber ihren Ursprung aber streitet man sich auf die unehrerbietigste Weise und was muß sich die gute Mutter nicht alles nachsagen lassen, mit welchen feurigen und wässerigen, ätherischen und magnetischen Anbetern sie in ihren jungen Jahren kokettirt habe ꝛc.

Nachdem der große Krieg der Neptunisten und Vulkanisten endlich durch einen Vergleich beendigt worden, wirft der Engländer Lyell schon wieder diesen Vergleich über den Haufen und erklärt, alle haben Unrecht. Was er nun dagegen vorbringt, ist kürzlich folgendes: Die Erde hat gar keine sog. Revolutionen, stoßweise Ueberschwemmungen oder Aendrehungen, plötzliche vulkanische Erhebungen, plötzliche Wechsel von Gluth und Frost ꝛc. erlebt, sondern sich nach den noch jetzt waltenden Naturgesetzen ganz allmählig in stufenweiser Entwicklung und ohne einen Sprung ausgebildet. Lyell sagt (S. 397) von allen bisherigen Hypothesen, es seyen Schwerter, mit denen man den gordischen Knoten habe zerhauen wollen, derselbe müsse aber mühsam aufgelöst werden. Die Annahme gewaltsamer Katastrophen, die zu Erklärung der Erscheinungen dienen solle, sey selbst ohne Erklärung, eine rein willkürliche Voraussetzung, und um so unwissenschaftlicher, je mehr sie die genauere Untersuchung von vorn herein abschneide.

In den auf und durch einander gethürmten Gebirgslagen sieht er zwar allerdings die Wirkungen von Eruptionen, allein er hält diese für eben so partial, wie noch jetzt die vulkanischen Ausbrüche. Er hält sie für die Folgen sehr lange und oft wiederholter Ausbrüche, die an sich

Digitized by Google

ganz den noch jetzt vorkommenden ähnlich gewesen seyen, so daß man gar nicht nöthig habe, an allgemeine Katastrophen und an einen gewaltsamen Bruch der gewöhnlichen Naturgesetze zu denken. „Wenn die Geologen, sagt er S. 331, von den feurigen sowohl, als von den wässerigen Kräften reden, so sind sie genöthigt, die Natur in entfernten Zeiten als wunderbar stark in der Heftigkeit und sparsam in der Zeit darzustellen. Obwohl es nun minder leicht ist, das relative Alter der vulkanischen, als das der versteinerungsführenden Formationen zu bestimmen, so ist es doch unzweifelhaft, daß feurige Gesteine zu allen geologischen Epochen, oder so oft hervorgebracht worden sind, als wir bestimmte, durch eigenthümliche Thier- und Pflanzenreste bezeichnete, Absätze finden. Wir können darthun, daß die gewöhnlich Trapp genannten Felsarten in Spalten getrieben und auf die Oberfläche ausgegossen worden sind, sowohl vor, als auch während des Absatzes der Steinkohlengruppe, und zu der Zeit, als der Zechstein und der bunte Sandstein gebildet wurden, oder als der Lias, Jura, Grünsand, die Kreide und die verschiedenen tertiären Gruppen, welche neuer als die Kreide sind, nacheinander entstanden. Eben so wenig ist dieß aber alles; verschiedene vulkanische Produkte können auf die untergeordneten Abtheilungen jeder Periode bezogen werden, wie in der schottischen Grafschaft Fife, wo gewisse Massen von gleichzeitig entstandenem Trapp mit den untern, andere mit den obern Steinkohlenflötzen verbunden, vorkommen. Und wenn man eine von diesen Massen genauer untersucht, so finden wir, daß sie aus den Produkten mancher aufeinanderfolgender Ausbrüche bestehen, bei denen Schlacken und Lava wiederholt ausgeworfen wurden, dann erstarrten, darauf zerrissen und endlich von geschmolzenen Materien durchsetzt wurden, welche die in England sog. Dikes (Damme — Gesteinsgänge —) bildeten. Indem wir daher unsere Kenntnisse von den durch unterirdische Wärme gebildeten, ältern Gesteinen vermehren, finden wir uns veranlaßt, sie als die vereinigten Wirkungen unzähliger Ausbrüche anzusehen, von denen jede in der Heftigkeit den jetzt in vulkanischen Gegenden sich ereignenden vergleichbar seyn mag."

Wie kommen aber versteinerte Pflanzen und Thiere, die ihrer Art nach nur in heißen Klimaten vorkommen können, in den rauhen Norden? Dieß scheint, wie Lyell zugibt, der stärkste Einwurf gegen seine Voraussetzungen. Aber er waffnet sich dagegen. Einmal, meint er S. 193, konnte wohl manche versteinerte Pflanzenschichte durch Meerströmungen aus dem Süden, in nördlichen Gegenden allmählig angehäuft worden seyen. Hauptsächlich aber hält er eine Ansicht des Astronomen Herschel fest, wornach die Erdkugel sich gegen die Pole hin allmählig erhöht und dadurch abgekühlt hat. „Herschel sagt: Ich bin empfänglich für die Größe jener Ansicht, daß die geologischen Umwälzungen vielmehr regelmäßige und nothwendige Wirkungen großer und allgemeiner Ursachen, als von einer Reihe von Erschütterungen und Katastrophen herrührend, anzusehen sind, Erscheinungen, die durch keine Gesetze regulirt und auf keine festen Principien zurückgeführt werden können. Mathematiker, fügt er hinzu, haben die absolute Unveränderlichkeit der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne bewiesen, woraus auf den ersten Blick zu folgen scheint, daß die mittlere jährliche Ergänzung von Licht und Wärme von jenem leuchtenden Körper unveränderlich sey. Jedoch wird eine genauere Betrachtung des Gegenstandes zeigen, daß diese Folgerung nicht richtig sey, sondern daß im Gegentheil der mittlere Betrag der Sonnenstrahlung von der Excentricität der Erdbahn abhangig und daher einer Veränderung fähig sey. Es nimmt die Excentricität der Erdbahn, fährt er fort, jetzt ab, und hat, nach geschichtlichen Berichten, schon seit Jahrhunderten abgenommen. Folglich nähert sich die Ellipse dem Kreise, und der jährliche Betrag der Sonnenstrahlung ist im Abnehmen begriffen." Dazu bemerkt Lyell weiter: „Die Gebirgsschichten des Nordens, in denen man Spuren einer ehemals höheren Temperatur entdeckt, mögen entstanden seyn, als die Menge des Aequatorial-Landes noch in der Abnahme begriffen war und das den Polen näher liegende in der Höhe und im Umfange zunahm, bis es sein jetziges Uebergewicht in hohen Breiten erreichte. Es ist eine durchaus nicht unwahrscheinliche Annahme, daß die geographischen Umwälzungen, von denen wir jetzt Beweise erlangt haben, dieses allgemeine Bestreben hatten; und in diesem Falle mußte die Abkühlung konstant seyn." S. 264 ff.

Allerdings empfiehlt sich die Ansicht, daß in der Natur des Erdkörpers, nachdem derselbe einmal vorhanden war, alles in allmähliger Entwicklung nach bestimmten Gesetzen und nichts in plötzlichen Aenderungen, als Ausnahmen von der Regel, erfolgt sey. Allein zur absoluten Gewißheit wird man in diesen Dingen nie gelangen, da hier die Geologie nicht ausreicht, da in der Astronomie allein der Schlüssel des Räthsels, wie die Himmelskörper entstanden seyn können, gesucht werden muß, die Wissenschaft der physischen Astronomie sich aber noch in ihrer ersten Kindheit befindet.

Herr Hartmann hat in einem sehr ausführlichen Anhang eine schätzenswerthe Uebersicht der neueren geologischen Literatur und die Geschichte der darin enthaltenen Meinungen mitgetheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. Juli 1842.

Heilkunde.

Die Stiftung für Kretinenkinder auf dem Abendberge bei Interlachen in der Schweiz, von Dr. Carl Rösch, Arzt zu Schwenningen im Königreich Württemberg. Zum Besten der Anstalt. Stuttgart, Edner und Seubert, 1842.

Man hat es doch weit gebracht in unserer Zeit, daß nun sogar auf eine verhältnißmäßige Heilung und Erziehung der unglücklichen Kretinen gedacht wird, die man früher für ganz untraitable Klötze hielt.

Die kleine Schrift ist durch und durch gediegen und von hohem Interesse. Wir wollen nur das Wesentlichste mittheilen, indem wir voraus bemerken, daß der Verf. selbst sich der nahern Untersuchung des Kretinismus mit Eifer gewidmet und deßfalls auch im Auftrag der königl. württembergischen Regierung eine medicinisch-statistische Rundreise vor Kurzem beendigt hat. Schon im vorigen Jahrgang dieser Blatter (Nr. 90) theilten wir eine Schrift dieses talentvollen und vielversprechenden jungen Arztes mit. Ueber den Kretinismus sagt er: „Wir haben den Kretinismus kennen gelernt als ursprüngliche Entartung der menschlichen Organisation, durch welche nicht allein der Körper verunstaltet, sondern auch der Geist aller seiner Hoheit und Bestimmung beraubt wird. Gibt es für den Menschen, der sich den Herrn der Schöpfung nennt, einen entsetzlicheren Gedanken, als Ausartung seines Geschlechts? Was ist jede Krankheit, was sind Seuchen, wie jene schreckliche von Thucydides beschriebene Pest der Athener, der schwarze Tod, der ⅓ der Bevölkerung von Europa zum Opfer genommen hat, das heilige Feuer des Mittelalters, welches die Glieder der Ergriffenen durch scheußlichen Brand zerstörte, der schreckliche Aussatz, der ehemals die Krankenhäuser Europas mit seinen unglücklichen Schlachtopfern gefüllt hat, die Pocken, die gefürchtete Cholera, die orientalische Bubonenpest, was sind irgend welche Volkskrankheiten, die gekommen und verschwunden sind, oder jetzt herrschen, gegen diese stehende Entartung und Transsubstantion der ganzen Menschennatur! Was ist der Tod gegen solches Leben! Das Alter des Kretinismus als Erbtheil der Bewohner ganzer Landstriche ist unbekannt. Die Alten, Griechen und Römer, kannten zwar den Blödsinn, aber nur als Einzelerscheinung. Indessen wußte schon Hippokrates, daß die Bewohner tief gelegener, sumpfiger, warmer, reinigender Winde entbehrender Gegenden schwächlich, schlaff, fett, träge an Körper und Geist, während die Bewohner der Berge kräftig, schlank, lebhaft, körperlich und geistig tüchtig sind. Der Kropf der Alpen war schon bei den Römern zum Sprüchwort geworden. Die ersten Nachrichten über endemisches Vorkommen des Kretinismus sind aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts, von Felix Plater, Professor in Basel, der denselben in Wallis, seiner Heimath, beobachtete, und von P. Forest, einem holländischen Arzte, der auf der Rückreise von Italien in Veltlin viele Kretinen sah. Später erwähnen einige schweizerische Geschichtschreiber die Erscheinung. Die wissenschaftliche Untersuchung des in der Schweiz so weit verbreiteten Uebels eröffnete der berühmte Horace de Sauffure. Ihm folgten Ramond de Carbonnières, der den Kretinismus in den Pyrenäen, Foderé, der denselben in der Maurienne, Karl und Joseph Wenzel, die ihn in den Gebirgen Salzburgs, Andere, die ihn in Steiermark und Kärnthen beobachtet haben. Man fand den Kretinismus, immer in Verbindung mit dem Kropf, in mehreren Gegenden Deutschlands, namentlich in Sachsen, wo Ipbofen beobachtete, der auch im Auftrag der königl. sächsischen Regierung die Schweiz und einige andere Länder zum Zweck der

Digitized by Google

Untersuchung des Kretinismus bereitete. In Württemberg ist die endemische Erscheinung des Kretinismus in gewissen Gegenden hauptsächlich von dem verstorbenen Kanzler Autenrieth und dessen Sohn, Professor Autenrieth, von Wunderlich und Kerner beobachtet und untersucht worden. Ueber die Verhältnisse in Bayern hat uns Sensburg berichtet. Im Norden Europas kommt der Kretinismus nur hie und da vor, und auch der Kropf allein nicht so häufig, nur die Gegend um Derbyshire in England hat sehr viele Kropfige, so daß der Kropf in England den Namen Derbyhals erhalten hat. Auch außerhalb Europa findet sich der Kropf häufig, seltener mit ihm verbunden der Kretinismus. Indessen sind hier die Nachrichten meist nicht zuverlässig genug. Das Wichtigste der Untersuchung und die Anwendung ihrer Resultate auf die Praxis blieb der neuesten Zeit vorbehalten. Professor Troxler in Bern eröffnet hier die Reihe. Nachdem er schon im Jahr 1817 eine ausgezeichnete Abhandlung über den Kretinismus veröffentlicht hat, fordert er in einer meisterhaften Abhandlung, die er in der Versammlung der schweizerischen Naturforscher im Jahr 1830 zu St. Gallen gehalten hat, die Naturforscher der Schweiz auf, dem Gegenstande alle Aufmerksamkeit zu schenken, denselben genau zu untersuchen, um Mittel zu finden, dem furchtbaren Uebel wirksam zu begegnen, und jetzt ist er der eifrigste und thätigste Beförderer des Unternehmens, von dem hier die Rede ist. Der Schweizerkanton Wallis hatte nach der auf Befehl der französischen Regierung im Jahre 1812 durch den damaligen Präfekt des Departement de Simplon, Grafen Rambouteau ausgeführten Zählung 3000 kretinische Individuen. Die Untersuchungen im Kanton Aargau durch die Gesellschaft für vaterländische Kultur dort wiesen 28 mit Kretinismus behaftete Dörfer nach, und hier hat das Uebel in der neuesten Zeit zugenommen. Nur approximativ ist die bis jetzt aufgefundene Zahl der Kretinen höherer Grade von 1309 im Kanton Bern. S. Esquirol, des maladies mentales Tom. II. Bruxelles 1838, S. 113. — Ischokke ausgewählte Schriften 10r Band, S. 256. Bericht über das Taubstummeninstitut zu Aarau 1840, und Dr. Theodor Ischokke in den Annalen der Staats-Arzneikunde von Schneider, Schürmayer und Hergt 5. B. 3. H. S. 537. — Dr. Schneider, in der Bernerischen Vierteljahrsschrift 2. B. 3. H. 1840, S. 86. — Eine vollständige Statistik des Kretinismus in der Schweiz wird gegenwärtig durch die naturforschende Gesellschaft der Schweiz unter Mitwirkung der obersten Landesbehörden ausgeführt. Württemberg hat nach der im verflossenen Sommer von mir im Auftrag der königl. Regierung angestellten Untersuchung um 5000 kretinische Individuen, von welchen jedoch nur etwa 150 dem äußersten Grade der Entartung angehören. Der Kretinismus hat hier im Ganzen ab, in einzelnen Orten aber neuestens auf eine merkwürdige Weise zugenommen. — Wie wäre es möglich, bei dieser Beschaffenheit, Größe und Verbreitung des Uebels gleichgültig zu bleiben, nicht unablässlich zu trachten, diesem Jammer ein Ende zu machen, oder ihn wenigstens nach Möglichkeit zu mindern!

Der Gedanke, Anstalten zur Heilung von Kretinen zu errichten, ging von dem schweizerischen Arzte Dr. Guggenbühl aus, und er hat den Gedanken bereits ausgeführt durch die Stiftung von Kretinenkinder auf dem Abendberge, um den Beweis zu liefern, daß Heilung des Kretinismus durch eine solche Anstalt möglich sey, und den vielen Bedenklichkeiten zu begegnen, welche der Errichtung ähnlicher Anstalten im Großen und von Seiten der Regierungen oft für sehr lange Zeit hindernd in den Weg treten. — Guggenbühl wendete sich an die gemeinnützige Gesellschaft der Schweiz um Unterstützung seines Unternehmens. Diese ersuchte die schweizerische naturforschende Gesellschaft um ein Gutachten über die Vorschläge Guggenbühls. Diese Gesellschaft nahm den Gegenstand mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit auf und verhandelte denselben, nachdem der Präsident Professor Girard zu Freiburg vorher die Kantonalgesellschaften benachrichtigt und die Stimmen einzelner Aerzte gesammelt hatte, auf der Versammlung zu Freiburg im August 1840 in einer eigenen Kommission unter dem Präsidium des Professor Troxler. Das Resultat der interessanten Verhandlungen fiel durchaus günstig für Guggenbühls Ansichten aus, und es wurde beschlossen, eine Statistik des Kretinismus in der ganzen Schweiz mit Hulfe der Kantonalgesellschaften durch die Aerzte, welche Mitglieder derselben sind, zu Stande zu bringen. In ihrer letzten Versammlung zu Zürich beschloß die naturforschende Gesellschaft, die nationale Angelegenheit der hohen Tagsatzung vorzutragen, und durch die hohe Regierung von Bern ist der Anstalt bereits eine Geldunterstützung zu Theil geworden. — Auch in den Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte ist der Kretinismus schon mehrere Male zur Sprache gebracht worden, zuerst im Jahre 1834 zu Stuttgart durch Professor Autenrieth in Tübingen, dann im Jahre 1840 zu Erlangen durch mich und im vorigen Jahre zu Braunschweig durch Physikus Dr. Buek aus Hamburg. In der zuletzt genannten menschenfreundlichen Stadt hat sich ein Verein zu Verbreitung und Unterstützung von Anstalten nach Art der Guggenbühlschen gebildet. Die Stifter dieses Vereins sind die Herren Dr. Med. Buek, Physikus zu Hamburg; Dr. N. Frankfurter, Prediger;

Digitized by Google

J. U. Keßler, Prediger; V. A. Nordt, Prediger; David Andreas Corde; Carl Eduard Buek, Präses des Vereins. Möge dieses schöne Beispiel auch anderwärts Nachahmung finden. Die vor einigen Jahren durch Herrn Stadtpfarrer Haldenwang zu Wildberg im Württembergischen gegründete Anstalt für den Unterricht schwachsinniger Kinder darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die Anstalt hatte im vorigen Sommer, als ich zu Wildberg war, 22 Zöglinge aus verschiedenen Gegenden Württembergs.

Der Abendberg, auf welchem die Anstalt gegründet worden ist, liegt im Berner Oberlande, 3—3000 Fuß über dem Meere, umgeben von dem Berner Alpenkranze, den Seen und Thälern jener wundervollen Gegend. Die reine Luft der hohen Alp, die sonnige Lage, das treffliche Trinkwasser, die umfangreiche Alpenwirthschaft machen den Berg für das Unternehmen besonders geschickt. Die Anstalt wird noch in diesem Jahre für 50 bis 60 Kinder eingerichtet seyn. Der Stifter leitet die ganze Anstalt und besorgt die ärztliche Behandlung. Nächst der Luft und dem Wasser ist das Wichtigste zum Gedeihen und zur Umbildung der bereits von der normalen Entwicklung abgewichenen Organisation die Nahrung. Sie besteht vorzüglich in Ziegenmilch, welche hier in den Alpen eigentliche Heilkraft besitzt, mit Gries, Zwieback, den feineren Fleischarten und Wurzelgemüsen. Wichtig sind ferner Bader und Friktionen, die schlaffe, unlebendige Haut lebendig, thatig zu machen. Je nach dem Grade und der Form des Uebels werden die Elektricität und pharmaceutische Mittel, wie Lebertran, feine Eisenpräparate, Strychnin angewendet. Die größte Reinlichkeit ist eine Hauptbedingung des Gelingens der Kur und die leibliche Pflege dieser unglücklichen Geschöpfe ist eine der schwierigsten Aufgaben. Gewiß können nur religiöse Gemüther einer solchen mit so großer Aufopferung verbundenen Pflicht auf die Dauer genügen. Hier ist der segenvolle Wirkungskreis barmherziger Schwestern, die in neuester Zeit auch die evangelische Kirche bekommen hat. Guggenbühl erwähnt mit warmsten Danke der guten Schwester Rose, aus dem Spitale zu Freiburg, welche mit echt christlicher Menschenliebe den Kleinen ihre mütterliche Sorgfalt widmet, als eines großen Beispieles thatkraftiger Religiosität. — Mit der somatischen wird, sobald der geringste Erfolg zu hoffen, die psychische Behandlung verbunden. Es ist aber außerordentlich schwer, die schlummernde Psyche zu wecken und auf die rechte Bahn zu bringen, und es bedarf wahrer Hiobsgeduld, hier nicht zu erlahmen. Wenn nämlich schon die leichenblasse, schmutzige Gesichtsfarbe sich verändert und in die blühende Farbe der Gesundheit verwandelt hat, so regt sich doch noch wenig von geistigem Wesen und Leben. Außer ihren Fingern wollen die Kinder Anfangs gar nichts ansehen, jedes Spielzeug, die Puppe wie die Trommel und die Töne sanfter Harmonie weisen sie mit Geschrei von sich, jede Bewegung ist ihrer grenzenlosen Trägheit zuwider und in der Gehmaschine werden sie Anfangs zornig und benehmen sich als geschehe ihnen im höchsten Grade Unrecht. Der erste Unterricht zielt hauptsächlich dahin, die Kinder in den Besitz der Sprache zu bringen, deren Elemente auch bei den Kretinen schon in den ersten Lebensjahren eingeübt werden müssen. Obschon die meisten der Kinder gut hören und sehen, so geht es doch nicht wie bei Kindern, die sich normal entwickeln, mit dem bloßen Absehen und Abhören der Sprachzeichen, denn sie fassen eines Theils das Gesehene und Gehörte nicht auf, andern Theils sind die bald lahmen, gedunsenen und ungestalteten Sprachwerkzeuge nicht im Stande die abgesehenen und gehörten Worte auszusprechen. Daher müssen Gehör- und Sprachwerkzeuge einer Gymnastik unterworfen werden. Zu diesem Behufe bringt man die Zunge und die Lippen künstlich in diejenige Lage, welche zum Aussprechen eines Buchstabens oder einer Sylbe nothwendig ist, und bläst dann diese mit einem Sprachrohr laut ins Ohr. Durch lange Wiederholung dieses Verfahrens und stete Nachhülfe bei den Bewegungen des Mundes gelingt es endlich das Kind zum Nachsprechen der Laute zu bringen. Den älteren Kindern ertheilen drei Lehrer Unterricht in der Ton- und Geberdensprache, wobei jedoch vielfache Modifikationen und Abweichungen von allen bisherigen Unterrichtsmethoden eintreten. Haben die Kinder einmal gelernt, die sie umgebenden oder ihnen vorgehaltenen Gegenstände zu fixiren, so beginnt der Anschauungsunterricht damit, die Kinder auf Naturgegenstände aufmerksam zu machen und ihnen zur Vergleichung Bilder in die Hand zu geben, wobei Guggenbühl Schreibers Anschauungsunterricht für sehr nützlich hält. Zur Uebung des Gehörs wird Musik benützt, so wie das öftere Läuten mit einer großen Glocke, ein ganz besonders schätzbares Mittel. Der Schreibunterricht wird des Nachts begonnen mit Phosphor, dessen Leuchten das Auge am besten fixirte und Lust zur Nachahmung erwecke. Geschmack und Geruch werden durch chemische Agentien angeregt. Gleich den übrigen Sinnen wird Gefühl und Gestalt in Anspruch genommen. Zur Stärkung der schlaffen halblahmen Glieder dient neben der ärztlichen Behandlung die Gymnastik im Freien. Sie wechselt ab mit dem Unterricht und kleinen Spatziergängen. Später wird mit dem Institute eine Arbeitsschule verbunden werden, um den Kindern eine Mitgift für das bürgerliche Leben zu geben. Auch weniger bildungsfähige Kinder lernen oft

Digitized by Google

recht gut mechanische Arbeiten und führen sie zwar langsam, aber mit bewundernswürdiger Geduld aus."

Sprachlehre.

Vorschlag und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, von Dr. Ernst Ruthardt. Breslau, Jos. Max und Comp., 1841.

Mannigfacher Widerspruch gegen die Gymnasialbildung hat sich nur darum erhoben, weil dieselbe zu früh begonnen, gar zu einseitig auf Latein und Griechisch beschränkt und endlich in dem löblichen Streben nach Gründlichkeit bald nach dieser, bald nach jener Methode betrieben wurde, welche den jugendlichen Geist ermüdete und marterte, oder aber demselben formelle Schärfe gab, der zuletzt jeder Inhalt abhanden kam, ja zuwider wurde. Daher sah man die echt praktischen Leute, die Plattnützlichen und die Religiösen in gemeinschaftlichem Bunde gegen Latein- und Griechischlernen, um von der Lorinseromachie zu schweigen, welche alle Kränklichkeit und Schwächlichkeit der Jugend allein der zu anstrengenden Lateinerlernungsmethode zuschrieb. So viel Wahres in allen diesen Anklagen lag und liegt — denn es ist z. B. Faktum, daß die und da 8—10jährige Knaben außer den sechs Schulstunden, wenn sie nicht ganz vorzügliche Köpfe sind, täglich noch eben so viele Stunden zu Hause mit Vocabeln- und Regelnlernen und Pensenschreiben zubringen müssen —; so ist es doch verkehrt, überhaupt alle Gymnasialbildung wegwerfen, oder auf ein solches Minimum zurückbringen zu wollen, daß dabei weder die Sprachen ordentlich erlernt, noch der formale Bildungszweck erreicht werden können. Vielmehr kommt Alles darauf an, einer Methode des Unterrichts sich zu vergewissern, welche die unaufgeblichen Zwecke der Gymnasialbildung sichert, ohne zu gerechten Klagen auf's Neue Grund zu geben. Zur Lösung dieser Aufgabe hat vorliegendes Werk nicht sowohl einen schätzbaren Beitrag gegeben, als vielmehr wirklich schon einen bedeutenden Schritt gethan. Der Verfasser hat nämlich seinen „Vorschlag und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung der grammatischen Lehrmethode, zunächst für die lateinische Prosa" mit so viel Sachkenntniß, Umsicht und Geist motivirt, daß derselbe von jedem denkenden, nicht geistesträgen Schulmann beachtet, erprobt und im Wesentlichen als unabweisliche Modifikation des bisherigen Unterrichts anerkannt werden muß. Der Vorschlag und Plan ist aber kürzlich folgender: Nachdem in dem ersten Unterricht die Formenlehre in ihren wesentlichen Theilen gründlich erlernt worden, soll den Mittelpunkt des ferneren Lateinlernens ein wohlgewählter prosaischer Lehr- und Lernstoff von wenigen Bogen * bilden. Dieser soll nach und nach gelernt, aus, an und mit ihm der syntaktische Theil der Grammatik entwickelt werden, in ihm also seine unverrückbare Basis erhalten. Wir sehen hier also das Gute der Hamiltonischen und Jacotot'schen Methoden anerkannt. Denn man würde sehr irren, wenn man in Herrn Ruthardts Plan eine unbedingte Annahme dieser Methoden finden wollte. Diese treten hier nämlich nur als Mitte, in der Umgebung anderer Sprachübungen, namentlich aber als der Kern stylistischer Uebungen auf. Ihnen geht die Erlernung des Grammatischen und Lexicologischen vorauf und fortwährend zur Seite; und der auswendig zu lernende Stoff wird eben dazu gebraucht, um, was in der Grammatik vorgekommen, wieder in Erinnerung zu bringen und in der Anknüpfung an denselben unverlierbar zu befestigen, während in den Grammatikstunden, ja bei der Lektüre eines Schriftstellers immer wieder auf jenen erlernten Stoff hingewiesen wird, so oft sichtlindet, daß in diesem derselbe, oder ein Analoges von dem, was eben zur Sprache kommt, bereits da gewesen ist. Wenn Schüler und Lehrer bei Anwendung dieser Methode ihre Pflicht thun, so muß dieselbe eine äußerst günstige Wirkung äußern auf Aneignung der fremden Sprache, mag man nun auf Verständniß oder auf Schreiben und Sprechen derselben sein Augenmerk richten. Namentlich scheint das Letztere ohne Annahme des Wesentlichen derselben nie mit einer gewissen Sicherheit bei dem größeren Theil der Schüler erreicht werden zu können. Nur Eines befürchten wir: Es wird an Lehrern fehlen, welche Kraft, Geduld und Ausdauer mit der nöthigen Geistesgegenwart und Gewandtheit verbinden, ohne welche jene Methode nichts ist.

* Diesen Stoff hat Herr Ruthardt in einer Chrestomathie, welche nur Ciceronianische Stellen enthält und nur 4 Druckbogen stark ist, gegeben. Sie ist unter dem Titel: Loci memoriales bei Jos. Max in Breslau erschienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. Juli 1842.

Volkssagen.

1) Elsässisches Sagenbuch, herausgegeben von August Stöber. Straßburg, Schuler, 1842. gr. 8. Dazu zwölf Stahlstiche. 4.

Herr August Stöber hat sich, so wie sein Bruder Adolf und ihr verstorbener Vater Ehrenfried, schon viel Verdienst um die Volkssagen des Elsasses und überhaupt um die deutsche Poesie erworben und wir alle diesseits des Rheins sind ihnen dafür herzlich dankbar.

Das vorliegende Werk ist eine Sammlung aller Elsässer Volkssagen und Legenden, so weit sie bereits in deutscher Sprache besungen sind. Ihrer ist eine große Zahl und sie gehören, dem Inhalt nach, zu den schönsten, die es gibt. Mehrere sind deßhalb schon lange bekannt und von vielen Dichtern wetteifernd bearbeitet, z. B. der Gang nach dem Eisenhammer (örtliche Sage von Zabern), die Legende von der heiligen Ottilie, die Riesentochter von Rideck.

Der Herausgeber hat die Sagen geographisch angeordnet und beginnt im Süden mit den Sagen des Suntgaus und Mühlhausens. Den noch aus dem heidnischen Glauben oder aus den christlichen Legenden stammenden Wundergeschichten und jenen rathselhaften Dichtungen, die als reine Accorde zwischen dem Gemüth des Volkes und der Natur des Landes gleichsam in der Luft schweben und an keine bestimmte Zeit sich knüpfen lassen, schließen sich rein geschichtliche Erinnerungen an, Bilder aus sturmbewegter Vorzeit, schrecklicher und düsterer oder auch heiterer und humoristischer Art. Einige Sagen sind von sehr alter Bearbeitung, echte Volkslieder; ein längeres Gedicht, das glückhafte Schiff (das einen Hirsebrei von Zürich noch warm nach Straßburg brachte) ist von Fischart, eine Erzählung von Hans Sachs. Mehrere Sagen sind von diesrheinischen Dichtern: von Schiller (Fridolin), Arnim, Uhland, Rückert, Simrock, Chamisso ꝛc., bei weitem die meisten aber von neuern überrheinischen Dichtern, besonders von Ehrenfried, Adolf und August Stöber, von Otte (Zetter in Mühlhausen), Mühl, Candidus, Lamey, dem wackern Drechslermeister Hitz von Straßburg und anderen.

Um unsern Lesern den poetischen Reichthum dieser Sammlung anschaulich zu machen, wollen wir, mit Uebergehung des Bekannteren, auf einige weniger bekannte und vielen gewiß ganz neue Sagen aufmerksam machen. Otte, dessen liebliche Schweizersagen wir im vorigen Jahrgang unsrer Blätter anzeigten, theilt uns hier unter vielen andern auch eine sehr anziehende Sage mit vom Sternsee im Masmünsterthal.

Ein Knäblein spielt in heller Nacht
Am See auf grüner Haide,
Es starret in die Sternenpracht
Mit unnennbarer Freude.
Da sieht es von der lichten Höh'
Ein Sternlein niedersinken,
Hinunter fiel es in den See,
— So will's das Kind bedünken.

„O Sternlein lieb, o Sternlein klein,
Bist in den See gefallen!
Erloschen ist dein heller Schein,
Darfst nicht mehr oben wallen!"
Das Knäblein nimmt zum See den Lauf,
Wohl wär' es gerne weinen,
Da sieht im Wasser es zu Hauf'
Viel andre Sternlein scheinen.

„Ihr Sternlein klein und wunderschön,
Nicht sollt ihr da verkommen ...."
Es bückt sich nieder von den Höh'n,
Und ist nicht wiederkommen.
— Noch siehst du in dem See bei Nacht
Die gold'nen Sterne flimmern,
Und mitten unter ihrer Pracht
Ein bleiches Antlitz schimmern.

Digitized by Google

Gar alterthümlich naiv ist auch die Sage von Thann (von Adolf Stöber). Der h. Maternus drückt dem Bischof Theobald die Augen zu und will ihm den Ring vom Finger ziehen, aber der Ring läßt sich nicht trennen und der Finger selbst reißt ab. Diesen verbirgt der Heilige im Knauf seines Pilgerstabs. Als er aber nach langer Zeit einst ausruht unter einer Tanne und den Stab an sie lehnt, verwachst der Knauf des Stabes mit dem Stamme des Baumes und man erfährt, daß unter demselben Baum einst Theobalds Braut vom Blitz erschlagen worden war. Auch die von Mühl bearbeitete Sage vom schwarzen Hirsch im St. Amarinenthal ist eigenthümlich. Ein roher Ritter, der sein Lebenlang die armen Hirsche gehetzt, wird endlich durch den Satan in Gestalt eines schwarzen Hirsches zu einem Abgrund verlockt und bricht den Hals. Derselbe Dichter singt auch von den phantastisch gestalteten Fischen im Bölchensee und von der Riesenforelle, auf der eine Tanne wächst. August Stöber theilt eine schauerliche Sage mit von der Gräfin von Wedmund, die zu Egisheim als Hexe verbrannt wurde, weil sie, um vom Teufel noch eine Frist ihres Lebens zu gewinnen, demselben ihre Tochter verkaufen wollte. Die Sage von Colmar, welche die Keule im Wappen dieser Stadt für die des Herkules ausgibt, dürfte aus jüngerer lateinischer Gelehrsamkeit herzuleiten seyn. Eine der schönsten Sagen ist die von den drei Aehren, die August Stöber bearbeitet hat. Ein Verruchter raubt eine Hostie und wirft sie in ein Aehrenfeld:

An drei Halmen bleibt sie hangen, —
Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben,
Summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeerblüthen
Ziehn sie feinsten Honigsaft,
Können gar nicht ruh'n und rasten,
Fühlen schon die Himmelskraft.

Und allnächtlich schweben Klänge
Nieder zu dem sel'gen Ort,
Blumen öffnen sich und lauschen,
Küßchen trägt die Klänge fort.

Und die Wandrer die vom Thale
Still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen,
Himmelswonnen sie umwehn.

Betend wallt herauf ein Priester,
Weihet die beglückte Stell',
Bald umschließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin über Thal und Höh'n;
Manch ein Waller aus der Ferne
Naht mit heißem, stillem Fleh'n.

Freundlich schaut das Kirchlein nieder,
Die Drei-Aehren jetzt genannt,
Streuet reichen Aernteségen
Auf das schöne Alsaland.

Unter den vielen Sagen vom Ottilienberge zeichnet sich eine besonders aus, die schon in einem alten Volksliede behandelt ist. Darin ist eine ganz eigene Tiefe und Kraft bei anspruchlosester Einfachheit:

Odilia war blind geboren,
Ihr Vater war ein gar grimmiger Mann,
Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

Er schlug dem Fäßchen den Boden ein,
Und warf die arme Odil'a hinein;
Er warf sie in das Wasser, ja Wasser.

Sie schwamm drei Nächt' und auch drei Tag',
Sie schwamm der Mühle wohl unter das Rad,
Das Rad, das steht ja stille, ja stille.

Die Mühle will nicht um's Mühlenrad gehn:
„Ach Gott! was ist an meiner Mühle geschehn,
Die Mühle steht ja stille, ja stille."

Der Müller, der lief wohl zum Mühlenrad,
Und als er die arme Odilia sah,
Da zog er sie aus dem Wasser, ja Wasser.

Der Müller erzog sie bis zwanzig Jahr,
Bis daß Odilia ein wackeres Mädchen war,
Da ging sie über die Straße, ja Straße.

Da sagten alle die Bürgersleut',
Odilia wär' ein gefundenes Kind,
Gefunden in dem Wasser, ja Wasser.

„Jetzt will ich nicht mehr heißen gefundenes Kind,
Viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,
Meine Mutter will ich beweinen, ja beweinen."

Sie kniete sich auf einen Marmelstein,
Sie kniete sich Löcher in ihre Bein,
Und betete für ihren Vater, ja Vater.

Und als sie nun recht im Beten war,
Da stand der hölische Satan da,
Der hatt' ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.

Digitized by Google

Das wird nicht geschehn mehr mein Lebenstag,
Daß ein Kind seinen Vater erdöset hat
Aus den höllischen Flammen, ja Flammen.

Nicht minder schön ist die Sage von Hüneburg, wo ein Beichtvater das Beichtgeheimniß verletzte, dadurch einen Mord veranlaßte und ohne Wissen an die Stätte des Mordes kommend, im Blut ausgleitschte und den Hals brach. Diese Sage so wie die Erhebung des h. Nepomuck beweisen, wie unverbrüchlich die katholische Welt das Beichtgeheimniß bewahrt wissen will. Welch schöner Zug! Wie fatal nehmen sich dagegen in der protestantischen Welt gewisse Gesetze und Verordnungen aus, die dem Prediger das Denunciiren zur Pflicht machen! Die Legende ist bewundernswürdig in Bezug auf die feinste Unterscheidung in moralischen Dingen. Der Beichtvater hört, sein Beichtkind sey im Begriff, eine Untreue, also ein Verbrechen zu begehen. Er will es, ohne Zweifel in guter Absicht, verhindern, aber er bricht das Siegel der Beichte und begeht dadurch ein noch weit schwereres Verbrechen, als das war, das er verhindern wollte. Daher kommt die Rache des Himmels auf sein Haupt.

Am reichsten an Erinnerungen ist Straßburg, daher auch in vorliegender Sammlung besonders bedacht. Der Stadt Namen und Wappen (ein rother Strich in weißem Felde) soll die blutige Straße bezeichnen, die Attila aus Deutschland nach Gallien zog. Andere berühmte Erinnerungen Straßburgs sind Erwin, der Erbauer des Münsters, die Geißler, der Tanz, den Kaiser Sigmund mit den schönen Straßburgerinnen barfuß durch die Straßen tanzte, der Zürcher Hirsebrei, Guttenberg, Jakob Sturm, Geiler von Kaisersberg ꝛc. Mit Recht ist auch das wunderschöne Soldatenlied „zu Straßburg auf der Schanz“ aufgenommen worden.

In den Anmerkungen hat der Herausgeber die Quellen der hier gesammelten Sagen und Legenden erläutert und manche schätzbare Notiz angeknüpft. Die Stahlstiche sind ansprechend. Der Zeichner ist in das, wenn wir so sagen dürfen, Gemüthliche des Gegenstandes eingegangen und ein gar schöner freudiger und doch zugleich wehmüthiger Ausdruck liegt in der Art, wie uns der Sänger auf dem ersten Blatt begrüßt und uns die ferne Aussicht ins Waagau eröffnet. — Unter den zahlreichen Sammlungen deutscher Sagen, die wir nun schon aus den meisten Gauen unseres großen Vaterlandes besitzen, nimmt die vorliegende in jeder Beziehung eine der ersten Stellen ein und keinem Freunde deutscher Poesie möge sie unbekannt bleiben.

2) Gedichte von August Stöber. Straßburg, Schuler. Heidelberg, C. F. Winter, 1842.

Hier eine kleine Sammlung von lyrischen Dichtungen desselben Mannes, dem wir obige schöne Sammlungen verdanken. Diese Dichtungen haben viele Aehnlichkeit mit denen von Karl Mayer, sofern sie meist Stimmungen ausdrücken, wie sie der Umgang mit der Natur, der Anblick der Landschaft, der Wechsel der Jahreszeit hervorrufen. Ein liebliches Bild eröffnet den Reihen dieser Landschaftsgemälde:

Frühlingsbote.

Ein Vöglein rhmmt gestogen,
Gar lustig in den Hain,
Weiß nicht hat sich's betrogen,
Singt: Frühling will herein!

Das hat ein Rab' vernommen
Im schwarzen Leichenkleid,
Der sagt: Es mag nicht frommen,
Noch ist's nicht an der Zeit!

Doch haben's auch vernommen,
Die Knospen all' im Hain,
Sind schnell heraus gekommen
Zum lichten Sonnenschein.

Das Veilchen hat ergossen
Schnell seinen süßen Duft,
Das Brünnlein ist geflossen,
Von Liedern tönt die Luft.

Der Rab' mit Flügelschlägen
Sich stumm zum Schlafe streckt,
Derweil ein Blüthenregen
Ihn ganz mit Duft bedeckt.

Der Dichter gibt sich ganz dem Naturgefühl hin:

Auf dem Felssprung will ich liegen
Drunten hin das Bächlein schäumt,
In das weiche Moos mich schmiegen
Rings von Halbebtäl' umsäumt ꝛc.

Seliges Verirren in den Bergen:

Inmitten in den Bergen, auf ihren höchsten Höhn,
Kann ich umher nur Himmel und grüne Wälder sehn:
Es wirft sich wie in Wellen ein weiter Ocean.
Mein Herz tritt frisch und fröhlich die Fahrt durch euch hinan!
Tief in euch will ich tauchen, durch Thal und Felsenwand,
Nicht fragen nach dem Kompaß der preist in's eine Land.

Digitized by Google

Triumphlied der Lerche:

Hoch wölbt sich am Himmel die Wolke,
Streckt duft'ge Spitzen empor,
Umsäumet wie Thürmlein und Warten
Mit silbernem schimmerndem Flor.

Kampflustig erhebt sich die Lerche,
Steigt jubelnd über den Wall,
Und aus der eroberten Veste
Tönt schmetternd der Siegerin Schall.

Und so viele andere Naturbilder. Außerdem auch Erinnerungen an die Vorzeit, einige Romanzen, Mährchen und Legenden, Andenken an berühmte Männer, wie Guttenberg, Freundesgruß an Lebende. Auch einige treffliche Satiren, z. B. auf die Flegler und Bengler des jungen Deutschland, Heine und Compagnie:

Ein langer Kerl mit Weberspinnenbeinen
Wiegt sich im Baumast summend auf und nieder,
Rupft Mann und Weib rings aus dem Feld zusammen
Von früh'ger Arbeit, läßt nicht ab mit Schreien:
„Ihr Leute kommt! ihr Leute kommt! hört! hört! ihr Leute, höret!
Ich bin ein Dichter! Dichter bin ich! Dichter!
Und was ich sing' das ist ein Lied! ein Lied ist was ich sing'!
Es ist mein Lied die wundervollste Dichtung,
Und der es singt der wundervollste Dichter!"
So schreit er unter tollhausartigen Geberden,
Wirft rechts und links die Arme faselhaftig,
Und schneidet gott'serbärmliche Gesichter:
„Ich bin ein Dichter! Dichter! Dichter!
Ich sing' ein Lied! ein Lied! ein Lied!" ꝛc.

Ferner ein Kukuckslied, das sehr witzig ist. Der Kukuk mystificirt das Volk der Vögel.

Ein Gesetz ist einzuführen!
Allen Vögeln sey es kund
Und vollzogen gleich zur Stund':
„Daß sie all' gehalten seyen
Ihres Schnabels Melodeien
Umzustimmen und zu richten
Nach dem holden Kukuksange!
Allem Singen, allem Dichten
Bleibt nur Heil in diesem Klange!"
Murrend fährt's, mit wildem Drange,
In den Reihen auf und nieder:
„Jedem Schnabel seine Lieder!"
Und indeß die Andern fluchen,
Ab und auf das Laub durchschwirren,
Schlagen, trillern, schnattern, girren,
Hört man sehen den Ruf versuchen
Die Serviten und Philister.
Sie erheben süß Geflüster,
Drehn die Schwänzchen, rufen: Kukuk!
Rufen: Kukuk! Kukuk! Kukuk!
Ordensbändchen ringsum fliegen
In die Nähe in die Ferne,
Und es kann die Unzahl Sterne
Für die Mäd'gen kaum genügen.
Doch derweil die Hochbeglückten
Sich mit Stern und Bändern schmücken,
Flog's in lustigem Gebraus
Rings zu Busch und Dorn hinaus.
Frei erkläret sich die Menge:
„Frei der Flug! Frei die Gesänge!
Wie der Schnabel so die Lieder!
Und der Flug wie das Gefieder!"

Alles jubelt und freut sich der Volksemancipation, aber die neue Verfassung mag noch so liberal seyn, der Kukuk weiß sich zu helfen:

Kukuk rufet: „Volksgeleier!"
Zeiget sich charakterfest:
Legt die vorgeborenen Eier
Warm in der Rebellen Nest.

3) Musäus Volksmährchen der Deutschen. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Jordan, Osterwald, Richter und Schrödter. Erste Lieferung. Leipzig, Verlag von Mayer und Wigand, 1842. Groß 8.

Die heitern Volksmährchen des Musäus verdienten wohl, einmal so schön illustrirt zu werden. Zwar liegt uns nur das erste Heft vor, allein diese Probe läßt erwarten, daß das Ganze von Seiten der Künstler mit gutem Geschmack und Humor erfreulich werde durchgeführt werden. Da der trübseligen Dichtungen in unsern Tagen so gar viele sind und selbst die sogenannten Humoristen fast immer nur wahnsinnige Grimassen oder giftige Satiren machen, so wendet man sich gern jenen ältern Dichtern zu, bei denen noch eine gesunde Lust und liebenswürdiger Frohsinn zu finden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. Juli 1842.

Volkssagen.

4) Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Mährchen, herausgegeben von August Stöber. Straßburg, Schuler, 1842.

Eine ausgezeichnete Sammlung, Lieder wie die dem Wunderhorn angehängten Kinderlieder, aber auch Lieder für Erwachsene, gleich den Kuhreigen und österreichischen Scherzreimen, dazu noch eigentliche Volkslieder und auch einige Volksmährchen in Prosa.

Zuerst Wiegenliedchen:

Schlof, Kindele, schlof!
Dien Vadder hied die Schof,
Dien Muedder hied die Lämmele,
Drum schlof, du guldi's Engele;
Schlof, Kindele, schlof!

Ninele, Nanele
Wäjele Stroh,
's Kätzel isch g'storwe,
's Miesel isch froh!

und viele andere. Dann andere Kindersprüche und Kinderliedchen, z. B. wenn einem Kind etwas weh thut:

Heile, heile Säie,
's Kätzele-n-uff der Stäie,
's Miesele-n-uff'm Mist,
's weiß keen Mensch meh was im Kindel isch.

Das entspricht dem schwäbischen:

Heile, heile, Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Schnee,
Thuts em Bübele nimme weh.

Wenn man einem kleinen Kind zu essen gibt:

Finf Engele han g'sunge,
Finf Engele kumme g'sprunge,
's erst blost's Fierel an,
's zweit stellt's Pfännel dran,
's dritt schitt's Bäbbel 'nien,
's viert dued brav Zucker drien,
's finft saat: 's isch angericht!
Iß, mien Maidele, brenn di nidd!

Beim Abzählen:

Eins, zwei, drei,
Bicke, backe, bei!
Bicke, backe Hawwermueß,
D' Gäns gehn baarfueß,
Baarfueß gehn sie,
Hinderm Offe stehn sie,
Hänn gähli Schiejele an
Unn rodi Bändele dran.

Ein anderer Spielreim:

Aene
Däne
Bohneblatt,
Unsri Kieh sinn alli satt;
Maidel hesch gemolke?
Siwwe Gaise unn e Kueh.
Peder schließ d'Dier zue,
Wirf de Schlissel iwwer de Rhien,
Morje soll's gut Wedder sinn.

Auch manche von der abenteuerlich naiven Art, deren Sinn der ist, daß eben keiner darin gesucht werden darf, z. B. wenn man ein Kind auf den Knien schaukelt:

Digitized by Google

Riedde, riedde Roß,
Ze Baſel ſteht e Schloß,
Ze Baſel ſteht e Herrehuß,
Gucke drei ſchteeni Jungfre 'ruß.
D'ein ſpinnt Siede,
D'ander dräit Wiere,
D'dritt ſchnieb Hawwerſtroh.
's Kindel macht's au e ſo,
E ſo, e ſo, e ſo!

Gar alterthümlich erſcheint folgendes Kinderſpiel. „Das Königstöchterlein. Dieſes Spiel wird meiſtens nur von kleinern Kindern geſpielt. Ein Mädchen ſitzt auf einem Schemel, mitten im Zimmer, und ſtreift das Oberröckchen über den Kopf; die andern Kinder ziehen einen Kreis um daſſelbe und jedes hält das Röckchen mit beiden Händen. Eins geht dann einigemal um den Kreis herum und ſingt:

Wer ſitzt in dieſem Thürmelein?

Die Andern antworten:

Des Königs, Königs Töchterlein.

Das Mädchen:

Darf man ſie auch beſchauen?

Die Andern:

Nein, der Thurm iſt gar zu hoch,
Muß einen Stein abhauen.

Das Mädchen ſchlägt nun auf eine Hand im Kreiſe, die den Rock fahren laſſen muß. Sie wiederholt ſodann dieſelben Fragen ſo lange bis alle Hände weg ſind; das Königstöchterlein ſpringt nun plötzlich auf, und ſucht eines der Kinder zu erhaſchen; das eingefangene muß ſodann ſeine Stelle einnehmen und das Spiel beginnt auf dieſelbe Weiſe."

An die Kinderſpiele, Kinderräthſel ꝛc. reihen ſich auch kleine Verſe, die auf Naturgegenſtände Bezug haben, z. B. vom Männlein im Monde:

Wellemännele im Mond,
Guck e Biſſel erunder!
Guck in alli Stuwwe 'nien,
Gelt es nimmt di Wunder?
Wirf dien Leiderle 'nra,
Graddel driwwer 'runder,
Worne 'ra,
Hunde 'ra,
Iwwer alli Stange,
Wenn de mit
Spiele wildt
Muß merr 's Biſſele fange.

Sehr niedlich iſt das Liedchen vom Schnee:

D'Engele han 's Bedd gemacht,
D'Federe flieje 'runder.
All Da do ſchlofe ſie,
Z'Nacht do ſinn ſie munder.
Wäre ſie nidd munder z'Nacht,
Wer hätt' denn mein Kind bewacht?

Auch ein Lied vom welſchen Hahn findet ſich hier:

Gulle, Gulle, Gulle,
Bin reeder als du!
Heſch e Paar aldi verrißeni Schue!
Heſch e Gäwwele?
Heſch e Zäwwele?
Heſch merr's welle ſale?
Los der heime gele!
Gulle, Gulle, Gulle,
Bin reeder als du!

Dann folgen Lieder für Erwachſene, zuerſt für Handwerker, z. B.:

Wenn der Schnyder rydde will,
Ze 'rydd er uff 'm Bock;
Er ſpannt die Gais dernäwe'n an
Unn ſprengt furt im Kalopp!

* * *

Wenn der Schäfer ſtehle will,
Fahrt er in die Hecke.
Rupft de Schoofe d'Woll erus,
Steckt ſie in die Säcke!

* * *

Wie macht's denn die Meyzer?
So macht ſie's:
Z'Dwes meye ſie ern aldi Gais,
Z'Morjes iſch guet Hammelfleiſch.
So macht ſie's! ꝛc. ꝛc.

Ein ſchönes und gewiß ſehr altes Mailiedchen, das die Kinder ſingen, wenn ſie mit einem Maien geſchmückt vor die Häuſer gehen und Gaben erbitten:

Maiereeſele tehr di dreimol erum,
Loß di b'ſchoie 'rum un'n'um,
So fahre mir wo Maie in die Roſe!

D'Männer drage hoche Hied,
Se drage ſe ihre Wiwre z'lieb.
So fahre mir u. ſ. w.

Digitized by Google

D'Knabe brage Sydehied,
Se brage se ihre Jungfre z'lieb!
So fahre mir u. s. w.

's Männele kah wohl Schieddele spalde,
's Fraicle kah wohl Klächele bache.
So fahre mir u. s. w.

s' isch e gähler Fade um das Huß,
Der Herr *** spatzieret dreimol dri unn druß.
So fahre mir u. s. w.

Mir hawe gemacht
Dá Kranz in einer Nacht!
So fahre mir u. s. w.

Maiereesele kehr di dreimol erum,
Loß di d'schöie 'rum un=n=um!
So fahre mir vo Maie in die Rose.

Es wird noch ein zweites Gedicht dieser Art mitgetheilt, das nicht so schön ist. Unter Maiereesele scheint wohl Maienreiß und nicht Rose verstanden werden zu müssen.

Unter den naiven Aufschriften auf die buntbemalten Ostereier kommt eine vor, die wohl nicht volksthümlich ist:

Ein Blättlein hoffnungsgrün, ein Blümlein blau und roth,
Die machen lebensfroh und machen froh im Tod.

Nun folgen Hochzeitsverse, Bauernregeln, Sprüchwörter, z. B.:

E funler Apfel macht zeh funl.

* * *

D'alde Gaise schlecke gern Salz.

* * *

Wenn Einer d'Gais annimmt mueß er sie an hiebe.

* * *

Wo 's Nusse gibd, do gibd's an Bengel, ꝛc.

Unter den längeren Volksliedchen zeichnet sich folgendes aus:

Das bucklige Männlein.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Gärdel geh,
Will die Ziwwele jädde,
Steht e buckli's Männel do,
Will mi alsfurt dredde.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Kichele geh,
Will myn Sibbele koche,
Steht e buckli's Männel do,
Het mer's Häfel gebroche.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Stiwwel geh,
Will myn Sibbele esse,
Steht e buckli's Männel do,
Het merr's halber g'esse.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich an myn Rädel geh,
Will die Fädle spinne,
Steht e buckli's Männel do,
Hebt merr's Rädel inne.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Kämmerle geh,
Will myn Beddel mache,
Steht e buckli's Männel do,
Fangt als an ze lache.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Völlig wie die ländlichen Impromptus der deutschen Aelpler von Oesterreich durch Tyrol, und Oberbayern bis in die Schweiz, die man unter dem Namen der Schnaderhupferln, Kuhreigen ꝛc. kennt, sind auch viele elsässische Volksliedchen, z. B.:

Drink i
Se hink i!
Drink i nidd,
Se hink i doch!
Drum will i liewer drinke
Unn hinke,
Als nidd drinke
Und doch hinke!

* * *

Meecht kenn Gais hiebe,
Meecht kenn Kueh hiebe,
Awwer hyrode däd i gern!
Meecht kenn Hänsele,
Meecht kenn Fränzele,
Awwer de Michele hätt i gern!

* * *

Digitized by Google

Der Lulli isch merr schuldi,
Und ich im Lulli au;
Wenn mich der Lulli zahle will,
Zahl ich de Lulli au.

° ° °

Hammerr nix, hammerr nix,
Se lon merr widder hole,
Wenn der Wirth kenn Kryd meh het
Se schrybt er mit de Kohle.

° ° °

Lustig, wyl merr ledig si,
Lustig, wyl merr läwe!
Wänn die Driwel ziddig si,
Gehn merr in die Räwe.
Wenn se=n=awer nidd ziddig si,
Gehn merr in der Käller
Unn drinke Muschgedäller.

° ° °

I hab e kleins Herzel,
Diß Herzel isch myn,
Unn e=n einziger Bue
Het de Schlissel derzue.
Dralalala, dralalala!

Auch die Volksmährchen in Prosa sind sehr originell. Besonders das vom Kätzchen und Mäuschen S. 95 und von Mann und Frau im Essigkrug S. 109.

Wir können Herrn Stöber nur unsern besten Dank sagen für diesen reichen Beitrag zur Kunde deutscher Volkspoesie und wünschen, daß sein Beispiel in andern Gegenden nachgeahmt werden möchte, denn noch fehlt viel, ehe aus allen deutschen Landen das Hiehergehörige gesammelt ist.

Neues Werk über Spanien.

Vier Jahre in Spanien. Die Carlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen von A. v. Göben, königl. span. Oberstlieutenant im Generalstab. Hannover, Hahn, 1841.

Herr von Göben war ein hannöverischer Offizier und ging nach Spanien, um für Don Carlos, den er stets voll Ehrerbietung den rechtmäßigen König nennt, gegen die Christinos zu fechten. Er will, ich weiß nicht welchen Zug von Milde und Größe in Don Carlos wahrgenommen haben, ja er geht so weit, zu behaupten, Don Carlos würde der Titus Spaniens geworden seyn, wenn er zur Regierung gelangt wäre.

Inzwischen erwarteten unsern jungen Ritter der Legitimität eine Menge Widerwärtigkeiten. Kaum in die Reihen der Carlisten eingetreten, gerieth er schon in die Gefangenschaft der Christinos und mußte acht Monate lang in den Kerkern von Logronno schmachten. Endlich wieder frei geworden, kehrte er zu seinen Waffengefährten zurück und diente aufs Neue gegen die Christinos. Einmal überfielen sie ihn in einem Dorfe und er sah schon dem unvermeidlichen Untergang entgegen, als es sich auf einmal zeigte, daß es nur Deserteure waren, die zu den Carlisten übergehen wollten. Eine der lebendigsten Schilderungen dieses an kleinen Abenteuern reichen Buches. Doch konnte der Verfasser einer abermaligen Gefangenschaft nicht entgehen. Er fiel verwundet dem Feind in die Hände und wurde nach Madrid, später in die Casematten von Cadir gebracht, endlich aber wieder ausgewechselt. Unterdeß ging die Sache des Don Carlos je mehr und mehr den Krebsgang. Mit Zamalacarregui war das große Genie des Kriegs gefallen. Don Carlos selbst war kein Feldherr. Die Tapferkeit der Bergbewohner allein konnte gegen Verrath in der eigenen Partei und gegen die überlegene Macht der Christinos nicht lange mehr aushalten. In dieser Zeit, in der die Macht der Carlisten schon tief im Sinken war, schloß sich Herr von Göben noch einmal an Cabrera an, obgleich ihn dieser anfangs als einen, der eine Brille trug, zurückweisen wollte. Die berüchtigten Grausamkeiten Cabreras werden vom Verfasser entschuldigt und als unumgänglich nothwendig gewordene Repressalien gerechtfertigt. Die Mißhandlungen seyen von den Christinos ausgegangen, denen nur durch Erwiederung habe Einhalt gethan werden können. Wohl mag Herr von Göben Recht haben, wenn er sagt, daß die Christinos allein die Presse beherrscht und darum Alles in einem für sie günstigen und für die Carlisten schimpflichen Licht dargestellt hätten.

Eine Zeit lang hielt sich der Verfasser auch im Lager des unglücklichen Grafen von Espanna auf, der, obgleich ein militärischer Sonderling, viel Güte für ihn hatte. Nach der tragischen Katastrophe, welche die Absetzung und den Tod dieses Grafen herbeiführte, begab sich der Verfasser noch einmal zu Cabrera und diente bis zur gänzlichen Unterdrückung der Carlisten, indem er mit dem letzten Rest derselben über die französische Grenze floh.

Das Buch würde den Leser, wie es scheint, noch mehr anziehen, wenn es hin und wieder etwas kürzer gefaßt wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. Juli 1842.

Reisen.

1) Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf naturwissenschaftliche Verhältnisse (1835—1841), von Joseph Russegger, k. k. Bergrath. Mit einem Atlas. Erster Band. Stuttgart, Schweizerbart, 1841.

Eins der ausgezeichnetsten Reisewerke neuerer Zeit, das der deutschen Literatur sehr zur Ehre gereicht.

Mehemet Ali, der berühmte Tyrann Aegyptens, fiel einmal, um sich immer neue Geldquellen zu eröffnen, auf den Gedanken, innerhalb seiner eignen Lander auf edle Metalle graben zu lassen. Dazu bedurfte es einer wissenschaftlichen Rundreise durch eben diese Länder, die ein Sachverständiger machen mußte, um erst die Fundorte von Metallen zu entdecken. Einen solchen Sachverständigen erbat sich Mehemet Ali von der kaiserlich österreichischen Regierung und diese beehrte Herrn Russegger mit dem Auftrage, dem Wunsche des Vicekönigs von Aegypten Genüge zu leisten, aber die Mission in einem wissenschaftlichen Sinne auszuführen. Mit allem Nöthigen versehen und begleitet von mehreren Arbeitern aus den heimischen Bergwerken von Gastein, einigen Bergoffizianten und einem Naturaliensammler verließ der Verfasser im Jahr 1835 Triest und begab sich zunächst nach Griechenland, wo sich Dr. Veit aus Mergentheim der Expedition als Arzt zugesellte. Er führte nun nicht nur in einer mehrjährigen Reise durch die Staaten Mehemet Alis seinen nächsten Auftrag aus, sondern er setzte auch nachher noch seine wissenschaftlichen Reisen und Forschungen fort und dehnte die Reise, die ihn bis tief in die südliche Zone geführt, auch zum höchsten Norden aus.

Von dem großen Umfang seiner Reisen gibt er in der Einleitung selbst eine gedrängte Uebersicht: „Um von Triest nach Aegypten zu gelangen, wählte ich, wie gesagt, den Weg über Griechenland, wo ich in Patras landete und über Korinth mich nach Athen begab. Von Athen segelte ich, nur Nauplia berührend, direkt nach Alexandria. Mein erster Aufenthalt in Afrika beschränkte sich auf eine Reise nach Kairo und auf die Bereisung jenes Theils der libyschen Wüste, welcher unter dem Namen der Makarius-Wüste bekannt ist und in welchem die Natronseen liegen. — Zurückgekehrt nach Alexandria, schiffte ich mich sogleich wieder ein und begab mich nach Syrien, hielt in Beirut Quarantaine und ging in die nördlichen Provinzen, wo ich mich kurze Zeit in Antiochia und Aleppo aufhielt. Von da reiste ich zur See an die klein-asiatische Küste bei Tharsus und begab mich an den Taurus nach Gülek, welches vor der Hand zum Aufenthalte für die Expedition bestimmt war. — Während der Zeit, als man daselbst mit der Eröffnung des Bleibergbaues und Errichtung einer Schmelzhütte beschäftigt war, besuchte ich den östlich gelegenen Theil des Taurus in den Paschaliken von Adana und Marasch, so wie auch den westlichen in der Umgebung der Cidnus-Thäler. Im Herbst 1836 trennte ich die Expedition, ließ einen Theil derselben zur Fortsetzung der Arbeiten in Gülek und ging mit dem andern nach Syrien zurück, wo ich von Beirut aus die Steinkohlen- und Eisenminen des Libanon, Baalbec und Damaskus besuchte und nach Alexandria zurückging. Dieser Theil der Reise ist der Gegenstand des ersten Bandes des vorliegenden Reisewerkes. — Mit Beginn des Jahres 1837 trat ich meine Reise ins Innere von Afrika an. Ich ging auf dem Nile durch Aegypten, Dendyra, Theben und dergleichen klassische Punkte der altägyptischen Baukunst berührend, nach Assuan an der ersten Katarakte und betrat nun Nubien. Bis Korosko verfolgte ich den Nil, dann aber verließ ich ihn und zog durch die große Wüste, welche zwischen diesem Strome und dem rothen Meere liegt, bis nach el Mucheiref, der Hauptstadt des Berber Landes, wo ich mich wieder auf dem Nile einschiffte und bis Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Antheils

Digitized by Google

von Sudan, fuhr. Chardum liegt am Zusammenflusse des blauen und weißen Flusses, die den Nil bilden, und eignete sich ganz dazu, um daselbst mein Hauptquartier aufzuschlagen und von da aus die weiteren Reisen einzuleiten. — Auf meiner ersten Reise fuhr ich den weißen Fluß bis zu den Schilluk-Negern hinauf, ging dann nach el Obeedh, der Hauptstadt von Kordofan, und von dort südlich durch das ganze Land der Nuba's bis nach Scheidun und zum Gebirge Tira. Den Rückweg nach Chardum nahm ich wieder durch Kordofan. — Die tropische Regenzeit war nun in ihrer ganzen Gewalt angebrochen, und ich mußte vom 23. Juni bis 1. Oktober ruhig in Chardum liegen bleiben, in welcher Zeit ich allein durch klimatische Krankheiten die Hälfte meiner europäischen Gefährten verlor. — Anfangs Oktober trat ich meine zweite Reise ins Innere an. Ich ging auf dem blauen Flusse nach Sennaar, der Hauptstadt von Sennaar, und von da zu Lande nach Roferres, wo ich mich mit der kleinen Armee Mustapha Bey's vereinte, der den Auftrag hatte, mich zu den Goldwäschen der Neger zu begleiten. Mit Beginn des Jahres 1838 traten wir unsern Feldzug an; wir zogen durch Fassokl und durch die Negerländer Kassan, Kamamil und Schongollo bis zum Flusse Pulchidia an der Grenze der Galla-Völker. Denselben Weg nach Chardum machte ich auch wieder zurück und trat auch bald hernach meine Rückreise nach Alexandria an. Ich fuhr auf dem Nile bis Metámah, ging von da aus durch die Bahiuda-Wüste an den Dschebel Barkal, auf dem Nile wieder nach Dongola, von da durch die große westliche Wüste nach Waddi Halfa und endlich auf dem Nile durch das nördliche Nubien und ganz Aegypten nach Kairo und von da nach Alexandria, wo ich wieder am 27. Juli 1838 eintraf. Diese Reise ins Innere von Afrika bildet den Inhalt des 2ten Bandes des vorliegenden Werkes. — Meine Geschäfte, worunter auch die Auflösung der Expedition gehörte, hielten mich bis zum 1. Oktober fest, an welchem Tage ich allein, bloß von einem Neger und vier Beduinen begleitet, neuerdings den Wanderstab ergriff. Ich fuhr nach Kairo, ging von da durch die Wüste über Suez nach dem Sinai, wo ich geraume Zeit blieb. Vom Sinai aus durchzog ich die große Wüste zwischen diesem Gebirge und Palästina, die unter dem Namen der Wüste des Dschebel Tyh el Beni Israel bekannt ist, in gerader Richtung bis nach Hebron, durchreiste nun ganz Palästina, schiffte mich in Beirut wieder ein und kam am 24. Januar 1839 nach Alexandria zurück, welches ich aber am 7. Februar wieder verließ, um meine Rückreise durch Europa anzutreten; zuvor jedoch besuchte ich noch Konstantinopel und Smyrna, und erst am 3. März, als ich die Quarantaine zu Syra bezog, konnte ich meine außereuropäischen Reisen, wenigstens vor der Hand, als geschlossen ansehen. Diese Reise wird Gegenstand des 3ten Bandes dieses Werkes. — Von Syra begab ich mich nach Athen und bereiste nun Griechenland im Auftrage Sr. Maj. des Königs Otto. Ich durchzog ganz Rumelien und den ganzen Peloponnes und besuchte im Archipel die Inseln Euböa, Thermia, Serpho, Syra, Naxos, Paros, Santorin, Kimolos, Milos und Poros, und verließ Griechenland anfangs September. — Ein österreichisches Dampfschiff brachte mich in die Quarantaine von Ankona, nach deren Vollendung ich über Rieti nach Rom wanderte. Von Rom ging ich nach Neapel und von da nach Sizilien. Diese Insel bereiste ich während meines einmonatlichen Aufenthaltes ganz und fuhr dann von Palermo wieder nach Neapel zurück. Von da ging ich mit einem Dampfboote nach Livorno, bereiste die Umgegend an der Cecina und verließ Florenz mit Beginn des Jahrs 1840. — Mein weiterer Weg führte mich über Bologna, Mailand und den Splügen nach Deutschland zurück, ich bereiste einen Theil der Schweiz, Württemberg und ging den Rhein entlang nach Aachen, wo ich mich längere Zeit auf den dortigen Steinkohlenwerken aufhielt. Von Aachen nahm ich meinen Weg über Lüttich, Brüssel nach Paris und schiffte mich zu Havre nach England ein, das ich in London betrat. — Im weitern Verlaufe bereiste ich den größten Theil von England und einen Theil der Hochlande von Schottland und kehrte von Edinburg wieder nach Deutschland zurück. Ich landete in Hamburg und ging über Lübeck nach Kopenhagen, von wo ich mit dem dienstthuenden Dampfschiffe nach Christiania abging. — In Norwegen besuchte ich die Minendistrikte, reiste über den Dovrefield nach Trondhiem und von da zur See nach Hammerfest, auf welchem Wege ich die englischen Kupferwerke zu Kaaffiord besichtigte. Von Hammerfest ging ich wieder nach Trondhiem zurück und von da nach Schweden. Auf dem Wege nach Stockholm berührte ich Sundsvall, Geffle, Falun, Sala, Dannemora, Upsala. Von Stockholm ging ich auf dem Göta-Kanal über Götedorg, und dann über Lund und Malmö nach Kopenhagen und wieder nach Hamburg zurück. Neuerdings auf deutschem Boden angelangt, reiste ich nun nach Berlin, ging an den Harz und ins Mansfeldische und kehrte durch Sachsen, Böhmen und über Salzburg nach Wien zurück, wo ich glücklich am 21. Februar 1841 ankam. Meine ganze Reise hatte also gerade 5 Jahre und 3 Monate gedauert." S. 29.

Im vorliegenden ersten Bande schildert der Verfasser zuerst die Vorbereitungen der Abreise, dann den Aufenthalt in Griechenland. Hier macht er die Gegnosten auf das charakteristische Vorherrschen des Hornsteins aufmerksam, als eines Gliedes der in Hellas in kolossaler Entwicklung auftretenden Formation der

Digitized by Google

alten Kreide. Doch vergißt er über der wissenschaftlichen Untersuchung der Gebirgsarten keineswegs die maleriſchen Reize der Landschaft. Besonders schön ist seine Schilderung einer Aussicht von dem Akrokorinth herab. „Zu den Füßen liegt der ganze Isthmus ausgebreitet, und Korinth, einſt das Paris von Griechenland, welches in Luxus, Geschmack und feiner Sitte den Ton angab, jetzt ein unbedeutender Ort; einſt der schönſte in Hellas, ſind es jetzt 7 Säulen noch, die von alter Pracht Zeugniß geben. Westlich ſieht man durch den Golf von Lepanto hinaus bis zur Bai von Salona, östlich öffnet ſich unſerm Blicke das ägeiſche Meer. Die Küſte des Peloponneſes bis nach Nauplia; zahlloſe Inſeln groß und klein, Cajina, Salamis und in der Ferne Athen mit ſeiner weithin ſtrahlenden Akropolis, dem Meiſterſtück griechiſcher Kunſt. Zwei Meere mißt der Blick in einem Momente, und vor ihm ſtehen zugleich die heiligen Berge Griechenlands, der Himettus, Pentelikon, Cithäron, Geranion, Helikon und der göttliche Parnaß mit ſeinen ſcharfen Felsgipfeln. Der Eindruck iſt wirklich zu großartig, man kann ihn nicht faſſen, und ſchon die geſchichtlichen Erinnerungen allein, die an einen ſolchen Punkt ſich knüpfen, erdrücken faſt die Bruſt. Man überſieht mit einem Blicke den Urquell aller europäiſchen Kunſt, Wiſſenſchaft, Bildung und Kultur. Noch ſtehen ſie, die Wohnſitze der Götter, unverändert ſeit Jahrtauſenden, und ich bin feſt der Meinung, ſie kehren wieder, die Vertriebenen, in ihr altes Heimathland." S. 75.

Wir können auf die reichen Einzelheiten dieſer Reiſebeſchreibung natürlich nicht eingehen und müſſen uns begnügen, nur Einiges von allgemeinſtem Intereſſe hervorzuheben. So iſt das Urtheil eines ſo unbefangenen und unparteiiſchen Beobachters über Mehemet Ali und ſeine Verwaltung gewiß werthvoll. Herr Ruſſegger mißkennt die großen Geiſtesgaben des Vicekönigs nicht, findet aber in ſeinem Verwaltungsſyſtem nichts Joſephiniſches — bekanntlich haben einige Schmeichler in ihm einen zweiten Joſeph ſehen wollen, der Aegypten bald wieder zu dem Wohlſtand erheben werde, den es unter den Pharaonen beſaß — ſondern nur das Verfahren eines energiſchen Deſpoten, der alles zu ſeinem augenblicklichen Zweck ausbeutet und dabei keine Rückſicht nimmt, ob er die Keime der Zukunft zerſtört oder nicht; gleich jenem Wilden, der den Baum umhieb, um die Früchte zu genießen.

(Schluß folgt.)

Volksſagen.

5) Schweizer-Sagen in Balladen, Romanzen und Legenden von Friedrich Otte. Neue Sammlung. Baſel, Schweighauſer, 1842.

Der Verfaſſer heißt eigentlich Zetter und lebt in Mühlhauſen im Suntgau, Er hat uns ſchon einmal mit einer artigen Sammlung von Schweizerſagen erfreut (vergl. Literaturblatt von 1841, Nr. 96) und auch das Elſäſſer Sagenbuch enthält vieles von ihm. Neben Bekanntem theilt er auch manche Sage mit, auf die man bisher nicht oder doch weniger aufmerkſam war, und ſein Vortrag iſt durchgängig friſch, einfach, natürlich. Unter dem hier mitgetheilten bemerken wir: Niclaus von der Flue, die Lucerner Mordnacht, Hans Holbein, der ewige Jude im Wiſperthal, das Paradies der Thiere auf dem Mattenberge, die Linde zu Freiburg, die drei Tellen, der Gemsjäger und der Berggeiſt, der Kaiſermord (Albrecht II.), Gertrude von Balm (die Gemablin Wards, einer der Mörder Kaiſer Albrechts, die drei Tage lang bei ihrem aufs Rad geflochtenen Gatten weilte) und viele andere. Unter die weniger bekannten gehört die Legende von St. Immer, der im Bernifchen die Heiden durch ein Wunder bekehrte:

Einſt ſprach der Häuptling zu dem Greiſen:
„Wie mächtig Deine Lehre ſey,
Das ſollſt Du mir im Nu beweiſen
Und ſpute Dich, ſonſt ſp'd vorbei!
Mit Kirſchen ſchmücke mir die Eiche,
Die alte dort, des Grüns beraubt, —
Und kannſt Du's nicht, mit einem Streiche
Zerſpalt' ich Dir das morſche Haupt."

Zum Himmel auf der Alte blicket,
Er ſteht um Schutz den Vater an;
Doch weh'! ſchon iſt das Beil gezücket,
Schon bricht der Menge Zorn ſich Bahn.
Doch halt! Was fährt zurück das bleiche
Antlitz des Führers, ſeht Ihr's nicht?
— Es prangt, wie er's befahl, die Eiche
Mit Kirſchen roth und Blättern dicht.

Zu den weniger bekannten Sagen gehört ferner: der Türſt, das Feſt der Armürins, Enguerrand von Rondchatel, der Spuck von Greſſach ꝛc.

6) Balladen. Von Rudolf Hirſch. Leipzig, Böſenberg, 1841.

Der vermuthlich noch junge Dichter iſt gefühlvoll und beſitzt auch Sinn und Talent für die Muſik der Sprache. Aber ſeine Phantaſie iſt noch nicht durch

Digitized by Google

ein klares Denken geordnet. Wir lesen z. B. auf Seite 75:

Aus dem Rosenbusche zücket
Plötzlich eine Manneshand,
In den Busen Clara's drücket
Einen Dolch sie bis zum Rand.

Da muß man fragen: bis zum Rande wessen? des Dolches? Das meint der Dichter wahrscheinlich, aber dann müßte es heißen: bis ans Heft. — Auf S. 116 lesen wir:

An seiner Herrin hängt der Neger
Wie der Magnet an liebeskaltem Stahle.

Das wäre ein glückliches Bild, wenn das ganze Gedicht komischen Inhalts wäre. Da derselbe aber sehr ernst und tragisch ist, erscheint die Vergleichung des verliebten Negers mit einem am Stahle klebenden Magnet nicht gut gewählt, weil man sich bei der Vorstellung davon kaum eines Lächelns enthalten kann. Auf derselben Seite lesen wir:

Und seiner Seele schmerzliches Verbluten
Das matte Leuchten nur des Aug's verkündet.

Das Herz kann wohl verbluten, aber nicht die Seele. Auf S. 132 heißt es in einer Judenballade gar zu jüdisch:

Er aber, tröstend über sich gebücket,
Kann nur die Hände zum Gebete schließen,
Als fleht' zu Gott er, daß mit seinen Strahlen
Er übergolde seiner Judith Qualen.

Kann ihr Gott nicht die Qualen abnehmen oder versüßen? warum denn gerade vergolden? muß denn der Jude überall zuerst ans Gold denken? — Auf Seite 146 malt der Dichter das Portrait seiner Geliebten. Dieß Gedicht kann zum Belege dienen, daß es dem Verfasser gewiß nicht an Gefühl und Phantasie gebricht, daß er aber dieselben an der Hand des guten Geschmacks zu leiten noch nicht gelernt hat.

O, seht die herrlich ausgeprägten Züge!
Sie sind ein einz'ger Harmonieenklang
In schmeichlerischer Melodieenwiege!
O seht die Unschuld leuchtend hingesä't
In ihre Brust, worin die Wurzel steht
Und ihre Blätter in die Höhe schlägt,
Die sie als Lilien in dem Antlitz trägt. —
Wie diese langen Locken niederschweben,
Hinschmachtend an dem Schnee des Nackens beben,
In schwarzen Ringen sich zum Busen schlängeln,
Fast wie sich Geister von gefall'nen Engeln
Zur Himmelspforte hastigreuig drängen,
Um dort zu lauschen nach Erbarmungsklängen! —
Was spricht am Haupt die weiße Tafelplatte,
Der Geisteswerkstätt' truglos Hängezeichen?
Das ist die Stirn von Elfenbein, die glatte,
Die sinnige Gedanken leis' umstreichen. —
Wer stünde nicht vor Gottes Sonnentempel
Begeistert still, dem Schöpfungsmeisterstempel?
Doch wer, wer schritte leichten Sinnes fort
An ihrem Augenpaar, dem Seelenhort,
Dem Liebescompaß auf des Lebens Wellen,
Der Schiffer warnt bei wüsten Klippenstellen?
Wer hinge nicht an solchem Sternendom,
Versenkt in Seligkeit als Astronom?
Was künden solche Augen? Erdenfreuden?
Nein, nein, es sind zwei Flämmchen diese beiden,
Die brennend vor des Herzens Hochaltar
Als Lampen leuchten rein und hell und klar!
Und spräch' dieß Bild, sein Klang wär' frommer Segen,
Der euch aus ihrem Munde käm' entgegen. —
Was ihr auf ihren Wangen seht erglüh'n,
Doch, morgenröthlich flimmernd hingehaucht,
Sind Knospen des Schneeglöckchens, vom Karmin
Des Sonnenkusses leicht in Roth getaucht.
Und wenn je Liebe Hostien uns geweiht,
Dann reicht ihr Mund, als Rosenkelch gebaut,
Mit zweiunddreißig Perlen dicht umreiht,
Die Paradiesesküss' der schönsten Braut. —

Diese Verse würden einen ausgezeichnet komischen Effekt machen, wenn sie wie das bekannte Gedicht auf die Amanda von Hoffmannswaldau absichtlich und in rein humoristischem Sinne Schwulst zusammendrängen wollten. Doch wäre die Wahl kirchlicher und heiliger Gegenstände zur Vergleichung mit einem so profanen Kultus immer unschicklich.

7) Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck von L. Wiese. Zweiter Theil. Barmen, Langewiesche, 1842.

Fast durchaus bekannte Mährchenstoffe, aber in neuem, vorzugsweise heiterm Gewande. Der Dichter bewegt sich mit Leichtigkeit in den jovialen Weisen eines Blumauer, Langbein ꝛc. und diese Manier steht ihm besser an als der tragische Ernst. Einige gute Gedichte haben wir aus dem ersten Theil der Sammlung im vorigen Jahrgang unsrer Blätter Nr. 97 enthoben. Im vorliegenden zweiten Theil finden wir den gestiefelten Kater, die Aschenputtel, den Blaubart, den Rübezahl, den Juden im Dorn ꝛc. recht lustig wiedererzählt; von ernstern Stoffen Thusnelda, Hagbart und Signe, Ximene, Rolands Tod, Ecken Ausfahrt, Völundur, Ahasver, Charlotte Corday ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. Juli 1842.

Reisen.

1) Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf naturwissenschaftliche Verhältnisse (1835—1841), von Joseph Russegger, k. k. Bergrath. Mit einem Atlas. Erster Band. Stuttgart, Schweizerbart, 1841.

(Schluß.)

Ackerbau ist die Grundlage alles Wohlstandes in Aegypten von jeher gewesen. Der Nilschlamm schafft das Land in eines der fruchtbarsten der Erde um. Es bedarf nur der fleißigen Hände, um diesen unverjährbaren Segen des Landes wieder auszubeuten. Aber die Zahl der Ackerbauer (Fellahs) in Aegypten wird durch Mehemet Alis despotische Maßregeln unaufhörlich verringert. Einmal hat er ihnen alles Eigenthumsrecht abgesprochen und sich zum Monopolisten des Grundbesitzes gemacht. Zweitens rekrutirt er aus ihnen seine Regimenter und nimmt nicht etwa bloß die Söhne, sondern die Hausväter selbst. Drittens gibt er ganze Dörfer der Habgier seiner Soldaten preis oder läßt wegen irgend eines Vergehens ganze Dörfer zerstören. Ja selbst die Absicht, der Landeskultur durch Kanäle aufzuhelfen, gedeiht den Fellahs zum Verderben. „Zur Säuberung und Ausgrabung des Kanals wurden die Fellahs in großen Schaaren zusammengetrieben. Man zwang sie, ohne Werkzeuge, die man nicht hatte, zu arbeiten, d. h. den zähen Schlamm mit den Händen auszuschöpfen. In Folge dieser unmenschlichen Anforderung, durch Hunger, Seuchen und Schläge, ging eine Masse dieser Menschen zu Grunde, nach Einigen 12,000, nach Andern 15,000, nach noch Andern gar 20,000. Kurz, die traurige Wahrheit liegt als Faktum da, daß eine Menge Menschen in Folge barbarischer Behandlung zu Grunde ging. Nun das kann man doch nicht einen Akt der Civilisation nennen! Wie unter solchen Prämissen natürlich, ist der Kanal schlecht gemacht. — Gerade als wir ankamen, wurde an der Schleuße der Kanal gesäubert. Nackte Männer standen bis am Halse im Wasser und schöpften mit den Händen den Schlamm aus, wozu sie natürlich auch untertauchen mußten. So sahen wir also diese uns neue Methode selbst mit eigenen Augen." S. 120.

Was der Verfasser über die Natur, das Volk, die alten Denkmäler Aegyptens sagt, ist trotz dem, daß schon so oft von diesen Dingen gehandelt worden ist, immer noch sehr anziehend. Nachdem er in Alexandria und Kairo verweilt, die Pyramiden ꝛc. gesehn, unternahm er seinen ersten Ausflug zu den Natronseen in der lybischen Wüste. Diese merkwürdigen Seen sind Abwasser des Nils. „Erreicht der Nil seinen höchsten Stand, der 24 bis 25 Pariser Fuß über dem niedersten Wasserstand desselben liegt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Theil seines Wassers zwischen den Thon- und den darauf liegenden Sandstraten des Thales der Makarinswüste eindringt, und, da das Thal Bachr-bela-maa, so wie das der Makarinswüste, gegen NW., d. h. gegen das Meer hin, abfallen, in dieser Richtung eine unterirdische Strömung entsteht, welche, vom Sande der Wüste bedeckt, nur dort hervortritt und Seen bildet, wo des Thales Oberfläche im Niveau dieses Stroms oder gar unter demselben liegt. — Sowohl durch Auslaugung der Salz führenden Thonstraten des alten Meeresdiluviums, welches hier die Tertiärbildungen bedeckt, als durch chemische gegenseitige Reaktionen, Zersetzungen und Bildungen neuer Körper, in Vermittlung der großen Wärme, des Wassers selbst, der Luft und vorzüglich der vielen organischen Stoffe, welche dabei in Berührung kommen und worüber ich weiter unten im Detail zu sprechen Gelegenheit haben werde, wandeln sich die Wasser der Seen in eine stark salzige Lauge um, die unter mehreren Salzen vorzüglich salzsaures Natron

Digitized by Google

und kohlensaures Natron in bedeutender Quantität enthält." S. 192.

Von noch größerem Interesse ist die meteorologische Untersuchung Unterägyptens. Der Verfasser hat die Barometerstände sehr fleißig gemessen und verglichen. „Es ist langst anerkannt, daß die Erscheinungen in unsrer Atmosphäre, namentlich der tägliche Gang der Wärme und des Luftdruckes in heißen Klimaten, besonders aber zwischen den Tropen, was wir spater sehen werden, eine bewunderungswürdige Klarheit ihrer gesetzlichen Anordnung wahrnehmen lassen und in einer Regelmäßigkeit auftreten, von der man in unsern nördlicheren Breiten nichts Aehnliches aufzuweisen hat, so daß, wie meine Beobachtungen in den Tropengegenden zeigen werden, in der trockenen Jahreszeit der Barometer als eine förmliche Stundenuhr zu brauchen ist. Es ergibt sich bei stündlichen Beobachtungen des Barometers sogleich, und zwar scharf bezeichnet, das Gesetz: daß in Aegypten, wie überall, wo ich in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, der Luftdruck täglich zweimal ein Maximum und zweimal ein Minimum erreicht. Die Maxima treten um 10 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends ein, die Minima von 4 bis 5 Uhr Abends und Morgens kurz vor Sonnenaufgang, zusammentreffend mit dem Minimum der Tageswarme. Sind auch die Differenzen der nächtlichen Extreme manchmal sehr klein, stets bedeutend kleiner als die des Tages, so tritt der Fall, daß sie ganz unkenntlich bei scharfer Beobachtung und vorzüglichen Instrumenten vorüber gehen, nur selten ein. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn Dr. Madler in Dr. Küppells Reise nach Abessynien, 2. Bd., S. 441 sagt, daß die Beobachtungszeiten Küppells mit denen der Extreme der stündlichen Schwankungen des Barometers zusammenfallen, wenigstens ist es bei der Beobachtungszeit am Abend nicht der Fall. Noch weniger aber gibt das Mittel der beiden Extreme des Luftdruckes das Mittel des täglichen Barometerstandes, und der Stand der Quecksilbersäule zu Mittag kann nur zufallig dem täglichen Mittel desselben annaherungsweise gleichkommen." S. 208.

Sehr anschaulich und belehrend ist folgendes allgemeine klimatische Bild: „Die große Hitze, die in den wasserarmen Gegenden des Innern herrscht, steigert die Expansivkraft der Dünste in der Luft aufs höchste, und es findet fortwahrend das sehr potenzirte Vermögen der Luft statt, neue Dünste in sich aufzunehmen. Da diese aber nicht vorhanden sind, so kann nie jener Sättigungsgrad der Luft mit Wasserdunst eintreten, selbst bei bedeutender Herabsetzung der Temperatur, daß die Expansivkraft dieses Dunstes ihr Maximum erreichen würde, und folglich kann sich auch kein Niederschlag bilden. Daher bildet sich auch so selten Regen in jenen regenarmen Gegenden, indem die Luft die Dünste, welche sie von den Wolken empfangt, die mit Nordwind gegen Süden ziehen, in sich aufnimmt, ohne, was nur selten geschieht, dadurch die Expansivkraft des früher schon in ihr enthaltenen Dunstes aufs Maximum zu steigern. Kommen diese Wolken jedoch in jene Gegenden, wo das Dunstquantum, welches die Luft in sich aufgenommen hat, bereits ein so großes ist, daß durch Hinzufügung der neuen Dunstmengen die Expansivkraft des früher vorhandenen Dunstes ihr Maximum erreicht und Sättigung der Luft mit Wasserdunst eintritt, so erfolgen wieder Niederschläge, wir sehen im tropischen Sommer wieder Thau fallen und haben im tropischen Winter, in welchem die nördlicher herrschenden Nordwinde die Dünste im Aequatoriallande zurückhalten und die südlicher herrschenden Winde neue Dünste von Süden herbeiführen, die tropische Regenzeit. Wenn dieses Zurückhalten des Zuges der Dünste von Süden nach Norden durch Nordwinde nicht statt hat, wie z. B. in den Monaten April und Mai, wo selbst in Unterägypten häufig Südwinde herrschen, da sehen wir tropische Regen sehr weit vordringen und sich in Gegenden entleeren, wo sonst nur selten stärkerer Regen fällt; wie aber die Nordwinde wieder beginnen und den Zug der Dünste aus Süden nach Norden wieder aufhalten, so beschränken sich die tropischen Regen auch rein wieder auf die Länder vom Aequator bis höchstens zum 18° n. Br." S. 223. Das Mährchen, daß in Aegypten nie Regen falle, wird noch insbesondere vom Verfasser abgewiesen. Das Anschwellen des Nils wird einfach aus der tropischen Regenzeit erklart, mit Abweisung der etwaigen Vorstellungen vom schmelzenden Alpenschnee.

Von nicht geringem Interesse ist auch, was der Verfasser über die Luftspiegelung sagt: „Wir haben zwei Arten derselben wesentlich zu unterscheiden. Bei der ersten ereignet es sich, daß die von einem Körper unter dem Horizonte, sey er nun Land oder Wasser, nach oben ausgehenden Lichtstrahlen durch Beugung in unser Auge gelangen und wir also einen an und für sich unsichtbaren Gegenstand im Bilde und zwar in der Luft sehen. Wir können auch zwei Bilder sehen, von denen das eine verkehrt erscheint. Diese Luftspiegelung ereignet sich vorzüglich zur See und oft an den Küsten Siciliens, Kalabriens, im hohen Norden ꝛc. Sie ist in Aegypten und in den Wüsten selten, und ich habe sie in letztern nur ein paar Mal gesehen. Häufig hingegen, und bei schöner Witterung täglich, sieht man die zweite Art der Luftspiegelung, die sich nur auf dem Lande zeigen kann. Bei ihr wird die dem Boden zunächst aufliegende Luftschichte sichtbar. Die Luft stellt sich in

Digitized by Google

gewisser Entfernung und unter einem Winkel angesehen als ein Fluidum dar, dem Wasser eines Sees ungemein täuschend ähnlich, der sich zum Theil mit seiner unabsehbaren Fläche am Horizonte verliert, zum Theil durch Erhöhungen des Bodens mit Ufern eingeengt erscheint. Erhabene Gegenstände, Berge, Felsen, Bäume ꝛc., welche dieser Luftsee umgibt, stellen sich als Inseln dar, Thäler werden zu Häfen und Buchten. Durch die Isolirung dieser Gegenstände, durch das sie umgebende Fluidum erscheinen sie erhöht, Karavanen in einiger Entfernung von uns wandernd gehen in der Luft, was ich besonders schön in den Wüsten Nubiens sah. Diese Gegenstande spiegeln sich nun wieder in dem Luftsee, und wir sehen in ihm, wie bei einem gewöhnlichen See oder Teich, das verkehrte Bild des Gegenstandes. Diese Luftspiegelung ist eine Folge des Lichtrefleres auf einem Boden, der dazu durch Färbung, Fläche und vielleicht auch durch Erwärmung befähigt ist. Sie unterliegt, wie ihre Schwester, den optischen Gesetzen. Der Boden der Wüste oder Savanne, beide hiezu vorzüglich geeignet, spielt die Rolle des Spiegelamalgams, die demselben zunächst aufliegende Luftschicht die Rolle des Glases und das Ganze stellt einen großen, planliegenden Spiegel vor. Schiefe Stellung der Objekte, Unebenheiten der Bodenfläche, verschiedene Dichtigkeit der Luftstraten, Bewegung derselben durch Wind und dgl. bedingen verschiedene Verzerrungen der Bilder, denen die Einbildungskraft zur Darstellung verschiedener Gegenstände mehr als auf halbem Wege entgegenkommt.

Die Abhandlung über die orientalische Pest gehört zu dem Vorzüglichsten, was dieses inhaltreiche Werk enthält. Der Verfasser glaubt, die Pest sey im Nillande eben so klimatisch und örtlich, wie das gelbe Fieber in den Tropen und werde nur durch Unsauberkeit und menschliches Elend noch befördert. Daran knüpft Herr Russegger eben so werthvolle Betrachtungen über die ägyptische Augenkrankheit, die er weit weniger dem Blenden durch die Sonnenstrahlen, als dem Rasiren des Kopfhaars und den warmen Kopfbedeckungen zuschreibt, durch welche die natürliche Ausdünstung verhindert werde.

Als Naturforscher macht Herr Russegger die Bemerkung, daß die berühmten Tempel zu Theben weit älter seyn müssen, als man bisher geglaubt hat. Diese Tempel sind nach und nach immer tiefer in den Nilschlamm versunken in Folge der unaufhörlich wiederholten Nilüberschwemmungen. Man hat nun ausgerechnet, um wie viel durch diese Ueberschwemmungen der Boden jährlich erhöht wird und daraus das Resultat gewonnen, daß Theben 4700 J. alt sey. Aber Herr Russegger sagt S. 257 mit Recht, die Verschlammung könne doch unmöglich gleich nach Erbauung Thebens begonnen haben; man werde, so lange diese Stadt geblüht habe, den Andrang des Wassers und Schlammes durch großartige Uferbauten abgewehrt haben und die Verschlammung könne sich erst vom Verfall der Stadt an datiren; mithin müsse man zu jenen 4700 Jahren vielleicht noch einige Jahrtausende addiren.

Indem der Verfasser die Physiognomien auf den altägyptischen Wandbildern mit den noch jetzt in Aegypten lebenden Racen vergleicht, macht er S. 306 die Bemerkung, daß die auf jenen Bildern edlere weiße Kaste der Priester und Krieger den heutigen Kopten, die niedere braune Kaste dagegen den heutigen Berbern entspreche. Er glaubt daraus schließen zu dürfen, daß die Berbern das unterdrückte Urvolk, die Kopten das eingewanderte Herrschervolk gewesen.

Bei diesem Anlaß macht Herr Russegger darauf aufmerksam, daß sich unter den alten Denkmälern Aegyptens nirgends eine Spur von Kultur- und Kunstanfängen zeige, sondern daß alles schon den Charakter der Vollendung und der spätern Entartung trage, woraus sich der Schluß ergebe, daß die herrschende Kaste in Aegypten, als sie ins Land einwanderte, schon eine fertige Kultur mitbrachte.

Am Schlusse des Bandes begleiten wir den Verfasser an die Küsten Syriens. Herr Russegger rühmt den günstigen Eindruck, den die schöne Menschenrace Syriens auf den Reisenden mache, der aus Aegypten komme, wo die Menschen im Durchschnitt viel häßlicher und elender sind. Er besuchte Beirut, Antiochia, Aleppo, Selecia. Hier entdeckte er unter andern einen sehr merkwürdigen Felsenweg, der von Selecia ans Meer führt, eine der großartigsten Arbeiten der Alten, deren gleichwohl noch in keinem der vielen Werke gedacht ist, die schon über Syrien geschrieben sind. Meisterhaft schildert der Verfasser die allgemeine Physiognomie des Landes: „Syrien bildet einen mächtigen Gebirgsrücken oder vielmehr ein System von Gebirgszügen, das sich mit geringen Abweichungen aus Süd in Nord vom 31. Grad der Breite bis zum 37. erstreckt, das sich in Süden an die Gebirge des peträischen Arabien anschließt, in Norden sich hingegen durch Ausläufer mit der Tauruskette in Karamanien oder Cilicien in Verbindung setzt. In Westen wird dieser Gebirgszug vom mittelländischen Meere begrenzt, in Osten von den großen Wüsten, die sich bis gegen den Euphrat erstrecken. Im südlichen Syrien, in der Ausdehnung von dem Gebirge Chalil südlich von Hebron bis zur Parallele des Dschebel el Teltsch oder Dschebel el Schech,

Digitized by Google

WWS. von Damaskus liegen diese Gebirgszüge zerstreut neben einander, eine Masse von Berggruppen bildend, von denen keine für sich eine bedeutende Längenausdehnung besitzt, die aber zusammen einen mächtigen Zug, die Gebirge Judäa, Samaria und Huran konstituiren. Zwischen diesem Gebirgszug und dem Mittelmeer liegt die fruchtbare Küstenebene, das eigentliche Palästina oder Palästina, die Gebirge aus S. in N. von Gaza bis Beirut begleitend. Zwischen den Gebirgsmassen, die aus S. in N. die alten Länder von Judäa, Samaria und Galiläa in sich fassen, und den Bergen des Huran liegt das Jordanthal mit dem Becken des todten Meeres und dem des See's von Tiberieh, eine der denkwürdigsten Depressionen unter die Meeresfläche, welche die Erde aufzuweisen hat. — Die Gebirge des südlichen Syrien, die höchstens zu 4000 Fuß Meereshöhe sich erheben, werden nördlich in Galiäa und im nördlichen Huran immer höher, treten aus ihrer gemischten Gruppirung mehr und mehr hervor, und vereinen sich zu scharfer ausgesprochenen Gebirgszügen. So der Dschebel es Saffed westlich und der Dschebel Heisch östlich des Jordan-Thales. Diese Züge vereinen sich an dem Quellengebiete des Jordan, nehmen ihre westlichen und östlichen Ausläufer auf und bilden einen großen Gebirgsstock, den sogenannten Dschebel el Schech oder el Teltsch, der die höchsten Gipfel des Libanon übersteigt und, wie ich glaube, über 9000 Par. Fuß Meereshöhe besitzen dürfte. Um diesen ganz Syrien dominirenden Gebirgsstock reihen sich eine Menge kleinerer Berggruppen, die westlich bis zur Küste vordringen und ganz dicht aneinander stehen, indem sie von sehr tiefen Schluchten durchschnitten werden, aber keine großen, breiten Thäler wahrnehmen lassen. Gegen Osten isoliren sich diese Berggruppen mehr und mehr in den vorliegenden Ebenen und verlieren sich endlich in den Hügelzügen der großen syrischen Wüste. Gegen Norden hingegen gehen vom Stocke des Dschebel es Schech, wie Aeste von einem Stamme, zwei große Gebirgszüge aus, von denen der eine, der Libanon, sich fast aus S. in N., der andere der Antilibanon aus SW. in NO. erstreckt. Letzterer nimmt an Höhe schnell ab, seine Berge steigen kaum zu mehr als 5000 Fuß an und er verliert sich endlich südlich von Homs ganz in den Ebenen. Der Libanon hingegen, der Hauptzug Syriens, steigt an seinem höchsten Punkte dem Dschebel Makmel zu 8800 Fuß über das Meer an und erstreckt sich, nordwärts wieder an Breite gewinnend und Ausläufer nach allen Gegenden aussendend, über Antiochia bis zu den Vorbergen des Taurus. Der westliche Abfall des Libanon erstreckt sich theils bis an die Küste und fällt, wie z. B. bei Tripolis, ganz steil ans Meer ab, theils liegen fruchtbare Ebenen vor. Zwischen dem Libanon und Antilibanon befindet sich das schöne und weite Thal Baalbek, das alte Cölesyrien, eine Hochebene, die sich zu 3400 Par. Fuß Meereshöhe erhebt, südlich an die Gebänge des Dschebel es Schech sich anschließt, nördlich aber sich gegen Homs öffnet und mit den dortigen Ebenen in Verbindung setzt. Oestlich vom Antilibanon liegt die Hochebene von Damaskus in einer mittlern Erhebung von 2300 Par. Fuß über dem Meer. Auch sie öffnet sich nach N., schließt sich den Ebenen bei Homs an und verbindet sich, in Ost nur durch einzelne isolirte Berggruppen von wenig bedeutender Höhe getrennt, mit der großen syrischen Wüste. Der Charakter des Libanon und Antilibanon ist sowohl von dem der Gebirge des südlichen Syrien als der nördlichen Provinzen wesentlich unterschieden. Erstere sind kahle, gerundete Massen, theils ein Chaos von Kuppen bildend, theils wie im Huran in langgezogenen Plateaus sich ausdehnend. Nur im Jordanthale erlangt der Ausdruck dieser Berge mehr Schärfe, eine Folge der dort stattgehabten gewaltigen Revolutionen. Die Oberfläche dieser Berge ist zertrümmert, häufig ein wüstes Steinfeld, ähnlich unserem Karste und eine Form, die sich in den nördlichsten Theilen Syriens am Chalaka, zwischen Antiochia und Aleppo, wiederholt. Das ganze südliche Syrien ist Kalk und wie es scheint der jurassischen Periode und aus der harten Kreide, in den Niederungen und dem tiefen Thale des Jordan lokal bedeckt von Ablagerungen der obern Kreide und der Tertiär-Zeit. Durchbrüche rein vulkanischer Gesteine geben ein Kriterium mehr für die Natur der Umwälzungen, die hier einst stattgefunden haben. Ganz anders spricht sich das Ansehen des Libanon und Antilibanon aus, beide gewaltige Kalkketten, von einem großen Gebirgsstocke ausgehend, der seine pyramidalen Spitzen über die Schneegrenze erhebt und seinen Namen Dschebel es Schech oder el Schech, was ganz dasselbe ist, mit vollem Rechte trägt." S. 412.

Was könnten diese herrlichen Länder für Europa seyn, wenn der unfruchtbare Geist der Türken einmal von ihnen wiche. Gleich einem Dämon der Verwüstung beherrscht der Muhamedanismus die alten Paradiese der Erde.

Wir sehen der Fortsetzung des Ruffegger'schen Reisewerks erwartungsvoll entgegen, indem wir ihm für den Genuß, den uns der erste Theil gewährt hat, unsern aufrichtigen Dank abtragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. Juli 1842.

Tagespolitik.

Der Rhein. Briefe an einen Freund, von Victor Hugo. Deutsch von Dräxler-Manfred. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1842. 12.

Da dieses Buch ins Deutsche übersetzt worden ist, müssen wir es doch auch begrüßen.

Der berühmte Dichter Hugo, zum höchsten Rang emporgestiegen als der erste seiner Klasse, als Chef der romantischen Schule, ein Mann, dem Frankreich in einem Jahrzehent mehr gehuldigt hat, als Deutschland seinem Goethe in einem Jahrhundert; dieser große Mann macht eine Rundreise durch die östlichen Provinzen Frankreichs und beliebt, auch Rheinbayern und Rheinpreußen dazuzurechnen. Erst am Rhein selbst bleibt er stehen und sagt, hier ist die Grenze! Nun hält er uns eine schöne Rede über den Rhein herüber und erklärt uns, warum das so seyn müsse, und bedeutet uns, wir sollen billig und vernünftig seyn, und ihm das ganze linke Rheinufer ablassen, ohne erst zu streiten; er meine es außerordentlich gut mit uns, es geschehe zu unserem eignen Besten ꝛc.

Ist der größte Dichter Frankreichs wahnsinnig geworden, daß er so abenteuerliche Dinge in den Tag hinein redet? Gehört er, anstatt in die Akademie und Pairskammer, vielmehr ins Irrenhaus? O nein, erwiedert er lächelnd: Wie ich, so denken alle Franzosen, und ihr solltet es mir Dank wissen, daß ich, der große Dichter, als ein Friedensbote zu euch komme, um mit Liebe und Güte zu erreichen, was euch früher oder später unsere Kanonen doch abzwingen werden. Aber ich wiederhole, wir werden euch nie Gewalt anthun, euch nie zu etwas zwingen, was euch schädlich wäre. Wir werden nur die Aerzte und Geburtshelfer eures eignen wahren Wohles seyn. Indem wir euch das linke Rheinufer abnehmen, heben wir den einzigen Stein des Anstoßes hinweg, der uns bisher entzweite. Fortan wird jeder von uns haben, was ihm gebührt und wir werden die besten Freunde seyn.

Bedenkt, sagt Hugo, vor allem andern, daß wir im guten Rechte sind. Das linke Rheinufer gehört uns, nicht euch. Wir haben es einmal gehabt von 1794 bis 1814, zwanzig Jahre lang, folglich gehört es uns für immer. Ihr habt es zwar auch einmal gehabt, ich glaube dreizehn oder vierzehnhundert Jahre lang und ich will sogar nicht in Abrede stellen, daß die sämmtlichen Bewohner der fraglichen Provinzen bis zum Jahr 1794 Deutsche waren; aber in gedachtem Jahre sind sie auf einmal und für immer Franzosen geworden. Meint ihr, sie hatten nun doch 1814 wieder Deutsche werden müssen? o nein! denn wo ist denn euer deutsches Reich? Unser großer Napoleon hat es vernichtet. Wo ist das deutsche Volk? nirgends. Ich sehe, wie Napoleon und Davoust, nirgends Deutsche, nur Oesterreicher, Preußen, Bayern, Sachsen ꝛc. „Durchwandert man heut zu Tage die rheinischen Provinzen, welche vor nicht dreißig Jahren jene mächtige Gleichartigkeit durchströmte, die in weniger als einem halben Jahrhunderte das alte Landgrafenthum Elsaß so ganz durchdrungen, so kommt man alle Augenblicke an einen Pfahl; dieser hier ist weiß und blau, man ist in Bayern; hier wieder einer weiß und roth, man ist in Hessen; dann wieder einer weiß und schwarz, man ist in Preußen. Warum? Hat das Alles einen Grund? ist man über einen Fluß, eine Mauer, einen Berg gekommen? hat man eine Grenze berührt? hat sich das Land, das man durchschreitet, mittlerweile verändert? Nein. Nichts hat sich verändert als die Farben der Pfähle. Das Wahre aber ist, daß man weder in Preußen, weder in Hessen, noch in Bayern, sondern auf dem linken Rheinufer, das heißt in Frankreich ist.

Digitized by Google

wie man auf dem rechten in Deutschland ist." (Theil II. S. 292).

Der große Redner zweifelt nicht im mindesten, daß wir seinen Ansichten Beifall schenken werden. Da wir selbst keine Deutsche seyn wollen, sondern nur Angehörige verschiedener Staaten; da im Jahr 1815 der selige Genß gegen Görres in einem offiziellen Organ erklärte, Lothringen und Elsaß seyen mit Recht französisch, und weil dieß von den Mächten, welche jene Landschaften an Frankreich abgetreten, wiederholt auch in den beiden Pariser Frieden anerkannt worden, so seyen es Hochverrath, zu wünschen, daß Straßburg eine deutsche und nicht französische Festung seyn möchte; — da die staatsrechtliche Logik, die wir auf Lothringen und Elsaß selbst angewendet, auch folgerecht auf die alten rheinischen Kurfürstenthümer, die Pfalz ꝛc. angewendet werden müsse, so würden wir nur in seinen lächerlichen Widerspruch mit uns selbst fallen, wenn wir seine Gründe und ihre Folgerungen nicht anerkennen wollten. Denken wir uns den Fall so, als ob es sich nur von einer Privatsache handelte. Ein Soldat sieht sich gezwungen, einem Bürger eine gewisse Summe abzufordern. Es gilt die Existenz, die Wegnahme ist an und für sich durch die Noth gerechtfertigt. Es soll unentschieden bleiben, ob der Soldat nicht dennoch verpflichtet wäre, das Geraubte zurückzugeben. Gesetzt er glaubt dieß selbst, er kehrt zurück, er sucht den Bürger auf; aber siehe da, der Bürger lebt nicht mehr, das Haus ist verschwunden. Hat nun der Soldat nicht ein volles Recht auf die Summe, die er dem Eigenthümer nicht einmal mehr zurückgeben könnte, auch wenn er wollte? Und ganz in derselben Lage befindet sich Frankreich gegenüber von Deutschland. Es hat im deutschen Reich erobert, es hat erobern müssen, es war durch die Noth, in seiner eignen Sicherheit dazu gezwungen. Lassen wir die Frage dahingestellt seyn, was zu Recht entschieden werden könnte, wenn das deutsche Reich noch existirte. Aber es existirt eben nicht mehr, es ist kein Eigenthümer mehr vorhanden, der zu reklamiren berechtigt wäre.

So viel vom Recht. Es handelt sich aber nicht sowohl vom Recht, als vielmehr vom Vortheil. Begreift ihr denn nicht, ruft der große Redner uns Diefstheinischen zu, daß es euch selbst zum größten Nutzen gereichen würde, wenn auch die Rheinlande wieder französisch wären, wie es das Elsaß und Lothringen geblieben sind? „Die Ausgleichung von 1815 war eine leonische Theilung. Die Könige sagten nichts Anderes als das Eine: „Theilen wir!" Da lag das Kleid Josephs, man zerriß es und Jeder behielt, was er in Händen hatte. — Diese Stücke sind jetzt an jeden Staat unten angenäht; man sieht sie deutlich; niemals schleppten sich sonderbarer ausgezackte Fetzen auf einer Weltcharte herum. Niemals haben Lappen, von der menschlichen Politik zusammengeflickt, die ewigen und natürlichen Grenzlinien der Flüsse, Meere und Gebirge lächerlicher verdeckt und so unkenntlich machen wollen. — Und die edlen rheinischen Völker werden früher oder später darauf kommen, daß der Congreß sich mit ihnen am wenigsten beschäftigt hat. Man konnte aus diesen nothwendigerweise gedrängten Zeilen ersehen, mit welcher Mißachtung der Congreß die Geschichte, die Vergangenheit, die geographische und commercielle Nachbarschaft, mit einem Worte Alles, was die Wesenheit der Völker ausmacht, behandelte. Man vergrößerte sich, man rundete, man dehnte sich aus, das war Alles. Jeder bezahlte seine Schulden mit einem Stückchen Frankreich. Man machte Ländervertheilungen auf Lebenszeit und auf Wiederkauf. Man wurde unter einander einig. Jener Fürst verlangte sein Angeld, man gab ihm eine Stadt; ein anderer schrie um seinen Ausgleichungsrest, man warf ihm ein Dorf zu. — Aber unter diesem scheinbaren Leichtsinne lag ein tiefer Gedanke, ein englischer und russischer Gedanke, der, offen gesagt, eben so gut auf Kosten Deutschlands wie auf Kosten Frankreichs ausgeführt wurde. Der Rhein ist ein Strom, der beide vereinigen sollte; man hat einen Strom daraus gemacht, der beide trennt." Theil II. S. 292.

Das werden, hofft Victor Hugo, die deutschen Mächte selbst am Ende einsehen, daß sie von England und Rußland übervortheilt worden sind, und sie werden sich einst mit Frankreich vereinigen, um gegen jener Mächte unnatürliches Uebergewicht anzukämpfen. Frankreich, sagt er, indem er seiner Miene so viel Erwürdigkeit als immer möglich zu geben sucht, Frankreich wird euch gute Deutsche großmüthig unterstützen. Frankreich verlangt für seine Hülfe nichts, als das linke Rheinufer, etwas, das ihm ja obnehin von Rechtswegen gehört. Deutschland wird dabei nicht das mindeste verlieren, denn es gibt ja gar kein Deutschland mehr. Die Rheinlande gehören nicht Deutschland, sondern nur Preußen an. Also nur mit Preußen haben wir es zu thun. Aber Preußen wird die Rheinlande gern aufgeben, da wir ihm dafür Hannover versprechen, das ihm zu seiner Abrundung weit günstiger liegt. „Für Hannover wäre die Einverleibung an Preußen ein großer Schritt zur Freiheit, zur Würde, zur Größe. Für Preußen wäre der Besitz Hannovers vorerst die Gleichartigkeit des Ländergebietes, das Aufhören des fremden Zwischenlandes und der Hindernisse, die Verbindung des Herzogthums am Rheine mit Alt-Preußen; dann aber wäre das unausweisliche Inschaufnehmen Hamburgs und Oldenburgs der offene Ocean, die freie

Digitized by Google

Schifffahrt, die Möglichkeit so mächtig in der Marine wie im Feldheere zu werden. — Was ist das linke Rheinufer allen diesen Dingen gegenüber?“ S. 297.

So hat uns nun der große Dichter die Zukunft vorgezeichnet und es bleibt nichts übrig, als daß wir alles so erfüllen, wie er es wünscht.

Da er ein Franzose und sein Buch in französischem Interesse geschrieben ist, hat er von seinem Standpunkt aus ganz Recht. Wir werden uns nämlich nie überreden lassen, daß Gründe der Moral und des Rechts, die für andere Völker Geltung haben, von einer gewissen, leider nur zu sehr vorherrschenden Klasse der Franzosen könnten nur begriffen, geschweige angewendet werden. Der Franzose von dieser Kategorie erkennt überall nur sein Interesse, niemals das Recht an. Es fehlt ihm jeder Sinn und jede Capacität für das Recht, indem er desto mehr in praktischem Takt excellirt. Wie kann auch praktisch zugreifen, wer sich durch Gewissensscrupel irgend genirt fühlt? Der Franzose dieser Kategorie besitzt zugleich eine solche leidenschaftliche Habgier, daß er sich überredet, was er gern haben möchte, das gehöre ihm auch von Rechtswegen. Wie wir das zuweilen bei Wilden und Kindern und — mit Schüchternheit sey es gesagt — auch bei den Heroïkerren des schönen Geschlechtes finden. Endlich lebt der Franzose dieser Kategorie so ganz nur der Gegenwart, daß ihm das historische Recht vollkommen gleichgültig ist, und daß er, was vor ihm geworden ist, gar zu gern umreißt, wenn er kann.

So erklärt es sich, warum Herr Victor Hugo, indem er auf deutschem Boden reiste und zwei Bände voll darüber schrieb, doch nicht gesehen und bemerkt hat, daß es ein deutsches Volk gibt. Hatte er in seiner selbstgefälligen Blindheit dieß ahnen können, so würde er vielleicht, nach Paris heimgekehrt, seinen Franzosen gesagt haben: Das deutsche Volk, das von Calais bis Narva alle Küsten der nordischen Meere und das große europäische Alpenland und zwischen jenen Dünen und diesem Schneegebirge die breite Mitte bewohnt, dieses sehr weit ausgedehnte und an Zahl uns weit überlegene Volk; — das deutsche Volk, das einst die römische Welt und unter andern auch unser Gallien niederwarf, das eine tausendjährige Oberherrschaft gebandhabt in Europa, dieses einst so schreckliche und an Macht und kriegerischem Ruhm uns, die wir erst Neulinge sind, weit überlegene Volk; — das deutsche Volk, von dem nach dem verdienten Untergang der verderbten römischen (und gallischen) Welt und nach ruhmvoller Besiegung des Heidenthums und des Halbmonds, die Wiedergeburt Europas (und auch Galliens) ausging, das Volk, dem die Neuzeit alle ihre Gesittung und Freiheit verdankt, dieses an moralischer Kraft und tiefem Geist uns weit überlegene Volk existirt noch, ist noch nicht, wie wir uns eingebildet haben, aus der Völkerreihe verschwunden. Wenn auch getheilt und vielgegliedert, es ist da, und deutlich hört man den Pulsschlag des zum Herzen zurückströmenden Blutes in den geheimen Adern dieses merkwürdigen, kaum zu berechnenden Volkes. Es würde mir rathlich scheinen, uns von diesem Volke nichts einzubilden, was nicht ist, damit wir künftig nicht in unsern Berechnungen schrecklich betrogen werden.

Victor Hugo würde ihnen ferner sagen: ich habe mich geirrt, indem ich glaubte, die Deutschen seyen nur ein Volk von Denkern und hatten allein das Land der Ideen gepachtet, um uns das Handeln und die Herrschaft im praktischen Leben zu überlassen. Ihr irrt euch auch, indem ihr euch dieselbe Phrase so oft und immer wieder vorsagt. Ich habe lange suchen müssen, bis ich einen Philosophen von der Art gefunden habe, von der Deutschland, unsrer Phrase zu liebe, wimmeln soll. Ich habe dagegen blühende Dörfer voll fleißiger Bauern gefunden, blühende Städte voll fleißiger Bürger, mehr als bei uns, zahlreiche Soldaten, fast mehr als bei uns, Edelleute, Priester, die alle von der Philosophie nichts wissen und wissen wollen, die wir bei ihnen voraussetzen. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß dieses sogenannte Denkervolk viel mehr arbeitet und handelt, als denkt, und daß jenes ausschließliche Denken nur Handwerkssache einiger zerstreuter Professoren ist. Ich habe einen tüchtigen Ackerbau gefunden, eine tüchtige Viehzucht, zahlreiche Fabrikanten, einen regen Handelsverkehr, exercirende und manövrirende Heere, lauter praktische Dinge wie bei uns, und in mancher Beziehung noch reger als bei uns. Diese Leute beschäftigen sich keineswegs mit leeren Spekulationen, sondern ihr Sinn ist auf das wirkliche Leben gerichtet, auf das Gedeihen der Familie, der Gemeinde, des Staats, der Nation. Sie denken allerdings auch, ja sie denken viel, aber ihr Hauptgedanke ist, wie sie das Erworbene erhalten und beschützen wollen gegen fremde Anmaßungen, und wie sie die natürliche Entwicklung ihrer großen Nationalkraft fördern wollen.

So hätte Victor Hugo reden müssen, wenn er das deutsche Volk wirklich beobachtet oder die Wahrheit hätte sagen wollen. Aber die reisenden Franzosen sehen nichts oder wollen nichts sehen, als was sie sich schon vorher eingebildet haben. Sie machen es jetzt, wie es ehemals unsre Junker machten, die hinüber zu ihnen reisten und dann wieder so klug heimkamen, als sie hingegangen, nach dem Sprüchwort: es flog eine Gans wohl über den Rhein und kam ein Gickgack wieder heim. Victor Hugo ist zwar ein viel zu großer und geistreicher

Digitized by Google

Dichter, als daß man ihn mit einer deutschen Gans vergleichen könnte. Er gehört zu den Schwänen Apollos, aber dießmal hat er doch nur Kukuk gerufen.

Sprachlehre.

Grammaire française à l'usage des Allemands etc. par Eugène Borel, professeur de langue française à l'Ecole polytechnique et à l'institution royale de Catherine à Stuttgart. Stuttgart, Neff, 1842.

Der Verfasser lieferte schon in seinen vor zwei Jahren erschienenen Echos lyriques den Beweis, wie sehr er Meister seiner Sprache ist. Auch die vorliegende Grammatik ist musterhaft. Der Verfasser hat genaue Rücksicht auf die Mißbräuche genommen, zu denen die eigenthümlichen Wendungen seiner Sprache den Deutschen veranlassen, und selbst die kleineren Abweichungen beider Sprachen überall bemerkt und mit Klarheit dargethan. Unter den vielen Beispielen die dem Auge begegnen, hier das erste beste, z. B. sagt der Verfasser Seite 127 nach der Regel: „L'adjectif change quelquefois de nature et passe à l'état de substantif masculin singulier précédé de l'article défini."

Une remarque bien importante à faire pour les Allemands, c'est que ce n'est jamais que pour exprimer la qualité en général que nous pouvous nous servir de cette locution, tandis qu'ils s'en servent avec l'article das même pour désigner quelque chose de particulier. Ils disent p. e. das Merkwürdige an der Sache ist, daß ..... phrase qu'il nous faut rendre en français par: ce qu'il y a de remarquable ou ce qui est remarquable, c'est....

Die Nüancirungen der französischen Sprache selbst finden sich möglichst vollständig bemerkt. Auch davon hier nur das eine oder andere Beispiel. So heißt es S. 196, wo vom Unterschied zwischen d'ou und dont die Rede ist, nach der Regel: D'ou réveille une idée d'extraction, de sortie, de depart; cette règle souffre une exception, c'est quand il s'agit d'indiquer l'extraction de famille, l'origine de personnes; l'usage de dont est alors de rigueur. Oder S. 354 bei der Lehre vom Subjonctif: Les verbes ordonner, exiger etc. qui, de même que tous les verbes exprimant une idée de commandement sont suivis du subjonctif, exigent néanmoins le futur ou le conditionnel dans un certain cas; c'est quand il est question d'édits, d'ordres emanant du souverain, des cours de justice etc. ... Wie einfach und klar ist ferner S. 335 ff. der Unterschied des Imparfait und Défini hingestellt ꝛc. ꝛc.

Dergleichen Bemerkungen, die in diesem Buche fast bei jeder Regel vorkommen, finden wir wenige in andern Lehrbüchern der französischen Sprache. Es ist hier nichts übergangen, kein Punkt flüchtig behandelt, dabei sind streitige Punkte mit Scharfsinn entschieden, die Beispiele gut gewählt und den besten Schriftstellern entnommen. Die Sprache selbst ist bündig und leicht verständlich. — Was das System anbetrifft, so folgt der Verfasser im Allgemeinen dem der Grammaire par Michaud, deren Fehler er jedoch vermeidet.

Es könnte befremden, warum diese Grammatik französisch und nicht deutsch geschrieben ist. Allein sie ist hauptsächlich für solche Lernende bestimmt, die schon weiter vorgerückt sind, und für jene zahlreiche Classe von Franzosen, die in Deutschland als Sprachlehrer leben. Für den Schüler dürfte die Grammatik einer fremden Sprache aus einem in derselben Sprache geschriebenen Lehrbuch zu lernen, in mehr als einer Hinsicht brillant seyn. Wer sich je mit Sprachstudien beschäftigt hat, wenn nicht lehrend, doch lernend, dem kann nicht entgangen seyn, wie die sonst für jeden Eindruck so empfängliche Tafel des jugendlichen Gemüths plötzlich ihre Natur zu ändern und aus weichem Wachs sprödes Metall zu werden pflegt, wenn ihm trockene, abstrakte Regeln eingeprägt werden sollen. Man hat diesem Uebelstand schon auf mancherlei Weise abzuhelfen gesucht, bald durch eine Methode, welche die Sprache genetisch im Geist des Schülers entstehen lassen will, bald durch ein bequemeres mechanisches Auswendiglernen. Herr Borel glaubte, die Theorie werde am eindringlichsten, wenn man sie mit der Praxis verbünde und rühmt l'avantage immense qu'il y a pour l'écolier à faire d'une leçon de grammaire une leçon d'usage pratique.

Für französische Sprachlehrer, die als geborne Franzosen in Deutschland ihre Sprache lehren, aber die eigenthümlichen Bedürfnisse deutscher Schüler noch nicht kennen, dürfte die vorliegende Grammatik von großem Werthe seyn, da die Lehrbücher von Noël, Chapsal ꝛc., deren man sich bisher gewöhnlich bedient hat, nicht auf diese deutschen Verhältnisse berechnet waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. Juli 1842.

Reisen.

2) Sammlung der vorzüglichsten neueren Reisebeschreibungen, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Kunst, Handel und Industrie. Herausgegeben von Dr. Külb, Stadtbibliothekar zu Mainz. Dubois de Montpéreux Reise um den Kaukasus, zu den Tscherkessen ꝛc. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1842.

Vorliegende Reisebeschreibung erhielt im Jahr 1838 den Preis der geographischen Gesellschaft in Paris. Sie ist lehrreich und enthält sehr viele topographische Einzelheiten, ist aber etwas weitläufig und dadurch für den Leser ermüdend. Der Uebersetzer hätte vielleicht das umfangreiche Original mehr zusammendrängen sollen.

Die Länder, von denen das Werk handelt, erregen gegenwärtig hohes Interesse. Wir begleiten den Verfasser zuerst an die Grenzen der berühmten Tscherkessen: „Durch den Vertrag von Adrianopel (2. Sept. 1829) gingen alle Hoheitsrechte, welche die Türkei über die Tscherkessen und die ganze Küste des schwarzen Meeres von Anapa bis zum Fort St. Nicolaus haben konnte, an Rußland über und der günstige Augenblick zum Handeln schien gekommen zu seyn. Zuerst versuchte man Verträge mit den Tscherkessen zu schließen; bei einem Volke aber, das in eben so viele feindliche und von einander unabhängige Parteien, als es kühne Köpfe gibt, zerfällt, war jede Vereinigung mit der einen eine Kriegserklärung gegen die andere. Eben so wenig gelang das Vorhaben, die einflußreichen Häuptlinge durch Ehrenstellen in dem russischen Heere und durch Gehalte zu verführen; die Tscherkessen betrachteten dieses Beginnen nur als Zeichen großer, eines tapfern Volkes unwürdiger Schwäche. Hatten tscherkessische Parteigänger die russischen Dörfer geplündert und die Bewohner als Sklaven fortgeführt, so übte man freilich strenge Vergeltung; diese traf aber gewöhnlich Unschuldige und man erregte dadurch in einem Lande, wo die Blutrache Gesetz ist, immer mehr Haß und Erbitterung. — Die Lage Rußlands war in der That höchst ärgerlich; man mußte entweder den Zustand der Dinge fortbestehen und sich von den Tscherkessen alles gefallen lassen, oder sie, da der Grad ihrer Bildung an keinen ersprießlichen Vertrag denken ließ, zur vollständigen Unterwerfung zwingen. Der Kaiser Nicolaus, welcher stets mit Umsicht die wirksamsten Maßregeln, welche das Uebel an der Wurzel fassen, zu ergreifen wußte, schwankte keinen Augenblick. Nach dem Abschlusse des Friedens von Adrianopel erklärte er Tscherkessien den Krieg und machte bekannt, daß er auf keines der Rechte, welche ihm der erwähnte Vertrag verschaffe, Verzicht leiste. Seit zehn Jahren verfolgt man nun einen diesem Vorhaben entsprechenden Plan mit konsequenter Strenge, ist aber immer noch sehr weit von dem vorgesteckten Ziele entfernt. — Der Feldmarschall Fürst Paskewitsch wurde zuerst mit der Ausführung des großartigen Unternehmens beauftragt. Man glaubte damals noch, die ernsten Zurüstungen würden den Tscherkessen Furcht einjagen und ihre baldige Unterwerfung bewirken; man fand aber das Gegentheil. Ihr kriegerisches Feuer erhielt durch die Erbitterung der Russen nur noch mehr Nahrung und diese wurden sogar unter dem Feldmarschall zurückgeworfen. Als Paskewitsch (im J. 1830) den Kaukasus verließ, war in der Ausführung des riesenhaften Planes noch kein Fortschritt bemerkbar. — Der General Emanuel, welcher ihm folgte, war nicht glücklicher; übrigens führte er eine zu kurze Zeit den Oberbefehl, als daß er hätte glänzende Erfolge erlangen können. Die Eroberung des Elbrus war der Erfolg einer halb recognoscirenden und halbwissenschaftlichen Expedition, welche für die Kenntniß des Landes sehr schöne Resultate lieferte. — Im Jahr 1834 wurde der General Wiliaminof unter dem Oberbefehle des Barons von Rosen an die Spitze der zum

Digitized by Google

Kriege gegen die Tſcherkeſſen beſtimmten Heeresabtheilung geſtellt. Man folgte von jetzt an einem feſten Plane. Dieſer Plan, deſſen Ausführung man ſchon in den vorhergehenden Jahren begonnen hatte, beſteht darin, nach und nach auf dem Gebiete der Tſcherkeſſen feſten Fuß zu faſſen, ſie durch militäriſche Linien, womit man ihr Land durchzieht, zu trennen und ihnen alle Zufuhr von Seiten der Türkei oder anderer Mächte, die an ihrem Schickſale Antheil nehmen könnten, abzuſchneiden. — Die erſte Expedition wurde im Sept. 1834 unter der Leitung des Generals Wiliaminof ſelbſt unternommen; ſie hatte den beſonderen Zweck, die Landſtrecke zwiſchen dem Kuban und Gelindſchik kennen zu lernen und den ſicherſten, bequemſten und leichteſten Verbindungsweg zwiſchen dieſer Feſtung und der Linie des Kaukaſus aufzuſuchen. Man ſtand mit Gelindſchik nur zur See in Verbindung, die Zufuhr der Lebensmittel war mühſam und ging von der Jahreszeit ab; und oft war man ſehr lange ohne alle Nachrichten über die Ereigniſſe an dieſem Orte, der einer kleinen verlorenen Inſel im Ocean glich. — Es boten ſich zwei Wege, um von Ogindſaja am Kuban nach Gelindſchik zu gelangen. Der eine führte den Atakum aufwärts durch den 15 Werſt langen Engpaß von Aderbey, dann durch das Dorf dieſes Namens ſelbſt und endlich durch Mejippe, der andere aber durch Dobe, und dieſer ſchien der geeignetſte zu ſeyn, denn auf dieſer ganzen Strecke von 80 Werſt hatte man nur eine Brücke über ein ſtehendes Waſſer zu ſchlagen. Auf dem erſten hatte man unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden. Dreibundert Proviantwagen mußten der Heeresabtheilung folgen und es unterlag keinem Zweifel, daß man durch dieſe in dem langen Engpaſſe von Aderbey ſehr gehindert geweſen wäre und die Tſcherkeſſen hinlänglich Zeit gehabt hätten, von der Anhöhe herab die Truppen zu vernichten. — Man zog es vor, an der Schadoropſch hinauf zu ziehen. Dieſer Bach fließt in einem ſo engen Thale, daß nur ein Wagen hinter dem andern fortkommen kann, und man mußte zehn Tage im Lager ſtehen bleiben, bis die Gegend geſäubert war und dann erſt ſetzte man ſich mit großer Vorſicht in Marſch. Man brauchte zehn Stunden, bis man den Rücken der Anhöhe, welche das Thal von Schadoropſch von dem von Arieshohs trennt, erreichte und nur eine Stunde von da abwärts nach Gelindſchik, wo dieſes brave Expeditionscorps mit Hurrahs empfangen ward. Zum erſtenmale hatte jetzt eine ruſſiſche Heeresabtheilung den Vorberg des Kaukaſus überſchritten. Auf dem Rückwege nahm man eine andere Richtung. Man zog durch den Engpaß des Tatſchagus, ſtieg zum Dorfe Dobe herab, ging dann die Hügelkette, welche ſich an der Küſte hinzieht, hinauf und erreichte den Gipfelpunkt bei den Quellen der Nah, eines kleinen Flüſſchens, welches ſich weiter abwärts mit der Schadoropſch vereinigt. Beide fallen nun jenſeits dieſer Vereinigung einige Werſt weiter in den Atakum (oder Adokan), welcher dieſem Bezirke der Natuchadſch ſeinen Namen gibt, wie ich ſchon weiter oben geſagt habe. Man kehrte ſehr zufrieden mit dieſer Expedition nach Oginskaja zurück, ohne bedeutende Verluſte erlitten zu haben, obſchon dieſe Gegend für den Marſch einer Truppenabtheilung eine der ſchwierigſten iſt, welche ich kenne, denn auf dem aus Kreideſchiefer und Kreide beſtehenden Boden ſind alle Thaler Engpäſſe, in welchen man bei jedem Schritte aufgehalten werden kann. Die Tſcherkeſſen, welche ſich in dem Gebüſche oder auf den ſteilen Abhängen feſt ſetzen, haben das Leben der unter ihnen Vorüberziehenden in ihrer Hand. Einige Kanonen würden dieſe Päſſe uneinnehmbar machen. Wie ſchwierig mag es alſo ſeyn und wie viel Muth dazu gehören, dieſes kampfgewohnte Volk zurückzudrängen und aus ſeinen Schlupfwinkeln zu vertreiben! — Die zweite Expedition fand im Jahr 1835 ſtatt und hatte zum Zwecke, den Weg, welchen man ſich im vergangenen Jahre eröffnet hatte, aufzuräumen und für mehrere Wagen neben einander fahrbar zu machen. Man hatte die Forts Abyn und St. Nicolaus am Atakum und machte Anſtalten, ſich in Dobe feſtzuſetzen; denn die Ruſſen hatten anfangs den Plan, ſich zu Subſchuk-Kale zu verſchanzen, die Seeoffiziere aber erklärten einſtimmig, daß die den Nordoſtwinden offene Bai während der ſchlimmen Jahreszeit gefahrlich und die ihr gegenüberliegende Bucht von Dobe weit geſchützter und ſicherer ſey. Die dritte Expedition begann im Mai 1836." Auch ſie hatte kein anderes Reſultat, als daß der Paß forcirt wurde, wobei etwa 20 ruſſiſche Offiziere umkamen.

So weit geben die Nachrichten des Verfaſſers. Was ſeitdem und durch die Zeitungen von weiteren Unternehmungen der Ruſſen gegen die Tſcherkeſſen bekannt worden iſt, beweiſt, daß man ſich dort noch immer auf dem alten Standpunkt befindet. Das edle Gebirgsvolk iſt noch frei und dem civiliſirten Deſpotismus iſt es noch nicht gelungen, daſſelbe in ſeiner kraftigen Eigenthümlichkeit zu vernichten und in der allgemeinen Sklaverei zu nivelliren.

Inzwiſchen iſt der Verfaſſer kein unbedingter Lobredner jener freien Bergbewohner. Er macht auf die vielen Fehler aufmerkſam, die ihnen ankleben. Ihr unbandiger Unabhangigkeitsſinn iſt Schuld, daß ſie ſich nie vereinigen können, und daß ihr Widerſtand gegen Rußlands koloſſale Macht, wenn auch noch ſo ehrenvoll, doch immer nur etwas Vereinzeltes und Unzuſammenhangendes bleibt. Sie haben eine Menge kleine Fürſten, einen zahlreichen Adel und ſelbſt jeder freie Mann liebt es, keinem andern zu gehorchen. Der Verfaſſer theilt vieles mit von ihren Sitten und Gewohnheiten, Sagen

Digitized by Google

und Einbildungen, was großentheils schon aus andern Werken bekannt ist.

Von besonderem Werth erscheint in diesem Werke die ausführliche Schilderung der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, an welcher ſich die Ruſſen feſtzuſetzen ſuchen, um die Kaukaſier von aller Verbindung mit dem Weſten abzuſchneiden. Der Verfaſſer, der dieſe Küſte bereiſte, nimmt nicht nur auf ihre gegenwärtige Beſchaffenheit, ſondern auch auf ihre Alterthümer Rückſicht und weckt ehrwürdige Erinnerungen theils an Kolchis und an die älteſten griechiſchen Kolonien, theils an die glorreichen Anfänge des Chriſtenthums in dieſen Gegenden. Dahin gehört namentlich die berühmte Kirche von Pitzunda, die Mutterkirche des ganzen weſtlichen Kaukaſus, einſt Sitz eines Patriarchen, jetzt aber völlig verödet. Man vergleiche darüber S. 120 ff. Unter den Ruinen älterer Stadte zeichnen ſich die von Dioscurias aus (S. 169 ff.), eine altgriechiſche Republik, die eine ungeheure Mauer gegen die Gebirgsvölker aufführen ließ, ein Werk, das man fälſchlich den Römern zugeſchrieben hat. Auch das alte Kolchis beſuchte Herr Dubois. „Des Morgens irrte ich unter den umfangreichen Ruinen umher, auf jenem alten ehrwürdigen Boden, auf dem einſt Jaſon, Medea, David II., Thamar und Ruſſudan wandelten. Die Stadt der Medea iſt unter ſo viele andere Ruinen verſteckt, daß ſie nicht aufzufinden iſt. Nach ſo vielen Jahrhunderten eines ſtürmiſchen Lebens iſt ſie jetzt todt. Der Berg, welcher die überaus zahlreichen Trümmer trägt, erhebt ſich wie ein ungeheuerer Grabhügel neben der neuen Stadt Kutais. Zwiſchen den Granaten- und Buchsbäumen ſieht man nur umgeſtürzte Mauerſtücke, halbzerſtörte Thürme, und die ungeheueren eingeſtürzten Gewölbe, die verwüſteten Säulenhallen der alten Kathedrale. Ich verſchlang mit den Augen die geheimnißvollen Inſchriften, die große Menge verſtümmelter Bildhauerarbeiten; ich ſuchte mir die Geſtalt des Verſchwundenen nach den noch vorhandenen Reſten vorzuſtellen. Dieſes anſtrengenden Gedankens müde, ſetzte ich mich am Fuße eines eingeſtürzten Thurmes unter einen Granatenbaum und ergötzte mich an einer der ſchönſten Landſchaften Imerethi's. Meine Blicke ſchweiften gern über den durch die Felſen brauſenden Phaſis nach dem neuen Kutais hin, wo ſich das herrliche Grün mächtiger Bäume mit den zwiſchen ihnen verſteckten Haufern vermiſcht. Hier gewahrte ich zwiſchen einſam ſtehenden alten Linden einige Mauertrümmer, einen alten Glockenthurm . . . Hier lag das wahre Kutais, der Palaſt des Aetes, der Palaſt der Könige der Lazen und der Könige von Georgien. Den Phaſis aufwärts fand ich andere Ruinen, ich ſah den Phaſis aus den Maſſen und Kuppen von Melaphyr, welche ihn oberhalb von Kutais einengen, hervorſtürzen. Die aufgerichteten Kreidefelſen tragen alte Thürme und Kirchen; im Hintergrunde der Phaſisſchlucht am Fuße eines dieſer weißen Felſen gewahrte ich Gelatbi mit ſeinen zahlreichen Kirchen. Ich richtete ſodann meine Blicke nach jener ſchönen, weiten Ebene, wo der Phaſis ſeines ſtürmiſchen Laufes müde, ſanft unter dem Schatten der Buchen, Eichen, Kaſtanien, Lip'hanis und Rebenlauben ſeine trüben Wellen hingleiten läßt. Dieſe Ebene gleicht einem Meere mit einem grünen Golfe, welcher die vorgeſchobenen) Hügel des Kaukaſus von der Melaphyr- und Kreidekette von Achalſiche trennt." S. 215.

Ueberall knüpft der Verfaſſer an die Betrachtung der Ruinen auch die hiſtoriſche Erinnerung und bringt ſehr vieles bei, was ſich auf die am wenigſten bekannten Zeiten bezieht, namlich auf den Ausgang der griechiſchen und römiſchen Herrſchaft in dieſen Gegenden und auf die Anfange der neuen tatariſchen, perſiſchen und muhamedaniſchen Barbarei. Beſonders ausführlich iſt die Geſchichte Georgiens behandelt. Daß auch die neuere Geſchichte berückſichtigt werden würde, ließ ſich erwarten. Insbeſondere verweilt Herr Dubois bei der Geſchichte der Eroberung von Achalſiche, welche Feſtung den Ruſſen von der größten Wichtigkeit iſt (S. 372 ff.). Die Stadt Wardſiche (Roſenfeſtung) iſt voll romantiſcher Erinnerungen an die Königin Thamar (S. 411 ff.).

Ueber die Lage der Ruſſen in den ſüdkaukaſiſchen Landen gibt der Verfaſſer manche ſehr intereſſante Notiz. So z. B. über ihre Verbindungen mit den eingebornen Frauen und über die erſtaunlichen Mißverhältniſſe, die daraus entſpringen. Es kommen ſehr viele adelige Offiziere hieher. „Abgeſchieden, ſich ſelbſt überlaſſen, um den rechten Ausdruck zu gebrauchen, ohne alle Geſellſchaft, ohne Frau, ohne Freundin aus dem geliebten Rußland, die ſie tröſten könnte, machen ſie, aus Mangel an Beſchäftigung und von der Nothwendigkeit, welche die Natur auferlegt, gezwungen, Bekanntſchaft mit den ſchönen Georgierinnen; ſie ſchmiegen ſich an dieſes oft leichtfertige, manchmal auch leichtgläubige Geſchlecht an. Doch bei dem Gedanken an eine eheliche Verbindung mit dieſen erpreßt„ihnen das Andenken an die Heimath Seufzer. Jahre gehen auf dieſe Weiſe in einem Umgang vorüber, der mehr und mehr vertraulich und ehelich wird. Die wenig ſtrengen Sitten, das allgemeine Beiſpiel, die Gewohnheit laſſen darin nichts Schlimmes erkennen. Man hat Kinder, die man anfangs vernachläſſigt, ſo lange man noch in den europäiſchen Vorurtheilen ſteckt; doch wiſſen dieſelben alsbald den Weg zu dem Herzen ihres Vaters zu finden. Es beginnt nun ein grauſamer Kampf; ſoll man ihre Mütter heirathen oder nicht? Man mag es thun oder nicht thun, immer wäre es

Digitized by Google

besser für diese armen Kinder, wenn sie nicht geboren wären. Wozu dient es, wenn der Vater die Mutter heirathet? Ein strenges Gesetz löscht diese Kinder gleichsam aus der Gesellschaft aus. — Der Kaiser Nicolaus hat, um der nicht zu entschuldigenden Sittenverschlechterung, die Fortschritte unter dem hohen Adel machte, und den daraus entstehenden Verwirrungen Einhalt zu thun, erklärt, daß jedes vor der Ehe geborne Kind illegitim sey und dieß stets bleibe. Wenn gleich der Sohn eines Generals oder Fürsten, kann ein solches Individuum weder ein Civil- noch Militäramt bekleiden; es tritt in die niedrigste Klasse der Gesellschaft und ist gezwungen, ein Geschäft zu ergreifen, wenn es leben will. Das ist nicht das größte Unglück dabei: der Mensch ist zur Arbeit geboren. Aber man urtheile über eine jenseits des Kaukasus befindliche, auf solche Weise in privilegirte und nicht privilegirte Kinder getheilte Familie, obgleich diese Kinder von demselben Vater, derselben Mutter sind; die einen durch das Gesetz reich, die andern arm und ohne Erdtheil, die einen geehrt, die andern entehrt, die einen adelig, die andern den Leibeignen beigezählt. Wie viele solcher unglücklichen Familien habe ich in Georgien gesehen, wie viele Vater, die über die Zukunft ihrer Kinder seufzten! Der arme Bürgermeister hatte neun dis zehn Kinder, von denen, ich weiß nicht wie viele, unehelich waren. Diese Kinder waren verloren; denn obgleich ohne Vermögen, hatte sie ihr Vater doch nie zur Erlernung eines Geschäftes verdammen können, indem man dieß als entehrend ansieht von den Kanzleien, von jedem öffentlichen Dienste ausgeschlossen, irren sie ohne Anstellung, ohne Zukunft umher, und wer weiß, wohin sie die Verzweiflung führt." S. 450.

Aus diesen Andeutungen möge man auf den Werth des vorliegenden Reisewerkes schließen, das wir in seinem Detail hier nicht weiter verfolgen können.

Roman.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von Wildenhahn, Pastor in Bautzen. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland, 1842.

Ein sonderbarer historisch-theologischer Roman, dergleichen wohl noch wenige geschrieben sind. Geschichtstreue Romane haben wir zwar schon viele, aber solche, in denen zugleich die Theologie eines Jahrhunderts sich spiegelt, und die gleichwohl noch Romane sind und bleiben, das Romantische, die Liebe und Zubehör nicht vergessen, sind gewiß selten; wenn man nicht die rein polemischen Romane, wie den alten Schaldus Nothanker von Nicolai und den Herrn von Sandau Bretschneiders hieher rechnen will.

Außer Luthern selbst kennt die protestantische Kirche wohl kaum einen würdigeren Geistlichen, als jenen Philipp Jakob Spener, der vor anderthalbhundert Jahren diese Kirche aufs Neue reformirte und vom ärgerlichsten Schulzezank und pfäffischer Hoffart zu einfacher Frömmigkeit und Liebe zurückführte. Er war der Stifter des Pietismus. Wie wenig ihm aber etwaige ältere oder neuere Ausschweifungen dieses Pietismus zuzurechnen sind, ist schon öfter nachgewiesen worden. Das trefflichste Geschichtswerk über ihn und seine Zeit hat Hospach geschrieben. Als eine poetische Erscheinung von seltener Liebenswürdigkeit ist Spener zuerst von Jean Paul aufgefaßt worden. Herr Wildenhahn sucht nun gewissermaßen die Auffassungsweise Hospachs und Jean Pauls zu vereinigen und gibt uns ein wahrhaft poetisches Bild, ohne aus dem Kostüm und der eigenthümlichen Steifigkeit jener Zeit herauszugehen, dieß wird schon durch die wörtliche Anführung von Reden, Belehrungen, Send schreiben ꝛc. bedingt.

Der Roman spielt in Sachsen und hat zunächst das Wirken Speners in diesem Lande zum Gegenstande. Man denke sich den frommen Prediger in edelster Einfachheit und mit seltener Wahrheitsliebe gewaffnet als Oberhofprediger an dem üblerlichen Hofe des berüchtigten starken August in Dresden. Natürlicherweise konnte eine Verbindung so heterogener Personen und Ansichten nicht lange dauern. Spener mußte von Dresden scheiden, ließ aber im Lande die Spuren seines Geistes zurück, und wenn nicht lange darauf in diesen Gegenden die neue Gemeinde der Herrnhuter entstand, so ist dieß zum Theil als eine Nachwirkung der Anwesenheit Speners in Dresden zu betrachten, doch mag man allerdings sagen, daß auch ohne Spener die heidnischen Grenel des damaligen Dresdner Hofes bei dem frommen und sittlichen Volk fast mit Nothwendigkeit eine christliche Reaktion hervorrufen mußten.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird man das Interesse, welches der vorliegende Roman zu wecken im Stande ist, am besten ermessen. Wer nicht so viel religiöses Gefühl zur Lektüre mitbringt, um das Charakterbild Speners gehörig würdigen zu können, den wird vielleicht wenigstens der Renaissancestyl reizen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. Juli 1842.

Conversationsliteratur.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Im Allgemeinen möchten wir die Ueberhandnahme eines Literaturzweigs nicht preisen, der es nur darauf anlegt, die ungeregelte Conversation eines Salons wiederzugeben, um wieder davon in den Salons reden zu machen. Die Literatur soll wohl erst da anfangen, wo das Geplauder aufhört. Mit ein wenig Affectation von Geist verkauft man in dieser neuen Gattung von Unterhaltungsschriften eine außerordentliche Menge leeres Geschwätz. Oft sind es nur wenige Pfefferkörner von Medisance und boshaftem Geklatsch aus den Kreisen der höhern Welt, welche ein Buch pikant machen, das in jeder andern Beziehung nur einer Wassersuppe gleicht.

Indeß wollen wir diesen Tadel nicht auf vorliegendes Werk ausdehnen, das manches Gute und auf geistvolle Weise sagt. Es spricht schon sehr zum Vortheil des Verfassers, daß er für das schöne Geschlecht eine Empfindung an den Tag legt, wie sie zarter kaum bei Jean Paul gefunden werden kann. „Warum," sagt er S. 154, „warum das weibliche Geschlecht in seiner Blüthezeit dem männlichen an Zahl der schönen Gestalten so weit überlegen ist, mag weniger in der Toilettenwissenschaft liegen, die das Fehlerhafte kunstvoll zu verbergen und jeden Vorzug schlau herauszuheben versteht, als vielmehr in der Art und Weise, wie sich diese sanften Wesen ihrem Schicksale niemals entgegenstemmen, sondern sich ihm geduldig fügen. Wie der Sturmwind Blumen leicht bewegt, aber Bäume verkrüppelt, wie jede Gewalt das kräftig Widerstrebende erschüttert, das linde Nachgebende aber nur in noch sanftere Formen bringt, so werden weibliche Züge von Gemüthsbewegungen verschönert, männliche aber verzerrt. Das liebende Weib ist von dem süßesten Zauber übergossen und jedes Herz fliegt ihm entgegen, denn es liebt auch die ganze Welt in dem Geliebten; — den Mann macht seine Liebe finster und ungenießbar für alle Andern; denn er sucht in der ganzen Welt nur die Geliebte. Ueber ihre Physiognomie breitet der Schmerz den sanftesten Schleier und sie lächelt in Thränen — wie die Vallisneria im Wasser blühet; uns aber fährt das Weh wie ein Blitz als Mißmuth in's Herz und furchenziehend über die Stirne. — Wenn dann unsere Wunden vernarbt sind und wir den Kummer längst abgeschüttelt haben, weint die noch leise in sich hinein, und dann erst rächt der Gram den spurlos vorübergegangenen Schmerz und zerstört."

Ueberhaupt macht der Verfasser den Männern schwere Vorwürfe. Wenn er nicht übertreibe, was für eine Vorstellung müßte man sich wohl von der sogenannten guten Gesellschaft machen, von der er S. 61 sagt: „Ich will es aussprechen, wie es gewöhnlich geht im Leben, und die Männer sollen Gott die Ehre geben und an ihre Brust schlagen und sagen, ob es nicht so ist. — Das weibliche Herz ist von der innigsten Sehnsucht erfüllt, ein männliches zu besitzen; aber der herz- und rippenärmere Theil der Menschheit hat keinen Sinn für jene wortlose Sprache. Ihr versteht uns, aber wir nicht euch, weil ihr im Fühlen über uns steht und Märtyrer der schönsten menschlichen Tugend seyd. Und ein Qualsystem haben wir erfunden, euch mehr und mehr zu fesseln und Wärme und Kälte wissen wir geschickt zu wechseln. Ist aber das Kleinod eurer Seele im Schlamme unserer Sinne versunken, dann verlassen wir euch und beurtheilen Eine nach Vielen oder gar Alle nach Einer. — Ihr nennt das freilich Schlechtigkeit, wir heißen es bonne fortune. — Ich will nicht von unverheiratheten Damen sprechen, denn schon den kleinen Comtessen werden nur weibliche Puppen zum Spielen gegeben, und die Gouvernante nimmt nach dem Morgengebet eine Prise und fängt das Tagwerk mit der Predigt an: Plutôt la fièvre que l'amour, daher dürfen sie auch später eher ihren

Digitized by Google

Busen zeigen als ihr Herz; aber von jenen Frauen soll die Rede seyn, die, ungeachtet und unverstanden von ihren Männern, andern an die Brust gesunken sind und endlich wieder allein stehen. Wie manche würde diese erste Liebe nie vergessen, des Geliebten Bild durch ihr ganzes Leben im Herzen tragen, seine Freundin bleiben und, von der Erinnerung gewarnt und aufgerichtet, nunmehr ihrer Bestimmung und ihren Pflichten leben; aber der Verräther braucht etwas, um das Recht zu haben zu einer neuen Eroberung, und deßhalb ruht er nicht, bis sie ihn haßt. Da wirft sich die Verlassene an einen Zweiten und wird endlich eine Dame von Ton. — O seyd nicht hart, ihr glücklichern Frauen! Ihr habt nicht ihren Widerstand, ihren Kampf und wißt nicht, wie sehr sie lieben mußte, um das Verbrechen zu übertäuben; werft nicht den Stein auf sie! Ihr seht nicht die Thränen, die sie in ihrem zerfallenen Gewissen weint, aber steinigt den Gatten! — Das männliche Herz ist so oft ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Wenn die Leidenschaft darinnen tobt, speit es Flamme und Gluth, aber der Sonnenstrahl der edelichen Liebe dringt nicht hinein durch die Eismassen. Mensch! eine Blume, die du gepflückt, magst du in den Koth treten, aber eine Seele, die dir Gott geschenkt für's Leben, mußt du verantworten. — Die Natur hat die Liebe dinerichend gefunden, das Menschengeschlecht fortzubilden, und nur die Vernunft bei Einrichtung der gesellschaftlichen Zustände hat die Ehe eingesetzt als sittliches Mittel, Ordnung und Dauer in das Verhältniß zu bringen, und die Religion hat sie zum Sakramente erhoben, um ihr erst die wahre Weihe zu geben. Die Ehe ist also gleichsam ein Band, das zwei Menschen auf der Erde verknüpft für den Himmel; aber die armen Mädchen sollten lieber noch vor dem Brautkranz den Wittwenschleier nehmen, denn nicht mit Demjenigen dürfen sie Ringe wechseln, mit dem sie Herzen gewechselt, sondern Seel und Leib müssen sie an den Andern verschenken, der ihnen außer dem Brautschmuck vorerst nichts geben kann als seine Hand. — Und doch — laßt nur die alten Trostweiber, Zeit und Gewohnheit, über die junge Frau Macht gewinnen, so kann einst noch das Ehepaar Philemon und Baucis werden, wenn der Mann halbwegs ihr Herz zart faßt und sanft leitet und fest führt, wenn er ihr weicher Gatte und ernster Freund, ein guter Vater und strenger Hausherr ist; aber wenn der Herr Gemahl kein fühlendes Herz in der Brust trägt, wenn er ihre Anbeter für seine eigene Leibgarde ansieht, wenn er, statt Luthers Rath zu erfüllen (wozu auf den molukischen Inseln die Trommel gerührt wird), die Nacht am Spieltisch und sein Geld bei einer Tanzerin verliert, wenn er ihren Lebensmai mit Aprilwetter verdirbt, ihrer warmen Sehnsucht Gleichgültigkeit entgegensetzt und sein Weib mit Gewalt in den Abgrund stößt, über den er es tragen sollte — dann, ihr Frauen! werft nicht den Stein auf das arme Opfer, aber — wenn nur ein Funken esprit de corps in eurem Geschlechte ist — steinigt den Gatten!"

Das Buch ist kein Roman, es läuft kein Schicksalsfaden durch; es sind nur aneinandergereihte Raisonnements über allerlei. Unter andern lesen wir S. 201 folgende, nicht unwitzige und gewiß auch nicht unwahre Expectoration über die Wasserkuren: „Ich glaube ein Engländer hat es ausgesprochen, daß Grafenberg nichts als ein zweites Bedlam sey, worin nur der Doktor gerade gescheidt genug wäre, bei der allgemeinen Thorheit so steinreich zu werden, um Ein prachtiges Narrenhaus nach dem Andern für seine Kolonie zu bauen. Das ist aber nichts als ein Witz; denn man kann täglich den schwächsten Patienten unangefochten auf der Treppe begegnen, wo sie anständig mysteriös, nur in Decken gehüllt, schweigend aneinander vorüber, in ihre Bader schleichen; man sieht sie zu jeder Stunde wie ganz vernünftige Engländer im barocksten Kostüme auf den Promenaden umherrennen; und wenn auch ein Elegant mit einem Turban von nassem Tuch auf den Ball kommt und sich eine Dame in der Soirée alle halben Stunden ein Glas Wasser in den Busen schüttet, und Alt und Jung mit unglaublicher Beherztheit die braun eingebrannte Spartaner-Abnung verschlingen, als litten sie sammt und sonders nur an der Bulimie, — so liegt doch in all den Sonderbarkeiten noch kein anderes Anzeichen der Narrheit als höchstens die fixe Idee: dadurch gesund zu werden. — Gehässige Widersacher und Weinhandler mögen es seyn, die pfiffig den Frauen erzählen, ihre Männer müßten dem Sturzbad, wie einst der Göttin Hygieia, die Hauptsache opfern und nun der ganzen Welt den Kopf zeigen wie er ist; — neidische Aerzte sind es und privilegirte Giftmischer, die der Kurart nachsagen, sie stumpfe die schönsten, nämlich geistigen Kräfte ab, während sie andere regenerire; und die Beschuldigung, sie mache den Damen die Nasen roth und sie Tag für Tag älter, fällt schon deßhalb weg, weil Damen da sind. — Die Alten hatten den Glauben, daß man beim Anblick einer Nymphe unfinnig werde; die Grafenberger Najade aber gibt ihren Patienten mit dem Wasser nur eine Art Philtre, der die unbandigsten Kranken zahm macht und sie jahrelang fort transpiriren und waschen läßt, ohne daß es ihnen einfiele, nach dem Ende zu fragen; ja, wer nur seinen Fuß in ihr Territorium setzt, der ist der Kur mit Leib und Leben für immer verfallen; Banquier und Philosoph studiren fortan ihre kühnsten Spekulationen im Wasser; der höchste Adel muß sein Brod essen, wie Adam, im Schweiße seines Angesichts; für wen die

Digitized by Google

Morgenſtunden Gold im Munde tragen ſollen, der verarbeitet ſie im Sitzbade; ſelbſt die Damen ſind wie Schweizerkäſe in naſſe Tücher eingeſchlagen, und wo ſie auch hineinſehen mögen, iſt dem Wagen neben den wichtigſten Schachteln das Paquet aufgebunden. — Kurz! der wahre Grafenberger endigt ſeine Kur erſt mit dem Leben, denn je kräftiger er wird, deſto eifriger ſucht er ſich zu heilen; dabei jagt eine Kriſis die andere, und wie er auch Schmerzen haben mag, wünſcht er ſie doch größer und ſchreit wie der heilige Franz Xaverius: nur mehr! ja, wenn er endlich ganz hergeſtellt iſt, wird er augenblicklich krank, ſobald er ſeinen Körper nicht mehr peinigen darf."

Rechnet man das Uebertriebene ab, ſo dürfte auch folgende Naturgeſchichte der vornehmen Zierbengel unſerer Tage ein wohlgelungenes Converſationsfragment ſeyn. S. 347: „Der deutſche Adel bildet ſich mehr und mehr zum Boeuf à la mode des engliſchen. Die Frauenwelt lernt von ihm ſprechen und Schulden machen, reiten und Bulldogs beißen und bleibt nur in den Moden franzöſiſch, weil ſie da alles das bloß zeigen kann, was die Hottentottin mit friſchen Gedärmen umwindet; die männliche Elegance hingegen bleibt dem John Bull in Allem getreu, ſteckt die Hände in die Rocktaſchen, ſetzt den Hut in's Genicke, wettet und iſt zerſtreut, und weil die Londner Dandies Haar und Bart wachſen laſſen, ſo werden in ganz Deutſchland nur noch Rekruten und Sträflinge geſchoren und kein Narr wo anders als im Irrenhauſe. — Die Tibetaner behaupten, daß ihr Gott Cenreſi mit der Göttin Rudroma in Geſtalt wilder Affen unſere Urväter erzeugte, und darauf ſcheint ſich die Verſammlung deutſcher Naturforſcher zu ſtützen, wenn ſie ein gewiſſes Geſchöpf, das man gemeinhin Elegant nennt, einer der dreiundſechszig Affenarten einverleibt, von denen Tyſon den Orang-Utang mit dem Menſchen unter eine Gattung zählt. — Möge mir vergönnt ſeyn, jenen thierartigen Fremdling, der ſich immer häufiger in allen Salons ſehen läßt, näher zu belauſchen und als ſein eifrigſter Anwalt nicht nur anzugeben, was ihn vom Affen unterſcheidet, ſondern auch was er mit dem Menſchen gemein hat. — Wenn auch das allgemeine Bild eines Affen auf ihn paßt, da der Elegant wie ein Menſch auf den Hinterfüßen geht, in Geſellſchaft lebt, falſch, ſtreitſüchtig, zu Künſten abzurichten und unſittlich iſt und er ſelbſt die Größe des simius troglodytes, nämlich eines ausgewachſenen Menſchen erreicht; ſo zeigt ſich doch ſchon am Kopfe ein merklicher Unterſchied, da Affenbändler bartlos ſind, das behaarte Geſicht des Elegant aber in's Boiogneſerartige und Pinch-haſte ſpielt. — Meiner fernern Einwendung, daß der Elegant ſeinen langen Bart mit den ſieben Weltweiſen gemein habe und ſich ſeines Müßiggangs wegen eher dem Fauldiere näherte, ſetzen Naturforſcher die Bemerkung entgegen, daß er wie ein abgerichteter Orang-Utang gern hinter dem Seſſel einer Dame ſtehe, und daß ſelbſt der Stern auf ſeiner Bruſt noch nichts beweiſe, da man in Malta ſogar den Eſeln das Ordenskreuz aufbrennte. — Ein Vollblut-Elegant, ſagen ſie weiter, bringt viele Zeit zu Pferde zu, wie der Affe einer Menagerie-Karavane auf dem Tanzbären; er lebt gern im Walde wie der homo lar und liebt die Jagd ſo leidenſchaftlich wie das Mandrill ſeinen Floh-Sport: er ſchneidet vor dem Spiegel ſo poſſierliche Grimaſſen wie der dümmſte Wandru, und ſo wie Affen von den Wilden für Menſchen gehalten werden, die nur aus Indolenz nicht ſprechen, ſo nennen Naturforſcher den Elegant einen Affen, der gerne und viel ſchwatzt. Aber ich ende die ganze Polemik mit einigen Eigenthümlichkeiten, die beweiſen ſollen, daß der Elegant keineswegs wirklich ein Affe iſt, ſondern höchſtens dem Anſcheine nach ſo genannt werden kann. — Er legt ſich nämlich erſt zu einer Stunde ſchlafen, in welcher der wirkliche Affe ſchon wieder auf Raub ausgeht, und ſo wie es dieſem ſelbſt bei der höchſten Bildung nicht abzugewöhnen iſt, ſein Lager zu beſudeln, ſo thut dieß Jener nur mit dem ſeines Nachſten. Er wird durch Hunger witzig und durch Champagner zahm, und wenn man dem Affen vorwirft, keine Waden zu haben, ſo hat der Elegant wenigſtens falſche. Er bringt einen großen Theil des Lebens in Selbſtbetrachtungen zu, wie der indiſche Gott Parabrahma, und fährt jeden Augenblick durch das Haar wie Zoroaſter, dem das Gehirn ſo ſtark ſchlug, daß er die Hirnſchale von Zeit zu Zeit niederdrücken mußte. Er tritt überall keck und heimiſch ein, ayant morbleu! cette cruelle envie de mettre tout en feu! er iſt wie der Floh am erpichteſten auf Weiber, und der Name ſeiner Herzensregentin iſt eine Oeffentlichkeit wie der Name des japaniſchen Kaiſers ein Staatsgeheimniß. Der Elegant thut viel Schaden und ſtiehlt Herzen wie der Lämmergeier Kinder; er iſt ſelten in ein ehelliches Joch zu ſpannen und wechſelt wie Cromwell täglich ſein Schlafgemach. Wenn er plötzlich graſſirt, riecht man ihn von weitem wie ein Moſchusthier; er wirft ſich überall aufs Sopha nieder und legt die Knie wie Kälberfüße auf den Tiſch. Im Salon wird er augenblicklich zum Kegelkönig der Societät und zum Centrum jeder Converſation; ſo kommandirte General Friaul in Egypten das Quarré: Les ânes et les savans au milieu! — Ich ſchreibe dir aus einem edeln und freien Lande, wo ſich Jeder frei nennen kann, der ein Edelmann iſt."

Digitized by Google

Criminalgeschichte.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis). Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine für Juristen, fast noch mehr aber für das größere Publikum interessante Sammlung, und gewiß sehr zeitgemäß, da einmal in der Literatur der Schrecken an der Tagesordnung und das Grauen- und Eckelhafte auf der Bühne und in Romanen Mode ist. Wenn sich die Dichter nichts lieber vorstellen als Schlächtereien, Verzweiflungen ꝛc., warum sollten die echten Criminalprozesse nicht mit den poetischen concurriren?

Der eine Herausgeber scheint vorzugsweise den rechtswissenschaftlichen Gesichtspunkt festzuhalten, indem er auf das unendlich Schwierige und Trügerische so manches Prozeßverfahrens aufmerksam macht und sich gleichsam in die Seele des Inquirenten oder des Spruchrichters hineindenkt. Der zweite Herausgeber scheint bei der Auswahl und Behandlung der Parthien, welche die Phantasie in Anspruch nehmen und das Gemüth erschüttern, das Meiste geleistet zu haben, wie er überhaupt, laut der Vorrede, die Ausführung dieses ersten Bandes allein übernommen hat, während ihm der erstgenannte nur berathend beistand.

Den Anfang macht der Prozeß Karl Ludwig Sands, von dem das Wesentliche kurz und gut zusammengestellt ist. In die Beurtheilung der Mordthat haben sich bekanntlich zwei politische Partheiansichten getheilt, die hier angedeutet, aber zugleich vermieden werden. Gewiß mit Recht. Nur in Bezug auf die Motive scheint uns die Darstellung nicht genügend. Kotzebue wird als ein ziemlich harmloses Geschöpf aufgefaßt, welches einen so bittern Unwillen, wie er sich gegen ihn damals in Deutschland waffnete, gar nicht verdient habe. Dieß ist falsch. Man unterwerfe den Mörder dem strengsten Urtheil, das nach positivem Recht und zugleich aus dem moralischen Gesichtspunkt über ihn gefällt werden muß; aber man erkenne an, daß seine tödtliche Erbitterung durch die notorische Qualitäten ihres Gegenstandes ohne Zweifel motivirt war.

Die zweite Criminalgeschichte ist eine fast eben so berühmte, wie die erste, obwohl von gemeinerer Natur, die Ermordung des Fualdes. Das Verbrechen selbst erscheint als etwas ganz Alltägliches. Man findet einen alten Herrn mit abgeschnittenem Halse und man vermuthet, er sey um seines Geldes Willen ermordet worden. Darin liegt nichts Außerordentliches. Aber die Art, wie hier die Anklage verfolgt wurde, die ungenügende Beweisführung, die Dunkelheit, die noch immer über dem eigentlichen Thatbestande schwebt, machen diesen Prozeß zu einem der interessantesten. Drei angebliche Mörder wurden hingerichtet, betheuerten aber standhaft ihre Unschuld. Ein deutscher Criminalist, Herr von Kodde, hat ihre Unschuld darzuthun gesucht, während Frankreich allgemein sie für schuldig hielt. In jüngster Zeit ist auf ähnliche Weise die berüchtigte Lafarge von deutschen Begutachtungen freigesprochen worden. Es wäre doch auffallend, wenn die Deutschen immer Recht hätten. Inzwischen hat nicht bloß die französische Nation durch eine Neigung zur Grausamkeit und durch leichtes Festrennen in einer vorgefaßten Meinung, sondern auch die deutsche Gelehrtheit zuweilen durch Uebeschärfigkeit das Ziel der Wahrheit aus dem Auge verloren und es möchte schwer seyn, zu entscheiden, ob die bösen Franzosen mehr unschuldige Leute infamirt, oder die sentimentalen Deutschen mehr infame Leute heilig gesprochen haben.

Unter den Aufsätzen dieser Sammlung nimmt die dritte Stelle der Judenprozeß in Damastus ein. Da die Juden selbst schon in allen Zeitungen und in Brochüren diesen Gegenstand erschöpft haben, und man ihnen gern glaubt, daß sie schrecklich verleumdet worden sind, weil sich der Mord des Paters nicht einmal verinteressirt haben würde, so wollen wir hier darüber hinweggehen.

Die Geschichte des falschen Martin Guerre, der seine große Aehnlichkeit mit einem Kriegskameraden benutzt, um statt seiner heimzukehren und mit dessen Frau zu leben, — ist längst bekannt, aber so anziehend, daß sie gewiß hier ihren Platz verdient hat.

Die übrigen Erzählungen handeln von James Hind, dem royalistischen Straßenräuber, von Madame Tiquart, Ehebrecherin und Gattenmörderin, von einer Spanierin ähnlicher Extraction, von einem scheußlichen Mörderpaare, das seine Schlachtopfer unterwegs in Reisewagen suchte, von einer Vergiftung durch Rüben ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. Juli 1842.

Geschichte.

Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall. Mit Beilagen und Stammtafeln. Erster Band. Darmstadt, Leske, 1842.

Dieß ist das Buch, das Herr von Hammer-Purgstall in seinem zuletzt erschienenen Werke über die Herrschaft der Mongolen in Rußland zu schreiben versprochen hatte. Wie schwierig und reichhaltig auch der Gegenstand ist, so hat er doch sein Versprechen schnell gelöst, denn er ist in diesen Gebieten der Geschichtsforschung längst bewandert und es stehen ihm eine große Menge von orientalischen Quellen zu Gebote.

Die Mongolen breiteten sich bekanntlich im dreizehnten Jahrhundert nach allen Richtungen aus, eroberten China, Indien, Persien, Rußland, drangen bis nach Schlesien einer-, bis an die ägyptischen Grenzen andrerseits, stießen aber hier auf die Kraft der Deutschen und dort auf den Kern muhamedanischer Tapferkeit und wurden zurückgewiesen. Inzwischen floß diese Völkerfündfluth nicht so schnell in ihr ursprüngliches Bette zurück. Rußland und Persien blieben noch lange unter mongolischer Herrschaft. Wie die häßliche, schmutzige, knutenschwingende Race in Rußland gehaust und welche Spuren sie dort zurückgelassen, hat uns der Verfasser früher ausführlich geschildert. Wie sie sich in Persien benommen, zeigt er uns hier.

Zuerst entwirft er ein Bild der Mongolen und ihres Aufkommens, und dem gegenüber ein Bild des alten Persiens und der daselbst herrschend gewordenen muhamedanischen Dynastien. Dann läßt er uns dem ersten großen Eroberungszuge der Mongolen in das muhamedanisirte Perserreich folgen. Die Mongolen waren damals noch in ihrem ersten Siegesrausch, in voller und gespannter Kraft, angeführt vom Hulagu dem Enkel Tschengischans. Sie gingen über den Orus und stießen zuerst auf das wunderbare Reich der Assassinen oder des Alten vom Berge. Auch über dieses Reich hat Herr von Hammer schon früher ein ausgezeichnetes Werk geschrieben. Aus einer dynastischen Partei war eine religiöse geworden; in dieser hatte sich eine unsittliche, nur auf Herrschaft und Genuß abzweckende Geheimlehre entwickelt und der Hochmeister des Ordens hatte sich zuletzt zum Gründer einer neuen Dynastie gemacht. Aber diese Dynastie war bereits wieder erschlafft, der Fanatismus des Ordens selbst abgekühlt. So fand Hulagu das Reich der Assassinen, von einem unbedeutenen Jüngling, Chuarschach, regiert, der sich schrecken ließ, die festen Burgen des Landes (auch das berühmte Schloß Alamut, einst der geheimnißvolle Zauberkreis des Alten vom Berge) auslieferte und so völlig blödsinnig und ruhmlos eine Herrschaft preisgab, die mit großer Klugheit und Energie gegründet worden war. Chuarschach erkaufte sich dafür nicht einmal das Leben, denn Hulagu schickte ihn in die Mongolei, wo er auf rohe Weise treulos mit seiner ganzen Familie abgeschlachtet wurde.

Nachdem Hulagu diese ersten Schranken durchbrochen, griff er unmittelbar den Chalifen von Bagdad an. Das einst so gewaltige Chalifat war getheilt; nicht nur ein ägyptischer Chalif machte ihm den höchsten Rang in der muhamedanischen Welt streitig, sondern auch an allen Grenzen hatten sich unabhängige muhamedanische Dynastien erhoben von Spanien und Fez bis nach Indien. Zugleich waren Sekten aufgekommen, die sich unter einander verdammten, vor allem die Schiiten und Sunniten; und endlich hatten sich mitten unter den entarteten Arabern die türkischen Soldtruppen der Herrschaft bemeistert und unter dem Namen der Sultane den Untergang der Chalifen vorbereitet, wie einst im Abendlande die austrasischen Hausmeyer den merovingischen

Digitized by Google

Königen, oder noch früher die Stilichos, Alarichs und Odoachars den römischen Kaisern. Also stand den Mongolen keineswegs eine geschlossene muhamedanische Masse gegenüber. Zu Bagdad regierte immer noch das einst allgemaltige Geschlecht der Abassiden. Der damalige Chalif, der letzte seines Stammes, Motaassim, war unbesonnen genug gewesen, sich mit den Mongolen gegen die Assassinen zu verbinden. Jetzt kam an ihn selbst die Reihe, und die Treulosigkeit seiner Diener erleichterte den Mongolen die Eroberung. Nirgends zeigte sich ein Widerstand, der des alten Ruhmes würdig gewesen wäre. Uneingedenk dessen, was dem Fürsten der Assassinen geschehen, suchte auch der Chalif nicht sein Heil in mannhaftem Widerstand, sondern in demüthiger Unterwerfung und verließ sich auf die Treue eines Eroberers, der nie sein Wort hielt. Nachdem er sich in Hulagus Lager begeben, forderte dieser, er solle den Einwohnern von Bagdad befehlen, die Waffen niederzulegen und zur Zahlung herauszukommen. Der Chalif gehorchte, aber der Mongole ließ alle Einwohner, so wie sie aus der Stadt kamen, umbringen. So wehrlos, wie eine Heerde, die man zur Schlachtbank führt, fielen die Enkel der Welteroberer. Den Chalifen selbst ließ Hulagu in einen Teppich wickeln, umherrollen und von Rossen zertreten.

Nun unterwarfen sich die kleinen Fürsten von Fars und Mossul, Groß- und Klein-Luristan und Groß- und Klein-Armenien den Mongolen freiwillig. Die Armenier als Christen und mithin als geschworne Feinde der Muhamedaner, hatten sich der besondern Gnade des Hulagu zu erfreuen. Derselbe knüpfte auch Verbindungen mit den Kreuzfahrern an. Nachdem er Persien und das Chalifat von Bagdad eingenommen, war die Eroberung Syriens sein nächstes Ziel. In Haleb (Aleppo) regierten die Nachkommen des weltberühmten Saladeddin, der die von den Kreuzfahrern gegründeten christlichen Reiche bis zur Vernichtung erschüttert hatte. Da erschien Hulagu mit den Mongolen, Haleb fiel, bald darauf auch Damaskus. Die Christen, denen die Mongolen freundlich begegneten und als Retter erschienen, jubelten und übten manchetlei Rache an den gedemüthigten Saracenen. Aber zu voreilig, denn als die Mongolen nun auch den türkischen Sultan von Aegypten, Kotos, angriffen, erlitten sie eine furchtbare Niederlage bei Ainschalut (zwischen Beisan und Nablus) am 3. September 1260. Hulagu selbst war zurückgekehrt, weil er den Tod seines Bruders erfahren hatte und es sein Interesse erforderte, die innern Angelegenheiten des Mongolenreichs zu ordnen. Seine Abwesenheit mag Schuld gewesen seyn, daß sein Statthalter Keitbugha die Eroberung Aegyptens nicht durchsetzen konnte, sondern besiegt und selbst getödtet wurde. Sultan Kotos vertrieb nun alle Mongolen aus Syrien und strafte die unglücklichen Christen für ihre voreilige Freude.

Indeß behauptete sich Hulagu in Persien, wo er die Dynastie der Ikhane gründete. Sein Sohn Abaka erneuerte die Verbindung mit den Christen, ja man hegte sogar die Hoffnung, er selbst werde sich zum Christenthum bekehren, aber seine Versuche auf Syrien scheiterten abermals. In der Schlacht bei Albestan siegten die Türken noch einmal über die Mongolen, im Jahr 1277. Abaka ergab sich der Trunkenheit und saß eben beim Gelage, als er einen schwarzen Vogel im Zimmer sah. Umsonst befahl er der Leibwache, ihn zu verscheuchen, denn Niemand sah den Vogel, außer ihm, und unmittelbar darauf sank er todt zurück. Wir erwähnen diesen Umstand, um unsern Geisterseehern, die vielleicht weniger die Geschichte der Mongolen als unser Blatt lesen, einen kleinen Dienst zu erweisen. Auf Abaka folgte sein Neffe Tegudar und diese dritte Generation der Ikhane war schon sehr entartet. Statt kraftvoll nach außen zu wirken, stritt man sich im Innern um den Thron. Arghun nämlich, ein Sohn Abakas, den man widerrechtlich zurückgesetzt, stürzte Tegudar und ließ ihn hinrichten.

Der Fortsetzung und dem Schluß dieser Geschichte sehen wir im nächsten Bande entgegen. Sie bietet freilich wenig Erfreuliches dar. Die Mongolen grenzen näher an den Hund und an das wilde Schwein, als an den Engel. Aber es ist lehrreich, diese Seite des menschlichen Wesens kennen zu lernen, zumal da es an mongolisirenden Tendenzen selbst noch in unserer Zeit nicht fehlt.

Altdeutsche Dichtkunst.

Des steyermärkischen Herrn und Sängers Herant von Wildon vier poetische Erzählungen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift im sogenannten Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung in Wien zum ersten Male mitgetheilt von Joseph Bergmann, Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinetes und der k. k. Ambraser Sammlung. Wien, Gerold, 1841. 8. 62 Seiten.

Herr Bergmann hat aus dem genannten Heldenbuch, einer der werthvollsten Handschriften aus dem deutschen

Digitized by Google

Mittelalter, bereits früher in den Anzeigeblättern der Wiener Jahrbücher ein paar sehr interessante Stücke bekannt gemacht, die Erzählung Werners des Gartenäres vom Mayr Helmprecht und Ulrichs von Liechtenstein Frowiz oder Frauenbuch. Hier erhalten wir die Gedichte eines Herrn von Wildon, über dessen uraltes Geschlecht sorgfältige Untersuchungen vorangestellt werden. Der Dichter ist Herant II., gestorben um 1278. Berichten wir kürzlich über den Inhalt der Erzählungen.

I. Die getreue Gattin. Nach einem kurzen Eingang erzählt Herant die Geschichte von einem Ritter, welcher eine schöne treue Frau hatte, die ihren Mann, ob er gleich klein war und alt aussah, doch zärtlich liebte. Er schien ihr schöner als Absalon und stärker als Samson. Er zog einst in den Krieg, in welchem ihm ein Auge ausgestoßen und er dadurch so entstellt wurde, daß er nimmermehr zu seiner schönen Frau zurückzukehren, sondern lieber fern von ihr ein kummervolles Leben zu führen beschließt. Mit dieser Botschaft sendet er seinen Neffen heim. Die treue Gattin sticht sich, um sich ihrem einäugig gewordenen Manne gleich zu machen, und ihm jeden Vorwand zu nehmen, selbst mit einer Scheere ein Auge aus. Weinend bringt der Bote dem Manne die Kunde, welcher gerührt von dieser beispiellosen Treue in die Arme seines Weibes zurückkehrt.

II. Der verkehrte Wirth. Eine schöne ungetreue Frau, die einen alten Ritter zum Mann hat, läßt eine an ihre Zehe gebundene Schnur mit einem Ringe als verabredetes Zeichen einer nächtlichen Zusammenkunft für ihren Geliebten, einen benachbarten Ritter, von einem Erker, wo sie schlafen, in den Garten hinabhängen. Diese Schnur, welche dem Manne über den Fuß geht, gewahrt derselbe, zieht sie an sich, findet den Ring, läuft voll eifersüchtigem Verdacht hinab, ergreift diesen Ritter und übergibt ihn seiner Frau, die aus dem Schlafe aufgelärmt, betroffen herbeigekommen war, bis er Licht geholt hätte. Statt dessen gibt sie ihm, als er mit dem Lichte gekommen, einen Esel zurück, und steht durch ein um ein Pfund Pfennige erkauftes Weib, das an ihrer Statt in der Dunkelheit sich von dem erzürnten Manne schlagen und die Haare abschneiden läßt, unschuldig da, und wird mit einem schönen kostbaren Mantel für die vermeinten Schläge begütigt. Diese Geschichte wurde von dem um das versprochene Pfund Pfennige betrogenen Weibe ausgeplaudert und so bekannt. Im Eingang der Erzählung ist eine welsche Quelle dieser Geschichte angedeutet (Z. 21). Es findet sich derselbe Stoff bei mehreren italienischen Erzählern, welche ihn ohne Zweifel aus Frankreich erhalten haben. Vergl. die altfranzösische Behandlung bei Méon IV, 393 und Legrand d'Aussy II, 340 ff. Ursprünglich ist die Fabel orientalisch und die älteste mir bekannte Bearbeitung steht im Bidpai, I, 30 ff. nach Phil. Wolffs Uebersetzung.

III. Von dem bloßen Kaiser. Ein Kaiser, Gorneus genannt, ward durch Glück und Reichthum stolz und verachtete Gott im Uebermuthe. Eines Sonntags las der Kaplan das Evangelium nach Luc. 14, 11. Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden; wer sich aber selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden. Der Kaiser zürnte darob und leugnete das Wort Gottes. Sollte ein armer Mensch dort höher seyn, als ich? Was hälfe mir denn alle meine Ehre und Arbeit? Ich glaube es nicht; ihr seyd betrogen. Bald sollte wieder nach zehn Jahren der Zerste Gerichtstag gehalten werden. Der Kaiser begibt sich zuerst ins Badehaus und läßt seine Ritter und Junker draußen warten. Indeß sich der Kaiser pflegt, erscheint ein ihm an Gestalt ganz gleicher Mann vor der Thüre, läßt sich ankleiden, und wird von der ganzen Ritterschaft als der Kaiser beim begleitet. Darauf ruft der wahre Kaiser nach seinen Leuten. Niemand erscheint; er spricht von Kämmerern, von Kleidern, man hält ihn für einen Thoren und weiset ihn als Bettler vor die Thüre. Nackt schleicht er in der Finsterniß bis an das Thor seiner Burg, wird nicht eingelassen, seine Versicherung, er sey Gorneus wird verlacht, weil man den Kaiser bei der Tafel weiß. Aus Mitleid schenkt man ihm einen groben Rock, seine Blöße zu decken; dürftig stillt er seinen Hunger in einer Küche mit verschütteten Speisen. Am andern Morgen wird Gericht gehalten, der Scheinkaiser spricht Recht, die Guten werden erhoben, die Armen getröstet, die Ungerechten mit dem Tode bestraft und das Volk preiset den gerechten Richter. Gorneus hat sich bis in die vordersten Reihen gedrängt. Wie ihn der unbekannte Kaiser erblickt, ergreift er ihn, und führt ihn in eine Kammer. Der erschrockene Gorneus, der seither in sich gegangen, und diese Schmach als gerechte Strafe seiner Frevel erkannt hatte, fällt ihm zu Füßen und bittet um Gnade. Leugnest du noch, Gorneus, sprach der Scheinkaiser, daß Christus erniedern kann, wen er will? Reuig bekennt er seine Schuld und verspricht Bekehrung. Da läßt ihm der Fremde (ein Engel Gottes) die kaiserlichen Kleider und die Würde und verschwindet. Gorneus gedesserr und gedemüthigt setzt das Gericht fort, ohne daß Jemand das Wunder erfahrt, erläßt die unrechtmäßigen Mauten, schont das Volk mit der Münze und schafft Recht, stiftet Klöster und übt Tugend bis an sein seliges Ende. — Die Erzählung findet sich auch in den Gesta Romanorum.

IV. Von der Katze; eine Fabel. Ein Kater verachtet voll Stolz und Dünkel die Katze seine Frau, verläßt sie und wirbt um eine andere, die ihm an Macht und Vortrefflichkeit gleich käme oder überlegen wäre.

Digitized by Google

Er geht zur Sonne; diese verweist ihn aber an den Nebel, der ihr Licht verdunkle; der Nebel an den Wind, der ihn vertreibe; der Wind an die kalte windfeste Mauer; die Mauer an die zernagende kleine Maus und diese verweist zitternd ihn an die Frau Katze. Beschämt kehrt er heim, bittet sie um Verzeihung und gelobt fortan eheliche Treue. Aus dieser Fabel wird die Lehre gezogen: jeder soll zufrieden seyn mit seinem Herrn; denn geht er zu einem Fremden, mag er auch höher seyn, als der erste, so muß er sich erst dessen Huld erwerben, und je mächtiger der Herr, desto verachteter der Diener.

Zum Schlusse, um alle bekannten Gedichte Herants zusammen zu stellen, gibt Herr Bergmann noch die drei in der manessischen Handschrift uns erhaltenen Lieder, wie sie auch F. H. v. d. Hagen in seinen Minnesingern I, 347 f. mitgetheilt hat.

Daran reihen sich endlich Anmerkungen und Erklärungen für die des Mittelhochdeutschen weniger kundigen Leser und als freundliche Erwiederung auf einen heftigen Angriff Lachmanns eine Reihe von Nachträgen, Ergänzungen und Berichtigungen zu der von Lachmann in Verbindung mit Th. G. v. Karajan besorgten trefflichen Ausgabe der Werke Ulrichs von Liechtenstein. Möge Herr Bergmann ungeirrt auf der betretenen verdienstlichen Bahn weiter schreiten und die Freunde unserer vaterländischen Vorzeit recht oft mit gleich schätzbaren Beiträgen zur Kunde dieses Gebietes der Literatur erfreuen. Selbst bloße genaue Textabdrücke würden wir entschieden willkommen heißen, zumal bei Dichtern, die ihrer Herkunft nach den Mittelpunkten der höfischen Dichtung ferner standen und bei welchen die Zurückführung ihrer Sprache auf den streng mittelhochdeutschen Typus nicht selten mißlich erscheinen dürfte.

R. E.

Fabeln.

Sechszig Fabeln für die Jugend. Von Aler. Reclam. Leipzig, Reclam, 1842.

Unter diesen Fabeln befinden sich mehrere sehr gute, die wohl verdienen, in den deutschen Fabelschatz aufgenommen zu werden; einige andere scheinen uns weniger treffend. Hier die erste:

Der Sperling und die Zugvögel.

Ein junger Sperling sah zum ersten Male einige Schwärme Zugvögel vorüberfliegen. Auf seine Frage, wohin sie zögen, antwortete ihm ein älterer, daß sie ein viele Meilen weit entferntes wärmeres Land aufsuchten. Sogleich bekam er Lust sie zu begleiten, um auch dieses Land zu sehen. Umsonst rieth ihm der andere von diesem Vorhaben ab, er machte sich reisefertig, und folgte dem ersten Zuge, der in seine Nähe kam. Nach kurzer Zeit war er gezwungen, sich auszuruhen, während seine Begleiter weiter flogen. Er schloß sich nach und nach mehreren andern Zügen an, endlich aber sah er ein, daß es ihm unmöglich seyn würde, weiter zu kommen, und er kehrte zurück. Als er gefragt wurde, warum er den übrigen Vögeln nicht gefolgt sey, antwortete er: Sie werden nie die Länder erreichen, von denen mir erzählt worden ist, denn nach den Versuchen, die ich gemacht habe, halte ich es für unmöglich, eine so bedeutende Strecke zu durchfliegen.

Die vierte Fabel:

Der Affe und der Spiegel.

Ein Affe kam in eine Stube und lief neugierig in derselben herum. Plötzlich stand er vor einem großen Spiegel und glaubte einen andern Affen vor sich zu sehen. Er sprang wüthend hin und her, ballte die Faust und schnitt die tollsten Gesichter. Da der andere Alles getreulich nachmachte, so bildete er sich ein, dieser wolle ihn angreifen und er schlug in den Spiegel. Das Glas zersprang und er schnitt sich in die Pfote, allein dessen ungeachtet hörte er nicht eher auf, als bis der ganze Spiegel am Boden lag. Endlich ging er mit blutenden Pfoten hinweg und sagte: Es ist mir gleichgültig, daß ich mich verwundet habe; ist es mir doch gelungen, meinen Gegner zu verjagen.

Die ein- und zwanzigste:

Der Löwe und der Papagei.

Ein Löwe lag unter Gesträuch verborgen und wartete auf eine flüchtige Gazelle, die er in der Ferne erblickt hatte. Ein Papagei, der in der Nähe auf einem Baume saß, rief ihm zu: Schämst du dich nicht, du der starke Löwe, in einem Hinterhalte zu lauern? Wenn ich einen Feind erwartete, der mit mir kämpfen wollte, so würde ich mich nicht verstecken, sagte der Löwe.

Sehr sinnig ist auch die fünfzigste Fabel von der Rose und dem Epheu. Im Sommer ist die Rose in ihrem Glanz und der Epheu verachtet, im Winter der Epheu schön und die Rose ein dürftiger Busch, aber dennoch sind sie durch die innigste Freundschaft verbunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 27. Juli 1842.

Naturkunde.

Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung von C. G. Ehrenberg. Nebst einer kolorirten Kupfertafel. Leipzig, Voß, 1842.

Diese kleine Schrift ist dem Publikum zugänglicher, als die größeren und in den Schriften der Berliner Akademie abgedruckten Arbeiten desselben Verfassers, und es ist sehr schätzenswerth, daß Herr Ehrenberg darauf gedacht hat, seine äußerst interessanten und wichtigen Entdeckungen mit dem Mikroskop auch in einem weitern Leserkreise zu verbreiten.

Er beginnt seine Abhandlung mit einer Geschichte des Mikroskops. Er zeigt, wie sehr dasselbe in neuerer Zeit verbessert worden sey, und er erklärt sich gegen die trostlose Meinung, als ob der Natur und Kunst in dieser Beziehung schon die Grenze gesteckt sey. Er glaubt, beim rechten Gebrauch der rechten Instrumente stumpfe die Sehkraft des menschlichen Auges keineswegs ab; er nennt Beobachter, die beständig mit dem Mikroskop beschäftigt waren, ein hohes Alter erreichten und bis an ihr Ende ein gesundes und scharfblickendes Auge behielten. Er zweifelt auch nicht, daß die Sehkraft ausreichen werde, die Natur noch bis zu einer unberechenbaren Tiefe zu erforschen, wenn ihr verbesserte Instrumente zu Hülfe kommen, und er hält die Instrumente noch einer großen Verbesserung fähig. Namentlich macht er darauf aufmerksam, daß Linsen von Diamant eine achtmal stärkere Lichtbrechung besitzen, als Glas, und er fordert „diamantenreiche Beschützer der Wissenschaft" dringend auf, die Anwendung solcher Linsen zu fördern oder überhaupt erst möglich zu machen, denn noch hat man sie nicht in der Ausdehnung angewendet, die erforderlich ist, um das gewünschte Resultat zu erhalten, weil noch kein Naturforscher reich genug war, eine gehörige Anzahl größerer Diamanten dafür zu verwenden.

Dann handelt der Verfasser von den dem bloßen Auge unsichtbaren Thierchen, die sich erst starken Mikroskopen in ihren mannigfaltigen Gestalten enthüllen, die man früher schon als Infusionsthierchen kannte, von denen aber erst Herr Ehrenberg entdeckt hat, daß sie auch todt in unglaublicher Anzahl vorkommen und massenhafte Gebirge, ja ganze Länder bilden. Er theilt diese Thierchen in drei Klassen. Es sind entweder solche, die viele gesonderte Magenzellen besitzen und wie die Fische eine sehr große Zahl von kleinen Eiern, dem Rogen oder Caviar ähnlich, gleichzeitig entwickeln, diese sind Magenthiere (polygastrische Thierchen) genannt worden, oder es sind solche, die nur einen einfachen Magen und wenig, aber große Eier gleichzeitig entwickeln, wie die Vögel und Amphibien, und die dabei ein eigenthümliches Räderwerk zum Schwimmen und Wirbeln führen, diese sind Räderthiere, Rotatoria genannt worden, oder endlich es sind solche Thierchen, welche, den Räderthieren ähnlich, einen einfachen Magen haben, aber kein Räderorgan besitzen und die durch ihr periodisch abgeschlossnes Fortwachsen gegliedert wenden. Diese oft moosartig zusammengewachsenen, oft aber kleinen zierlichen Nautilus-Muscheln ähnlichen Formen sind Moosthorallen (Bryozoen) genannt worden. Die Räderthiere und Magenthiere nannte man sonst beide zusammen Infusions-Thiere und auch jetzt bedeutet der Ausdruck Infusions-Thiere oder Infusorien den Verein dieser meist zusammenlebenden kleinen Thierklassen. Die Räderthiere sind sämmtlich weich, oder haben eine weichhäutige Schale, sie konkurriren nicht zu den merkwürdigen fossilen Erscheinungen und aus den Klassen der Magenthierchen oder polygastrischen Thierchen und den Moosthorallen sind besonders zwei Familien oder Gruppen merkwürdig, die Stabthierchen oder Bacillarien von jenen und die Polythalamien von diesen. Die Bacillarien der Magenthierchen unterscheiden sich von den Polythalamien der Moosthorallen dadurch immer wesentlich, daß sie eine Kieselschale, eine Schale von wahrem

Digitized by Google

Glas besitzen, während die Polythalamien stets und ohne Ausnahme nur Kalkschalen führen. Die Bacillarien mit ihren Kieselschalen leben sowohl im Flußwasser als im Seewasser, die Polythalamien mit der Kalkschale leben nur im Meerwasser.

Da nun diese schalenbildenden Formen, wenn sie eintrocknen oder sterben, bloß ihren weichen Theilen nach vergänglich sind, so ergibt sich daraus die Möglichkeit einer Zusammenhäufung ihrer unsichtbar kleinen Schalen zu sichtbaren Haufen. Nun hat ein aufmerksames Aufsuchen dieser Verhältnisse ergeben, daß ganze ausgedehnte Erdlager ganz allein aus solchen einzeln unsichtbaren Infusorienschalen bestehen. Dergleichen fanden sich zuerst als scheinbarer Eisenrost oder Eisenniederschlag in Sol- und Mineral-Wassern, und nachdem hierdurch die Aufmerksamkeit erregt war, auch als Kieselguhr in Böhmen, als Bergmehl bei Santafiora in Italien, ferner als Polirschiefer in Bilin, derselbe, welcher in Berlin für 3 Sgr. das Pfund unter dem Namen Blattertripel in den Materialhandlungen centnerweis kauflich und mannichfach zum Poliren und Formen in Gebrauch ist. Aehnliche Ablagerungen der unsichtbaren Infusorien zu sichtbaren Erdlagern aus Kieselerde haben sich nun bereits über die ganze Erde beobachten lassen. Sie fanden sich bei Ebsdorf im Lüneburgischen, bei Kliecken im Dessauischen, bei Cassel, bei Bonn am Rhein, in Frankreich bei Menat und Cayssat, in Sicilien, in Ungarn, in Griechenland, besonders häufig in Schweden und Finnland, aber auch auf den Philippinen-Inseln, auf Isle de France und Isle de Bourbon, in Südamerika am Amazonenstrom bei Coari, in Nordamerika in Connecticut, Rhode Island, Massachusetts und Maine in großer Ausdehnung und noch nördlicher in Island. Rücksichtlich der Form, in welcher diese organischen Erdschichten vorkommen, sind sie bald lockere Erden, bald schiefrige, bald dichte, mürbe oder hornsteinartig feste Gesteine, bald lederartige und papierartige oder kohlenartige Massen. Die auffallendsten und merkwürdigsten sind die glänzenden meist gelbbrannen Halbopale mit muschligem Bruch, welche zu dem Lager des Polirschiefers bei Bilin in Böhmen gehören und deren ganze Masse zuweilen noch, obwohl hornsteinartig fest und durchscheinend, aus dichtgedrängten Schalen der Thiergattung Gallionella mit eingemischten Kieselnadeln von Fluß-Schwammen besteht. Eine andere auffallende Form sind die unter dem mineralogischen Namen Dysodil bekannten biegsamen Blatterkohlen, welche bei Syracus in Sicilien und am Rhein vorkommen, und deren Massen einem vielblättrigen Buche aus dem feinsten Papiere von honiggelber oder schwarzbrauner Farbe gleichen, und welche nur ein von Erdpech durchdrungener Polirschiefer sind. Besonders merkwürdig sind die ganz lockeren Erdschichten aus Infusorien, welche schneeweiß von Farbe einem feinen Weizenmehl gleichen, und an vielen Orten Europas zur Zeit der Noth als Bergmehl zur Vermehrung der Brodsubstanz unter wirkliches Mehl gemischt worden sind. Die Römer schon mischten in frühen Zeiten eine kreidenartige Substanz in ihre Alica, ein Lieblingsgericht und Getränk, aber seit dem 16ten Jahrhundert hat man vielfältige Nachrichten aus Europa, daß in Kriegszeiten feine mehlartige Erdarten gegessen worden sind. Namentlich erwähnt schon 1597 die Baseler Chronik eines eßbaren Bergmehles im Elsaß, von dem gebackene Kuchen auf dem Markte verkauft wurden, und mit welchem man sogar den kleinen Kindern Muß bereitete. Im 30jährigen Kriege aß man in Pommern in Camin und in der Lausitz in Muskau dergleichen mehlartige Erde, welche sich in der Umgegend fand. Sehr ausgebreitet wurden die Mehlkutten bei Kliecken im Dessauischen, und die Untersuchung dieser letzteren Erde hat nachgewiesen, daß es nur Infusorienschalen sind mit geringer Beimischung zerstörter Pflanzenreste. In den Jahren 1719 und 1733 aß man aus Noth in der Festung Wittenberg dergleichen Brod von einem Mehllager in der Nähe, und der Professor Brückmann schreibt 1742, daß Professor Vater ihm ein dergleichen Brod damals gesendet habe, das wie ein Thonkuchen ausgesehen. Herr Alexander v. Humboldt, der auf seinen Reisen mit so bewunderungswürdiger Umsicht alles Merkwürdige aufgefaßt, hat auch über die erdessenden Otomaken und Jaruren in Amerika umständlich berichtet, ebenso über die Erdesser im Allgemeinen den ausführlichsten Bericht gegeben. In der neuesten Zeit sind Nachrichten durch die Herren Retzius und Berzelius aus dem nördlichen Schweden gekommen, zufolge derer dort Infusorien zu Hunderten von Wagen voll jährlich, oft mehr wie man Tabak raucht aus Liebhaberei, als aus Noth als Brodmehl gegessen werden. Ebenso mischt man noch heut dergleichen Erden in Finnland die und da zum Brode, welche sammtlich aus leeren Schalen von Thierchen bestehen. Sie sind sehr fein und ohne besonderen Geschmack wie Weizenmehl, nur füllend ohne Nahrung.

Einige dieser erdartigen Ablagerungen von mikroskopischen Thieren sind 10 bis 15 Fuß dick, und in stunden- und selbst meilenweiter Ausdehnung beobachtet. Das mächtigste bekannte Lager todter Schalen findet sich bei Ebsdorf in der Lüneburger Heide, wo es bis auf 28 Fuß Tiefe verfolgt ist, aber noch nicht in seiner ganzen Mächtigkeit und Ausdehnung ausgemessen werden konnte. Die kieselhaltigen Infusorien, wo sie allein sind, treten immer als Süßwasserbildungen in Flüssen und Seen auf, und haben für die Erdoberfläche keine

Digitized by Google

sehr große Bedeutung, wohl aber erlangen sie diese da, wo sie in Berührung mit Seewasser und in Verbindung mit kalkschaligen Polythalamien auftreten. Die kalkschaligen, ebenso unsichtbaren Thiere der Polythalamien erhalten durch die Ruhe und Freiheit ihrer Entwicklung in großen Wasserbecken der Meere ein weit größeres Massenverhältniß, und freilich eine Bedeutung, welche Aufmerksamkeit verdient. Man hatte lange geglaubt, daß der eigenthümliche Aggregatzustand oder die eigenthümliche Feinheit und Milde der mürben Kreidesubstanz einen chemischen Niederschlag von Kalk anzeige, der sich im Meere gebildet habe, und das Nachdenken über den früheren Zustand und die allmähligen Veränderungen des Erdkörpers machten wahrscheinlich, daß das Meerwasser wie die ganze Oberfläche der Erde in früherer Zeit eine höhere Temperatur, und mit dieser die Fähigkeit besessen habe, eine größere Menge kohlensauren Kalkes in sich aufgelöst zu enthalten, den es beim Abkühlen als Niederschlag fallen ließ. Das Mikroskop lehrt aber, daß ganz andere Verhältnisse bei der Bildung der Kreidegebirge wirksam gewesen sind. Ueberraschend ist es, wie das Auge durch Verstärkung seiner Kraft zu einem so ganz anderen Ideenkreise leitet, wie es Leben herrschend erkennt, wo Tod zu herrschen schien. Es bedarf nämlich nur des kleinen Hülfsmittels der Anwendung eines die Kalkerde der Kreide durchdringenden und durchsichtig machenden Balsams, am besten des canadischen Balsams als dünnen Ueberzugs einer kleinen, dünn ausgebreiteten Kreidelage, um alsbald Formen als herrschende Masse zu erhalten, welche einst dem Reiche des organischen Lebens angehört haben. So sind die Kreidegebirge denn nicht allein bevölkert von einzelnen die und da zusammengehäuften, für das Ganze stets unbedeutenden Muscheln, Seeigeln und Corallen, die von dem Kalke sich ihre Schalen bauten, sondern es tritt zur Ueberzeugung hervor, daß alle Atome dieser unübersehbaren Kreidemassen einst selbstständig belebte, obwohl unsichtbar kleine organische Wesen waren. Ja es erläutert sich hiebei die höchst auffallende, stets rathselhaft gewesene, eigenthümliche Bildung der Kreidefelsen, wonach sie fast immer in sich horizontale Schichten von Feuersteinen führen, die wie schwarze dünne Streifen oder Bänder bald nur in fußbreiten, bald in klafterbreiten Abständen den schneeweißen Kalk durchsetzen. In Gegenden nämlich, wo die Kreide keine solchen Feuersteinlager enthält, wie in den sicilischen Kreidegebirgen, finden sich Kreidemergel gerade so abwechselnd mit Kreidelagen horizontal geschichtet, wie im Norden Europas die Feuersteine, und das Mikroskop zeigt, daß alle jene Mergel gerade so entschieden aus kieselschaligen Infusorien mit so völlig schön erhaltenen Schalen gebildet sind, wie die Kreide es aus kalkschaligen Polythalamien ist. Schlägt man aber von Feuersteinen sehr dünne Blättchen ab, oder läßt man sie, was viel besser ist, zu sehr dünnen und durchsichtigen Blattchen schleifen, so sieht man häufig in ihrer Substanz dichtgedrängte Massen kleiner organischer Körper, die einer Zersetzung ihrer Form theils gar nicht, theils noch nicht ganz unterlegen haben, und es macht sich die Ansicht geltend, daß alle Feuersteine der Kreide aus infusorischen Mergellagern sichtlich so entstanden sind, daß ein die organische Kieselerde der Infusorienschalen zersetzender und in unorganische Formen zusammensinternder Proceß so statt gefunden haben möge, wie durch von mehreren Seiten gesondert hinzutretendes Wasser aus einer Mehllage viele Teigklumpen werden.

Betrachten wir aber nun den Einfluß dieser kleinen unscheinbaren Wesen auf unserer Erdoberfläche näher, so finden wir, daß ein ansehnlicher Theil von Rußland an der Wolga, ein ansehnlicher Theil von Polen, von Pommern in Preußen, von Mecklenburg, von Dänemark, von Schonen in Schweden, von Holland, des südlichen Englands und nördlichen Irlands, des nördlichen Frankreichs, Griechenlands, Siciliens, des nördlichen Afrikas, vielleicht der ganzen Sahara und des nordwestlichen, arabischen Asiens aus solchem Kreideboden und Kreidegebirgen bestehen, mithin ihre Erstens an der Oberfläche der Erde den unscheinbaren kleinen Infusorien und Polythalamien direkt verdanken. In England berechnet man diese Kreidelager theils über, theils unter dem Meere, auf 1000 Fuß Höhe."

Ein besonders interessantes und reiches Kieselinfusorienlager hat Herr Ehrenberg unmittelbar unter der Stadt Berlin entdeckt.

Rechtsgeschichte.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305 von Leopold August Warnkönig. 3ten Bandes 1ste Abthlg. Tübingen, Fues, 1842.

Das treffliche und berühmte Geschichtswerk, das uns zum erstenmal wieder einen tiefern Blick in die nur zu lange von uns vernachlässigten Niederlande thun ließ, und dessen frühere Bände wir in unsern Blattern schon angezeigt, naht jetzt seiner Vollendung. Der vorliegende Band enthält das Rechtssystem, die allgemeine Charakteristik und übersichtliche Darstellung der alten Rechtsgebräuche in der Grafschaft Flandern.

Rechtsquellen sind überall die Keuren (Willküren), zu denen zahlreichen Urkunden die Kommentare liefern. Obgleich die Keuren nicht über das 12te Jahrhundert hinausreichen, so ist in ihnen noch ganz das altgermanische

Digitized by Google

Rechtssystem enthalten, das wir überall bei deutschen Stammen finden und das wesentlich noch aus der Heidenzeit herrührt, wenn auch manches, besonders die Kirche und den Oberherrn betreffendes erst hinzugekommen ist.

So finden wir als Grundlage des ganzen Systems die Sühne vermittelst des Wergelds. Wie bei allen Deutschen, so wurden auch bei den Flämingen die ehrlichen Verbrechen durch eine Entschädigung des Verletzten gesühnt, und nur die unehrlichen Verbrechen konnten nicht gesühnt, sondern mußten mit dem Tode oder mit Verbannung gebüßt werden. Gewiß eine feine und auch praktische Unterscheidung, die man in der modernen Gesetzgebung nicht so ganz hatte fallen lassen sollen. Wenn unsere Vorfahren den Todtschlag oder die Verstümmelung bei Raufereien für entschuld- und sühnbar, dagegen Diebstahl und Angriffe auf das schwächere Geschlecht für unsühnbare und todeswürdige Verbrechen hielten, so dachten sie weiser und der menschlichen Würde gemäßer, als wir, die wir den Todtschlag unter allen Umständen unendlich wichtiger nehmen und härter bestrafen, und dagegen Diebstahl und Unzucht durch eine Gelindigkeit, die der Strafloßigkeit beinahe gleichkommt, gleichsam begünstigen. In der Strenge, mit der die Flämingen (wie alle alten Deutschen) den Diebstahl bestraften, spricht sich ein Sinn für öffentliche Ordnung und zugleich für die Würde des Menschen überhaupt aus, den ganz verloren zu haben die Neuzeit sich schämen muß. Die neueren Gesetzgebungen schlagen überall das Menschenleben und die Menschenhaut höher, aber den sittlichen Menschenwerth niedriger an, als unsere Vorfahren. Dieß bewährt sich namentlich auch in der laxen Observanz bei Scortationsstrafen ꝛc. An uns ist freilich nicht mehr viel zu verderben. Daher verstehen wir es kaum mehr, wenn wir lesen, daß die flandrischen Edeln ihre Adelsrechte verloren, wenn nicht Vater und Mutter Edle gewesen, daß wer ein Jahrlang mit einer Leibeignen lebte, selbst leibeigen werden mußte ꝛc. Man wollte damals noch die Race, den angebornen Adel des Körpers und der Seele wahren.

Richter waren die Schöffen, wie überall im germanischen Gebiet, und zuweilen die Binders, Geschworne, denen die Schöffen die Rechtsfindung übertrugen. Recht mußte jedem so bald als immer möglich gewährt werden. Damals durfte der Angeklagte nicht Jahrelang sitzen, bis die Akten vollgeschrieben waren; damals schnitt sich noch kein Untersuchungsrichter sechs Monate lang die Feder, bevor er den Angeklagten zu einem zweiten Verhöre ließ. Die alten Keuren befehlen, daß wenn der Richter nicht binnen 14 Tagen, nachdem die Klage vor ihn gebracht worden, Gericht hält, er seines Amtes entsetzt sey. Fremden sollte mindestens binnen 3 Tagen Recht gesprochen seyn. (Vergl. S. 283, 284.)

Wenn die Wahrheit nicht ermittelt werden konnte, entschied, wie überall in Deutschland, der Zweikampf oder das Gottesgericht. Auch den Reinigungseid vermittelst der Eidhelfer finden wir als eine echtgermanische Rechtsgewohnheit hier wieder.

Die Todesstrafe galt immer nur für unsühnbare, d. h. nach den Begriffen unsrer Vorfahren moralisch niederträchtige Verbrechen. Es kam dabei nicht auf den Werth des geraubten oder verletzten Gegenstandes an, sondern nur auf die Nichtswürdigkeit der That und Absicht und auf die Schande, die daraus für die Familie, Gemeinde und das ganze Volk erwuchs. In den heidnischen Zeiten wurde die Todesstrafe bekanntlich durch den Priester im Namen der Gottheit vollzogen. Wenn wir die Art der Todesstrafen prüfen, die auch noch später und z. B. in Flandern vorkommen, so kann man sich kaum der Vermuthung enthalten, daß heidnischer Kultus dabei zu Grunde liege. Das Viertheilen durch Pferde erinnert an die der Sonne geheiligten Pferde. Das Rädern an den heiligen Wagen, in welchem die Erdmutter herumgeführt wurde. (Bei den alten Thüringern kommt wirkliches Ueberfahren mit Wagen als Strafe vor.) Das Hangen, Verbrennen und Lebendigbegraben scheint zu bedeuten, daß man den Leib einem bestimmten Element, der Luft, dem Feuer, der Erde, zum Opfer hingegeben habe, und wenn das Ertränken, das sich anderwärts findet, in Flandern nicht vorkommt, so deutet diese Ausnahme vielleicht auf einen Wasserkultus, der die Entweihung des heiligen Elementes nicht gestattete.

Unter den Strafen, die zugleich Sühne sind, spielen im christlichen Mittelalter die Pilgerfahrten eine große Rolle. Sie waren eigentlich nur ein Ersatz für das Wergeld; daher war auch tabellarisch berechnet, welcher Summe eine Pilgerfahrt nach einem fernern oder nähern Heiligthum gleich zu schätzen sey.

Von historischem Interesse ist insbesondere, daß die bürgerliche Freiheit oder die Bildung und Emancipation eines Mittelstandes in Flandern älter ist, als irgendwo in der germanischen Welt. Schon im 13ten Jahrhundert war es, wie der Verfasser S. 17 auseinandersetzt, ein feststehender Grundsatz des öffentlichen Rechts in Flandern, daß kein Angesessener in einer Stadt unfrei seyn könne. Neben den Städten genossen auch sehr viele Dörfer gleiches Recht und wer immer sich darin niederließ, wurde frei, wenn er es noch nicht war. Man nannte das, die Luft macht frei, und nirgends war daher eine freiere Luft im ganzen Mittelalter, als in Flandern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. Juli 1842.

Romane.

1) Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Von O. L. B. Wolff. Jena, Mauke, 1841.

Ein verdienstliches Werk, mit viel Verstand und Liebe durchgeführt. Die Geschichte der Romane gibt einen vortrefflichen Maasstab ab für den Modegeschmack. Wie ein Blick in die Modejournale des vorigen Jahrhunderts uns die Thorheiten unserer neuesten Moden, die auch einmal alte seyn werden, anschaulicher macht, so erkennen wir auch an den neuesten Romanen besser, was sie eigentlich sind, wenn wir einmal alle alten die Revue passiren lassen. Vergleichung ist die Mutter des Urtheils.

Der Roman war und ist keine Schöpfung klassischer Zeitalter. Wie hoch man ihn auch hin und wieder ausgebildet, wie viel man hinein gelegt hat, so hat er sich doch im Allgemeinen nie zu dem Range des echten Epos, des Dramas und der Lyrik erhoben, weil es nie sein ausschließlicher Zweck war, rein poetisch, d. h. schön zu seyn, sondern vielmehr zu unterhalten. Er sollte nicht, wie eine Blume bloß erfreuen, sondern zugleich wie ein Salat sättigen. Damit fiel er auch unter die Herrschaft des Handwerks und der Mode. Epische, dramatische, lyrische Dichtungen fanden zwar immer einzelne Nachahmer, aber eigentliche Fabriken wurden doch immer nur für den Roman angelegt, und keine Dichtungsart war von jeher so sehr dem Wechsel der Mode unterworfen, als der Roman.

Daß eine Form, die, wenn auch ursprünglich den höhern Gattungen der Poesie nicht ebenbürtig, doch so sehr populär geworden ist, auch von Dichtern ersten Ranges utilisirt werden würde, ließ sich erwarten. Solche nun haben theils aus dem Wesen des Romans etwas Höheres zu entwickeln, theils etwas Höheres von außen in den Roman hineinzutragen versucht und viel Ausgezeichnetes geleistet, aber auch die Begriffe in Bezug auf das Wesen des Romans verwirrt. Beinahe aus allen Gattungen von Poesie ist etwas in den Roman übertragen worden, das Heroische aus dem Epos, Ideale und Karikaturen aus dem Drama, und das Sentimentale aus der Lyrik. Eigentlich war und ist der Roman aber nichts anderes als was das Genre in der Malerei ist, Darstellung des wirklichen Lebens, wobei entweder die Charakteristik und ein psychologisches Interesse, oder das Costüm und ein historisches Interesse überwiegt. Das Heroische, die Götter und Helden, gehören nicht in den Roman. Auch die Ideale liegen ihm jenseits, und er wird, sobald er sie aufnimmt, kalt didaktisch; so wie er auch, wenn er mit dem Lustspiel rivalisirt, zur bloßen Satire herabsinkt. Selbst die lyrische Empfindung darf er nur mit Maaß in sich aufnehmen. Dagegen hat er unumschränkte Freiheit in der Darstellung der Menschen und des Lebens, wie sie sind. Wenn er auch aus höhern Gebieten der Phantasie das Wunderbare entlehnt, so dient ihm das doch nur als Folie, um das Natürliche dadurch zu heben. Der echte Roman ist nie bloßes Märchen oder abenteuerliches Heldengedicht, sondern mischt nur Märchenhaftes und Abenteuerliches dem Genre ein. Der echte Roman bewegt sich auch nicht in einer rein erdichteten Welt, sondern hat immer irgend einen historischen Boden. Er zeigt Menschen und Familien fast immer in einem bestimmten Costüme und Zeitalter. Er ist nicht Geschichte, so wenig wie die Genremalerei Historienmalerei ist, aber er schließt sich dem Historischen an als Familien- und Privatgeschichte. In letzterer Beziehung ist er nach einer uralten und unabänderlichen Convenienz auch immer zugleich Liebesgeschichte, sey es nun, daß die Liebe dabei Hauptsache ist, oder nicht. Die Liebe ist gerade das, was den Roman von der eigentlich heroischen Poesie unterscheidet. Es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten, folglich gibt es auch keine eigentlichen Helden im

Digitized by Google

Roman. Der Held, der für Gott, Glauben, Vaterland ꝛc. ſtreitet, gehört dem Epos und Trauerſpiel an, nicht dem Roman. Romanhelden ſind immer geringeren Schlages, immer nur intereſſante Privatperſonen. Hätte man das ſeit Rouſſeau und Goethe nicht vergeſſen, ſo würde nicht ſo erſtaunlich viel Verwirrung in die Geſchmacksanſichten der neuern Zeit gekommen ſeyn. Aus dem Irrthum, der den Liebdaber mit dem Helden verwechſelte, iſt der größte Theil des äſthetiſchen Unſinns erwachſen, mit dem die Scholaſten und Scholaren des Geſchmacks gegenwärtig überladen ſind.

Anfänge des Romans ſieht der Verfaſſer ſchon in den Büchern Hiob, Ruth, Eſther. Was Hiob betrifft, ſo iſt er in jeder Beziehung mehr als Roman, vor allen Dingen ein Lehrbuch tiefſter Weisheit. Auch darin möchten wir mit dem Verf. nicht übereinſtimmen, daß erſt Alexanders des Großen Züge der Phantaſie der Morgenländer eine Richtung ins Romanhafte gegeben haben (S. 23). Wir glauben vielmehr, daß gerade umgekehrt durch die Verbindung, in welche Alexander ſeine Griechen mit den Orientalen brachte, die bei den letztern ſchon längſt einheimiſche Form der unterhaltenden Erzählung auch zu den erſtern gedrungen ſey. Nicht nur die alten Mährchen der 1001 Nacht, ſondern auch die indiſchen und chineſiſchen Erzählungen und Romane, die wirkliche Genrebilder, zum Theil ſehr alt und in keiner Weiſe aus Europa entlehnt ſind, liefern den Beweis, wie ſehr dieſe Form den Orientalen natürlich und geläufig iſt. Auch die miletiſchen Mährchen waren ohne Zweifel orientaliſchen Urſprungs. Und ſo kommen denn auch die wenigen uns erhaltenen, echten Romane der alten Griechen (von Lucian und Aquilejus, von Heliodor, Achilles Tatius, Xenophon dem Epheſier und Euſtathius) voll morgenländiſcher Abenteuerlichkeit erſt in der ſpätern alexandriniſchen Zeit vor, in der Griechenland und Morgenland ſchon ihre chemiſche Vermiſchung eingegangen waren. Die wenigen altrömiſchen Romane ſchließen ſich jenen altgriechiſchen an. Petronius iſt gewiſſermaßen ſchon das Vorbild der franzöſiſchen Romane vor der Revolution, ſofern er die koloſſale Sittenloſigkeit der höheren Stände ſeiner Zeit ohne Schminke malt.

Beim Uebergange aus der heidniſchen in die chriſtliche und aus der antiken in die germaniſche Zeit hatte der Verfaſſer vielleicht noch ein wenig verweilen dürfen. Er hebt mit Recht Barlaam und Joſaphat als den erſten chriſtlichen Roman hervor. Er hatte aber noch mancher Legenden gedenken ſollen, die vollkommen romanhaft gehalten ſind, z. B. der von Fauſtianus, einer der ſchönſten und längſten Epiſoden der uralten Kaiſerchronik; eben ſo des h. Gregorius auf dem Steine, des Kaiſers Octavianus ꝛc., die man mit eben ſo viel Recht zu den Romanen, wie zu den Legenden und ſo fern ſie metriſch abgefaßt ſind, zu den epiſchen Dichtungen rechnet. Es ſind dem Ton und Inhalt nach mehr Romane, wenn ſie auch das Kleid des Heldengedichts an ſich tragen. Ja ſie ſind, auch wenn man ſie nie in Proſa mitgetheilt hätte, weit mehr Romane, als die ſpätern Volksbücher, die man aus alten Heldengedichten in Proſa aufgelöst hat, oder als die ſpaniſchen Ritterromane, die zum galanten Roman herabſinkend, doch das ganze Heldenthum und Schlachtgetümmel des alten Epos nicht loswerden können.

Der moderne Roman begann übrigens auf doppelte Weiſe als Oppoſition gegen die Legende in Boccaccio und als Oppoſition gegen das Heldengedicht in Cervantes, und ſtellte ſich als reine Genremalerei, als charakteriſtiſches Sittengemälde aus dem wirklichen Leben dar. Die Novellen dieſer beiden romaniſchen Dichter ſchließen ſich unverkennbar an die Erzählungen der 1001 Nacht an. Ja dieſe letztern ſelbſt erſcheinen, in ihrer letzten Abfaſſung und Miſchung wenigſtens, als eine Reaktion des beitern Verſtandes, die im Orient ſelbſt ſtattgefunden haben muß gegen den Schwulſt muhamedaniſcher Heldengedichte und Legenden. Denn wie abenteuerlich jene Mährchen der 1001 Nächte zuweilen ſind, ſo liegt ihnen doch meiſt eine faſt lucianiſche Ironie und die klarſte Auffaſſung des gemeinen Lebens zu Grunde. Es ſind meiſt anmuthvolle Genrebilder aus dem Lebenskreiſe von Handwerkern, Bauern, Kaufleuten.

Die Nationen theilten ſich nun in den Roman. Jede gab ihm einen beſondern Zuſchnitt. Italien, das frömmſte Land, wurde die Mutter der Romane und Novellen, in denen der Geiſtlichkeit am ärgſten mitgeſpielt iſt. Spanien, das ritterlichſte Land, wurde die Mutter der Romane, in denen das Ritterthum am übelſten wegkommt. Frankreich trieb dieſe negative Richtung des Romans bis zur äußerſten Spitze, indem ſeine Dichter nicht nur Kirche, Thron und Ariſtokratie, ſondern die moraliſchen Grundlagen der Geſellſchaft ſelbſt unterwühlten. Man muß dieſe Erſcheinungen in ihrem großen welthiſtoriſchen Zuſammenhange auffaſſen. Indem der moderne Roman bei den romaniſchen Nationen zuerſt ſich ausbildete, nahm er eine rein negative Richtung und führte dieſelbe aufs conſequenteſte durch von dem erſten heitern Spott, den Boccaccio über die wollüſtigen Mönche, und Cervantes über die armen Ritter ausgoß, bis zu dem Wahnſinn der Franzoſen, der Romane wie die Juſtine und Thereſe Philoſophe, wie die Liaiſons dangereuſes ꝛc. hervorrief. Allen romaniſchen Völkern war dieſe Negation gemein.

Eine poſitive Richtung kam in den Roman erſt wieder durch die germaniſchen Völker, durch die Engländer und Deutſchen. Man müßte denn die Annäherung zum Poſitiven ſchon in den Schäferromanen finden

Digitized by Google

wollen, die allerdings auch romanischen Ursprungs waren und häufig Tugend predigten, zuletzt aber doch auch nur in ein Raffiniement der Hoflibertinage ausarteten, da unter den Schäfern und Schäferinnen Niemand mehr verstanden wurden als Hofjunker und Hofdamen, die sich ländlich verkleideten, um sich weniger geniren zu dürfen. Gewiß aber bildeten diese ländlichen Genrebildchen den Uebergang vom romanischen zum germanischen Roman. In den englischen und deutschen Familiengemälden waltet zunächst noch etwas von der arkadischen Sentimentalität vor. Diese formellen Uebergänge vermögen aber die große Kluft nicht zu verschleiern, die zwischen dem germanisch auferbauenden und dem romanisch zerstörenden Principe gähnt. Es ist sehr merkwürdig und charakteristisch, wie in Deutschland schon durch den berühmten Roman von der Insel Felsenburg und in England seit Richardson der Sinn für das einfache Familienleben, und für Recht und Sitte siegreich durchbrach und so dem Roman eine neue Grundlage gab. Daß sich dabei etwas protestantische Nüchternheit mit einfließt, darf nicht geläugnet werden. Allein die germanische Familie, die in Gottesfurcht und Unschuld, anspruchslos und unermüdet die fleißigen Hände regt, um wieder zu bauen, was die Wuth des Kriegs oder der Despotismus niedergerissen, hat bei aller ihrer scheinbaren Nüchternheit eine welthistorische und somit zugleich eine sehr tiefe poetische Bedeutung. Auf den bescheidenen Fleiß dieser Familien ist das Wohl der Nationen im Großen und Ganzen gegründet. Während in Spanien und Italien die Spuren des Fanatismus, der Tyrannei und der Kriege unvertilgbar geblieben sind, fruchtbares Land zum Theil Wüste geworden und geblieben ist und das Volk in Lumpen einhergeht, hat im germanischen Norden, z. B. in dem so oft und wiederholt verheerten Sachsenlande der stille Fleiß gottesfürchtiger Familien unter Leitung eben so armer und braver Landgeistlichen den zerstörten oder geraubten Segen immer wieder neu auf demselben Boden erzeugt und durch die Tugend des Familienlebens sind die öffentlichen Laster, die Verbrechen der Fürsten und ihre verkehrte Politik immer wieder geheilt, das Schlimmste immer wieder zum Besten gekehrt worden. Das gibt dem germanischen Familienleben eine Bedeutung, die es wohl würdig macht, auch einmal in der Romanwelt eine Rolle zu spielen.

Die Anfänge des deutschen Romans sind vom Verfasser sehr geistvoll und gründlich dargestellt, obgleich wir gewünscht hätten, er möchte auf den Gegensatz der germanischen und romanischen Natur überhaupt mehr Gewicht gelegt haben. Den hundert und tausend und aber tausend atheistischen und obscönen Romanen, welche die französische Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich hervorbrachte, stehen die deutschen und englischen Familienromane in ihrer sittlichen Eigenthümlichkeit eben so massenhaft gegenüber. Eine Erscheinung, die nicht bloß der Literaturfreund, sondern auch der Welthistoriker wohl zu berücksichtigen hat. — In der vortrefflichen Schilderung der englischen und deutschen Dichter, deren Romane am berühmtesten geworden sind, möchten wir nur selten etwas vermissen. So scheint uns der wohlunterrichtete Verfasser nicht gerecht genug gegen den Roman Sebaldus Nothanker von Nicolai. Welch ein platter Pedant Nicolai gewesen, darüber ist die poetische Welt längst einverstanden. Aber sein Nothanker darf nicht bloß als ein poetisches Produkt gewürdigt werden. Es ist zugleich ein Gemälde der kirchlichen und theologischen Zustände im nördlichen Deutschland und als solches bietet es äußerst interessante Züge dar.

Das Nüchterne der englisch-deutschen Familiengemälde wurde übrigens bald gefühlt. Daher die romantische Reaktion, die schon mit der Sturm- und Drangperiode begann und aus dem Hausvater und Liebhaber um Gotteswillen wieder einen Helden machen wollte, der etwas mehr wäre. Leider aber bekam man statt wahrer Helden nur Eitelkeiten. Die Dichter malten sich, in Ermangelung besserer Originale, selbst als die Helden ihrer Romane hin, oder legten Alles, was sie zu sagen drängte, einem ihnen ähnlichen Wesen, einem Maler oder Schauspieler ꝛc. in den Mund. Daher die Ardinghellos, Wilhelm Meisters und wie diese Heldensurrogate weiter heißen. Einmal aus der Familie hinausgestoßen, konnte sich der Roman in den Propyläen der Kunst und der Bretter, welche die Welt nur bedeuten, nicht lange halten. Sein Pol war auch unmerklich bei dieser Ausschweifung wieder ins Negative umgeschlagen. Der einmal den germanischen Völkern zum Bedürfniß gewordene Roman bedurfte einer festeren und weiteren Grundlage und fand diese in der Geschichte. Er wurde vorzugsweise historischer Roman, und in dieser neuen Beziehung erhielt er auch die positive Richtung wieder, von der er in den Künstlerromanen abgeschwankt war. Wie der Familienroman, so konnte auch der historische Roman nur unter den germanischen Völkern aufkommen.

Durch den Aufschwung der sittlichen Poesie in England und Deutschland war die unsittliche Poesie der Franzosen in Mißcredit gekommen. Die Franzosen selbst mußten endlich ein Uebergewicht des Germanismus eingestehen und nahmen von England und Deutschland Vieles an. Auf diesem Einfluß von außen der beruht eigentlich der ganze Unterschied der neuen französischen Romantik und der ältern Classicität ihrer Literatur. Aber trotz dieser veränderten Manieren ist der französische Geist

Digitized by Google

sich gleich geblieben. Die negative Tendenz hat immer wieder vorgeschlagen. Sie haben aus der Tiefe deutscher Psychologie nichts lieber geborgt, als die Kenntniß dämonischer Mächte, und aus der Fülle englischer Welt- und Geschichtsanschauung nichts lieber als die Kenntniß greuelvoller Zeiten der Tyrannei, des Fanatismus, höfischer Verderbniß ꝛc. Ueberall haben sie wieder nur die negative Seite der ewigen und zeitlichen Dinge sich ausgesucht und schwelgen in Darstellungen des Gräßlichsten mit Wollust.

Die neusten deutschen Romane, wie zahlreich sie immer sind und originell zu seyn sich dünken lassen, schwanken auf eine klägliche Weise zwischen der Nachahmung einerseits des historischen Styls, den Walter Scott in England aufbrachte, und andererseits der Pariser Scheußlichkeiten. Außerdem wird immer noch versucht, einerseits den deutschen Familienroman und andererseits den deutschen Künstlerroman aufrecht zu erhalten. Damen nehmen sich meist des ersteren, junge Aesthetiker des letztern an. Etwas Neues, Nationales und Großes ist aber nicht zum Vorschein gekommen.

Wie aus dem deutschen Familienroman heraus wiederholt versucht worden ist, zur französischen Frivolität überzugehen, schildert der Verfasser S. 679 ff. sehr gut. Wir glauben diese Stelle zugleich als Probe seiner gewandten Darstellung und seiner auch im Tadel überaus rücksichtsvollen Schonung hervorheben zu müssen. Er spricht von Clauren: „Die Gemeinheit dieser Gattung hat in ihm ihren Culminationspunkt erreicht; tiefer kann hoffentlich in Deutschland die Geschmacklosigkeit und Lüsternheit nicht sinken, denn bis zum unsittlichen Romane der Franzosen hinab zu dringen, ist sie eines Theils zu feig, anderen Theils aber scheitert sie, Gottlob! an dem inneren sittlichen Ernst der Nation. — Schon etwas früher war jedoch eine Seite des Familienromanes aufgefaßt und geschildert worden, deren Grenze bei etwas unvorsichtiger und frivoler Behandlung leicht in das Gebiet der Clauren'schen Romane übertritt, bei und aber glücklicher Weise in Hände gerieth, welche ihr, wenn auch in falscher Auffassung die Natürlichkeit verlassend, doch jedenfalls eine höhere und edle Richtung gaben. Es sind diejenigen Romane, welche die Liebe innerhalb der ehelichen Verhältnisse behandeln, und daher, weil Sittlichkeit und Gesetz einmal solche Gefühle nicht gestatten dürfen, sich hauptsächlich mit dem Kampfe zwischen Leidenschaft und Pflicht beschäftigen. Sie zerfallen von selbst in zwei Klassen, nämlich in solche Romane, in welchen die Leidenschaft, und in solche, in denen die Pflicht den Sieg davon trägt, also mit kürzester Benennung in Ehebruchs- und in Entsagungsromane. Für Deutschland hatte, was die ersteren betrifft, seltsam genug, Goethe den Ton in seinen Wahlverwandtschaften angegeben. Dieses Buch wird immer durch seine außerordentliche innere Wahrheit und den Zauber Goethe'scher Darstellungsweise seine große Wirkung auf die Gemüther behalten und ein Anhaltepunkt in der Geschichte des deutschen Romans bleiben, aber befriedigen und erheben kann es nie, denn ihm fehlt die poetische Versöhnung, die jedes große Kunstwerk mit sich führt, und welche in der Idee des geistigen Sieges, selbst bei materiellem Untergange, liegt. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen an dem Titanen Goethe, daß er hier so tief in die kraftlose Gemeinheit hinabsteigt, denn etwas, das mehr das Gemüth anwiderte, als die Zeugung des Kindes, und etwas Trostloseres, als den durch Ottilie verschuldeten Tod desselben, die erdärmlichste Nemesis, die je auf Erden wandelte, kann es doch nicht geben. Man hat Goethe hinsichtlich der Wahlverwandschaften die höchste Unsittlichkeit vorgeworfen; dieser Vorwurf, der mannigfachen Wiederhall fand, beweist nur, wie wenig diejenigen, die ihn aussprachen, den Dichter begriffen haben, denn die Unsittlichkeit liegt zu nicht in der Darstellung des Unsittlichen überhaupt, sondern in der Art und Weise dieser Darstellung. Daß solche Verhältnisse und Erscheinungen in der modernen Gestaltung der Ehe möglich sind, wird Niemand bestreiten wollen; der Dichter hat also das vollkommenste Recht auf sie, wie auf jeden anderen Theil des Lebens, und man darf nur von ihm als Dichter fordern, daß er sie harmonisch und schön, als Mensch, daß er sie vom sittlichen Standpunkt aus, der die unredliche That stets verdammt, darstelle. Beide Ansprüche hat Goethe vollkommen erfüllt, und sein Buch enthält gerade die weiseste und nachdrücklichste Warnung gegen das Ankämpfen daher Verhältnisse neben der Ehe und die deutlichsten Fingerzeige über die hohe Wichtigkeit der Ehe selbst und die innere dringende Nothwendigkeit, dieselbe nicht zu verletzen; aber eben, weil der Dichter Alles so objectiv hielt, wie das Leben selbst, dessen tiefere Bedeutung sich erst dem denkenden Geiste enthüllt, ist er von so Vielen mißverstanden worden, welche die einzelnen, das Gemüth immer verletzenden Motive und Momente selbst für Unrecht hielten. Man sagt, in diesem Buche fehle wie in allen Werken Goethe's, ein Stück seines Lebens verdeckt, mit dem er gethan habe, wie er das immer gethan, auf poetische Weise zu Stande zu kommen. Ist das der Fall, so wird aber Tadel beseitigt, und man kann ihm nur Dank wissen, denn Re Darlegung eines wichtigen innern Kampfes und dessen Resultat bei einem so hochbegabten Geiste ist immer ein Geschenk für die Menschheit, das sie dankbar hinnehmen hat. Dem Freunde der wahren Schonheit bleibt dabei unverwehrt, zu beklagen, daß es einem solchen Genius nicht gefiel, selbst nach dieser Richtung hin nur die Erscheinungen sittlicher Schönheit zum Gegenstande zu wahlen, anstatt, wie er hier gethan, die verwerflichste Halbheit und Schwäche, die sittlich haßlicher, weil sie verachtlicher als das Laster selbst mit so tiefsinnigem Fleiße und so großer äußerer Anmuth zu behandeln." Und gab überdieß das Datum immer einen Stich in's Herz. Goethe edirte die Wahlverwandschaft gerade, als Deutschland seine tiefste Erniedrigung erlebte, und die edeln Tyroler vergebens ihr Blut in Strömen vergossen.

Sehr anerkennenswerth ist die Zurückhaltung, mit welcher der Verf. von den jüngsten Leistungen im Fach der Romane spricht. Es gibt Literarhistoriker und Musterfammler in unsern Tagen, welche die geistlosesten Poeten der Gegenwart ohne weiteres unter die Classiker der Nation versetzen und frischweg loben, um nur wieder gelobt zu werden. Von diesen hält sich Herr Wolff fern und vermeidet so viel als möglich, Dinge zu schreiben, über die er vielleicht in zehn Jahren selber lacheln müßte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. August 1842.

Romane.

2) Gesammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Unter dem falschen Namen Franz Berthold ist das zu frühe verstorbene Fräulein Adelheid Reinhold verborgen, deren Roman König Sebastian schon vor zwei Jahren von Ludwig Tieck ins Publikum eingeführt wurde (Literaturblatt von 1840, Nr. 35). Dem großen Lobe, welches Tieck der Dichterin spendet, wird in Bezug auf das kräftige und warme Kolorit, auf die scharfe und feine Charakteristik wohl jeder Leser beistimmen; nur in Bezug auf die Erfindung und Durchführung der Ereignisse vermissen wir nicht selten bei ihr die natürliche Motivirung und die einfache Lösung.

Im ersten Theil begegnen uns zuerst russische Scenen, ein Cyclus von drei innig verbundenen Novellen. Die Introduktion ist vortrefflich. Ein schwerbepackter Reisewagen fährt durch die schneeigen Gefilde Rußlands. „Er war auf Schlitten gestellt, schien aber hin und wieder Mühe gehabt zu haben, sich durch Wirbelwinde und Schneefälle Bahn zu brechen, denn das Eis ging hoch oben am Lederwerk, die Pferde waren erschöpft und keuchten mühsam vorwärts, wiewohl das Fuhrwerk sich jetzt auf ebener Bahn befand. Das Gleiten des Wagens über die wellenförmige Fläche, die durchaus keinen zu unterscheidenden Gegenstand darbot, ähnelte der Bewegung eines Schiffes auf ruhiger See, und wie auf der See würde man des Kompasses bedurft haben, um hindurch zu steuern, wenn das Fuhrwerk sich nicht auf schon gebahntem Wege befunden hätte. Mattblau lag der Himmel über der Ebene, am Horizont bedeckten ihn kalte Dünste und mischten sich mit der Schneelinie des Bodens, pfeifend glitten die Kufen über die Fläche hin, und ihre Berührung mit Schnee und Eis glich klagenden Harmonikatönen, die sich unaufhörlich wiederholten; in diese Musik stimmte das Gebimmel der Glocke, die der Postillon im Gürtel trug, in Rußland das einzige Abzeichen seines Dienstes, und die Einförmigkeit in Tönen, Farben und Formen machte einen sonderbar melancholischen Eindruck auf das Gemüth. Jetzt zeigte sich Gebüsch in der Ferne, und die weißen Stämme verkrüppelter Birken, tiefst den dunkelgrünen Häuptern zwergiger Tannen standen die und da auf kleinen Hügeln am Wege; bald erhoben sich die Stämme mehr und mehr, und der Wagen fuhr durch ein Waldchen von Birken und Erlengebüsch, welches sich rechts und links aus sumpfiger Niederung erhob. Der Reif hatte die Bäume so überdeckt, daß sie aussahen, als waren sie zum zweitenmale und auf andere Weise belaubt, seine einförmige Krystallisation hing sich in die kleinsten Glieder des verschiedenartigen Zweigwerks und bildete dadurch für jede Gattung einen eignen Baumschlag. Der Weg verengte sich, die Aeste reichten dann und wann oben zusammen, und bald fuhr der Wagen durch einen silbernen Laubengang, in dessen Diamanten die sinkende Sonne spielte. Die seltsame Musik, welche den Schlitten begleitete, erhöhte das Magische dieser Scene, das jedoch dann und wann durch die Flüche des Kutschers unterbrochen wurde, dem die Büsche an den bereiften Bart schlugen, oder das Haar zerrauften, das gleich beschneitem Gestrüpp an beiden Seiten seiner Mütze hervordrang. Nach und nach wurde der Weg breiter, und man gewahrte Spuren von Wild auf dem Schnee. Da sind Hasen gelaufen! rief der Bediente auf dem Bock, die Nase aus seinem Schafspelz erhebend; sie müssen den Weg in die Kohlgarten genommen haben, wir kommen an ein Dorf! Seine Bemerkung bestätigte sich durch vermehrte Zeichen der Bewohntheit. Der Morast an der Seite des Weges wurde zum Teich, auf dessen Spiegel man Holz gefällt hatte. Bündel Reisig lagen neben verstreuten Zweigen, die auf dem Eise festgefroren waren; an einer Stelle hatte man versucht es aufzuhauen;

Digitized by Google

Krähen saßen auf den Bäumen, und ein Hase sprang aus dem Busche auf und lief landeinwärts, bis sein weißlicher Winterpelz auf der Schneefläche verschwand. Bald wurde Rauch in der Ferne sichtbar, Reisenden in dieser Kälte das angenehmste Zeichen; endlich entdeckte man die Stroh- und Schilfdächer einiger russischen Hütten, deren spitzige Giebel aus dem Schnee hervorragten; und schon zog sich die Dämmerung über diese öde Welt, als der Wagen in die einzige breite Straße des Dörfchens einfuhr. Ein schlanker Reiter in gemeiner Soldatenuniform, der dem Schlitten in einiger Entfernung gefolgt war, näherte sich jetzt und ritt dicht neben ihm her. Es dauerte nicht lange, so öffnete sich das Fenster des Wagens; der Reiter griff an seinen Tschako; ein schöner Frauenkopf in einer Pelzmütze von violettem Sammet blickte heraus. Die Dame wechselte einige Worte mit der Eskorte, die wieder hinter dem Wagen zurückblieb."

Kann man lebendiger malen? Der Wagen hält im Dorfe. Ein Bauer sammt seinem kranken Weibe und neugebornen Kinde wird aus seiner Hütte gejagt und dieselbe von der Dame in Beschlag genommen, in der Geschwindigkeit gereinigt, gerauchert, mit Tüchern behangen und in ein kleines Boudoir verwandelt. Auch ein Eisbär findet sich. Der gemeine Soldat, welcher die Eskorte bildet, erscheint als ein verkleideter Liebhaber, ein Oberst, welcher der Dame vom Lande in eine Stadt zum Ball folgt. Unglücklicherweise kommt der Gemahl der Dame ihr aus der Stadt entgegen, doch der Oberst hat Zeit, sich zurückzuziehen. Man fährt in die Stadt, der Ball beginnt. Auf demselben hat sich zufällig ein Antinous, ein Gardeoffizier aus St. Petersburg eingefunden, dem alle Herzen zufliegen. Auch unsre reisende Dame, Gräfin Gaganoff, wird bezaubert, sucht ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln und versetzt den Obersten in Wuth und Verzweiflung. Die Scene, in der sie beide Liebhaber und den Ehegemahl zugleich täuscht, ist meisterhaft aufgefaßt und man möchte sagen: nur ein Weib konnte die Perfidie, deren das weibliche Herz fähig ist, so gut kennen und so gut schildern.

Aber mitten in diesem koketten Spiele wird die Gräfin abgerufen. Ihr Kind liegt auf dem Tode. Sie bricht in Thränen aus, scheinbar aus mütterlicher Zärtlichkeit für das Kind, in Wahrheit aus Wuth, weil sie den Ballsaal und ihre Triumphe zu früh verlassen muß. Sie begibt sich mit ihrem Gemahl zum Bett des kranken Kindes, und denkt auch hier nur noch an den verlassenen Ball. Eine fast die Nerven angreifende Schilderung, von der wir annehmen wollen, sie konnte wenigstens nie aus der Feder einer Mutter fließen.

Hier verlassen wir das schöne Ungeheuer von Gräfin und folgen einer sehr mysteriös in die Scene tretenden Zigeunerin wieder zurück zur Hütte, der wir im Eingang zulenkten. Die Erzählung, welche bis hieher Bilder aus dem wirklichen Leben mit tiefer Menschenkenntniß und wahrer Meisterschaft der Darstellungskunst ausführte, geht nun auf einmal ins Wunderbare über und däucht die unwahrscheinlichsten Verwicklungen, was ihr sehr viel von dem Reize nimmt, den sie bis dahin gewiß für jeden Leser gehabt hat. Die wohlthätige und gleich einer Göttin hülfreich einwirkende Zigeunerin ist eine von jenen romantischen Aushülfen, die dadurch, daß sie sich so gar häufig in den neuen Romanen wiederholt haben, doch noch keineswegs legitimirt sind. Mögen solche Figuren durch die Wüsten so mancher Dichterphantasie fahren, wo sie passende Gesellschaft finden; aber in den klaren, sonnenhellen, reinlichen Horizont gehören sie nicht. Einmal nun in die Unwahrscheinlichkeiten hineingerathen, kommen wir leider auch nicht mehr heraus. Das neugeborne Kind in der Hütte des Bauern, Niclaus, erwächst und wird gemeiner Soldat. Seine arme Mutter will ihn in der Garnisonsstadt aufsuchen, verschmachtet aber unterwegs, stirbt die vorüberfahrende Gräfin an, sie mitzunehmen, wird aber in der Steppe zurückgelassen und stirbt. Ihr Sohn findet sie nachher als Leiche in einer kleinen Schenke. Auch die Gräfin kommt dahin. Nun beginnt die Rache, aber wir vermissen hier fast jede Spur des Wahrscheinlichen und Natürlichen. Der junge Niclaus will die Gräfin, als Mörderin seiner Mutter, erschießen, was schon einen widrigen Eindruck macht. Sie weiß ihn aber, obgleich noch einmal so alt als er, durch die Reste ihrer Schönheit zu bezaubern, zu verführen. Dann eilt er ihr doch wieder nach und mitten in der Steppe umschwebt den forteilenden Reisewagen neben seiner Rache auch noch anderer phantastischer Spuk, bis er sich selbst erschießt und die Gräfin von den durchgehenden Rossen aus dem Wagen geschleudert wird und den Hals bricht. Dazu kommt nun wieder die Zigeunerin und wir erfahren ihre wunderbare Geschichte.

Die zweite Erzählung „Theurer als der Fisch von Alagon" ist eine spanische Anekdote von sehr heiterem Charakter.

Der zweite Theil enthält drei Erzählungen. Die erste „das Wunder" ist rührend, und befriedigt durch den fröhlichen Schluß. Eine arme Mutter hofft auf Nachricht von ihrem in weite Ferne gewanderten Sohn. Endlich kommt ein Brief, aber sie kann ihn, des theuern Porto wegen, von der Post nicht einlösen. Ein wunderähnlicher Zufall, wobei ein armer Liebhaber seine Rolle spielt, verschafft der armen Tochter für die Mutter das erforderliche Geld. Der Brief wird gelöst und enthält außer einer bedeutenden Summe in Banknoten die Nachricht, daß der Sohn baldigst selbst erscheinen werde.

Digitized by Google

Die Verfasserin hat die Armuth der Wittwe und ihrer Tochter sehr anziehend geschildert. Da die gleich darauf folgende Erzählung „die Nebenbuhlerin ihrer selbst“ wieder von der Armuth handelt, war es vielleicht nicht gut, beide Geschichten sich unmittelbar folgen zu lassen. In den Begebenheiten dieser Nebenbuhlerin wird die Wahrscheinlichkeit wieder einigermaßen vermißt. Sie verläßt ihren Geliebten aus Großmuth, weil seine Mutter ihre Liebe nicht billigt. Sie lebt unter fremdem Namen in einer fernen Stadt. Ihr Geliebter kommt ebenfalls unter fremdem Namen in dasselbe Haus und, weil seine Wechsel zufällig ausblieben, in große pecuniäre Verlegenheiten, aus denen ihn seine Nachbarin reißt, ohne daß sich beide sehen, bis sich alles aufklärt und durch den Tod seiner Mutter das letzte Hinderniß der Verbindung unsrer Liebenden weggeräumt wird.

Die letzte Erzählung Irwisch-Fritz stand schon früher in der Urania und ist eine sehr heitere ländliche Idylle.

3) Der Congreß von Verona. Ein Roman von Julius Mosen. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1842.

Es wäre wohl sehr interessant gewesen, wenn dieser Roman vor zwanzig Jahren hätte erscheinen können. Der Verfasser nämlich hat den Veroner Congreß nicht nur zum Hintergrunde einer Liebesgeschichte genommen, sondern auch Personen und Scenen des Congresses selbst sehr hell in den Vordergrund gezogen. Wir sehen die Kaiser und Minister, die großen und kleinen Diplomaten, wir sehen den Herrn von Genz, wie er mit Messer und Gabel agirt und sich's unter den Schmerzen der Völker trefflich schmecken läßt.

Licht und Schatten sind in diesem Romane dergestalt vertheilt, daß ersteres vorzugsweise auf das unglückliche Griechenland und seine Helden, letzterer aber auf die Diplomaten des Congresses fällt. Auch die spanische Frage wird erörtert, jedoch mit wahrem poetischen Gerechtigkeitsgefühl. Wie der Dichter in den Griechen nicht Repräsentanten eines abstrakten europäischen Liberalismus, sondern nur das christliche Volk sieht, das unerträglicher Tyrannei preisgegeben war, so sieht er auch die spanische Revolution keineswegs einseitig aus jenem liberalen Standpunkt an, sondern vertheidigt sogar die spanische Kernnatur gegen die ihr sich aufdrängende französische Manier. Unter diesen Bedingungen und Einschränkungen hatte der Dichter in der That vollkommen Recht, Licht und Schatten zu vertheilen, wie er gethan hat. Der Congreß von Verona wird vor dem strengen Richterstuhl der Weltgeschichte schwer zu rechtfertigen seyn. Entweder hätte sich die heilige Allianz die christliche Weide gar nicht geben, oder hätte sie die Griechen wenigstens vor der vernichtenden Rache des Halbmonds schützen sollen, nachdem einmal Kaiser Alexander der Hetärie vertraut gewesen. Und Spanien? Wieviel verdankten die Mächte, die zu Verona unterhandelten, dem Beispiel der heldenmüthigen Spanier im Kampfe gegen ihren gemeinschaftlichen Unterdrücker Napoleon. Und wie dankte man dem edeln Volke? Dadurch daß man sich bei dem Undank Don Fernandos betheiligte, und seine für das 19te Jahrhundert kaum begreifliche Tyrannei wieder hergestellt wurde.

Den Vordergrund des Romans nimmt nun, wie billig, ein Liebespaar ein. Der spanische Ritter Malavilla erscheint auf dem Congreß als Abgeordneter der Regierung von Seo d'Urgel, als ein Legitimer von der strikten Observanz. Weniger streng aber denkt seine schöne Tochter Isabella, die sogar mit dem jungen Achilleus, einem Abgesandten der griechischen Hetarie den zärtlichsten Seelenbund schließt. Sie soll einen deutschen Grafen Joseph heirathen, einen rankevollen Diplomaten, den sie verabscheut. Bei einer Prozession sieht sie der junge Grieche, hält die zufällig Fallende auf, wird zufällig noch näher mit ihr bekannt und ringt nun in doppelter Arbeit, die Freiheit seiner Landsleute dem Congreß zu empfehlen, und unter den schwierigsten Umständen seine Geliebte zu gewinnen. Der Congreß entscheidet sich gegen die Griechen; Achilleus selbst soll verhaftet werden. Graf Joseph ist vornämlich sein Verfolger, aber der listige Grieche weiß sich allen Nachstellungen zu entziehen und seine Geliebte wiederzusehen. Zu einem solchen Rendezvous kommt der Graf, will in wüthender Eifersucht seinen Nebenbuhler verhaften, wird aber von ihm zurückgestoßen, stürzt durch ein brechendes Geländer und bricht den Hals. Hierauf entschließt sich die schöne Spanierin zur Flucht und folgt ihrem Geliebten nach Griechenland, welches unterdeß Sieg auf Sieg erfochten und mit Hülfe der Philhellenen den Traum der Freiheit verwirklicht hat. Als siegreichen Helden sieht Isabella ihren Achilleus wieder und sinkt ihm als Gattin in die Arme.

Eine liebenswürdige Wärme durchdringt diesen Roman und wir fühlen bei der Lektüre immer die Nähe eines edeln Geistes.

4) Iwar der Sfjuts-Junge von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Merin, 1842.

Ein schwedischer Edelmann ist herabgekommen und lebt als Bauer. Sein Sohn Iwar dient bei den Pferden und als kleiner Postillon. Einmal bekommt er von einem reisenden Offizier Schläge, geleitet aber dessen Frau und

Digitized by Google

kleine Tochter sicher auf gefährlichem Wege. Nachher wird etwas aus ihm, er heirathet, wird reich, aber bald wieder Wittwer. Indem er sein einziges krankes Söhnchen in ein Seebad führen will, trifft er auf dem Schiffe mit jenem Offizier wieder zusammen, der so eben in dasselbe Bad reist, um seine nunmehr erwachsene Tochter in die Welt einzuführen und wo möglich einen Mann für sie zu finden. Dieser Mann ist zwar selbst, der sich aber für die früher empfangenen Schläge noch durch eine kleine Mystifikation rächt, und dem alten Schwiegervater eine große Ueberraschung bereitet, indem er sich ihm erst nach der Hochzeit zu erkennen gibt.

Man sieht, es ist in diesem Roman kein großer Aufwand von Erfindung; doch in der anspruchslosen Schilderung liegt etwas nicht Ungefälliges.

5) Der Bäckerjunge. Ein Roman aus der Geschichte Frankfurts am Main. Von Fr. von Stengel. Zwei Theile. Mannheim, Löffler, 1841.

Ein Roman aus den Jahren 1612—1619, in welchem die Reichsstadt Frankfurt von einem gewissen Fettmilch revolutionirt wurde; eine bekannte historische Thatsache, die hier in romantisches Gewand gehüllt ist. Im Vordergrund der vortreffliche Bäckerjunge und seine Liebesgeschichte bis zu deren glücklichem Ausgange.

6) Neue Abendgenossen. Von Eginhardt. Zwei Bände. Altenburg, Pierer, 1842.

Kleine Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben: des Mauthners Tochter, der Rallstätter Jahrmarkt, Jerey Claj, Onkel Severin, Tante Julchen, Strohhütchen. Sie sind gut geschrieben, erinnern aber in gewissen kleinen Koketterien, Fischenzeigen ꝛc. stark an Clauren.

Kulturgeschichte.

Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von J. E. Schlager. Neue Folge. Zweiter Band. 1842.

Aus alten Urkunden sorgfältig zusammengetragene Sittengemälde der Vorzeit, und zwar ausschließlich Wien betreffend. Eine reiche Sammlung, deren erste Lieferung wir früher schon in diesen Blättern besprochen haben.

Im vorliegenden Bande wird insbesondere das alte Rechtsverfahren erörtert. In kleineren oder größern Abhandlungen werden die einzelnen oft sehr sonderbaren Strafen, zuweilen wird auch der Prozeßgang selbst beschrieben. Da kommt vor: das Backsteintragen der bösen Weiber. In Wien mußten ehemals solche Personen des andern Geschlechts, die durch öffentliches Streiten und Schelten Aergerniß gegeben, einen Backstein durch die Stadt tragen. Dieser Stein kommt auch in andern Städten vor als Schand- oder Lasterstein. In Dortmund mußten, wenn zwei Weiber sich rauften, die eine den Stein durch die Stadt tragen, während die andere sie von hinten mit einem Stock antrieb; dann mußte aber diese den Stein wieder zurücktragen und wurde von der ersteren angetrieben.

Besonders zahlreich und interessant sind die hier verzeichneten Fälle von Zauberei und ihrer Bestrafung, so wie von Besessenheit und Exorcismus. Darunter zeichnet sich namentlich ein sehr ausführlich erzählter Hexenprozeß aus, in dem eine Mutter, die ihre eigene Tochter dem Teufel verschreibt, die Hauptrolle spielt. Man kann diese Dinge nicht ohne Entsetzen und Staunen über die Barbarei des 16ten Jahrhunderts lesen. Die Inquisitin hieß Elsa Plaiermacherin, war von Mölk und 70 Jahr alt. Sie hatte den Teufel bei sich bald in Hunds-, bald in Fliegengestalt, auch als Apfel, Garnknaul ꝛc. Nimmt man auch an, daß ihr so unsinnige Bekenntnisse nur durch die Folterqual ausgepreßt worden, so bleibt es immer auffallend, daß sie sich, wie aktenmäßig berichtet wird, noch bis zum Feuertode äußerst übermüthig benahm und im Gefängniß zum Scherz Wetter machte und dasselbe, wenn es zu arg werden wollte, wiederum dämpfte (S. 113). Es kommen wohl wenig Hexenprozesse vor, in denen sich die Verbrecherin mit ihrem Richter im Glauben an das Unsinnigste so vollkommen einverstanden befindet.

Dann folgen eine wirklich erschreckende Menge von Criminalgeschichten und grausamen Hinrichtungen, welche durch Verachtung der Sakramente, Crucifixe ꝛc. veranlaßt wurden. Man kann sich des Verdachtes nicht enthalten, daß darunter mancher Unschuldige und namentlich Mancher, der sich nur gegen unerträglichen Religionsdruck empörte, begriffen gewesen seyn mag; denn diese schauerlichen Prozesse fielen alle in die Zeit der Jesuitenrache zwischen dem dreißigjährigen und ersten schlesischen Kriege.

Ferner enthält die Sammlung Notizen über die öffentliche Achtung der Scharfrichter und ihre Entschädigung durch mancherlei Privilegien; über manche alterthümliche Rechtsform, z. B. die Urfeed, den Ruf; über alte Wohlthätigkeitsanstalten, Spitäler, über frühere, jetzt nicht mehr vorhandene Gebäude und Gassen Wiens; endlich eine Schilderung der Einnahme Wiens durch den Ungarkönig Matthias im 15ten Jahrhundert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. August 1842.

Politische Literatur.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger, 1842.

Ein inhaltschweres Werk, vorwiegend unter hundert andern dieses Gebietes nicht bloß durch eine strengwissenschaftliche Theorie des Staatsverfassungswesens, sondern hauptsächlich auch durch die unumwundene Anwendung jener Theorie auf unsre bestehenden Verhältnisse und durch eine Kritik unsrer nationalen Garantien, die kaum schärfer gedacht werden kann.

Im Eingange verwahrt sich der berühmte Verfasser vor Mißdeutungen, die seine politischen Aeußerungen nicht zum erstenmal erfahren haben. Es ist in der That auffallend, wie man von einem Manne, der schon bei seinem ersten Auftreten die äußere Politik nicht weniger ins Auge faßte als die innere, und die nationalen Interessen sogar für wichtiger erklärte als die liberalen, sofern beide nicht zusammenfallen, — daß man von einem Manne, der schon vor eilf Jahren das Heil für Deutschland zunächst von Preußen erwartete, irgend glauben konnte, er habe als süddeutsches Ständemitglied aus provinzieller Engherzigkeit oder gar aus undeutscher Gesinnung gegen den Anschluß an den Zollverein votirt. Nur der grenzenlose Leichtsinn, mit dem man in unsern Tagen öffentliche Charaktere zu beurtheilen pflegt, konnte übersehen, daß jenes Votum sich auf einen formellen Umstand bezog.

Leicht könnte man nun auch wieder meinen, in der vorliegenden Schrift offenbare sich ein Liberalismus, der französisch gefärbt, weder in der Tiefe des deutschen Gemüthes und der deutschen Ideenfülle wurzle, noch den reichen Organismus deutschen Lebens anerkenne. Denn das wird gewöhnlich in Bausch und Bogen entgegnet, wenn in Deutschland Jemand die Worte Freiheit und Oeffentlichkeit in den Mund zu nehmen wagt. Aber das Werk von Pfizer beschämt diese Voraussetzungen; denn niemals ist wohl ein Liberaler gerechter gewesen gegen die Dinge und Menschen, wie sie sind, gegen die Vorzüge von gewissen Staatsformen, wenn sie auch die Freiheit beschränken, und gegen die Mängel gewisser andern, wenn sie auch die Freiheit in unumschränktem Maaße gewähren.

Um unsern Lesern einen schlagenden Beweis von der historischen Unparteilichkeit und Milde des Verfassers zu geben, theilen wir seine Ansicht vom Königthum mit (aus dem ersten Theile S. 371): „Wie sehr ein gemäßigtes Staatsoberhaupt durch persönliche Eigenschaften und Verdienste hervorragen mag: es ist doch niemals von demselben Heiligenschein der Majestät und Unverletzlichkeit umgeben, wie ein erblicher Beherrscher, das Mißtrauen und der Tadel heftet sich, zumal in Freistaaten, an alle seine Schritte und die Ansprüche an ein Wahlhaupt sind beinahe in dem Verhältniß größer, in welchem ihm die Mittel zur Befriedigung sparsamer als dem Erbmonarchen zugemessen sind. Vertrauen und Liebe zu dem letztern dagegen gedeiht wie eine wildwachsende Pflanze; die bloße Leutseligkeit seines Benehmens kann oder konnte wenigstens vor Zeiten, die der Erinnerung noch ganz nahe stehen, dem um die Wohlfahrt seines Landes unbesorgtesten Fürsten die aufopferndste Zuneigung seiner Unterthanen gewinnen, und die so unnatürlich scheinende konstitutionelle Fiktion, wonach der König niemals Unrecht thut und nie etwas Unrechtes wollen kann, lebt doch als wirklicher Glaube noch in ganzen Völkern. Daß durch den Landesvater jeder Beschwerde abgeholfen würde, wenn er sie nur erführe oder keine untreuen Rathgeber es verhinderten, ist eine bei monarchischen Völkern ganz gewöhnliche Ueberzeugung, und selbst unläugbar übelwollende Fürsten werden wie ein unvermeidliches Verhängniß oder wie eine Heimsuchung von oben hingenommen, mit unerschöpflicher Geduld und Langmuth wartet das Volk auf eine Sinnesänderung,

Digitized by Google

wenn diese ausbleibt, auf den Tod, und dem Nachfolger kommt es ohne alles Zuthun von seiner Seite wieder mit einem Vertrauen entgegen, er wird von ihm mit Hoffnungen empfangen und mit einem Wohlwollen begrüßt, wie es sonst durch die größten Opfer und Verdienste kaum erworben wird. — Und welche andere irdische Gewalt vermöchte ähnliches von sich zu rühmen? welche vermag mit gleicher Schonung gleich viel auszurichten? welchem andern Staatsoberhaupt ist die schwere Pflicht der Unparteilichkeit so leicht gemacht, wie einem Erbfürsten, der seinen Thron keiner Partei verdankt und dem die Herzen schon im Augenblicke der Geburt gehören? Mit welcher Macht und didaktorischen Gewalt müßte in Nordamerika ein Präsident bekleidet seyn, um den unerläßlichsten Akt der Gerechtigkeit, die Aufhebung der Sklaverei durchzuführen und den gewaffneten Widerstand gegen eine solche Maßregel niederzuschlagen! wie leicht und wie gefahrlos ist vergleichungsweise im monarchischen Europa, wenn der Monarch sie ernstlich will, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Emancipation des Bauernstandes, die Ausrottung der eingewurzeltsten Mißbräuche! — Es kann nicht anders seyn: ein Institut, das solche Glaubenswunder wirkt, wie das erbliche Königthum, das schon so vielen Angriffen siegreich widerstanden, das nach den tiefsten Niederlagen seine Wiedergeburt gefeiert, und fast der einzige unverrückte Punkt im europäischen Staatswesen bis zum heutigen Tag geblieben ist, muß einem wirklichen, tiefliegenden Bedürfnisse der Menschennatur entsprechen. Das Rechte und Nothwendige gebt mit einigem Zwang den Menschen leichter ein, als bei ganz unbeschränkter Freiheit, und in der Demokratie zumal wird es den Meisten schwer, das, was sie können, von dem zu unterscheiden, was sie dürfen; die Masse, wenn es von ihrem Willen abhängt, Gesetze zu erlassen und zurückzunehmen, gewöhnt sich allzuleicht, Recht und Staat als einen Gegenstand ihrer Laune und Willkür zu behandeln, und nur wenn die Staatsgewalt als etwas von den Regierten ganz Getrenntes über ihr steht, lernt sie in ihr das Nothwendige und Zwingende verehren, ja ihre Ehrfurcht wird in dem Maaße größer, ihr Gehorsam williger, als das Staatsoberhaupt von ihrer Wahl und ihrem Willen unabhängiger erscheint, als es das menschlicher Willkür gleichfalls entrückte innere Rechtsgesetz für ihre Vorstellung auch äußerlich verkörpert. Wie die Idee des Göttlichen als Ahnung auch den rohesten Menschen eingepflanzt ist, aber Viele, anstatt den unsichtbaren Gott im Geiste zu verehren, Sonne und Gestirne, ja sogar statt des lebendigen Gottes einen leblosen Götzen anbeten, andere für ihren Gottesglauben wenigstens eines irdischen Vermittlers und Propheten nicht entbehren können: so bedürfen auch die meisten Völker für den Staat einer Personifikation durch ein von ihrer Wahl und Willkür unabhängiges Staatsoberhaupt. Der Begriff des Staats ist ihnen zu abstrakt, um ohne einen sichtbaren Repräsentanten desselben sich als staatliche Einheit zu fühlen; der Fürst ist ihnen die Verkörperung der Staatsidee, und wie der Fürst selbst die verkörperte Idee des Staats ist, in seiner Majestät die Heiligkeit des Gesetzes, in seiner schrankenlosen Macht die Allmacht des Nationalwillens sich spiegelt: so stellt die Erblichkeit des Fürstenthums, der König, der nicht stirbt, das Bleibende und Dauernde im Staate dar."

Hiezu als Gegenbild die Darstellung der Mißbräuche, zu denen die einseitige Demokratie führt (I. S. 333): Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Unduldsamkeit sind nicht bloß das Erbtheil der Mächtigen und Hochgeborenen, sie lernen sich gar leicht auch von denen, die mit keinerlei Aussichten auf Herrschaft das Licht der Welt erblickten, die Freiheit selbst zeigt sich in ihren Jüngern oft despotisch, unduldsam, illiberal, und der Mensch ist so sehr geborener Aristokrat, daß man die ausschweifendsten Ansprüche auf Herrschaft über andere Völker bei dem auf Gleichheit eifersüchtigsten Volk Europas findet, wie man die leidenschaftlichsten Vertheidiger der Sklaverei in Amerika unter den Demokraten vom reinsten Wasser suchen muß. Deßhalb geschieht in der unumschränkten Demokratie so viel und oft noch schreienderes Unrecht, als in der unumschränkten Monarchie; der farbige Mensch ist im freien Amerika, der Heimathlose in der freien Schweiz vielleicht rechtloser, als der leibeigene Bauer unter fürstlicher Alleinherrschaft; die Oeffentlichkeit hindert nicht, daß der Verläumdung zum Gewerbe wird, und auch die Gefahr, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände von Unfähigen und Unwürdigen geratbe, ist in der reinen Demokratie so groß, wie in der reinen Monarchie. Denn bei dem souveränen Volk gewinnen Schmeichler oder Ränkemacher dem Mann von Ehre ebenso leicht den Vorsprung ab, als an den Höfen der Monarchen, und je höher Einer durch Geist und Thatkraft über der Masse steht, desto unbedingtere Hingebung und Unterwürfigkeit fordert ein eigenwilliges, verwöhntes Volk von ihm, desto geneigter ist es, ihn wie einen gezwungenen Schauspieler zu behandeln, der zum Vergnügen Anderer seine Künste zeigen und sich die schärfste ungenügsamste Kritik von den zu jeder Leistung selbst Unfähigsten gefallen lassen muß. Noch größere Gefahr droht endlich von der Volksherrschaft den geistigen Interessen; denn die souveräne Menge haßt leicht jede Auszeichnung, die für sie unerreichbar ist, und wenn in einem demokratischen Staate der Sinn für Bildung und politische Aufklärung nicht schon Gemeingut geworden sind, so erscheinen Geist und Kenntnisse, die nicht dem leiblichen Alltagsbedürfniß

Digitized by Google

dienen, zuletzt als ein aristokratischer Luxus, und wer nicht zur Klasse der Handarbeiter gehört, als ein des Schutzes und der Wohlthaten des Gesetzes fast unwürdiger Müssiggänger. Wo aber Rohheit und Gemeinheit das Wort führen dürfen, wird auch der Rechtssinn eines Volkes abgestumpft, und jede Pflicht der Dankbarkeit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit um so leichter vergessen und verlernt, als für das selbstherrschende Volk auch jene Schranken fallen, die selbst der unumschränkteste Einzelherrscher nicht wegräumen kann. Denn wenn der absolute Herrscher beim Mißbrauch seiner Gewalt wenigstens noch die physische Ueberlegenheit einer gereizten und empörten Menge fürchten muß, so kennt dagegen diese als Selbstherrscherin keine solche Furcht, das souveräne Volk kann von Niemand zur Rechenschaft gezogen, für sein Unrecht von Niemand bestraft werden. Auch ist es leichter, dem einen langen Arme des Despoten zu entgehen, als den hunderttausend Armen einer durch Vorurtheile verblendeten oder durch Leidenschaften und Fanatismus aufgeregten Demokratie, und wenn das Opfer fürstlicher Willkür oder Ungerechtigkeit meist als Märtyrer erscheint, so soll dagegen, wo das Volk verurtheilt, die Volksstimme Gottes Stimme seyn. — Wer, heißt es S. 348 weiter, vor keiner andern Aristokratie mehr hören will, als von der des Talents im Dienst des Volks, der übersieht, daß Fähigkeit und Redlichkeit nicht immer miteinander verbunden sind, daß das Talent nicht immer die Sache der Vernunft und der Gerechtigkeit zur seinigen macht, daß seine Herrschaft deßhalb so gefährlich als die Uebermacht des Erbadels und des Geldadels werden kann. Und gerade das Uebergewicht gefährlicher Talente zu verhindern, ist in der reinen Demokratie am wenigsten möglich. Selbst mit so unsinnigen Mitteln, wie der Ostracismus, kann eine launenhafte, unverständige und undankbare Menge zwar die ehrenhafte und sich selbst achtende Intelligenz abschrecken und entmuthigen, aber nicht solche Demagogen, die, mit Geist und Thatkraft ausgerüstet, kein Bedenken tragen, die zweideutigen Mittel anzuwenden und die krummen Wege zu gehen, wodurch der große Haufe überlistet und zum dienenden Werkzeug gemacht wird, während er zu herrschen glaubt. Deßhalb hat weder die systematische Verfolgung jeder hervorragenden Größe, noch die Ueberwälzung aller Staatslasten auf die Reichen, Athen vor der Herrschaft des Gerbers Kleon und der dreißig Tyrannen zu bewahren vermocht, und sollte in Amerika demokratischer Fanatismus es einmal dahin bringen, daß alle öffentlichen Aemter im Reihedienst von allen Bürgern abwechselnd versehen werden müßten, so wäre dort das Schicksal der Demokratie besiegelt. — Deßwegen wird die wahre Staatskunst da, wo es an einer gesetzlichanerkannten Gegenmacht der Volksherrschaft fehlt, oder die bisher anerkannten Elemente der Volksbeschränkung im Verlauf der Zeit und einer fortgeschrittenen Entwicklung unbrauchbar geworden sind, die zeitgemäße Gegenmacht organisiren und ins Leben rufen, sie wird der schrankenlosen Volksmacht eine Fürsten- oder Adelsmacht (sey es in einem Adel der Geburt und des Besitzes, oder in einem Adel des Talents und des Verdienstes) entgegenstellen. Denn dieß ist wohl das einzige Mittel, dem Staat die Geistesmacht großer Persönlichkeiten zu gewinnen, die zu seiner Lenkung so unentbehrlich sind, als der Gemeinsinn der Volksmasse zu seiner Erhaltung, zugleich aber auch die unvermeidliche Ungleichheit der Stärkern und der Schwachern, der Reichen und der Armen, der Begabten und der Unbegabten, minder drückend und gefährlich zu machen; wenn der natürliche Gegensatz organisirt, geregelt, zu einem positiven, rechtlichen erhoben wird, so daß die Politik denselben in ihre Gewalt bekommt, seine Richtung beherrschen und durch ihre Einwirkung verdeln kann."

Wenn unter solchen Voraussetzungen auch die Mängel der absoluten Monarchie, die Mißbräuche der Aristokratie ꝛc. entwickelt und die Vorzüge der bürgerlichen Freiheit, der öffentlichen Controle und Volksvertretung hervorgehoben werden, so wird man den Theoretiker doch wahrlich keiner Einseitigkeit zeihen können!

Der Verfasser verwirft jedes Extrem, die reine Volksherrschaft so gewiß als den Despotismus, und erklärt sich für die sogenannten gemischten Verfassungen. Zwar legt er die Vertragstheorie zu Grunde und vindicirt in letzter Instanz immer dem Volk oder der Mehrheit die höchste Machtvollkommenheit, weil vernünftigerweise nur das Wohl des Volkes Zweck des Staats sey und das Volk oder die Mehrheit ihr natürliches Recht, für Erreichung dieses Zweckes Sorge zu tragen, niemals veräußern könnten. Allein er rechnet sehr wesentlich zu den Mitteln für diesen Zweck die Selbstbeschränkung des Wollwillens, und die Bezähmung jener Wildheit und Gemeinheit, die den tausendköpfigen Tyrannen meist unerträglicher macht als den einköpfigen (oder auch zuweilen kopflosen). Er will das monarchische und aristokratische Element verbunden wissen mit dem demokratischen, daß sie sämmtlich sich die Waage halten im Staat und einander wechselseitig nöthigen, nur Gutes zu leisten jedes in seiner Weise. Und so streng wägt er das Maaß dieser gravitirenden Gewalten gegen einander ab, daß er den Kammern und Parlamenten keineswegs jenes Uebergewicht über die Krone zugetheilt wissen will, wie man es in Frankreich so oft begehrt. Er bemerkt darüber S. 422: „Die Puritaner des Repräsentativsystems verlangen nämlich, daß der konstitutionelle König ein bloßes Symbol der obersten Staatsgewalt und eine rein imaginäre Macht sey; nicht einmal

Digitized by Google

als mäßigende Gewalt, als ein unmerklich ziehendes Gewicht, oder als unentbehrlichen Ballaſt im Staatsſchiff, wollen ſie denſelben gelten laſſen, ſondern ſeine einzige Beſtimmung ſoll ſeyn: in todter Unbeweglichkeit den höchſten Platz mechaniſch zu verſperren, damit die höchſte Gewalt, die er ſelbſt nicht beſitzen darf, auch kein Anderer ſich zueigne, und dieſe Ausfüllung des Thrones mit dem Bild und Namen, ſtatt mit der Weſenheit des Königthums — eine Erfindung, auf die wohl kein menſchlicher Scharfſinn gekommen wäre, wenn nicht in England die Entwicklung des Verfaſſungslebens und der unabhängige Geiſt der Nation und ihrer Vertreter thatſächlich dazu geführt hätte — verſpräche allerdings die ſicherſte und „beſte Republik,“ wenn alle Völker zu Rechtsdichtungen ſo geſchaffen und geneigt wären, wie das engliſche, und wenn nicht die Gefahr, daß aus dem Schattenbilde wieder Fleiſch und Blut werde, der nominelle König ſich zum wirklichen König mache, immer gar zu nahe läge. Aber als abſolute Forderung aufgeſtellt iſt dieſer konſtitutionelle Purismus gegen den Sinn und den Buchſtaben repräſentativ-monarchiſcher Verfaſſungen; er kann zwar deren thatſächliche Folge ſeyn, allein zu ihrem Weſen und Begriff gehört er nicht, und kann vernünftigerweiſe nie durch ſie geradezu geboten werden. Denn die verfaſſungsmäßige Gewalt der Krone, namentlich das Recht, das Miniſterium zu ernennen, muß doch auch eine Wirkung und Bedeutung haben, und keine Verfaſſung ſagt: „der König muß diejenigen zu Miniſtern ernennen, welche das Parlament ihm vorſchreibt, er muß diejenige Thronrede halten, welche das Miniſterium für ihn entwirft, er muß das unterzeichnen, was die einzelnen Miniſter ihm vorlegen;“ keine Verfaſſung legt dem König die Verpflichtung auf, dem Namen nach König zu ſeyn, damit Niemand in Wirklichkeit es werde. Es kann bei ſchwachen oder indolenten Fürſten durch die Entwicklung der parlamentariſchen Macht wohl ſoweit kommen; aber es iſt gegen die Natur, zu fordern, daß der konſtitutionelle König ſich auf dieſe Rolle freiwillig beſchränke, es iſt kindiſch, ſtatt der eigenen Schwäche oder Läßigkeit den König anzuklagen, wenn er ſoweit geht, als er mit den verfaſſungsmäßigen Mitteln kommen kann, und ein Miniſterium inkonſtitutionell zu nennen, das den König wirklichen Einfluß üben oder wieder gewinnen läßt. Es mag ein ſolches Miniſterium vom Parlament ein unparlamentariſches genannt werden, aber unparlamentariſch iſt darum noch nicht inkonſtitutionell, (wie bei der merkwürdigen Adreſſeberathung der franzöſiſchen Deputirtenkammer im Januar 1839 zuletzt Thiers ſelbſt im Namen der Coalition geſtehen mußte,) denn das Parlamentariſche iſt bloß der Gegenſatz des Dynaſtiſchen oder Gouvernementalen, nicht des Verfaſſungswidrigen, und verhält ſich zum Verfaſſungsmäßigen wie Gebrauch und Sitte zu Geſetz und Recht. Es kann zur öffentlichen Schicklichkeit, zur parlamentariſchen Lebensart gehören, daß die Miniſter dem Parlament gegenüber gewiſſe herkömmliche Regeln oder Rückſichten beobachten, z. B. abtreten, wenn ſie nur eine zweifelhafte oder wechſelnde Stimmenmehrheit für ſich haben, aber rechtlich und verfaſſungsmäßig verbunden ſind ſie nicht, in dieſem Sinne parlamentariſch zu ſeyn, und ein Miniſterium, dem die Oppoſition zur Pflicht machen will, abzutreten, weil es nach konventionell parlamentariſchen Begriffen keine hinreichende Majorität beſitze, kann immerhin erwiedern: wenn wir euch nicht gefallen, ſo macht, daß wir verfaſſungsmäßig nicht mehr fortregieren können, vermögt ihr aber dieſes nicht, ſo klagt eure eigene Unmacht an, nicht unſere Feſtigkeit, wenn wir das Feld behaupten, ſo lange wir verfaſſungsmäßig können.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier bei weitem nicht die Gründe erſchöpfen können, mit denen Herr Pfizer die gemiſchten Verfaſſungen vertheidigt. Nur einen Hauptgedanken heben wir hervor, der gerade ſeine deutſche Geſinnung und das Wurzeln ſeiner Anſicht im deutſchen Leben darthut. S. 425: „Die Theilung der Gewalten, wie ſie im monarchiſchen Repräſentativſyſteme ſtattfindet, hat nun, obgleich ihr die gebildetſten Völker Europas huldigen, faſt ſo zahlreiche Gegner als Lobredner, und gerade das, was nach der bisherigen Darſtellung den eigenthümlichen Vorzug der Einherrſchaft mit Volksvertretung bildet, wird ihr oft zum Vorwurf gemacht: daß ſie eine gemiſchte Verfaſſung und ebendeßhalb nicht einfach genug oder zu künſtlich ſey. Allein der Vorzug der Einfachheit, den die ungemiſchte Volksherrſchaft vor ihr voraus hat, iſt jedenfalls ein ſehr zweideutiger, weil ſie ihn theilt mit der despotiſchen Alleinherrſchaft und auch der Tod einfacher als das Leben iſt. Denn Leben und Bewegung ſchafft und erhält die Natur ſelbſt überall nur durch Entzweiung oder Entgegenſetzung von Kräften, die ſich wechſelſeitig in der Schwebe halten, und ſo einfach ſie in ihren Grundgedanken und in ihren weltbeherrſchenden Geſetzen iſt, ſo wenig ſcheut ſie ſich vor dem Zuſammengeſetzten und vor einer Unendlichkeit von Miſchungen in dem Höchſten, was ſie bildet.“ Wer aber möchte verkennen, daß vor allen Völkern gerade das deutſche auf die Mannigfaltigkeit der Lebensentwicklung angewieſen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. August 1842.

Politische Literatur.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger, 1842.

(Fortsetzung.)

Von größter Wichtigkeit für die hier dargelegte Theorie des Staatsverfassungswesens ist die (S. 288 ff. entwickelte) Lehre von der unzertrennlichen Verbindung des Staats mit der Nation. Wie freiwillige Zerreißung derselben Nation in verschiedene Staaten immer ein Unglück und nur durch außerordentliche Ungerechtigkeit des einen Theils der Nation gegen die andere zu rechtfertigen sey, so sey vollends die gewaltsame Theilung durch eine äußere Macht und das gewaltsame Zusammenzwingen verschiedener Nationen in einen Staat unnatürlich. Der Staat muß nämlich wie aus der Nationalität seine innere lebendige Gestaltung, so aus der gesammten Nationalkraft die Stärke schöpfen, die ihn bewahrt vor Selbstentfremdung und Untergang. Damit ist die Kleinstaaterei wie die Universalmonarchie verworfen. Nur der Kirche erkennt der Verfasser die universelle Bedeutung und Bestimmung zu und erklärt sie in demselben Sinn für ein menschheitliches oder kosmopolitisches Institut, in dem er den Staat für ein nationales erklärt.

Mit den Betrachtungen über die Kirche beginnt der zweite Theil. Da der Verfasser unbeschadet jener universellen Tendenz oder vielmehr gerade ihretwegen auch dem kirchlichen Leben seine mannigfaltige Entwicklung nicht schmälern will, so dürfte er den gegenwärtig streitenden Parteien schwerlich zu Dank reden, denn es dürfte den Einen bedünken, er erkenne zu viel, den Andern, er erkenne zu wenig an. Manchem ist die Kirche überhaupt schon zu viel, der Andere will nur die seine.

Macht jede Kirche auf universelle Bedeutung Anspruch, und hofft sie dermaleinst die alleinige auf Erden zu seyn, so ist doch bisher noch jede von diesem Ziele fern geblieben. Keine nämlich hat vermocht, als reine Menschheitssache den Einfluß des Nationalen und Politischen zu beseitigen. Dieß trug sehr viel dazu bei, auch wieder nationale Antipathien gegen eine einmal herrschende Kirche zu begünstigen. Die Philosophen, Sektirer, Reformatoren setzten immer gern Nation der Nation entgegen, wenn sie gegen eine herrschende Kirche reagirten. Daher mußten die an der Peripherie der römischen Kirche sich ablösenden neuen Kirchen und Sekten um so mehr zum Germanismus gravitiren, je mehr das Centrum selbst einseitig romanisch war. Nun scheint aber keine abstrakte Kirche möglich, welche die ganze Menschheit in einer ungetheilten Einheit verbinden könnte ohne irgend eine nationale Färbung; es ist keine atomistische Kirche denkbar, die es jedem Individuum absolut freistellte, sich mit Gott abzufinden; es ist keine Nationalkirche denkbar, die alle andern verschlingen könnte; es ist keine Föderativkirche möglich, in der die Ansprüche aller Nationen neben einander befriedigt wären. Aber was soll nun werden? Thörichte Frage! Als ob man das machen könnte, was nur geschehen kann. Hier oder nirgends stehen wir vor dem Geheimniß der Weltgeschichte und müssen anerkennen, daß eine höhere Hand das Erdenschicksal lenkt.

Deßhalb scheint uns auch unter Pfizers Betrachtungen über die Kirche Nachfolgendes das Schönste zu seyn, II, S. 132: „Gerade die Abkehrung und Entfremdung

Digitized by Google

der jetzigen Welt vom Ueberirdischen und Göttlichen, ihre Erstarrung in den sinnlichen Bestrebungen, die Gebanntheit des Gedankens und des Willens an die Erde läßt nach einem Naturgesetz des Geistes darauf schließen, daß diesem Schlummer der Betäubung und Verschlossenheit des innern Sinns ein geistiges Erwachen folgen werde. Denn auch die Geister haben, wie die Planeten, eine Zeit der Sonnenferne und der Sonnennahe, und wie die Meere eine Zeit der Fluth und eine Zeit der Ebbe in ihrem Kreislauf um die höchste Geistersonne. Es gibt Jahrdunderte des Unglaubens, wo keine der Menschheit tröstliche oder heilige Wahrheit unerschüttert bleibt, ein Sündenschlaf sich über Nationen lagert, und Jahrhunderte des Glaubens, wo die Gluth frommer Begeisterung unwiderstehlich aufflammt und wo ganze Völker Buße thun. Warum sollte daher auf das Reich der sachlichen Interessen nicht ein Reich der geistigen und eine Wiederherstellung der geistlichen Macht, der Kirche folgen? Warum sollte eine Zukunft der Dinge unmöglich geworden seyn, wo das Leben des Geistes in Gott, die Fragen, Rathsel und Geheimnisse der innern Welt und deren sittliche Lösung in der Schätzung und Vorstellung der Menschen wieder dieselbe Wichtigkeit erlangen, wie jetzt die Ausdehnung von Handel und Gewerben, die Probleme der Politik und der Naturwissenschaft, der Anbau des Verstandes oder künstlerische und dichterische Virtuosität? Gab es doch Zeiten, wo mit Tausenden von Büßern die Wüsten und Einöden sich bevölkerten, wo Tausende, um Gott allein zu leben, der Welt und jeder Erdenlust entsagten, wo strenge Tugendübung, Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens der Gegenstand der Huldigung und Verehrung ganzer Völker waren, wo sich die Menschen suchten und verbrüderten, nicht um irdische Güter zu gewinnen, sondern um schon auf Erden Bürger eines himmlischen Reichs zu werden, und so ist auch die Macht der Kirche nichts neues, in der Weltgeschichte unerhörtes, sondern etwas, was schon dagewesen und zum Segen der Menschheit dagewesen ist. Schon einmal hat die Kirche die christliche Welt, den Geist und das gesammte Geistesleben, die Humanität und mittelbar das Volk gerettet und geschützt gegen das trotzige, unterdrückende Herrenthum des Schwerts. Dieselbe Art mag sie nach Ueberwaltigung des Herrenthums dem Volke wieder leisten gegen die Gewalt der Rohheit und Gemeinheit, die von unten droht, und das Bedürfniß einer geistlichen Macht muß wiederkehren, sobald die Reihe der Entwicklung, in der wir gegenwärtig vorzugsweise die sinnlichverstandige Richtung begriffen sehen, an das gemüthliche und sittliche Element gekommen seyn wird. Alsdann wird auch die jetzt dem Glauben so entfremdete Wissenschaft umkehren und Baco's bekannten Ausspruch im Großen rechtfertigen: daß ein oberflächliches Philosophiren von Gott ab-, vollendete Wissenschaft zu Gott zurückführe."

In dem folgenden großen Abschnitt, der vom Vaterlande handelt, wendet der Verfasser die im Vorhergehenden begründeten Ansichten auf das Bestehende an. Begreiflicherweise tritt hier der theoretische Anspruch auf Einheit der Nation mit der im deutschen Bunde nur locker verbundenen Staatenmenge in einen sehr grellen Gegensatz. Der Verfasser sucht aus dem Unglück, das Deutschland früher erfahren, aus den Drohungen und Kränkungen, die sich Deutschland noch gegenwärtig häufig genug vom Ausland gefallen lassen muß, und aus den Gefahren, mit denen uns die Zukunft bedroht, nachzuweisen, daß eine kraftigere und innigere Zusammenfassung der reichen Mittel, die in unserer Nationalitat liegen, die einzige Bürgschaft unserer gesicherten Existenz, das einzige Rettungsmittel im großen Unglück seyn würde. „Zwar nicht der deutsche Bund, von dessen Dasein das Ausland nur wenig Kenntniß nimmt, doch die zwei großen Bundesmachte üben bisweilen in den europaischen Verhaltnissen eine Art von Friedens- und Vermittleramt; aber dieser Einfluß ist weit entfernt von dem, was eine Nation wie die deutsche für die Ruhe und das Gleichgewicht des Welttheils, dessen Mitte sie mit vierzig Millionen Menschen einnimmt, werden könnte. Wo deutsche Machte jetzt die Friedensstimme hören lassen, wird immer doch der Furcht und dem Gefühl der Schwache ein größerer Antheil zugeschrieben als der Mäßigung und Gerechtigkeit. Auch zeugt es wohl von allem andern eher als von Achtung des Auslandes gegen die deutschen Regierungen, wenn in Frankreich alle Parteien einig sind, einen Theil des Bundesgebiets, bewohnt von Völkern altesten und reinsten deutschen Bluts, als das natürliche Eigenthum Frankreichs zu betrachten, das im nachsten Krieg Deutschland entrissen werden müsse; wenn in Frankreich und England der Handelsbund, zu welchem deutsche Staaten sich zusammengethan, als eine Eigenmächtigkeit behandelt wurde, die man den deutschen Fürsten nicht hatte gestatten sollen; wenn Rußland den Regierungen des vormaligen Rheinbunds seine Schutzherrschaft gegen Oesterreich und Preußen anbietet; wenn der römische Stuhl gegen die rücksichtsvollen deutschen Regierungen so ganz anders auftritt, als gegen Rußland, das der katholischen Kirche keine Kränkung spart; wenn selbst ein Staat, wie Holland, durch deutsche Hülfe wiederhergestellt, den Deutschen die bedungene freie Schifffahrt auf dem ersten deutschen Strom unter den nichtigsten Vorwänden zu verkümmern wagt. (S. 207.) — Man muß bezweifeln, ob die Wehrkraft Deutschlands

Digitized by Google

in dem Maaße zugenommen, wie man jetzt so oft versichern hört. Zwar hat der deutsche Bund Errichtung einer kraftvollen Kriegsgewalt für eine seiner ersten Aufgaben erklärt und an Soldaten wird es auch der Zahl nach in Deutschland nie fehlen, so lang die Fürsten im stehenden Heere die Hauptstütze ihrer Macht und ihres Ansehens suchen. Aber daß man in siebenundzwanzig Jahren über den Bau der für nothwendig erkannten Bundesfestung sich nicht zu einigen vermocht,' erinnert doch nur zu sehr an die in militärischer Beziehung so übel berufene Reichszeit und Reichsverfassung. Und nun setze man den gegen einen kriegsgeübten Feind immerhin möglichen Verlust der ersten Schlachten: wird auch alsdann noch Deutschland wie ein Mann zusammenstehen? Ausländerei ist nicht mehr in der Mode, vielmehr verlangt diese, daß man als guter Deutscher an Fest- und Feiertagen sich auszusprechen, wenn auch eben nicht am Werktag handle; aber die Deutschheit war zur Zeit der Freiheitskriege ungleich ernstlicher gemeint, und doch war fünfzehn Jahre später die Vergötterung Napoleons wieder an der Tagesordnung. Und wer mag heute dafür bürgen, daß nicht ein paar gewonnene Schlachten den Franzosen einen mächtigen Anhang in Deutschland verschaffen würden. Daß bei der Aussicht auf einen Krieg, der von französischer Seite selbst als bloßer Eroberungskrieg, und zwar als Eroberungskrieg auf Kosten Deutschlands, angekündigt war, die Deutschen so viel Ehre hatten, sich als Nation zu fühlen, beweist nichts gegen die mögliche Wiederkehr eines Rheinbunds unter geänderten Verhältnissen. (S. 220.) — Wir leben in Deutschland, so lange Frieden bleibt, wenn nicht in Glanz und Ehren, doch materiell genommen besser als in manchem Zeitraum der Vergangenheit und unsre innern Schaden deckt der Friede zu; allein beim Schall der Kriegstrompete wird sich auch um so gewisser zeigen, wie Manches einer Umbildung bedarf, wie Vieles, morsch und unhaltbar, keine Erschütterung ertragen kann. Deutschlands jetzige Ruhe ist vielleicht nur die Stille vor dem Sturme, da neben dem eifersüchtigen und auf Deutschlands Kosten bahgierigen Frankreich ein neuer Nationalfeind in den Slaven aufersteht, mit dem gegen Deutschland gemeinschaftliche Sache zu machen zuletzt auch die Partei in Frankreich kaum verschmähen dürfte, von welcher Manche Deutschlands Heil erwarteten." (S. 235.)

Indem der Verfasser erörtert, was nicht geschehen ist und auch, was geschehen ist, um der deutschen Nationalität einige Stärke zu verleihen gegenüber der sie mächtig überragenden französischen und slavischen, muß er sein Augenmerk natürlicherweise hauptsächlich auch auf den Zollverein richten. In einer Zeit, sagt er Seite 238, wo die materiellen Interessen so viel gelten, ist es auch natürlich, daß Viele alles Heil für Deutschland von dem deutschen Zollverein erwarten, der in der That zur Zeit das einzige lebendige Organ der deutschen Einheit, die einzige reale Macht in ihren Diensten ist. Wohlstand, Gewerbsmacht, Handelsgröße wollen auch die Regierungen, und da dieß alles nur durch Einigung zu erlangen ist, so gilt der Zollverein mit Recht jetzt für den ersten Vorkämpfer und Vertheidiger des neuen Deutschlands. Mögen jedoch darum die patriotischen Verfechter sachlicher Interessen des Gesammtvaterlandes nicht verächtlich herabsehen auf die Wiederforderer seiner politischen Rechte; denn wenn ihr Werk Vollendung und Bestand erhalten soll, so müssen beide sich zuletzt begegnen und die Hände reichen. — Mehr als je ist es Zeit sich zu erinnern, daß Deutschland von der hohen Stufe, die es als Handels- und Gewerbsmacht in vergangenen Jahrhunderten eingenommen, in Folge der Gebrechen seiner Nationalverfassung und des hiedurch bedingten Mangels einer nationalen Politik herabgesunken ist."

Dieß führt nun den Verfasser mit unvermeidlicher Consequenz zu der Idee zurück, die er schon in seinem ersten Werk (Briefwechsel zweier Deutschen) geltend gemacht hat, nämlich zu der Idee einer innigeren Verschmelzung der preußischen mit den süddeutschen Interessen durch das konstitutionelle System. „Auf dem bisherigen Wege, heißt es S. 287, wird die deutsche Sache weder von den Verfechtern des Preußenthums, noch von der Partei der Freiheit und Verfassungsmäßigkeit gefördert. Desto mehr könnten beide für sie wirken durch einen Vergleich, der ganz in ihrem beiderseitigen Interesse liegt. An ein selbstkräftiges Wiederaufleben der deutschen Verfassungen ist nämlich nur zu denken, wenn von den zwei großen Bundesmächten wenigstens Preußen konstitutionell geworden ist, und auf die höchste Stufe des Einflusses und der Macht kann Preußen sich allein dadurch erheben, daß es als konstitutioneller Staat an die Spitze der deutschen Verfassungsstaaten tritt. Die Einen müßten die Einbildung fahren lassen, als ob Preußen ohne Deutschland und dem deutschen Volk zum Trotz durch seine militärische Haltung sich als europäische Macht behaupten werde; die Andern müßten ein für allemal dem Wahn entsagen, als ob ohne Preußen in den kleinen deutschen Staaten das Verfassungswesen Früchte tragen und den zu seinem Schutz nothwendigen Bund der Völker dem Bunde der Regierungen, dem Fürstenrathe einen Volksrath, gegenüberstellen könne. — Möchte Preußen und das konstitutionelle Deutschland vergessen, was seit dem Basler Frieden und dem Rheinbund sie sich gegenseitig vorzuwerfen haben. Aber zweierlei sollte nie vergessen werden: daß keines von beiden stark und selbstständig genug ist, um ganz auf eigenen Füßen zu stehen,

Digitized by Google

und daß für Preußen Rußland eine ebenso trügliche Stütze ist, als Frankreich für das konstitutionelle Deutschland." In letzterer Beziehung wird noch Seite 312 jede Sympathie mit französischen Propaganden, die man dem deutschen Liberalismus vorzuwerfen pflegt, entschieden verworfen. „Einheimischer Despotismus, wenn nur gepaart mit Kraft und Ehre gegen Außen, lastet minder drückend auf dem Geiste einer Nation, als die politische Ehrlosigkeit einer, wenn auch milden, Abhängigkeit von Fremden. Deßwegen kann ein Volk selbst bei noch schlummerndem Sinn für staatsbürgerliche Freiheit doch Großes vollbringen, aber ein Volk ohne Nationalsinn hat sich selbst aufgegeben, ist zu nichts Großem fähig und besitzt an Kunst und Wissenschaft, an allem Bildungsstolz und Geisteshochmuth doch nur stumpfe Waffen in den Stunden der Entscheidung. Auch ist die Vaterlandsliebe edler als die bloße Freiheitsliebe, die keine Liebe zum freien Vaterland ist, und aller Anerkennung werth bleibt jene Deutschheit, welche die Freiheit mit Verletzung der Naturgesetze nicht erkaufen will." Frankreich, glaubt der Verfasser S. 323, müsse jeden Vorwand verlieren, sich der Parteien in Deutschland anzunehmen, wenn die konstitutionellen Staaten mit Preußen Hand in Hand gingen. „Der deutsche Oppositionskampf hat zwar seinen Nachdruck gegen die Regierungen, zugleich aber auch seine schneidende Schärfe gegen das preußische Volk verloren und zu regler Einigung ist durch den Zollverein der erste Grund gelegt. Warum sollte nicht allmählig auch die Ueberzeugung durchdringen, daß zu dieser materiellen Grundlage noch ein inneres, organisch nationales Band hinzukommen müsse, wenn die Vereinigung lebenskräftig, unauflöslich, ein Band der Nation, den weder Glück noch Unglück scheidet, werden soll, daß aber dieses Band im Geiste des Jahrhunderts kein anderes seyn kann, als das Repräsentativsystem, das von der Volksvertretung in den Einzelstaaten zur gemeinsamen Vertretung aller auf naturgemäßem Weg fortschreitet? Schon daß durch seine Annahme Frankreich ein Hauptmittel, auf die Völker Deutschlands einzuwirken und unter dem Vorwande eines Kriegs für ihre Freiheit Deutschland zu zerreißen, abgeschnitten wird, muß ihm bei denkenden Staatsmännern einige Gunst erwecken, noch weit mehr aber die Erwägung und die steigende Gewißheit, daß man nicht ungestraft sich einem Weltgesetz entzieht, kraft dessen nun einmal das Repräsentativsystem die natürliche Lebensform der zu politischem Selbstbewußtseyn reifgewordenen Völker ist."

Darüber aber, sagt der Verfasser S. 302, könne sich Niemand mehr täuschen, daß die kleinen Theilverfassungen für jene „natürliche Lebensform" nicht mehr angesehen werden. „Man darf sogar behaupten, daß die Fortsetzung eines langst hoffnungslos gewordenen Kampfs bis zur abstumpfenden, vernichtenden Erschöpfung der Sache Deutschlands mehr schadet, als sie der hessischen oder badischen Freiheit nützen kann. Es sollte laut und unverholen ausgesprochen werden, daß die zur Isolirung zwingenden Theilverfassungen es nicht sind, was frei- und deutschgesinnte Männer in letzter Entwicklung fordern. Die Hälfte der Rechte, welche die württembergische Verfassung einräumt, wäre in Preußen mehr als in Württemberg das Ganze. Nicht darauf kommt es an, daß jedes kleinste deutsche Fürstenthum sein Parlament, seine Staatsmänner und öffentlichen Charaktere, seine Opposition, Tiersparti und Doktrinäre habe, oder daß jedes unbedeutende Lokalblatt sich als Organ der öffentlichen Meinung gebärde und in Grobheit oder Lügenhaftigkeit mit den hiefür bekanntesten Blättern des Auslands wetteifre, sondern daß Deutschland eine Vertretung und dadurch die deutsche Nation die gemeinschaftliche Seele, die ihr fehlt, erhalte. — Und mit der Volksvertretung und Verfassungsmäßigkeit in diesem Sinne sollte sich wenigstens das Preußenthum befreunden können, wenn auch an Oesterreichs Beitritt und Theilnahme nicht zu denken ist, weil Oesterreich aus gewichtigen Staatsgründen das konstitutionelle System und mithin auch die konstitutionelle Einheit Deutschlands nicht begünstigen kann."

Nicht ohne Bitterkeit äußert sich der Verfasser über die Surrogate von Einheit, mit denen so oft politische Koketterie getrieben wird, S. 275: „Laßt Handel und Gewerbe stocken, den Verkehr unter selbstgeschaffenen Hemmnissen und künstlichen Schranken niederliegen, so beweist man euch, daß alles dieß nicht anders seyn kann, weil sonst die Deutschen ihren weltgeschichtlichen Beruf als die geborenen Haremswächter der Wissenschaft, der Geistesbildung und Humanität gar nicht erfüllen könnten. Laßt die Regierungen die Bahn der materiellen Interessen öffnen, um von den politischen abzulenken, und plötzlich ist der einzige Weg des Heils gefunden und alles andere ist eitle Träumerei. Heute ist die Vereinigung der Geister, morgen die der materiellen Interessen die wahre deutsche Einheit, und nur die politische wird für unverträglich mit der deutschen Volksgesinnung, mit dem gesunden Sinn des deutschen Volks erklärt."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. August 1842.

Politische Literatur.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger, 1842.

(Schluß.)

Ueber die Prahlereien des deutschen Geistes spricht sich Pfizer sehr vortrefflich aus, S. 186: „Dem deutschen Geiste ist der Zutritt in das Reich der Wirklichkeit verschlossen, der die Philosophie des Alterthums zur Weltweisheit gemacht, ihr die entschiedene Richtung auf das Praktische verliehen. Anstatt die Dinge zu beherrschen, läßt sich uns der Gedanke sich von ihnen unterjochen, für alles eine Theorie erfindend und mit allem, sobald die Theorie dafür gefunden ist, zufrieden. Denn auch die deutsche Philosophie leidet an der allgemeinen Krankheit, im deutschen Traum- und Schattenleben schattenhaft, leblos und unverständlich geworden zu seyn, oder ihr Ziel zu überschießen und jenes richtige Maaß der Dinge, das nur die Welt und nicht die Schule lehren kann, verloren zu haben. Von hoher Wichtigkeit ist zwar die Rolle, zu der im Ringen unserer Zeit nach Zurückführung aller Gestaltungen des Lebens auf die Selbstgesetzgebung des Geistes und allgültige Vernunftgrundlagen deutsche Wissenschaft berufen ist. Gewiß ist aber, daß bei einem Volke, das mehr im hellen Taglicht eines öffentlichen Lebens sich bewegt, sie nicht in Schöpfungen auslaufen würde, die bald so hohl und auf die Spitze logischer Abstraktion getrieben, bald so mystisch und überschwenglich sind, daß ein gesunder Sinn sich abgestoßen oder gepeinigt fühlt. Und kann, was die jetzt herrschende Philosophie betrifft, eine Lehre, die ihrer eigenen Erklärung nach für den natürlichen Menschen nichts anderes ist, als die Zumuthung, auf dem Kopfe zu gehen, die Blüthenkrone geistiger Entwicklung seyn? — Und dieß, neben der immerwährenden Beschäftigung mit literarischer und ästhetischer Kritik, zu welcher bei dem Mangel an natürlichern, praktisch-lebendigern Interessen und an Wegen zu anderem Ruhm als bloßem Bücherruhme Hunderte sich drängen, hat uns an eine Ueberschätzung geistiger Bestrebungen, besonders in der Kunst und Poesie gewöhnt, die mit dem Werth der Leistungen außer Verhältniß steht. Denn fassen wir die deutsche Kunst und Poesie ins Auge, so zeigen sich die Deutschen wohl reich und groß, so weit, wie in der Tonkunst und der lyrischen Dichtkunst, Gedanke und Gemüth der schaffenden Einbildungskraft ausreichenden Stoff gewähren, und hier zeigt auch die deutsche Kunst noch immer eine volksthümliche Seite; anders jedoch verhält es sich, wo ihre Leistungen bedingt sind durch unmittelbare Anschauung wirklichen Lebens und volksthümlichen Inhalt. Für eine Poesie der Handlung und der Leidenschaften finden sich bei uns die Stoffe und die Farben nirgends mehr; nicht aus Leben und Anschauung gegriffen, kann sie daher auch nicht mit voller Macht auf Volk und Leben zurückwirken. Dieselbe unnatürliche Lostrennung des Geistes von der Außenwelt, worin die deutsche Philosophie zum systematischen Unglauben oder Zweifel an aller Wirklichkeit der Dinge werden konnte, macht auch die deutsche Poesie gestaltlos, nebelhaft, mehr in der Welt der Reflexion und überschwenglicher Gefühle als unter Menschen einheimisch."

Der Verfasser gibt nun zu, daß es hieße, etwas Unmögliches wollen, wenn man den Deutschen politische Einheit zumuthe. Er trägt daher nur auf eine engere Föderation der homogeneren Theile an, auf etwas Näherliegendes und Mögliches. Allein auch dieß ist unausführbar, da sich Preußen bekanntlich dem Repräsentativsystem entschieden abgeneigt gezeigt hat, und der Verfasser ist mit seinem Vorschlage gewissermaßen ohne Noth gegen Oesterreich ungerecht gewesen. Unsere

Digitized by Google

Verhältnisse sind so künstlich verwickelt, daß man einen politischen Gedanken nach keiner Richtung hin bewegen kann, ohne anzustoßen und in einen Widerspruch entweder mit der Praxis oder mit der Idee zu fallen. Dieser wunderbarsten Schachstellung, die wohl je in der Geschichte der Staaten vorgekommen ist, muß man es nun zuschreiben, daß Pfizer nicht im Stande war, die Rücksicht auf das deutsche Oesterreich befriedigend mit seiner preußischen Idee in Einklang zu bringen und dem Vorwurf zu entgehen, der ihm bereits in einer berühmten Zeitung gemacht wird, er könne sich nicht auf dem deutschen Standpunkt befinden, wenn er die erste deutsche Macht, die Erbin des Kaiserthums und die noch jetzt dem Bunde präsidirt, nicht passender zu placiren wisse. Aber was kann auch auf der andern Seite wieder sonderbarer seyn, als der publicistische Eifer gegen die preußische Hegemonie, deren Zumuthung Preußen selbst zurückweist und zu deren Möglichkeit es sogar die Voraussetzungen bekanntlich bestreitet? Dadurch scheint uns der stärkste Vorwurf, den man dem Werke Pfizers machen könnte, bereits entkräftet.

Da übrigens die Theilung das Uebel ist, so kann die Theilung nicht das Heilmittel seyn. Von diesem einfachsten und wie uns scheint probehaltigen Grundsatz aus muß man nicht aufhören, alle Deutsche, also auch Schweizer, Belgier, Holländer daran zu mahnen, daß es ihr dringendstes Interesse sey gegenüber den Gefahren, womit sie hier von der romanischen, dort von der slavischen Welt gemeinschaftlich bedroht werden, auch gemeinschaftlich zusammenzuhalten. Welche Macht oder Allianz innerhalb jener allgemeinen deutschen Staatensphäre den Kern bildet und pravalirt, Oesterreich und Preußen wie gegenwärtig, oder Preußen und die konstitutionellen Staaten, wie Pfizer will, oder Oesterreich und die konstitutionellen Staaten oder was immer für eine andere Kombination, die Hauptaufgabe wird immer bleiben, alle Theile der deutschen Nation zu vereinigen gegenüber den romanischen und den slavischen. Seit der Rivalität des fränkischen und sächsischen, des welfischen und schwäbischen, des luxemburgischen und wittelsbachischen, des habsburgischen und hohenzollerischen Hauses, seit den Trennungen eines heidnischen und christlichen, eines katholischen und reformirten, eines absolut- und eines konstitutionell-monarchischen Deutschlands, wie oft hat der Kern innerhalb des deutschen Gesammtgebiets seinen Platz verändert, dem Dotter im Ei gleich! Aber zu allen Zeiten hatte Deutschland nach außen zu kämpfen und that ihm die Einheit Noth nach außen. Und in dieser Beziehung waren alle seine Theilungen ein Unglück, aber alle waren auch nur vorübergehend. Das Gesammtleben überwältigte in Jahrhunderten noch jedes Theilleben, und wenn sich aus dem Ganzen immer wieder neue Theile selbstständig abgliederten, sie können sich doch dem größern Organismus als dienstbare Glieder selbst wider Willen nicht entziehen. Und so ist denn jene künstliche Verwicklung in Deutschland, über die man so oft klagen muß, zugleich eine Verbürgung des unzertrennlichen Zusammenhangs. Denn wie der Patriot vergebens fragt, an welchen der einzelnen deutschen Faktoren er sich zu halten habe, um am gewissesten der Wahrung der deutschen Gesammtinteressen versichert zu werden, und ihm überall die schärfsten Kanten der Trennung entgegentreten, — so vermag auf der andern Seite keiner dieser Faktoren in einem europäischen Kriege die Allianz mit den deutschen Gesammtinteressen zu entbehren und wird überall auf die Einheit hingewiesen.

Die konstitutionelle Frage kann aber kaum von der nationalen getrennt werden, denn was wäre denn überhaupt der Müde werth zu vertreten, als die Nationalinteressen im Großen? Man hat vielleicht zu wenig daran gedacht, daß die Sorglosigkeit in Bezug auf die rechte Erkenntniß und Wahrung der Gesammtinteressen Deutschlands ihre Entschuldigung hauptsächlich in der herkömmlichen Ueberzeugung fand, man könne zwar durch äußere Angriffe und durch innere Uneinigkeit und Unbilden geplagt, aber doch nicht zu Grunde gerichtet werden. Der Glaube an das ewige Leben des deutschen Reichs war so tief gewurzelt, wie die Geringschätzung der Nachbarn. Und in der That sind unsre Nachbarn erst durch unsre Sorglosigkeit mächtig und immer mächtiger geworden. Nun haben sich die Dinge merkwürdig geändert. Frankreich, das sich vor der Reformation nicht bis an den Rhein wagte, das im dreißigjährigen und im spanischen Erbfolgekriege trotz seines diplomatischen Glücks doch im offnen Felde fast nur Niederlagen erlebte, das noch im siebenjährigen Kriege den Schimpf von Roßbach mitnehmen mußte, ist uns seitdem über den Kopf gewachsen, und ein französischer Kaiser hat ganz Deutschland erobert, Deutschland, was zu keiner Zeit vorher jemals erobert worden war. Rußland, das noch vor zweihundert Jahren fast unbekannt war, ist zu einer so kolossalen Macht angewachsen, daß es uns noch leichter, als kleine Anhängsel seiner westlichen Grenzverschlingen zu können scheint. Wie nahe lag im Jahr 1808 eine Theilung Deutschlands zwischen Frankreich und Rußland. Und wir sind seitdem nicht so stark, noch jene Mächte so schwach geworden, daß wir über Besorgnisse lächeln könnten, die uns erst vor dreißig Jahren so schwer ängstigten. Wirkt nun auch das alte Phlegma in uns nach und sieht man Viele sich wieder der Sorglosigkeit und dem Glauben an die Unzerstörlichkeit Deutschlands hingeben, so ist doch kein Zweifel, daß die Größe

Digitized by Google

der Gefahr, sobald sie wirklich einträte, Wunder wirken, daß der Kampf um unsre politische Existenz zu großartigen Entschließungen und Maßregeln führen und Dinge möglich machen würde, deren Unerreichbarkeit in gewöhnlichen Ruhezeiten manchen redlich warnenden Patrioten bitter kränken mußte. Denn viel größer würde die Gefahr seyn, als je zuvor, und man würde mit den gewöhnlichen Mitteln so wenig ausreichen, daß die, welche es versuchten, die ersten Opfer ihrer Unfähigkeit seyn würden. Eine getheilte Nation kann zwischen zwei energisch koncentrirten Nationen in die Mitte genommen, früher oder später der Alternative nicht entgehen, entweder unterjocht zu werden, oder sofern ihr noch Lebenskraft inwohnt, sich ebenfalls zu koncentriren. Aber so gewiß der Kampf auf Leben und Tod, den die Deutschen noch einmal mit Welschen und Slaven auszufechten haben werden, uns zwingen wird, die Nationalvertretung einzuführen, so gewiß scheint es auch, daß wir ohne einen solchen Zwang nicht dazu gelangen und eben politisch fortvegetiren und uns im Kleinen streiten und ärgern werden wie bisher, bis die große Noth da ist.

Lyrische Dichtkunst.

Dante Alighieris lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Ein schönes Werk, das jeder Freund der Poesie besitzen sollte. Dantes Milde, die sich auch in seinem erhabenen Gedicht von Hölle und Himmel nicht verläugnet, tritt in seinen lyrischen Dichtungen ausschließlich und mit unnachahmlichem Reiz hervor. Diese Dichtungen sind: das neue Leben, welches die Klagen um seine Jugendgeliebte, die durch ihn weltberühmte Beatrice enthält; Canzonen, Balladen und Sonnette, worin er jener ersten Liebe nicht treu bleibt, sondern für fremde Schönheit glüht; einige wenige Epigramme; Bußpsalmen und Glauben in Reimen; endlich Eklogen oder ein poetischer Briefwechsel Dantes mit Johannes de Virgilio, ein interessantes Mittelglied zwischen Theokrit und Virgil einer- und der spätern italienisch-spanisch-französischen Schäferpoesie andererseits.

Die schöne Beatrice, welche — wie Uhland so herrlich geschildert hat — Dante schon im neunten Jahre liebte, wird in so süßen Klagen von ihm betrauert, daß die Poesie kaum etwas Aehnliches von so tiefer und zarter Wehmuth kennt. Amor meldet ihm ihren Tod, indem er ihm sein Herz zurückbringt:

Nachdenklich reitend vor nicht langer Zeit,
Weit ich die Fahrt nur ungern unternommen,
Gewahrt' ich Amor mit entgegenkommen,
Den Leib umhüllt mit leichtem Pilgerkleid.
Sein Aeußer's bezeugte Dürftigkeit,
Als ob man seine Herrschaft ihm genommen,
Und seufzend schritt er weiter und bekommen,
Gedäucht, als wär' ihm jeder Aufblick leid.
Als er mich sah, rief er mich namentlich,
Und sprach: „Aus weiter Ferne komm' ich her,
Wo sich dein Herz befand auf mein Verfügen.
Nimm's, daß es dir gewähre neu Vergnügen!" —
Darauf ward ich von ihm erfüllt so sehr,
Daß er, ich weiß nicht wie, von hinnen wich.

In der Erinnerung an die Geliebte, wie sie noch lebte und alles mit ihrem Anblick beglückte, liegt eine seltene Innigkeit des Gefühls und ein Schönheitssinn, wie er nur im Schatten der Lorbeern gefunden wird:

Mit solcher Huld und Anmuth ist geschmücket
Madonna, daß, wem Sie sich grüßend neigt,
Deß Zunge plötzlich stockt und zitternd schweigt,
Und kaum empor zu Ihr sein Auge blicket.
Vernimmt Sie Lobeswort' Ihr nachgeschicket,
So flieht Sie, der an Demuth keine gleicht.
Wohl scheint's, daß Sie vom Himmel niedersteigt
Ein Wunder, das die Seligen entzücket.
So zauberisch ist Ihrer Augen Licht,
Daß in das Herz draus eine Süße quillet,
Die nicht begreifet, wer sie nicht erlebet.
Herab von ihrem Antlitz, scheint es, schwebet
Ein milder Geist, von Amors Huld erfüllet,
Der: Seufze! zu der Seel' im Weggehn spricht.

Vollkommne höchste Wonne siehet walten,
Der in der Frauen Schar die meine sieht;
Und die da mit Ihr wandeln, sind gehalten
Zu preisen Gottes Gnade dankerglüht.
Es hat Ihr Reiz so seltene Gewalten,
Daß aus der Frauen Brust der Neid entflieht,
Daß jede deren, die zu Ihr sich halten,
Der Treue, Lieb' und Anmuth Schmuck umblüht.
Ihr Anblick läßt demüthig Alles werden,
Nicht auf Sie selbst bloß Ruhm und Ehre lenkend,
Nein, nur durch Sie scheint jedes Ding geweiht.

Digitized by Google

Und so voll holdem Reiz sind die Geberden,
Daß Jeglicher, der holden Frau gedenkend,
Erseufzen muß durch Amors Süßigkeit.

Doch in den meisten dieser Dichtungen scheint die Klarheit des Dichteraug es sich durch Thränen zu trüben und er schmilzt in Wehmuth hin:

Es ließ den schönen Leib, der Sie umflossen,
Die holde Seel' in lichter Anmuth Schein,
Die hoch nun thront auf würdigem Gebiete.
Wer, Ihrer denkend, Thränen nicht vergossen,
Ist arggesinnt und hat ein Herz von Stein,
Daß nie bewohnen kann ein Geist der Güte;
Wie auch kein niedres Herz so hoch erglühte,
Ihr Bildniß sich zu denken, auch nur schwach,
So daß auch Solchem keine Thrän' entquillet.
Doch Gram und Schwermuth fället
Und Thränenängstigung und Seufzerach
Die Seel', und trostlos bleibt sie schmerzumhüllet.
Die in Gedanken manches Mal erwogen,
Wie Sie gewesen, wie uns nun entzogen.

Die Seufzer machen mir die Brust so enge,
Wann der Gedank' in meinem trüben Muth
Mir Jene zeigt, die mir das Herz zertheilet;
Und oft, wenn Grabgedanken ich nachhänge,
Durchflammt mich solcher Sehnsucht süße Gluth,
Daß meinen Wangen alle Farb' enteilet.
Wenn dann die Phantasie mich fesselnd weilet,
Fällt mich solch Weh von allen Seiten an,
Daß ich in meinem innern Schmerz vergage,
Und daß in solcher Lage
Ich mich verberg' aus Scham vor Jedermann.
Dann sprech' ich, wenn ich einsam wein' und klage:
„O Beatrice, hat dich Tod umfangen?"
Und auf den Ruf gleich lindert Sie mein Bangen.

Des Weinens Schmerz, der Seufzer angstvoll Beben
Sprengt, wenn ich einsam bin, mir fast die Brust,
Daß Jeden, der es sähe, Mitleid anätte.
Und wie seitdem beschaffen war mein Leben,
Daß sich Madonna schwang zu höherer Lust,
Nicht eine Zunge gibt's, die das erzählte.
Drum, Fraun, wenn's auch an Willen mir nicht fehlte,
Könnt' ich doch nicht bezeichnen, wie ich bin;
So hat des Lebens Drangsal mich gebeuget,
Und mich zur Gruft geneiget,
Daß Jeder, bänet mich, sagt: „Du bist dahin!"
Weil schon im Antlitz sich der Tod mir zeiget.
Doch wenn Madonna sieht, wie mir geschahe,
So ist Sie, hoff' ich, noch mit Trost mir nahe.

Die andern zahlreichen Dichtungen sind ebenfalls zum größten Theile vom lieblichsten Hauche der Poesie und von einer ganz eigenthümlichen zärtlichen Wärme durchglüht; doch findet sich auch manches minder ansprechende dabei. Namentlich vermögen solche, in denen auf etwas scholastische Weise allegorisirt wird, der Gegenwart kaum mehr zu gefallen. Und selbst die neue Liebe, der sich der große Dichter hingibt, nimmt minder für, als gegen ihn ein. Wir würden es lieber sehen, wenn er nur seine himmliche Beatrice besungen hätte. Gibt es unter den Dichtern sentimentale Don Juans genug, die einen ganzen Damenaddreßkalender an die Ueberschriften ihrer Gedichte vertheilen, so ist dieß doch ein etwas leicht wiegendes Geschlecht, mit dem auch nur entfernt in Berührung zu kommen, eine Entheiligung des großen Dante scheint. Allein wir werden, indem wir den Ideengang des Dichters verfolgen, zu unsrer Beschämung inne, daß wir ihn mißverstanden. Die Dame, über die er die Klagen um seine erste Geliebte vergißt, ist, wie er zu verstehen gibt, nicht ein gewöhnliches Weib, sondern die Weisheit. Ja seine Beatrice selbst verklärt sich zu einem mystischen Begriff und geht auch so in seiner göttlichen Comedie in die himmlischen Allegorien über.

Wie seltsam diese Verbindung von abstrakter scholastischer Allegorie und wärmster Malerei des Lebendigen bei Dante ist, davon gibt die vierzehnte Canzone den schlagendsten Beweis, die höchst malerisch, aber zugleich so dunkel ist, daß der Herausgeber gesteht, er habe ihren Sinn nicht enträthseln und den bisher versuchten Erklärungen nicht beipflichten können.

Vieles übrigens, was dem Dante zugeschrieben wurde, ist nicht von ihm, und Herr Witte hat eben so viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn aufgewendet, um im zweiten Theile, der den kritischen Commentar enthält, das Echte vom Unechten zu scheiden und über alle mitgetheilten Gedichte den Leser aufs vollkommenste zu verständigen, so weit es irgend die Entfernung der Zeit und die oft absichtliche Dunkelheit der Bilder erlaubt haben. Dieser neue treffliche Commentar zu Dante, wie der von Regis zu Rabelais, beweist wieder, wie tief die Deutschen in die Literatur anderer Völker einzudringen wissen und in dieser Allseitigkeit der Bildung einen Vorzug vor allen andern Nationen behaupten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. August 1842.

Botanik.

Die Modepflanzen unserer Zeit. Zweites Bändchen. Die Rosen. Ihre Beschreibung, Kultur und Vermehrung. Mit besonderer Rücksicht für Privatliebhaber herausgegeben von W. Neubert, Sekretär des landwirthschaftlichen Vereins in Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Das erste Bändchen dieses anziehenden Werkes enthielt die Camellien und Cactus. Hier folgen die Rosen. Ueber die Königin der Blume ist schon ungemein viel geschrieben worden. Zuletzt hat der Freiherr von Biedenfeld eine sehr ausführliche Monographie derselben herausgegeben. Herr Neubert hat sich alles unpraktischen Details enthalten, sowohl was die wissenschaftliche Klassifikation der tausend Rosenarten, als was die mehr als tausendfachen poetischen Beziehungen der Rosen betrifft, und sich darauf beschränkt, den hohen ästhetischen Werth und die interessante Geschichte der Rosen, so wie auch ihre noch nicht einmal überall conforme, sondern von den Systematikern verschieden angeordnete Klassifikation nur kurz anzudeuten, desto ausführlicher aber die Zucht und Pflege dieser schönen Blumen zu besprechen und dadurch den Gartenbesitzern und Blumenfreunden praktische Rathschläge an die Hand zu geben.

Wir theilen hier die kurze Uebersicht über die Rosengeographie mit, worin besonders die neueste Thätigkeit der französischen Rosenkünstler hervorgehoben wird: „Die Rose scheint über die ganze Erde verbreitet zu seyn, denn man hat in den meisten Ländern ursprüngliche Sorten entdeckt. Früher glaubte man, die Rose gehöre bloß gemäßigten Ländern an, zwischen dem 20sten bis 70sten Grad der nördlichen Breite. Man hat aber bis um 75sten Grad in Nordamerika die Rosa blanda gefunden. Einige Grade südlicher kommt die Rosa rapa vor. Je mehr südlich, desto mehr Sorten finden sich. Unter dem 40sten Grade finden wir die Rosa diffusa, parviflora, stricta, rubifolia. Um einige Grade südlicher die Rosa setigera, laevigata. Unter dem 20sten Grade finden sich wieder mehrere Sorten, worunter die berühmte Rosa Montezuma. Daß in den noch wenig erforschten Ländern von Nordamerika noch eine größere Zahl bis jetzt unbekannter Arten gefunden werden, ist nicht zu bezweifeln. Aus Südamerika besitzen wir noch keine Rose, dieß mag aber mehr an der wenigen Bekanntschaft mit jenen Ländern gelegen seyn, als an einem Mangel an Rosen. Asien brachte uns zu verschiedenen Zeiten aus den verschiedensten Gegenden eine Menge Rosen, worunter die prachtvollsten Varietäten gehören. Zwischen dem 60sten und 70sten Grade kommt die Rosa grandiflora vor, die caucasea, rubella, acicularis, kamtschatica. Vom 60sten bis zum 40sten Grade folgen in verschiedenen Ländern Asiens die Sorten pulverulenta, centifolia, sulphurea, rugosa; weiter südlich die arborea, berberifolia. Unter dem 30sten Grade kommen die schönen semperflorens, sinensis, multiflora, banksia, microphylla, damascena. Weiter südlich zum 20sten Grade die sericea, macrophylla, Lyellii, Brunonii. Vom 20sten Grade immer mehr südlich die involucrata, alba, spinosissima, nebst den auch weiter nördlich vorkommenden semperflorens und thea Arten. Afrika bringt uns aus seinen nördlichen Ländern die moschata; aus dem heißen Abyssinien die abyssinica. Unser Welttheil, Europa, liefert gleichfalls eine Menge Rosen. Island, unter dem 65sten Grad besitzt die rubiginosa. Lappland die majalis. Schweden und Norwegen gleichfalls die majalis und rubella. Im Norden von Europa vom 60sten bis zum 50sten Grade findet sich in vielen Gegenden die rubiginosa, majalis, cinnamomea. England besitzt unter andern im nördlichen Europa vorkommenden Arten die involuta, sabini, villosa, canina, hibernica. Vom 50sten Grade südlicher

Digitized by Google

findet sich die turbinata, arvensis. Die Alpenketten besitzen den ihr eigenthümlichen Strauch der alpina, rubifolia. In den südlichen Ländern Europas die glutinosa, poliniana, moschata, hispanica, spinosissima, parvifolia, gallica. Fast in ganz Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, finden wir die Rosa canina, welche von den Gärtnern vorzugsweise als Unterlage zum Veredeln benützt wird."

„Die Kreuzfahrer brachten von ihren Zügen eine Rose aus Damaskus mit, welche daher jetzt noch den Namen damascena führt, und die Stammmutter vieler prächtigen Varietäten ist. Als die Quelle künstlich erzielter Rosen ist vor allen Ländern Frankreich zu nennen. England feiert zwar in neuerer Zeit die meisten und höchsten Triumphe in der Kunstgärtnerei, allein die Ehre, die meisten und schönsten Sorten Rosen hervorgebracht zu haben, hat es Frankreich noch nicht verdunkeln können. Eigenthümlich ist es, daß viele in Frankreich erzielte Sorten in England zu einer weit höheren Vollkommenheit kommen. Ob das Klima, der Boden oder die Behandlung dieß bewirken, ist schwer zu unterscheiden. Ein Grund, daß Frankreich in der Rosenkultur schon so vieles geleistet hat, und immer noch leistet, mag darin liegen, daß in Frankreich die Blumenliebhaberei sich überhaupt mehr auf Gartenpflanzen zieht, mithin der Gärtner sich auf weniger Pflanzenarten beschränkt sieht, denen er seine volle Aufmerksamkeit zuwenden kann, während sich in England die Liebhaberei weit mehr als in irgend einem andern Lande mit Topfpflanzen beschäftigt, und in diesem Fache auch unstreitig alle andere Länder überflügelt hat. Frankreich zählt unter seinen Großen mehrere besondere Günstlinge der Rosen, welche besondere Anlagen für dieselben errichten ließen. Die Rosensammlung des Luxemburg Gartens behauptete bald einen ausgedehnten Ruhm, und ist der Stammort vieler ausgezeichneten Varietäten. In diesem Garten werden nicht viel weniger als 2000 Sorten kultivirt, von denen aber viele nicht in den Rang eigentlicher Zierpflanzen gehören. Unter den Pariser Rosenzüchtern steht der Name Roisette in gutem Andenken bei allen Rosenliebhabern, durch eine sehr hübsche Rosenart, welche seinen Namen führt. Er gab diesen Namen der reichblühenden Sorte zu Ehren seines Bruders, von welchem er dieselbe aus Nordamerika erhielt. Die Namen Cels, Soulange-Bodin, Laffay, Vibert, Vourlasit, sind gleichfalls mit Auszeichnung zu nennen. Die Verbreitung neuerer und älterer Sorten wird von französischen Gärtnern mit ungeheurer Schnelligkeit betrieben, denn es gibt Gärtner, welche jährlich mehr als 30,000 Wildlinge veredeln und in Umlauf bringen. Die Engländer eilen weit weniger, ihre Neuigkeiten unter das Publikum zu bringen. — Für Süddeutschland bildet die Gärtnerei der Gebrüder Baumann in Bollweiler im Elsaß einen Hauptübergangspunkt der Erzeugnisse französischer Gartenkunst."

Der ausführlichere Theil, der von der Kultur der Rosen handelt (der Erde, dem Versetzen, dem Begießen, dem Standpunkt, der Ueberwinterung, dem Treiben, der Vermehrung und den Feinden der Rosen) ist eben so klar und faßlich geschrieben und wird das kleine Buch jedem, der Rosen zieht, von wahrem Nutzen seyn.

Rechtsgeschichte.

1) Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von H. Leo. Halle, Anton, 1842.

Der Verfasser ist sehr fleißig. Schon wieder ein neues Buch von ihm und zwar eines reichen und gelehrten Inhalts. Es würde für das Publikum unsrer Blätter zu gelehrt erscheinen, wenn es nicht eine allgemein interessante Seite darböte. Herr Leo sieht nämlich in den ländlichen Verhältnissen der Angelsachsen den Typus deutschen Volkslebens überhaupt. Es sind durchgreifend patriarchalische Verhältnisse. Wie sich die Familiengenossen und leibeigenen Knechte verhalten zum Gutsherrn, so ungefähr wieder die Freien zu dem freiwillig gewählten Schutz- und Dienstherrn, so die Gefolge zu ihrem Brodherrn, so die Edeln selbst zum Könige. Herr Leo zieht daraus S. 149 den Schluß, es sey Niemand herrenlos gewesen, als der König, und er steht darin S. 217 eine Uebertragung und Mittheilung der Rechte und Gewalten von oben, die vollkommen der uralten Emanationslehre des Orients entspricht. Unten Nacht, Knechtschaft, Rechts- und Willenlosigkeit, Besitzlosigkeit. Oben Licht, Freiheit, Recht, Willen, Besitz, der sich nach unten mittheilt und ausbreitet, jedoch bedingungsweise, wie Licht allmählig in der Farbendämmerung sich abstuft. Herr Leo fügt S. 218 hinzu: „Dieß ist die unverwüstliche Grundlage, die angeborne Grundlage deutschen politischen Denkens, und wie sie, nachdem sie von fremden, römischen Elementen zum Theil gestört und gebrochen war, sich doch im Lebenssystem des Mittelalters von Neuem aufbaute und aus der Wurzel neue, kräftige Schossen trieb, so wird auch die neuere Verwüstung, die durch romanische Einflüsse über sie gebrecht ist, nicht hindern, daß sie abermals siegreich in neuer Gestalt über alles herangebrachte Fremde, Antike sowohl als Moderne, überwachse."

Digitized by Google

Es thut uns leid, daß er die Sache so sehr einseitig auffaßt. Allerdings durchdrang das Privatleben aller altgermanischen Stämme eine strenge und patriarchalische Unterordnung. Je mehr die Stämme und Familien von einander unabhängig, einander entgegengesetzt und feindlich waren, um so mehr mußten sie im Innern Einigkeit, Zucht und Ordnung wahren. Daß dabei ein patriarchalischer Zug der Natur mitgewirkt habe, ist sehr wahrscheinlich, obgleich die Deutschen sich dadurch nicht allein ausgezeichnet haben, denn wo wir keine große politische Einheit und nur Horden, Clans ꝛc. finden, da fehlt auch nie jener patriarchalische Zug (z. B. bei Arabern, Schotten, Tataren). Weit ausgezeichneter waren die alten Deutschen durch etwas Anderes, worauf Herr Leo einen gar zu geringen Werth legt, ja was er wesentlich ignorirt, nämlich durch die Beschränkung jeder Gewalt, die es ihnen beliebte, gemeinschaftlich über sich zu erkennen. Von einem Emanationssystem, wie es Herr Leo im Sinn hat, war gewiß im alten Deutschland nie die Rede. Die freien Familien und Stämme verbanden sich nur aus Noth oder aus einem andern dringenden Interesse, sehr häufig nur auf kurze Zeit und für einen gelegentlichen Zweck. In allen solchen Fällen wählten sie das Haupt, das am besten im Stande war, alle Glieder zusammenzuhalten und den beabsichtigten Zweck zu erreichen; aber sie beschränkten die Macht dieses Hauptes. Seine Macht beruhte auf der Anerkennung von unten, es war eine Emanation von unten, genau das Gegentheil von dem, was Herr Leo meint. Kein Stammes- oder Familienhaupt gab seine und seines Stammes Rechte auf, indem er in eine weitere Verbindung trat. Das ist das charakteristische Element des germanischen Staatslebens. Bei andern Völkern vereinigten sich die einzelnen Horden nie oder wurden nur mit Gewalt durch einen großen Eroberer zusammengetrieben, wie in Arabien, in der Tatarei. Wieder bei andern Völkern gab es gar keine vereinzelten Stämme und Familien, sondern sie waren alle in gleicher Knechtschaft zusammengestoßen oder nach Ständen in große Massen getheilt, wie in China und Indien. Nur bei den alten Griechen, in noch weit höherem Maaß aber bei den alten Deutschen finden wir freie Sippen freiwillig einen Staatsvertrag eingehen. Bei den alten Griechen wurde der patriarchalische Naturstaat bald durch den künstlichen Staat verschlungen. In Deutschland aber behauptete er sich neben und in dem künstlichen Staatsvereine. Dadurch allein entstand jenes kunstreiche Gebäude, das Herr Leo wahrlich schlecht lobt, wenn er es nur für ein Emanationssystem von oben ausgibt. Es spielten darin alle Kräfte, von oben wie von unten wirkend, harmonisch in einander. Ein Emanationssystem, wie es Herr Leo meint, war das der römischen Kirche, aber nie und nimmer das des deutschen Staates. Wie viele Mühe man sich auch im Mittelalter gab, das Lehnswesen in diesem römischen Sinn lediglich zu Gunsten der Gewalt von oben umzudeuten; die Betheiligten haben diese einseitige Auslegung doch nie geduldet und Lehnsherr und Lehnsträger standen immer nur im Vertrage. Das, was von den ältesten Zeiten bis auf die neueste durch unsere ganze Geschichte hindurchgeht, ist immer und immer wieder der freie Vertrag, theils der freiwillige vertragsmäßige Dienst, theils die Genossenschaft mit gleichen Rechten und Pflichten. Das ist es, was die deutsche Reichsverfassung, ehe sie zu Grunde ging, zu einem so wunderbaren und einzigen Kunstwerk gemacht hat. Nicht nur vom Kaiser herab gliederte sich die emanirende Berechtigung, sondern auch bis zum Kaiser hinauf die Verpflichtung. Auf jeder Stufe der Gliederung begegnen uns freie Genossenschaften bis unmittelbar unter den Thron des Kaisers (die Kurfürsten), und wenn auch alles unter dem Kaiser dient, so ist dieser Dienst doch nur ein freiwilliger Ehrendienst, vertragsmäßig übernommen und an Bedingungen gebunden. Wenn man also sagen kann: Niemand sey herrenlos gewesen; so muß man auch hinzufügen: Niemand sey absoluter Herr gewesen. Und dieß war in den vorkaiserlichen Zeiten noch unzweifelhafter, als in denen des Kaiserthums selbst; denn früher dachte man noch nicht an die Uebertragung biblischer Vorstellungen und kirchlicher Maximen auf den Staat. Die Ansprüche an höchste Weltherrlichkeit und unmittelbar von Gott selbst verliehene absolute Machtvollkommenheit sind alle neuern Datums. Ohne das Beispiel der römischen Kirche und des römischen Rechts würden die Deutschen nie darauf verfallen seyn. Da nun aber diese Beispiele gerade von denen befolgt worden sind, welche die deutsche Reichsverfassung zerrütten haben, da das einseitige Emaniren von oben eine Zeitlang zu fast ausschließlicher Geltung gelangt ist, so hatte Herr Leo, indem er die Hoffnung ausspricht, die gesunde deutsche Natur werde alles Fremdartige, das ihr aufgedrungen wurde, wieder ausstoßen, auch jenes Emanationssystem in seiner schroffen Einseitigkeit nicht als etwas ursprünglich Deutsches rühmen, sondern die Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten, die Auferbauung der Gewalt von unten in ihrer Entstehung und Entwicklung im deutschen Gemeindewesen nachweisen sollen.

2) Hessische Rechtsgewohnheiten, gesammelt von Dr. Karl Sternberg. Erstes Heft. Frankfurt a. M., Schmerber, 1842.

In diesem ersten Hefte wird von den alten Ma[illegible]kungen gehandelt. In Oberhessen hatte damals das

Digitized by Google

deutsche Gemeindeeigenthum eine große Bedeutung. „Der sogenannte Gemeindenutzen erstreckte sich über den ganzen, zu der Gemarkung gehörigen, nicht im Eigenthume Einzelner befindlichen Grund und Boden, insbesondere über Wald und Hute. Der Gemeindenutzen war nun die Grundlage des ganzen Kommunalverhältnisses. Wer nämlich einen sogenannten Gemeindenutzen hatte, der war Gemeindsmann, der Gemeindsmann aber hatte Sitz und Stimme in der Gemeindeversammlung, mit anderen Worten, er war Vollbürger; wer den Gemeindenutzen aber nicht hatte, war ein Beisitzer. Der Gemeindenutzen, deren herkömmlich immer eine bestimmte Anzahl bestand, war nun aber für jeden, der ihn besaß, ein nach Willkür veräußerliches Objekt. Fanden nun Veräußerungen statt, so war der Erwerber Gemeindsmann, der Veräußerer aber ein Beisitzer; mit anderen Worten, man erlangte die Eigenschaft als Gemeindsmann durch den Ankauf eines Gemeindenutzens. — Fassen wir nun das Verhältniß aus dem juristischen Standpunkte in das Auge, so ist zunächst so viel gewiß, daß der sogenannte Gemeindenutzen hier nicht, in dem gewöhnlichen Sinne, ein Ausfluß des Bürgerrechts, eine Frucht desselben, sondern vielmehr das zeugende Prinzip selbst war. Durch den Erwerb eines Gemeindenutzens ward man Gemeindsmann."

In dieses merkwürdige alte Verhältniß hat nun erst die neueste Gesetzgebung zerstörend eingegriffen und dadurch unzählige Prozesse veranlaßt: „Die neue Gemeindeordnung vom 23. Oktober 1834 reißt nun das ganze politische Gebäude ein; an die Stelle der Gemeindsleute unter ihrem Greben tritt eine auf rein politischem Grunde ruhende Ortsbürgerschaft, unter ihrem Ortsbürgermeister; selbst von den Beisitzern ist nur der Name übrig geblieben. Am einfachsten würde man nun folgendergestalt die Sache auflösen: Die Gemeindeordnung hat dem Verhältnisse seine politische Bedeutung genommen; es bleibt mithin lediglich der privatrechtliche Theil desselben übrig; es ist dasselbe als deutsches Gesammteigenthum zu behandeln, und, was insbesondere die darunter begriffenen Waldungen angeht, die für Märkerschaften bestehenden Vorschriften (cf. Edikt vom 29. Juni 1821 §. 132. — Staats-Min.-Ausschreiben vom 28. Aug. 1824) gemäß zu verfahren. — Aber hier zeigt sich nun, wie eng die politische Seite des Verhältnisses mit der privatrechtlichen verknüpft war; es zeigt sich, daß das ganze Verhältniß eine kompakte, gar nicht aufzulösende Masse bildete. Zunächst tritt dieses scharf hervor in finanzieller Hinsicht. Es war nämlich, da die alten Gemeindsleute gerade die Vollbürgerschaft bildeten, ganz natürlich, daß diese früher die Gemeinde unterhielten, während jeder Andere nur die gewöhnlichen Beisitzerabgaben zahlte, die theils in einem Schutzgelde (Beisitzergelde) oder einer kleinen Abgabe für das Mithüten des Viehes auf den Gemeindehuten oder Holen von Leseholz aus den Waldungen bestand. Wie hätten nun solchergestalt aber die Unterhaltungskosten der Gemeinde einfacher aufgebracht werden können, als dadurch, daß man gleich das Nöthige aus dem Ertrage des Gesammteigenthums entnahm! Wo daher nur irgend ein Gemeindenutzen von Bedeutung war, da sind Umlagen, deren die Gemeindeordnung §. 77 gedenkt, gar nicht herkömmlich gewesen; es wurde das Nöthige aus dem Gesammteigenthum bestritten und Abgaben zahlten nur die Beisitzer. Eben deßhalb wurden Schulden ohne Weiteres auf das Gesammteigenthum radizirt; aber diese Schulden waren ihrer Natur nach wieder theils solche, welche zum Vortheile der Gesammteigenthümer gereichten, wie z. B. Kapitale, womit einzelne Gemeindenutzen angekauft wurden, um dadurch die Zahl der Theilhaber zu verringern und solchergestalt die Antheile selbst zu vergrößern, theils solche, welche zum Besten der politischen Gemeinde gereichten, als Kriegsschulden und dergl.

Wie soll das nun jetzt werden?

Sollen

1) die neuen Ortsbürger noch Beisitzergeld bezahlen?

2) Sollen sie beisteuern zu den gewöhnlichen Gemeindelasten, insbesondere auch zu den Schulden?

3) Welcher Vertheilungsfuß ist hier zu beobachten, wo es an einem festen Herkommen fehlt? der Kontributionsfuß oder der der Mannschaft?

4) Kann noch ferner ein Zuschuß aus dem Gesammteigenthume verlangt werden?

5) Erlangen insbesondere die neuen Ortsbürger, nachdem sie die Genossenschaft in der Gemeinde erhalten, Theil daran? oder bleibt

6) das Gesammteigenthum den alten Gemeindsleuten? ꝛc.

Alle diese Fragen setzen den Laien wie den Sachkundigen in Bewegung; alle sind bereits in prozessualischem Treffen und die Streitigkeiten befinden sich in den verschiedenartigsten Lagen."

Gewiß ein interessanter Fall, der aufs Neue beweist, daß man vorsichtiger seyn sollte, altes deutsches Recht umzustürzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. August 1842.

Geschichte.

Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Von Karl Heinrich Hermes. In zwei Bänden. Erster Band. Braunschweig, Westermann, 1841. gr. 8.

Dieses Geschichtswerk kündigt sich als eine Fortsetzung der allgemeinen Geschichte von Rotteck an, was Dr. Hermann v. Rotteck, des Verewigten Sohn, der selbst eine Fortsetzung der Geschichte seines Vaters unternimmt, für eine unbefugte Usurpation erklärt hat. Dr. Hermes hat ohne Zweifel Recht, wenn er sich für eben so gut berufen hält, eine Geschichte in Rottecks Sinn zu schreiben, wie irgend ein Anderer. Der Name eines Autors ist nicht die Firma eines Ladens, in dem der Erbe zu verkaufen fortfährt. Aber wir billigen doch nicht, daß Dr. Hermes sich Rottecks Namen bedient hat. Wir müssen gestehen, daß gerade das, was in dieser Beziehung für die Menge eine Empfehlung ist, es für uns niemals war, noch seyn wird. Wenn man selbst Kenntniß und Geist genug besitzt, um eine Geschichte zu schreiben, soll man es einfach und ganz unter eignem Namen thun und nie, auch nur entfernt sich durch einen fremden empfehlen wollen. Bescheidenheit ist gewiß eine große Autortugend, zumal in unsern Tagen, aber wenn man sich einem fremden Namen unterordnet, darf derselbe wenigstens nicht als Aushängeschild gebraucht werden.

Das Werk ist so verständig und anziehend geschrieben, daß es keinerlei Empfehlung bedurfte, als die in seinem eignen Werthe liegt. Wer nicht irgend einer extremen Meinung huldigt, wird es gewiß mit Befriedigung und Vergnügen lesen. Es spricht sich mit vollkommener Ruhe über die Zeit aus, die uns zuletzt vorübergegangen ist, und doch verräth in dieser Ruhe eine gewisse Wärme, daß des Verfassers Jugend- und Mannesalter tief bewegt worden ist von den Schicksalen jener Zeit.

Er beginnt mit der heiligen Allianz und stellt die Grundsätze dieser Verbindung als ein Ideal in den Vordergrund seines Werkes, um darnach die Realitäten abzumessen, welche die Geschichte der nächsten Jahrzehnte uns vorübergeführt hat. Man könnte dieß für eine tiefe Ironie halten, aber sie braucht nicht in der Absicht des Geschichtschreibers gelegen zu haben, sie liegt in der Geschichte selbst. „Zum ersten Male, seit die geschichtliche Entwicklung der Menschheit begonnen hat, war von den Mächtigen der Erde in feierlichem Vertrage der Grundsatz ausgesprochen worden, daß Friede und Freundschaft unter den Völkern bestehen, daß die ganze europäische Menschheit, so weit sie die Grundbedingungen christlicher Bildung in sich aufgenommen, sich zu einem Bunde vereinen sollte, in dem Fürsten und Unterthanen als höchstes Gesetz die gleiche Verpflichtung gegenseitigen brüderlichen Wohlwollens aufgelegt wurde. Wenn es möglich gewesen wäre, den Plan des Bundes in dem Geiste, in dem derselbe entworfen war, zur Ausführung zu bringen, so würden die Träume der Dichter von einem goldenen Zeitalter sich verwirklicht haben, in dem es weder Streit noch Hader, weder Neid noch Groll mehr gegeben hätte, in dem die einzelnen Menschen wie die Völker, statt in ihren Bestrebungen einander feindlich entgegen zu treten, einander nach Kräften unterstützt und mit vereintem Bemühen ein gemeinschaftliches Ziel verfolgt hätten. Aber wie reizend sich ein solcher Zustand auch ausmalen läßt, so darf man doch nicht vergessen, daß derselbe ewig unerreichbar bleibt, weil die menschliche Natur ihrem Wesen nach unvollkommen ist, und weil daher Leidenschaft und Laster, Schwäche und Irrthum auf Erden immer ihr Reich behaupten werden.

Digitized by Google

Großes wäre schon dadurch gewonnen gewesen, wenn nur der äußere Friede unter den Staaten für die Zukunft gesichert und jedem Volke innerhalb seiner Grenzen ungestörte Freiheit der Bewegung gewährt worden wäre. Das Eine, wie das Andere lag offenbar in der Absicht der Fürsten; unglücklicherweise waren sie in einen Irrthum verfallen, der die reinsten und edelsten Absichten nothwendig vereiteln mußte. Sie hatten, in dem Bewußtseyn, daß sie selbst nur das Rechte und das Gute wollten, die oberste Entscheidung in allen Dingen ihrem persönlichen Gefühle vorbehalten, ohne zu bedenken, daß dieses bei jedem Menschen, wie hoch oder niedrig er gestellt seyn mag, durch zufällige Eindrücke und Erregungen bestimmt wird, von dem einen Aeußersten deßhalb nicht selten zum andern überspringt, und folglich auf keine Weise geeignet ist, zum Leitstern in der schwierigen Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu dienen. Die Herrschaft des persönlichen Gefühls, die der Vertrag des heiligen Bundes ankündigte, war nichts anders, als die unbeschränkte Selbstherrschaft, die durch den religiösen Anstrich kaum gemildert wurde, welchen die Frömmigkeit der Urheber ihr lieh. Die Fürsten traten daher mit sich selbst in Widerspruch, indem sie das Reich der Willkür wiederherstellten, auf welches sie während des Kampfes gegen die französische Gewaltherrschaft freiwillig verzichtet hatten."

Die Unterdrückung der patriotischen Stimmung in Deutschland ist sehr gut erzählt. Man merkt wohl, daß der Verfasser in jener Zeit gelebt hat und jene Verhältnisse sehr genau kennt. Auch hier knüpft sich wieder ein Zug seiner Ironie an. Hinterdrein nämlich hinter den schönen Schwarmereien der Jugend für Freiheit und Vaterland folgten die unsichtbaren Hepp-Hepp-Emeuten. Der Verfasser sieht nun darin nicht ohne die glücklichste Schalkhaftigkeit eine Abspiegelung der damals in höheren Regionen projektirten Adelskette in den niedrigsten Regionen. „Die niedrigste Klasse der christlichen Bevölkerungen, der es oft an dem Nothwendigsten fehlte, hatte in der alten Zeit doch immer noch den Trost gehabt, daß sie nicht den letzten Rang in der gesellschaftlichen Ordnung einnahm, da es Menschen gab, die, wenn sie auch mit Reichthümern überladen waren und sich durch wissenschaftliche Bildung oder Tugenden jeder Art auszeichneten, doch durch das Gesetz weit unter das rohefte bestellose Gesindel gestellt wurden. Man konnte es dem Pöbel daher kaum verdenken, daß er in der Gleichstellung der Juden mit den Christen und in jeder Annäherung zu einer solchen Gleichstellung eine Kränkung seines guten Rechtes sah; forderte doch der Adel seine alten Vorrechte zurück, warum hatte der Pöbel nicht dasselbe thun sollen?"

An solchen frappanten, immer aber anspruchslos angebrachten Gedanken ist das Buch nicht arm. Ueber den Rücktritt Preußens von der progressiven Richtung, die es 1813 und schon 1807 eingeschlagen, und über die Abhängigkeiten, in die es dadurch kam, über die Concessionen, die es dadurch gerade den Mächten machte, denen der Anwachs seiner Größe am wenigsten am Herzen liegt, drückt sich der Verfasser z. B. S. 250 zart zugleich und unumwunden aus.

Die Verhältnisse der übrigen europäischen Staaten werden mit eben so viel Klarheit als Urtheilsschärfe auseinandergesetzt. Der Ironie begegnen wir wieder hauptsächlich in der Darstellung der neapolitanischen Revolution. Dagegen macht es einen wahrhaft erhabenen Eindruck, wenn der Geschichtschreiber, nachdem er die Verhandlungen der zahlreichen europäischen Kongresse und die Niederlagen der Volksparteien in allen Ländern nach einander geschildert hat, der Darstellung plötzlich folgende Wendung gibt: „Nachdem auf der pyrenäischen Halbinsel, wie auf der Halbinsel des Apennins jede Spur einer freien geistigen Regung unterdrückt war, während die politische Entwicklung in Frankreich durch die Herrschaft der Ultra in ihre engsten Schranken zurückgedrängt, in Deutschland durch die Nachwirkungen der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußakte im Keime erstickt wurde, schien der Verwirklichung des schönen Traumes, mit dem die Stifter des heiligen Bundes sich trugen, — der allgemeinen Einführung eines patriarchalischen Regimentes, dem die Völker in Liebe, Treue und Unterwürfigkeit ergeben wären, — auf dem europäischen Festlande kein Hinderniß mehr entgegenzustehen. Der Krater der Revolution, der seine verheerenden Lavaströme von Neuem über Europa zu wälzen drohte, schien für immer verstopft; und die Gewaltigen wären von aller Sorge befreit gewesen, wenn ein Mann nicht den Muth gehabt hätte, ihren Bestrebungen entgegen zu treten. Das brittische Inselreich, welches durch seine ungeheuren Anstrengungen den endlichen Sieg über die französische Revolution allein möglich gemacht hatte, schloß sich dem Kampfe gegen das natürliche Gesetz der fortschreitenden Entwicklung, das nach der Herstellung des Weltfriedens in seine Rechte wieder eintrat, nicht an; der brittische Minister Canning sprach das große Wort, daß bürgerliche und religiöse Freiheit über die ganze Welt herrschen werde; * über Meere und Länder scholl der Wiederhall der kühnen Wahrsagung; und die Hoffnungen der Völker, niedergebeugt

* Liberty, civil and religious, all over the world! Cannings Toast auf dem Festmahle zu Harwich.

Digitized by Google

durch die Enttäuschungen der Gegenwart, richteten sich wieder auf in dem Vertrauen auf die Zukunft."

Warum übrigens der Verfasser die Königin von England, deren fatalen Prozeß er umständlich wiedererzählt, in seinen Schutz nimmt und als unschuldig rechtfertigt, begreifen wir kaum. Eine Dame, die ihre Würde so hintansetzte, war der Vertheidigung gewiß nicht würdig, welche sie gefunden hat. Man kann sich wohl erklären, wie es kam, daß sich damals die Opposition in England ihrer gegen die Tories annahm. Man muß auch zugeben, daß die brutale Art, mit der die Minister jene Dame vor Gericht zogen und ihre Schwächen ins grellste Licht setzten, eine Zurechtweisung verdiente. Aber heutzutage kann man jene Dame, die während des Prozesses selbst weit mehr Insolenz als gekränktes weibliches Gefühl zeigte, wohl nicht mehr eine Unschuldige und eine königliche Dulderin nennen.

Kriminalrechtspflege.

Das Unmoralische der Todesstrafe. Von Dr. Michael Petöcz. Leipzig, Brockhaus, 1841.

Herr Petöcz, der unlängst ein größeres Werk „Ansicht der Welt" herausgab, zu dem vorliegende Brochüre einen Anhang bilden soll, ist einer der beredtesten Bekämpfer der Todesstrafe. Wir glauben aber, er hat zu viel beweisen wollen, und sein Votum würde mehr Nachdruck haben, wenn er es mit weniger philosophischen Scheingründen unterstützt hätte. Die Lehre nämlich, die er sehr ausführlich entwickelt, daß nur der Geist sündige, Seele und Leib aber nie, und daß es mithin unverantwortlich sey, Seele und Leib, als immer Unschuldige, für die Sünde des Geistes leiden zu lassen, diese Lehre ist ein Sophisma, das niemals die Grundlage der Kriminaljustiz werden kann.

Etwas praktischer ist die Ansicht, die der Verfasser weiterhin entwickelt, daß der Geist nur durch Verblendung, beziehungsweise Geisteskrankheit oder Wahnsinn zum Verbrechen getrieben werde und demnach ärztlich behandelt und gebessert, nicht aber durch Tödtung des Leibes bestraft werden solle. Dieselbe Ansicht haben früher schon Andere, namentlich Groos, sehr gründlich und umständlich vertheidigt.

Dem Staate gesteht der Verfasser nur das Recht zu, den Verbrecher unschädlich zu machen, legt ihm aber zugleich die Pflicht auf, denselben zu bessern. Auch dieß haben alle Vertheidiger des Besserungssystems schon lange behauptet. Das göttliche Recht, das dem Staat übertragen worden sey, über Leben und Tod zu entscheiden, bestreitet der Verfasser und setzt ihm vor allem das göttliche Gebot: „du sollst nicht tödten" entgegen. Doch trifft Herr Petöcz wohl nicht den rechten Punkt, wenn er in der Anwendung der Todesstrafe nur den Ausdruck einer Rache sieht, welche die beleidigte Gesellschaft oder der Staat sich erlaube, und die immer unmoralisch sey. An Rache wird wohl in den seltensten Fällen gedacht. Selbst bei politischen Hinrichtungen in Schreckenszeiten ist das Motiv mehr Nothwehr und Parteiinteresse, als Rache.

Wie es uns scheint, kann die richterliche Gewalt der Todesstrafe als des letzten Zwangsmittels im äußersten Falle nicht entbehren und es gehört zur Kriminalpolitik, sie niemals aufzugeben. Wenn sie aber auch in langer Zeit nie in den Fall käme, von diesem äußersten Mittel Gebrauch machen zu müssen, so beruht schon ihre Autorität wesentlich auf dem Grundsatz, daß ihr das Recht über Leben und Tod zustehe. Dieses Recht allein bedingt den Ernst, der die richterliche Gewalt umschwebt.

Wenn wir die Philosopheme des Verfassers nicht für die geeigneten Mittel halten, seine menschenfreundliche Ansicht zu unterstützen, so müssen wir dagegen die Art und Weise, wie er die Gemüther durch schaudervolle Beispiele von Hinrichtungen erschüttert, für zu diesem Zweck sehr wohl berechnet erklären. Hören wir ihn selbst: „Zu Louisville wurde ein Mörder hingerichtet: wegen ungeschickter Vorrichtung ereignete es sich, daß beim Herabstürzen des Körpers der Hals nicht völlig gebrochen war. Die Agonie war lang und schrecklich, doch endlich hörten die Konvulsionen auf und der Leichnam gab kein Lebenszeichen mehr. Nachdem der Gerichtsarzt den eingetretenen Tod konstatirt hatte, wurde der Leichnam abgeschnitten und in ein nahes Haus gebracht, wo eine mächtige galvanische Säule zum Experimentiren in Bereitschaft war. Das elektrische Fluidum hatte kaum zu wirken begonnen, als der Leichnam in ein krampfhaftes Zittern gerieth, die Zuschauer bebten vor Entsetzen zurück, als er plötzlich auf dem Tisch, wo er ausgestreckt lag, sich aufrecht setzte und mit konvulsivischer Heftigkeit nach dem Hals langte, gleichsam um den Strick los zu machen. Mehrmal wiederholte er seine Anstrengungen, und zerkratzte sich mit den Nägeln den Hals: bald aber hörte er auf, als er zu bemerken schien, daß der Strick nicht mehr vorhanden sey. Die galvanische Säule wirkte noch immer. Der Leichnam stand auf, streckte die Arme aus,

Digitized by Google

öffnete die furchtbar mit Blut angelaufenen Augen, aus seinem Munde ertönte ein gräßliches Röcheln, dann hob sich seine Brust und athmete sehr laut. Die Zeugen dieses Auftrittes waren stumm vor Ueberraschung und Entsetzen; alle Augen waren auf den Leichnam gerichtet, der sich konvulsivisch bewegte. „Guter Gott, er lebt,“ rief einer der anwesenden Aerzte: das elektrische Fluidum wirkte immer mächtiger: plötzlich stürzte der Leichnam vom Tische herab, in einen Winkel des Saales, indem er die Metalldrähte zerriß, die ihn mit der galvanischen Säule in Verbindung brachten. Anfangs blieb er regungslos: bald aber glaubte ein Arzt einen leichten Pulsschlag wahrzunehmen. Man brachte eiligst das elektrische Instrument in Ordnung, als derselbe Arzt, der immer noch über ihm gebückt war, ausrief: „er lebt, er lebt und athmet.“ Er athmete wirklich drei Minuten lang, dann hörte jede Bewegung der Brust auf. Die Glieder zitterten leise. Der rechte Arm hob sich mehrmal in die Höhe. Ein Arzt zog fortwährend den Puls zu Rathe und bemerkte zu Zeiten schwache Pulsschläge. Ein an die Nasenlöcher gebrachtes Stück Spiegeglas wurde alsbald durch einen schwachen Hauch getrübt. „Er athmet,“ rief man auf's Neue: die Spannung verdoppelte sich. Bald wurde der Puls lebhafter. Das Athmen begann, die Augen öffneten sich wieder: es war ein schrecklicher Anblick, diese blutigen Augäpfel sich bewegen und von Zeit zu Zeit das Auge wie durch eine krampfhafte Bewegung schließen zu sehen. Nach fünf Minuten wurde das Athemholen lebhaft und rasch. Ein Arzt richtete nun einige Fragen an den Todten, aber nichts deutete an, daß er ihn begriffen oder auch nur gehört habe. Er warf seine Blicke umher, ohne daß er irgend etwas festhielt, oder etwas zu sehen schien. Man stach ihn mit einer Nadel in den Fuß: er zog ihn zurück und stieß einen Schrei aus, der einem Gelächter ähnlich war. Einer der Zuschauer faßte ihn bei den Schultern; er stand auf, ging zwei Schritte vorwärts und setzte sich in einen Lehnsessel. Diese Anstrengung schien ihn erschöpft zu haben; er stieß einen tiefen Seufzer aus, seine Muskeln erschlafften, der Athem stockte. Man ließ ihm Hirschhorngeist riechen und er erholte sich wieder mit allen Zeichen der Trunkenheit. Alsdann schien er sprechen zu wollen, brachte aber keinen verständlichen Laut heraus und schüttelte ungeduldig den Kopf. Die Aerzte erklärten, daß alle diese Symptome nicht bloß galvanische Zuckungen, sondern wirkliches Leben seyen. Einer von ihnen fügte hinzu, daß dieses Leben nur noch einige Minuten dauern würde, weil die Kongestion nach dem Gehirn schnelle Fortschritte mache. Es wurden die kräftigsten Mittel angewendet, um den Blutlauf zu regeln: die Wiederbelebung der Leiche wäre ein schöner Triumph der Wissenschaft gewesen; aber dieses Wunder sollte unvollendet bleiben: die Kopfadern schwollen allmählig an, die Augen waren nur noch zwei blutige Knollen, endlich nach einigen Minuten furchtbarer Agonie, war jedes Lebenszeichen verschwunden. Man nahm nun neue Experimente vor, welche zu merkwürdigen Erscheinungen führten. Viel zu früh; der Unglückliche war noch nicht scheintodt, nicht aber wirklich todt, und man experimentirte immer noch im wirklichen Lebendigen: — glaubt man denn, wie man mit einem Federstrich das Todesurtheil unterschreibt, daß zur Vernichtung des Lebens auch nur ein Schwertstreich hinreiche? Man sieht nun die sinnlich wahrnehmbare Agonie und die furchtbare Leiden des Sterbenden, wähnt dann, wenn sie nicht mehr sichtbar sind, wenn sie der Leidende nicht mehr kundmachen kann, daß sie auch nicht mehr vorhanden sind, daß sie schon ein Ende haben und der Unglückliche schon gestorben sey; zieht dann jubelnd, wie wenn die löblichste That verübt worden wäre, nach Hause, entfernt sich von dem unempfindlich scheinenden Klotz und überläßt ihn seinen noch viele Stunden dauernden, aber nur ihm fühlbaren, Andern nicht in die Augen fallenden Leiden: der sichtbaren Agonie folgt aber noch die unsichtbare nach: der Besammernswerthe, Scheintodtgewordene ist nur eingeschlafen und träumt nun erst noch seinen langen, schweren, furchtbaren Traum, in welchem er alle seine Leiden, aber nicht erträumte, sondern wirkliche Leiden fühlt, und bei allem seinem Streben, sich Hülfe und Linderung zu verschaffen, sich von ihnen doch nicht befreien kann, sogar weiß, daß er sich von ihnen nicht befreien könne; die Qualen der Todesstrafe also oft noch viele Stunden dauern, nachdem der Hingerichtete schon gestorben zu seyn scheint, die Hinrichtung also nicht in einer nur wenig Augenblicke dauernden qualvollen Ermordung besteht, sondern eine mehrere Stunden lang dauernde qualvolle Ermordung ist: — und nachdem nun dieses erwiesen ist, so ergeht die Frage an die Gesetzgeben und Richter: ist es die Absicht, durch die Hinrichtung den Unglücklichen durch viele Stunden lang dauernde furchtbare Qualen zu ermorden? Wenn die Gesetzgeber und Richter diese seine Stunden lang dauernde furchtbare Qualen sehen könnten, wie sie der Unglückliche fühlt, würden sie ungeachtet dessen doch hinrichten, doch die Todesstrafe verhängen?“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 17. August 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Epheuranken. Dichtungen von H. J. Fried. Zwei Bände. Landau, in Commission bei Haas, 1841.

Es wäre nicht das erste Beispiel, daß ein Maler zugleich Dichter ist. Der Verfasser gibt sich als einen sinnigen und gemüthreichen Dichter zu erkennen, der für seine Kunst begeistert ist, aber auch zugleich allen den Schmerz kennt, der „Künstlers Erdenwallen" zu begleiten pflegt. Er ist ferner der wärmste Freund und Lobpreiser seiner Heimath, der überrheinischen Pfalz und ein so guter Deutscher, daß mehr als eines seiner Lieder dem Ruhme des deutschen Volkes gewidmet oder zürnend dem habgierigen Nachbar hinter den Vogesen zugewendet ist, der das schöne Uferland des Rheins wieder rauben möchte. Zudem gibt sich in einer Menge von Gelegenheitsgedichten das treue Herz zu erkennen, das er für seine Freunde im Busen trägt.

Die Pfälzer Lieder machen den Anfang. Der Dichter freut sich, daß dem Lande sein alter Name (als des deutschen Reiches Pfalz) wieder gegeben worden ist. Er schildert seine Naturschönheiten, seine herrlichen Berge und Ruinen, seine reichen Thäler und blühenden Städte. Hier ein schönes Bild:

Dahns Felsen und Burgen.

Ueberwältigt von Gefühlen
Und der Urwelt mächt'gem Hauch,
Laßt uns lagern in den kühlen
Schatten, welchen Fels und Strauch,
Uns Erquickung mild zu geben,
Hier zusammen weben!

Schauet die erhab'nen Werke
In der Werkstatt der Natur;
Schaut der Vorzeit Macht und Stärke
Ihrer Menschen riesge Spur,
Die gewallt hier rauh in Sitte
Und mit eiserm Tritte.

Felsen wie mit Wuth entflohen
Aus der Erde dunkelm Schacht,
Scheinen rings um uns zu drohen
Wie Gespenster in der Nacht,
Höher sich und breit zu dehnen
Und der Grund zu dröhnen.

Doch, gleichwie die Prachtgestalten
Aus dem Süden in dem Eis
Nord'scher Nächte rasch erkalten,
Also zeigt sich dieser Kreis,
Aus der kalten Gruft gerasset,
Von der Gluth verglaset.

Und er stehet wie erblindet,
Starr, am goldnen Sonnenstrahl;
Ohne Furcht durch ihn hinwindet
Sich ein Bach im Wiesenthal,
Mit der tanzenden Forelle,
Lauter, spiegelhelle ꝛc.

Sodann vertieft sich das Auge des Dichters und Malers in die Erinnerungen der Vorzeit und Bild an Bild taucht aus der Nacht der Vergessenheit auf. Alle großen und rühmlichen Dinge, die in der Pfalz geschehen sind, werden hier in Romanzen geschildert. Der alte Kaiserdom zu Speier öffnet seine Gräber und läßt uns noch einmal die ehrwürdigen Gestalten der Kaiser vorübergehen. Auf dem Schlachtfeld am Hasenbühl wird noch einmal die Geisterschlacht geschlagen. Dann folgen Erinnerungen aus der Pfalzgrafenzeit, worin der böse Friz den Vordergrund einnimmt. Dahin gehört:

Digitized by Google

Das Gastmahl ohne Brod.

Durch die Rheinpfalz-Flur
Schwarz, zu Schimpf und Schaden,
Raucht des Grafen Ulrich's Spur
Und des Helfers Karl von Baden.
Ihnen folget, höhnend jed' Gesetz,
Selbst der Bischof Georg von Metz.

Und damit das Land
Ganz verwüstet werde,
Hieb man Aeste ab und band
Diese an die Schweife der Pferde;
Und so trieb man sie, nach höll'schem Rath,
Durch des Landmanns Ernte-Saat.

Sicher wähnten sich
Führer und die Rotte;
Doch der Pfalzgraf Friederich
Naht gleich einem Schlachtengotte,
Längst der Siegesbreiche nur genannt.
Mit dem Rachschwert in der Hand.

Und im Stahle klar,
Mit den Nußbaumzweigen
Auf den Helmen, folgt die Schaar
In die Schlacht dem Siegesreichen;
Und dort stampft sie, dort bei Sickenheim,
Nieder flugs des Frevels Keim.

Warum hat der Dichter nicht erwähnt, daß es die vom Pfalzgrafen aufgebotene Bauerschaft, der Landsturm war, der ihm den Sieg erfocht? Die gefangenen Grafen werden nun vom Pfalzgrafen bewirthet:

Von dem hohen Wirth
Zu dem Tisch gemüthlich
Wird ein jeder Gast geführt,
Daß sich Jeder thue gütlich.
Was nur Küch' und Keller jemals bot
War zu sehen, nur — kein Brod.

Alle aßen stumm;
Nur der Würtemberger,
Ulrich, wand sich herrisch um
Zu dem Diener voller Aerger:
„Page! Siehst du nicht — was that uns Noth?“
Ruft er, „ha! wo bleibt das Brod?“,

Lächelnd neiget sich
Der vor ihm und schweiget;
Sieh, da führet Friederich
Rasch zum Fenster hin und zeiget
Seinem Gast nun der Verwüstung Graus,
Auf die öde Flur hinaus.

„Schaut, erhebt das Aug' —
Seid mit Schmerz erfüllet
Ob den Menschen, die in Rauch
Mähr' und Dörfer mit gehüllet,
Doch vor allen schaut die schlimmste That:
Ach! zerstampft die Ernte-Saat!“

Endlich folgen auch Erinnerungen an die traurigen Zeiten, in denen das Reich geschwächt war. Aber außer dem Hirten von Oggersheim, dessen Heldenthat dem dreißigjährigen Kriege angehört, vermissen wir gerade hier fast alles, was den Dichter hätte zu Zorn und Klage reizen sollen. Welche Schicksale erlebte die Pfalz namentlich am Ende des 17ten Jahrhunderts, als Ludwig XIV. seine Mordbrenner ins Land schickte! So unerfreulich diese Erinnerungen sind, so sollte man sie doch gerade jetzt erneuern, in einem Zeitpunkt, in welchem Jahr aus Jahr ein von der französischen Presse das ganze linke Rheinufer reklamirt wird. Was die deutschen Grenzländer am Rhein durch Frankreichs muthwillige und durch nichts motivirte Angriffe gelitten, und leider schon mehr als einmal gelitten haben, sollte den Deutschen mit Flammenschrift ins Herz geschrieben werden.

Unter den vermischten Gedichten des zweiten Theils findet sich auch noch eine historische Erinnerung, nämlich an den blinden König Johann, der bei Crecy stritt und fiel. Der Dichter rühmt seine Treue, daß er Wort gehalten bis zum Tode. Aber er vergißt, daß dieses Worthalten keine Tugend war, sofern König Johann, um dem König von Frankreich, dem er dort auf so schnöde Weise gegen das deutsche Interesse beistand, sein Wort zu halten, erst dem deutschen Reich das Wort brechen mußte. Er vergißt, daß dieser sogenannte treue König sein Wort zum Verderben Deutschlands nur zu oft vorher gebrochen, die dem Kaiser Ludwig und dem deutschen Reich schuldige Treue nur zu oft verletzt hatte. Wir wissen wohl, wie oft die Hundetreue der Schweizer gepriesen worden ist, wenn sie in Frankreichs Sold Deutschland verheeren und ihre deutschen Stammesgenossen schwächen halfen. Aber die patriotischen Dichter unsrer Tage, in denen ein reines und warmes Herz schlägt für das Vaterland, sollten sich vor dem alten Mißverstande hüten, der es den Deutschen als Tugend anrechnete, wenn sie vor Fremden und für Fremde sich selber schändeten.

Unter den zahlreichen Gedichten, in denen sich Freude und Leid des Künstlers ausdrückt, finden sich viele, die gewiß tief gefühlt sind, z. B.:

Ansicht um Ansicht.

Der Künstler kann und muß durch Noth
Alleine nur gebildet werden;

Digitized by Google

Bei Allen wurden angeregt
Die Kräfte nur durch die Beschwerden.
So laßt im Fluß ihn schwimmen denn und seht:
— Ihm fehlt Talent, wenn drin er untergeht.

O menschlich Wort das in der Brust
So muthwerkend wiederdröhnet!
Du kennst genau was Geistern fehlt:
Sie werden vorwärts all' gehdhnet,
Wie man das Wild durch tolle Hunde heyt
Bis es verendend niedersinkt zuletzt.

Doch bist du Gärtner, Freund und weißt
Du nicht daß, sollen Blumen sprießen,
Die du gesäet und gepflanzt,
Du auch sie emsig mußt begießen?
Ist Trockenheit nicht ihres Daseyns Noth?
Erhebt sie die? — O nein! sie macht sie todt.

Und bist du Kaufmann, nun so weißt
Du, daß der Augenblick sehr wichtig.
Versäumst du den, so ist und bleibt
Dein ganzes Treiben null und nichtig.
Die wohldurchdacht'ste Spekulation
Ist durch ein klein Versäumniß dir entlohn.

Du hättest am bestimmten Tag'
An einem Ort erscheinen sollen:
Doch heute bricht dir hier das Rad,
Und morgen ist der Fluß geschwollen,
Am dritten Tage brichst du selbst ein Bein —
O sag: Wird dir die Noth willkommen seyn?

Ich zweifle schier; und wenn du selbst
Auch alles reichlich kannst bezahlen
Und dulden, wirst du fühlen doch
Des Zeitverlustes gift'ge Qualen.
Sieh, Freund! so ist die Noth die Bildnerin,
So bringt sie dem Talente den Gewinn ꝛc.

Der Widerstreit des Dichtergemüthes mit der Welt tritt uns hier öfter klar vor Augen. Vieles scheint uns zu subjektiv ausgesprochen. Von objektiver Form und gar gut ist Folgendes:

Die Marter-Werkzeuge.

Mit seiner Mutter ging ein frommes Kind
Zur Kirche einst an einem Feiertage,
Und wißbegierig, wie die Kleinen sind,
Stellt es der Mutter manche Frage.
Ob den Altären prangte Bild an Bild
Von Heiligen mit Zügen fromm und mild,
Und den Werkzeugen, welche sie gemartert.

Das Kind beschaute lang die Bilder stumm,
Und fragte dann: „Die Heil'gen waren besser
Als wir jetzt sind, so sage mir warum
Sie tragen Schwerter, Pfeil und Messer?
Du schiltst mich stets ein Kind dem Straf gebührt,
Sobald die Hand ein spitzig Ding berührt,
Warum nun dürfen diese solche haben?"

Das will ich, sprach sie, dir erklären, Sohn!
Das sind Sinnbilde nur von ihren Schmerzen.
Sie mußten dulden vielen bittern Hohn,
Doch hielten sie stets Gott im Herzen;
Darob verfolgte man sie Tag und Nacht,
Und endlich gar hat man sie umgebracht,
Unmenschlich, unter schauderhaften Qualen.

Sieh, diesen hier, erschoß man mit dem Pfeil,
Drum trägt er auch den Pfeil in seinen Händen;
Und diesen hier erschlug man mit dem Beil
Und jener mußt' im Kerker enden.
Der starb durch's Schwert und jener auf dem Rost;
So stehen sie, im Bild, zu unserm Trost,
Daß wir das Leid geduldig sollen tragen.

Das gute Kind begriff der Mutter Lehr',
Die Bilder wurden ihm jetzt ganz verständlich.
Es schaute still, mit heil'ger Scheu umher
Geraume Zeit; da rief es endlich:
„Ach Mütterlein! nun weiß ich Dir genug;
Sieh, dieser hat in seiner Hand ein Buch:
Gewiß! der wurde mit dem Buch gemartert.

Eine Menge Gedichte sind den deutschen Künstlern in Rom gewidmet, wo sich der Vers. längere Zeit aufhielt.

Die hier mitgetheilten Proben werden das achtungsvolle Urtheil rechtfertigen, welches wir im Allgemeinnen über diese Dichtungen aussprechen. Doch würde der Vers., wie wir glauben, nicht unangemessen gehandelt haben, wenn er seine poetische Kraft mehr concentrirt, wenn er sie in einem Bande auserlesener Gedichte zusammengedrängt und das Einzelne überall schärfer ausgefeilt hätte. Denn das reichste Gemüth ist nicht genug, es bedarf auch einer allgegenwärtigen Meisterschaft der Form.

Geschichte.

Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801, bearbeitet nach den Quellen des großherzogl. bad. Archivs, von Freiherrn Carl du Jarrys de la Roche. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Da nach mehr als einem viertel Jahrhundert, seitdem beschlossen ist, an einer Bundesfestung am Oberrhein zu

Digitized by Google

bauen, wiederum beschlossen worden ist, diesen Beschluß auszuführen, und da die Grenzfrage endlich allgemeines Interesse zu erregen anfängt, so scheint eine aktenmäßige Aufzählung der Leiden und Verluste, die eines der so lange Zeit unbeschützten deutschen Grenzländer in frühern Kriegen durch den übermüthigen französischen Nachbar erlitten hat, ganz zeitgemäß zu seyn.

Unser unglückseliger Religionskrieg war es, der sogenannte dreißigjährige, welcher den Franzosen Deutschland öffnete. Unter dem Vorwand, den deutschen Protestanten zu helfen, schickte der eifrig katholische König von Frankreich zum erstenmal seine Plünderer und Mordbrenner über den Rhein und benutzte die Erschöpfung unseres Reichs, um uns das Elsaß abzuzwacken. Von diesem Zeitpunkt an fuhr Frankreich unablässig fort, weiter an unsern Grenzen um sich zu greifen. Schon damals, bald nach dem dreißigjährigen Kriege, stiftete es einen Rheinbund gegen Kaiser und Reich, und an diesem Bunde unter französischem Protektorat nahmen nicht weniger deutsche Fürsten Antheil, als an dem spätern Rheinbund unter Napoleon. Da es inzwischen der französischen Diplomatie doch nicht gelang, sich neuer deutscher Provinzen ohne Schwertstreich zu bemächtigen, so schickte Frankreich, die Uneinigkeit der deutschen Fürsten benutzend, abermals seine Horden über den Rhein. Namentlich als es seinen anmaßlichen Ansprüchen auf die Rheinpfalz Nachdruck geben wollte, glaubte es am besten zu seinem Ziele zu gelangen, wenn es den schwachen und in ihren Interessen vielfach getheilten Fürsten Schrecken einjagen würde. Die französischen Heere mußten über alles Land am Rhein und Neckar ausplündern, alle Städte und unzählige Dörfer in Brand stecken. Diese greuliche Verwüstung traf damals auch das badische Land so arg wie die Pfalz, und selbst Theile von Württemberg. Die Vertheidigung war so erbärmlich, daß man staunen muß über den Verfall eines großen Volks, wie das deutsche, das sich eine solche Mißhandlung von einem verhältnißmäßig doch schwächern Nachbarn gefallen läßt. Das Reichsheer kam viel zu spät zum Entsatz und machte die schwerfälligsten Bewegungen, die den Feind in seinen kecken Unternehmungen nirgends lange aufhielten. An eine Volksbewaffnung oder Landwehr war nicht zu denken, obgleich sie vollkommen ausgereicht haben würde, den Feind abzutreiben, denn die französischen Truppenwaren nicht zahlreich. Die rheinischen Festungen befanden sich in feindlicher Gewalt. Das Reich hatte sich nach und nach Breisach, Freiburg, Philippsburg, Straßburg, Heilbronn nehmen und zu französischen Waffenplätzen machen lassen. Mannheim, Speier, Worms, Oppenheim, Rastatt ꝛc. lagen in Asche. Die deutschen Grenzfürsten von Lothringen, Pfalz, Baden, Württemberg, Mainz, Trier mußten sich alles gefallen, ihre Länder verheeren lassen und noch überdieß ungeheure Kontributionen bezahlen.

Diese unerhörten Mißhandlungen hatten nur eine gute Folge, die nämlich, daß sie die deutschen Grenzfürsten überzeugten, ihre Untreue am Reich, ihre Anhänglichkeit an Frankreich, mit einem Wort ihre Rheinbundpolitik helfe ihnen nichts und schütze sie nicht vor den tückischen Streichen des Protektors, dem sie sich anvertrauten. Daher finden wir diese hartgeprüften Fürsten im achtzehnten Jahrhundert wieder viel inniger mit Kaiser und Reich verbunden, als im siebenzehnten. Auch läßt sich nicht verkennen, daß sie beim Ausbruch der französischen Revolution und zur Zeit Napoleons mit seltener Aufopferung und Treue beim deutschen Reich festgehalten haben. Selbst noch in der unheilvollen Zeit, nachdem Preußen schon im Basler Frieden das deutsche Reich verrathen und verkauft hatte, hielten die Fürsten des Oberrheins und Neckars noch treu zum deutschen Kaiser und brachten die schwersten Opfer, und erst neun Jahre später, als sie vollkommen schutzlos dastanden und auch Oesterreich nichts mehr für sie thun konnte, mußten sie das Protektorat Napoleons in einem neuen Rheinbund anerkennen.

Da nun aber auch heute noch der Oberrhein unbeschützt ist; da hier nur Frankreich eine große Festung hat, der deutsche Bund keine; da eine französische Invasionsarmee wahrscheinlich dem achten Bundesarmeekorps überlegen seyn würde und möglicherweise eher diesseits des Rheins stehen könnte, als Hülfe von Bayern, Preußen und Oesterreich angelangt wäre; da nirgends in Oberdeutschland eine Landwehr organisirt ist, die mit Benutzung des gebirgigen Terrains die schnellen Fortschritte eines auch nur stiegenden Korps aufhalten könnte, so folgt daraus, daß die zunächst betheiligte Regierung in Baden nicht sicher vor der möglichen schrecklichen Alternative ist, sich entweder zurückziehen und das Land dem Feinde auf Gnade und Ungnade preisgeben, oder sich einen Waffenstillstand erkaufen zu müssen, wie früher. Es ist sehr zu beachten, daß der Herausgeber außer den Kriegsereignissen auch die Unterhandlungen in seine Darstellung aufgenommen hat. Die demüthigen Waffenstillstände, das Verzeichniß der ungeheuren Summen, die Baden dem übermächtigen Reichsfeinde zahlen mußte, warnen eindringlicher, als es alle patriotischen Redensarten vermöchten!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. August 1842.

Romane.

1) Der Vogelhändler von Imst (Tirol vor hundert Jahren). Volksroman in vier Bänden von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger, 1842.

Das Ausgezeichnetste, was Spindler geleistet hat, waren immer Darstellungen aus dem deutschen Volksleben. Wer möchte verkennen, mit welchen reichen und reinen Lokalfarben er rheinfränkisches Leben geschildert hat im Juden, schwäbisches im Nonne von Gnadenzell, bayrisches im Antlas ꝛc. Alle Gemälde dieser Art aber übertrifft sein neuestes, das wir überhaupt für sein bestes Werk und für einen der vorzüglichsten Romane halten, die in Deutschland geschrieben wurden. Der Dichter machte sich zur Aufgabe, das Tiroler Volk in seiner innersten Gemüthlichkeit und in seinem heimathlichen Leben abzuspiegeln und es ist ihm auf eine so glückliche Weise gelungen, daß gewiß Niemand den Roman ohne Interesse und ohne Rührung lesen wird.

Der Held des Romans ist ein armer Tirolerbub, Seraphin Plaschur, dessen durch Liederlichkeit herabgekommener Vater davon gegangen ist, dessen kleines Schwesterchen in der Bahre liegt, dessen unglückliche Mutter aus Gram stirbt, indem sie in einer kleinen Bergkapelle betet. Die gutmüthigen Bewohner des Dorfes Burgeis im Vintschgau, wo diese Scenen sich ereignen, nehmen sich des verwaisten Knaben so viel als möglich an und ein reicher Krämer, der Gröbner, nimmt ihn zu sich. Aber das böse Weib desselben plagt den armen Schützling bis aufs Blut. Sein einziger Trost ist ein anderer eben so armer Knabe, sein Jugendfreund Walt (Oswald Holzer), der aber von einem Augsburger mitgenommen wird und in der Fremde ein Maler wird. Einmal verweilt eine reiche Familie, deren Reisewagen zerbrochen ist, in der Gegend; dabei ist ein kleines Mädchen, die schöne Martina, und zwischen ihr und Seraphin knüpft sich auf die unschuldigste Weise ein geheimes Band der Seelen an. Die Erzählung, wie er ihr einen Vogel, den er fingen gelehrt hat, und ein gewaltes Herz schenkt, ist entzückend und erinnert an das beste, was Jean Paul in dieser Art geschrieben hat. Diesem ersten Freudenblick des Schicksals folgen trübe Tage. Mitten im rauhesten Winter wird Seraphin von seiner grausamen Pflegemutter über Land geschickt. Ein alter böser Jäger, der Geld, das ihm anvertraut worden, bei ihm gesehen, will ihm auflauern und ihn umbringen, sinkt aber bei dem schrecklichen Winterfrost und Schneewetter in Betäubung und ist im Begriff, zu erfrieren, als der Knabe Seraphin ihn findet und rettet. An diese hier nur flüchtig skizzirten Hauptereignisse, die den ganzen ersten Band einnehmen, knüpfen sich eine Menge Nebenscenen und Charakterschilderungen aus dem Tiroler Bauernleben an, die des Verfassers tiefe Menschenkenntniß überhaupt, so wie seine genaue Ortskenntniß bewahren. Jede dieser vielen ländlichen Gestalten ist treu nach der Natur aufgefaßt und so klar und scharf hingezeichnet, daß wir sie vor uns zu sehen glauben. Dabei hat der Dichter auch in der Sprache, ohne sich ängstlich an die Mundart zu binden, und ohne im geringsten damit zu kokettiren, doch alle charakteristische Eigenthümlichkeiten und zumal das Naive und Gemüthliche der Tiroler Denk- und Redeweise wiedergegeben gewußt.

Die ganze Scene verändert sich durch die Erscheinung eines seltsamen Mannes, Egidi des Vogelhändlers, eines Engadiners, der nur gebrochen deutsch, mit Ladinischem (Romanischem) untermischt, redet. Mit den Eltern Seraphins bekannt, und innig an seinem Schicksal Theil nehmend, erkennt er sogleich, daß der Knabe hier nicht an seinem rechten Platze ist, und beschließt, für ihn zu sorgen. Sein Patron, der reiche Vogelhändler Tammerl zu Imst im Oberinnthal, für den er im Auslande Geschäfte besorgt, hat eben seinen alten Vogelwärter verloren. Dieser Tammerl ist derselbe fremde Herr, dessen schöne Tochter Martina Seraphin auf der Reise

Digitized by Google

kennen gelernt und der er einen von ihm selbst abgerichteten Vogel geschenkt hat. Indem nun der alte Herr von Cgidi erfährt, daß der Knabe, den ihm dieser empfiehlt, derselbe sey, der jenen Vogel so gut abgerichtet, ist er sogleich bereit, ihm die Stelle des Vogelwarters anzuvertrauen und Seraphin wird, um alles Einreden abzuschneiden, von Cgidi mit Gewalt entführt und nach Imst gebracht. Wie erstaunt er, als er in der Tochter seines künftigen Herrn die hübsche Martina wiedererkennt. Er tritt nun wohlgemuth seinen neuen Dienst im abgelegenen Bergwald an, als Vorsteher eines großen Vogelhauses, worin neben andern Singvögeln vorzüglich Canarienvögel erzogen und zum Gesang abgerichtet werden.

Wem noch nicht bekannt seyn sollte, wie ausgedehnt der Vogelhandel der Tiroler ist, dem mögen folgende Worte unseres Dichters zur Belehrung dienen: „Auf den glückseligen Inseln, die man die kanarischen nennt, wo die afrikanische Sonne regiert, daher Wärme, Licht und Leben dort Alles durchdringen, zeitigen und in feenhaften Farbenglanz tauchen, ist das harmlose Geschlecht der gelben Eilandspertinge zu Hause, die noch heute so gerne in nordischen Wohnungen als Lust- und Freudensänger gefangen gehalten werden. Ihre Lieder, so zauberisch durchschallend die dunkeln Haine des heißen Vaterlandes, haben schon frühzeitig in Europa die Begierde nach den niedlichen Musikanten rege gemacht. Kaufmännische Spekulation hat zur selben Zeit daraus Nutzen zu ziehen gewußt. Die Spanier, ein Volk, das vor allen übrigen die Kunst des Monopolisirens verstanden; waren lange dieses Handels Herren geblieben. Sie hatten die europäischen Häfen ausschließlich mit den sogenannten Zuckervögeln, den Lieblingen der Frauen, versorgt. Da wollte einmal der Zufall, daß ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff, das nebst andern Waaren manches Tausend von Kanarienvögeln an Bord hatte, hart an der italienischen Küste Schiffbruch litt. Während der Schrecken dieses Unfalls waren die Bauer aufgegangen, und die goldgelben Sänger, als hätten sie's verabredet gehabt, flogen allesammt westlich und ließen sich als freie Ansiedler auf der Insel Elba nieder. — Von jenem Tage war das Handelsmonopol zu Ende, und der spekulirende Italiener holte von Elba, was er an Kanarienvögeln brauchte; und weil nun leicht zu ersehen, daß dieses zarte Geschlecht auch auf fremdem Boden heimisch zu werden geeignet, so fanden sich bald in nördlichern Ländern Leute, die aus Liebhaberei oder Gewinnsucht die allenthalben begehrten Fremdlinge in großen Partieen hecken ließen, um die Jungen zu erziehen und zu verhandeln. Tirol, das Land derjenigen Industrieen, die, dem Anschein nach geringfügig, ansehnliche Resultate erzielen, wies auch die Zucht der Kanarienvögel nicht von sich. Es vereinigten sich mehrere Umstände, den Markt Imst im Oberinnthal zum Mittelpunkt des Handels mit geschwätzigen Vögeln zu machen: die eingeborne Neigung des Oberinnthals, umherzuwandern je weiter je lieber, um ein Stück Geld in die rauhe Heimath zurückzubringen; der lange Winter, der ihm erlaubt, Beschäftigungen im Hause beharrlich nachzugehen; endlich ein fanatischer Hang zur Vogelstellerei und ein besonderes Behagen an der Abwartung, der Zähmung und am Abrichten des kleinen Federvolks. Dieser Trieb, dem Gefieder nachzustellen, macht noch gegenwärtig Epoche in dem Leben des Imsters. Wohl öfter legt Einer sechs bis acht Stunden in Berg und Wald zurück, um einen Fink oder Rothkopf zu fangen, von dessen Schlag der Volksmund Rühmliches berichtet hat. Diese Liebhaberei ist früher noch eifriger betrieben worden. Die Häuser der Reichen wie die Hütten der Armuth widerhallten vom Gesang der Vögel des Waldes. Die dißgisten Dilettanten scheuten nicht Zeit noch Mühe noch Kosten, um eine möglichst große Bevölkerung von Vögeln in ihren Wohnungen anzulegen. Der Hausherr mußte seinen wohlabgerichteten Staar, seine spruchreiche Amsel haben; die Hausfrau eine süßflötende Nachtigall und eine Wachtel, die unermüdliche Weckerin; die Kinder vergnügten sich mit gurrenden Tauben, an dem possierlichen Anstand des Gimpels, an der Jagdlust des Fliegenfängers. Der Kanarienvogel wurde mit Enthusiasmus in den Kreis der heimischen Sänger aufgenommen. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit der Besorgung der Hecken, die muthwilligen Kleinen des Hauses schleppten Taxen und Futterkräuter für die herzigen Schreier zusammen; das weibliche Geschlecht zog den zierlichen Vogel in den Bereich der Toilette; denn zum häuslichen Sonntagsstaat gehörte bald der Kanari auf dem Zeigefinger der rechten Hand. Mit diesem Schmuck, so unentbehrlich als der goldne Ring, saß die Ehewirthin am Sonn- oder Festtagnachmittag im Erker ihrer Stube, vollkommener Ruhe pflegend. Mit dem Vogel auf der Hand wurden die Besuche angenommen, und eine Hauptwürze derselben waren die Erkundigungen nach dem Befinden des gelben Schäckers, die Lobreden auf seine Talente, und das zarteste Streicheln seines Gesiedets. Wer sich in einem Hause einen Stein ins Brett setzen wollte, brachte beim Besuch ein Stück für den Kanari mit. Eine Frau, die etwas gelten wollte, ließ sich nicht malen, als mit dem Kanari auf dem Finger. Während nun die Weiber die Vögel hätschelten und die Kinder mit ihnen um die Wette schrieen, handelten die besonneren Männer damit. Gewöhnlich trat eine kleine Gesellschaft zusammen, schoß eine gewisse Summe — in der Regel fünfzig bis achtzig Dukaten auf den Mann gerechnet, ließ dafür einkaufen, was an Vögeln und

Digitized by Google

andern Dingen zu einer Expedition vonnöthen, dingte einige Träger auf, deren Kopf gescheidt und deren Beine bereitwillig genug waren, vor einer weiten Reise nicht zu erschrecken, und ließ dieselben apostelmäßig in alle Welt gehen: nach England, Holland, Rußland, nach der Türkei und den levantischen Scalen. Was die grundehrlichen Träger heimbrachten, wurde redlich unter die Theilhaber nach Maaßgabe der Aktien vertheilt und mit dem Ueberschusse weiter spekulirt. Die Natur gab ihren Segen zu dem seltsamen Handel, indem sie den im nördlichen Himmelstrich gezüchteten Vögeln ein schöneres und mannigfaltigeres Gefieder und trefflichere Stimmen gab, als ihnen ihr ursprünglicheres Vaterland zu verleihen vermag; so zwar, daß in Kurzem kein Mensch, weder in Moskau, noch in der englischen Peerschaft, noch in des Großsultans Harem, von den Spaniern mehr einen Kanarienvogel kaufte; der Vorzug blieb den deutschen, vor allen den in Tirol gezogenen Vögeln."

Seraphin erhält in seiner Einsamkeit, die nur ein ehrlicher alter Schuhknecht mit ihm theilt, von der Familie Tammerl Besuch und darf sie wieder besuchen. Die Entwicklung der Liebesgeschichte zwischen ihm und Martina ist meisterhaft und echt volksthümlich. Im Hause des Herrn Tammerl herrschen drei Frauen zugleich, die alte Mutter, die Hausfrau und deren Schwester, eine vortrefflich gezeichnete baldvornehme und halbalte Jungfer, Magdalene, die wegen einer unglücklichen Liebe unverehelicht geblieben, aber reich und der gute Genius der Familie ist. Eben so glücklich sind die Hausfreunde, das redselige Beverl (Genoveva), Martinas Busenfreundin, und das ganze Treiben des Gebirgsmarkts Imst geschildert. Alles scheint nun in gewöhnlichem Geleise auf eine Hochzeit hinauslaufen zu wollen. Der herangewachsene Jüngling macht sich vielfach um das Haus verdient und da der einzige Sohn Tammerls, Peter, der in Innsbruck das Bäckerhandwerk lernt, mißrathen ist, und Tammerl gern einen sachverständigen und würdigen Nachfolger in seinem Vogelhandel hätte und Magdalena überdieß den Seraphin zu ihrem Erben einzusetzen verspricht und sich lebhaft seiner annimmt, so darf sich Seraphin nach einer Zeit mit Martina verloben und wird von Tammerl als Schwiegersohn angenommen, soll jedoch noch vier Jahre warten und während dieser Zeit die Probe als Vogelhändler auf Reisen ablegen. Dieser Umstand führt eine Menge neuer Verwicklungen herbei.

Die erste kleinere Tour hat Seraphin schon etwas früher gemacht, indem er nach Innsbruck geschickt wird, um einigen vornehmen Gönnern des Vogelhandels schöne Vögel zu bringen und sich nach dem bösen Peter zu erkundigen. Diese Reise ist mit der besten Laune geschildert. Der schöne, einfache Jüngling mit seiner naiven Dreistigkeit und doch zugleich liebenswürdigen Bescheidenheit kontrastirt außerordentlich gut mit den städtischen Kreisen, in die er unvermuthet eintritt, und sowohl die gräflichen und adeligen, als die bürgerlichen Gesellschaften, in die er kommt, sind alle gleich lebendig ausgemalt. Dazu kommt ein neues romantisches Interesse. Man hat nämlich dem treuen Jungen eingebildet, sein eigentlicher Vater sey ein vornehmer Herr, was er aus Achtung vor seiner Mutter durchaus nicht glauben will, was ihm aber doch durch mehrere Umstände wahrscheinlich gemacht wird. Inzwischen verliert er diese Spur und geht einer andern nach, nämlich dem bösen Peter, der von seinem Lehrherrn entflohen ist. Um ihn zu seinen Eltern zurückzubringen, folgt ihm Seraphin auf dem Fuße nach und trifft ihn endlich auf dem hohen Jausen in Gesellschaft des Kölbl, eines von Tammerl fortgejagten ruchlosen Knechts, der ihn zu fremden Werbern verlocken oder nur gegen eine Summe Geldes wieder ausliefern will. Es gibt eine wilde Rauferei, doch ein Sohn des Jägers, den Seraphin einst vor dem Erfrieren gerettet, rettet ihn jetzt, und er bringt den Peter glücklich ins elterliche Haus zurück.

Eine große Reise nach Holland, die Seraphin während seiner Probejahre unternimmt, führt ihn nach Augsburg, wo er zum erstenmal wieder mit seinem Walt zusammentrifft, der hier als armer Maler lebt und dem er Geld gibt, um in seine geliebte Heimath Tirol zurückzukehren. Dann von dem treuen Egidi begleitet, geht Seraphin nach Holland, verkauft seine Vögel sehr gut und nimmt eine bedeutende Summe Geldes ein, wird aber von Kölbl, der hier plötzlich wieder (etwas unwahrscheinlich) als holländischer Soldat zum Vorschein kommt, an Seelenverkäufer verrathen. Umsonst wehrt sich Egidi für seinen jungen Freund und schlägt dem Böswicht ein Auge aus; zur Strafe für diese That wird er ins Zuchthaus gesetzt. Seraphin selbst wird als gemeiner Soldat auf einem Schiffe nach Indien geschickt. Unterwegs wollen ihm seine rohen Kameraden ein Kleinod entreißen, ein Erbstück seiner Mutter, weil sie es für ein ihnen verhaßtes katholisches Zeichen halten. Er wehrt sich und vergreift sich dabei am Korporal. Zum Tode verurtheilt, wird er aber von dem großmüthigen Gouverneur gerettet, der in jenem Kleinod dasselbe erkennt, das er einst Seraphins Mutter geschenkt, als er in Bozen verweilte und sie liebte. Es erklärt sich nun, daß er der vermeinte Vater Seraphins ist; er gibt aber dem Jüngling genügende Auskunft über die Tugend seiner Mutter, und daß, obgleich er sie geliebt, doch nie etwas Unerlaubtes zwischen ihnen vorgegangen sey. In diesem Zusammentreffen auf dem Schiff auf dem fernen Weltmeere liegt nun etwas sehr Unwahrscheinliches und steht dieser Romancoup von gar

Digitized by Google

zu gewöhnlicher Art einem Werke nicht an, das sonst in allen seinen Theilen auf eine so schöne Weise der Natur und Wahrheit huldigt. — Die Folge ist, daß Seraphin durch des Gouverneurs Verwendung seines Militärdienstes entlassen wird und nach Europa zurückkehren darf.

Unterdeß aber sind Jahre vergangen. Vergebens hat man in Imst auf seine Rückkehr gehofft. Statt seiner und Cgidis kommt Kölbl, schließt sich wieder an den bösen Peter an, und erzählt die Ereignisse in Holland auf eine solche Weise, daß Jedermann glaubt, Seraphin sey mit dem Gelde durchgegangen. Ein Brief des letztern wird unterschlagen. Ein neues Komplott spinnt sich an. Ein alter adeliger Herr aus Schlesien, der schon lange in Imst lebt, wirbt um die schöne Martina, die Eltern dringen in sie, und ohne alle Nachricht von Seraphin, den sie für verloren hält, gibt sie den Einreden nach und heirathet den alten Herrn. Wenige Tage nachher kommt Seraphin an, aber da er (wieder etwas unwahrscheinlich) seine Papiere verloren hat und die Rückgabe seines in Holland confiscirten Geldes durch den Gouverneur noch nicht ausgewirkt hat, so glaubt Niemand den Betheurungen seiner Unschuld und er hat nicht nur die Braut verloren, sondern wird auch als ein Schelm aus Tammerls Hause gestoßen.

Wie tief sein Schmerz ist, bleibt er sich doch in treuer Ausdauer gleich. Er findet seinen Wald wieder, der unterdeß als Maler in der Waldrast die hübsche Weverl kennen und lieben gelernt hat, aber auch von ihr getrennt worden ist, weil sie einen Reichern heirathen sollte, welche Ehe jedoch nicht zu Stande kam. Die besonderen Abenteuer, die Wald mit dem bösen Peter bestanden, wollen wir hier übergehen, da sie mehr Episode sind. Beide alte Freunde ziehen nun eine Zeitlang dürftig und ihrer Zukunft ungewiß umher. Wir heben aus dieser Periode nur drei Scenen hervor. Seraphin wird von dem alten Grödner wieder aufgenommen, der Wittwer geworden ist und ein junges, schönes Weib geheirathet hat. Diese wird von Seraphins Schönheit gerührt, hat aber dasselbe Schicksal, wie weiland Potiphars Weib. Diese Scene ist mit wahrer Meisterschaft durchgeführt und der Tiroler tritt hier mit seiner jeder Affektation fremden Treuherzigkeit und Redlichkeit ins schönste Licht. Auch das junge Weib ist so gut geschildert, daß die strenge Volkssitte und ländliche Schamhaftigkeit hier einen wahren Triumph über die Frivolität feiern, mit der sonst dergleichen Scenen in Romanen ausgemalt zu werden pflegen. — Eine zweite Scene greift das Gefühl an. Seraphin wird herbeigerufen, Reisenden einen Trunk zu bringen, die von Soldaten eskortirt werden. Da erkennt er in dem Wagen die verlorne Martina mit ihrem Gatten, der, eines Einverständnisses mit Preußen (während des ersten schlesischen Krieges) beschuldigt, als Staatsgefangener abgeführt wird. — Die dritte Scene hat wieder viel Unwahrscheinliches. Auf dem hohen Forno in einem Wirthshaus während des schrecklichen Winters von 1740 eingeschneit, findet Seraphin daselbst seinen wahren Vater wieder, der als Kaffeewirth in Neapel und endlich in Konstantinopel gelebt hat und ein halber Türke geworden ist, jetzt mit einem Schatz in die Heimath zurückkehrt, aber auf der einsamen Höhe in den Armen seines Sohnes stirbt. Wir glauben, daß Alles, was sich an diese beiden Väter knüpft, an den wahren, wie an den vermeinten, wohl besser aus dem Roman hatte wegbleiben können, aus dem oben schon angegebenen Grunde, weil diese fremden Dinge und Personen und etwas bei den Haaren herbeigezogenen Zufalle nur die schöne Harmonie des Lokalbildes stören.

(Schluß folgt.)

Tagesgeschichte.

Der Kölner Dom und Deutschlands Einheit. Zweite Auflage. Magdeburg, Baresch.

Diese kleine Schrift faßt die Bedeutung, welche der Wiederaufbau des Kölner Doms in nationalem Sinne nothwendig haben muß und hat, sehr gut und mit all der Wärme auf, die eine so schöne Sache verdient. Indem aber der begeisterte Verfasser aufzählt, was alles schon in neuerer Zeit geschehen ist, um den Nationalgeist in Deutschland zu beleben, verhehlt er sich vielleicht zu sehr das, was geschehen ist und fortwährend geschieht, um das Gegentheil zu bewirken; und indem er mit dem liebenswürdigsten Eifer zur Eintracht mahnt und namentlich zur Duldung in religiösen Dingen, so verbirgt er sich wiederum zu sehr, welche tückische Dämonen mit dem ehrlichen deutschen Gemüthe spielen und wie hinter der schwachen und verschämten Liebe, die sich nähern möchte, der Haß spottend und seiner Stärke sich bewußt auf ein ganz anderes Ziel hindeutet. Noch ist der Thurm nicht gebaut, aber die Sprachverwirrung ist in vollem Maaße da.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 86.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. August 1842.

Geschichte der Presse.

Die Preßfreiheit in England mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin, Nicolai, 1841.

In dieser kleinen Schrift wird nachgewiesen, wie die englische Presse zuerst in den Reformationskämpfen einflußreich, mächtig, gefährlich, darum auch von der herrschenden Gewalt unterdrückt wurde. „Heinrich VIII., der, auf den Grund älterer Statuten aus den Zeiten der Rohheit und Barbarei, seine Frauen hinrichten ließ; Maria, die Gemahlin des spanischen Philipp, die dem Scheiterhaufen die Protestanten übergab, waren die Regenten wohl nicht, die ein Libell verschmähen und den Tadel ihrer Unterthanen gelassen ertragen konnten. Das Annageln beim Ohrläppchen am Schandpfahl, das Abschneiden von Nasen und Ohren, Gefängniß, Exil, Konfiskationen, Brandmarkung waren an der Tagesordnung. Ein Gerichtshof, die Sternkammer genannt, worin nur Hofleute und königliche Kommissarien zu Gericht saßen, richtete ohne Jury willkürlich und grausam, wie die spanische Inquisition, ein williges Instrument in den Händen des Despoten, um jeden zu belangen, der ihm mißfiel. Die Magna Charta schien vergessen, die Freiheit verloren. Unter Elisabeth ward England wieder protestantisch, und obgleich diese Königin mit großer Klugheit sehr despotisch zu handeln wußte, so entstanden doch im Allgemeinen bessere Zeiten, welche der Nation wenigstens vergönnten, ihren Zustand zu untersuchen, wenn auch das Recht dabei noch wenig gewann, und harte obsolete Gesetze noch oft Anwendung fanden. Die Sternkammer blieb das Tribunal, das alle Preßvergehen und Libelle richtete, milder zwar, aber nach denselben unbestimmten Regeln, und wie sich erwarten läßt, nach dem Willen und den Eingebungen des Hofes. In den vielen Libellen, die unter Elisabeth erschienen und der Strafe verfielen, bemerkt man schon ein dreisteres Auftreten und eine mystisch-religiöse Tendenz, die Natur der obersten Gewalt, und die Grenzen derselben näher zu prüfen. Es war das am Horizonte sich sammelnde Wetter, das unter den Stuarts sich so fürchterlich über die Monarchie entladen, und nach den heftigsten Stürmen die Freiheit in ihr altes Recht wieder einsetzen sollte. Die inneren Beziehungen des Staates hatten sich wesentlich verändert. Im Bürgerkriege war viel Adel verloren gegangen. Heinrich VII. hatte dem Lehnsadel erlaubt, den Grundbesitz zu veräußern. Die Einziehung der geistlichen Güter durch die Reformation führte diese dem dritten Stande zu, der dadurch Eingang erhielt in das Parlament. Der Handel bereicherte die Mittelklasse, und mit ihrem Wohlstande entstand auch zugleich der Geist der Unabhängigkeit, der bald eine entschieden republikanische Farbe annahm. Alles, was unter Jakob I. und Karl I. geschrieben und gedruckt wurde, athmete einen in diesem Grade früher nie gekannten Geist der Freiheit, der allen Verurtheilungen der Sternkammer zum Trotz, vornehmlich in den Mittelklassen immer heftiger entbrannte, je mehr beide Fürsten, ihre Macht auf göttliches Recht stützend, diesen Geist als gottlos zu bekämpfen und zu unterdrücken sich bemühten. Die Abschaffung der Sternkammer, in welche Karl I. willigen mußte, gab die Presse dem Geschwornengericht zurück. Je größer der Druck gewesen, je größer war nunmehr die Licenz. Libelle erschienen in unermeßlicher Zahl, und keines wurde mehr bestraft. Dadurch brach die Macht des Hofes, und die entfesselte Meinung erhielt freien Lauf. Aber der echte alte Freiheitssinn, der der allgemeinen Gährung zum Grunde lag, blieb nicht in seinen Grenzen, er steigerte sich bis zur höchsten Schwärmerei, die Republik verdrängte die Monarchie, und der Despotismus verschlang die Freiheit. Unter Cromwell schwieg die Presse; Furcht und Schrecken hatten sich über England verbreitet. Die Feine Hälfte der Nation, bewaffnet, um die andere zu unterdrücken,

Digitized by Google

gehorchte dem Protektor, der von den Rechten und alten Freiheiten des Volkes nur so viel bestehen ließ, als nicht seiner Alleinherrschaft geradezu im Wege war. Man weiß von keinem Libellprozeß unter Cromwell. Seine Statuten befinden sich nicht in der Sammlung der Parlamentsakten. Das Regiment des Protektors war strenge, aber die hohe Achtung, die er England im Auslande zu verschaffen wußte, verbunden mit dem Glücke, das alle seine Unternehmungen begleitete, versöhnte die Nation mit seiner Despotie und ließ um diesen Preis Vieles ertragen. So große Mühe er sich indeß auch gab, das alte Recht zu vernichten, die Macht der noch immer starken und kräftigen Aristokratie entging seiner Tyrannei. Der Adel blieb ruhig auf seinen Schlössern, ohne politische Rechte zwar, da die Pairie kein Zweig mehr war der Legislatur, aber mit seinen Reichthümern, seinem Grundbesitz, und seinem Einflusse in den Grafschaften. In ihm lag die künftige Monarchie, und die Republik war auf die Länge der Zeit eine Unmöglichkeit, so lange ein grundherrlicher Adel bestand. Sie fiel mit dem Einzigen, der sie halten konnte. Nach Karls II. Rückkehr ward England allen Reibungen und Konflikten preisgegeben, die stets eine Folge sind von großen Revolutionen, welche in ihren unausbleiblichen Resultaten die Interessen verrücken, und das Neue dem Alten feindlich gegenüber stellen. Die Krone strebte nach den früheren Rechten, die Nation wollte die neu erworbenen nicht aufgeben. Es entspann sich ein Kampf, der Anfangs einen für die Krone günstigen Erfolg zu nehmen schien, sich aber zuletzt für die Nation entschied, da in den nunmehr regelmäßigen konvocirten Parlamenten die großen Gesetze gegeben wurden, die Englands Freiheit auf immer gegründet haben. Indeß war es doch in dieser ersten Periode der Restauration, wo die Royalisten die Oberhand behielten, daß eine Einrichtung stattfand, die bis dahin in England nicht gekannt war, und der Natur eines freien Staates wenig angemessen schien, nämlich die Censur. Man gab nicht ohne Grund der Presse Schuld, daß sie die Gemüther in einer fortwährenden Aufregung erhielt, und die Partei des Hofes behauptete, daß bei dieser durch Zeitschriften und Pamphlets genährten Gährung unmöglich sey, die Monarchie, die doch Alle wollten, zu gründen, und die Uebel der Republik wieder gut zu machen. Das Parlament selbst in einem rein royalistischen Sinne besetzt, und in diesem handelnd, sprach sich aus für die Absicht des Hofes. Das Protektorat hatte alle Interessen dermaßen erschüttert, daß die bloße Furcht vor der möglichen Rückkehr eines ähnlichen Zustandes jede andere Rücksicht in den Hintergrund stellte. So entstand 1662 am 19. Mai, nach dem Vorbilde italienischer und spanischer Einrichtungen, das Censurgesetz, das unter dem Namen Licensing act in den Jahrbüchern der englischen Jurisprudenz eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt, und von einer Strenge zeugt, wie sie kaum in einem despotischen Staate begreiflich ist." Dieses Gesetz wurde inzwischen 1694 wieder abgeschafft, nachdem das Haus Stuart entfernt und England wieder beruhigt war.

Unter den ersten Königen aus dem Hause Hannover waren die Staatsfaktoren fast immer einig, die Schriftsteller aber beschäftigten sich mehr mit der schönen Literatur als mit der Politik. Die amerikanische Revolution fand in England weniger Freunde als Feinde. Zeitungs-Opposition und Libellismus spielten dabei eine sehr untergeordnete Rolle. Erst das Beispiel der französischen Revolution erhitzte die Köpfe wieder und veranlaßte Licenzen der englischen Presse, gegen welche im Jahr 1798 unter dem Ministerium Pitt das strenge Repressivgesetz gegeben wurde, das noch jetzt gilt und das hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird (wie das ältere Statut von 1662).

Das noch jetzt bestehende englische Preßgesetz schreibt den Druckern und Redaktionen bei schwerer Strafe vor, alles, was sie drucken lassen, zuvor der Stempelkammer zu deklariren, nichts ungestempelt zu verkaufen, nichts ohne Nennung des Druckers auszugeben ꝛc. Beleidigungen des Königs werden mit Gefängniß gebüßt und die Strafe kann nach Umständen außerordentlich verschärft werden, wozu dem Richter unumschränkte Vollmacht gewährt ist. Beleidigungen des Parlaments werden von diesem selbst bestraft mit eben so unumschränkter Vollmacht. Im Jahr 1810 wurde ein Libellist vom Parlament in den Tower geschickt „auf so lange, als es dem Parlament belieben würde."

Man hat durch lange Erfahrung erprobt, daß auch die Jury, wenn sie über Preßvergehen zu urtheilen hat, fast immer zu Gunsten der Regierung gegen die Libellisten entscheidet. Dieß verhält sich in Frankreich, wie bekannt, gerade umgekehrt.

Der große Unterschied ist der: in England bestand und besteht nirgends ein Gesetz oder Artikel eines Grundgesetzes, durch welches die Preßfreiheit ausdrücklich festgesetzt, anerkannt und proklamirt würde. Das englische Volk würde es für eine Albernheit halten, etwas erst anerkennen zu wollen, was sich von selbst versteht und dessen Nichtanerkennung einem freien Volk undenkbar ist. Nur wenn der Gebrauch, welcher von der Preßfreiheit gemacht wird, in die heiligsten Interessen und Rechte des Staats oder der Privaten eingreift, ist das Gesetz diesen Interessen und Rechten Schutz schuldig. Nur dann kommt das Repressivgesetz zur Anwendung und deßhalb ist auch eine strenge Anwendung desselben immer populär. — In Frankreich hat man dagegen die Freiheit der Presse als etwas, was sich eigentlich nicht von selbst

Digitized by Google

verstände, vielmehr als eine schwer errungene Beute, als ein nur allzu leicht wieder verlierbares Palladium der Nation feierlich proklamirt, sanktionirt, beschworen, verbrieft und verpetschirt, als ob das Kleinod in jedem Augenblick wieder weggestohlen werden könnte. Aus dieser immerwährenden Angst nun, die Preßfreiheit zu verlieren, erklärt sich die Nachsicht der Assisen gegen notorische Preßmißbräuche und die Sophistik der Journale, welche die Preßfreiheit ausschließlich da sehen, wo Preßverbrechen unbestraft begangen werden. Wenn die Franzosen ihrer Freiheit sicher waren, würde diese wahrhaft kindische Sorge wegfallen. Die Engländer zeigen sich hierin, wie in vielen andern Dingen, männlicher und unendlich viel würdiger, als die Franzosen.

Anwendungen auf die deutschen Preßverhältnisse werden in dem vorliegenden Schriftchen nicht gemacht und wir wollen sie uns ebenfalls ersparen. Nur eines wünschen wir: so lange die deutsche Presse in ihrer Unmündigkeit noch dem Censursystem unterworfen ist, sollte man den Namen der Preßfreiheit auch im Grundgesetz des Bundes und der verschiedenen konstitutionellen Einzelstaaten weglassen; sollte aber jemals das Censur- oder Präventivsystem mit einer Preßgesetzgebung abwechseln, so wünschen wir, daß das englische Verfahren dem französischen vorgezogen werde, und daß das Gesetz den Preßunfug bedrohe, ohne die Preßfreiheit als solche zu proklamiren. Denn in der That ist der Satz: die Presse *soll* in Unsern Staaten frei seyn, nicht viel weniger aberritisch als der Satz: in Unsern Staaten soll Jedermann Luft schöpfen können.

Romane.

1) Der Vogelhändler von Imst (Tirol vor hundert Jahren). Volksroman in vier Bänden von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger, 1842.

(Schluß.)

Doch lenkt nach dieser kurzen Episode der Roman wieder in den rein idyllischen Charakter ein, der ihn von Anfang an so sehr auszeichnet. Von Holland kommt das Geld, kommen Briefe, die Seraphins Unschuld vollständig darthun, kommt Egidi selbst zurück. Martinas Gatte stirbt und sie ist wieder frei. Magdalene führt die Liebenden wieder zusammen. Wie tief beschämt steht Martina vor dem Jüngling, dessen Treue und fester Muth sie nie gewankt haben! „Immer noch stand das Paar sich gegenüber, ohne zu reden mit dem Munde; aber ihre Augen sagten sich so Vieles und so Liebes, daß es gar zu alltäglich klang, als Martina endlich, ihre große Beklemmung überwindend, mit den Worten begann: Ich habe nicht gewußt, Seraphin, daß Du hier seyst. Ich hatte mich nicht unterstanden, Dir ohne Erlaubniß unter die Augen zu treten. Ich bin gegen Dich in solche Schuld gerathen, daß nicht mein Leben, wär's unglücklicherweise noch so lang, ausreichen würde, sie abzubüßen. — Rede nicht so traurig und betrübt, Martina. Ich kann's nicht hören; es zieht mir die Kehle zusammen; bat Seraphin und betrachtete die Unglückliche voll Mitleid. — Du sagst's, Seraphin; antwortete Martina: das Reden hilft nicht. Alles ist verdorben. Ich habe Dein Vertrauen betrogen. Ich darf von Dir nichts mehr verlangen, als daß Du mir verzeihest, wie ein Christ. Gelt, Seraphin? O wünsche mir nichts Böses, fluche mir nicht. Du glaubst nicht, wie ich gestraft bin! — Ach mein Gott, mein Gott! wüßte ich nur die Kunst, Dir alles von Deinem schweren Herzen zu nehmen, Martina! rief redlich der Jüngling: glaub' Du mir auch . . . so wie ich Dich sah auf der Landstraße, neben dem . . . Gott verzeih' mir's, ich hätt' ihn beinahe gelästert, den alten Mann — neben ihm halt, der sich unterstand, gegen dich die Faust aufzuheben . . . was da in mir vorgegangen . . . . ich kann Dir's nicht sagen! — O, das Schlimmste ist's noch nicht gewesen; versetzte Martina traurig: doch hat er auch — seit dem Unglückstag der Hochzeit — nicht eine gesunde Stunde gehabt; immer elend darnieder liegend, sodann noch obendrein als Arrestant verschleppt und eingesperrt, getrennt endlich von mir, seiner einzigen Pflegerin . ! ich muß ihm viel zu gut halten, Seraphin, und den Rest — nun, in Gottesnamen — ich hab' ihn verdient, verdient, verdient! — Ach, liebste Martina . .! hör' auf! flehte Seraphin, der seine Rührung nicht bemeistern konnte: schau, Martina . . ich weiß wohl, daß ich Dich nicht mehr duzen sollte . . . . Du bist eine vornehme adeliche Frau . . . . ich sollte Dir Ihro Gnaden sagen . . . aber weißt? ich kann's halt nicht. Ich habe Dich zu lieb dazu . . . und verzeih' mir alle . . . vor den Leuten werd' ich's schon besser machen . . . doch, wenn wir allein sind, erlaubst Du mir's . . .? schau, ich geb' schon bald wieder fort. — Fort, Seraphin, fort? — Ei ja, was soll ich denn hier? Meine besten Zeiten hab' ich hier schon gehabt, Martina; die sind vorüber und vorbei. — Ja wohl vorüber, ja wohl vorbei! Martina stützte sich mit beiden Armen auf die Lehne eines Sessels und verbarg ihr Gesicht. Seraphin fuhr fort: selbige Zeiten, weißt Du? wo wir nur eine Seel', ein Herz hatten! — Guter Seraphin! schluchzte Martina: geh, geh, Du wirst noch glücklich werden ohne mich! — Das ist, mit Erlaubniß, völlig nicht wahr, Martina. Glücklich ohne Dich? Ich, Seraphin Plaschur, ohne Dich?

Digitized by Google

Wann denn ist jemals mein Glück wo anders gewesen als gerade nur bei Dir? — O, bin ich ein schlimmes z'nichtes Geschöpf! lamentirte Martina. — Nicht, nicht; beschwichtigte Seraphin die Klagende: das hat alles der liebe Gott so gewollt und angeordnet, glaub' mir das. Wir waren so eigenmächtig, haben uns selbst mit Dint' und Federn unsre Herzen verschrieben . . .! da sagt darauf der liebe Gott: jetzt extra sollen sie sich nicht haben; basta! — Ich hab' Dein Herz immer noch! rief Martina, aus ihrer Trauer auffahrend. — Und da hab' ich das Deine! entgegnete Seraphin, und producirte es. Das Deinige liegt bei meinen Goldsachen, aber lieber mir als Gold und Alles in der Welt! — Gewiß, Martina? — Wenn ich Dir's sage, Seraphin? Und einen Deinigen Brief bewahre ich daneben und mache Reu' und Leid, so oft ich ihn ansehe." Gewiß hat diese Sprache einen eigenthümlichen Reiz der Wahrheit.

Der Schluß ist, wie man sich denken kann, eine vergnügte Hochzeit und zwar eine doppelte, denn auch Walt wird mit seinem Veverl vereinigt. — Wer die Tiroler kennt, wird sagen müssen, daß Spindler ihren Charakter in seiner ganzen Natürlichkeit aufzufassen verstanden hat und man kann diesem biedern Bergvolk nicht besser schmeicheln, als wenn man es darstellt, wie es ist.

2) Das Tiroler Bauernspiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809—1816. Zwei Bände. Magdeburg, Baresch, 1841.

Obgleich dieser Roman uns ein weit größeres Schicksal vor die Augen führt, so steht er doch in Bezug auf tieferes Erfassen des Volksgemüthes und echt nationale Charakteristik hinter dem trefflichen Roman von Spindler zurück. Indeß kann man nie zu oft an jene schöne Heldenzeit des liebenswürdigsten unter den deutschen Bergvölkern erinnert werden und wie viel würdiger ist es, Romane in diesem Sinne zu schreiben, als das Abwasser der romantischen Kloaken von Paris in Deutschland als stärkenden Wein der Poesie zu verkaufen, was noch immer so häufig geschieht!

3) Das neue Novellenbuch von Eduard von Bulow. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg, 1841.

Herr von Bulow hat sich das Verdienst erworben, gute alte Novellen zu verjüngen, und in die düstere Wolkenwüste moderner Novellistik, in das Grau in Grau platter Erfindungen und in die beliebte Zerrissenheit einmal einen warmen und heitern Sonnenschein fallen zu lassen und das Leben in seinem alten bunten Reiz zu zeigen. Man mag ihm vorwerfen, daß er in seiner großen, früher erschienenen Novellensammlung zu oft an die üppige Phantasie der ältern Italiener und Franzosen erinnert habe. Allein wenn man nicht übertriebener Pruderie huldigt, muß man jene ältere Manier, die Natur in gesunder derber Lust walten zu lassen, ohne Zweifel der modernen Manier vorziehen, die innere Unnatur und tiefe Verdorbenheit nur mit äußerem Anstande deckt.

In der vorliegenden neuen Sammlung hat der Herausgeber zu unserm Behagen den heitern und fröhlichen Ton verlassen. Die hier mitgetheilten Novellen sind meist von der zerrißnen Art, wovon nur zwei von älterer Färbung eine angenehme Ausnahme machen: die liebliche Sage von „Flore und Blanchefleur" und die von „Hug Schapeler" (Hugo Capet). „Das Modell" ist eine Künstlernovelle, voll wilder Leidenschaft, Mißverstand, Lebensekel, Zerrissenheit. „Monkfort" mach Harriet Lee bietet ähnliche abschreckende Scenen dar, nur daß der Held zuletzt seine Frevel im Kloster abbüßt. Ganz in Callot-Hoffmanns gespenstischer Manier ist vollends „die Sylvesternacht" gedichtet, traumhaft, wahnsinnig und nicht ohne Herbeiziehung des Satans. In „den Emancipirten" lernen wir die sogenannte freie Frau kennen, die ihr Geschlecht emancipirt, „das demagogische in ihren Ansichten, Gedanken und Gefühlen immer rücksichtsloser ausbildet und alle Mittel anwendet, sich vom Zwange des herkömmlichen loszumachen." Sie selbst sagt: „Ein einziges Weib vermag sich ärger als zehn Männer zu verirren." Gleichwohl findet sich ein sentimentaler Freund, der sie hinterdrein heirathet und dem sie, als sie physisch zu Grunde gerichtet sterben muß, wenigstens für ihre moralische Rettung dankt. — „Die Stärke des Vorurtheils." Ein Graf verführt eine Bürgerliche, verläßt sie aus Adelsstolz und nimmt sie erst zur Gattin an, nachdem ihm durch den Anblick ihrer und seiner herangewachsenen unehelichen Tochter das Herz gerührt wird. „Antonie" wird die Gattin eines musterhaften Offiziers, der, weil er glaubt, sie liebe einen Andern, ihrem Glück jedes Opfer bringen und sich von ihr scheiden lassen will, aber nicht wenig überrascht wird, als er findet, daß das geliebte Portrait, welches seine Gattin immer im Busen verbirgt — sein eigenes ist. In allen diesen romantischen Verwicklungen ist etwas Unerquickliches und zumal, sofern sie durch die männlichen Charaktere bedingt sind, scheinen uns diese Letzteren nicht von ganz gesunder Art zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. August 1842.

Handelsrecht.

Der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins. Von H. B. Oppenheim. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Die Strafpredigt, welche der Verfasser in der Einleitung den Liberalen hält, ist nicht ganz gerecht, weil er im sogenannten Liberalismus nur die Ausartung fixirt. Ohne Zweifel ist entsetzlich viel Unpraktisches im deutschen Liberalismus mit untergelaufen und die praktischen Fragen der Grenzen, der Festungen, des freien Handels, der freien Schifffahrt ꝛc. sind wichtiger als die Theorien von allgemeinen Menschen-, Natur- oder Vernunftrechten. Das ist ganz wahr. Allein das Theoretisiren ist nicht das charakteristische Moment des deutschen Liberalismus, sondern lediglich eine Zugabe, gleichsam ein Pathengeschenk der zu Gevatter gestandenen Universitäten, wozu das Kind eigentlich unschuldig gekommen ist. Noch viel weniger kann das junge Deutschland darauf Anspruch machen, hier vorangestellt oder nur mitzugezählt zu werden. Die deutsche Opposition, von der hier allein die Rede seyn kann, datirt sich vom Jahr 1815 und von der Mißstimmung her, welche die Nichterfüllung aller gerechten Erwartungen nach den großen Kriegen hervorrief. Blut in Strömen war geflossen, um das französische Joch vom deutschen Nacken abzuwerfen, und dennoch ließ man den Franzosen Lothringen und Elsaß. Holland war durch deutsches Blut befreit worden und zum Dank sperrte Holland den Rhein, der während Napoleons Herrschaft wenigstens dem Binnenhandel offen gewesen war. Diese Dinge waren es, über die man sich beschwerte, und die einer deutschen Opposition das Daseyn gaben. Hat man später diese Opposition mit einem undeutschen französischen oder eigentlich spanischen Namen die liberale Partei genannt, und haben sich in demselben wirklich bin und wieder einerseits ausländische Sympathien, andrerseits unpraktische Theorien geltend gemacht, so ist dadurch doch am ursprünglichen Charakter dieser Opposition nichts geändert worden. Dafür dient zum schlagendsten Beweise, daß durch jede Maßregel, welche das Gesammtwohl Deutschlands zu befördern und die im Jahr 1815 gemachten Fehler einigermaßen wieder gut zu machen schien, die deutsche Opposition sehr beruhigt worden ist. Nicht durch die Censuredikte von 1819 und 1822, sondern durch den deutschen Zollverein ist dieß geschehen.

Die junge Partei, die gerade jetzt, nachdem große Hoffnungen für Deutschland neu erwacht sind, eine Opposition im französischen und zugleich antichristlichen Geist erboben hat, darf mit der eigentlichen deutschen Opposition weder jemals verwechselt, noch darf vergessen werden, daß wenn der Name der Liberalen, den man beiden beilegt, jemals in Deutschland zu Ehren kam, er diese Ehre nur der ältern nationalen Opposition verdankt, nicht der jungen antinationalen.

Dieß nebenbei. Daß wir dem patriotischen Eifer des Herrn Oppenheim volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, versteht sich dabei von selbst. Seine Schrift ist sehr lehrreich und zeitgemäß. In die verwickelte Geschichte der Rheinschifffahrt einige Klarheit gebracht zu haben, ist gewiß ein nicht geringes Verdienst. Wer fühlte nicht das Peinliche und Drückende und Unwürdige der Plackereien, welche die deutsche Nation auf ihrem eigenen Flusse noch immer sich gefallen lassen muß. Aber in das Detail dieses staatsrechtlichen Prozesses einzudringen, ist nicht leicht. Berge von Akten thürmen sich dem Forschenden entgegen. Die Protokolle winden sich wie der gordische Knoten in einander und wohl mag man seufzen nach Alexanders Schwerte.

Der Verfasser beginnt mit einer Geschichte der ältern Rheinschifffahrt. Die Unvernunft des Sperr- und Zollsystems stand mit der Größe, Macht und Einheit des deutschen Reichs immer im umgekehrten Verhältniß.

Digitized by Google

So lange das Reich unter starken Kaisern einig war, war auch der Rhein frei. Sobald der Kaiser geschwächt, das Reich zerrüttet und zerstückelt war, legte auch jeder Territorialherr am Rhein, selbst der ärmste Ritter, seinen Zoll an. Herr Oppenheim hätte das schöne Wort des Engländers Thomas Wikes erwähnen dürfen, der schon im Mittelalter jenes Zollwesen furiosam Teutonicorum insaniam nannte. Auch war es die einzige großartige Handlung, die der Engländer Richard von Cornwall als deutscher Kaiser ausgeübt hat, daß er (im Jahr 1268) auf Abschaffung der Rheinzölle drang. Das unglückliche Schicksal des Kaiser Ruprecht hing ebenfalls sehr genau mit der Zollfrage zusammen. Die Kaiser konnten nichts mehr thun für die freie Schiffahrt; aber die mächtigen Stadtebündnisse ersetzten diesen Mangel. Köln trat zur Hansa; auch der oberdeutsche Stadtebund wußte sich zu helfen und so erzwangen die betheiligten Kaufleute selbst die freie Rheinschifffahrt mit mäßigen Abgaben. In Köln kaufte man die Waaren zu demselben Preise, wie in den Seehäfen, und von Köln gingen Ostindienfahrer aus, wie von den Seestädten.

Die Stadte haben ihr Ansehen verloren, Kaiser und Reich sind untergegangen. Zu den alten Herren am Rhein hat sich ein neuer gesellt. Eine fremde Macht hat sich an den Ufern des Rheins angesiedelt und Straßburg, einst eine freie deutsche Reichsstadt und die kraftigste Beschützerin der freien Rheinschifffahrt, ist eine französische Festung. Der Deutsche steht hier in fremder Uniform gegen Deutschland Schildwacht. Die Mündungen des Rheins gehören den Hollandern, die, obgleich alte Genossen unseres großen Reichs und Deutsche, wie wir, sich uns gänzlich entfremdet haben und uns, selbst den Verträgen zum Trotz, den Rhein abperren. England endlich, das den Seehandel an sich gerissen hat, predigt uns immerfort von Handelsfreiheit, meint aber damit nur seine Freiheit, in unsre Flüsse hinein zu fahren, kümmert sich wenig darum, ob auch unsre Schiffe hinausfahren dürfen und verbietet uns sogar die Einfahrt in englische Flüsse.

Wir hatten Napoleons Macht gebrochen, Frankreich besiegt, Holland frei gemacht und in unsrer neuen Bundesakte die freie Rheinschifffahrt ausdrücklich proklamirt. Aber der Rhein wurde nicht frei und konnte es nicht werden, denn man hatte weder die Franzosen von seinen Ufern entfernt, noch die Holländer gezwungen, ihr Partikularinteresse dem deutschen Gesammtinteresse zu unterwerfen. „Wie ehemals, sagt Herr Oppenheim S. 125, die kleinen Raubritter durch ihre täglichen Neckereien Handel und Gewerbe untergruben, so jetzt ein kleiner Seestaat, der alle seine List und Erfahrung zusammen nehmen muß, sein künstliches Daseyn vor dem drohenden Untergange zu retten, weil er es vorzieht, mit fremden Staaten in halbwegs günstigen Verträgen, als mit dem Stammlande in einträchtiger Verbindung zu leben. — Das ist ein Nachbar, der uns erst die Augen darüber geöffnet hat, wie Deutschland die Welt daran gewöhnt hat, von ihm zu empfangen, ohne ihm wieder zu geben! Holland, welches deutsche Kräfte der deutschen Unerfahrenheit und Nachgiebigkeit abtrotzt, bis — — — — —! — Die französische Continentalsperre hatte Jahre lang die holländischen Häfen hermetisch verschlossen. Da blühte der Rhein durch seinen Binnenhandel, und Holland nahm daran Theil, ohne Hoffnung oder Aussicht, durch Isolirung auf einer andern Seite mehr gewinnen zu können. Freilich hatte es weniger innige Industrie, als die übrigen Theile Deutschlands, denen die Sperre also vorzugsweise zu Gute kam, während alle Seeküsten den Schmuggelhandel mehr oder weniger betrieben. Seit dem Herbst 1813 sprangen diese Bande. Der Rhein ward „im Namen der hohen alliirten Mächte“ von einem Provisorium unter dem Grafen Solms-Laubach verwaltet. Gleich legte Holland wieder seine alten Gebühren, das heißt seine Ungebühren, am Rhein an, als ein würdiges Seitenstück zu seinen alten, jetzt wiederum neuen Douanen! — Der provisorische Zustand sollte den 1. Juni 1815 beendet seyn, und die definitive Ordnung vom 24. Marz durch den Direktor Eichhoff und zwei andere noch zu ernennende Mitglieder einer Centralbehörde in das Leben treten. Diese Frist von zwei kurzen Monden ward verlängert bis zum Herbst 1817. Da endete das Provisorium, aber die neue Ordnung der freien Rheinschifffahrt ward nicht eingeführt! — Es scheint, wir lieben den Status quo! — Also — Holland hat die Wiener Navigationsakte mit unterzeichnet, und selbst spätere Verträge noch! — Die Klagelieder, welche ihre Deutung veranlaßte, das Lamento, welches uns durch dieses ganze Kapitel begleiten muß, werden keinen geringen Beitrag zur Kunst moderner Hermeneutik abgeben! — Aber man hatte nicht erwartet, so der Bestrebungen von Jahrhunderten, der Errungenschaften schwerer Kriege verlustig zu werden, — daß man das französische Joch abgeschüttelt hat, um das holländische aufzuladen! — Waren es früher der vielen Uferstaaten viele Zollsysteme, welche auf den Handel drückten, so sind es deren jetzt nur zwei, ein ungünstiges und eins, — das — nicht zur Ausführung kommt! — Aber wir irren, es sind deren drei: das conventionale System auf dem Oberrhein, das Zoll- und Douanensystem auf dem niederländischen, und dazwischen das als Retorsionsmittel (noch 15 Jahre lang) beibehaltene Stapelsystem. Der Wiener Congreß hatte den Gedanken aufgenommen, daß ein Flußgebiet ein Ganzes ist, dessen Blüthe nur durch eine gemeinsame innere Politik sich wechselsweise ausgleichender Kräfte erhalten werden kann. — Ein Staat, der Kolonien und Schifffahrt

Digitized by Google

hat, gebraucht für seinen Absatz ein großes Inland, — ein Land voller Industrie und Handel wird sich nicht von fremden Produkten und Fabrikaten durch einen Seefahrerstaat überschwemmen lassen, welcher ihm keine Reciprocität bietet, oder ihm gar die Ausfuhr versperrt. Ein Staat, der das thut, übt an sich selbst Verrath. Aber freilich, die Wiener Kommission betrachtete voreilig das industrielle Deutschland schon für ein Ganzes, was es doch erst nach Jahren durch den Zollverein geworden ist. — Nun aber, nachdem dieser große Körper aus seiner Lähmung erwacht ist, theilt sich die Verletzung und der Schmerz eines einzelnen Gliedes sogleich allen Theilen mit, und darum mag der Rhein der deutsche heißen, weil ganz Deutschland seine Beeinträchtigungen empfindet."

Gar bündig widerlegt der Verf. die bekannte holländische Sophisterei. Holland stimmte 1815 auf dem Wiener Congreß dem Artikel bei, der die freie Schifffahrt auf dem Rhein bis ins Meer sanktionirte. „Erst bei der Mainzer C.-C. wurde der Sinn dieser Documente in Frage gestellt, durch die holländische Ueberlegung des „jusqu'à la mer" als: bis an, das ist: nicht in das Meer. — Aber die See ist anerkanntermaßen für alle Schifffahrt frei, und wo die Küsten von einzelnen Seestaaten — auf Kanonenschußweite — das Meer beherrschen, darf es nach jeder gesunden völkerrechtlichen Ansicht nur wegen Einfuhrsverboten oder zum Schutz der Küsten selbst geschehen. Wo die Schifffahrt nur beschränkt werden kann, da ist immer nur Fluß. Wo eine freie Wasserstraße bis zur See kontraktmäßig besteht, kann keine Analogie von den Verträgen der entlehnt werden, welche nur eine gewisse Annäherung von der See aus bis an die Küste erlauben. Andernfalls wäre der Pariser Frieden ganz sinnlos und man hätte im 5. Artikel desselben die Fesseln des Rheins gelöst, um sie im 6. Artikel (die Entstehung eines Königreichs der Niederlande betreffend) wieder aufzuheben. Unbegreiflich ist es in der That, wie man über den Sinn des „jusqu'à la mer" streiten kann; da sprachlich und juristisch darunter nur die vollkommene Freiheit der Schifffahrt für alle Uferstaaten verstanden werden kann." S. 145.

Daß Holland selbst bei seinem System mehr Nachtheil als Vortheil habe, erhellt aus Folgendem: „Hollands Eigenhandel wird stets ein maskirter Transithandel seyn, mit Ausnahme seiner Kolonialprodukte, für welche es gerade der größten Reziprocität des Verkehes bedarf; denn es ist mit dem Absatz derselben von Deutschland abhängig, nicht umgekehrt! — Schon 1826 bezogen viele Städte des Rheingebiets ihre Waaren über Hamburg, Bremen oder Havre de Grace. Auf der kleineren Elbe wurden im Jahr 1823 — nach amtlichen Berichten — gegen 700 M. Centner Kolonialwaaren verführt, während der große Rhein, der so viel mehr Landesprodukte in das Ausland vertreiben könnte, in diesem Jahre nur etwa 400,000 Centner Kolonialwaaren getragen hat. So schadeten sich die Niederlande selbst genug! Ferner soll der Kölner Handel nur ein Neuntel seines früheren Umfangs betragen haben. Ja man will berechnet haben, daß der freie Rhein im Ganzen über die vierfache Summe des heutigen Rheinvertriebs in Umlauf bringen würde." S. 131.

Auch die neuesten Verträge haben noch bei weitem nicht zum Ziele geführt. Holland hat sich nur im kargsten Maaß zu Bewilligungen verstanden und noch jedesmal die Vertragsdocumente hinterdrein sophistisch interpretirt. „Unterdessen war auf deutschem Boden eine Macht herangewachsen, der Zollverein nämlich, gegen welchen Holland alle, selbst die ungerechtesten Hülfsmittel in Bewegung setzte. — Es galt ja die Lebensfrage seiner Finanzen, die durch den Verlust Belgiens für das Haager Kabinet nur um so verzweifelter geworden wäre! — Die alten Beschwerden tauchten deutscher Seits wieder auf. Da es demnach neuer Verträge bedurfte, schloß Preußen zuerst mit Holland im J. 1837 einen Schifffahrtsvertrag ab. Er war auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit basirt. Preußische und niederländische Schiffe sollten in den beiderseitigen Häfen ganz gleich stehen, so wie für das Einlaufen in die Flüsse, namentlich den Rhein und die Fahrt auf demselben. Artikel 1—4. — Alle Prämien und Rückzölle, die Respektirung der Flaggen, die Rechte der Priorität sollten in den europäischen Häfen beider Länder den beiderseitigen Schiffern ebenso zustehen, wie dem am meisten begünstigten Staat. Art. 5. — Die Art. 6—8 ermäßigen gegenseitig die Zollsätze der Mainzer Konvention, auf welche im Ganzen zurückgegangen ward. Während die Art. 10 u. 11 auch die Beförderung des freieren Landtransports in Aussicht stellen, und die gegenseitige Verpflichtung enthalten, keine neuen Handelsverbote zu erlassen, verheißt der 9. Art. eine Vereinbarung für die Privilegien der Dampfschifffahrtsgesellschaften, wegen welcher auch die polizeilichen Maßregeln die Art. 52 u. 63 der Mainzer Konvention Modifikationen erleiden mußten. Dieser Schifffahrtsvertrag war den Hollandern durch Repressalien gegen ihre Begünstigung der eigenen Nationalschiffe abgezwungen worden. Das Supremat der holländischen Schifffahrt leidet immer mehr unter dem Aufblühen der fremden Schifffahrten — trotz allem Sträuben, aber nicht unverschuldet durch das System, sich allen Nationen feindlich gegenüber zu stellen. — Der Art. 3 des Handelsvertrags von 1839 zwischen Holland und Preußen dehnt die Bestimmung des 7. Artikels von 1837 auch auf die Flaggen der anderen Rheinuferstaaten aus, welche direkt von der See, oder umgekehrt transitiren. — In einem Separatartikel reßnirt Holland zugleich auf alle bisher geübten Verationen bei Gelegenheit von Deklaration und Visitation! — Der Art. 8 wiederholte das

Digitized by Google

Versprechen, sich aller Handelsverbote zu enthalten, — aus dem Schifffahrtsvertrag von 1837. — Also waren Rheinseeschiffe faktisch anerkannt! — dennoch bewährte Holland wieder seine Meisterschaft in der Auslegung und ließ die Ostseeschiffe nicht durch. Ebenso verweigerte es der Kölner-Dampfschifffahrt den niederländischen Rhein, außer auf eine niederländische Konzession." S. 162.

Romane.

1) Novellen aus dem Süden von Robert Heller. Drei Bände. Altenburg, Pierer, 1842.

Diese Novellen gehören zu den besseren. Sie bezwecken, den reizenden Kontrast zwischen südlichen und nordischen Charakteren aufzufassen. Der Dichter geht von dem Satz aus: „wie schön ists, im Winter sich an den Frühling zu erinnern" und im Norden an den Süden. Die erste und zweite Novelle streifen etwas an die Gattung von Poesie, welche durch einen feinen Sinnenkitzel sich einzuschmeicheln sucht, aber die Wendung, welche dieser ersten Erzählung gegeben wird, so wie die zahlreichen andern Novellen machen, daß dieser flüchtige erste Eindruck sogleich vermischt wird. Die Tendenz dieser Novellen ist keine frivole.

„Die Sklavin." Eine zartfühlende weiße Sklavin befindet sich in der Höhle eines Sklavenhändlers in der traurigsten Situation, den rohesten Insulten ausgesetzt, einer schmählichen Zukunft entgegenbarrend, aber der, welcher sie kauft, ist ein verkleideter Franke, ein gebildeter Mann, der sie zur Gattin wählt und in den Himmel erhebt. — „Der schöne Knabe," ein junger Grieche, wird auf einem Schiff von einem Engländer für ein verkleidetes Mädchen gehalten, was dem letztern, da sich die Sache aufklärt, nicht geringe Verlegenheiten zuzieht. — „Der Pascha" fertigt mit vieler Ironie einen Franken ab, der gern seine schöne und reiche Tochter heirathen möchte. — „Die Bettlerin," eine hübsche Italienerin wird Mutter von einem Schweden und stirbt mit Hinterlassung eines kleinen Mädchens. Der Schwede verliebt sich in eine schöne Engländerin, da aber sein früherer Fehltritt entdeckt wird, verliert er alle Hoffnung auf ihren Besitz. Inzwischen ist Miß Anna so freundlich, ihn in seiner Schwermuth zu trösten und sich selbst als zweite Mutter für die kleine Waise anzubieten. — „Die Schwestern des Lazarus" sind, gewiß zum Erstaunen vieler Leser, wirklich Martha und Magdalena, und die ganze Novelle ist aus der Bibel entlehnt, was in diese modernen Umgebungen nicht paßt. — „Das Blumenmädchen" aus Rom wird die glückliche Gemahlin eines Deutschen und folgt ihm in sein Vaterland. — „Othman," ein wildschöner Araber, liebt, rettet, entführt und heirathet die Tochter eines reichen Aegypters. Kontrast des städtischen Luxus mit der Wüste, der städtischen Verderbniß mit patriarchalischer Einfachheit. — „Das letzte Werk," die letzte Komposition Pergoleses, das stabat mater, bei dessen erster Aufführung eine junge Gräfin, die den unglücklichen Komponisten heimlich liebt, seinen frühen Tod erfahren muß. — „Der Matrose von der Cornelia," ein junger Grieche, der als Matrose dienend, sich zum Seeoffizier emporschwingt und des Besitzes einer edlen Engländerin würdig macht. — „Ein Zusammentreffen in Venedig," die Geschichte eines geflüchteten Polen, der auch aus Deutschland vertrieben, von einem deutschen Mädchen alles, was sie sich erspart hat, zum Geschenk erhalt, in die Fremdenlegion eintritt, nach Algier und Aegypten kommt, immer aber der guten deutschen Therese treu bleibt und nach mancherlei Abenteuern endlich zu ihr zurückkehrt und sie heirathet.

2) Aus Haß Liebe. Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche, 1842.

Eine gewisse Heloise hat einen kränklichen Grafen zum Mann, „den besten der Manner." Unbekümmert um den Kranken liegt sie behaglich auf ihrem Bette und liest bis Mitternacht unzüchtige Romane der George Sand (die im Munde eine Tabakspfeife und im Herzen ein Bordell tragt und dafür von Frankreich und Deutschland vergöttert wird). Aufgeregt, durch diese Lektüre erblickt Heloise vor sich einen jungen Herrn, der sich zu ihr eingeschlichen hat, und nimmt ihn, „indem sich Traum und Wirklichkeit bei ihr vermischen" in ihren Armen auf. Bald darauf stirbt der Graf, aber auch ihr Liebhaber bekommt die Schwindsucht und stirbt und Heloise findet, nachdem sie schon von vielen geliebt worden, endlich Einen, den auch sie lieben kann. - Jetzt zum erstenmal „sprengt die Knospe ihre bis dahin fest umschlossene Hülle." So wird mit Jungfräulichkeit kokettirt, nachdem man schon in aller Schande gebadet. Der neue Liebhaber wird wieder in den offnen Armen aufgenommen (wobei wieder George Sand unsichtbar Hülfe leistet); traut aber nicht recht. Man trennt sich wieder, am Schluß indeß gibt es eine Versöhnung wie in Menschenhaß und Reue von Kotzebue, wobei ein kleiner Bankert, die Frucht jener magischen Wirkungen der Dudevant'schen Schriften, die Hauptrolle spielt. Durch solche Romane sollen die Herzen deutscher Frauen und Jungfrauen gebildet werden!!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. August 1842.

Schriften über Pauperismus.

1) Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft von M. v. Lavergne-Peyquilhen. Zweiter Theil: Die Kulturgesetze. Königsberg, Bon, 1841.

Dieses Werk, über dessen ersten Theil wir früher berichtet haben, geht von dem sehr vernünftigen Satz aus, daß in der Neuzeit die kleinern Existenzen überall erdrückt werden durch die großen, daß der daraus entspringende immer zunehmende Pauperismus ein Unglück für die Staaten sey, und daß man ihm abhelfen und vorbeugen müsse durch Garantieen für die kleinern Existenzen.

Der Verfasser will diese Garantieen nicht bloß auf Individuen oder gesellschaftliche Classen, sondern auch auf ganze Länder ausgedehnt wissen, sofern die Staaten untereinander selbst in dem unnatürlichen Verhältniß des Pauperismus zur Geldaristokratie stehen. „Wenn es," sagt er in der Vorrede S. VII, „eine Wahrheit ist, daß das große Kapital ein Uebergewicht über das kleine ausübt; daß bei reger Konkurrenz dieses neben jenem, d. h. der kleine Gewerbsmann neben dem großen Fabrikanten dauernd nicht zu bestehen vermag; daß, um die Existenz der kleineren Produktionsanstalten sicher zu stellen, das Gleichgewicht im künstlichen Wege, mittelst eines rationellen Steuersystems, hergestellt werden muß, so folgert sich analog, daß auch unter den Völkern das etwa fehlende Gleichgewicht im künstlichen Wege, d. h. mittelst eines die Konkurrenz gewährleistenden Zollsystems aufrecht erhalten werden müsse. Oder sollte es für die einzelnen Völker wirklich einerlei seyn, in wie weit das Güterleben sich in dieser oder in jener Nation mehr oder weniger entwickelt? Man wird ferner nicht übersehen dürfen, daß im Weltverkehr das Interesse der einzelnen Nationen ein partikuläres ist. Doch halte ich die merkantilistischen Schutzmaßregeln nur für die Uebergangsperiode, und bis die jugendlichen Produktionskräfte erstarkt sind, für nothwendig; im Uebrigen ist überall die freieste Bewegung der gewerblichen Kräfte als Grundlage des gesellschaftlichen Vorschreitens bezeichnet worden."

Zu den Garantieen des Schwachen und Armen im Staate rechnet der Verfasser ferner hauptsächlich einen gewissen Antheil des Individuums am Gemeindevermögen, und den Schutz gewerblicher Genossenschaften. „Ueberall," heißt es S. 205, „ist die Beschützung des Schwachen gegen die Uebergewalt des Starken als Staatsaufgabe erkannt worden, nur im Gewerbsleben hat man sie noch nicht zu lösen vermocht; ja der Staat ist noch nicht einmal zum Bewußtseyn dieser Aufgabe gelangt, weil sie bisher von der Wissenschaft überall geleugnet worden, die nicht aufhört, diesen Vernichtungskampf als wohlthätig und kulturfördernd zu preisen. Und doch wird diese ergiebigste Quelle des Pauperismus nur durch organische Gliederung des Gewerbslebens, durch Zügelung der konkurrirenden Kräfte abgeleitet werden können. Die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den bindenden und lösenden Prinzipien ist die höchste Aufgabe der Staatskunst, und man wird deren Lösung wenigstens beginnen müssen, zunächst durch Herstellung gewerblicher Genossenschaften und eines tüchtigen Gemeindelebens, durch ein die Uebergewalt der mächtigen Kräfte neutralisirendes Steuersystem, und durch Zügelung der vernichtenden Konkurrenz zwischen Hand- und Maschinenarbeit, mittelst Abschaffung der Konsumtionssteuern ꝛc.

Gewiß ist die Verschleuderung der Kirchen- und Gemeindegüter, so wie die Auflösung aller, meist ihre ärmeren Genossen schützenden Corporationen, eine Hauptquelle des Pauperismus. Was nützt den Bauer alle Emancipation, wenn er dieselbe nur durch Verschuldung erkauft, wenn er dem Wucher anheimfällt, wenn seine Kuh im Stall nicht die seine, sondern des Juden ist, wenn er beim System der Gütertheilung auf eine so geringe Portion von Grund und Boden gesetzt ist, daß er nur noch Kartoffeln bauen kann? Was nützt dem

Digitized by Google

Bürger die Gewerbefreiheit, wenn er unmöglich, auch beim besten Fleiß, die Konkurrenz der großen Unternehmer aushalten kann, wenn er dem Gant nicht entrinnen kann und am Ende Arbeiter in der Fabrik seines Nebenbuhlers werden muß?

Die sogenannten Befreiungen haben zu einer weit härteren Sclaverei geführt. Der Verf. hat gewiß nicht unrecht, wenn er S. 220 sagt: „So hat die französische Revolution mit ihren Auflösungsprinzipien überall das Gegentheil von den ihr vorliegenden großartigen Zwecken bewirkt. Anstatt allen Gesellschaftsgenossen goldene Freiheit zu bringen, ist die faktische Sclaverei der großen Bevölkerungsmassen strenger und erniedrigender denn je; statt der Gleichheit des Vermögens ein täglich an Ausdehnung gewinnender Pauperismus; an Stelle des wenigstens durch persönliche Beziehungen, historische Bedeutung und weltmännische Formen versöhnenden Feudal- und Geburtsadels eine steuerfreie und unerträglich hochmüthige Geldaristokratie, der die Gesammtheit der Steuerpflichtigen dienstbar ist. Die freien Staatsformen sind ein leeres Gepränge geworden, da nach Auflösung der Feudal- und Korporativbande, nach gänzlicher Isolirung der Individuen ein erfolgreiches Ankämpfen gegen die Uebermacht der Centralgewalt — es wäre denn, sie hätte den Kopf gänzlich verloren — fast undenkbar ist; und selbst, wo jene Formen eine Wahrheit sind — wie in England — hat die große Bevölkerungsmasse davon noch keinen Nutzen gehabt. Der Freiheitsgeist ist in einen Bedientengeist verkehrt worden, der sich des eigenen Standes schämt, und der nicht erröthet, sich mit dem abgetragenen Plunder der Vornehmen zu behängen. Und wie ist ein wahrer Bruder- und Bürgersinn denkbar, wo alle Mittel des Scheins und der Lüge angewendet werden, um nur Vermögen zu erwerben, wo dieses der alleinige Zweck eines ruhelosen Lebens und Ringens ist. Wahrlich, war auch das mittelalterliche Streben nach unmittelbarer Eroberung des Himmels eine Thorheit, es war wenigstens poetischer und erhebender als die leere Vermögensjagd der heutigen Zeit. Diese darf sich mit ihrem Klugheitsdünkel nicht überheben, da sie in großartiger Weise überall zu dem ihren Bestrebungen direkt entgegenstehenden Ziele gelangt ist."

Auch das religiöse und sittliche Moment wird vom Verf. gewürdigt. „Auch die kirchlichen Bande wurden wesentlich durch den Geist und die Institutionen der neueren Zeit gelöst. Wer wollte in Abrede stellen, daß deren Lockerung durch die höheren Interessen der Gesellschaft geboten wurde; daß sich in Handhabung der kirchlichen Gewalt zahlreiche Mißbräuche eingeschlichen hatten, daß durch die Uebergriffe dieser Gewalt jede freie Forschung, jede selbstständige Entfaltung der gesellschaftlichen Kräfte gelähmt worden, daß auch hier die Gefahr einer Zerstörung der edelsten Kräfte, mittelst eines Systems der Verknöcherung, sich kund gegeben? Die Leitung der kirchlichen Thätigkeit durch eine außernationale Gewalt war mit einer höheren Wahrnehmung der gesellschaftlichen Interessen geradezu unvereinbar. Aber auch hier ward bei Handhabung des auflösenden Prinzips jedes Maß überschritten; noch mehr aber ward verabsäumt, die vernichteten Vereinsbande durch neue und zeitgemäße Institutionen zu ersetzen. Möchte auch nationalökonomisch die Einziehung des Kirchenvermögens sich rechtfertigen lassen; sicher hatte die große, hülfsbedürftige Bevölkerungsmasse keinen Vortheil davon, wenn die ihr bisher gespendeten Erträge jetzt den Staatsgläubigern ꝛc. überantwortet wurden. Dadurch ward der Armenpflege und den kirchlichen Kulturfunctionen die eigentliche Grundlage geraubt. Während die Kirche bisher überall Wohlthaten gespendet, ward deren, wie der Geistlichen und Schulen, Erhaltung jetzt den Gemeinden eine drückende Last. Die Armen aber litten um so mehr, als man nur in ganz großen Gemeinden zu einer geordneten Leitung der Kommunal-Armenpflege gelangen konnte; auf dem Lande und in den kleinen Städten vermochte man zu einer tüchtigen Gemeindeverfassung sich gar nicht zu erheben. Und dann entehrte die büreaukratische Armenpflege überall das lebendigen, trostreichen, versöhnenden Wortes. Es gibt überhaupt gar nichts innerlich dürftigeres, schon durch Langweiligkeit die edelsten Kräfte zerstörenderes, als das Leben in einer büreaukratischdevormundeten, vom Centralort entfernten, selbst der kirchlichen Volksfeste entbehrenden Bevölkerungsmasse. — Wenn auch die Ehe in ihrem Charakter eines Sakraments sich nicht behaupten ließ, so durfte sie doch nicht zu einem gemeinen Kontraktsverhältniß herabgewürdigt werden, indem ihre Schließung den Notaren anheimfiel, und die Scheidung gänzlich frei gegeben ward. Eine philanthropische Empfindsamkeit erbarmte sich der gefallenen Jungfrauen, wie der unehelichen Kinder, suchte jene von Kirchen- und anderen Bußen, beide von jedem Makel zu befreien, und das Konkubinat ward fast zu einem anständigen Verhältniß erhoben. Dadurch aber war das letzte Bollwerk der sozialen Verbindung zerstört, und die Gesellschaft zerfiel nicht mehr in Familien, sondern in Individuen, die durch keine Verpflichtungen und durch keine Pietatsverhältnisse aneinander geknüpft waren. Mit Aufhebung der Beichte, der kirchlichen Polizei- und Strafgewalt, war endlich bei den niederen, aller Bande entledigten Kulturstadien jede Scheu vor Verletzung der Ehrbarkeit und des Anstandes geschwunden. In einigen Orten stellt sich bereits die Zahl der unehelichen Geburten den ehelichen fast gleich, und die Auflösung der Familienbande macht die reißendsten Fortschritte." S. 207.

Digitized by Google

„Durch das ungezügelte Walten der Geldwirthſchaftsform und durch Einführung des Erbrechts der Frauen waren die ſinnlichen und ſittlichen Schönheitsgefühle bei Schließung der Ehe bereits in den Hintergrund gedrängt, der Ehekrämer war zur Regel erhoben worden. Indem die Vollziehung der Ehe einem Notariatsakte anheimfiel, ward das ehedem ſo heilig gehaltene Verhältniß in den Augen des Volks herabgewürdigt; leichtſinnige Scheidungen feigerten dieſen Eindruck. Die ſo geſchwächten Familienbande wurden durch Erbprozeſſe, durch die nicht ſelten aus der Kündigung geſchwiſterlicher Erbportionen herbeigeführten Subhaſtationen und Konkurſe vollends vernichtet, und die Feindſeligkeit ward dauernd, ſobald die Familienglieder einander zugleich in zügelloſer Konkurrenz gegenübertraten. Bei den trüben Erſcheinungen, die das Familienleben überall darbot, wurden gerade die kultivirteren Stände von der Ehe um ſo mehr zurückgehalten, als die Genüglamkeit in eingelebten Verhältniſſen mit deren Auflöſung zugleich geſchwunden, ein Drängen und Treiben nach Ueberhebung und Genuß an deren Stelle getreten war, die dauernde Erhaltung eines Familienlebens daher großen Aufwand erforderte. Das Konkubinat ſtieg dießhalb zu einer beiſpielloſen Geltung, und nur in den ganz niederen Kulturſtadien ward in Folge ungehinderter Geſtaltung neuer Wirkungskreiſe um ſo leichtſinniger zur Ehe geſchritten. Dabei fanden ſittliche Rückſichten um ſo weniger Gehör, als die ehedem von den Grundherren, von den Korporationen und von der Kirche gehandhabte Sittenpolizei in keiner Weiſe erſetzt worden, und da auch das, jeder edleren Grundlage ermangelnde, Familienleben den Kindern ſo häufig eine Schule des Laſters ward.“ S. 213.

Uebrigens hätte der Verfaſſer unter den Mitteln, die gegen ſo viel hereinbrechendes Verderben angewendet werden müſſen, beſonders eins hervorheben ſollen: eine geregelte Auswanderung. Ein großer Theil der vorhandenen Uebel iſt der Uebervölkerung zuzuſchreiben. Die Quadratmeilen eines Landes wachſen nicht mit der Zahl der Einwohner; die Kulturfähigkeit des Bodens wächst nicht mit den Bedürfniſſen. Die Konſumtion wächst nicht mit der Produktion; das geſicherte Einkommen nicht mit der Zahl der Konkurrenten. Die Aemter, von denen man leben kann, wachſen nicht mit der Zahl der Kandidaten. Ueberall bleiben die Mittel der Befriedigung ſich gleich, während die Bedürfniſſe in wachſender Progreſſion ſich vermehren. Ueberall gibt es mehr Bauern als Güter, mehr Handwerker als geſicherte Kundſchaften, mehr Bewerber als Beamte. Unſere barbariſchen Vorfahren beſaßen trotz ihrer Barbarei ungleich mehr politiſchen Verſtand als wir, ihre hochgebildeten Enkel, indem ſie die Bedürfniſſe und die Mittel der Befriedigung im Gleichgewicht zu erhalten wußten und nicht nur möglichſt für die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Erbguts, je im Beſitz des Erſtgebornen und für die Gründung und Erhaltung reicher Korporationen, ſondern auch für den Abfluß derjenigen Bevölkerung, die auf dem einmal vertheilten Boden und in den einmal geſchloſſenen Korporationen unmöglich alle Platz finden konnten. Die Geſchichte lehrt uns, daß die älteſten Germanen das Syſtem der Auswanderung und Eroberung verbanden, daß ſie den Ueberfluß ihrer Bevölkerung nicht auf rohe Weiſe ausſtießen, ſondern in Heeresmaſſen vereinigt auf Eroberung auszogen und ein neues Vaterland oft an den nachſten Grenzen ſich gründen ließen, wodurch das alte erweitert wurde. Bedenkt man, daß dieſes Ausſcheiden der Uebervölkerung uralt in Deutſchland iſt, daß von den Kimbern und Teutonen, vielleicht ſchon von Brennus an, die Deutſchen unaufhörlich über ihre Grenzen fluthteten, daß ihr Ueberfluß, am Ende des römiſchen Weltalters einem großen Strome gleich in den Süden und Weſten brechend, Italien, Frankreich, Spanien und England neu bevölkerte, daß er während des Mittelalters oſtwärts gewendet eben ſo die ſlaviſche Welt überwältigte, Oeſterreich, Schleſien, die Lauſitz, Meißen, Anhalt, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, Livland, Kurland, Eſthland eroberte und germaniſirte; und daß auch noch den großen Religionskriegen, welche zwei Drittheile der Deutſchen hinraften, das Volk bald wieder ſich erholte und bald wieder Tauſende und Hunderttauſende von Auswanderern mit Holländern und Engländern in deren Kolonien ſchickte, ja zuletzt auch Südrußland mit Deutſchen bevölkerte; ſo kann man wohl nicht zweifeln, daß periodiſche und vernünftig geleitete Auslerungen der deutſchen Bevölkerung etwas Naturnothwendiges ſind, deſſen Unterbleiben der deutſche Körper empfinden muß wie Vollblütigkeit, Verſtopfung ꝛc. Die Auswanderungsfrage ſcheint uns mit der großen Frage des Pauperismus aufs genauſte zuſammenhängen. Kann von Eroberungen im alten Style zunächſt nicht die Rede ſeyn, ſo doch von geregelter Koloniſation entfernter Länder.

2) Die Quellen der Armuth und des Verbrechens von E. R. Stuttgart, Autenrieth, 1841.

Unter den mancherlei Quellen der Verarmung treten hier beſonders die leichtſinnig eingegangenen Ehen und die Güterheilung hervor. Wenn ſelbſt Wohlhabendere noch nicht ans Heirathen denken, treten Fabrikarbeiter in früheſter Jugend ſchon auf die unbeſonnenſte Weiſe die Ehe an und ſehen eine Anzahl Bettler in die Welt, für die dann der Staat ſorgen mag. Auf dem Lande aber werden die Güter durch Vertheilen an die Kinder nach und nach ſo klein, daß ſie keine Familie mehr

Digitized by Google

ernähren können und so kommen eine Menge Bauern in denselben Fall, wie die Fabrikarbeiter, die Väter einer zahlreichen Bettlerfamilie zu werden. Dazu kommt dann die Trinksucht, von der man kaum sagen kann, ob sie mehr Ursache oder Folge der Verarmung ist. In den meisten Fällen sind es gerade die Aermsten, die das wenige, was sie verdienen, im Trunk vergeuden, um sich über ihren Jammer zu trösten und weil sie doch auch beim Sparen zu keinem rechten Gedeihen zu kommen hoffen. Armuth plus Trinksucht und Ausschweifung führen dann weiter zu Verbrechen aller Art.

Der Verfasser untersucht, nachdem er das Uebel und seine Ursachen erörtert hat, die Mittel der Abhülfe, und zwar die dem Uebel vorbeugenden, besonders die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten für die verwahrloste Jugend, ferner die Anstalten, durch welche ein besserer Geist in der einmal eingeschulten Bevölkerung erhalten werden solle (ein sehr wichtiger Umstand), und wozu er religiöse Anstalten, Vereine, Volksschriften, Sammlungen, Preisertheilungen ꝛc. rechnet; drittens die unmittelbar der Noth abhelfenden Anstalten, Arbeitshäuser ꝛc., und endlich Zwangs- und Strafanstalten, die gegen das Extrem des Uebels nothwendig angewendet werden müssen.

3) Rechenschaft der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins im Königreich Württemberg über ihre Leistungen von 1817—1841. Stuttgart, J. B. Müller. 4.

Hier wird ein ganzes System der Armenpflege enthüllt. In den Nothjahren 1816 und 1817 gründete die verewigte Königin Katharina den Wohlthätigkeitsverein mit seiner Centralstelle in Stuttgart und Lokalstellen im ganzen Lande. Oberster Grundsatz des Vereins war und ist, Hülfe nur zu leisten gegen Arbeit (Alter, Krankheit ꝛc. bedingen natürlich Ausnahmen), und den Armen vorzugsweise Gelegenheit zu einer nützlichen Thätigkeit zu verschaffen. Der Verein ist ein freiwilliger, steht aber in beständigem Rapport mit den Staats- und Gemeinheilsanstalten, die verwandten Zwecken dienen, und vielleicht zeigt sich nirgends eine so schöne Harmonie zwischen Staat und Privaten und offenbart sich so klar, wie sehr beide wechselseitig einander bedürfen, als hier. Wie das Verhältniß des Vereins und seines Wirkens zu Staat und Kirche musterhaft klar durchdacht und geregelt ist, so auch die innere Organisation des Vereins. Er theilt die Armen im Allgemeinen in Erwachsene und in Kinder; jenen ist Arbeit und für ihre Arbeit Lohn zu verschaffen und überdieß muß gesorgt werden, daß sie etwas ersparen können; diese sind zu solidem Erwerb und als brauchbare Bürger zu erziehen. Daraus resultiren nun folgende vom Vereine gegründete Anstalten: eine Sparkasse, welche den ärmeren Volksklassen und namentlich den Dienstboten ihren kleinen Erwerb bewahrt und verzinst; Visitationen der älteren lokalen Armenanstalten, Nachhülfe bei denselben, Unterstützung mit Naturalien und Geld in besonderen Fällen, Errichtung von Kosthäusern, Beschäftigung von entlassenen Strafgefangenen (für deren Wohl ein besonderer Verein besorgt ist), Vertheilung von unbenutzt liegendem Grund und Boden an Arme, Hülfe gegen den Wucher der Juden mit dem sogenannten Stellvieh, * Industrieanstalten aller Art auf dem Lande und besonders auch für verschämte Arme in der Stadt; Anleitung zu neuen Erwerbsmitteln ꝛc. Und in Bezug auf die Jugend: Sonntagsschulen, gewerblicher Unterricht, Unterbringen armer Kinder bei Handwerkern und Bauern; Industrieschulen, Kleinkinderschulen. Außerdem sind in neuester Zeit wieder für besondere Zwecke entstandene Anstalten für ausschließlich kranke, oder schwachsinnige Kinder, so wie für neugeborne, die sich an die ältern für Blinde und Taubstumme anreihen. Das Kinderhospital in Ludwigsburg ist die neueste dieser Anstalten.

Wir empfehlen diesen in seinem Inhalt so lehrreichen und in seiner Form außerordentlich klaren Bericht angelegentlich den Freunden des Armenwesens. Man lernt hier das schönste und umfassendste System von Wohlthätigkeit kennen, das von Privatvereinen jemals durchgeführt worden ist. Exemplare dieses werthvollen Berichts werden unentgeldlich abgegeben.

4) Denkschrift über die zunehmende Nahrungslosigkeit von Fr. von Posek. Essen, Bädeker, 1842.

Hier werden vorzugsweise die Armenkolonien empfohlen und die niederländische zu Frederics-oord als Muster aufgestellt; unbeschadet jedoch aller andern Vorkehrungsmaßregeln gegen den Pauperismus. Armenkolonien bleiben freilich immer etwas Vereinzeltes; nur die Kolonisation im Großen kann dem Uebel in seiner Größe steuern.

* Der Krebsschaden auf dem Lande fast überall da, wo Emancipation des Bauernstandes und Gütertheilung eingeführt ist. Der Bauer kann auf seinem zu kleinen Gut, in Schulden steckend, kein eigenes Vieh halten, und muß daher seine Kuh im Stalle als Eigenthum eines Andern (gewöhnlich eines auf diesen Erwerb speculirenden Juden) aufs theuerste miethen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. September 1842.

Schriften über Pauperismus.

5) Der Krieg der Stände. Von Friedrich von Sydow. Weimar, Voigt, 1841.

Eine Beleuchtung der Stellung, welche gegenwärtig die verschiedenen Stände oder Berufsklassen in der Gesellschaft einnehmen, und namentlich der Ansprüche, welche sie machen. Auch hier ist die Hauptklage, daß die niedern Klassen sich durch zu hohe Ansprüche, Luxus und Hoffart, schaden und ruiniren.

Es ist in der That außerordentlich auffallend, daß selbst in solchen Staaten Deutschlands, in denen in allen politischen Verhältnissen das absolut monarchische Prinzip in größter Strenge und Ausschließlichkeit waltet, dagegen in socialen Beziehungen ein wahrhaft republikanisches Nivellement aller Stände vor sich geht, wie in Nordamerika. In demselben Staate, in welchem die denkenden Köpfe, die Weisen und Hochgebildetsten ihre Geistesprodukte einer Censur unterwerfen müssen, in welchem die solidesten und sachkundigsten Korporationen und Magistrate sich bei der bescheidensten Vorstellung an ihres Nichts durchbohrendes Gefühl zurückgewiesen sehen und bedeutet werden, auf ihrem beschränkten Standpunkt könnten sie nicht urtheilen; in demselben Staate darf sich dagegen der Dienstbote, der Lehrjunge gegenüber seinem Herrn alles erlauben und nehmen die untersten Klassen mit den Moden und Genüssen der höheren zugleich einen unerträglichen Trotz an. So befinden sich die gebildeten Klassen, der eigentliche Kern der Nation, in einer traurigen Klemme zwischen zwei einander vollkommen entgegengesetzten Einwirkungen, zwischen einem fast asiatischen Despotismus hier und einem fast Yankeemäßigen Demokratismus dort. In ein und derselben Stunde kann der durch einen barschen Polizeibefehl tief gedemüthigte Hausvater zugleich der ganzen anarchischen Frechheit eines Dienstboten ausgesetzt seyn. Während er sich hier vor einem Vorgesetzten ängstlich bücken muß, thate es ihm noth, sich auch wieder dort vor seinem eignen widerspenstigen Gesellen oder Diener zu bücken. So scheint es denn das Wahrzeichen unsrer Zeit: Knechtschaft der Männer, Emancipation der Buben! Was in dieser Beziehung in der Literatur geschieht, ist nur der Widerschein des Lebens.

Man kann schwerlich in Abrede stellen, daß die Gesetzgebung hauptsächlich daran Schuld ist. In den meisten neuern Gesetzbüchern paart sich eine unerbittliche Härte gegen politisch Andersdenkende mit einer wahrhaft läderlichen Nachsicht gegen gemeine Verbrechen. Alle Schranken, die ehemals die öffentliche Sitte der Rohheit und Gemeinheit zog, sind durch Gesetze und polizeiliche Verordnungen niedergerissen. Gelindigkeit der Strafe macht das Verbrechen ehrlich; ja völlige Strafslosigkeit macht, daß man noch auf seine Schande trotzt. Das Stehlen gilt schon lange nur noch als ein leichter Fehler. Man fragt höchstens: wie viel ist gestohlen? an die moralische Schandlichkeit denkt Niemand. Die frechste Dirne darf sich getrost im jungfräulichen Brautkranz vor den Altar stellen; man wird ihr ihn nicht mehr abreißen. Die faule Magd ärgert ihre Frau bis aufs Blut, lauert, bis diese in der Hitze ein unhöfliches Wort braucht, verklagt sie dann und erhält Recht. Ein ehrliches Mädchen, ein ehrlicher Jüngling kommt fern vom Lande herein in die Stadt, um zu dienen. Gleich werden sie von Aelteren ihres Standes unterrichtet, daß sie sich von der Herrschaft nichts gefallen zu lassen brauchen, daß sie nur recht dreist widersprechen sollen, daß sie sich nichts abgehen lassen und wenn sie stehlen, nur nichts gesehen sollen; so komme man immer durch und die Herrschaften seyen schon so mürde gemacht, daß sie von den Dienstboten alles dulden. Darf man sich nun wundern, daß diese von

Digitized by Google

Natur roben, durch böſes Beiſpiel verführten und durch eine verkehrte Geſetzgebung geſchützten Menſchen nun auch ihre Stellung unter den Ständen verkennen, daß die Magd es im Putz der Frau, der Bediente in Ausſchweifungen dem Herrn zuvor thun will? Wer ſieht nicht des Sonntags auf allen Straßen Damen in ſeidenen Kleidern, deren ungraziöſe Haltung und gemeiner Ausdruck die Magd verrath? Wie kommt ſie zu dieſer Pracht? Nur zu häufig auf Koſten der Ehrlichkeit und Sittlichkeit. Aber gibt es ein Geſetz, was dieſem Luxus, dieſer Quelle des Laſters ſteuert? Nein.

Hören wir hierüber den Herrn von Sydow: „Fragen wir nach jenen alten treuen Dienern und Dienerinnen, welche in ihrem Dienſt alt wurden, die ſich als Glieder der Familien, in welchen ſie dienten, anſahen, über dem Eigenthum ihrer Herrſchaften, vom Größten bis zum Geringſten, mit beinah übertriebener Gewiſſenhaftigkeit wachten, auf den Vortheil und Nutzen ihrer Herrſchaften weit mehr bedacht waren, als auf ihren eigenen, — die an Leid und Freude aller Familienglieder den innigſten, herzlichſten Antheil nahmen, ſich von ihrer Treue und Anhänglichkeit durch nichts in der Welt, nicht durch Beſtechungen, durch Ueberredung und andere Verführungsmittel abwendig machen ließen, und dabei gehorſam, unverdroſſen, beſcheiden und genügſam in Anſprüchen und Forderungen waren, in der Zufriedenheit der Herrſchaft die ihrige fanden und ſich ſo in einem Hauſe, in einer Familie unentbehrlich machten, ſich die begründetſten Anſprüche auf Achtung und Liebe, auf Berückſichtigung und Nachſicht für kleine menſchliche Schwächen, Anſpruch auf lebenslängliche Verſorgung und auf jede mögliche Wiedervergeltung ihrer vielſeitigen Dienſtleiſtungen erwarben; fragen wir nach ſolchen guten, überaus nützlichen, den häuslichen Wohlſtand und das Wohlbefinden der Familie fördernden Menſchen; — und man wird uns hier und da noch von ihnen, wie von Perſonen aus längſt verklungenen Mährchen erzählen und ſie in Romanen und auf dem Theater uns als komiſche, meiſt lächerliche Zeichen aus alter Zeit vorführen, — aber in der Wirklichkeit ſuchen wir ſie faſt durchgängig vergebens, und finden wir ſie in ganz einzelnen Ausnahmen noch, ſo verlieren ſie ſich, ohne die ihnen gebührende Beachtung, gleichſam unter den altmodiſchen Möbeln, die man nur im äußerſten Nothfall einmal aus der Rumpelkammer hervorſucht. — Dagegen finden wir Kammerdiener und Bedienten, Leibjäger, Kutſcher und Knechte; — Kammer- und Stubenmädchen, Köchinnen, Mägde und wie die zahlreichen Abſtufungen in den Titulaturen unſerer jetzigen dienenden Klaſſe alle heißen mögen, welche ihrer Außenſeite nach oft Niemand für das anſieht, was ſie ſind, die nicht allein in dem Luxus der Kleidung, ſondern auch in der Art ſich zu benehmen und zu ſprechen, oft leicht mit ihren Herrſchaften verwechſelt werden können, — die ſich, dem Anſcheine nach, nur aus Gefälligkeit in ein dienſtliches Verhältniß begeben, deshalb auch mit Lohn, Unterhalt und ſonſtigem Verhalten in ihren Anſprüchen kein Maaß und Ziel kennen; die, ſo lange ſie ihren Vortheil damit erreichen können, ſich durch Schmeichelei, Heuchelei und Aufmerkſamkeiten aller Art bei ihren Herrſchaften beliebt zu machen wiſſen, außerdem aber in Trägheit, Unluſt, Ungehorſam, Nachläſſigkeit und Oberflächlichkeit, ſtatt des Hauſes Wohl zu fördern, daſſelbe mit Verdruß und Unfrieden erfüllen; die, anſtatt der Herrſchaft Vortheil und Nutzen im Auge zu haben, nur, wo es irgend möglich, auf Koſten der Herrſchaft, ihren eigenen Gewinn berückſichtigen und zu dieſem Behufe Lug und Trug nicht ſcheuen; die das Eigenthum der Herrſchaft in ganz anderm Sinne für das ihre betrachten, als die vorher bezeichneten gewiſſenhaften Dienſtboten, — es nicht reſpektiren, vielmehr ſich deſſen nach Belieben zu eigenem Gebrauch anmaaßen, auf deſſen Erhaltung aber in ihrem Leichtſinne nicht im Geringſten bedacht ſind; — denen nichts heilig iſt, was die Verhältniſſe der Herrſchaften angeht, Alles, was ſie davon wahrnehmen, unbedenklich ausplaudern und jedes Vertrauen, was ihnen geſchenkt wird, mißbrauchen. — Dienſtboten treffen wir ferner in nicht geringer Anzahl, die ſogar boshaft genug ſind, ihrer Brodherrſchaft muthwilligerweiſe Schaden zuzufügen, und Alles, was ihnen anvertraut wird, verwahrloſen; — die ihren Dienſt und deſſen Obliegenheit ganz als Nebenſache betrachten, dagegen ſich ausſchließlich mit eigenen Angelegenheiten beſchäftigen, ſich mit überſpannten, ſchwärmeriſchen, ihren Verſtand verwirrenden und ihr Herz verſtimmenden Büchern unterhalten, an Zerſtreuungen, Vergnügungen, unmoraliſchen, verbotenen Umgang mehr denken, als an ihre Dienſtgeſchäfte, ja einen großen Theil der Zeit, als ihnen zukommend, unbedingt dazu in Anſpruch nehmen. Es kann keinen Zweifel über den Geiſt unſerer jetzigen Dienſtboten, aber auch keinen über den Kontraſt dieſes Geiſtes zu der Beſtimmung der dienenden Klaſſe geben, wenn wir bemerken, daß es Bedienten-Klubbs, Bedienten-Bäle und dergl. gibt, — wenn wir den Bedienten, den Kutſcher, Reitknecht ꝛc. ꝛc., anſtatt mit den ihm zukommenden Arbeiten beſchäftigt, in Roman-Lektüren vertieft, oder im Kaffehaus, auf dem Billard ꝛc. finden, — wenn wir die Küchenmagd am Scheuerfaſſe Bravour-Arien aus den neueſten Opern recitiren hören und ihr auf der Promenade in Strohhut, Shawl und modernſtem Damenanzug begegnen, u. ſ. w. — Verwundern kann es uns bei dieſem Ueberſchätzungsgeiſte, bei dieſem unziemlichen Heraustreten aus dem eigenthümlichen Verhältniſſe

Digitized by Google

nicht im Geringsten, wenn die dienende Klasse sich ihrer Bestimmung schämt, wenn sie unzufrieden mit derselben ist, dieselbe, wo es nur irgend möglich ist, verleugnet und sich ihr, ohne Berücksichtigung der Folgen, zu entziehen sucht; — wenn unter Herrschaften und Gesinde ein ewiger Hader und Streit, ein steter Wechsel stattfindet; — wenn nur wenige Dienstboten mehr als kurze Zeit in ihrem Dienste verbleiben und nur wenige denselben mit Ehren und gutem Nachrufe verlassen; und nicht befremden kann es endlich, wenn die große Anzahl aus der Klasse der Dienenden, welche es nicht erwarten kann, in ein selbstständiges Verhältniß zu treten und sich daher, ohne Aussicht auf Erwerb und Nahrung, auf gut Glück mit überspannten und unpaffenden Lebensansichten dem Spiele des Zufalls preisgibt, bald in ein unabsehbares Labyrinth von Verlegenheiten, von Kummer und Elend geräth, und wenn ihr dann alle Mittel, auch die niedrigsten und unwürdigsten, gleich sind, womit sie sich von dem am Ende doch unausbleiblichen Untergange zu retten sucht."

Auch dem Handwerkerstande macht der Verfasser schwere Vorwürfe in Bezug auf dessen steigenden Luxus, und sogar demjenigen immer zunehmenden Theil der Landbauern, die sich unter dem höhern Titel der Oekonomen auf ähnliche Weise über die ihnen angewiesene Sphäre emporschwingen. Doch trifft sein Tadel auch die höhern Stände und gebildeten Klassen, denn überall herrscht die Tendenz vor, mehr scheinen zu wollen als man ist. Der Bauer will Oekonom, der Voigt Wirthschaftsrath seyn; der Schneider wenigstens Kleiderkünstler oder Hofschneider oder Kleidermagazin-Inhaber; der Kaufmann Rath und Geheimerrath. Der Schulmeister will Präceptor, der Präceptor Professor, der Professor Hofrath ꝛc. seyn. Auf mehr als einer Universität ist die Gelehrsamkeit schon völlig in die Stufenleiter des Hofdienstes einrangirt und der Professor steigt von einem Jahrzehnt, oder auch wohl Lustrum zum andern regelmäßig zum Hofrath, Geheimenhofrath, Geheimenrath auf. In innerhalb des Staatsdienstes selbst avancirt man bereits viel früher im Titel, als im Amte selbst. Diese Narrheit ist so allgemein, daß man sie keinem einzelnen Stande allein mehr zum Vorwurf machen kann. Das Uebel aber ist, daß beinah Jeder, indem er mehr scheinen will, als er ist, es sich auch mehr kosten lassen muß, worüber viele moralisch und ökonomisch zu Grunde gehen.

Wer den Ständen ihre natürliche Stellung mit allen ihren gebührenden Rechten und Ehren zurückgeben könnte, würde der wohlthätigste Reformator der Gesellschaft werden. Die politische Freiheit, in deren Namen man so oft die Nivellirung der Stände vertheidigt hat, kann nicht nur beim Unterschied der Stände bestehen, sondern gedeiht auch besser dabei. Man darf nur jedem Stande seine politischen Rechte und seine Vertretung im Staate gönnen. Wie es nicht eine allgemeine Menschheit gibt, sondern Nationen; so gibt es auch kein allgemeines Volk, sondern Stände, und wie die Nationen innerhalb der Menschheit ihre natürlichen Grenzen haben, so auch die Stände innerhalb einer Nation. Wie keine Nation verworfen seyn soll, so auch kein Stand. Aber wie man die Nationen nicht dadurch frei macht, daß man sie in eine kosmopolitische Masse auflöst, so macht man auch die Stände nicht dadurch frei, daß man sie in eine ununterscheidbare Masse auflöst. Vielmehr ist jeder Stand, wie jede Nation, einer um so größeren Freiheit, eines um so größeren Wohlstandes und einer um so größeren Ehre fähig, je mehr er sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und nach seinen natürlichen Bedürfnissen entwickeln kann und sich allen unnützen und schädlichen Aufwand für erkünstelte Bedürfnisse und für Dinge erspart, die außerhalb seiner natürlichen Sphäre liegen.

6) Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt von Ludwig Schreck. Leipzig, Schreck, 1842.

Hier werden mehrere einzelne Armenanstalten in Leipzig beschrieben und als musterhaft zur Nachahmung empfohlen.

7) Die Stadtbibliothek zu Graßenhayn, von K. Preusker. Dritte Auflage. Graßenhayn, Rothe, 1841.

8) Ueber Nacherziehung und Nachschulen. Von demselben. Leipzig, Hinrichs, 1842.

Herr Preusker, dessen patriotische Bemühungen längst allgemeine Achtung verdient und gefunden haben, legt mit Recht besonderen Werth auf die Erhaltung und Fortpflanzung der in der Schule erhaltenen Bildung, und das geeignetste Mittel dazu scheinen ihm Nachschulen, freiwilliger Unterricht, vor allem aber Gemeindebibliotheken zu seyn, durch welche der Gebrauch nützlicher Bücher Jedermann zugänglich gemacht wird. Was er im Verein mit seinen nähern Freunden dafür in der Stadt Graßenhayn geleistet, glaubt er der Nachahmung würdig und beschreibt es hier in allem seinem Detail. Je schwieriger die Auswahl einer Büchersammlung für gedachten Zweck bei der Unzahl unster Bücher ist, um so mehr muß man die außerordentliche Belesenheit des Herrn Preusker und den richtigen Takt bewundern, der ihn bei der Auswahl leitet. Der Vorwurf, der ihn

Digitized by Google

gleichwohl treffen könnte, er wolle des Guten zu viel, scheint sehr einfach mit der Bemerkung widerlegt werden zu können, daß doch nicht alle seine Vorschläge durchgehen werden, und daß es mithin gut ist, er bietet eine reiche Fülle zur Auswahl dar, weil dann doch Mancher Manches finden wird. In unsrer wählerischen Zeit muß man es den Leuten leicht zu machen suchen, so viel immer möglich.

9) Ueber Leseanstalten als Beförderungsmittel des Volkswohls. Von K. G. Schmid. Jena, Frommann, 1842.

In demselben Sinne geschrieben. Der Verfasser zählt bereits eine Anzahl von Städten auf, in denen eine Bibliothek zum Volksgebrauch angelegt sey. Es sind ihrer freilich erst wenige. Bedenkt man den verderblichen Einfluß so mancher Winkelbibliothek, worin moralisches Gift ausgeboten wird, und auf der andern Seite, wie mancher gute Kopf im Volke gefunden wird, der sich gern durch ein gutes Buch belehren lassen und bei dem es Früchte tragen würde, so kann man nur beklagen, daß Staat und Gemeinde nicht schon längst auf Büchersammlungen zu dem erwähnten Zwecke gedacht haben. Herr Schmid empfiehlt eine Anzahl Bücher, aber die Auswahl scheint uns zu gering. Man muß mehr vorschlagen, ohne deßhalb fürchten zu dürfen, daß zu viel werde angeschafft werden. Vorschreiben läßt sich doch Niemand; Jeder will wählen, also gönne man ihm eine größere Auswahl.

10) Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den norddeutschen Bundesstaaten. Von J. H. Böttcher. Hannover, Hahn, 1841. 8. S. 688.

Ein ansehnliches umfangreiches Buch, mit eben so viel Gründlichkeit, als Enthusiasmus geschrieben. Der Verfasser ist in der neuen, aber schon ungemein angewachsenen Literatur der Mäßigkeitsgesellschaften sehr bewandert, benützt und citirt fast alle und gibt uns ein in der That sehr reiches und vollständiges Gemälde dieses Vereinslebens. Da ist nichts übergangen. Die Branntweinpest in allen ihren Folgen wird uns, nach den bewährtesten Zeugnissen, in ihrer ganzen Abscheulichkeit ausgemalt. Dann wird der Eifer und Erfolg gepriesen, mit dem die Mäßigkeitsgesellschaften dem Uebel entgegengewirkt haben; wird nachgewiesen, wie alle Schwierigkeiten trotz ihrer anscheinenden Unüberwindlichkeit doch besiegt werden konnten und können, werden die Ruchlosen, die sich den Gesellschaften widersetzen (insbesondere der Hamburger Pöbel) mit Entrüstung gestraft und zurechtgewiesen, und wird endlich ein statistisches Verzeichniß der Gesellschaften, und eine Uebersicht über alle Regierungsverordnungen, den Branntwein betreffend, und über eine Menge ärztliche und juridische Gutachten, so wie über die gesammte Literatur des Mäßigkeitswesens mitgetheilt. Aus den statistischen Tabellen erhellt, daß in Norddeutschland die Mäßigkeitsgesellschaften verhältnißmäßig noch nicht viele Mitglieder zählen, denn was sind 147,459 Individuen, die man im Jahr 1840 zählte, und worunter auch die Kinder mitbegriffen sind, in Vergleich mit dem ungeheuern Branntweinverbrauch, der noch stattfindet!

Schrift über Napoleon.

Napoleons Ansichten von der Gottheit Jesu. Durch D. G. v. Ekenbahl. Weimar, Voigt, 1842.

Bearbeitung eines französischen Werkes von Beauterne. Es ist natürlich, daß man Napoleon auch von dieser Seite beleuchtet, und von Interesse, seine Verhandlungen mit der römischen Curie zu verfolgen. Im Allgemeinen aber muß man alles, was Napoleon je über Religion und Kirche gesagt hat, für berechnet und insofern fast immer für eine Maske halten. Er ehrte alle Religionen und ihre Priester, wenn sie ihm dienten; er verhöhnte und mißhandelte alle, wenn sie ihm hinderlich waren. Er sagte in Aegypten, er sey ein guter Muselmann. Er würde, wenn er nach Tibet gekommen wäre, sich zum Dalai Lama haben wählen lassen, wie einst Alexander sich zum Jupiter Ammon machen ließ. Er verband sich mit dem Papst, um ihn zu benützen, er verstieß ihn, da es ihm mißlang. Er ehrte die Protestanten, wenn er sie brauchte; er schmeichelte den Gläubigen mit der Versicherung, auch er glaube, und bediente sich eben so gern der alten Atheisten, wenn sie ihm nur nützten. Er forderte Gottesfurcht, wenn sie Bedingung der Kaiserfurcht war, aber er verdammte sie, wenn es hieß: fürchte Gott mehr als den Kaiser! Deßhalb ist es lächerlich, wenn sich fromme Christen unter andern auch auf Napoleons Gläubigkeit berufen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. September 1842.

Reisen.

Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. Prof. in Jena. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Einzelne Mittheilungen aus diesem interessanten Reisewerk sind schon durch verschiedene Journale verbreitet worden und haben die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Herr Koch hat sich alle Mühe gegeben, über die kaukasischen Länder, die er selbst gesehen und über die er alles Vorhandene gelesen und benutzt hat, etwas Gründliches zu schreiben und seiner Vorgänger Lücken zu ergänzen und Irrthümer zu berichtigen.

Wir folgen ihm aus seiner thüringischen Heimath über Berlin und die Ostsee nach St. Petersburg. In dieser Hauptstadt fand er alle mögliche Gastfreundschaft und wurde ihm jeder Vorschub geleistet, sein kaukasisches Unternehmen auszuführen. Dabei wirft er einen sehr spöttischen Seitenblick auf gewisse Politiker, die von ihrem Russenhaß zu beleben es nichts bedurfte, als einige Diners und Liebkosungen in St. Petersburg. „Durham und Manguin, die früher öffentlich gegen Rußland predigten, sind nach kurzem Aufenthalte so befriedigt und selbst mit Vorurtheilen für Rußland aus Petersburg in ihre Heimath zurückgekehrt, daß man glauben möchte, sie wären nicht mehr dieselben. Kein Volk versteht aber auch wirklich so dem Haß und Widerwillen ein freundliches, offenes Wesen, das immer dabei fern von aller Kriecherei und Zudringlichkeit bleibt, entgegenzusetzen als die Russen, so daß es gar nicht auffallen darf, wenn jene Russenfresser timide Russenfreunde geworden sind. So sehr früher Manguin seine Landsleute zum Beistande für die Polen gegen den russischen Despoten aufforderte, so sehr suchte er nun vor einiger Zeit dieselben Franzosen zu überreden, daß ein Bündniß mit dem freundlichen und milden Selbstbeherrscher aller Reußen sie allein gegen die Anmaßungen Englands schützen könnte.“ Bei der Art, wie der Verfasser die Sache auffaßt, thut er vielleicht dem ehrenwerthen Herrn Manguin Unrecht. Manguin hat wohl gerade so viel politischen Verstand, um sich durch Befriedigung der Gourmandise und Eitelkeit nicht bestechen zu lassen. Ein Princip, das er versicht, wiegt ihm wohl schwerer, als die Schmeicheleien einer Hauptstadt, die er übrigens in Paris eben so gut findet, wie in St. Petersburg. Wenn nun Manguin seine Polenfreundschaft in Russenfreundschaft umgesetzt hat, so war daran keineswegs die gute Aufnahme in St. Petersburg Schuld, sondern einfach die Einsicht des Politikers, daß Frankreich durch Rußlands Freundschaft mehr zu gewinnen habe, als durch die polnische.

Unter den ausgezeichneten Männern in Petersburg, deren Bild uns Herr Koch näher vor das Auge rückt, bemerken wir mit Vergnügen Hrn. v. Fischer, der so viel für Botanik gethan hat und dem Europa fast alle die schönen sibirischen Zierpflanzen verdankt, die nach und nach bei uns eingebürgert worden sind; ferner den Finanzminister Cancrin, von dem wohl nicht jeder unserer Leser wissen wird, daß er ursprünglich ein Deutscher und eigentlich Kreb heißt. Herr Koch schildert ihn als einen Greis von seltenem Verstande und eben so seltener Güte. Unter den öffentlichen Anstalten, die Hr. Koch sah, nahmen ihn vorzüglich die Hospitäler in Anspruch. Auch hier geht es, wie in allen andern Anstalten des großen Kaiserreichs, so recht russisch her. „Trotz aller der gepriesenen und von mir anerkannten Vorzüge der Petersburger Krankenhäuser, wage ich dreist zu behaupten, daß diese in den meisten Städten Deutschlands besser sind. Zuerst, was hilft die übertriebene Eleganz in einem

Digitized by Google

Krankenhause, in dem nur Arme und Hülfsbedürftige aufgenommen werden? Ist es nicht Verschwendung, wenn man Tausende von Rubeln, anstatt noch mehr Kranke aufzunehmen, oder dieses Geld anderswo anzuwenden, an Luxus verschwendet? Zu was diese glasirten Wände, diese breiten mit Oelfarbe gebräunten Treppen ꝛc.? Verwöhnt man nicht dadurch Leute, die zu Hause in einer armseligen Hütte wohnen und Jahre lang in ihr der raubesten Witterung getrotzt haben? Macht man sie nicht, indem man das geringste Lüftchen ängstlich von ihnen abwendet, nun erst recht reizbar für den Zugwind? Jedermann wird Reinlichkeit in Krankenhäusern preisen. Aber müssen denn die weißen Kleider solcher Armen, die vielleicht kaum ihre Blöße bedecken können, sogleich gewechselt werden, wenn der Zufall ein Fleckchen darauf bringt? Es kommt deßhalb gar nicht selten vor, daß Gesunde nicht wieder aus dem Spitale herauswollen, und sich selbst Gewalt anthun, um wieder von neuem als Kranke angenommen zu werden. Ich selbst habe solche Menschen gesprochen, die es offen mir gestanden. — Ein zweiter, ich möchte sagen, der Hauptfehler, ist der Mangel des Zutrauens, den die Aerzte von Seiten ihrer Vorgesetzten nur zu sehr fühlen müssen. Man meinte es gewiß gut, indem man alles, Nahrung und Arzneien, einer bestimmten Regel unterwarf, aber der Arzt kann allein nur nach dem Kranken entscheiden und muß in der ganzen Ausübung der ärztlichen Kunst freie Hand haben. Es ist wahr, Betrügereien werden dadurch zum großen Theil vermieden, aber der Kranke wird in seiner Genesung aufgehalten. So sind, um nur eines als Beispiel aufzuführen, die Portionen aller Kranken und Reconvalescenten genau bestimmt, und diese bekommen entweder eine Viertel-, eine halbe oder ganze Portion, die an der Tafel über dem Bette angezeichnet wird. Nun sind aber die Menschen verschieden, und dem einen ist eine halbe Portion zur Sättigung so viel, wie einem andern die ganze. Die Vorschrift gibt aber auch jenem eine ganze Portion, die, da der Reconvalescent nicht im Stande ist, selbst über die schädlichen Folgen derselben zu urtheilen, sobald er sie verlangt, auch bekommen muß, wenn der Arzt sich nicht in Unannehmlichkeiten setzen will. Der gemeine Russe ist aber gewöhnt, alles, was er vor sich hat, aufzuessen, und kann seiner Gierde nach dem Essen nicht Einhalt thun. Er ißt über die eigentliche Sättigung, verdirbt sich den Magen und die Krankheit ist von neuem hervorgerufen. — Ein anderer Fehler ist, daß die Lieferung der Arzneien und der Lebensmittel dem Wenigstnehmenden zugeschlagen wird, und wenn auch die Vorschriften dabei alles genau geregelt haben, so wird eben gerade dadurch dem Arzte und dem Lieferanten die Hand geboten, Unterschleife zu machen. Ich habe selbst Beispiele in den Spitälern im Innern Rußlands gesehen, die an das Unglaubliche grenzen, wo die armen Soldaten, die das Unglück hatten, in einem und demselben Zimmer zu seyn, sämmtlich gleichviel, ob sie Nervenfieber, Intermittens oder Leberentzündung hatten, dieselbe wohlfeile Arznei erhielten und auf gleiche Weise behandelt wurden. Solche Lieferanten können auch für die meist niedrigen Preise unmöglich die Arzneien liefern und sind gezwungen, zu andern Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Das Mißtrauen gegen die Aerzte ruft außerdem noch viele Uebel hervor, die nicht eher außer dem Wege geräumt seyn werden, bis zuverlässige, tüchtige Aerzte die obere Leitung in den Händen haben, und nur einem wissenschaftlich gebildeten Medicinalcollegium Rechenschaft abzulegen brauchen."

Von St. Petersburg reiste Herr Koch über Moskau dem Hochgebirge zu. Wir übergehen hier die Bemerkungen, die er unterwegs zu machen Gelegenheit hatte und versetzen uns mit ihm unmittelbar an den Fuß des Kaukasus. Er gibt eine sehr genaue Schilderung der Kosakenlinien am Kuban, eine Geschichte der allmählig fortgeschrittenen russischen Eroberung, eine Geschichte des Landes selbst und seiner verschiedenen Bevölkerung. Zuerst begrüßen wir die Nogaiertataren im Nordwesten des Kaukasus, dann die russischen Lager und Festungen. Herr Koch gibt die Statistik des nun im Norden des Kaukasus operirenden russischen Heeres, das stets wenigstens 60,000 Man stark erhalten wird (S. 207), und das von dem im Süden von Tiflis aus operirenden Heere verschieden ist. „Die Anstrengungen Rußlands, den Kaukasus, koste es was es wolle, sich zu unterwerfen, sind großartig, und mag man von dort aus jetzt das Gerücht ausstreuen, als habe es alle Eroberungspläne aufgegeben, so ist es doch gegründet, daß es gerade zu keiner Zeit so sehr nach dem Besitze des großen Gebirges gestrebt hat, als gerade jetzt, wo die drei asiatischen Reiche China, Persien und die Türkei ihrem Verfalle mit schnellen Schritten entgegengehen, wo England, Rußlands schlaue Politik in Asien erkennend, durch Waffenmacht seinen Einfluß in dem reichsten Erdtheil geltend machen will und geltend gemacht hat. Scheinbar sieht Rußland dem Vorwärtsrücken der Britten ruhig entgegen, und alle Eroberungen, so glänzend sie auch ausgefallen, sind dem Selbstbeherrscher aller Reußen nicht das, was sie uns scheinen. Seine Emissäre, größtentheils Armenier, durchziehen ganz Asien, die Macht Rußlands als unüberwindlich schildernd und bringen sein Ansehen auf eine Stufe, auf die es Gewalt nicht gehoben hätte. Fortwährend handeln Russen oder russische Unterthanen mit den Bewohnern des innersten Asiens, und diese fühlen sich mehr zu jenen gezogen, als zu den selbstsüchtigen Kaufleuten Englands, die immer ihre

Digitized by Google

Uebermacht zu erkennen geben. Je glücklicher England in Asien kämpft, um so mehr verringert sich sein Einfluß, und seine Herrschaft wird in Asien um so wankender, je mehr es erobert. Mit der Eroberung Cabuls, Kandahars und Kantons nennen sich die Engländer Herren jener Städte und wagen doch nicht ohne große Begleitung die Thore zu verlassen; und sollten Herat, Lahore und Peking noch in ihre Hände fallen, dann gehören von neuem große Streitkräfte dazu, um diese zu behaupten. Immer neue Kämpfe werden sich erheben und alle Hülfsmittel nimmt England zusammen, um der stolzen Eroberung sich zu erfreuen, bis alle Kassen erschöpft, diese schneller verloren gehen, als sie gewonnen. — Nicht so macht es Rußland. Was es besitzt, befestigt und beruhigt es. Die Sitten und Gebräuche der Völker, die es unterworfen, ehrt es und schützt sie in seinen Grundpfeilern. Es versucht nicht umsonst sie mit sich zu assimiliren und, ihnen gleiche Rechte mit den echten Russen gebend, werden sie, ohne es zu wollen, Russen. In Persien, der Türkei, Chiwa und Buchara ist trotz des unglücklichen Feldzugs gegen Chiwa sein Einfluß so hoch gestiegen, wie er nie gestanden, und Chiwa ist ihm nicht die Verlegenheit geworden, als wenn es erobert worden wäre. Und doch hat es seinen Zweck erreicht. Der Chan von Chiwa sucht russische Freundschaft. Er hat sie gefunden und, seine Unabhängigkeit ungefährdet glaubend, beherrscht ihn Rußlands Einfluß mächtiger als je."

Das klingt wie eine Lobrede, der wir nicht beipflichten möchten. Die Engländer sind gewaltthätige und schlaue Eroberer, die Russen sind es auch. Die Engländer stiften Zwietracht unter den Nachbarn und bemächtigen sich der Schwachen; die Russen thun es auch. Aber die Englander unternehmen zu viel, dehnen ihre Herrschaft zu weit aus und schwächen sich durch ihre eigene Größe; die Russen thun es auch. Da ist wohl keiner vor dem andern zu loben. Gewiß aber ist, daß das Joch englischer Gesetze erträglicher ist, als das der russischen Knute, und daß England in seine Botanybai nur gemeine Verbrecher schickt, während Rußland sein Sibirien mit Helden und Patrioten der von ihm überwältigten Nationen bevölkert. Endlich haben auch die jüngsten Vorgänge bewiesen, daß im russischen Reich die Religionsfreiheit keineswegs gesichert ist, und daß die Seele dort die Uniform anziehen muß, wie der Leib.

Herr Koch glaubt, daß die Russen ihre noch unsichern Eroberungen im Süden bald fördern und vollenden werden, wenn sie erst den Kaukasus mit St. Petersburg werden durch Eisenbahnen verbunden haben. „Eine Eisenbahn von über 2000 Meilen Länge scheint uns, die wir bei ungünstigem Terrain und bei den hohen Preisen der Materialien die Summen zur Anlegung von Eisenbahnen auf nur kleine Strecken kennen, kaum möglich zu seyn, was mich aber anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß eine Eisenbahn in Rußland, wo die Steine theurer als Holz sind, vielleicht nur ein Unbedeutendes höher zu stehen komme als eine gute Chaussee. Die Eisenbergwerke im Ural liefern eine solche Menge Eisen, daß man jetzt in Petersburg und Moskau der Wohlfeilheit halber es allenthalben, wo es nur geht, verbraucht. Holz zur Unterlage für die Schienen hat Rußland ebenfalls genug. Eine Ebene von nur unbedeutenden Erhabenheiten unterbrochen, zieht sich von Moskau bis in die Nähe von Jekaterinograd. Auf der südlichen Hälfte des Weges erlauben öde Steppen die Benutzung derselben fast ohne allen Aufwand, auf der nördlichen hingegen, wo viel Ackerbau getrieben und die Einwohnerzahl größer ist, befindet sich doch noch so viel ungebrauchtes Land, daß man durch Veräußerung oder Vertauschung die Kosten beim Ankauf der nöthigen und dem Staate nicht gehörigen Ländereien zum großen Theil wieder decken könnte. Die neueste Zeit hat uns ferner gelehrt, daß Rußland Kohlen in Menge besitzt, und wir sehen auch der Zeit entgegen, wo durch Wagners wichtige Erfindung einer elektro-magnetischen Bewegungsmaschine diese nicht mehr gebraucht werden. Bei solchen günstigen Umständen darf ja die Erbauung einer Eisenbahn kaum ein Drittel der Kosten, die sie bei uns verlangen würden, betragen, vorausgesetzt aber, daß die Leitung der Anlegung Ingenieurs übertragen würde, die bei guter Umsicht des Rufes der Tüchtigkeit und — Ehrlichkeit sich erfreuten, damit nicht eine Menge Menschen dabei betheiligt würden, die ohne den geringsten Vortheil dem Ganzen zu bringen nur darauf bedacht waren, ihre Taschen sich zu füllen. Leider geschieht dieß in Rußland sehr oft. — Wenn nun durch eine Eisenbahn der Verbindung mit dem Kaukasus in ein paar Tagen möglich wäre, so brauchte nicht immer ein gleich starkes Heer am Kaukasus schlagfertig auf den Beinen zu seyn, und man könnte im Falle der Noth so viel Truppen als nothwendig wären, schnell dahin absenden. Umgekehrt könnte man einen Theil der kaukasischen Truppen im Norden verwenden. Eine Reduktion der nun noch nothwendigen Truppen würde demnach nicht unbedeutende pekuniäre Vortheile bringen. Und sollte das morsche Gebäude der Türkei zusammenbrechen, dann kann Rußland dort schon eine Macht entfaltet haben, bevor es nur zur Kunde der übrigen Mächte gelangt ist. England braucht mehr Wochen, um nach Asien Truppen zu senden, als Rußland Tage."

Die heldenmüthigen freien Völker des Kaukasus erwehren sich inzwischen noch der civilisirten Sklaverei mit einem Muth und einer Klugheit, die wenigstens England, das ihnen nicht hilft, beschämt. Herr Koch sucht

Digitized by Google

den schwankenden Begriff der Tscherkessien zu fixiren. „Der Begriff Tscherkessiens ist bis jetzt, trotz der neuesten Reisebeschreibungen eines Dubois de Montpereux, eines Bell, Longworth ꝛc., undestimmt geblieben, und bald verstand man nur die am schwarzen Meere lebenden Kaukasier darunter, bald wollte man alle Bewohner der nördlichen Abhänge des Kaukasus als Tscherkessen anerkennen. Französische Blätter der vorigen Jahre, trotzdem Dubois de Montpereux, selbst ein Franzose, eine ziemlich genaue Beschreibung des Kaukasus geliefert hat, lassen sogar Kachetien (die Ebene des Alasan), die östliche jenseits des Kaukasus liegende Provinz Grusiens, von Tscherkessen bewohnt werden und sehen es wiederum in die Nähe von Anapa und Suchum-Kaleh. Es ist aber auch nicht leicht, die Grenzen Tscherkessiens anzugeben, da die Tscherkessen sich nicht rein erhalten, sondern stets mit ihren Nachbarn, den Tataren und Abassen, vermischt haben. Nur die herrschenden edeln Familien sind in der Regel noch echt tscherkessischen Stammes, während das Volk mit Abassen, Tataren, Nogaiern ꝛc. gemischt erscheint. Vor allem haben sich die Kabarder und Beslenen am reinsten erhalten. Die große Gefahr, welche von Seiten der Russen ihre Unabhängkeit bedroht, hat das Drückende der tscherkessischen Herrschaft sehr gemildert, und während die Tscherkessen sonst früher in beständigem Kampf unter sich waren, haben sie sich gegenwärtig vereinigt, und die unterworfenen und freien Abassen zu einem Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind aufgefordert. Deßhalb sehen wir jetzt außer den Tscherkessen besonders noch Abassen im offenen Kampfe mit Rußland, und alle Völker, welche im Nordwesten des Kaukasus wohnen, führen trotzdem den Namen Tscherkessen, zumal die Abassen zum Theil gern den Namen ihrer frühern Herren annehmen."

Nicht ohne Wärme schildert der Verfasser den angebornen Adel, die hohe Schönheit, die Tapferkeit und Freiheitsliebe, die anspruchslose Einfachheit und edle Gastlichkeit der Tscherkessen. Besonderes Interesse erregen ihre Volksversammlungen. „Diese Tafes oder Volksversammlungen berathen entweder das allgemeine Wohl, oder geben bei Streitigkeiten und innern Angelegenheiten die Entscheidung, und sind, wenn wenigstens zehn Verbrüderungen gegenwärtig sind, die höchste Instanz. Das Wohl des Vaterlands betrifft nur seine Stellung nach außen, und da jetzt Rußland der einzige Feind ist, so werden in den allgemeinen Versammlungen, die eben dieses zu berathen haben, nur die Verhältnisse gegen Rußland erwogen. Da ferner die einzelnen Verbrüderungen und selbst Stämme nicht mehr im Stande sind, allein zu widerstehen, so vereinigen sich Tscherkessen zur gemeinschaftlichen Handlung, und berathen vorher die Art und Weise der Ausführung. Alles übrige wird den einzelnen Familien und Verbrüderungen anheimgestellt, und diese handeln inmitten ihrer Marken, wie es ihnen beliebt. Bevor der Krieg die Bewohner Tscherkessiens zusammenführte, fanden nicht einmal Versammlungen in dieser Ausdehnung statt, und die eine Verbrüderung bekümmerte sich nicht um die andere. Jetzt hingegen, wo die Russen besonders längs der Küste des schwarzen Meeres Vesten angelegt haben, von denen aus sie häufig Ueberfälle machen, ist es nothwendig geworden, gemeinschaftlich zu handeln. Aus dieser Ursache versammeln sich nun in bestimmten Zeiten mehrere Stämme oder Verbrüderungen, und berathschlagen sich mit einander, was in dieser Noth zu thun sey? Da die Russen ihre Expeditionen geheim halten, so kommen sie den Tscherkessen immer unerwartet, und diese vermögen deßhalb nur geringen Widerstand entgegen zu setzen. Daher berathen denn diese Tafes auch mehr die Art und Weise, wie sie selbst einen Ueberfall auf eine Veste oder einen Einfall auf russisches Gebiet machen wollen. Sind sie mit allen übereingekommen, so wird der Bluteid geleistet, d. h. sie schwören bei und mit einander bis auf den letzten Tropfen Blutes auszuhalten. Der Eid wird entweder auf den Koran geleistet oder, wo die Tscherkessen sich nicht zur Lehre Mohammeds bekennen, dient irgend ein geheiligter Ort der Vorzeit, ein altes Kreuz oder die Ruinen einer Kirche zum Gegenstand, bei dem geschworen wird. Zur bestimmten Zeit finden sie sich alle an der bezeichneten Stelle und angethan mit den schönsten Kleidern und prächtigsten Waffen ein, um bei dem feierlichen Zuge, als welchen sie ihren Ein- oder Ueberfall betrachten, würdig zu erscheinen. Noch einmal versprechen sie nicht von einander zu weichen und wählen aus den Tapfersten ihre Führer, denen sie unbedingten Gehorsam leisten. Es werden die großen Kessel über die Feuer gesetzt, und ein gemeinschaftliches Mahl soll wo möglich die Glieder noch enger an einander ketten. Alles geht in der größten Ruhe vor sich, und würdig wird der Vorabend bedeutungsvoller Tage gefeiert. Man bleibt meist bis zum frühen Morgen beisammen, und bevor der Marsch angetreten wird, wascht man die treuen Begleiter der Menschen, die Pferde, noch mit warmem Wasser. So ruhig als möglich folgt alles dem Führer."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 7. September 1842.

Altdeutsche Dichtkunst.

Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum ersten Mal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meister Sepp, auf der alten Meersburg. Gedruckt in diesem iar (1842).

Meister Sepp, früher mit dem Beinamen von Eppishusen (im Thurgau), seit 1838 auf der schwäbischen Seite des Bodensees zu Meersburg, im alten Schloß der Bischöfe von Konstanz, ansäßig, ist allen Freunden der altdeutschen Poesie und Sprache dem Namen nach bekannt, viele darunter sind ihm auch persönlich befreundet und verpflichtet, weil er ihnen seinen reichen Schatz an alter Literatur freundlich zur Benützung gegönnt und durch seine Vertrautheit mit dem Leben unsrer Vorzeit in Schrift und Gespräch seit Jahrzehnten manch schönes Saamenkorn ausgestreut hat. Von Zeit zu Zeit pflegt er auch die ihm Befreundeten mit irgend einer kleinen Sammlung von Gedichten zu erfreuen, die er aus Handschriften und seltnen Drucken für diesen Zweck ausliest; die vier Bände seines Liedersaals, eine reiche Fundgrube mittelhochdeutscher Dichtungen (seit 1820), das Gedicht vom litthauischen König (1826), das Gedicht von Sigenot (1830) sind auf diese Weise entstanden, und in den Bücherschränken der Forscher um so willkommner, als sie, dem Buchhandel fremd, eine literarische Seltenheit bleiben.

Ungeachtet dieses nicht einmal bald öffentlichen Charakters, oder vielleicht gerade darum, wird eine Anzeige vom Inhalt der oben genannten Schrift hier gerechtfertigt seyn. Sie ist für ihren geringen Umfang, fünf Bogen, sehr reich. Die Mittheilung des Titelstückes, des historischen Lieds von Fritz dem Oettinger, einem Grafen von Hohenzollern, verdient schon darum Dank, weil über die darin erzählte Belagerung und Zerstörung der Burg Hohenzollern im J. 1422 so genaue Nachrichten, wie sie hier ein Augenzeuge, Meister Cuonrat Silberdraut (d. i. Silberdraht) von Rotweil, gibt, nirgends zu finden sind. Nach mancherlei Feindseligkeiten, die der wilde Graf gegen Rotweil verübt hat, und nach mehreren mißglückten Sühneversuchen, beschließt endlich der schwäbische Bund, ihn zu überziehn: nach Himmelfahrt 1422 legen sich die Kriegsvölker und die Geschütze vor die hochragende Burg, die Hülfe, die Friz von Lothringen und Baden erwartet, bleibt aus, weil der Kaiser bei Strafe der Acht verboten hat, dem Grafen, „der lange Zeit ein Räuber gewesen," beizustehen; um Himmelfahrt 1423 endlich ergibt die Besatzung — denn der Graf ist fort, um sich nach Hülfe umzusehen — „sich an der Städte Gnade, das Haus auf Ungnade": und so wird Hohenzollern, dessen Besitzer

Wend, daz nieman von (ohne) Got
Im den Berg mocht angewinnen,

eingenommen;

Dar uff flackrend sy dez richs banner an ain hooch tach.
Daz man ez etwi manigen tag gar verre sach
In der hochin fliegen vnd schweben;

zuletzt aber zerstören sie die Burg von Grund aus.

Der dichterische Werth des Liedes ist gering: was die Form anlangt, so nennt es Silberdraut selbst ein „grob, unvermessen gedicht," indem darin nicht Bedacht genommen sey,

Ob rimen syen ze kurtz oder ze lang:
Er hatts nit gemachet uff meister gesanng
Her Suochensins vnd Regenbogs,
Her Nytharts noch her Frowenlobs,
Er hatt sich uff die warrhait gericht — —

Digitized by Google

Auch von einem dichterischen Geist ist er nicht beseelt, nur selten begegnet ein Funke jenes kraftvollen, phantasiereichen Geistes, der so manches geschichtliche Lied des 14ten und 15ten Jahrhunderts erfüllt; doch hat eben die Richtung auf geschichtliche Treue einzelne derbe Scherze gerettet, wie sie die Kriegführung jener Zeiten zahlreich zu Tage fördert, z. B. wenn der Oettinger, über des Reiches Ohnmacht spottend, sagt, wer den Friedensvertrag, den der Kaiser gestiftet, breche, der sey „ain burdin Stroh dem andern ze pen verfallen," und wenn dann nach der Zerstörung die Rotweiler sagen, nun sey der verwirkte Bund Stroh bezahlt; oder wenn der Graf, das Geschütz der Städte höhnend, herabruft, sie sollen ihm seine brütende Henne nicht aufschrecken. Einige Male hebt sich doch der Ton etwas, z. B. wenn es von der Burg heißt:

Hohenzolr, du werliches huß,
Wie wyt havst du gesehen viber vß
All vmb vnd vmb in Schwavben land,
. . . . . du ob allen huisern bekannt u. s. w.

oder wenn von der gefallenen gesagt wird:

Daz fuiro nun hin davr ab niemer wirt gekriegt,
Noch kain gravff von Zolr me davr uff wirt gewiegt.

Belehrend ist das Gedicht auch für die Entwicklung der Sprache: man findet hier die Herrschaft des Mittelhochdeutschen entschieden durch die der Mundart verdrängt, diese au für â, ou für ô, ui für iu sind der schwäbischen Zunge noch jetzt geläufig.

Es reihen sich an dieses Lied zwei andere, nicht der innern Verwandtschaft wegen, sondern weil der Herausgeber sie in derselben alten Handschrift fand und weil sie derselben Gegend und Zeit anzugehören scheinen: das eine klagt über die Gottlosigkeit der Zeit und ist besonders merkwürdig durch die Theorie, daß die drei Stände von Noahs drei Söhnen herstammen, die Geistlichkeit von Osem (Sem), dem Asia zugefallen sey; der Adel von Jaffet, der Karupa (Europa) zum Erbtheil bekommen habe; die Bauern (und Bürger) vom verfluchten Cham, der auf das heiße Afrika sey angewiesen worden. Den Namen des Verfassers glauben wir in der Stelle gefunden zu haben, wo die leidige Wahrhaftigkeit der erhobenen Anklagen mit den Worten betheuert wird:

Got woelt, daz Stumpp nit redite wavr,
Vnd er es hofflich hett erlogen.

Als Zeit der Abfassung wird am Schluß das Jahr 1422 genannt, und kurz vorher liest man auch eine Klage über die schimpfliche Flucht aus Böhmen.

Während dieses Lied keinen gerade geistvollen Verfasser zu erkennen gibt, ist das folgende eines Ungenannten reich an glücklichen Gedanken und höchst gelungen im Ausdruck. Der Dichter gibt weder Zeit noch Ort an, der Ton und die Sprache verrathen aber einen Zeitgenossen und Landsmann Silberdrauts und Stumpps. Wie einst Walther von der Vogelweide in seinem bekanntesten Liede, klagt dieser hier, daß Untreu in der Welt regiere:

Truiw ist nienan me vff erde,
Yeder man ist vol gefaerde:
Soellte man die falschen all schinden,
Man moecht villicht me huitt (Häute) finden
Die von menschen waerent komen,
Denn von allem fich (Vieh) genommen.

Den Prelaotten (Prälaten) und der übrigen Geistlichkeit wird vorgeworfen, daß sie „vil bas Pylavten" (Pilatusse) hießen; vom höchsten bis zum niedersten werden sie des Geizes und der weltlichen Ueppigkeit beschuldigt; kurz überall brechen die Spuren der Aufregung hervor, die in den großen Concilien einen Ausbruch und ein Heilmittel zu finden hoffte. Darauf kommt es an die Laien: die Adlichen müssen sich ihre Räubereien, die Bürger ihren Wucher, alle ihre Laster vorwerfen lassen, ein Aufruf zur Buße schließt diese kühne, feurig beredte Predigt in Versen.

Sodann folgen sieben Stücke, vom Herausgeber einem sonst unbekannten Dichter, Conrad Oettinger, zugeschrieben, der sich übrigens nur in einem derselben nennt. Wir heben aus dieser Zahl hervor das Preis- und Klagelied auf Herrn Engelhart von Hirßhorn (Hirschhorn bei Heidelberg), einen Dichter und dabei musterhaften Ritter, und ein Kriegslied wider die Hussiten, das hier in besserem Abdruck wiederkehrt, als in Mones Anzeiger (Jahrgang 1839, S. 475). Das Lied ist volksmäßig gehalten und darf sich durch seinen derben, tapfern Witz neben die Kriegsgesänge der damaligen Schweizer stellen. Die Christenheit heißt ein Garten, worein Wicleff Gänse (die Hussiten) gestiftet habe, vor denen sich sogar der Adler schmiegen müsse, und mit denen man sogar Falken beize. Nun werden Kaiser Sigmund, und mit ihm die deutschen Fürsten, einzeln und namentlich, gemahnt, der frechen Vögelschaar zu wehren, auch fremde Könige werden zu der Mahlzeit auf gebratene Gänse geladen. Am Schlusse nennt sich obbemeldter Oettinger, der also in den Anfang des 15ten Jahrhunderts gehört. Seine Sprache weist ihn dem mittleren Deutschland zu. Die Sprache der übrigen Lieder ist äußerlich die gleiche, was aber ebensowohl aus der Einheit der Handschrift, als aus der Einheit des Verfassers

Digitized by Google

herrühren kann. Der poetische Werth, namentlich des Lobgesangs auf Engelhart, ist immerhin bedeutend für eine Zeit, wo der frische Geist schon von der Poesie gewichen war und die Meister in ihr, wie bald nachher auch in der Baukunst, zwar äußerst gewandt, aber seelenlos, mit reizenden Formen, Schöpfungen eines reicheren Zeitalters, spielten.

Das sechste der genannten sieben Stücke ist ein Klagelied, das dem abgesetzten Papste Johann XXIII. in den Mund gelegt wird: das letzte ein artiger Spruch, den wir manchem Fürwitzigen unsrer Tage empfehlen möchten:

Mich dunket, wo ich einig (allein) bin,
Ich has breier Mannen Sinn,
Aber tám' ich, do die Weisen sind,
So würd' ich dümmer, dann ein Kind.

Hierauf ein Gedicht von Heinzelin von Costenz „von dem Ritter und dem Pfaffen." Der Dichter beleuchtet den Streit zweier Frauen, ob Ritter oder Pfaffen (nämlich Adliche, die nur als Pfründeninhaber der Kirche angehören) zur Minne besser seyen. Die letztern erhalten den Vorzug. An dichterischem Werth steht Heinzelin ziemlich unter Oettinger; seine Sprache ist alterthümlicher, vermuthlich, wie auch die von Silberdraut, nicht weil er einer frühern Zeit, sondern weil er dem obern Deutschland angehört. Das naive Geständniß der Verdorbenheit, die aus dem Gegenstand des Gedichts erhellt, mag auch auf die Zeit der Concilien deuten.

Den Schluß bilden zwei Mittheilungen aus romanischem Sprachgebiet, damit auch in diesem kleinen Sammelband erhelle, wie nothwendig es für die Erforschung aller Literatur, und namentlich der mittelalterlichen ist, verwandte Gebiete beizuziehen. Die erste gibt aus des Sicilianers Rossario di Gregorio Discorsi intorno alla Sicilia (Palermo, 1821) zwei altitalienische Minnelieder von königlicher Herkunft: das eine hat Kaiser Friedrich II., das andere seinen Sohn Enzio zum Verfasser. Jenes, in fünf Strophen, die in ihrem kunstvoll dreitheiligen Bau — J. Grimm vergleicht ihn sinnreich dem Kleeblatt und man erkennt im Sonette leicht einen vereinzelten Nachhall davon — lebhaft an die Verskunst der deutschen Minnesinger erinnern, jedoch theilweise lückenhaft schinen, * athmet die glühende Liebe eines Herzens, das nicht gewohnt ist, viel Widerstand zu finden. Da auch hier, wie in zahllosen deutschen Minneliedern, weniger eine Gedankenreihe, als ein glockenhaft einförmiges Tönen des aufgeregten Herzens wahrzunehmen ist, so geht es wohl an, durch ein Bruchstück einen Begriff vom Ganzen zu bekommen, und wir theilen die erste Strophe mit, wobei wir durch Hereinrückung einiger Zeilen auf den oben erwähnten Bau des Gedichtes hinweisen:

Poi che' ti piace, Amore,
Ch' eo deggia trovare,
Faronde mis possanza,
Ch' io vengo a compimento;
Dato haggio lo mio core
In voi, Madonna, amore;
E tutta mia speranza
In vostro piacimento:
E no mi partiraggio
Da voi, Donna valente,
Ch' eo v'amo dolcemente;
E piace a voi, ch'eo haggia intendimento!
Valimento mi date, Donna fina,
Che lo mio core adesso a voi s'inchina.

Zu deutsch etwa:

Da es dir gut dünkt, Minne,
Daß ich dichten soll,
So will ich thun nach Vermögen,
Daß ich komme zum Ziel;
Gerichtet hab' ich mein Herz
Auf eure Minne, Frau;
Und all mein Hoffen
Auf eure Huld:
Und nicht will ich mich scheiden
Von euch, herrliche Frau,
Damit mir süße Minne von euch werde;
Und gefällt es euch, daß ich Erhörung finde,
So geht mir Ermuthigung, holde Frau,
Da mein Herz nun zu euch sich gewandt hat.

Noch glühender ist Enzio's Lied, als ob um eine Generation weiter abwärts das deutsche Blut sich noch südlicher gefärbt hätte; in dieser wie in künstlerischer Hinsicht wird man gerne das deutsche Lied des Ahnherrn, Heinrichs VI., vergleichen, womit die sogenannte manessische Sammlung mittelhochdeutscher Minnelieder anhebt.

* Der Referent hat richtig vermuthet, wie sich aus der Vergleichung der Originale in Gregorios Discorsi (Palermo 1821, S. 325–328) ergibt. Durch ein Versehen des Lasbergischen Abdruckes sind nämlich 24 Zeilen, die den Schluß von Enzio's Liede bilden, in das seines Vaters gerathen. Wenn man sie an die rechte Stelle setzt, so erhält jedes der beiden Lieder drei Strophen, jede von 11 Zeilen. Die erste der 24 Zeilen lautet: E merce adirata, die letzte schließt mit che di ben s'apprende.

Anmerkung der Redaktion.

An diese altitalienischen Proben reiht sich zum Schluß eine altfranzösische; von der leider das erste Blatt fehlt „vom Leben und Sterben Maria.“ Wir werden hier in die wunderlichen Gärten geführt, worin orientalische Mythen üppig wuchern, schwach mit christlichem Schlingkraut überkleidet. An Adams schlimmen Apfelbaum knüpft sich durch übernatürliche Zeugung das Geschlecht, aus dem Maria stammt; von ihm auch wurde Christi heilbringendes Kreuz gezimmert. So abenteuerlich, ja toll diese Phantasien auf den ersten Blick erscheinen, der mythologische Forscher, der sie von krankhaften Auswüchsen zu befreien weiß, darf sich doch wohl manchen Gewinn aus ihnen versprechen.

Wir kehren zum Herausgeber zurück. Seiner Zugaben sind wenige. Er hat nur das Lied vom Grafen Fritz mit Bemerkungen begleitet, unter denen man besonders gern die historischen Zusätze lesen wird, womit Silberdrauts Lücken ausgefüllt sind, und worin auch das spätere Schicksal des Grafen, der Wiederaufbau seiner Burg, Einzelnes von seinen Nachkommen zu finden ist.

Die Vorrede berichtet von der Entstehung des Büchleins; von der Handschrift, welcher die drei ersten Beiträge entnommen sind; von der Herkunft der übrigen Mittheilungen; namentlich aber was den Herausgeber dißmal getrieben, daß er seine Gabe nicht wie sonst wohl zum neuen Jahr ausgesandt hat, sondern zu einer sunnewenden: weil er nämlich vor 56 Jahren am Abend vor S. Johannis Tag in Barbarossas (leitdem zerfallener) Kapelle zu Trifels den Ritterschlag empfangen habe. Er spricht auch noch von seinem Alter, wie es doch durch frohen Muth und andere Gunst des Himmels fröhlich sey; wir aber wünschen dem heitern Greis, indem wir ihm für seine Gabe freundlich danken, daß er noch lange, wie er hier thut, des Truchsessen von Singenberg Worte auf sich anwenden möge:

Sust heise ich wirt und rite hein, dâ ist mir nit wê,
Dâ singe ich von der heide und von dem grüenen klê.
Daz solt du staeten, milter Got, daz ez mir iht zergê!

Reisen.

Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. Prof. in Jena. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

(Schluß.)

Sehr eigenthümlich sind die kirchlichen Verhältnisse des Landes. In einer Menge alter Vorstellungen und Gebräuche hat sich das Heidenthum erhalten; von den Meeresküsten aus drang frühzeitig griechisches Christenthum ein; der Muhamedanismus fand nur schwer Eingang und erst, als es dringendes Interesse der Tscherkessen wurde, sich mit den muhamedanischen Tataren gegen die Russen zu verbinden. „Die Tscherkessen verbanden sich von nun an mit ihren frühern Feinden, den Tataren und Nogaiern, und so wurde der muhamedanischen Religion zuerst der Eingang gestattet. Je mehr Rußland im Verlaufe der Zeit bemüht war, seine Macht in Tscherkessien geltend zu machen, um so mehr verlor die christliche Religion, zu der sich die Feinde des Vaterlandes bekannten, ihr Ansehen machte dem Islam Platz. Selbst die Bekehrungsversuche der Russen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfehlten ihren Zweck. Als endlich gar im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts im Osten des Kaukasus ein fanatischer Schwärmer in der Person des Scheik-Mansur auftrat und die Fahne des Aufstandes gegen Rußland und alle Christen in der Hand, unter dem Beistand und dem Solde der hohen Pforte die muhamedanische Religion im Kaukasus ausbreitete, nahmen auch die meisten Fürsten Tscherkessiens dieselbe an, um so vereinigt Rußland widerstehen zu können. Von dieser Zeit an schreibt sich erst die Ausbreitung des Islams im westlichen Kaukasus, wo die Paschas von Anapa und die Handelsverbindungen mit den Türken das Volk vorbereitet hatten. Die Flucht der frühern Einwohner Tamans und vieler krim'schen Tataren, die sämmtlich sich zu Muhamedis Lehre bekannten, vermehrten die Anzahl der Bekenner derselben. Aber trogdem in der neuesten Zeit zwei Propheten Chaß-Mollah und Schamil erstanden, um alle Kaukasier durch die muhamedanische Religion mit einander zu verbinden, so herrscht doch fortwährend in Tscherkessien eine Gleichgültigkeit gegen den Islam, aber auch gegen die christliche Religion. Der Glaube, den im eigentlichen Sinn des Wortes die Tscherkessen besitzen, ist ein Gemisch von heidnischen, christlichen und muhamedanischen Gebräuchen, und bald herrschte die eine, bald die andere mehr vor; das christliche Princip ist aber vorwaltend.“

Dieß möge genügen, die reichhaltigen Belehrungen anzudeuten, die man in vorliegendem Werke findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. September 1842.

Dramatische Dichtkunst.

Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, Nicolai, 1841.

Während Deutschland durch die Reformationskämpfe und namentlich durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet und in Barbarei gestürzt wurde, entfaltete Spanien die Blüthe seiner Kultur und Poesie. Aber unter den Tausenden von Werken theils großer und unübertrefflicher, theils wenigstens sehr eigenthümlicher Dichter Spaniens haben einzelne Kenner und Liebhaber in Deutschland nur erst wenige ausgewählt und durch Uebertragungen unter uns verbreitet. Die größte Masse ist noch völlig unbekannt. Deßhalb muß man jede neue Mittheilung dieser Art willkommen heißen.

Herr Dohrn hat mit Geschmack ausgewählt. Seine ersten Gaben erwecken ein lebhaftes Interesse.

Das erste hier in der Uebersetzung vorliegende Drama ist: der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast von Tirso de Molina, das Vorbild aller spätern Don Juans. Doch hat es auch Tirso de Molina nicht aus sich selbst geschöpft, sondern einer ältern spanischen Sage entlehnt. Diese lautet: „Don Juan Tenorio aus einer berühmten Familie der sogenannten Vierundzwanziger in Sevilla brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte: der Komthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß; diese Kapelle und die Statue des Komthurs wurden etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franciskaner, welche schon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten, (denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz,) lockten ihn eine Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie sogleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Komthurs Statue in der Kapelle insultirt, und sey von ihr in die Hölle gestürzt worden." Diese einfache Thatsache nun wurde von den Dichtern zu einer der merkwürdigsten Mythen gesteigert, welche die romantische Welt hervorgebracht hat.

Unstreitig gebührt dem spanischen Dichter Tirso de Molina das Verdienst, nicht nur der erste Dichter gewesen zu seyn, der diesen fruchtbaren Stoff in die Poesie einführte, sondern ihn auch sehr anziehend und geistvoll behandelt zu haben. Wir müssen uns freilich an mancherlei in diesem Drama stoßen, allein das Ganze ist höchst lebendig und genial durchgeführt. — Don Juan hält sich in Neapel auf, wohin er aus Spanien wegen seiner Liebeshändel auf kurze Zeit verbannt ist. Hier aber treibt er den alten Unfug fort und verführt die edle Herzogin Isabela, indem er sich in ihren Bräutigam zu verstellen weiß. Er muß fliehen und leidet Schiffbruch. Das Meer wirft ihn am Ufer aus, wo Tisbea, ein schönes Schiffermadchen, ihn findet und rettet. (Dieß eigentlich schon der Odyssee entlehnte Motiv hat bekanntlich auch Lord Byron benutzt.) Das Mitleid Tisbeas, das Erwachen Don Juans und die nachherigen Verführungsscenen sind von dem spanischen Dichter sehr gut aufgefaßt. Nur das nimmt Wunder, daß diese gemeine Fischerin unter allen in dem Drama vorkommenden Frauenzimmern die feurigste, edelste, gebildetste, mit mythologischen Beziehungen angefüllte Sprache redet. Auch ist die Art, wie sich Don Juan entfernt, indem er, nachdem er Tisbeen verführt, auf einem gestohlnen Pferde davonreitet, gar zu gemein.

Don Juan kehrt nach Spanien zurück, hört von der wunderschönen Donna Anna, deren Gleichen nicht in ganz Spanien zu finden seyn soll, betrügt einen Vetter von ihr, schleicht sich unter seiner Maske zu ihr und überfällt sie mit Gewalt. Ihr Vater Don Gonzalo kommt dazu, kämpft mit ihm und wird erstochen. Don Juan muß abermals entfliehen und geräth abermals in ländliche Gesellschaft. Eben soll eine Hochzeit gefeiert werden zwischen dem Bauer Patricio und der schönen

Digitized by Google

Aminta. In die letztere verliebt sich Don Juan und ersinnt sogleich einen höllischen Plan, sie zu verführen. Er überredet nämlich den Bräutigam, die Braut sey demselben bereits untreu geworden, weckt seinen Stolz und bringt ihn dahin, sie zu verschmähen. Dann schleicht er sich selbst als vermeintlicher Bräutigam zu der harrenden Braut.

Unterdeß haben die Verwandten mit des Königs Zustimmung beschlossen, das der Herzogin Isabela zugefügte Unrecht durch eine Heirath derselben mit Don Juan wieder gut zu machen. Aber Donna Anna und ihr Vetter sind dem Mörder auf der Spur und er muß sich wieder verbergen. Dieß geschieht zufällig in einer Kapelle, in welcher das Grab und die Statue des Don Gonzalo sich befinden. Hier ladet Don Juan im Uebermuth die Statue zu Gast und sie kommt. Die Geisterscene ist origineller, als in Da Pontes (von Mozart komponirtem) Don Juan. Der Geist nämlich spricht nichts, nickt nur mit dem Kopfe und setzt sich wirklich zu Tisch. Heimlich verlegen, doch ohne die männliche Haltung im mindesten zu verlieren, zwingt nun Don Juan seinen bebenden Diener Catalinon (aus dem man später den Leporello gemacht hat), den stummen Gast durch Witz zu erheitern. Das Gespräch fällt auf die Schönen, die Don Juan alle verführt, Catalinon zählt sie an den Fingern ab, aber bei Donna Annas Namen unterbricht ihn Don Juan und heißt ihn schweigen. Der Geist erhebt sich und winkt, man solle ihn mit Don Juan allein lassen.

Don Juan.

Die Thüre
Ist verschlossen: Deines Worts
Bin ich jetzt gewärtig: rede.
Was willst Du, Gespenst, Vision,
Leidest Du im Fegfeuer?
Forderst Du Satisfaction?
Was begehrst Du? ich verpfände
Dir mein heilig Ehrenwort,
Das zu thun, was Du gebietest.
Weißt Du nicht an Gottes Thron?
Fuhrst in Sünde Du dahin?
Sprich, ich leihe Dir mein Ohr.

(Don Gonzalo mit tiefer Stimme, wie aus überirdischen Regionen.)

Don Gonzalo.

Willst Du auf Dein Ritterwort
Meinen Wunsch erfüllen?

Don Juan.

Stolz
Darf ich seyn auf meine Ehre,
Und als Ritter hatt' ich Wort.

Don Gonzalo.

Reich' die Hand mir, fürchte nichts.

Don Juan.

Ich mich fürchten? und wovor?
Wärest Du die Hölle selber.
Meinen Handschlag gäb' ich doch!
(Gibt ihm die Hand.)

Don Gonzalo.

Bürge mir dieß Handgelöbniß,
Daß Du morgen Abend kommst,
Um zehn Uhr mit mir zu speisen.
Willst Du?

Don Juan.

Dacht' ich Wunder doch,
Was Du Schlimmres würdest fordern;
Morgen komm' ich: aber wo
Treff' ich Dich?

Don Gonzalo.

In der Kapelle.

Don Juan.

Ich?

Don Gonzalo.

Und Dein Catalinon;
Und so wie ich Dir's gehalten,
Halte mir Dein Ritterwort!

Don Juan.

Darauf kannst Du sicher fußen:
Ich heiße Tenorio.

Don Gonzalo.

Wohl,
Ich Ulloa!

Don Juan.

Sicher komm' ich.

Don Gonzalo.

Und ich glaube Dir's; leb' wohl!
(Geht nach der Thür.)

Don Juan.

Warte doch, ich will Dir leuchten.

Don Gonzalo.

Laß das, mich erleuchtet Gott.

(Er geht gemessen ab, indem er Don Juan und dieser ihn unverwandt anblickt: wenn er verschwunden ist, bleibt Don Juan bestürzt zurück.)

Digitized by Google

Don Juan.

Himmel, steh' mir bei! der Schweiß
Ueberläuft mich wie ein Strom,
Und doch ist mein Innerstes
Wie erstarrt von scharfem Frost!
Als er meine Hand ergriffen,
War die Kraft des Druckes so,
Daß ich an die Hölle dachte,
Denn die Glut war übergroß.
Und dagegen, als er sprach,
Hauchte er von sich solchen Frost,
Wie wenn aus dem tiefsten Abgrund
Eine Eisesluft zog.

Unserm Gefühle nach ist diese schwierige Scene sehr glücklich durchgeführt. Liegt ein entsetzlicher Humor in dem Witz des feigen Dieners gegenüber dem schweigenden Todten, so hat zugleich der Kampf männlichen Stolzes mit menschlicher Furcht in Don Juans Seele etwas von der tragischen Plastik griechischer Trauerspiele. — Am folgenden Tage muß sich Don Juan in der Kapelle einfinden, um die Gegeneinladung anzunehmen und kommt hier um, während man ihm draußen die Hochzeit bereitet und andere Feinde auf ihn lauern, denn alle von ihm Verführten sind mit ihren männlichen Vertheidigern herbeigekommen. Nun finden sie ihn todt und über seiner Leiche versöhnen sich die durch ihn getrennten Paare.

Das zweite Drama ist ein vortreffliches Lustspiel, ebenfalls von Tirso de Molina. Es heißt Don Gil von den grünen Hosen. Don Martin hat sich in Sevilla in die schöne und geistreiche Donna Juana verliebt; sein Vater will aber, daß er in Madrid eine gewisse Donna Ines heirathen soll und er gibt nach, nimmt aber auf seines Vaters Rath den Namen Don Gil an. Die verlassene Donna Juana verkleidet sich nun in einen Edelmann in grüner Tracht, begibt sich heimlich gleichfalls nach Madrid und gibt sich für eben denselben Don Gil aus. Donna Ines hat schon einen andern Geliebten, will nichts von dem Bräutigam wissen, der aus Sevilla kommen soll, erblickt aber kaum Donna Juana, als sie sich in diesen vermeintlichen Jüngling aufs heftigste verliebt. Nun kommt Don Martin an und wird ihr als der wahre Don Gil vorgestellt, aber sie glaubt nicht, daß er es sey und weist ihn mit Verachtung zurück. Sein Herz wendet sich nun wieder zu Donna Juana, die ihm scheinbar von Sevilla melden läßt, sie sey ins Kloster gegangen und endlich gar, sie sey gestorben. Er sieht sie in der männlichen Verkleidung als seinen Doppelgänger Don Gil und bildet sich ein, es sey ihr Geist, der sich auf diese Weise rächen wolle. Unterdeß macht Donna Juana der thörichten Liebe der Donna Ines dadurch ein Ende, daß sie sich stellt, als ob sie andere Damen mehr liebe und deren heftigste Eifersucht erweckt, bis sie sich aus Zorn wieder zu ihrem vorigen Geliebten wendet. Dieß alles ist meisterhaft, mit tiefer psychologischer Wahrheit und mit geistvollstem Muthwillen vom Dichter durchgeführt. Daß nun aber die von dem zauberischen Mädchen abwechselnd angezogenen und beleidigten Personen hinterdrein sich selbst in ihre grüne Tracht verkleiden, um in derselben eine studirte Rache zu nehmen und so, ohne von einander zu wissen, zusammentreffen, mag auf der Bühne gesehen, sehr lustig seyn, ist aber doch wohl eine zu burleske Uebertreibung. Es versteht sich von selbst, daß alles aufs lustigste mit Versöhnung und Hochzeit endet. — In diesem Drama kommt ein gar liebliches Lied vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein schönes Kind,
Ihre Wünsche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eifersucht
Wirft der Gott den Weizen hier:
Eifersucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinste Gries.
Die Gedanken sind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und sie hört' ein kleines Lied:
„Bläschen werfen diese Wasser,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, springen, schimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Nestern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, schnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh bösen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall, wo das sich einstellt,
Ist die Hoffnung nur gering."

Da sie nun ans Wassermangel
Still die Mühle stehen sieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben ist:
„Müllerchen, was mahlst Du nicht?"
„„Weil mir das Hornvieh das Wasser entzieht."""
Sah sie Amorn weiß von Mehlstaub,
Wie er mahlt den freien Sinn
Aller Herzen, die er peinigt,
Und so sang die Maid zu ihm:
„Amor, Du Müller und Weißmacher!"
„„Bin ich's, so lauf, sonst vermehl' ich Dich!""

Digitized by Google

Das dritte Stück ist ein sogenanntes auto sacramental oder ein geistliches Festspiel: Vom heiligsten Sacrament, gedichtet vom berühmten Lope de Vega. Auf ein burleskes Vorspiel folgt das heilige Festspiel, dessen handelnde Personen lauter Allegorien sind, der Glaube, die Ketzerei, das Judenthum, der Stolz, der Neid, die Einfalt ꝛc. Auch Gott selbst kommt vor als der Herr des Erdes, nach der biblischen Parabel. Höchst seltsamer Weise ist ihm die Kirche als Gattin zugegeben, die er in der Schlußscene anredet, indem er ihr weissagt:

Von den Königen Europa's
Wird Dir Carl der Fünfte helfen,
Der sich einem hochverwegnen
Ketzerschwitter stellt entgegen.
Ihm, dem zweiten, dritten, vierten
Philipp, seinen Descendenten,
Wird der Himmel eine neue
Welt zu seltnem Lohne geben.
Doch nun meine Liebe Dir
Ueber alles zu belegen,
Wirf den Blick nach meiner Hütte,
Weide dich an meinen Schäzen.

Hier öffnet sich unter Musik die Hütte, man erblickt darin eine Kirche: auch diese öffnet sich, und man sieht darin eine Quelle, an deren Rande ein Gottheind sitzt, aus dessen Seite sieben purpurrothe Bänder auf die erste Vase des Altars und von da auf die zweite herabgehen, jedes Band in einen Kelch ausfließend.

Theure Gattin, meiner Seite
Ist entflossen diese Quelle
Und aus dieser Wunde sprießen
Alle sieben Sacramente.
Wer da Durst hat, komme her,
Mit dem Wasser sich zu letzen,
Und mit heiligem Brod zu laben.

Dieß mag hinreichen, den Geist des Ganzen zu bezeichnen.

Erbauungsschrift.

Geistliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt von Fr. Galle. Halle, Lippert, 1841.

Eine Blumenlese aus den Schriften der berühmtesten Theologen und Philosophen des Mittelalters, aus Victor und Hugo von St. Victor, Bernhard von Clairvaux, Gerson, Suso, Tauler, Anselm, Thomas a Kempis und vielen andern. Alle zeichnen sich durch Kraft und Innigkeit des Glaubens und durch Einfachheit des Ausdrucks aus, der so wohlthätig gegen die moderne geistliche Koketterie abstickt. Häufig finden wir damit aber auch sehr viel Geist und poetische Tiefe gepaart. Wie schön sagt z. B. Hugo von St. Victor (der große deutsche Graf, der einst im Mittelalter die Zierde von Paris war und dessen heidnische Karikatur jetzt durch die Ironie des Zufalls Victor Hugo geworden ist) von den Blumen: „Siehe die Erde, bekränzt mit Blumen, welch reizendes Schauspiel, wie es das Auge ergötzt und das Gefühl hebt! Dort die rothen Rosen, da die weißen Lilien, hier die purpurnen Veilchen. Wie wunderbar ist nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihr Entstehen." Nirgends verkennen diese liebevollen Geister die Schönheit und den Reiz der Natur, aber sie wollen ihn nicht oberflächlich genießen, sie dringen in das innerste Wesen der Natur und Gottes ein. Der dem Mittelalter noch eigne Naturſinn wirkt in diesen Erbauungen sehr wohlthätig.

Ein zweites Element dieser Geister ist die Demuth und die Freude an Leiden. Doch scheint diese Aſceſe nicht unnatürlich, nicht gesucht, nicht prahlerisch, sondern es erklärt sich aus dem Zeitalter roher Gewalt, in dem es doppelt nöthig war, auf den Frieden Gottes hinzuweisen. Sehr schön sagt Suso: „Geduld im Leiden ist ein lebendiges Opfer, ist größer denn Todte erwecken oder andere Zeichen thun. Leiden kleidet die Seele mit rosigem Kleide, schmückt sie mit einem grünen Palmenscepter; in Ewigkeit singt sie mit süßer Stimme und freiem Muthe ein neues Lied, das aller Engel Schaar nicht singen kann, weil sie das Leiden nie empfunden haben."

Welchem in rationalistischer Prosa Ersoffenen Protestanten etwa die Sammlung zu katholisch erscheinen dürfte, der lese, was Raymund von Sabunde (S. 191) von der Bibel sagt im Gegensatz gegen alle Macht und Herrlichkeit: „Gleichwie die Braut sich inniger an des Bräutigams Stimme, als an seinen Geschenken erfreut, wie der Unterthan es höher achtet, wenn er, Worte seines Monarchen zu vernehmen, gewürdigt wird, als wenn er eine bloße Gabe von ihm empfängt, und wie dem guten Sohne eine Unterhaltung mit dem Vater lieber ist, als eine Unterstützung von ihm; so muß der Mensch die Worte seines Gottes höher achten, als die Kreaturen, die ihm nur zum Unterpfande und Dienste gegeben sind."

Den Schluß machen kurze Lebensnachrichten von den Männern, deren Schriften hier benutzt worden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. September 1842.

Handelsangelegenheiten.

Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Von Gustav Höfken. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Aus der deutschen Vierteljahrsschrift besonders abgedruckt. Ein Votum voll Klarheit und gesundem Verstande. Es ist erfreulich, daß man sich je mehr und mehr von dem, was uns noch fehlt, Rechenschaft ablegt, wenn es auch leider zur Abhülfe noch weit hin ist.

Vor allem setzt der Verf. auseinander, auf welche Weise Deutschland einerseits von England, andererseits von Holland in merkantilischer Beziehung mißhandelt wird; wie beide uns beständig von allgemeiner Handelsfreiheit predigen und von uns verlangen, wir sollen alle ihre Colonialwaaren und Fabrikate zulassen, während sie unser Getreide und unsere Fabrikate ausschließen. Sodann zeigt er, wie wenig wir es bisher verstanden haben, uns der egoistischen Politik jener Seestaaten gegenüber zu benehmen, weil wir nie einig waren. Er wirft den Blick auf die Hansestädte und ihre isolirte Stellung. Er weist nach, wie wir uns alle wechselseitig nur hemmen und schaden zum Vortheil des Auslandes, und wie viel wir vermöchten, wenn wir in einem Sinne handelten. Ja er steht nicht an, den Holländern selbst zuzurufen, daß ihr Bemühen, wieder eine See- und Colonialmacht in isolirter Stellung zu erkünsteln, nichts fruchten werde, und daß Holland erst im Vereine mit Deutschland, als unsere Rhede, zu wahrer und dauernder Macht gelangen könne.

Unter den obwaltenden Umständen legt der Verfasser großen Werth auf Verträge, welche der Zollverein unmittelbar mit auswärtigen Staaten schließen sollte, um die holländische und englische Vermittlung, die uns so theuer zu stehen kommt, zu umgehen. Es war in dieser Beziehung früher schon öfter von Brasilien die Rede. Herr Höfken glaubt, daß Spanien noch näher liege. „Obgleich der früher so bedeutende Verbrauch deutscher Leinen in Spanien und dem gesammten spanischen Amerika durch die vielfach auf Umwegen unterstützte Konkurrenz schottischer, irischer und englischer Leinen sehr gemindert worden ist, so stellt sich doch auch unsere Handelsbilanz mit Spanien vortheilhaft heraus. In den letzten Jahren hatte der Umtausch deutscher Eisen- und Glaswaaren, Leinen und anderer Fabrikate, Butter, Holz ꝛc. gegen Wein, Südfrüchte und wenige Kolonialerzeugnisse beträchtlich abgenommen, wegen des langwierigen Bürgerkriegs und des Aufhörens alles diplomatischen Verkehrs mit Spanien, und erst jetzt thut er sich wieder auf, wie der Gewerbfleiß Spaniens überhaupt, das gegenwärtig sogar an Maschinen für neue Fabrikanlagen aus dem Elsaß, aus England und Belgien beträchtliche Einfuhren macht. Indeß erschweren die spanischen Differenzzölle von den auf fremden Schiffen eingehenden Waaren fremden Flaggen den Verkehr; weßhalb auch viele nach Spanien bestimmte Waaren zunächst nach Bayonne und Gibraltar verschifft und von hier in spanischen Küstenfahrzeugen nach den spanischen Häfen verführt werden. Wie wünschenswerth daher schon ein Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den Hansestädten und diesem Lande erscheint, so ist doch gewiß, daß der Zollverein in diesem wie in allen Fällen, namentlich in Gemeinschaft mit Oesterreich, den darauf zielenden Unterhandlungen ein ganz anderes Gewicht beilegen würde, als wenn die Hamburger Diplomatie allein unterhandelte. — Fürwahr, wie sehr auch der deutsche Handel nach dem an Bodenschätzen, Geldmitteln und selbst noch an eigenen Kolonien so reichen Spanien vernachlässigt worden, so gibt es doch kein Reich in Europa, mit welchem in innige Handelsbeziehungen zu treten für ganz Deutschland, für dessen südliche wie nördliche Staaten, für Oesterreich wie für

Digitized by Google

Preußen, für Triest wie für Hamburg, gleich vortheilhaft wäre. Alle natürlichen Verhältnisse Deutschlands und Spaniens sind ganz der Art, daß der Handelsverkehr zwischen beiden der größten Ausdehnung fähig ist, dem deutschen Gewerbfleiß reichen Absatz und den beiderseitigen Häfen eine blühende Schifffahrt verspricht; daß sie einander in wesentlichen Stücken gleichsam ergänzen; daß ihre großen Interessen im Welthandel wie in der Politik, in Europa, im Mittelmeere wie in den übrigen Welttheilen nie gegen, immer mit einander laufen. Liegt der weite Hafen des handelsberühmten Cadix am Eingange der wichtigsten Meerenge und umgeben von einem an herrlichen Produkten überströmenden Gebiete, nicht in der Mitte zwischen der alten und der neuen Welt, nicht in der Mitte als großer Stapelplatz zwischen den norddeutschen Seehafen und den österreichischen Häfen an der istrischen Küste und an der Donau? Muß der levantische Handel der niederdeutschen Emporien nicht außerordentlich zunehmen, wenn sie reichere Ladungen und vielfache Schiffsgelegenheit nach den schönen iberischen Häfen finden? Werden anderer Seits Triest und die Donaumärkte nicht höher aufblühen, wenn ihr Handel nach Spanien sich vermehrt, ihre Dampf- und Segelfahrt sich ausdehnt und ihr Verkehr auf eigenen Füßen die Grenzen des Mittelmeeres überschreitet? Wo kann Triest viele Kolonialerzeugniße wohlfeiler und besser erlangen als in den spanischen Besitzungen, sey's auf geradem Wege oder durch Vermittlung von Cadix? Wo erschließt sich ihm eine größere Aussicht auf Erweiterung seines Handelsbetriebs zur Versorgung vieler reicher Märkte, zur Erlangung eines selbstständigen Antheils am Welthandel? Endlich übt Spanien noch immer einen starken Einfluß auf seine weiten Tochterländer, den es neuerdings im Geiste einer aufgeklärten Politik durch Handelsverträge zu verstärken bemüht ist, und — wohl zu merken — für den ganzen Großhandel, die Schifffahrt und den Waarenabsatz Deutschlands sind die durch Spanien und Portugal kolonisirten Lander, Cuba, Mexiko und Brasilien, bei weitem die wichtigsten. Spanien ist in der Lage — und es fühlt dieselbe vollkommen, wie kein aufmerksamer Beobachter bezweifeln wird — weder mit Großbritannien noch mit Frankreich ein inniges Handelsbündniß anknüpfen zu können, um welches beide Mächte sich bewerben: darum sollte Deutschland, dessen Interesse glücklicherweise mit dem spanischen einerlei ist, nicht länger saumen und unthätig wie mit blöden Augen nach der aufstrebenden Halbinsel hinschauen."

Auch in politischer Beziehung veranlaßt es traurige Betrachtungen, daß Spanien für Deutschland, Deutschland für Spanien so wenig ist. Allezeit sind wir natürliche Verbündete mit einander gegen Frankreich. Frankreich könnte sich nicht rühren, wenn Deutschland und Spanien ihren Vortheil begriffen und handhabten. Statt dessen wird seit Jahrhunderten Spanien und Deutschland abwechselnd von Frankreich wenn nicht beherrscht, doch unaufhörlich übermeistert und bedroht.

Noch wichtiger ist der Vorschlag, den der Verfasser in Bezug auf Colonisation der untern Donau macht. Allerdings weist schon unmittelbar die Natur selbst dem unaufhörlich sich erzeugenden Ueberschuß der deutschen Bevölkerung den Ausweg durch die Donaustraße an. Es ist lächerlich, an ein Paar kleine Inseln bei den Antipoden zu denken, wenn es sich von deutschen Colonien handelt. Das hieße den Elephanten in eine Nußschale setzen wollen. Es ist ein wahrer Skandal, auf ein Paar elenden Inseln in der Südsee, mitten unter englischen Flotten, den Keim eines der großen deutschen Nation angemessenen Marine- und Colonialsystems aufgehen sehen zu wollen. Die Deutschen haben vielleicht niemals etwas Alberneres geträumt, und kleinmüthiger von sich selbst gedacht. Um die deutsche Uebervölkerung anzunehmen, braucht es breite Länder, wie die deutschen Provinzen in Nordamerika und am schwarzen Meere beweisen. Je näher man aber diese Länder am Mutterlande haben kann, um so besser. Lägen alle die zahlreichen und blühenden deutschen Städte und Dörfer, die jetzt Nordamerika zieren, längs der Donau und am Pruth und schlössen sie sich an die deutschen Colonien in der Nähe von Odessa an, so würden sie ein schwer wiegendes Gewicht in die Wagschale europäischer Politik zu Gunsten Deutschlands und zunächst Oesterreichs legen, während sie im fernen Amerika der alten Heimath nur geringen Vortheil gewähren.

Zuerst erwägt der Verfasser die Vortheile, die der deutschen, namentlich süddeutschen Industrie erwachsen würden, wenn das obere Donaugebiet seinen natürlichen Einfluß auf das untere frei äußern dürfte. Sodann macht er auf den Nutzen eines Colonisationssystems in dieser Richtung aufmerksam, und endlich erinnert er an das politische Moment: „Früher hatten wir es nur mit einem einzigen ehrgeizigen Nachbar im Westen zu thun, jetzt noch mit einem zweiten im Osten. Während des Zeitraums, da unsere äußere Macht abnahm, entwickelte Rußland die seinige und dehnte sie bis hart an unsere Marken aus; was um so gefährlicher erscheint, als es von vorne herein einen dem deutschen Entwickelungsgange schnurstraks entgegengesetzten eingeschlagen hat; es trachtet nur nach äußerer Macht und ist seiner ganzen Anlage nach erobernd. Rom und Griechenland standen sich in ihren Prinzipien nicht entschiedener gegenüber als Rußland und Deutschland; dieß bindert nicht, daß, wie in Rom griechische, in Rußland deutsche Bildung eindringt. Bei größerer innerer Verschiedenheit ist es durch die äußere Richtung doch einiger. Freilich fehlt

Digitized by Google

ihm das Kulturgleichgewicht nach der uns entgegengesetzten Seite; aber selbst das Krankhafte in den Zuständen dieses Staats dient dem Prinzipe desselben. Rußland schreitet wenig an intensiver Bildung fort, die Zustände der Massen sind seit Jahrhunderten fast starr; selbst was beim ersten Blick sich als innere Bildung darstellt, ist bei Licht gesehen nur eine gekünstelte, weit minder dem geistigen Leben der Russen entquollen als von außen zugekommen. Es hat nur die äußerlichen Momente der Civilisation und Macht; aber in dieser Richtung hat es auch übermäßige Fortschritte gemacht. Schon hat es dem germanischen Einflusse Kurland, Liefland, Esthland, Finnland entrissen, die weiten Länder des alten Polens verschlungen, schon ist es bis an die Donau vorgedrungen, schon drückt es auf alle unsere östlichen Provinzen mit unerträglicher Wucht. Seit der ersten Theilung Polens (1772) hat es sich gerade um so viel vergrößert, als das ganze europäische Rußland betrug; ist es in der neuesten Zeit um mehr als anderthalbhundert Meilen näher auf Wien und Berlin und fast um hundert Meilen näher auf Konstantinopel losgerückt; hat es von Schweden mehr abgerissen als übrig gelassen; hat es von Persien so viel als das Areal Englands, von der europäischen und asiatischen Türkei so viel genommen als ganz Preußen, Holland und Belgien zusammen beträgt — eine allseitige ungeheure Vergrößerung von der chinesischen Mauer bis an die mährisch-schlesischen Marken, vom Nordpol bis an die herrlichen Südküsten des kaspischen und schwarzen Meeres! Und diese Ausdehnung hat seine Grenzen nicht gelockert oder bloßgestellt, im Gegentheil abgerundet und geschlossen. Der Besitz von Finnland hat es im Norden auf seiner verwundbarsten Seite unangreifbar gemacht; im Süden wird es gedeckt durch günstige Seeverhältnisse und aufgehäufte Mittel zum Angriff wie zur Vertheidigung; mitten auf der langen Fronte, die es Europa zuwendet, hat es in dem vorgeschobenen Polen von den littdauischen Sümpfen an auf Deutschland zu großartige Festungswerke errichtet, welche das Land in Zaum halten und Preußen und Oesterreich wie mittelst eines mächtigen Riegels trennen; während das eifersüchtige Europa über die Unabhängigkeit der Dardanellen und des alten Stambuls wacht, hat es bereits tief im Rücken diese wichtige Stellung umgangen, den Kaukasus überschritten und in Armenien die Mittel vorbereitet, nöthigen Falls in wenigen Tagmärschen bis ans Mittelmeer vordringen zu können. — Niemanden ist jene Politik ein Geheimniß, welche sich bemüht, unter uns schwächende Spaltung zu bewirken und der Entwicklung unserer Macht Fesseln zu bereiten; welche nicht ansteht, ein Bündniß mit Frankreich gegen uns auszubeuten, ihr Gelüste auf preußische Provinzen schon vor 1807 verrieth, wo sie nicht verschmähte, den eigenen Bundesgenossen zu berauben, und schon die geübten Finger nach Böhmen bis ins Herz von Deutschland ausstreckte; welche uns und unsere Salons mit Blumen und Liebkosung überschüttet, uns unsern Fürsten die Hand küßt, daß wir nur die erste Pflicht — die Pflicht der Selbsterhaltung vergessen sollen. Leider haben sich sogar deutsche Zeitungen dazu hergegeben, die Ungereimtheit aufzustellen, Oesterreich sey kein deutscher Staat mehr, sondern ein slavischer, und wir hätten nur noch Untergrabung, die Kerkermeisterei unserer Freiheiten (!!) von ihm zu erwarten. Aber das fremde dunkle Getriebe mahnt uns nur um so dringender an die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens, denn nur getrennt haben Deutschland und Oesterreich keine Sicherheit mehr. Hätte Preußen, wäre Oesterreich slavisch, wirklich noch eine sichere Existenz? Nicht einmal die Oderlinie könnte es behaupten, Schlesien wäre zwischen slavischen Staaten wie eine Schraube in der Mutter eingeklemmt, Rußland würde die ersehnten Ostseeprovinzen und Posen, das slavische Oesterreich aber Schlesien und Lausitz an sich nehmen, Preußen wieder durch kleine deutsche Staaten entschädigt werden, und Frankreich würde zu seinem Beuteantheil mindestens die Rheingrenze fordern."

Vertieft man sich in Betrachtungen von so großer Erheblichkeit, wie diese, so scheint dann freilich der vom Verfasser vorgeschlagene Verein nicht ausreichend und genügend. Es ist schon so weit gekommen, daß Rußland gar keine deutsche Colonisten an den Donaumündungen dulden würde, die nicht seine Unterthanen wären.

Lyrische Dichtkunst.

J. J. Bär's poetischer Nachlaß, herausgegeben von Ed. Billeter. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1842.

Gedichte eines Verstorbenen, dessen offener Charakter und treues deutsches Gemüth sich besonders in den vielen geselligen und vaterländischen Liedern und in Gelegenheitsgedichten offenbart. Auch Reisebilder finden sich; aber der Dichter will nichts wissen von Rom, das für Gold nur Blei (bleierne Siegel) zurückgebe, und nichts von Paris, das voll materiellen und geistigen Kothes sey, und das im Rücken habend er freudevoll den deutschen Rhein begrüßt. In mehreren Romanzen behandelt er schweizerische Sagen und oft wendet er den Blick von der Politik, von der geselligen Freude und von der Liebe, welche den Hauptgegenstand seiner Poesieen ausmachen, zur Natur, um deren zarteste Schönheit aufzufassen. Hier einige Sinngedichte auf Blumen:

Digitized by Google

Der gelbe Krokus.

Schüchtern guckst du hervor. Du spähest umsonst nach Gesellschaft!
Muth, Goldköpfchen! es muß einer der Erste doch seyn!

Das Schlüsselblümchen.

Schlüsselblume, so nennen wir dich, du liebliches Blümchen!
Denn du erschließest im Lenz freundlich das Blumengefild.

Das Schneeglöckchen.

Zwar du trägst noch die Farbe des Winters, doch sey mir willkommen!
Lieblich kleidet das Grün freudiger Hoffnung dein Blatt.

Das Jehovablümchen.

Daß wir den Stempel der Gottheit am niedrigsten Blümchen erkennen,
Drückte der Schöpfer noch selbst dir seinen Namen mit auf.

Von dieser zarten Art ist auch das Gedicht auf die Rothkehlchen S. 204:

Flattre so furchtsam nicht weg, du kleines niedliches Kehlchen!
Picke die Körner nur auf, sind sie für dich ja gestreut.
Doch jetzt kommst du zurück, und mit dir dein freundliches Weibchen.
Theilt sie die Mähen mit dir, theil' sie den glücklichen Fund!
Aber zum Dank für meine Bewirthung, o Pärchen! verlang' ich,
Daß ihr im Frühling, wenn Lust seliger Lieb euch entzückt,
Vor dem Fenster am Giebel des schützenden Daches euch nistet.
Und aus freudiger Brust euere Lieder mir singt.

Einige Sinngedichte erinnern sehr lebhaft an Haug; z. B.:

Die Naturmerkwürdigkeit.

Man sagte längst, daß Bay ein Esel sey.
Nun, da er sich den Schmuck der Hahnreischaft ließ geben;
So sieht man, was selten sonst im Leben,
Den Esel mit Geweih.

Ungleiche Wünsche.

Einst wünschte Nero allen Männern einen Hals,
Um dann ihr Blut auf einmal zu vergießen.
Ich wünsche allen sehnen Mädchen einen Hals,
Um so die ganze Schaar mit einem Mal zu — küssen.

Das Denkmal.

Was setzen wir dem Schulherr auf sein Grab?
Den Birkenbaum, der ihm den Scepter gab.

Als der König von ** einen Republikaner brandmarken ließ.

Vormals schrieben weise Leute
Oefters auf die Haut der Esel;
Heut zu Tage schreiben Esel
Auf die Haut der weisen Leute.

Pellicos Verbrechen.

Daß man dem Pellico nicht seine Brille ließ,
Ist conseceuent, wie man's auch deute;
Denn sein Verbrechen war ja eben dieß,
Daß er mehr sah als viele andre Leute.

Die Gedichte umfassen den Zeitraum der letzten 20 bis 25 Jahre, und beweisen, welchen innigen Antheil der Verfasser an allen Schicksalen genommen hat, die während dieser Zeit die Schweiz betroffen haben. Der Ertrag der Sammlung ist für drei Mädchen bestimmt, welche der Verstorbene hinterlassen hat.

Memoiren.

Der Jakobiner in Wien. Oesterreichische Memoiren aus dem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts. Zürich und Winterthur, literarisches Comptoir, 1842.

Die bekannte Hebenstreitische Verschwörungsgeschichte. Hebenstreit mit einigen wenigen Andern hatte den wahnsinnigen Gedanken, in Wien während der großen Reaction, die unter Leopold II. und Franz II. gegen das System Josephs II. erfolgt war, ohne alle Mittel und ohne Sympathie im Volke eine Verschwörung anzuzetteln und den Staat umstürzen zu wollen, wie eine Mücke den Elephanten. Die Sache wurde entdeckt und Hebenstreit endete am Galgen. Daraus ist nun hier ein Roman gemacht, ein förmlicher Roman mit eingeflochtener Liebesgeschichte ꝛc. Wir können diese Form, obgleich der Styl sehr gewandt ist und das Buch sich angenehm liest, nicht gutheißen, so wie uns auch ein gewisser frivoler Ton, das Hervorheben der galanten und lüsternen Partien, nicht passend bedünkt. Für ein politisches Trauerspiel ist die Auffassung zu wenig ernst, und für eine Farce doch wieder in den sentimentalen Partien zu Schillerisch Doncarlotisch Marquis Posatdümlich schwärmerisch. Am besten sind der Cardinal Migazzi und die geistlichen Partien gezeichnet, weil der Verfasser sich hier zur geistreichen Malice steigerte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. September 1842.

Werke über Rußland und Polen.

1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Ein Buch, das in vieler Beziehung Interesse erregen muß. Einmal ist es ein wichtiger Beitrag zur Geschichte überhaupt, da noch wenig Erschöpfendes über die Reformation in Polen gesagt worden ist. Sodann ist es für deutsche Leser ungemein lehrreich, weil es die Polen in einer Lage zeigt, in die man auch uns gern hineinmanövriren möchte. Endlich, weil es, vom polnischen Standpunkt aus, gegenüber Rußland, ein seltsamer Mißgriff ist, gerade jetzt ein antikatholisches Buch zu schreiben. Wir glauben nicht, daß es der polnischen Sache förderlich ist, wenn man dem Katholicismus in einem Augenblick entgegenwirkt, in welchem derselbe noch die letzte Stütze der Nationalität gegenüber dem Griechen- und Russenthum ist. Allein vom deutschen Standpunkt aus heißen wir ein Buch willkommen, das uns eine gute Lehre gibt.

Polen neigte schon sehr frühe zur Reformation hin. Es nahm schon Antheil an der großen hussitischen Bewegung; es hatte auch unmittelbar vor Luther wieder Prediger, die laut gegen die Mißbräuche eiferten, und als die Reformation in Deutschland um sich griff, wurde auch halb-Polen reformirt. Die geistlichen Gerichte wurden durch Reichstagsbeschluß vom Jahr 1552 aufgehoben, und ein Jahr später erhielt jeder Edelmann das Recht auf seinen Gütern, welche Konfession er wolle, einzuführen. Die Presse war unbeschränkt. Allein obgleich die Partei der Reformation, in Verbindung mit der griechischen, der katholischen nunmehr überlegen war, so fehlte ihr doch die Einheit. Die Calvinisten, mit den böhmischen Brüdern verschmolzen, bildeten einen scharfen slavischen Gegensatz gegen die mehr deutschen Lutheraner. Es ist überhaupt merkwürdig, welchen Einfluß die Nationalitäten auf die Reformation übten. Die romanischen und slavischen Stämme neigten immer lieber zum Calvinismus, während nur die germanische Mitte das Lutherthum, als das gemüthlichere, festhielt. Neben den beiden Hauptparteien, in welche die neue Kirche zerfiel, bildeten auch die Antitrinitarier eine starke Partei mit eigner Verfassung und mit eignen Tempeln. Der Streit nun, in dem alle diese Parteien untereinander lagen, mußte den Jesuiten ihren Angriff erleichtern, als sie im Jahr 1561 durch den Kardinal Hosius in Polen eingeführt wurden. Die ganze große Partei der Reformation wurde nicht nur durch die Theilungen geschwächt, sondern auch hauptsächlich durch den giftigen Zank der Theologen und durch den unter der Maske der Glaubensfreiheit einreißenden Unglauben demoralisirt. Der Verfasser macht den Reformirten deßfalls die bittersten Vorwürfe: „Sie stritten sich nicht nur im Angesichte eines furchtbaren Feindes, sondern leisteten ihm auch Beistand gegen andere protestantische Parteien. Die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses zeigten stets große Feindseligkeit gegen die böhmischen Brüder und die Reformirten, deren Bekenntniß vollkommen national geworden waren; die Lutheraner, die besonders unter den deutschen Ansiedlern in den Städten sich fanden, behielten immer einen fremdländischen Charakter und verschmolzen nie mit dem Volksleben. Diese unglückliche Feindseligkeit und Zwietracht reizten die vornehmsten lutherischen Familien, die mächtigen Häuser Zborowski und Gorka, lieber einen katholischen Kronbewerber zu unterstützen, als einen Anhänger der reformirten Kirche auf den Thron kommen zu lassen. Außer diesen

Digitized by Google

unglücklichen Zerwürfnissen, welche die Protestanten schwächten, waren die antitrinitarischen Lehren, die unter den schweizerischen Gemeinden aufkamen, der protestantischen Sache besonders verderblich. Diese Lehren, die den Offenbarungsglauben erschütterten und von Männern verfochten wurden, welche sich durch außerordentliche Geistesgaben auszeichneten, säeten nicht nur Zwietracht in dem Lager der Reformatoren aus, sondern bewogen auch viele, es zu verlassen, und diejenigen, deren Gemüther von Zwietracht und Ungewißheit ergriffen wurden, suchten Zuflucht im Schooße der alten Kirche, da sie eine bestimmte, auf die evangelische Wahrheit gegründete, wiewohl durch die Zusätze finsterer Zeiten entstellte Lehre derjenigen vorzogen, welche die Grundlagen des Christenthums aufhob. Die natürliche Folge der dadurch hervorgerufenen Ungewißheit war Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, und die Protestanten, die in diesen Zustand kamen, besannen sich nicht, zu einer Kirche überzugehen, die ihnen die größten zeitlichen Vortheile gewährte." S. 396.

Dennoch würde die Sache der Reformation nicht gänzlich unterlegen seyn, wenn sie Sache des eigentlichen Volkes geworden wäre. Aber sie war bloß Sache des Adels und der Adel hütete sich, das Volk allzusehr dabei zu betheiligen. Man wollte evangelische Freiheit und doch Leibeigenschaft, eine Unvernunft, die sich wie billig bestrafte. „Einen großen Fehler begingen die Protestanten, als sie eine gesetzliche Bestimmung annahmen, welche den Grundeigenthümern eine unbeschränkte Gewalt über ihre Bauern gab. Dieses Gesetz würde dem Lande zum Segen gedeihen seyn, wie es ihm verderblich geworden ist, hätten die protestantischen Grundherren die ihnen verliehene Gewalt dazu benutzt, ihre Unterthanen zu den evangelischen Lehren zu bekehren, und mit der religiösen Befreiung derselben die bürgerliche verbunden. Wir behaupten unbedenklich, daß sich die Protestanten der größten Pflichtvergessenheit gegen Gott und ihr Vaterland schuldig gemacht haben, als sie es unterließen, einen Weg einzuschlagen, den ihnen nicht nur die Vorschriften der Religion und der Sittlichkeit, sondern auch die Grundsätze einer gesunden Politik vorzeichneten. Die Bekehrung und die Freilassung der zahlreichen Bauernklasse würde einen unwiderstehlichen Einfluß auf diesen Theil der Bevölkerung Polens ausgeübt, die Wagschale zu Gunsten der Reformation herabgezogen, und der Entwicklung der Volkswohlfahrt in moralischer und materieller Hinsicht den wohlthätigsten Anstoß gegeben haben. Es würde jedoch unbillig seyn, wenn wir die Menschen und die Meinungen jener Zeit durchaus nach dem Maaßstabe unserer Tage beurtheilen wollten, und es läßt sich viel zur Entschuldigung von Menschen sagen, die in den Kastenvorurtheilen, von welchen kein Theil Europas sich loszumachen vermochte, aufgewachsen, und durch die von den Bauern in Deutschland verübten Gewaltthaten besorgt gemacht wurden, welche die katholische Partei listig übertrieb und als Beweise der gefährlichen Richtung der Lehren der Reformation anführte. Einige Synoden empfahlen zwar dringend, für die unteren Volksklassen besondere Sorge zu tragen, und die böhmischen Brüder waren immer darauf bedacht, unter diesen Klassen religiöse und sittliche Bildung zu befördern, und die zeitliche Wohlfahrt derselben zu erhöhen, aber die unablässige Gegenstrebung, die mit Siegmunds III. Thronbesteigung begann, und während seiner langen Regierung mit zunehmender Macht fortdauerte, lichtete bald die Reihen der Protestanten, und sie waren nicht im Stande, ihren Einfluß auf die unteren Volksklassen auszuüben, welche bei ihrer Unwissenheit den Einwirkungen der katholischen Geistlichkeit um so leichter zugänglich waren. Gerade dieser Umstand aber hätte die protestantischen Grundherren bewegen sollen, ihre Bauern zu bekehren, und sie durch die Besserung ihrer Lage in sittlicher und bürgerlicher Hinsicht an sich zu fesseln, das sicherste Mittel, ihre Partei zu einem siegreichen Widerstande gegen ihre Feinde zu kräftigen. Dieß war jedoch nicht allgemein der Fall, und diese Vernachlässigung ist als eine Hauptursache des Untergangs der protestantischen Sache in Polen zu betrachten." S. 397.

Alle diese Fehler wurden von den Jesuiten mit großer Gewandtheit benutzt. Weich plumper Mittel man sich indeß auch zuweilen bediente und welch seltsame Scenen die polnische Wirthschaft herbeiführte, mag folgendes Beispiel darthun. Nach dem Ausgang des letzten polnischen Königsgeschlechts, der Jagellonen, gelang es dem elenden Heinrich von Anjou durch jesuitische Intriguen König von Polen zu werden. Zwar mußte er noch in Paris den polnischen Deputirten reformirter Confession einen Eid schwören, daß er die Glaubensfreiheit und Rechtsgleichheit beider Kirchen aufrecht erhalten wolle, aber bei der Krönung in Polen selbst — vergaß der gewissenhafte König die feierliche Wiederholung dieses Eides vor den Augen der Nation. „Der Einfluß der Katholiken ward immer sichtbarer, und obgleich die Stunde der Krönung herannückte, so war doch noch nichts über die Worte des Eides entschieden, den der König leisten sollte. Vor der Feierlichkeit begaben sich Firley, Zborowski und Radziwill, Palatin von Wilna, zu dem König und machten ihm den Vorschlag, entweder den, auf die Glaubensparteien sich beziehenden Theil des Eides gänzlich wegzulassen, das heißt, weder die Rechte der Protestanten, noch der römischen Hierarchie zu verbürgen, oder zu bestätigen, was er in Paris geschworen habe. Der König, der es nicht wagte, offen zu verweigern, was er feierlich verheißen hatte, suchte durch die Versicherung

Digitized by Google

auszuweichen, daß er die Ehre und das Eigenthum der Protestanten gewährleisten wolle; Firley aber bestand darauf, daß der zu Paris geleistete Eid ohne Vorbehalt wiederholt und in den Krönungseid aufgenommen werden sollte. Als man die Krönungsfeierlichkeit mit der Aufsetzung der Krone beschließen wollte, und kein Eid ausgesprochen wurde, trat Firley hervor und erklärte, wenn der Eid nicht geleistet werde, wolle er sich der Krönung widersetzen. Er und Dembinski, der Kronkanzler von Polen, auch ein Protestant, überreichten dem Könige, der auf den Altarstufen kniete, einen Zettel, der den zu Paris geleisteten Eid enthielt. Diese Kühnheit erschreckte den König, der alsbald aufstand. Die Umstehenden waren stumm vor Erstaunen, aber Firley nahm die Krone und sprach mit lauter Stimme: „Schwört Ihr nicht, so sollt Ihr nicht regieren!“ Es entstand allgemeine Verwirrung. Die Katholiken waren heftig bestürzt und wagten es nicht, sich dem hochherzigen Firley zu widersetzen, der standhaft blieb, obgleich einige Protestanten, wie Zborowski und Radziwill, zu wanken begannen. Als Firley mit der Krone aus der Kirche gehen wollte, rief die Versammlung: „Einigkeit und Frieden in Allem!“ während man die Worte hinzufügte: „doch mit Vorbehalt der Rechte der Parteien.“ Der König mußte wörtlich den in Paris geleisteten Eid wiederholen, und so sicherte Firley's Muth die Sache der Glaubensfreiheit.“ S. 176.

Der in jeder Beziehung unfähige und nichtswürdige Franzose wurde bald aus Polen verjagt und man wählte nun einen Protestanten, den Stephan Bathory von Siebenbürgen zum Könige, im Jahr 1575. Allein dieser wurde katholisch und begünstigte die Jesuiten auf alle Weise. Nicht anders verfuhr sein Nachfolger, Siegmund III., ein schwedischer Prinz, ein Wasa, aus dem der eifrigste Katholik und Jesuitenfreund wurde, so daß man ihn sogar den Jesuitenkönig nannte. Unter seiner langen Regierung begannen die ersten blutigen Verfolgungen und zwar gegen die schwächsten unter den Gegnern Roms, nämlich gegen die nicht unirten Griechen und gegen die Lutheraner, deren Kirchen zerstört wurden, ohne daß die Calvinisten sich rührten. Er führte auch die Censur in Polen ein und von ihm an datirt sich die neue Barbarei der polnischen Literatur, die erst mit der Theilung Polens endete. Die Wissenschaften, deren Flor mit der Reformation begonnen hatte, kamen wieder in den tiefsten Verfall. Der Kampf Polens mit Gustav Adolph von Schweden begünstigte natürlicherweise die katholische Religion, da der Kampf der Kronen und Nationen auch mehr oder weniger ein Glaubenskrieg war.

Die namenlose Erbärmlichkeit der lutherischen Fürsten damaliger Zeit und die Noth des dreißigjährigen Kriegs mag es entschuldigen, daß von Seite der so zahlreichen und so nahen deutschen Protestanten lediglich nichts für die mißhandelten Glaubensbrüder in Polen geschah. Weit brüderlicher war das Benehmen der griechischen Christen. Nicht nur erhoben im Jahr 1648, in demselben Jahr, in welchem der westphälische Friede geschlossen wurde, die griechischen Kosaken einen Aufstand gegen die Union, die man ihnen aufgezwungen, sondern Rußland selbst setzte sich in Bewegung. Also schon lange vor Peter dem Großen benutzte Rußland den innern Zwist der Polen, unter der Maske, seine Glaubensbrüder zu beschützen, eroberndi einzufallen. Zum Theil denselben Vorwand nahm auch Karl Gustav, der neue König von Schweden, als er über Polen zu derselben Zeit herfiel. Und diese fremden Mächte, eine griechische und eine lutherische, erzwangen im Frieden von Oliva im Jahr 1660 die Wiederherstellung aller Konfessionen in Polen. Allein ein den Ketzern gegebenes Wort hat bekanntlich den Jesuiten nie etwas gegolten. Die Verfolgungen fingen gleich wieder an.

Zum größten Unglück für die Protestanten nahm unter ihnen selbst eine anschweifende Lehre die Oberhand. Die Antitrinitarier erhielten an Socinus ein geistvolles und so einflußreiches Haupt, daß ihre Sekte nun begreiflicherweise den Jesuiten den erwünschtesten Vorwand zu Verfolgungen lieh, da die Lutheraner und Calvinisten in Deutschland und Schweden selbst jenen Socinianismus verdammten. So konnte schon auf dem Reichstage von 1669 auf den Abfall von der katholischen Kirche die Todesstrafe gesetzt und bald darauf jeder Nichtkatholik für unfähig zur Königswürde, so wie zu jedem höhern Amte erklärt werden. Die Heldenthaten Karls XII. unterbrachen nur auf kurze Zeit diese katholische Reaktion. Der sächsische Kurfürst August, der, um König von Polen zu werden, katholisch geworden war, bekannte sich auf dem Throne und ließ die Jesuiten walten. Unter ihm begingen sie die berüchtigten Mordthaten zu Thorn, die zu den abscheulichsten Justizmorden gehören, welche die Geschichte kennt. Da sie inzwischen auf Befehl oder doch mit Zustimmung des sächsischen Kurfürsten begangen wurden, den alle Welt bisher als das Haupt der deutschen Protestanten angesehen, so darf man sich nicht wundern, daß man in Deutschland dem Morde der Glaubensbrüder ruhig zusah. Nun wurden die Protestanten in Polen vollends, Schlag auf Schlag, ihrer Rechte beraubt und alles gewaltsam wieder katholisch gemacht. Jeder Versuch auf dem Reichstage, die Mißhandelten zu schützen, mißlang. Die Verzweiflung trieb also die letzteren, wieder Hülfe auswärts zu suchen. „Die Verfolgungen, welche die Protestanten unter der Regierung Augusts III. erdulden mußten, werden in einer Bittschrift geschildert, welche ihre Abgeordneten dem Könige Stanislaus Poniatowski und dem Reichstage im Jahre

Digitized by Google

1766 vorlegten. Unsere Kirchen, sagen sie, hat man uns theils unter verschiedenen Vorwänden genommen, theils liegen sie in Trümmern, da die Wiederherstellung derselben verboten ist, und die Erlaubniß dazu nicht ohne große Schwierigkeiten und Kosten erlangt werden kann. Die Gesetze gegen den Arianismus werden sehr schimpflich und schmählich auf uns angewendet, obgleich wir von den arianischen Irrthümern weit entfernt sind. Unsere Kinder müssen in Unwissenheit und ohne Erkenntniß Gottes aufwachsen, da wir an vielen Orten keine Schulen haben dürfen. Der Berufung von Geistlichen in unsern Kirchen werden oft viele Schwierigkeiten entgegengesetzt, und sie sind vielen Gefahren ausgesetzt, wenn sie Kranke und Sterbende besuchen. Wir müssen die Erlaubniß zu Taufen, Trauungen und Begräbnissen theuer bezahlen, da der Preis von denjenigen, die diese Erlaubniß ertheilen, willkürlich bestimmt wird. Das Begraben unserer Todten, selbst in der Nacht, ist mit großer Gefahr verbunden, und wir müssen unsere Kinder nicht selten außer dem Lande, im Auslande taufen lassen. Das Patronatrecht auf unsern Gütern wird uns streitig gemacht; unsere Kirchen werden von katholischen Bischöfen untersucht, und unsere, nach den alten Anordnungen ausgeübte Kirchenzucht ist großen Hindernissen ausgesetzt. In vielen Städten müssen die unserem Glauben angehörenden Einwohner katholische Prozessionen begleiten. Man unterwirft uns den kirchlichen Gesetzen. Es müssen nicht nur die in gemischten Ehen erzeugten Kinder im katholischen Glauben erzogen werden, sondern selbst die Kinder einer protestantischen Wittwe, die einen Katholiken heirathet, müssen den Glauben ihres Stiefvaters annehmen. Man nennt uns Ketzer, obgleich die Landesgesetze uns den Namen Dissidenten geben. Der Druck, den wir erleiden, wird um so schwerer, da wir weder im Senate, noch auf den Reichstagen, in den hohen Gerichtshöfen und irgend einem Gerichte Beschützer finden; ja selbst bei den Wahlen dürfen wir nicht erscheinen, ohne uns offenbarer Gefahr auszusetzen, und seit einiger Zeit hat man uns, trotz der alten Landesgesetze, grausam behandelt." S. 357.

Diese Dissidenten nun suchten Schutz bei Preußen und Rußland, und die Folgen sind bekannt. Polen wurde ein-, zwei-, drei-, vier-, fünfmal getheilt und ist jetzt seinem größern Theile nach russisch, und die Katholiken, welche sich damals als die übermüthigen Herren betrugen, sind jetzt von der griechischen Kirche unterdrückt.

(Schluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten vom Fürsten von Lynar. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der Dichter hat ein ritterliches Ideal aufstellen wollen, einen Charakter von reinstem Adel. Dieß ist der Commandeur von Gastinau, der unter dem Großmeister des Johanniterordens, Villiers von l'Isle Adam Rhodus vertheidigen hilft, welches der große Sultan Soliman II. belagerte. Palmira, eine wunderschöne Sarazenin, die aus ihrem Erbe verdrängt, zu den Christen geflüchtet ist, erhält an unserm edeln Ritter einen Paladin, der aber als Johanniter jeder Verlockung der irdischen Liebe widerstehet. Auf der andern Seite liebt der Sultan diese gestohene Schöne, entlaßt um ihretwillen seinen ganzen Harem und träumt sich in eine christlich romantische Vision von reiner Liebe zwischen zwei Wesen hinein, wobei er ziemlich stark aus der Rolle eines Sultans fällt. Allein seine Träume täuschen ihn, denn Palmira hat sich bereits von dem Kommenthur taufen lassen, der überdieß ihre Flucht begünstigt und sie schützt. Er wird vom rachesglühenden Sultan gefangen, und zwar von einer andern muhamedanischen Schönen, Fatime, die ihn heimlich liebt, befreit; allein er macht keinen Gebrauch von der Freiheit, weil er sein Ehrenwort gegeben hat, nicht zu entfliehen, und läßt nur Palmira auf dem geöffneten Rettungswege dem Zorn des Sultans entrinnen. Da erscheint die Wache, entdeckt das Vorgegangene, und tödtet den Kommenthur. Der Sultan selbst erscheint und bedauert diesen Unglücksfall sehr, da er, die Großherzigkeit des Kommenthurs nicht verkennend, sich schon wieder beruhigt hatte und demselben ein besseres Schicksal bereiten wollte. Fatime erstickt sich an der Seite ihres todten Geliebten.

Der edle Charakter des Helden würde wohl noch mehr ansprechen, wenn die historische Treue und das Kostüm der Zeit besser eingehalten wären, wenn der Ritter als eine reine Lichtgestalt von den finstern Gestalten seiner Umgebung besser abgehoben wäre. Es sind am Ende gar zu viele edle Leute in diesem Drama beisammen, so daß des Ritters Edelmuth sich nicht stark genug auszeichnet. Sein Gegensatz sollte wohl zunächst der Sultan seyn, den die Geschichte wirklich als einen schrecklichen Herrscher und unerbittlichen Tyrannen kennt. Hier aber hat ihn der Dichter zu einem sanft schwärmenden, gefühlvollen, menschlichen und in jeder Beziehung milden Fürsten gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. September 1842.

Werke über Rußland und Polen.

1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

(Schluß.)

Erwägt man die gegenwärtige Lage der Dinge, so scheint der edle Graf Krasinski nicht wohl gethan zu haben, daß er seinen eignen Landsleuten oder dem Ausland Mißtrauen in die katholische Sache der Polen einflößt, denn wenn noch irgend etwas den Polen einen Damm gewährt gegen das alles überfluthende Russenthum, so ist es die römische Kirche. Aber der Graf ist ein so unerbittlicher Protestant, daß er auch in diesem Stande der Noth Rom mißtraut. Warum, frägt er, eiferte Rom gegen die Empörung katholischer Polen gegen den griechischen Herrn, da es doch nie gegen die Empörung gegen lutherische oder calvinistische Herrn geeifert? Und er sucht dieß folgendermaßen zu beantworten: „Rom sieht mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke, welche Gefahr seiner Herrschaft in Polen droht, wenn das Land wieder ein unabhängiger Staat werden sollte. Daher das bekannte Schreiben, das Gregor XVI. im Jahre 1832 an die polnischen Bischöfe richtete, und worin er den Aufstand in den stärksten Ausdrücken verdammte. Dieses Schreiben bezieht sich auf ein anderes von gleichem Inhalte, das während des Kampfes abgesendet ward, aber, wie der Papst klagt, nicht an seine Bestimmung gelangte. Diese Klage scheint nicht ganz gegründet zu seyn, und obgleich das päpstliche Schreiben nicht veröffentlicht worden ist, so muß es doch unter der Geistlichkeit in Umlauf gekommen seyn, da es eine bekannte Thatsache ist, daß die dem römischen Stuhle besonders ergebenen Mönche von dem Missionsorden den polnischen Soldaten die Lossprechung im Beichtstuhle versagten, weil sie gegen den Kaiser von Rußland gefochten hatten. Der Abbé Lamennais behauptet in seiner bekannten Schrift: Affaires de Rome, der Papst habe, besorgt, daß Oesterreich sich der Legationen bemächtigen möchte, von Rußland eine Gewährleistung jener Theile seines Gebietes erlangt, unter der Bedingung, daß das Schreiben an die Bischöfe erlassen werden sollte. Der Papst hatte allerdings Ursache, den glücklichen Erfolg des polnischen Aufstandes zu fürchten, da mehrere jüngere Geistliche sich über einen Plan zur Befreiung und Verbesserung der polnischen Kirche verständigt hatten, der auf den Grundlagen ruhte, daß eine gänzliche Trennung von Rom erfolgen, die Landessprache bei dem Gottesdienste eingeführt, die Priesterehe gestattet, die Hierarchie beibehalten, der Lehrsatz von der Brodverwandlung und die Ohrenbeichte dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen werden sollte. Wir müssen die Bemerkung hinzufügen, daß die jetzt im preußischen Polen herrschende religiöse Aufregung keineswegs ein Beweis einer blinden Anhänglichkeit an den Romanismus, sondern nur eine Kundgebung des geschickt in jene Richtung geführten Nationalgefühles ist, welche durch die Vertheidigung des Romanismus die polnische Nationalität gegen den Einfluß des Deutschthums zu vertheidigen sucht." S. 403.

Graf Krasinski weist überdieß jede Aussöhnung mit einer Macht von der Hand, die unter allen Umständen zwei Grundsätze geltend gemacht und befolgt habe, welche ihm die Hoffnung rauben, daß für sein Polen je etwas durch sie gewonnen werden könne. Einmal, sagt er, gehe diese Macht als eine in der Idee universelle, auf die Vernichtung alles Nationalen aus und opfere ihren allgemeinen Zwecken unbedenklich jedes nationale Interesse. Sodann gewähre sie, indem sie Rechtsgleichheit sich

Digitized by Google

versichern lasse, dieselbe doch nie dem Gegenpart, man befinde sich also in ihrer Nachbarschaft nie sicher.

So sieht ein patriotischer Verbannter die Schutzmauer an, die Polen allein noch übrig ist. Wenn ein Russe dieß liest, wird vielleicht ein verächtliches Lächeln auf seinen Lippen zucken, denn wie der Jesuitismus einst von der Uneinigkeit unter den Protestanten so großen Vortheil zog, so muß auch Rußland bei der Uneinigkeit zwischen Katholiken und Protestanten als dritte Kirche gewinnen, wenn sie je mehr und mehr Raum auf dem alten Terrain der lateinischen und germanischen Kirchen gewinnt.

2) Persécution et souffrances de l'église catholique en Russie. Ouvrage appuyé de documents inédits par un ancien conseiller d'état de Russie. Paris, Gaume frères, 1842.

Wir haben mit Absicht der Anzeige dieses Werks eine Betrachtung über das Werk von Krasinski vorangeschickt, denn man kann die neue persécution nicht besser verstehen und würdigen, als wenn man die alte Geschichte der Jesuitenherrschaft in Polen studirt.

Sehe da die Folgen jenes unbilligen Verfahrens gegen die Protestanten, jener langen Unterdrückung Andersdenkender! Sehe, welche Saat aufgegangen ist aus dem Unfrieden, den ihr in Polen säetet, aus der langen Zerrüttung des Staats durch kirchlichen Eifer? Sehe, wie furchtbar die Intoleranz sich gerächt hat und auf das Haupt derer zurückgefallen ist, von denen sie ausging! Jetzt seyd ihr alle verloren, die Verfolger wie die Verfolgten, Römische und Calvinistische, alle zugleich von einer dritten Kirche unterdrückt, die das schrecklichste Handwerk der Unfallibilität besser versteht, als ihr alle zuvor.

Mehr als drittehalb Millionen russische Katholiken sind gezwungen worden, zur griechischen Kirche überzutreten. Bekteifernd haben die Bischöfe vor dem Thron des allmächtigen Czaaren ihren Glauben niedergelegt. Die in Polen noch geduldeten Katholiken werden durch eine Ukase nach der andern der gleichen Bestimmung näher geführt. Kein katholischer Pfarrer darf seine Pfarrei, kein katholischer Geistlicher seinen nächsten Wirkungskreis verlassen, und muß zum kleinsten Ausflug in die Nachbarschaft einen Erlaubnißschein bei der weltlichen Behörde nachsuchen. Bei der strengsten Strafe ist ihnen verboten, irgend Jemand Beichte zu hören, der nicht aus ihrer Pfarrei ist. Katholische Grundbesitzer sind dafür verantwortlich gemacht, daß ihre griechischen Untergebenen aufs strengste die griechischen Festtage einhalten. Gemischte Ehen sind ganz verbotet; der Katholik, der ein griechisches Mädchen, die Katholikin, die einen griechischen Mann heirathet, und die Kinder müssen griechisch werden. Wer den griechischen Glauben verläßt, dessen Güter werden vom Staat in Aufsicht und Verwaltung genommen, damit sich die Ketzerei nicht weiter ausbreite, abgesehen von anderweitigen gegen den Ketzer zu ergreifenden Maßregeln. Sogar der gregorianische Kalender soll dem julianischen weichen müssen, weil der letztere griechisch ist, ohne Rücksicht auf den von aller Welt anerkannten Vorzug des erstern in astronomischer Präcision.

Dahin ist es mit dem Katholicismus in Polen gekommen, der vor siebzig Jahren auf der Höhe seiner Macht jeden Vertrag mit den unterdrückten Dissidenten verschmähte und dadurch erst die Einmischung der Russen in die polnischen Angelegenheiten möglich machte und erleichterte. Mit welcher stolzen Verachtung und heimlichen Freude muß wohl ein echter Russe auf den Hader herabsehen, der sich in Deutschland wieder zu erneuern begonnen hat, wie er einst Polen zerrüttete. Schon wieder streiten Katholiken und Protestanten um ihre Rechte, nur nicht mehr an der Weichsel, sondern am Rhein und an der Donau. Desto besser, denkt der Russe, so gibt es vielleicht wieder Anlaß, sich einzumischen und so pflanzen wir gelegentlich unsre Fahnen weiter.

Was folgt aus diesen Betrachtungen? Daß der Mann, oder die Partei, von der das vorliegende Werk persécution und das kurz vorher erschienene de la Prusse ausgegangen sind, sehr Unrecht haben, den Protestantismus und Gräcismus zugleich anzugreifen. Wenn diese Partei am Protestantismus nicht eine Vormauer gegen den Gräcismus hätte, wie schlecht würde es mit ihren Hoffnungen stehen!

Der Verfasser entwirft ein finsteres, beinah apokalyptisches Bild von der Zukunft Europas, wenn erst Rußland in Konstantinopel herrschen und von dort aus alle alten Patriarchate der morgenländischen Kirche, Antiochia, Jerusalem, Alexandria, wieder mit sich vereinigen werde, wenn Ostrom über Westrom wieder jene Herrschaft üben werde, wie einst zur Zeit, in welcher der heilige Athanasius lebte. Es war vorcilig von Görres, den Namen dieses Heiligen gegen Preußen und den Protestantismus zu brauchen. Das heißt, das Pulver von der Pfanne brennen lassen. Er wird den Heiligen einmal noch dringender anrufen müssen, wenn die Gesetze für Himmel und Erde werden von Konstantinopel ausgeschrieben werden. Genug, wenn es so weit kame, wie der über die Verfolgungen der katholischen Kirche in Rußland weinende Verfasser schwermüthig voraussieht, so würde man einsehen, daß es gar nicht an der Zeit war, sich mit den Protestanten zu überwerfen Angesichts der Griechen; so würde man froh seyn, in geschlossener Reihe mit den Protestanten gegen den julianischen Kalender auftreten zu können. Aber auch, wenn es nicht

Digitized by Google

so weit kommt, läge es doch wohl nahe, protestantische Staaten, von denen man früher oder später eine Verwendung für unterdrückte Parteien, sey es auch nicht aus religiöser Sympathie hoffen darf, nicht so gehäufig anzugreifen, wie es gerade in dem französischen Buche geschehen ist, welches Vorläufer und Pendant des vorliegenden ist.

Obgleich Parteischrift hat dieses Werk über Rußland doch auch historischen Werth, indem es eine sehr gute Auseinandersetzung der kirchlichen Verhältnisse Rußlands überhaupt enthält und Aktenstücke mittheilt, die bisher noch nicht bekannt waren.

Volksroman.

Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute von Jeremias Gotthelf. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1842.

Schon öfter haben wir in diesen Blättern Schriften von Jeremias Gotthelf (der wahre Name des Verfassers ist Bizius) erwähnt, die sich durch die treueste Naturwahrheit in Schilderungen aus dem schweizerischen Volksleben auszeichnen. In vorliegendem Werke schildert er einen Bauernknecht, der sich Anfangs der Liederlichkeit ergab, nach mancherlei Prüfungen aber auf den bessern Weg kam. Ein ländliches Genrebild von überraschender Wahrheit, der Wirklichkeit wie aus dem Spiegel gestohlen. Eben deßhalb kommen darin auch wieder, wie in den frühern Werken des Verfassers, gemeine Charaktere und Situationen vor, die das ästhetische Gefühl verletzen; aber eben diese Schilderungen sind leider die wahrsten und enthalten die besten Lehren.

Der Knecht Uli wird als ein durch schlechtes Beispiel verdorbener Jüngling eingeführt. Betrunken heimgekommen, verführt er die Pferde zu füttern. Da weckt die aufmerksame Bäurin ihren Mann, daß er statt des Knechts selber die Pferde füttere. „Was willst, was gibts? Du wirst auf müssen und füttern. Es hat schon bald fünf geschlagen und der Uli ist erst nach den Zweien heimgekommen und noch die Stiege herabgefallen, als er ins Gaden wollte. Es dünkte mich, du solltest erwachen, so hat er einen Lärm verführt. Er ist voll gewesen und wird jetzt nicht auf mögen, und es ist mir auch lieber, er gehe so gestürmt mit dem Lichte nicht in den Stall. — Es ist ein Elend heut zu Tag mit den Diensten, sagte der Bauer, während er Licht machte und sich anzog, man kann sie fast nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt sollte man Alles selbst machen und zu keiner Sache nichts sagen. Man ist nicht mehr Meister im Hause und kann nicht eben genug trappen, wenn man nicht Streit haben und verbrüllet seyn will. — Du kannst das aber nicht so geben lassen, sagte die Frau, das kömmt zu oft wieder, erst in der letzten Woche hat er zwei Mal gehudelt, hat ja Lohn eingezogen, ehe es Fasnacht war. Es ist mir nicht nur wegen dir, sondern auch wegen Uli. Wenn man ihm nichts sagt, so meint er, er habe das Recht dazu, und thut immer wüster. Und dann müssen wir uns doch ein Gewissen daraus machen, Meisterleut sind Meisterleut, und man mag sagen, was man will, auf die neue Mode; was die Diensten neben der Arbeit machen, gehe Niemand etwas an. Die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie in ihrem Hause dulden und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich. Dann ist mir noch wegen den Kindern. Du mußt ihn in's Stübli nehmen, wenn sie z'Morge gegessen haben, und ihm ein Kapitel lesen. — Es herrscht nämlich in vielen Bauernhäusern, und namentlich in solchen, die zum eigentlichen Bauernadel gehören, d. h. in solchen, wo der Besitzthum lange in der Familie sich fortgeerbt hat, daher Familiensitte sich festgesetzt, Familienehre entstanden ist, die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbaren Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. In stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemessenem Anstande bewegen sich um und in demselben dessen Bewohner und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menschen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib thun es gegen einander nie, daß es Andere hören; über Fehler von Dienstboten schweigen sie oft, oder machen gleichsam im Vorbeigehen eine Bemerkung, lassen bloß ein Wort, eine Andeutung fallen, daß es die Andern kaum merken. Wenn etwas Besonderes vorgefallen oder das Maaß voll geworden ist, so rufen sie den Sünder ins Stübli, und zwar so unvermerkt als möglich, oder suchen ihn bei einsamer Arbeit auf, und lesen ihm unter vier Augen ein Kapitel, wie man zu sagen pflegt, und dazu hat der Meister gewöhnlich sich recht vorbereitet. Er liest dieses Kapitel in vollkommener Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbste nicht, läßt ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren, stellt ihm die Folgen seines Thuns in Bezug auf sein zukünftig Schicksal vor. Und wenn der Meister fertig ist, so ist er zufrieden, und die Sache ist so weit abgethan, daß der Abkapitelte oder die Andern im Betragen des Meisters durchaus nichts spüren, weder Bitterkeit, noch Heftigkeit, noch etwas Anderes. Diese Kapitelten sind meist von guter Wirkung, wegen dem

Digitized by Google

Väterlichen, das darin vorherrscht; wegen der Ruhe, mit welcher sie gehalten werden; wegen der Schonung vor Andern. Von der Selbstbeherrschung und ruhigen Gemessenheit in solchen Häusern vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen. — Als der Meister im Stall fast fertig war, kam Uli auch nach, aber stillschweigend; sie sagten kein Wort zu einander. Als die Stimme aus der Küchethür zum Essen rief, ging der Meister alsbald zum Brunnentrog und wusch die Hände; aber Uli drehte noch lange, ehe er kam. Er wäre vielleicht gar nicht gekommen, wenn die Meisterin nicht eigenmündig ihm noch einmal gerufen hätte. — Er schämte sich, sein Gesicht zu zeigen, das braun, blau und blutig war. Er wußte nicht, daß es besser ist, sich vor einer Sache zu schämen, ehe man sie thut, als hinterher über eine Sache, wenn sie gethan ist: aber er sollte es erfahren. — Ueber Tisch fiel keine Bemerkung, keine Frage, welche ihn betroffen hätte, nicht einmal spöttische Gesichter durften die beiden Mägde machen, denn der Meister und die Meisterfrau machten ernsthafte. Als aber abgegessen war, die Mägde die Schüsseln hinaustrugen, und Uli, der zu letzt fertig war, die Ellbogen ab dem Tisch hob und die Kappe wieder auf den Kopf setzte, also gebetet hatte und auch hinaus wollte, sagte der Meister: „Kumm, los neuis (Etwas)," ging ins Stübli und machte hinter ihnen zu. Der Meister setzte sich oben zum Tischli, Uli blieb an der Thüre stehen und machte ein Schnabsgesicht, das sich gleich leicht in ein trotziges oder ein reumüthiges verwandeln ließ. — Uli war ein großer, schöner Bursche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit etwas auf seinem Gesichte, das nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, das ihn im nächsten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte aussehen lassen. — Hör, Uli, hod der Meister an ꝛc." In dieser Weise ist, völlig treu nach dem Leben, der ganze Roman geschrieben.

Uli hat sich unter andern auch mit einem Mädchen eingelassen, auf die leichtsinnigste Weise, sogar ohne Neigung. Hier deckt uns der Verfasser eine der traurigsten Seiten des Landlebens auf. „Uli gehörte unter die vielen, vielen Burschе, welche aus Großthuerei die leidige Sitte des Kiltganges treiben so früh möglich, welche dabei ohne Gewissensbisse, ich möchte fast sagen, ganz gedankenlos, alles treiben, was Lust und Gelegenheit ihnen darbieten; welche ohne Ahnung von Gefahr flattern um das Licht, wie die Fliegen, und auf eine, wenn man dieser Leute Gedankenlosigkeit nicht kennte, fast unglaubliche Art aufschrecken, wenn die nothwendigen natürlichen Folgen eintreten, wenn ein Mädchen sie der Vaterschaft beklagt; aufschrecken wie Menschen, die man mit verbundenen Augen an einen Abgrund geführt, ihnen die Binde erst abnimmt, wenn man sie hineinstößt. Bei ihnen wird nie Liebe sichtbar, so bald ein Mädchen sie anklagt; sie fliehen die Mädchen, mit welchen sie früher so zärtlich gethan, sie so oft zu Gast gehalten, nicht nur, sie hassen sie recht eigentlich. Und dieß wollen die Mädchen trotz tausendfaltiger Erfahrung nie begreifen, die Mädchen, welche mit ihrer lästerlichen Willfährigkeit, ja Zutäppigkeit sich Huld und Liebe zu erwerben und zu erhalten meinen."

Nicht minder wahr und abschreckend ist, was der Verfasser von dem auf dem Lande unter Verwandten herrschenden Neide und von den tausenderlei Gemeinheiten sagt, die aus der Vermischung alter, aber gutmüthiger Volksrobheit mit der Pfiffigkeit der Halbkultur entstanden sind; oder mit andern Worten aus der Einimpfung städtischer Moden und Laster auf das Landleben, und aus der Emancipation der Kinder vom Gehorsam gegen die Eltern, der Dienstboten von der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit. Unter andern findet sich hier auch eine gute Schilderung der Kleiderhoffahrt, die aus der Stadt aufs Land gezogen ist.

Je unbehaglicher so vieles in diesem Spiegelbilde der Wirklichkeit ist, um so erfreulicher ist es, daß der Dichter wenigstens auf einen heitern und befriedigenden Schluß bedacht gewesen ist, denn Uli wird durch seine kräftige Natur, durch gute Lehren, die er annimmt und endlich durch ein braves Mädchen, das er heirathet, vollständig gerettet und dem Glück in die Arme geführt.

Biographie.

Biographie des Herzogs Ferdinand von Württemberg, k. österreichischen Feldmarschalls. Von J. B. Schels. Wien, Braumüller und Seidl, 1841.

Die Lebensgeschichte eines durch seine persönlichen Eigenschaften, wie durch seine hohe Stellung ausgezeichneten Herrn, den neben seinen militärischen Verdiensten vornehmlich auch der Ruhm der Humanität und eines seltnen Wohlthätigkeitssinnes schmücke. Der Biograph theilt übrigens nur das Offizielle, hauptsächlich seiner militärischen Laufbahn mit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. September 1842.

Italienische Dichtkunst.

Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Krig. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Ein berühmtes Gedicht von der Gattung der sogenannten komischen Heldengedichte. Doch unterscheidet sich Tassoni von Ariost, Bojardo und Fortiguerra dadurch, daß er sich nicht in einer willkürlich geschaffenen Mährchenwelt bewegt, sondern wirkliche Geschichte, nur auf höchst burleske Weise, vorträgt. Dieß unterscheidet ihn auch von Blumauer, mit dem ihn der Herausgeber in mancher Beziehung vergleichen zu müssen glaubt. Blumauer travestirte den Homer und Virgil, indem er ihren Stoff beibehielt; Tassoni travestirt sie auch, aber an einem ganz andern Stoffe. Wirkliche Geschichte auf diese launige Weise aufzufassen, ist mehr werth, als wenn ein Dichter nur dem andern den Hohlspiegel vorhält. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf eine selbst in der tollsten Laune nie zu veräußernde Noblesse steht Tassoni unendlich höher, als unser erzgemeiner Blumauer. Doch mag uns die Wahl des geschichtlichen Stoffs nicht behagen. Wir sind gewohnt, den Kampf der Ghibellinen und Guelfen von seiner ernsten Seite aufzufassen und namentlich im Untergang der Hohenstaufen eins der erschütterntsten Trauerspiele zu sehen, was je über die Weltbühne gegangen. Und gerade in dieser tieftragischen Zeit spielt die Burleske Tassonis. Ihr Gegenstand ist die Gefangennehmung des liebenswürdigen König Enzio, des letzten Hohenstaufen, der sein ganzes ruhmvolles Geschlecht im Kerker zu überleben bestimmt war. Diese Personen und Ereignisse zur Farce herabgezogen zu sehen, thut dem deutschen Herzen weh. Doch der italienische Dichter hatte begreiflicherweise einen andern Standpunkt und das Ende der Hohenstaufen konnte ihn nicht rühren, wie einen Deutschen.

Der Inhalt des Gedichts ist kürzlich: Die Einwohner von Modena kämpften als Ghibellinen mit denen von Bologna, die bekanntlich eifrige Guelfen oder Papisten waren. Einmal liefen die ersteren im Verfolgen so hitzig den letzteren nach, daß sie in Bologna selbst eindrangen und, obgleich wieder zurückgeworfen, doch einen Eimer, den sie von einem Brunnen in der Stadt abrissen, als Beute mit hinweg führten. Dieß zog den Bolognesern unerträglichen Spott zu und um die Rückgabe des Eimers entspann sich nun ein mörderischer Krieg. Den Modenesern half Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Enzio, den Bolognesern der Papst. Dieser Krieg wird nun von Tassoni in achtzeiligen Stanzen besungen und wie es auf den ersten Blick scheint, unleidlich langweilig, da fast von nichts die Rede ist als von Ausmärschen und Schlachten und Einzelkämpfen. Doch treten uns aus diesem Gewühl viele gar komische Züge entgegen. Die antiken Götter übernehmen hier dieselbe Rolle, wie bei Homer, sehen vom Olymp herab dem Kampfe zu und mischen sich in denselben, indem sie der einen und andern Partei beistehen.

Auf Fama's Schwingen zum Olymp getragen,
Kam vor den König Zeus die Neuigkeit:
Italien sey mit Krieg und dessen Plagen
Um einen Eimer vom Geschick bedränt;
Zeus, dem die Menschen sehr am Herzen lagen,
Empfand darüber großes Herzeleid.
Und rief in seinem Reich mit Glockenschlägen
Die Götter des Homer, um Rath zu pflegen.

Maulthiergetragne Sänften, Staatskarossen,
Statt Rädern voll'nde Sterne eingesetzt,
Nebst prächtig aufgezäumten Sattelrossen
Verließen des Olympus Ställe jetzt.
In reichgestickten Livereien schlossen
(Das Gold und Silber war noch nie erschätzt)
Sich die Lakai'n an, ihre Herrlichkeiten,
Die Götter, nach Zeus' Hofhalt zu geleiten.

Digitized by Google

Erſt kam ein Phaethon und dieſen führte
Der Prinz von Delos, der drin aufrecht ſtand,
Weil er das braune Sechsgeſpann regierte,
Das ſchäumend brauſende, mit feſter Hand.
Er trug Hispaniás goldnes Vließ, ihn zierte
Ein Sammtbarett und ſcharlachnes Gewand,
Und vier und zwanzig Dirnen, ſchön und fein,
In Stiefeletten liefen hinterdrein.

Auf einem biſſnaner Zelter ritt
Pallas, die ſtolzen Augen hoch getragen,
Das Kleid, halb ſpaniſcher, halb griech'ſcher Schnitt,
War faſt bis zu den Knien herausgeſchlagen,
Und das geflocht'ne Haupthaar, das ſich mit
Geſchmeide miſchte, ſah man überragen,
Von eines Reiherbuſches mod'ſcher Pracht,
Am Sattel war der Säbel feſtgemacht.

Dann kam die Liebesgöttin mit zwei Wagen,
Die Grazien, ſie, Sohn Amor neben ihr
In einem, der, mit Purpur ausgeſchlagen,
Bedeckt war von des Goldes reichſter Zier.
Im zweiten ſaßen mit viel Seelsbehagen
Die Kämmerer, der Göttin Cavalier,
Des Kleinen Gouverneur, Geheimeräthe,
Zuſammt dem Ober-Mundkoch Herrn Paſtete.

Saturn, der alte katarrhal'ſche Mann,
Kam, weil des Tags er früh mediciniret,
In einer Portechaiſe langſam an,
Von deren Sitz ein Leibſtuhl iſt maskiret.
Auf einem Hengſt, der Sprünge machen kann,
Die ganz unglaublichen, war Mars montiret;
Auf ſeinem Hut ein rothes Federſtuz,
Küraß und Puffenbeinkleid all ſein Puz.

Als Platz genommen auf dem ſternbeſä'ten
Parquet des ſel'gen Reichs Areopag,
Verkündigten Zeus' Ankunft die Trompeten
Geſchmetter und der Pauken Wirbelſchlag;
Voran des Himmels Notabilitäten,
Der Hofſtaat und die Diener dieſen nach,
Mit ſeiner Keule Held Alcid zulezt,
Als Obriſter der Leibwacht vorgeſezt.

Er traf das Volk, zum offenkund'gen Zeichen,
Daß ihm der Wahnſinn noch den Kopf verbrebt,
Bald rechts bald links mit ſchweren Keulenſtreichen,
Wenn es des Königs Weg beengend ſteht.
Betrunk'nen Schweizern war er zu vergleichen,
Die mit unzientlicher Brutalität,
Dem Papſt voran, an hohen Kirchentagen
Hier einen Arm, dort einen Kopf zerſchlagen.

Mercurius kam mit einem Sack gegangen
Und ſeines Vaters Perſpectiv und Hut;
Der Sack verbarg die ſchriftlichen Verlangen
Der Sterblichen, um Ehre, Glück und Gut;
Und zwei geheime Sipungsſtühl' empfangen
Sie dann in Zeus' Gemächern; er geruht
Mit viel Behacht am Abend und am Morgen
Die Signatur perſönlich zu beſorgen.

Und ſo weiter. Auch die Kampfſcenen ſind zuweilen ſehr burlesk. Einen der genialſten Gedanken finden wir in folgenden Verſen des vierten Geſanges:

Er ſchlug den Bragbetton von Bibianelle,
Einſt röm'ſchen Hofmann — heut noch ſind zu leſen
Links unten an Montecavallos Schwelle
Des Namen eingegraben —; auserleſen
War dieſes Edlen treffliches Gefälle.
Recht wär's dem Tonnenbauchigen geweſen,
Hätte der Himmel ſein Gebet erhört
Und in Albanerwein das Meer verkehrt.

Der ſelb'ge Schlag, der durch den Wanſt ihm fuhr,
Durchſtieß auch den am Sattel häng'nden Schlauch.
Hin floß der Wein und hin das Blut; doch nur
Den Wein beklagt' er, nicht das Blut ſo auch.
Der flieh'nde Geiſt wandt' von des Blutes Spur
Zurück zum Weine ſich, nach altem Brauch,
Froh, aus dem ſchwamm'gen Körper fortgetrieben,
Den ſüßen Duft zu ſchlürfen nach Belieben.

Obgleich das Gedicht ungefähr zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und der furchtbaren katholiſchen Reaktion geſchrieben iſt, welche die Reformation in ihre Quelle zurücktreiben und mit allen ihren Folgen von der Erde verſchwinden machen ſollte; ſo ſpricht ſich der Dichter doch aufs ungezwungenſte auch über die Reſpektsperſonen der Kirche aus. Der Papſt ſchickt den Biſchof von Vienne als Nuntius den Bolognefern zu Hülfe. Von dieſem nun heißt es:

Als er nun von Vienne fortgeritten,
Geſchah es, daß ſein niederträcht'ges Pferd,
In einem Alpenſtubert' ausgeglitten,
Hinſtürzt und den Prälaten unbeſchwert
Zu unterſt und, nach ſchlechten Poſtgaulsſitten,
Sich ſelbſt zu oberſt auf den Reiter kehrt.
Der Nuntius kam zwar wieder auf die Beine,
Doch ausgefallen war der Schultern eine.

Nicht konnt' er unterwegs den Schaden flicken,
Und ſo kam er in einer Sänfte nach
Bologna, eben als ins Feld zu rücken
Erſchienen war der angeſezte Tag.

Digitized by Google

Den Sanft mußt' ihn mit dem Chorhemd ſchmücken;
Aufs Thor geſtiegen ſah er dann gemach
Den Ausmarſch und es deuchten ihm zur Ehre
Vor ſeinen Füßen ſich Panier' und Sperre,

Und mit der Hand ſeelenſeligem Bewegen
Gab er den Völkern im Vorüberziehn
Und ſo weit ausgeholt der Kirche Segen,
Daß dieſer meilenlang zu reichen ſchien.
Dieß ſehend, knieten bei den Kreuzesſchlägen
Die Streiter alle hin, indem ſie ſchrie'n:
„Der Papſt und Der, den er geſendet hat,
Sie leben, Kaiſer Friedrich pereat.“

Weil er, den rechten Arm noch in der Binde,
Den Segen mit der linken Hand geſpendet,
Schrieb man dem Papſte: Ghibellin'ſcher Sünde
Sey ſein Geſandter ſchmählich zugewendet ꝛc.

Eine der meiſterhafteſten Schilderungen iſt der Kampf der Winde um die Venus. Hierbei fällt der Dichter aus der immer etwas gemeinen Traveſtie (die uns die olympiſchen Götter in modernen Hokoſtümen zeigt) glücklicherweiſe heraus und nähert ſich dem echten kaſſiſchen Dichtergeiſte.

Geſpiegelt in dem Meer, deß Ebenheit
Das Fröhlichſt ſchmücket mit blitzenden Smaragden,
Sah man den Himmel das ſapphirne Kleid,
Die ew'ge Schönheit wolkenfrei betrachten;
Des Sturms Gewalt ſchien mit Behaglichkeit
Die Wellen für ein Ruhebett zu achten,
Zephyr' allein, ſäß flüſternd, hoben kaum
An Thetis' Kleid in Kräuſelwell'n den Saum.

Der Liebe Regung und Verlangen grüßen
Die Fahrt des Götterweibs von Ort zu Ort;
Die Meeresfläche ſchwillt empor, zu küſſen
Der Barke ſilberreich verzierten Bord;
Die liebeskranken Fiſch' und Ufer müſſen
Beneiden jetzt der Wellen kühlen Hort.
Die Ruder und das Segelwerk bedienen
In nackter Kinderſchönheit Amorinen.

Delphinenſchwärme ſind auf beiden Seiten
Geſellt Cytherens wonnereicher Fahrt,
Und Meerleu'n, gaukelnde, begleiten
Sie hold zu feſtlich frohem Tanz geſchaart.

Jetzt, als ſie nah den Mündungen der Tiber,
Erwacht der Süd in Libyens Wüſteneien,
Wo er gebeut; er wirft ſich ſauſend über
Die Ufer und ſtürmt in das Meer hinein.

Das Silberſegel hier erblickend trieb er
Gewohnten Uebermuth, es fiel ihm ein,
Zu ſehn, wer in dem ſchönen Schiffchen wäre,
Und ſieht, die Göttin ſey'n der dritten Sphäre.

„Halt ein,“ brüllt er, in Zorn und wüth'gem Neide
Losſtürmend auf den Weſt: „Halt ein, Du Wicht,
Sonſt ſag' ich Dich ins tiefſte Eingeweide
Der Erd' und nimmer kommſt du mehr ans Licht;
Der Tochter Zeus', des Höchſten, zum Geleite
Taugſt nimmer Du, mir überlaß die Pflicht,
Sorg Du der Schwalben Zug zu eskortiren,
Und daß im Mai die Eſel Liebe ſpüren.“

Der Weſt, ſo überfall'n, weiß, daß nicht gnüglich
Allein er kann dem Stärkern widerſtehn,
Und weckt in Eil den Bruder Nordwind klüglich,
Der noch im Schlaf lag auf den Alpenhöh'n;
Auf fährt wild zornig der, um unverzüglich
Hermiederbrauſend auf das Recht zu ſehn,
Stürmt Dächer weg, reißt Eichen aus dem Land,
Wirft himmelhoch des Meeres tiefſten Sand.

Der Süd, dem ſchon ein tobendes Gebrülle
Verkündiget, wie nah das Brüderpaar,
Schickt ſich zum Widerſtande, denn ſein Wille
Bleibt ungebeugt vom Drohen der Gefahr.
Er ſammelt ſeiner Kräfte ganze Fülle
Und raſ't von Libyen fort; denn ihm iſt klar,
Den Herrſcher Syriens, den Sirocco, müſſ' er
Eilin'n, dann ſey der Todtheit Sieg gewiſſer.

Raſch trifft Sirocco ein und nunmehr fallen
Sie auf dem Meer ſich an in grimmer Schlacht;
Die Luft, der Himmel trübt ſich, Wolken ballen
Sich dicht und ſchwer und hüll'n die Sonn' in Nacht,
Die Winde heul'n, mit grauſ'gem Widerhallen
Tost brandend am Geſtad der Wogen Macht;
Der Erderſchütterer Poſeidon ſchien
Im Kampf mit Zeus und Pluto ſich zu mühn.

Aus den geborſtnen Wolken Blitze ziſchen,
Und kreuzen flammend ſich am Firmament,
Die Erd' und Luft, das Feu'r und Waſſer miſchen
Chaotiſch ſich zu einem Element,
Des Donners fürchterlichem Roll'n inzwiſchen
Noch raſender der Winde Kampf entbrennt,
Den Himmel, der ihm drohet, zu beſtürmen,
Sieht man des Meeres Well'n ſich ſchäumend thürmen.

Das niedre Oſtia ſchon verdeckt vom Meere,
Trat aus den Well'n Cap Anzio empor;
Da hörte den Tumult, da ſah Cythere
Das Unheil angeregt vom Süd, dem Thor,

Digitized by Google

Und eilig, eh die Flucht unmöglich wäre,
Entfloh aus dem Gewühl der Nymphen Chor;
Voll Zorn ließ jetzt, frei von des Schleiers Hülle,
Sie sehn dem Himmel ihrer Schönheit Fülle.

Und zürnend in der Elemente Wüthen,
Hat schon beschwichtiget sie den Tumult,
Der Wetterwolken Nacht zerstreut: dem Frieden
Schuf sie mit einem ein'gen Blick der Huld;
Die Stürme, vor der Göttin zitternd, mieten
Zu ihrem Fuß in schweigender Geduld;
Doch nur den Südwind nahm sie auf das Korn
Und biß sich in den Finger scheu vor Zorn.

Die in diesen wenigen Proben enthaltenen anmuthigen Bilder rechtfertigen hinlänglich den Entschluß des Herrn Kriß, das Gedicht Tassonis zu übersetzen, und wir wünschen ihm viele theilnehmende Leser.

Geschichte.

1) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von Prof. W. Drumann. Fünfter Theil. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1841.

Dieser neue Band des großen und inhaltreichen Werkes umfaßt die drei Geschlechter der Pomponier, der Porcier und der Tullier. Da die Porcier zugleich die berühmten Catonen sind, so enthält also dieser Band die Geschichte des älteren und jüngeren Cato, und unter den Tulliern glänzt vor allen der berühmte Cicero, dessen ausführliche Lebensgeschichte mehr als zwei Drittheile dieses Bandes einnimmt.

Herr Drumann hat mit unermüdlichem Fleiße diese Biographien aus allen uns erhaltenen Quellen zusammengetragen und vergegenwärtigt uns die Männer und ihre Zeit dergestalt, daß wir oft eine unsrer ausführlichen Zeitungen oder moderne Memoiren in der Hand zu haben glauben, indem wir nicht nur die öffentlichen Reden und Handlungen, sondern auch die geheimen Verabredungen und Korrespondenzen kennen lernen. Auch erinnert in jenen alten Geschichten Vieles an unsre eigne Zeit. In der Katastrophe der römischen Welt zeigt sich in vieler Hinsicht etwas Vorbildliches für die moderne Welt. Wie jener große Cäsar der Napoleon seiner Zeit war, und Octavianus Augustus der Gründer der legitimen Despotie, so war in Cato von Utica auch die republikanische Opposition repräsentirt; Cicero aber ist das Vorbild aller Doctrinäre, die der Opposition das Spiel verderben, ohne den Despotismus dämmen zu können und deßhalb mit jener zuletzt immer diesem zum Opfer fallen. Die Geschichte Ciceros und Cäsars liefert den besten Kommentar zu den wichtigsten Begebenheiten auch unsrer Zeit. Es ist der Kampf der Rede mit der That, des Gedankens mit dem Willen, des Advokaten mit dem Krieger, der konstitutionellen Defensive mit der absolutistischen Offensive.

Man muß es daher beklagen, daß lehrreiche Werke dieser Art gewöhnlich, weil man sie für zu gelehrt hält, auch nur in die Hände der Gelehrten und nicht in die des politisirenden Publikums kommen, dem sie doch vor allem interessant seyn müßten. Wir glauben wenigstens unsern Theils darauf aufmerksam machen zu müssen, daß man sich über Ursprung und Wesen des Doctrinarismus nirgends besser Aufschluß holen kann, als in der Geschichte des alten redseligen Cicero.

2) Der zweite punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Von L. Freiherrn von Vincke. Berlin, Besser, 1841.

Als Vorarbeit zu einer ausführlicheren Geschichte des zweiten punischen Krieges. Der wahrscheinlich noch junge Verf. dringt mit viel Eifer und Scharfsinn in die karthagische Strategie ein und erörtert insbesondere die Frage, die schon oft die Kriegsgelehrten beschäftigt hat, warum Hannibal, nachdem er bei Canna gesiegt, sich nicht auf Rom selbst geworfen habe. Der Verf. glaubt die Antwort auf diese Frage im Charakter des Feldherrn selbst zu finden, der von dem einmal gefaßten Plane, sich erst in Unteritalien festzusetzen und Rom nicht eher als nach Hasdrubals Ankunft anzugreifen, nicht habe abgehen wollen.

3) Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Von Otto von Mirbach. Zwei Bände. Mitau, Lucas, 1841.

Mit seltnem Fleiß hat der Verf. die Alten studirt und ihr öffentliches, noch mehr aber ihr Privatleben in Briefen, die er aus den Zeiten Cäsars datirt, abgespiegelt. Er geht darin bald auf Kriege und Politik, bald auf Sitten und Moden ein und bemüht sich, möglichst alle Seiten des antiken Lebens zu beleuchten, womit er schon in vier früher erschienenen Bänden einen rühmlichen Anfang gemacht hat. Sein Werk reiht sich auf würdige Weise denen von Barthelemy, Böttiger ꝛc. an und erspart gewiß vielen Lesern, die vom Leben der Alten Kenntniß nehmen wollen, mühevollere Studien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. September 1842.

Reise.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. Mit steter Hinsicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Englischen von Dr. Gutteustein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

Obgleich der Verfasser hauptsächlich nur kurze statistische und topographische Skizzen an einander reiht, so gibt er doch auch manche anziehende Charakteristik des Volks und seines gegenwärtigen politischen Zustandes, und man mag dieses Buch neben den vielen andern, die in neuerer Zeit über Spanien erschienen sind (von Hailbronner, der Gräfin Hahn, Höfken ꝛc.), noch immer mit Interesse lesen.

Mit der Hauptstadt der spanischen Monarchie scheint unser Reisender am wenigsten zufrieden gewesen zu seyn. Während er den Bewohnern der Provinzen viel Gutes nachsagt, bemerkt er über die der Hauptstadt: „Madrid ist der Sitz des Verderbens jeder Art; alle Mißbräuche der Monarchie finden hier ihren Mittelpunkt; keine Sache ist so schlecht, kein Verbrechen so verabscheuungswerth, wofür man nicht hier einen Vertheidiger fände, in diesem Gemische von Charakteren, wo die Gewohnheit des Intrigirens und Ränkeschmiedens das eigenthümliche Gepräge der ganzen Gesellschaft bildet. Daher der Mangel an Offenheit, wo beständig von Wiederkeit die Rede ist, daher jene nichtssagenden Versicherungen, deren Lauterkeit bei näherer Prüfung sogleich verschwindet, daher jene schwache Sympathie mit dem übrigen Theil der Nation, von dem sie getrennt ist; sie scheint nur die Bevölkerung einer lydischen Oase zu bilden, unbekümmert um die Wirbelwinde, welche ganze Karavanen vor ihren Thoren niederwerfen und vernichten. — Den bei Weitem für Fremde zugänglichsten Theil der Gesellschaft bilden die Bewohner der Provinzen, welche nothwendige Geschäfte oder andere Ursachen zu einem temporären Aufenthalt in Madrid nöthigen und die ihre heimathlichen Sitten und Gewohnheiten gegen den Einfluß der Residenz bewahren. Im Gegensatz zu allen übrigen Ländern finden sich die besten Sitten nicht in der Hauptstadt, wo sie durch ihre Vermischung mit Fremden ganz entartet sind; die echten spanischen Sitten muß man auf dem Lande oder in den Provinzialstädten suchen. Das Charakteristische einer Person, welche lange in Madrid gelebt hat, entdeckt sich auf den ersten Blick. Das Streben der Gesellschaft geht darauf hinaus, alles Neue in der Mode und den geselligen Sitten einzuführen und mit Ausnahme des Prado und der Plaza de Toro findet sich wenig Spanisches in Madrid." S. 32.

Bei der Charakteristik des spanischen Volks überhaupt bestreit sich der Verf. besonders die maurischen, orientalischen Züge in den Sitten und in der Handlungsweise, wie im Physischen, nachzuweisen. „Der Nationalcharakter," sagt er S. 209, „ist in hohem Grade frei und offen; jedoch wenn man irgend ein Laster als das vorherrschende bezeichnen sollte, so ist es Betrug und Doppelzüngigkeit, die in einem ungewöhnlichen Grade sich vorfinden. Dieses ist ohne allen Zweifel orientalisch und geht vom Staatsoberhaupt abwärts. Wenn ein in Ungnade gefallener Minister eine letzte Audienz bei seinem Könige hat, so wird ihm in der Regel aus dem königlichen Munde eine Zigarre präsentirt, das höchste Zeichen der Herablassung und der guten Laune, wie das Ohrzupfen Napoleons; unmittelbar hierauf findet er, wenn er in seinen Wagen steigt, eine Suspensions- und Verbannungsordre nach einem entlegenen Orte: ein ganz orientalisches Verfahren. — Auf gleiche Weise kann man ein anderes vorherrschendes Laster bezeichnen — die Besiechung. So allgemein ist es, daß nichts, weder Gutes noch Schlimmes, ohne sie bewirkt werden kann, und es könnte scheinen, als erstrecke sie sich auf alle Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl ist der Nationalcharakter das

Digitized by Google

Gegentheil davon, denn wenn man die famose Routine der Gerichtshöfe und der öffentlichen Aemter bei Seite läßt, kann man unzählige Fälle finden, wo man den edelsten Beweisen von Uneigennützigkeit begegnet. Eine seltsame Modifikation von Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, findet sich in der Art, wie man Geschenke gibt. Um ihren Erfolg zu sichern, ist eine gewisse Delikatesse und Gewandtheit nothwendig und im Allgemeinen müssen sie so dargeboten werden, als wenn der Geber von dem andern es als eine Gunst verlangte, sie anzunehmen. Im Allgemeinen nimmt man diese Gaben, ohne dafür vielen Dank zu erstatten — eine Sonderbarkeit bei einem auf die Formen der guten Lebensart so aufmerksamen Volke. Die Ursache scheint in dem Gefühle zu liegen, daß das Geben bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Herkommens und eine Pflicht ist — eine ebenfalls aus dem Orient herübergekommene Maxime." — In Uebereinstimmung damit heißt es S. 238: „Viele der seltsamen Anomalien, welche dieses Land aufzuweisen hat, verdanken ihren Ursprung dem Bemühen, das Joch dem Nacken eines Volkes anzupassen, das, von Natur überaus ungeduldig, sich zwar leicht führen, aber in keiner Weise gern treiben läßt. In Folge dieser Umstände verstand man sich häufig zu einer Art von Vergleich und während man ihm den Genuß eines gewissen Grades von Freiheit einräumte, machte man Fortschritte in Zerstörung des Restes derselben. So kam es, daß bis zur französischen Invasion kein Volk, in einem gewissen Betrachte, einen größern Grad von Freiheit genoß, und weniger, was direkte Einmischung betrifft, von der Regierung abhing, als die Spanier. Die Abgaben waren im Allgemeinen niedrig, wenigstens drückten sie nicht fühlbar, da die Ausgaben großentheils durch das amerikanische Geld, welches durch seine höchst erwünschte Zirkulation die Maschine in steter Bewegung hielt, bestritten wurden. — Jede Provinzialhauptstadt war der Mittelpunkt eines Systems, das sich durch seine eigene Achse drehte, und von dem allgemeinen Feuerherde in Madrid, mit welchem sie bloß dem Namen nach in Verbindung stand, nur wenig Wärme erhielt. Die untergeordneten Theile dieses Systems trugen denselben Charakter und jeder Alcade war, wie es noch jetzt in hohem Grade der Fall ist, eine Art von getrennter, unabhängiger Behörde, kaum eine andere als seine eigene Jurisdiktion anerkennend und nur mit Mühe zum Gehorsam gegen höhere Befehle gebracht. Derselbe Geist der Unabhängigkeit ist noch auf andere Art thätig: wo offener Widerstand unausführbar oder unvermeidlich ist, ersinnt man einen sichern Weg, ihn indirekt ins Werk zu setzen, indem man die Befehle umgeht, hinausschiebt und im Detail dagegen ankämpft; eine Guerilla von Büreaubeamten ermüdet durch eine Reihenfolge unabsehbarer Antworten und Repliken endlich die obere Behörde oder lenkt ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt. Dieß ist die Lieblingsstütze, die durch das ganze Land herrscht. Vielleicht aus natürlicher Anlage hierzu, in Verbindung mit Gewohnheit und Erfahrung, trifft man wenige Männer im Staatsdienste, die ohne Talent sind, welches in manchen Fällen oft ganz außerordentlich ist. Dieses System gegenseitigen Beistandes und gegenseitiger Nachsicht bei vorkommenden Fällen ist so vollständig organisirt, daß es für jene, welche Geschäfte zu betreiben haben, nichts nutzt, wenn sie bloß die höchste Behörde gewinnen; sie müssen sich die Zustimmung eines jeden, bis zu dem Thürsteher herab, verschaffen, sonst wird sich ihnen irgend ein Hinderniß entgegen stellen und höchst wahrscheinlich ihren Plan zu nichte machen; es ist dieß eines der Hauptgebrechen der spanischen Verwaltung. Die Parteien, welche auf diese Art anscheinend in Harmonie und Eintracht handeln, sind öfters die bittersten und unversöhnlichsten Feinde, welche einander zu untergraben und zu vernichten suchen — ein ganz orientalischer Zustand der Dinge. Da die Oberen durchaus nicht geneigt waren, ihrer Macht, welche bei Anstellung einzelner Delegaten ihren Händen entschlüpft wäre, zu entsagen, so nahmen sie zu einem seltsamen Aushilfsmittel ihre Zuflucht, nämlich dem, durch Anstellung paralleler Behörden zu neutralisiren, indem sie statt der Einheit die Theilung zur Aufrechthaltung ihres Einflusses einführten. Dieses Geheimniß besteht darin, daß man Beamte von ganz entgegengesetzten Eigenschaften zusammenstellt, damit sie sich gegenseitig die Wage halten und dieß erstreckt sich auf alle Verwaltungszweige. Ein kühner, unerschrockener Offizier wird mit einem schwächlichen Feigling zusammengejocht, ein Verfahren, das dem gleichkommt, todte und lebendige Körper zu verbinden. Das Jugendliche und Veraltete, das Verdorbene und Reine, das Kühne und Unerschrockene neben dem Furchtsamen und Niedern sieht man in beständiger Berührung. Alle diese widerstrebenden Elemente sind so gegen einander abgewogen, daß beinahe die ganze Kraft der Maschine für die Reibung verwendet wird und das kleinste Versehen dabei dem Publikum zu statten kommt. Diese Ursachen werden zum Theil viele der seltsamen Erscheinungen des Freiheitskrieges erklären und manche sonst unauflösliche Frage beantworten."

Zu den orientalischen Charakterzügen der Spanier muß man auch ihren Haß gegen die Polizei rechnen. Dieses Institut nahm freilich bei ihnen den Charakter der Inquisition an oder trat an deren Stelle: „Das Polizeiwesen," sagt der Verf. S. 245, „ist in Spanien noch sehr jung und schreibt sich von der letzten Invasion

Digitized by Google

der Franzosen her, welche auch die ganze löbliche Anstalt des Spionenwesens sammt seinem verwerflichen Gefolge von Paris mitbrachten. Es ist für Spanien durchaus eine exotische Pflanze, denn nichts kann dem gediegenen Nationalcharakter und den spanischen Sitten und Bräuchen widerstrebender seyn. Selbst in denjenigen Perioden der Geschichte, wo die härteste Tyrannei herrschte, blieben sie davon befreit und sie waren die letzte Nation des Kontinents, welche ihren Nacken unter das abscheuliche Joch beugten, unter welches seit dem Mittelalter Europa gerathen ist und wovon England allein sich frei erhalten hat. Sie scheint dem Feudal- und Mönchsdespotismus der früheren finstern Zeiten gefolgt zu seyn, gleichsam um den Beweis zu liefern, daß die Tyrannei ein angebornes Laster des Menschen ist. Von der Feudalherrschaft unterscheidet sie sich dadurch, daß sie eine gemeine und niedere Tyrannei ist. Die Spanier zeigten sich gegen ihre Einführung so feindselig, daß sie laut die Inquisition statt derselben zurückwünschten. In der That war diese auch, so weit das Volk dabei zur Sprache kommt, ein viel geringeres Uebel und das heilige Tribunal hat in einem weit längeren Zeitraum nicht so viele Opfer gefordert und so sühlbare Unterdrückung geübt, als das Institut der Polizei, die in der That eine politische Inquisition ist, ein furchtbares unverantwortliches Gericht, vor das jeder zittern mußte, vorgeladen zu werden, und Niemand konnte zur Zeit der Calomarde ruhig zu Bette gehen, ohne die Besorgniß hegen zu müssen, in der Nacht beunruhigt zu werden." Allein abgesehen von dem politischen Terrorismus, den die Polizei in Spanien übte, ist es vielleicht mehr noch die friedliche Bestimmung derselben, Reinlichkeit, Gesundheitspflege und gute Ordnung im gemeinen Leben aufrecht zu erhalten, was sie den halborientalischen Südländern zuwider macht.

Ueber die Verwahrlosungen, die sich das spanische Volk in dieser Beziehung zu Schulden kommen läßt, enthält das vorliegende Werk manche sehr interessante Notiz. Zum Beispiel über das leichtsinnige Ruiniren aller Wälder S. 84: „Das Landvolk in fast allen Theilen von Spanien hat seit undenkbarer Zeit unaufhörlich einen barbarischen Vernichtungskrieg gegen die Waldungen geführt, der nach endlosen Verfügungen, Ermahnungen und Vorhersagung der Folgen mit nie rastender Thätigkeit bis in die gegenwartige Periode herabging und noch täglich fortwirkt. Die Hauptgründe scheinen auf der Vorstellung zu beruhen, daß das Land, zum Landbau oder zu Waiden verwendet, produktiver ist, ein dummes, verderbliches Vorurtheil in vielen Distrikten, so wie das andere eben so schlimme, daß die Bäume Vögel beherbergen, die das Getreide fressen. Da das Landvolk Herr der Ruraldistrikte ist und seine guten oder schlechten Plane ungestört verfolgt, so hat es die Gesetze ganz in seinen eigenen Händen und die von Zeit zu Zeit über diesen wichtigen Gegenstand erlassenen Beschlüsse werden nicht gelesen und noch viel weniger befolgt. Die Zerstörung der Walder hatte solche Fortschritte gemacht, daß sie die Aufmerksamkeit Philipps II. auf sich zog und strenge Befehle von diesem Monarchen zu ihrer Erhaltung erlassen wurden. Eine Sammlung von Dekreten und Forstgesetzen ist vorhanden, die vortrefflich sind und für den Zweck hinreichen; allein wegen der im Lande so allgemein herrschenden Gewohnheit, ihre Vollziehung zu umgehen, bleiben sie ohne Wirkung. In den Seedistrikten verhinderte das alte Gesetz, nach welchem der König von jedem Baume, den seine Offiziere zu irgend einem Zweck des Schiffbaues tauglich hielten, Eigenthümer war, vollständig die Anpflanzung von neuen. Die Abgeschmacktheit dieses Gesetzes wurde längst mit der größten Kühnheit von mehreren Schriftstellern, insbesondere von Cavanilles, dargethan, der seine Wirkungen in Valencia schildert, wo es, wie an andern Orten, von denen, die mit dem Vollzug beauftragt waren, zu einer Quelle von Bestechung und Wucher gemacht wurde. Es wurde von den Kortes abgeschafft, wieder angenommen, dann von Neuem kassirt! bis es in der neuesten Zeit in jenem glorreichen Zustande der Ungewißheit gelassen wurde, die zugleich die Freude und den Vortheil des gelehrten Standes, von dem diese schwierigen Streitfragen geschlichtet werden, auszumachen scheint. Die Urtheile fallen nun bald auf diese, bald auf jene Seite aus, „ma sempre bene," wie jene des venezianischen Tribunals. — Ich überzeugte mich von den praktischen Folgen des gegenwärtigen Gesetzzustandes. Der Direktor eines Mineraletablissements in der Sierra Morena hatte einen Strich wüstgelegenen und unproduktiven Gemeindelandes, das mit den schönen Gesträuchen dieser Gegend bedeckt, sonst aber ganz werthlos war, zur Verfügung erhalten; er ließ ihn reinigen und mit Kastanien und Eichen bepflanzen. Der Mann, der da, wo es am nöthigsten wäre, ein solches System einzuführen begann, hatte eine öffentliche Belohnung oder eine Ehrenauszeichnung erhalten sollen. Während ich bei ihm war, wurde ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, mit dem Ansinnen einer augenblicklichen Zahlung von etwa siebenhundert Gulden für Bäume, die dem Könige zugehört haben sollten und die er bei dem Reinigen des Grundes vernichtet hatte. Dieser Prozeß wurde, ohne daß der Betheiligte weiter bekannt war, eingeleitet, und die erste Weisung, die ihm zukam, bestand in dem Expediente der Forderung einer Geldsumme; aber es war hier keine andere Wahl, als sich entweder zu unterwerfen oder in einen hoffnungslosen

Digitized by Google

und kostspieligen Rechtsstreit einzulassen. Nicht ein einziger Real von diesem Gelde floß in den königlichen Schatz, sondern das Ganze wurde unter die Behörden, die Escribanos und andere, bis herab zu dem Ueberbringer der Weisung vertheilt. Würde man dagegen remonstriren, so würden sie zur Antwort geben, daß sie keinen andern Lebensunterhalt hätten, daß des Königs Beamte bezahlt und die Gesetze des Königreichs vollzogen werden müssen. — In vielen Distrikten sind die Einwohner ganz ohne Holz zu irgend einem Zweck, indeß das Land ringsum in einem Schrecken erregenden Zustande von Wildniß und Unfruchtbarkeit sich befindet. Dieß ist in verschiedenen Theilen von Castilien, Aragonien, Andalusien und Estremadura der Fall. In den Minendistrikten sind sie an vielen Orten genöthigt, die aromatischen Stauden zu verbrennen, die schnell aufgebraucht sind, jetzt schon selten zu werden anfangen und nur für einzelne Zwecke dienen, während das solidere Brennmaterial aus entfernten Punkten der Küste hergeschafft wird. In den Städten wird das Brennholz immer seltener und muß im Allgemeinen sehr weit hergeschafft werden. — Die Vermehrung der Bevölkerung wird durch ein System gehemmt, welches das zarte Kind oder den kranken Erwachsenen der Mittel beraubt, der strengen Winterkälte, die im größern Theil von Spanien herrscht, Widerstand zu leisten, und die nach einem brennenden Sommer sich um so fühlbarer macht."

Als ein zweites Beispiel, wie sehr Spanien noch in der Civilisation zurück ist, sey hier noch des Zustandes der Heilkunde gedacht (S. 151): „Der Zustand der Arzneiwissenschaft ist ein sehr betrübter; es mangelt für das Studium derselben an den nöthigen Hülfsmitteln und die alten schädlichen Gewohnheiten werden streng und starrköpfig beibehalten, daher die niedrige Stufe, auf der wir die spanische Medizin erblicken. Nur in der Hauptstadt und einigen größern Provinzialstädten, wo mehr Umgang mit Fremden stattfindet, hat sich ein Fortschreiten bemerklich gemacht. Da es unmöglich seyn würde, Gebühren zu erheben, so bezahlt in der Regel die Gemeinde die ärztlichen Bemühungen, zum Theil in Geld, zum Theil in Getreide, Gemüse, Kichererbsen (garbanzos) und andern Gegenständen. Hierzu kommt noch, daß die Aerzte von ihren Patienten Geschenke erhalten, und die Nachfolger des Aesklap kehren, gleich den Kapuzinern, mit Geflügel, Eier, Wein, Oel und andern Artikeln schwer beladen nach Hause. In einem Orte war, wie ich vorhin erwähnte, die einzige Person, welche Brod verkaufte, der Doktor, der aus dem Ueberflusse seiner Vorräthe die Bedürfnisse der Reisenden befriedigte. Die vakanten Stellen werden in den Zeitungen angekündigt und umständliche Nachrichten darüber gegeben. Zuweilen findet sich der Zusatz: „con obligacion de barberia," wo der Arzt dann das Recht hat, selbst zu rasiren oder einen Stellvertreter dafür zu halten, indem beide Beschäftigungen in diesem Lande unzertrennlich verbunden sind."

Zum Schluß machen wir noch auf die ausführliche Schilderung der geheimen Gesellschaften Spaniens aufmerksam S. 159. „Die geheimen Gesellschaften haben auf die spanischen Angelegenheiten seit der Revolution von 1820 einen Einfluß geübt, dessen Ausdehnung und Resultate noch nicht gehörig gewürdigt sind. Sie hatten nicht nur faktisch eine sehr große Gewalt, auf eine furchtbare Organisation gegründet, die sich tief in alle Theile der spanischen Monarchie eingewurzelt hatte, sondern sie schufen auch, was noch viel nachtheiliger war, außer dem Bereiche der Regierungen, der gesetzlichen Gewalten und selbst der Nationalrepräsentation, eine Angewöhnung und ein Bedürfniß verantwortungsfreier und verhüllter Aktion, welche dem Gesetz alle Kraft raubte, die öffentliche Macht desorganisirte und deren Werke gänzlich lähmte. Sie waren es, welche in die Regierung der Kortes jenes Prinzip der Auflösung, der Schwäche und der Unstätigkeit einführten, das ihr schon früh eine große Anzahl von Gemüthern entfremdete und sie auf den Zustand einer gewaltthätigen Minorität, eines bewaffnen und gelehrigen Werkzeuges der Faktionisten zurückbrachte. — Im Jahre 1820 gab es in Spanien nur eine einzige geheime Gesellschaft, nämlich die der Freimaurer, die aus heterogenen Elementen bestand. Unter ihren Mitgliedern gab es viele Wohlgesinnte, mit vernünftigen und unschuldigen Absichten, mit gemäßigten und nüchternen Meinungen; Andere aber hatten in den Schooß der Assoziation glühende Leidenschaften, einen Drang zu allgemeinem Umsturz, ehrgeizige Absichten, unausführbare Theorien gebracht. Die Ersteren sahen ihren Zweck erreicht, nachdem Ferdinand VII. die Konstitution anerkannt hatte und das Repräsentativsystem mit der Preßfreiheit, der Freiheit der Tribüne und der Publizität parlamentarischer Erörterungen hergestellt war. Dieß war aber für die ehrgeizigen und überspannten Gemüther noch nicht hinreichend: sie wollten, im Angesicht der Regierung, eine verborgene Staatsgewalt aufrecht erhalten, der Nationalrepräsentation gegenüber eine zügellose, unkontrolirte Tribüne, wo sich individueller Haß, Angeberei, Verläumdung, Uebertreibung demokratischer Lehren Bahn machten." Wir übergehen die Auseinandersetzung, wie auf diese Weise die Regierung der Kortes gelähmt und endlich gestürzt werden konnte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. September 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Diese Klänge aus den Bergen erfreuen wunderbar das Herz. Es ist etwas Niegehörtes, Fremdartiges, Neues in ihnen und doch sind sie wieder so deutsch heimathlich, daß sie uns ahnen lassen, wie viel Musik noch im deutschen Volke schlummert. Wie lange waren jene schönen Alpen stumm? Wann erklang ein neues Lied vom alten Ortles? Endlich ertönt das Gebirge von Morgenliedern einer neuen Zeit. Felsen, die seit Jahrhunderten stumme Zeugen des Getreibes in den Thälern waren, beginnen zu erklingen wie Memnons Säule in tief rührenden und ergreifenden Tönen. Seit Oswald von Wolkenstein erblindet auf dem hohen Bergschloß seiner Väter sein letztes Lied gesungen, war Tirol der deutschen Dichtkunst entfremdet. Nun rücken die Hochgebirge plötzlich in das Flachland der Poesie ein und behaupten ihre Rechte. Sollen wir diese Ergänzung unseres poetischen Reiches nicht mit Freuden begrüßen?

Es handelt sich hier in der That nicht von einem Dichter mehr zu tausenden, die wir schon haben, sondern von einem ganzen deutschen Lande und zwar von einem der schönsten, als dessen erster poetischer Vertreter Beda Weber in den Kreis der Sänger tritt. Tirol war seit dem großen Jahr 1809 oft der Gegenstand dichterischer Bewunderung und Begeisterung für die Norddeutschen. Land und Volk wurden immer mehr erkannt und geliebt. Aber der poetische Genius des Landes lag gleich einem Endymion, regungslos schlummernd in seiner Schönheit da und ließ sich nur von Andern liebend betrachten, anreden und anfingen. Jetzt auf einmal schlägt er das Auge auf und redet selbst und mit so schöner Stimme, daß keine Ueberraschung lieblicher gedacht werden kann.

Der Dichter gehört dem Orden der Benediktiner an und sein Kloster liegt in Passeyr, unfern vom alten Hause des Sandwirths Andreas Hofer und vom Stammschloß Tirol. Hier im Herzen des Landes war die Wiege wie des Helden, so des Sängers. Ein anmuthiger Zufall, der uns noch lebhafteres Interesse für den letztern einflößen muß, und von vorn herein eine Bürgschaft ist, daß uns in seinen Liedern das Tiroler Gemüth in seiner innersten Kerntiefe aufgeschlossen werden wird. Das Fremdartige aber, das in der Erscheinung des Mönches liegt, der in seiner ganzen mittelalterlichen Ehrwürdigkeit unter die poetischen Geheimenräthe und Hofräthe unseres Zeitalters tritt, dürfte den romantischen Eindruck seiner Dichtungen nur erhöhen.

Die meisten Lieder sind in der Stimmung eines Einsiedlers niedergeschrieben, eines frommen Beters, der von den schneigen Alpen emporblickt zum dort nähern Himmel, der von hoher Empfindung wie von Adlerschwingen des Johanneischen Geistes getragen den Segen spricht über das schöne Bergland unter ihm, der aber auch hinabsteigt zum wackern Volke, aus dem er hervorgegangen, der Leid und Freude und vor allem die patriotischen Gefühle und die Warme der Erinnerung an große Heldentage mit ihm theilt, und der endlich, berührt vom Geisteshauch der gebildeten Außenwelt und geglockt durch die süße Stimme der Weltlust, nicht Blicke des fanatischen Zornes gegen sie schleudert, sondern lächelnd mit abwehrender Hand sie nur begrüßt, um von ihr zu scheiden, und in der dunkeln Pforte des kleinen Klosters verschwindet. Gewiß eine seltene, großartige und zugleich höchst liebenswürdige Erscheinung, und ganz außergewöhnlich in der Geschichte der neuesten Poesie.

Hören wir, wie Beda Weber in dem größern Gedichte „Gott und Vaterland" den König der Tiroler Berge, den großen Ortler schildert.

Und Ortler, aus Granit gewoben,
Zur Gränzenhut emporgehobrn,
Ragt glorreich allen Nachbarn vor,
Und trägt aus frommem Hirtenthale
Des Dankes volle Opferschale
Zu deinem Thron, o Gott! empor.

Digitized by Google

In Schachten, wo dem Licht entzogen,
Aus Erzgeäder hingebogen,
Der Knappe mit dem Marmor ringt,
Und einwärts in das Mark der Berge,
Zum Fund geschmeidig wie ein Zwerge,
Ums tiefverborgne Kleinod dringt,

Wo strömend seines Laufes Siege
Der Strom in enger Felsenwiege,
Ein neugeborner Säugling lallt,
Und sprudelnd im gesteinten Becken,
Den Keim des Lebens aufzuwecken,
Mit heißer Fluth der Heilquell wallt;

Wo, feindlich ohne Port und Landung,
Das Menschenohr der Urwelt Brandung
Mit Sturmgeheul zu hören wähnt,
Und aus dem Schooß der Meereswogen,
Versteint ins Marmorbett gezogen,
Das Seethier seine Knochen dehnt;

Singt dir, o Lenker unserer Schlachten!
Was deine kühnsten Beter dachten,
Was je ein Herz für dich empfand,
Im donnerlauten Hochgesange
Mit Schwertertanz und Sichelklange
Das stahlbewehrte Vaterland.

Und dräber, wo aus dunkeln Hallen
Des Eisbergs junge Ströme fallen,
Und um den Sturz der Falte schifft,
Bestrahlt der Weihtag mild und heiter,
Im Festkranz edler Alpenkräuter
Die bräutlich schöne Bergestrift.

Der Widder trägt, die Heerde leitend,
Den Klang der Auffahrt rings verbreitend,
Ums Hörnerpaar den Blumenstrauß,
Und schnaubend grüßt mit Lustgebrülle
Das Rinderheer die Kräuterfülle
Und gießt sich auf die Jochhöhn aus.

Die thalentströmten Hirten schweben
Mit neubefeilten Frühlingsleben
Voll Kraft empor zum Leitentanz,
Und singen, wo die Bergmaus pfeifet,
Und Samenkost fürs Schneehuhn reifet
Am Wetterfels dein Preisgesang:

Dir jubeln wir, o Gott der Stärke!
Und preisen deine Wunderwerke
Auf sonnenheitrer Alpenflur,
Dir lodert, leichtbeschwingt und freier,
Vom höchsten Gipfel Siegesfeuer,
O großer Schöpfer der Natur!

Du fährst in dunkeln Ungewittern,
Wenn Donner rollen, Berge zittern,
Mit frischem Lebenshauch herab,
Und zeigest uns vom Regenbogen,
Mit Abendsonnenglanz umflogen,
Den väterlichen Hirtenstab.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um die Schönheit dieses Gedichts zu beweisen. In einem andern Gedicht „der Einsiedler" wird dem Alpengläuben im Abendroth die geistvollste Deutung gegeben:

Die Abendschimmer tanzen
Verglühnd im Dämmerschein
Wie Engelein und pflanzen
Die Ros' auf Gletscherreihn.

Die Ros' ist Liebesgrüßen
Verwandter Geistermacht,
Ein Lebensgramverfüßen
In dunkler Thalesnacht.

Die Ros' ist Liebekranken
Aus stillem Sonnenland
Mit lichten Duftgedanken
Ins Graun der Schlucht gespannt.

Die Ros' ist Liebesängeln
Der reinsten Gottesbuld,
Ein lindes Friedenszweigeln
Ins Grab der Sündenschuld.

Und all mein Blutesquellen
Vergißt den ird'schen Lauf,
Und sprudelt seine Wellen
Zum Rosenhain hinauf.

Und all mein süßes Denken
Verschwimmt im Rosenduft,
Um sich in Gott zu senken
Aus dieser kalten Luft.

Und all mein heißes Fühlen
Fährt aus der engen Brust,
In Flamm' und Gluth zu wühlen
Der ew'gen Rosenlust.

Am Schluß dieses schönen Gedichts wünscht der fromme Sänger, wie er von seiner Alpenhöhe niederblickt ins tiefe Land, alle dort Entschlummerten einst wecken zu können:

Und singt von weiten Büschen
Die Sterbenachtigall
Ins gift'ge Schlangenzischen
Zum letzten Sündenfall:

Digitized by Google

So brich aus dunkeln Räumen,
O Herz! im Sturm hervor,
Mit tausend Blüthenkeimen
Und schließ des Grabes Thor!

Und lock auf Leichenhügeln
Wie auf dem See ein Schwan,
Und brüt mit warmen Flügeln
Die Grabeseier an,

Daß alle Schalen springen,
Und jeder Keim erwacht,
Und tausend Leben singen,
Entstiegen alter Nacht;

Daß all das Sturmeswogen
Der blühn'den Lebensfluth,
An Gottes Herz gezogen,
Im Liebesmeere ruht!

Dann ist dein Klausnerleben
Entrückt der Einsamkeit
Und ew'gem Liebesstreben
Im großen All geweiht!

Den sinnstörenden Druckfehler im Text (kein Klausnerleben, statt dein Kl.) wird jeder Leser leicht selbst verbessern.

An die frommen Lieder schließen sich die patriotischen. Das „Tirolerlied 1809" jubelt hellauf:

Wohlan! so laßt uns aufwärts ziehen
Zu Höhn, wo alle edle Kräuter blühen,
Und wolkennah der Adler haust,
Wo seit der großen Schöpfung Tagen
Die Eisgebirge furchtbar ragen,
Und junge Fluth aus Klüften braust.

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimathgebirge
Stählt sich der deutsche Muth!

Laßt diesen Strom danieder brausen,
Daß Felsgestein und Föhren sausen
Dort unten ist er dann ein Knecht!
Die Freiheit muß der Mann verfechten,
Uns mag der düstre Wüthrich ächten,
Tiroler sind ein frei Geschlecht!

Empor zum höchsten Bergesgipfel,
Wo eine Fichte ohne Wipfel,
Die Zeugin steht aus alter Zeit!
Hier schließt den Kreis, o Landesbrüder!
Wie Donner roll' es krachend nieder
Und künd' es in die Runde weit:

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimathgebirge
Krönt uns die deutsche Treu!

Großartig und schön ist der Blick des Tirolers die Ströme hinunter, die von seinen Bergen fließen, alle getränkt mit seinem Blut in heiligen Freiheitskriegen:

So lang der Inn gen Osten fleußt,
Verbirgst du dich, Tirolergeist!
Du hast mit muth'gem Heldenwagen
Die freien Schlachten kühn geschlagen,
Die Nachwelt wird es Enkeln sagen:
„Hier klafft' das große Sklavengrab,
Von Felsen rann das Blut hinab!"

Um keines Ruhmes eiteln Tand
Zogst du hinaus, o Vaterland!
Getreu dem Stamme der Germanen,
Zur Zucht und Tugend deiner Ahnen
Trugst du voll Jubel deine Fahnen
Zum großen Tod ins Eisenfeld,
Und fielest für die beßre Welt!

Von diesen wolkennahen Höhn,
In ihrem Sturze furchtbar schön,
O Heimath! brausen Strahme nieder,
Die unversiegten Alpenbräuder,
Sie donnern laut und donnern wieder:
„Uns hat das kühne Alpenland
Dem Durst der Fremde ausgesandt!"

Dich grüßt zuerst mit Bardenklang,
O Passer! mein Triumphgesang.
Du magst dem Felsenthal entschießen
Und Schutt durch Weingefilde gießen,
So lang dein Strom wird südwärts fließen,
Erdnest du im Donnergang
Dem Helden Hofer Siegsgesang!

Und wo du, Drakus! tosend eilst,
Und schaurig durch den Thalgrund heulst,
Da winselt in den Mitternächten
Die Schaar von abgeschiednen Knechten,
Die du mit deiner starken Rechten,
Für deine Freiheit hochentbrannt,
Zerschmetterterest, o Vaterland!

Das Höchste ward dir selbst zu Theil,
Dir blüht des Glaubens Kraft und Heil!
Des Glaubens, der die Welt besieget,
Dem tiefsten Denker selbst genüget
Und mit dem Adler heimwärts flieget,
Du liebest deutsche Zucht und Treu,
Bist edwenkühn und fromm dabei.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Reise.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. Mit steter Hinsicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Englischen von Dr. Guttenstein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

(Schluß.)

Von größerem Interesse für die Gegenwart ist, was der Verfasser über die Gestaltung der geheimen Gesellschaften in der jüngsten Zeit sagt S. 162: „Als der Tod Ferdinands des Siebenten den Verbannten die Thore Spaniens wieder öffnete, sahen sie sogleich ein, daß wenn sie unter Begünstigung eines Nachfolgestreits auf dem Kampfplatze auftraten, sie dadurch vermeiden würden, einen beträchtlichen Theil der Nation in Besorgnisse zu versetzen, die noch stark gegen sie eingenommen war, und sie trafen daher ihre Einrichtungen so, daß es den Schein hatte, als handelten sie nur im Namen Isabellens der Zweiten. Unter diesen Umständen war der Gedanke, der sich den spanischen Gemüthern darbot, die noch in voller Erinnerung an die Freimaurerei und die Communera waren, der, zu geheimen Assoziationen ihre Zuflucht zu nehmen. Die alten Gesellschaften waren aber in Mißkredit gefallen, alle ihre Mitglieder waren bekannt und ihre Statuten waren öffentliches Geheimniß geworden. Man entschloß sich daher zu Errichtung einer neuen, den Bedürfnissen des Augenblicks angemessenern und die in gewisser Hinsicht den wirklichen Gesinnungen der vernünftigen Mehrheit des spanischen Volkes mehr entsprach. Das Programm der Assoziation der Comuneros lautete auf Begünstigung der Freiheit des Menschengeschlechts. Dieß war zu unbestimmt. Man nahm jetzt als Aushängeschild die Vertheidigung und Aufrechthaltung des Thrones Isabellens der Zweiten, als geheimen Zweck aber die Herstellung der Verfassung von 1812 an und die neue Gesellschaft bildete sich unter dem Namen der Isabellinos oder Wächter der Unschuld. Das „junge Spanien" hat sich zu Barcelona gebildet. Es ist thatiger und mehr praktisch revolutionär als die Isabellinos. Seine Chefs stehen in persönlicher Berührung mit den Männern, die während der zwei oder drei ersten Jahre der Julirevolution eine Rolle in Frankreich gespielt, diesen Einfluß aber als Hauptpersonen der republikanischen Partei durch verschiedene Ereignisse verloren hatten. — Neben dem jungen Spanien und den Isabellinos besteht die Gesellschaft der Sonnensöhne (los hijos del sol), eine fast ausschließlich militärische Gesellschaft. Sie ward im Jahre 1826 unter den von Amerika mit Rodil zurückgekommenen Offizieren gebildet. Ihre Existenz ist in Madrid nicht sehr bekannt; sie sucht die Soldaten für sich zu gewinnen und die höchsten Grade der Armee zu erringen. Die Generale Rodil, Camba, Espartero, Don Geronimo Valdez, Labera und Bedoya sind die bekanntesten ihrer Chefs. Rodil kommandirte bekanntlich eine lange Zeit in Navarra und Guipuzcoa. Iturriz wurde als Chef der hohen Templer (los sublimes templarios) angesehen, eine Gesellschaft, die sich eine etwas vollständigere Organisation, als die vorige, gegeben hatte, seit dem Sturze dieses Ministeriums aber fast aufgelöst ist. Sie hatte sich aus einer Abtheilung der alten Freimaurer gebildet. Diese Gesellschaft hat großen Theil an der Auflehnung der Junten gegen Toreno genommen. Die Carlisten hatten in Madrid ebenfalls geheime Gesellschaften, worunter die des Sterns und des Bürgengels gehörten, wovon einige Mitglieder sich selbst den liberalen Gesellschaften angeschlossen hatten, um sie zu verrathen oder zu Ausschweifungen anzutreiben und die den Impuls von Navarra aus erhielten. Uebrigens würde man sich eine sehr unrichtige Vorstellung von den gegenwärtig bestehenden geheimen Gesellschaften machen, wenn man glaubte, daß jede einen festen und bestimmten Zweck habe, sich in dem Kreise einer definitiven Organisation bewege und regelmäßige Versammlungen halte. Es findet in der Thätigkeit dieser geheimen Macht dieselbe Unordnung, wie bei der Staatsregierung, statt. Keine Gesellschaft hält periodische Versammlungen; die Mitglieder einer jeden sehen und besprechen sich bald in diesem, bald in einem andern Hause, je nach den Umständen, in größerer oder geringerer Zahl. Sie überlassen gemeiniglich den einflußreichen Personen der Partei, die an ihrer Spitze stehen und keck die Leitung der gemeinschaftlichen Bestrebungen übernehmen, viele Gewalt. Spanien selbst bietet in dieser Hinsicht eine fast ähnliche Erscheinung dar. Trotz der Schranken, welche die Konstitution auflegt, erlaubt sich darin das Ministerium um so größere Willkür, je liberaler es ist und jemehr es der Gunst seiner Partei vertraut, um sich über die Gesetze zu stellen. Die allgemeine Meinung schreibt den geheimen Gesellschaften einen großen Theil der Einwirkung bei den Vorfällen zu, welche Spanien im Laufe der letzten Jahre bei den mehrmaligen blutigen Unordnungen in Madrid, Barcelona, Zaragoza und Malaga in Gährung versetzt haben. Man hat vielleicht diesen Einfluß übertrieben, leider ist er aber mehr oder weniger ausgedehnt und findet allerdings nur zu eingreifend statt; und so lange er besteht, wird es in Spanien weder feste Haltung für die Männer, noch für die Dinge, noch für die Institutionen, noch für die Minister geben, die berufen sind, sie in Ausübung zu setzen und durch sie die öffentliche Ordnung, die individuelle Freiheit und die allgemeine Wohlfahrt herzustellen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. September 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

(Schluß.)

In einem gar schönen und rührenden Liede S. 38 besingt der Dichter eine traurige Scene aus dem Tirolerkriege von 1809. Ein junger Mann fiel im Kampf für das Vaterland; sein junges Weib starb aus Gram und ihr neugebornes Kind ihr nach. Ein Maler hat ihr Wiedersehen in einer einfach schönen Gruppe dargestellt und der Dichter den liebevollen Gedanken noch sicherer durch das Wort verewigt.

Oft auch gedenkt der Dichter längst vergangener Zeiten und ältester Erinnerungen des Landes. Viele edle Helden und auch die alten Sänger treten uns hier nahe. Vor allen der volksthümliche Herzog Friedrich und der ritterliche Minnesinger Oswald:

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Der Knabe schläft noch in der Wiege
Und träumet seinen Jugendtraum,
Es ist der Traum von Tod und Siege,
Im zarten Sprößling ragt der Baum.
So jauchzt dem Jüngling, Heimathsbrüder!
Im Jüngling lebet Oswald wieder!

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Die Sonnenwende ist gekommen,
Ihr Jünglinge! den Feis hinan!
Der Strahl im West hat aufgeglommen,
Und Mondenlicht beschreint die Bahn.

„Auf daß dein Geist uns hülfreich bleibe,
O Oswald! schlagen wir die Scheibe!"

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Held Oswald schwebt von Bergen nieder
Und schwingt des Landes Festpanier,
Er führt die Freischaar seiner Brüder
Ins Feld des Ruhmes für und für.
Wo Ritter Oswalds Fahnen fliegen,
Da mäht der Tod, da rauscht's von Siegen!

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Gefang erdönt um Südlands Hügel,
Er singt die selbstgefundne Bahn,
Begeistrung träufelt ihm vom Flügel,
Er schwebet königlich hinan.
Zur Siegesfeier hats gelungen,
Dein Oswald hat das Lied gesungen!

In vielen Liedern wird die Eigenthümlichkeit der Tiroler Bergnatur aufgefaßt:

Der Gemsbock spielt am Bergesquell
Und plätschert in der Fluth,
Und wäscht sich seine Aeuglein hell
Und stärkt sein junges Blut!

Wohlauf! mein scharfgezielter Schuß,
Durchstreife schnell den Wind,
Und berge mir dem Schützenkuß
Den Gemsbock, weich und lind!

Der Schuß entfährt mit lautem Knall,
Und saust ans theure Ziel,
Mit Jubel ruft's der Widerhall:
„Der junge Gemsbock fiel!"

Digitized by Google

So stürzt im grausen Wildgefecht,
Von meinem Schuß berührt,
Der trotzige Tyrannenknecht,
Der sich ins Land verirrt!

Das Wetterhorn hab' ich erreicht,
Ich athme Himmelsluft,
Und schwebe keck und federleicht
Durch Licht und Aetherduft.

In dem Liede von den Bergfichten S. 97 wird zum erstenmal von der Muse jenem wunderbaren Naturlaut gelauscht, den alle Tiroler so wohl kennen und an den sie die Erinnerung der Heimath knüpfen, „der süßesten Stimme des Heimwehs," jenem eigenthümlichen dem Schwanengesang ähnlichen Klingen der gefällten Bäume, wenn man sie von den Bergen hinabgleiten läßt in das Thal. Verfertiger von musikalischen Instrumenten wählen sogar nach diesem Naturton die besten Holzarten zu ihrem Gebrauch aus. — Aehnliches Heimweh weckt dem Tiroler der Anblick der Pfirsichblüthe, weil sie bei ihm unzertrennlich ist von der „Osterempfindung." Davon singt ein eignes Lied S. 100. Wieder andere Empfindungen, die der Dichter „eine Art von Schauer der kindlichen Gemüther" nennt, weckt dem Südtiroler die Mandelblüthe; was man wohl aus der symbolischen Bedeutung derselben im frühesten Heidenthum erklären muß. Der Dichter knüpft daran Frühlingsgefühle in der großartigsten Anwendung.

Die Blüthe findet frühlingstrunken
Ins Reich der Lieder sichre Bahn
Und glüht mit hellen Geistesfunken
Erfindungsreich den Dichter an.

Die kühnsten Donnerblüthen regnen
Im goldnen Strom vom Himmelsrand,
Die kecken Stürmer einzusegnen,
Als Schlachtenlied aufs Vaterland.

Hoch steht Kometenschweisgefieder,
Der Tod erwacht, es flammt der Muth,
Von allen Bergen zuckt es nieder,
Um jeden Sturzbach leckt die Gluth.

Und über bangem Todestönen
Hangt licht der Mandelblüthenstrauß,
Und singt in wollustheißen Tönen
Das alte Lied vom Eisentanz:

„Die Freiheit ist ja Göttergabe,
So lieb als Athem, Licht und Seyn,
„Der Jüngling, Mann und Greis am Stabe,
Sie setzen Blut und Leben ein."

Der Lufthauch selber ist gefügelt
Mit sichrem Tod ins Feindesherz,
Die Klausen hat der Sturm verriegelt,
In jedem Hohlweg sitzt der Schmerz;

Und helle Mandelblüthen flocken
Verklärt aus schwüler Pulverluft
Im kühnen Takt der Landsturmglocken
Und tanzen um die Heldengruft.

„Es klingt ja süß wie Orgelpfeifen
Ins treue Herz der Todesschuß,
„Und schmeckt aus stahlgeschliffnen Läufen
Wie Traum und Liebe, Braut und Kuß!"

Die Felsenzinnen zahlen wieder
Die Ehrenerbnung, eng und schmal,
Und strecken ihre Riesenglieder
Zermalmend in das Heimaththal.

Und über schuttbedeckten Leichen
Schifft hold der Mandelblüthenstrauß,
Und breitet zum Versöhnungszeichen
Die weiße Friedensfahne aus.

* * *

Die Seele steigt, des Stoffs entbunden,
Aufs weiße Mandelblüthenschiff,
Die That ist ihr ums Haupt gewunden,
Die Absicht führt den Steuergriff.

Sie schwebt, vom Schöpfungssturm gehoben,
Empor aus düstrer Grabesbau
Und läßt im Land der Sterne oben
Voll Innigkeit das Himmelsblau.

Die Sterne neigen ihre Kronen
Und huldigen mit Schneehellaut
Der Schifferin aus fremden Zonen
Als Gottes auserlesner Braut.

Die langgetrennte Flamme einet
Sich mit des Urlichts Kraft und Quell,
Die hohe Sonnenjungfrau scheinet
Im Kranz der Bräute ewig hell.

Wohl tausend Gottessonnen ringen
Im Tanze um das Brautgemach,
Und alle tausend Welten klingen
Den Schall der Hochzeitlieder nach.

Mehrere Gedichte geben Genrebilder aus dem Tiroler Leben, durchaus von ernster Art. So das rührende Lied S. 76 von dem Vater, der seinem Kinde den Sarg machen und es darin auf dem Rücken zum Kirchhof tragen

Digitized by Google

muß. So das liebliche Gedicht in Baldes süßestem Tone gesungen S. 22:

Säuste, labendes Lüftchen, durch die Bäume,
Schüttle Apfelblüthe der holden Jungfrau
Auf die Locken, welche heiliger Liebe
Priesterlich pflegen.

Jener edleren Liebe, die Gespielin
Ist der reinen himmlischen Unschuld Leben,
Athmet uns hehre, weibliche Anmuth,
Göttlichen Adel.

Präget, Lüftlingen furchtbar, auf die Stirn' ihr,
Und sie weiht mit Segen und Himmelswonne
Zur geliebten tugendlebenden Mutter
Lieblicher Kindlein!

Flüstre sanft um die Wang' ihr, küsse leise
Ihr die Thräne weg von dem blauen Auge,
Diese heißgeweinte heilige Thräne
Schmachtender Sehnsucht!

Ach! die Heimath da droben ist so ferne
Und im Busen schlummert ja nimmer deine
Rege Flamme, lodert heimathbegehrend,
Heilige Jungfrau!

Wird ja dämmern die große Morgenröthe,
Wenn die letzte Thräne dir träuft vom Auge,
Sieh! der Morgenstern glänzet schon hell am
Oestlichen Himmel!

Noch vieles ist in dieser Sammlung von eigenthümlich prophetischem Charakter, und Anderes, worin sich uns die geheimste Tiefe einer schönen Seele öffnet. Darüber kann die Kritik keine Rechenschaft geben, der Leser muß es selbst empfinden.

Von sich sagt der Dichter in einem Abschiedsgruß:

Jugendliche Träume schweben
Aus dem goldnen Hirtenleben,
Wo kein Sturm die Blüthe bricht,
Führen mich auf Wonneauen,
Wo die Pilger Hütten bauen:
Doch das Höchste ist es nicht!

Röthlich prangt die Pfirsichblüthe,
Schwebt auf munt'rer Mädchen Hüte,
Spielt ums sehnde Angesicht,
Minnelaut und Freude schallet,
Der gelobne Busen wallet;
Doch das Höchste ist es nicht!

Jeder Nerv im Leibe bebet,
Heitres Morgenroth umschwebet
Meine Bahn mit goldnem Licht,
Holde Scham und Liebe weben
Rosen um mein Frühlingsleben;
Doch das Höchste ist es nicht!

Festgegürtet um die Lenden,
Will ich Freud und Jugend spenden,
Herz! getrost und zittre nicht!
Nach dem Höchsten mußt du streben,
Nur Entsagung reißt das Leben,
Das des Sieges Palme bricht!

Soll mit fast'gen Lebensmarken
Hoch der Eiche Kraft erstarken,
Trotzt sie kühn dem Waldorkan;
Drum auf rauhen Dornenwegen
Suche kämpfend Gottessegen
Sirrb im Sturme bergekan!

Engel! schaut vom Sternenlande
Auf die losgesprengten Bande,
Auf den nackten Jüngling hin,
In der Blüthe zarter Jugend
Mit der strengen deutschen Tugend
Tret' ich auf den Kampfplatz hin!

Lebet wohl im Thal hienieden,
Lebensfreud' und Himmelsfrieden
Schwebt um eure Blüthenzelt!
Meine Abschiedszähre fließet,
Mit dem Hahnenschrei begrüßet
Mich der Kampf der Ewigkeit!

Aus dem, was wir der reichen Sammlung enthoben, wird man den Charakter dieser Dichtungen zu beurtheilen vermögen. Im Allgemeinen steht der Dichter der gemüthreichen oberdeutschen Schule, die man vorzugsweise die schwäbische nennt, am nächsten und darf als einer ihrer achtungswürdigsten Meister begrüßt werden. Faßt man seine Stellung als Mitglied eines geistlichen Ordens ins Auge, so kann man sich nicht verhehlen, daß er, zumal in den zarteren Empfindungen, oft mit dem liebenswürdigen Balde übereinstimmt; in welcher Beziehung diese beiden Dichter wohl einzig dastehen. Doch abgesehn von diesen geistigen Verwandtschaften ist die Gesangesweise unsres Tirolers nach Gegenstand und Form durchaus eigenthümlich und wir lernen in ihm einen Mann seines Volks kennen, der vor allen berufen war, seine Stimme zu führen in dem Kreise, in welchem die

Digitized by Google

deutschen Stämme sich durch ihre Sänger vertreten lassen. Er ist übrigens derselbe, dessen meisterhaftes Werk „das Land Tirol. Innsbruck, Wagner, 1839" schon vor drei Jahren (vergl. unsre Blätter von 1839, Nr. 101—3) die öffentliche Aufmerksamkeit auf den damals noch unbekannten Verfasser lenkte.

Romane.

1) Nacht und Morgen. Ein Roman von Sir E. L. Bulwer. Aus dem Engl. von Gustav Pfizer. Sieben Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1841.

2) Dasselbe übers. von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Aachen und Leipzig, 1841.

Dieser Roman ist mit derselben Lebendigkeit geschrieben, wie die früheren Romane Bulwers, nur ist er nicht original. Derselbe Dichter hat in seinem Clifford schon früher dieselbe Idee durchgeführt, und seitdem hat auch Dickens in Oliver Twist den nämlichen Grundgedanken ausgebeutet. Es handelt sich nämlich schon wieder von einem Waisenknaben, der von edler Geburt, aber um sein Erbe betrogen und ins Elend verstoßen ist, unter schlechte Gesellen geräth, an Verbrechen Theil nehmen muß und endlich so glücklich ist, das Geheimniß seiner Geburt und den Betrug aufzudecken. Auch Clifford geräth unter Räuber, auch Oliver Twist in ganz ähnlicher Lage unter die Diebsbanden Londons. Es ist im Grunde das Thema, das unser Schiller schon in den Räubern und noch früher Cervantes in seiner schönen Zigeunerin behandelt hat. Ein Kind vornehmer Eltern geht verloren oder wird durch boshafte Ränke aus dem elterlichen Hause verstoßen und plötzlich unter den Pöbel, unter Wilde, unter Bösewichter, kurz unter dämonische Gestalten versetzt, die mit seiner Unschuld, deren Abscheulichkeit mit seiner adeligen Physiognomie, deren Nacht mit seinem Licht recht grell kontrastiren. Ein gewiß natürliches, aus dem Leben gegriffenes, allgemein anwendbares poetisches Motiv, das aber vorzugsweise oft von englischen Dichtern benutzt worden ist. Die im englischen Adel eingeführte Primogenitur veranlaßt in der That zuweilen geheime Ränke der zurückgesetzten jüngeren Brüder gegen den Bevorzugten älteren oder dessen Descendenz, und das Privatleben bietet auch denselben Ursachen zuweilen dieselben Erscheinungen dar, wie die Geschichte großer Dynastien, in denen oft Bruder und Bruder, ja selbst zuweilen Vater und Sohn um den Besitz streiten. Solche Verhältnisse sind den englischen Dichtern weit geläufiger, als den unsern, und es ist nicht zu läugnen, daß ein großer poetischer Reiz darin liegt.

Bulwers Roman ist einfach angeordnet. Der Held desselben, Philipp, ist von einem reichen Oheim abhängig, muß eine zärtliche Leidenschaft vor ihm verbergen und vollzieht seine Heirath nur insgeheim. Der Herr Onkle stirbt und nun steht dem Glück Philipps nichts mehr im Wege. Er ist Erbe, er will seine Heirath öffentlich bekannt machen, seine Frau und seinen jungen Sohn im Triumph in die Welt einführen, bricht bei einem tollkühnen Ritt den Hals und obgleich er seinen eignen jüngern Bruder Robert zum Vertrauten gemacht hat, zieht es dieser doch vor, das reiche Erbe für sich zu behalten und Philipps gleichmaniger Sohn wächst als armer Bastard auf. Seine unglückliche Mutter gilt als eine Gefallene. Sie stirbt aus Gram und selbst die Aufschrift auf ihrem Grabe bezeichnet sie als eine Ehelose. Der Sohn geräth in die schwarze Gesellschaft von Spielern, Falschmünzern ꝛc., entdeckt aber zuletzt die ihn legitimirende Urkunde seines Vaters und gelangt zum Besitz des reichen Erbes. Indem er die Ehre seiner Mutter im Grabe herstellt, heirathet er selbst ein armes Mädchen, der er die Entdeckung der Urkunde verdankt, obgleich man ihm, nachdem er vornehm geworden ist, die Mißheirath abräth. Dieß ist ein schöner Charakterzug und solche Lichtpartien des Werks, wozu auch der edle Charakter von Roberts Sohn Arthur gehört, sind nothwendig, um einen Ersatz für die tiefen Schatten darzubieten. Es würde uns sonst in der Gesellschaft der Lasterhaften und jenes Auswurfs der Menschheit, dem die Dichter in den dunkeln Winkeln Londons so fleißig nachspüren, doch gar zu unheimlich werden.

3) Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz von Eugen Rispart. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1841.

Edles Judenthum, verfolgt von barbarischem Christenthum, ein Thema, das bei der zunehmenden Judificirung unsrer schönen Literatur immer häufiger behandelt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Oktober 1842.

Vermischte Schriften.

Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs, nicht-philologischen Inhalts. Hamburg, Perthes, 1842.

Wieder ein Nachlaß von Niebuhr, der manches Interessante darbietet. Bei Niebuhr findet man doch immer etwas, woran sich ein vernünftiger Mann erbauen kann; während man so viele nachgelassene Schriften, Correspondenzen und andere Sammelsurien sogenannter Coryphäen, womit der literarische Markt seit Jahren überschwemmt wird, nie ohne Mißtrauen in die Hand nehmen und nur selten ohne Mißbehagen aus der Hand legen kann, da der Inhalt meist auf Ostentation und Ausframung trivialster Eitelkeiten hinausläuft.

Den größern Theil des vorliegenden Bandes nehmen Circularbriefe aus Holland vom Jahr 1808 ein. Niebuhr war in dieser Unglückszeit preußischer Geschäftsträger in Amsterdam. Er richtete seine Briefe an Eltern und Freunde, die sich dieselben wechselseitig mittheilen mußten, daher der Name „Circularbriefe.“ Von Politik enthalten sie wenig und, wie es scheint, war Niebuhr hier in einem ähnlichen Falle, wie später in Rom, nämlich, obgleich Gesandter, doch nicht viel als solcher zu thun zu haben. In jener Zeit und an jenem Orte hatte das nichts auf sich; während es allerdings befremden muß, in Niebuhrs eigenen Briefen zu lesen, daß er auf dem wichtigen Posten in Rom sich jahrelang ohne Instruction befunden habe.

Die Schilderung Hollands und Deutschlands hat viel Anziehendes. Mit ungewöhnlicher Wärme spricht Niebuhr vom König Ludwig von Holland, den er tief bemitleidet, da er ihn fast immer leidend fand, doppelt gequält durch die Zudringlichkeit seines Bruders und durch den geheimen Haß der Holländer, denen er doch wahrhaft wohl wollte. Gewiß verdient König Ludwig diese ehrende Anerkennung seines Charakters; aber wir möchten den Holländern nicht vorwerfen, daß sie nicht gerne einen Franzosen als König im ehrwürdigen Stadthause von Amsterdam residiren sahen. Ein fremder Herr, und wenn er ein Engel wäre, bleibt ein fremder Herr, den sich gefallen lassen zu müssen für jede Nation ein Schimpf bleibt, und wenn auch ein Glück damit verbunden wäre. Nationalehre geht vor allem!

Niebuhr fand überhaupt wenig Gefallen an der Halsstarrigkeit der Holländer in politischen und kirchlichen Dingen. Er sagt S. 269: „An dieser politischen Verstocktheit, die alles beschönigt, was von der eigenen Faktion geschieht, und nie verzeiht, kommt keine Nation der holländischen gleich: und dieß gilt, mit unverminderter Heftigkeit, für Begebenheiten die vor Jahrhunderten vorfielen. Nennen Sie Oldenbarnevelts Tod einen Mord, verfluchen Sie den der de Wits: und ein echter Prinzmann fährt gegen Sie an als wären Sie der ärgste Jakobiner“ — Als eben so blind wird der Eifer der reformirten, d. h. der Calvinisten geschildert S. 289 ff.

Viele interessante Bemerkungen findet man eingestreut über Hollands Bevölkerung, Sitten, Tracht, Sprache; und über das Land, besonders über die Ufergegenden, Moore, Dünen ꝛc. Schade, daß der Verfasser diese zerstreuten Notizen nicht zu einem Ganzen übersichtlich geordnet hat.

Auf die holländischen Briefe folgen Aufsätze aus dem Preußischen Korrespondenten. Sie sind in den Jahren 1813 und 1814 geschrieben und athmen den Freiheitsgeist jener Zeit, wobei jedoch die Niebuhrn eigenthümliche Mäßigung charakteristisch hervortritt. Das für unsere Tage Beachtenswertheste darunter dürften seine Bemerkungen über die kirchlichen Verhältnisse Englands seyn, S. 347 ff. Er handelt darin hauptsächlich von der irländischen Frage und wirft sich zum warmen Vertheidiger der katholischen Emancipation auf. Dann aber geht er zu einer Betrachtung der anglikanischen Kirche über, von der er S. 367 sagt: „Die eigenthümliche Art, wie die Reformation in England ausgeführt ward, hat in der bischöflichen Kirche ungemein viel vortreffliches erhalten,

Digitized by Google

was in den lutherischen und calvinischen Kirchen leider zerstört ist. Wer in diesen den urältesten erhabenen Gottesdienst vermißt, und von Gefühl und Phantasie zu der römisch-katholischen hingezogen werden sollte, der würde, wenn er die brittische bischöfliche Kirche kennen lernte, alle seine Herzensbedürfnisse befriedigt finden, die auch den Kirchenvätern und der gesammten Urkirche gar nicht so wie die übrigen protestantischen entsagt hat. Aber neben erhaltenen Vorzügen der alten Zeit sind auch Mißbräuche der damaligen katholischen Kirche geblieben, von denen die andern protestantischen frei sind. Es ist eine alte Klage, daß mehrere Pfarren an einen einzigen Geistlichen verliehen werden, und dieser die einzelnen Kirchen von Vicarien besorgen läßt, die einen nur sehr spärlichen Antheil von seinen reichen Einkünften genießen. Diese Vernachlässigung der Landpfarren hat den Predigererfolg der Separatisten begünstigt, weil das brittische Volk nach dem Worte Gottes hungert und dürstet, und enthusiastische Layen es allerdings mit einer ganz andern Wärme predigen, als der blutarme, durch seine Armuth gebeugte, und von der Gnade seines geistlichen Patrons abhängige Vicar. Ohne Zweifel oft zum wahren Vortheil der Religion, denn, das Entstehen neuer, in ihren Lehren harmloser Sekten, und die Ausbreitung aufrichtiger Pietisterei, wie sie im Schooß einer herrschenden Kirche nicht wohl bestehen kann, zeugt von der Frömmigkeit einer Nation, und fördert sie: ja, wir wagen es zu behaupten, es ist ein unzweifelhaftes Zeichen, daß eine protestantische Kirche abgestorben ist, wenn keine fromme Sekten aus ihrem Schooß entstehen ꝛc."

Es folgen noch mehrere vermischte Aufsätze, über die Kosaken, über Sicilien, Nachrichten über den dänisch-ostindischen Handel unter Wilhelm Levels Verwaltung, über Irland, Memoire über den Krieg zwischen England und Frankreich vom Jahr 1806, über das französische Wahlgesetz von 1816, über die spanische Staatsschuld über städtische Verfassung ꝛc. Am interessantesten ist wohl das „Schreiben eines Protestanten an einen Katholiken" vom Jahr 1828, betreffend den Weffenbergischen Handel. Der Katholik, an welchen das Schreiben gerichtet ist, war antirömisch gesinnt und hing den Ideen einer deutschen Kirche an. Niebuhr, der Protestant, antwortet kopfschüttelnd: „Ist es vielleicht Ihre Meinung, daß die Trennung jenes Theils des katholischen Deutschlands vom römischen Stuhl schon als entschieden zu betrachten sey, und daß die in ihm zu bildende Kirche als der Kern einer germanischen anzusehen wäre, an die auch die Protestanten sich anschließen würden? Eine solche Vereinigung ist freilich auch unter den unsrigen von Einigen als Herstellung der seit der Reformation verlornen kirchlichen Einheit unsrer gespaltenen Nation gewünscht, und als möglich gedacht worden: es sind aber wohl nur sehr wenige bei uns, die diesen Gedanken mit Ernst erwogen und ihn dann anders als wie einen gutmüthigen Traum betrachtet hätten. Bei Ihnen kann das begreiflicherweise anders seyn. Der überzeugte Katholik kann die moralische und vollkommene Unmöglichkeit nicht begreifen, die den Protestanten an den Schranken seines Glaubens aufhalt sich den Lehren zu unterwerfen, die der katholischen Kirche eigen sind. Wohl aber fühlt er selbst den Druck einer, im Schooß einer fremden, weder frommen noch denkenden Nation, von Individuen derselben, ausgeübten absoluten geistlichen Monarchie, und in ihr mag er das Hinderniß sehen, welches den Protestanten im Grunde von der Rückkehr zu einer allgemeinen nationalen Vereinigung abhalte. Ohne von einzelnen Beispielen zu reden, erweckt das auffallende Zurückströmen der Gesinnung unter den Protestanten von einer den positiven Glauben auflösenden willkürlichen Theologie, bei denen, die den Zustand der Gemüther unter uns nicht kennen können, vollkommen grundlose Erwartungen einer weit andern Reaktion. Hierüber muß man sich offen erklären, und keine Täuschung durch Schweigen begünstigen. Wie es unter denen, die sich Freunde der Freiheit nennen, viele geben mag, die um den Preis einiger Formen alle wahre Freiheit blindlings aufopfern möchten, so kann es auch unter Protestanten, die dem gemeinen christlichen Glauben keineswegs fremd, aber nicht klar in sich sind, einige geben, die, besonders gehofften nationalen Vortheilen zu Liebe, sich zu einer nur scheinbar leiblichen Accommodation verstehen möchten. Von denen, die sich überhaupt nur dem Namen nach zu einer Kirche bekennen, sollte billig auf keiner Seite die Rede seyn. Fragt man aber nach denen, die in Wahrheit Protestanten sind, so ändert für sie das bischöfliche Fürstenthum oder das päpstliche Kaiserthum an der Sache nichts. Sie werden keinem ihre Freiheit opfern, und kein Befehl ihres Landesherrn, kein Gesetz, welches der Kirche ihres Staats eine andere Form gäbe, würde sie dazu bewegen. Ja vielmehr, die Grundsätze des Protestantismus äußern sich in der katholischen Kirche weit bedeutender, als die ganz einzelnen und schon ersterbenden Symptome entgegengesetzter Art unter uns, und eine neue durch Connivenzen und Nachgiebigkeiten zusammengesetzte Kirche würde nicht länger bestehen, als so viele Konstitutionen, die wir haben machen sehen, und entweder würde sie wieder zerfallen, oder die protestantischen Prinzipien würden in ihr herrschend werden und sie umgestalten. Wir sind aufrichtig genug, zu bekennen, daß uns diese Möglichkeit die mit Gewalt gehemmte und erstickte Reformation sich wieder über alle Zweige der Nation ausbreiten zu sehen, deren Natur sie angemessen ist, keineswegs mißfällig seyn würde: nur aber das Gute, was wir besitzen, zu wagen, um Andern es später mitzutheilen, wenn es gelingen

Digitized by Google

will, sind wir nicht keck und kosmopolitisch genug, und eine gute Handlung durch Doppelsinn, Erniedrigung und Aufopferung unserer Gefühle zu fördern, sind wir zu stolz und zu gewissenhaft. Zu geschweigen, daß nimmermehr eine protestantische Regierung sich zu einer solchen Vereinigung willig finden wird; und eine allgemeine deutsche Nationalassemblee, die hierüber beschlösse, stört gewiß Ew. pp. Ruhe so wenig wie die meinige als denkbar. — Der beste Weg, über faktische Möglichkeiten in der Zukunft klar zu sehen, ist, sie sich als verwirklicht mit ihren Folgen vorzustellen. So lassen Sie uns im katholischen Deutschland eine von Rom getrennte Kirche eingerichtet und ruhig bestehend denken, und diese lade die protestantische zur Vereinigung ein. Sie erlaube es sich, einem allgemeinen Konzilium vorzugreifen, und gebe den Protestanten alles frei, was zu Disciplinar- und liturgischen Sachen nur immer gerechnet werden kann: Gebrauch des Kelchs, Gottesdienst in deutscher Sprache (den sie allem Ansehen nach selbst annehmen würde) und Priesterehe. Ueber Glaubenslehren kann sie nicht transigiren: sie kann uns von der Transsubstantiation bis zur Anrufung der Heiligen auch nicht einen einzigen von den zwischen beiden Kirchen streitigen Lehrsätzen erlassen, ohne ihre eigene Autorität über die der katholischen Kirche zu setzen; wir aber können auch nicht über einen einzigen nachgeben, wenn wir auch noch so fern vom alten Grimm der Controverse, und noch so bereit sind, in vielem Einzelnen einen frommen und schönen Sinn anzuerkennen, der sich nur, weil man ihm eine allgemeine Form hat geben wollen, hat versteinern und entarten müssen. Denn nach unserer Ueberzeugung läßt sich eben das Geistige, welches noch bei vielen Individuen darüber athmet, in eine feste Form gar nicht binden; und wir denken, daß auch der Glaube und die Ansichten von der übersinnlichen Welt in sehr verschiedenen Zeiten sich seine äußere Gestalt verschieden bildet, soweit ihr nicht durch das ausdrückliche Wort der Offenbarung eine unwandelbare Gestalt gegeben ist. Ein Nationalkonzilium, welches über Glaubenslehren bestimmen wollte, ist nach katholischen Begriffen ein Unding, und nach protestantischen eine Usurpation: denn unsern gefeiertesten Kirchenlehrern haben wir nie eine wundervolle Erleuchtung zugeschrieben, wie Sie Andern es von Ihren allgemeinen Konzilien annehmen. Wir betrachten sie nur als Forscher, deren Prüfungen wir mit Ehrfurcht und Zutrauen als Belehrung vernehmen und auf diese Weise beherzigen sollen: eigene Ueberzeugung bleibt aber immer unser Recht und unsere Pflicht. — Und wie ungeheuer weit sind Sie im katholischen Deutschland davon entfernt, eine solche Kirche bilden zu können, die, von der römischen getrennt, den Protestanten einmüthig oder mit überwiegender Mehrheit auch nur solche Vergleichsworte zureden könnte, wie ich eben angenommen habe! Die Neigung der Landesherrn kann sie nicht hervorbringen: aber sie zu hindern würde sie hinreichend seyn. Ob sie Recht oder Unrecht daran thäten, ließe sich nur nach der Gestaltung der Umstände beantworten. Die Frage ist also nun, ob die katholische Geistlichkeit in Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover, gesetzt, daß ihre Fürsten die Hand zu einer katholischen Kirchenreinheit böten, welche von Rom aus als schismatisch verdammt werden würde, sich dazu, ich will nur sagen, einer hinreichenden Mehrheit nach, geneigt zeigen würde! Ich glaube, daß es Jedem, der sie kennt, nicht wahrscheinlich vorkommen wird. Die strengen Anhänger Roms, welche jede Entfernung vom heiligen Stuhl als Rebellion, und jede friedliche Annäherung gegen den Protestantismus als Schuldigmachung an Häresie betrachten, sind ohne allen Zweifel bei weitem zahlreicher, als die Andersdenkenden, und weit mächtiger im Volk. Ja sehr viele, die, einem milden und wohlwollenden Herzen Gehör gebend, in gewöhnlichen Zeiten nicht verdammen, und keinen Haß kennen, würden, aufgeregt, ihre Gesinnungen ändern."

Zu wie mannigfachen Betrachtungen geben diese im Jahr 1818 niedergeschriebenen Worte im Jahr 1842 Veranlassung. Wie viel hat sich seit vierundzwanzig Jahren geändert! Während man damals vor einem protestantischen Hinübergreifen ins katholische Gebiet Besorgniß hegte, hegt man sie jetzt umgekehrt vor einer Wiederkehr der Tage von Canossa. Aber eben deßhalb ist es von Interesse, Niebuhrs verjährte Meinung heute zu citiren. Besonders denen zu liebe, die nicht wissen, was sie wollen. Meisterhaft ist solgende Charakteristik des ganzlich entwaffneten Josephinismus unserer Tage: „Glauben Sie nicht, daß ich ohne schmerzliche Theilnahme den Katholiken sehe, der es bald ist, und nicht gesetzmäßig über die engen Grenzen gehen kann, die ihn einschließen. Es ist ein wahrer Jammer, zu sehen, wie solche Katholiken sich winden, und mit welchen Bebelsen und Surrogaten sie wirthschaften müssen, weil ihnen verwehrt ist, zu nehmen, was vor ihren Augen ausgebreitet da liegt: wenn sie heilige Handlungen und Feste deuten müssen, weil sie sie im unzweideutigen Sinn ihrer Kirche nicht annehmen und üben können; wenn sie anstatt der Bibel Luthers eine andere ohne Saft und Mark, statt der Gesänge Luthers, Paul Gerhards ꝛc. wässerige Psalmodieen gebrauchen müssen, und doch sträflich sind: wenn sie — o die Aufzählung dieses Elends wäre endlos! Und doch würde es unbillig seyn, dem Katholiken, der das Joch seines Gesetzes nicht tragen kann, keine andere Wahl, als den geraden Uebertritt zu uns gestatten zu wollen. Wer mit uns nur die Schrift als Autorität des Glaubens anerkennt, der handelt ohne Zweifel unrecht aus weltlichen Gründen,

Digitized by Google

die nur nachsichtig verziehen werden können, wenn er sich nicht ehrlich als Protestant bekennt. Aber es ist auch ein dritter kirchlicher Glauben möglich, weniger consequent und schwerer im System durchzuführen als Katholicismus und Protestantismus, doch aber mit nichten als ein Gemisch von Beiden verächtlich zu behandeln. Ich denke mir, daß nicht wenige Katholiken, deren Gefühl die Unfehlbarkeit der Konzilien eben so bestimmt, wie die der Päpste, verwirft, dennoch in Hinsicht der Lehre, wie der Disciplin der Tradition eine Bedeutung einräumen mögen, die wir läugnen. Diese würden schwerlich eine Doktrin aufstellen können, zu der sich jeder Einzelne Punkt für Punkt bekennte, der von ihrem Grundbegriff ausginge, wohl aber eine Formel, die den Geist ihres Glaubens ausdrückte, und dessen Bekenntniß hinreichen müßte, um den zu bezeichnen, der zu den ihrigen gehört, wie es das apostolische Symbolum für uns Protestanten thut, oder thun sollte. Daß es Katholiken gibt, die Hauptpunkte der von uns verworfenen Lehren nicht deswegen, weil sie von der Kirche formal anerkannt sind, und nicht im Umfang und nach dem Buchstaben des Systems, sondern mit subjektiver Ueberzeugung und unter Beschränkungen, die der eine weiter, der andere enger setzt, redlich und würdig glauben, wird leicht jeder im Kreise seiner Bekannten wissen. Zu uns können sie nicht treten, und eben so wenig in ihrer Kirche bleiben."

Alle diese Aeußerungen gereichen, wenn sie auch nicht darauf berechnet waren, zum Triumph der rein ultramontanen Partei und wir können daher, wie auch in jeder andern Beziehung, nur wünschen, Niebuhr möchte den Aufschwung, den diese Partei genommen hat, erlebt haben.

Reisehandbuch.

Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Coblenz, historisch-topographisch. Mit 1 Karte und 32 Kupfern. Coblenz, Hölscher, 1841.

Ein schönes Werk, als Ergänzung des „malerischen Deutschland" zu betrachten. Die reizendsten und interessantesten Land- und Ortschaften an der Mosel werden uns hier vorgestellt und in einem beschreibenden Text erläutert.

Die malerische Reise beginnt, mit Uebergehung der Moselanellen, in Metz. Von dieser weiland deutschen Reichsstadt, jetzt französischen Festung, erhalten wir eine Beschreibung und historische Skizze. Metz hat, wie Straßburg, unter französischer Herrschaft unendlich verloren. So lange es deutsche Reichsstadt war, hatte es 60,000 Einwohner, die sich der Reformation zuwandten, und nur deßhalb die Franzosen in ihre Thore einließen, weil sie wähnten, Frankreich werde den Protestantismus beschützen. Kaum war Metz von den Franzosen besetzt, so wurde der Protestantismus mit eiserner Härte ausgerottet, wurden 2 — 300 Häuser niedergerissen, um die Festungswerke anzulegen, wurden eine Menge fleißiger Hände durch Religions-, Polizei- und Steuerzwang zur Auswanderung genöthigt und die Bevölkerung auf 20,000 herabgedrückt. Erst in neuerer Zeit hat sie sich wieder erhoben. — Auf Metz folgt das im Mittelalter berühmte alte Diedenhoven (Thionville), jetzt ganz herabgekommen; dann das berühmte alte Römerdenkmal zu Igel, hierauf Saarburg und Trier. Trier wird als Hauptstadt des Moselgebiets auch mit größerer Ausführlichkeit besprochen. Es ist Schade, daß der Verfasser nicht mehr aus der Sittengeschichte Triers zur Römerzeit mitgetheilt hat. Salvianus schildert das damalige Trier als eine Stadt, in der sich gallische Frivolität ungefähr so aussprach, wie im heutigen Paris, und die Geschichte der Zerstörung dieser prachtvollen, aber furchtbar entsittlichten Capitale durch die Deutschen bietet ein erschütterndes Gemälde dar. Aus dem Ausonius, dem ältesten Sänger der Mosel, wird Einiges, doch wohl nicht genug, mitgetheilt.

Unter den folgenden Ortschaften an der untern Mosel bemerken wir Trittenheim, den Geburtsort des berühmten Abtes von Spanheim, das uralte Neumagen, die Burg Veldenz, von der ein hochberühmtes Grafengeschlecht abstammt, Cues, der Geburtsort des Cardinal Nicolaus von Cusa, Berncastel, Trarbach, Zell, die uralte Burg Arras, Beilstein, Cochern und die Winneburg, Schloß Elz, Ehrenburg, Turant und Alken, Coborn und andere ehrwürdige alte Burgen; endlich Winningen, das weinberühmte alte Vinetum, das vor Kurzem grausam überschwemmte Ley, das Dorf Metternich, eines alten Geschlechts Heimath, und Coblenz, die Prachtstadt am Einfluß der Mosel in den Rhein, mit der berühmten Veste Ehrenbreitstein.

Die Schicksale und Leiden des Mosellandes in den Kriegen zwischen dem deutschen Reich und Frankreich werden an jedem Orte berührt. Der seit den Römerzeiten im Moselthal einheimische Weinbau und die Aufzählung der vorzüglich von Bacchus gesegneten Orte gibt dazu ein heiteres Gegenbild. Volkssagen und Schilderungen eigenthümlicher Volkssitten vermissen wir. Die Herausgeber von Werken dieser Art sollten nicht bloß die Landschaft, sie sollten auch einigermaßen das Costüm im Auge haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. Oktober 1842.

Kriegswissenschaft.

Teutschlands Vertheidigung gegen den äußern Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen. Mit einer Tafel Abbildungen. Von einem Offizier ꝛc. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1842.

Mit Recht hält der Verfasser nur drei Kriegsgefahren, die uns bedroben könnten, für möglich oder erheblich, nämlich einen Krieg mit Frankreich, oder mit Rußland, oder mit diesen beiden Mächten zugleich.

Mit Recht drückt der Verf. sein Bedauern aus, daß wir als Sieger in den letzten großen Kriegen nicht unsre Westgrenze gegen Frankreich besser verwahrt haben. Wir konnten ihm Straßburg, Metz, Hüningen, wir konnten ihm ganz Elsaß und Lothringen, ja selbst Burgund wieder nehmen und dadurch unsre Grenze vollständig sichern, (abgesehen davon, daß es unser gutes Recht war, zurückzunehmen, was uns gehörte und was man uns früher auf die perfideste Weise geraubt hatte). Statt dessen haben wir geduldet, daß Frankreich auf deutschem Grund und Boden seine Bollwerke errichtet hat, daß der Deutsche selbst in Straßburg gegen Deutschland Schildwacht steht. Man darf nur an die frühere Kriegsgeschichte denken, ja man darf nur einen Blick auf die Landcharte werfen, um einzusehen, welchen ungeheuern Vortheil es den Franzosen bringt, daß sie, im Besitz von Lothringen und Elsaß, ihren Keil tief in unser Deutschland eingetrieben haben. „Lothringen, Elsaß, Hoch- und Niederburgund, einst köstliche Perlen in dem Diademe der teutschen Nation, jetzt durch die Gebirgszüge und Wälder, ihre natürlichen Positionen und Festungen, sowie durch ihre regsamen, kräftigen Bewohner gleich'am ein strategisches Bollwerk der Franzosen für ihre Kriegsoperationen, ragen in Form einer wohlverschanzten Halbinsel mit zwei, bei Lauterburg fast in einem rechten Winkel zusammenstoßenden Schenkeln in das Innere der von natürlichen und künstlichen Vertheidigungsanlagen sehr stiefmütterlich begabten teutschen Länder. Ihre Thore sind eben so geschickt den Eintritt zu verwehren, wie den stürmischen Ausfall nach Nord und Ost zu begünstigen und in weite Ferne zu verbreiten."

Um der Gefahr, die uns von dieser Seite nun beständig droht, zu begegnen, sollen zwei Festungen gebaut werden. Der Verf. glaubt aber nicht, daß dieß genügend sey und will noch weit mehr Punkte befestigt wissen, als Rastatt und Ulm. Die Vordemerkung bleibt aber immer, daß man sich in so ungeheure Unkosten nicht hätte zu setzen brauchen, wenn man in den Jahren 1814 und 1815 Lothringen und Elsaß wieder mit Deutschland vereinigt hätte. Dann wäre Straßburg eine Bundesfestung und man brauchte keinen Heller für Rastatt auszugeben.

Wie die Dinge nunmehr stehen, ist Deutschland nur am Niederrhein stark, am Oberrhein ganz unverhältnißmäßig schwach. Da Preußen, in Verbindung mit den Niederlanden und England im Stande ist, vom Niederrhein aus direkt und in ziemlicher Nähe auf Paris zu operiren, so ist wahrscheinlich, daß Frankreich auch dahin die ganze Stärke seiner Vertheidigung werfen muß. Allein die beste Vertheidigung für Frankreich bleibt unter allen Umständen eine kühne Offensive, eine Diversion im Rücken unsrer niederrheinischen Stellung. „Es liegt also klar am Tage, sagt der Verfasser S. 34, daß der Feind schon bei dem Beginnen seiner Offensive sich des rechten Rheinufers versichern, und da eine bloße Streifpartie hierzu nicht hinreichen kann, von dem Elsaß aus mit einem starken Armeekorps über den Rhein gehen wird, um durch sein Vordringen über Karlsruhe, über den Neckar und Darmstadt unser Heer zu überflügeln, und durch seinen Uebergang über den Main bei Frankfurt oder Hanau, so wie durch Besetzung der Leipziger, und wo möglich auch der Kasseler Straße dasselbe zum Verlassen des Rheins zu nöthigen, von seiner neuen Basis entweder ganz, oder doch theilweise zu trennen, und es

Digitized by Google

in die unwirthbaren Gebirge des Westerwaldes und des Sauerlandes zu werfen. — Um dieses zu verhindern, wird die Anlage einer neuen Bundesfeste innerhalb des badenschen Gebietes zur Vertheidigung des Vaterlandes unerläßlich erscheinen, und wenn die hiezu bestimmte Befestigung von Rastatt in dem erwähnten Umfange und für den angemessenen offensiven Wirkungskreis errichtet ist, so wäre der Rheinübergang eines feindlichen Heeres, welches die Stärke der Offensivmacht derselben nicht wenigstens dreimal überwiegt, zwecklos, indem mit Zurücklassung des nöthigen Beobachtungskorps sein Vorrücken in die linke Flanke des unsrigen gefährlich, die beabsichtigten Folgen aber ganz unmöglich gemacht werden würden. Mit weniger als 60 bis 70,000 Mann dürfte der Feind zu solchem Zwecke nicht über den Rhein kommen. Daß durch solche Zersplitterung seiner Kräfte schon unendlich viel für uns gewonnen wäre, liegt klar zu Tage; wir gewinnen aber durch die Offensivkraft unserer Feste noch überdieß einen Eintritt in das feindliche Land, indem sie den Rhein überschreiten, die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, Landau entsetzen, oder, wenn es schon genommen wäre, wenigstens blokiren, und den rechten Flügel des feindlichen Heeres von seiner Basis gänzlich abschneiden wird. Sollten aber die Franzosen unserer Feste gegenüber solche Anlagen bereitet haben, welche unseren Uebergang hier unthunlich machen, und unsere Offensive in das feindliche Land hindern, so ist ihre defensive Wirksamkeit, weil sie den Feind an der Quelle seiner Offensiv-Operationen zu lähmenden Vertheidigungsanstalten nöthigt, groß genug, um ihre hohe Wichtigkeit klar erkennen zu lassen."

Der Verfasser sieht aber noch weitere Ergänzungen dieses Systems „in der Errichtung der vorgeschlagenen Festung des Hundsrücks, außer der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung für eine Offensivmacht von etwa 3000 Mann, in der Wiederherstellung der ehemaligen Feste Rheinfels, um zwischen Mainz und Koblenz zum Zwecke einer wieder aufzunehmenden Offensive einen schicklichen Uebergangspunkt über den Rhein und eine nahe Verbindung mit dem Hundsrück und jener Festung zu behaupten, in einer Befestigung von Sachsenhausen bei Frankfurt zu mehrerer Stärkung des linken Flügels gegen den Andrang einer die Offensivmacht von Rastatt unverhältnißmäßig überwiegenden Heeresmacht, und endlich in Verschanzung der Thalengen von Wertheim an der Kinzig und hinter Marburg zur Behauptung der Leipziger und Kasseler Straße."

Rastatt hätte aber nicht nur der rechten Flanke unsrer Stellung Dienste zu leisten, sondern auch der linken. Südwärts von Rastatt ist unsre Grenze völlig bloßgestellt und da der Feind Rastatt umgehn und von der Schweiz her kommen kann, so ist klar, daß auf dieser Seite noch sehr viel Hülfe Noth thut. „Betrachten wir nun von dieser Basis aus die geographische Lage unseres großen Hauptstützpunktes Rastatt, von hier aus die durch den Lauf des Rheins bezeichnete Grenze des feindlichen Landes bis zu dem Punkte, wo bei Basel eine neue Grenze, nämlich die schweizer'sche, hinzutritt, und mit einem spitzen Winkel sich das Vaterland in einer tiefen Ausbiegung endigt, welche der Vertheidigung um so größere Schwierigkeiten darbietet, als die natürliche Operationslinie des Feindes sich nahe an dem Winkelpunkte, eine Abweichung derselben sogar in dem Winkelpunkte selbst eröffnet; so finden wir hier eine dreieckartige Gestaltung, welche abgesehen von den Vortheilen, die im Inneren derselben der Schwarzwald und die Richtung des Laufes der Donau allerdings gewähren, den großen Nachtheil hat, daß ihre Südseite wegen der Schwäche der sie begrenzenden Schweiz in Beziehung auf die Behauptung ihrer Neutralität keine Sicherheit darbietet. Hierauf müssen sich naturgemäß nun die Anordnungen unserer Vertheidigung gründen, und es erscheinen neben den für dieselben berührten Lichtpunkten die überwiegenden Schattenpunkte, daß 1) der Feind an vielen Stellen seiner Grenze zu beiden Seiten der natürlichen Operationslinie über den Strom gehen und uns angreifen — und 2) um die uns zu Gebote stehenden Vortheile zu umgehen, entweder mit oder ohne Erlaubniß der eidgenössischen Regierung durch die Schweiz vordringen kann, um in der Nähe des Bodensees, wo das schweizer'sche Gebiet auf die teutsche Rheinseite sich erstreckt, der Fluß also keine Sicherheit gewährende Grenze bezeichnet, denselben zu überschreiten. — Wir bedürfen also der künstlichen Befestigung zweier Seiten unseres schwachen Dreiecks, da der Hauptstützpunkt Rastatt, und wenn er auch groß genug wäre, ein jederzeit schlagfertiges Heer von fünfzig tausend Mann zu entdalten, als Flankenstellung noch lange nicht hinreichend seyn würde, dasselbe in allen seinen Theilen zu schützen. Solche Befestigung würde gegen die Westseite aus kleinen, aber für Offensivkräfte sich eignenden, Festungen, welche den Hauptübergangspunkten Straßburg, Neubreisach und Hüningen gegenüber anzulegen wären, und durch Verschanzung derjenigen Gebirgspasse des Schwarzwaldes, welche unserem Heere zum Vortheile dienen, so wie durch Uebergangbarmachung derer, die nur dem Feinde nützen können, — zum rückwärtigen Stützpunkte des Heeres, so wie zur Verwahrung der Südseite aber in einer starken, hinter dem Schwarzwalde gelegenen, mit doppelseitig verschanztem Lager verbundenen Festung bestehen, welche in der natürlichen Operationslinie des Feindes gelegen zu einem wichtigen Zwischenpunkte nach unserer Basis diene, und das Heer aufnähme, wenn es durch Uebermacht gedrängt, sich hinter den Schwarzwald zurückzuziehen genöthigt

Digitized by Google

wäre. Gegen die Schweiz halten wir unsere Lagerverschanzung, weil das darin stehende Heer dem in der Nähe des Bodensees über den Rhein gehenden, und gegen Ulm und Bayern operirenden Feinde gefährlich im Rücken stehen würde, vorerst für zureichend. Träte aber der Fall ein, daß die Republik weder Kraft noch guten Willen zeige, ihre Neutralität nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu behaupten; so müssen wir auf das schleunigste uns Basel, Schaffhausen und aller übrigen Punkte am Rhein und Bodensee, von welchen her unsere Flanke bedroht werden könnte, versichern, oder mit einem abgesonderten Armeekorps in das Innere des Landes selbst eindringen, und die eidgenössische Regierung kann solche zu unserer Sicherheit nöthigen Maßregeln uns um so weniger verargen, wenn wir unser Heer an den Grenzen unseres Bodens in gleicher Linie mit ihrer allenfallsigen eigenen Vertheidigung gegen Frankreich, oder doch nur wenig rückwärts bei unserer Oberdonauefte und nicht 20 Meilen von ersterer, etwa bei Ulm, aufgestellt haben. — Wir glauben, daß um dem Feinde, welchen Weg er auch einschlüge, mit Vortheil zu begegnen, unsere befestigte Stellung etwas östlich von Donaueschingen und nördlich von Stockach auf badenschem oder württembergischem Gebiete zu wählen sey: zwischen Geisingen und Hausen, unterhalb Friedingen an der Donau (etwa in Tuttlingen, wo sich die Straßen von Rottweil, Donaueschingen, Schaffhausen, Stockach, Möskirch und Mühlheim vereinigen, oder auf einer der von dem Flusse bei Friedingen und Mühlheim gebildeten Buchten, wohin die meisten dieser Straßen bequem verlegt werden könnten) oder vielleicht noch besser auf dem nahen Scheitel des Hochrückens, welcher den Schwarzwald mit den Allgauer und Vorarlbergischen Alpen verbindet, von Herreneck an bis jenseits Liptingen, und jedenfalls zugleich da, wo sie für den Fall, daß unser Heer vor dem Schwarzwalde geschlagen würde, oder bei einem unvorhergesehenen feindlichen Ueberfalle nicht so weit herankommen könnte, so wie für den andern Fall, daß nämlich der Feind durch die Schweiz marschire, um in der Nähe des Bodensees den Rhein zu überschreiten, den Stützpunkt eines vortheilhaft gelegenen doppelseitigen verschanzten Lagers darbieten könnte."

Die Grundidee der Vertheidigung des Oberrheins wird hieraus klar. Noch tiefer ins Einzelne können wir hier nicht eingehen. Unsere östlichen Grenzen gegen Rußland findet der Verfasser in weit günstigerer Lage. Zwar hat auch auf dieser Seite der Nachbar einen tiefen Keil zwischen unsere Länder eingetrieben und von Polen aus kann eine russische Armee sowohl Ostpreußen als Gallizien im Rücken fassen. Allein sowohl die Oder als die untere Weichsel sind besser befestigt, als der Oberrhein; die russischen Heere sind den preußischen und österreichischen nicht gewachsen und endlich wäre Polen selbst das beschwerlichste Hinderniß für die russischen Operationen. Also könnte uns Rußland nur dann gefährlich werden, wenn es zu gleicher Zeit mit Frankreich auf uns drückte.

Einem kombinirten Vertheidigungssystem würden, wie der Verfasser weiter auseinandersetzt, Eisenbahnen den wesentlichsten Vorschub leisten. Er wünscht, daß die Hauptbahnen vor allem dem strategischen Bedürfniß des deutschen Bundes entsprechen möchten.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von K. F. H. Straß (Otto von Deppen). Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der Dichter hat einen leichten und gefälligen Versbau und einen heitern Muth.

Noch ist nicht verklungen
Jedes Liedes Lust,
Manches wird gesungen
Noch aus voller Brust!

Wenn die Lerchen steigen
In des Lenzes Luft,
Wenn sich Rosen neigen
Süß in Balsam-Duft!

Wenn die Stürme brausen
Durch den düstern Wald,
Wenn die Wogen sausen
An der Nordsee kalt!

Wenn die Weste fächeln
Im Orangen-Hain,
Holde Mädchen lächeln,
Hell mir blinkt der Wein!

Wenn es gilt zu singen
Für der Menschheit Glück,
Wahrheit zu erringen,
Bleib' ich nicht zurück.

Ob auch grau die Haare,
Jung noch ist der Sinn,
Und bis spät zur Bahre
Sing' ich jubelnd hin!

Uebrigens nimmt es der Dichter nicht allzugenau und fällt zuweilen in die Töne Anderer, z. B. S. 176:

Was todt mir im Busen,
Was hebt ihn empor? ꝛc.

Digitized by Google

oder Seite 210:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie ꝛc.

Häufig sind auch die poetischen Motive, wenn auch fast durchgängig fröhlich und heiter, doch von gar zu gewöhnlicher Art, z. B. S. 177:

Was wär' wohl dieser Erdball hier,
Wenn man ihm nähm' die Mädchen-Zier?
Ein Garten ohne Blumen-Glanz,
Ein duftlos dürrer Blätter-Kranz,
Denn ohne die Mädchen im irdischen Land
Fehlt jeglicher Freude das Zauber-Gewand! ꝛc.

oder Seite 162:

Vor allen den Tänzen mit Hüpfen und Schweben,
Da will ich den Cotillon preisend erheben,
Den Cotillon, wechselnd in bunter Gestalt,
Mit seiner so magischen, holden Gewalt! ꝛc.

In dieser ordinären Weise sind denn auch einige loyale Lieder gesungen, an denen die Poesie verzweifelt wenig Antheil hat, z. B. S. 154:

Vor allen Formen im Regieren,
Da lob' ich mir die Monarchie,
Wie auch die Leute raisonniren
Im Dünkel der Philosophie! ꝛc.

Dagegen bewährt der Verfasser eine wackere Gesinnung als Patriot. Wenn er den Holländern (S. 337) zuruft:

Wollt Ihr uns das Wasser rauben?
Nein, fürwahr, das sollt Ihr nicht!
Ist auch groß die deutsche Langmuth,
Kommt die Zeit doch, wo sie bricht.
Frei soll rauschen unser Rhein,
Frei in's deutsche Meer hinein!

Nicht mehr bloß bei leeren Worten
Führt man uns an Gängel-Band! ꝛc.

So muß man freilich lächeln, denn wo haben wir denn irgend eine Kraftanstrengung gemacht, die uns zu einer solchen Rodomontade berechtigte und wo haben die Holländer die geringste Besorgniß blicken lassen, daß wir uns nicht künftig wie bisher mit leeren Worten begnügen würden. Dessen ungeachtet aber muß man die patriotische Entrüstung des Dichters loben. In schlichter und treuherziger Weise sagt er manche goldene Wahrheit, z. B. S. 22:

Nicht nach Ost und nicht nach Nord
Wende Dich, o Preußen, fort:
Doch den Süden und den West
Halte stets im Auge fest.
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Nicht in Rußlands kalten Gau'n
Ist Dein wahres Heil zu schau'n;
Da, wo deutscher Fleiß und Sinn,
Winkt Dir Segen und Gewinn.
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Drum stets vorwärts! ohne Ruh',
Reih' Dich deutschen Herzen zu;
Mach' Dich wahrhaft stets beliebt
Allem, was Dich deutsch umgibt!
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Wende Deine ganze Macht
Nur auf Deutschlands Ehr' und Pracht!
Nähre' Alle deutschen Stamm's
Durch Vernichtung jedes Damm's!
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Die Sammlung enthält mehrere patriotische Gedichte. Einige aus früherer Zeit sind auch dem Heldenruhm der Griechen gewidmet. Gelegentlich eifert der Verfasser auch als nordischer Protestant gegen die Jesuiten und gibt eine alte Anekdote wieder, S. 153:

Vor den Collegien-Haus der heiligen Herr'n Jesuiten
In dem gebietenden Rom wehet ein ewiger Wind,
Wißt Ihr, woher das wohl kommt? Nun, ich will es Euch heimlich verrathen.
Einst wohl wandelten da kosend in mancherlei Scherz
Lange der Teufel und Wind, und als sie dort bei dem Hause
Zogen vorüber des Weg's, sagte der Teufel zum Wind:
Warte, geliebtester Freund, ich hab' hier ein wenig zu schaffen,
Nur auf Minuten — o wart' — baldigst wohl kehr' ich zurück.
Und es wartete drauf der Wind auf des Teufels Zurückkunft;
Aber bis heutigen Tags harrt er vergeblich darauf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Oktober 1842.

Roman.

Der Missionär. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Wie alle Romane des Herrn von Sternberg, ist auch dieser vortrefflich geschrieben. Seine Prosa hat eine eigene Klarheit und Eleganz, verbunden mit dem anziehendsten Wohllaut.

Auf der ersten Seite tritt uns der ehrwürdige Name des Grafen Zinzendorf entgegen und es wird so ernsthaft von dessen Tugenden gesprochen, daß wir, eingedenk der früher in den galanten Mährchen von unserm Dichter eingeschlagenen Richtung, nicht anders als frappirt seyn können. Hat diesen lebenslustigen Dichter eine tiefe Rührung des Gemüths ergriffen, ist er fromm geworden? Oder will er mit der Frömmigkeit Andrer Spott treiben, und ist der feierliche Eingang seines Romans nur Ironie? — Keins von beiden. Der Roman bleibt bis zum Schluß ernst und doch huldigt er keineswegs der Frömmelei. Seltsamerweise scheidet der Held des Romans am Schluß von uns als ein Rationalist und Freimaurer, und man muß sich fragen: war dieß der günstigste Standpunkt, um das eigenthümliche Leben der Herrnhuter zu betrachten? Mußte durch das rationalistische Regiren nicht aller idyllische Reiz des frommen Stilllebens zerstört werden, und mußte durch den manierlichen Ernst nicht auf der andern Seite auch der komische Effekt verloren gehen, der eine rein satirische Auffassung hätte erzielen können?

Die Scene eröffnet sich in Herrnhut nach dem Tode des Grafen Zinzendorf. Mancherlei Uneinigkeit bricht aus in der kleinen Gemeinde des Herrn. Man ruft die Tochter des Grafen, eine verwittwete Gräfin von Bruce, aus Paris herbei, um an des hochverehrten Vaters Stelle die Obhut über die Auserwählten zu führen. Sie folgt dem Rufe, bringt aber die Ansprüche der großen Weltdame mit und errichtet mitten in Herrnhut und in den Räumen, in denen ihr Vater betete, einen Salon, Spieltische und eine improvisirte Bühne, auf welcher der fromme Glaube der Gemeinde verspottet wird. Ein Liebhaber und einige Freunde aus Paris und andere lustige Gäste treiben den äußersten Skandal, indem sie einfaltige Brüder der Gemeinde in den Zimmern der Gräfin selbst zum Spielball ihres Witzes machen und durch Verkleidungen auf die frivolste Weise necken und verhöhnen. Aber alle diese Scenen sind unwahrscheinlich. Der Dichter scheint vergessen zu haben, daß Ausschweifungen dieser Art bei dem demokratischen Geist und bei der strengen Wachsamkeit der Gemeinde in Herrnhut gar nicht möglich waren. Und noch mehr scheint der Dichter vergessen zu haben, daß eine Tochter Zinzendorfs, die er selbst als eine der Edelsten ihres Geschlechts angeben wissen will, gar nicht fähig seyn konnte, das Andenken ihres Vaters so roh zu entweihen und Schülern von Voltaire und de la Mettrie ein Betragen in Herrnhut zu erlauben, wie es hier geschildert wird. Zuletzt tritt eine alte Böhmin in die nächtliche Gesellschaft der Spieler und Spötter und schwört des Himmels Zorn auf ihr Haupt herab. Ohne Zweifel eine effektvolle Scene. Aber gar zu unwahrscheinlich. An der Spitze der Gemeinde standen zu allen Zeiten rechtschaffene und lebenserfahrene Männer, welche die Polizei handhabten. Es bedurfte dazu der alten Weiber nicht.

Der Enkel jener alten Böhmin, Calixtus Nochatz, ist der eigentliche Held des Romans, ein junger schöner geistvoller Missionär der Gemeinde. Seine Schönheit und Bildung berechtigen ihn, an den Gesellschaften der Gräfin Theil zu nehmen, in denen er die irreligiösen Grundsätze der französischen Gäste bekämpft, unmerklich aber selbst ein süßes Gift einsaugt. Die Gräfin nämlich macht einen tiefen Eindruck auf sein Herz und auch er hat nicht das Unglück, ihr zu mißfallen. Was wird nun? Zieht sie ihn ganz hinüber in ihren frivolen Kreis? Nimmt sie ihn zum Liebhaber an? Oder bekehrt er sie und macht sie fromm? Keins von beiden. Es geschieht

Digitized by Google

wieder etwas ganz Unwahrscheinliches. Sie schließen nämlich einen platonischen Seelenbund. Sie weiht ihn ein zum Priester einer Religion, die weder die herrnhutische, noch auch die Voltairische ist, und die man ihr selbst bisher gar nicht angesehen hatte, die Religion der reinen Humanität. Rousseauisch sentimental im Gegensatz gegen die voltairische Frivolität ihrer französischen Gäste, mit denen sie gleichwohl nach Paris zurückreist. Meint sie es wirklich ernst mit dieser republikanischen Schwärmerei für die Menschheit? Sie, die an die aristokratischen Vorzüge mehr als irgend eine gewöhnt ist? Und ist es ihr Ernst mit dem heiligen Eifer, den sie an den Tag legt, indem sie den Jüngling zu seinem Beruf einweiht, da sie doch gleich darauf mit der lustigen Gesellschaft der Spötter abfährt? Wie dem sey, der Dichter scheint die Sache wirklich ernsthaft zu nehmen.

Unser junger Missionar geht nach Amerika, erlebt allerlei Schicksale und Abenteuer, wieder nicht ganz ohne Betheiligung des Herzens, nimmt aber an Erfahrung und Charakterstärke zu, wird Freimaurer und findet es (oder der Dichter findet es in ihm) durchaus nicht unehrenhaft, als Rationalist fortwährend die Rolle eines Herrenhuter Missionärs zu spielen. Inzwischen setzt ihn der hohe Rang, den er als Maurer einnimmt, in den Stand, beim Ausbruch der französischen Revolution die Gräfin, die eben als Aristokratin abgeschlachtet werden soll, zu retten. Es fügt sich alles so, daß der Seelenbund, den er früher mit ihr geschlossen, in einen Bund auch für das irdische Leben hatte verwandelt werden können. Nun aber ist es der Missionar selbst, der sich von der Gräfin abwendet, weil er endlich merkt, daß ihre Herzen doch nicht zusammenstimmen. Man könnte auch das Alter in Rechnung bringen; denn der Dichter scheint doch seiner Gräfin gar zu viel zu schmeicheln, wenn er vorgibt, eine Dame, welche im Jahr 1760 (in welchem Zinzendorf starb) schon Wittwe war, habe im Jahr 1793 noch junge Herzen bezaubert, da sie um diese Zeit doch wohl schon nahe an sechzig Jahr alt gewesen seyn muß. Doch den Dichtern darf man nicht so genau nachrechnen. Und so müssen wir es auch gelten lassen, daß es nicht die Witterung der hohen Jahre, sondern ein rein psychisches Motiv gewesen, was den Missionär von der alten Gräfin entfernt hat. Diese Entfernung ist in der That befriedigend und hier fängt der Dichter an, zum Wahrscheinlichen zurückzukehren. Allein gleich darauf fällt er wieder in die unbegreiflichste Unwahrscheinlichkeit. Der Missionär, der sich eben als Mann emancipirt und bewiesen hatte, er sey zu Menschenkenntniß und Verstand gelangt, radotirt auf einmal wie ein junghegelscher Student, indem er am feierlichen Schluß des Romans auskramt, was er für seinen eigentlichen Beruf halt: alle Formen zu zerbrechen, das religiöse Bewußtseyn in einen glühenden alles niederreißenden Strom zu verwandeln, nur noch die Bewegung als Gott anzuerkennen, eine grenzenlose Liebe ohne Gegenstand, eine grenzenlose Thatkraft ohne Gegenstand — — hier hält er inne, der Athem fehlt ihm, das Unaussprechliche auszusprechen. Und das alles sagt er dem ehrwürdigen Herrn von Watteville, dem Geistesbruder und Nachfolger Zinzendorfs. Und dieser hört es geduldig an und bittet ihn nur, trotz seiner eben ausgesprochenen Grundsätze und gänzlicher Verwerfung der christlichen Offenbarung, dennoch äußerlich heuchelnd bei der Gemeinde zu bleiben. Sollte der fromme Watteville dem juvenilen Unsinn wohl mit solch lächerlicher Schwäche nachgegeben und sollte er der Heuchelei das Wort geredet haben? Und darf sich der Dichter erlauben, achtungswürdige Charaktere bekannter historischer Personen so sehr zu entstellen?

Da Herr von Sternberg völlig die Talente besitzt, die zu einer treuen Auffassung eigenthümlicher Zeiten und Lebensverhältnisse erforderlich sind, so wundern wir uns billig, warum er die untreue Auffassung vorzieht.

Kirchliche Literatur.

Ueber das Verhältniß der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostelischen von Dr. W. Chlebus. Berlin, Challier u. Comp. 1842.

In dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift wird erörtert, was die bischöfliche Kirche in England, die man in neuerer Zeit häufig auch für die deutsche Kirche als Muster aufgestellt hat, eigentlich sey.

Da die Reformation in England nicht vom Volke, sondern vom Throne ausging, so trat die englische Kirche, obgleich sie das Dogma der reformirten, in weltlichen Beziehungen vorzugsweise republikanischen Partei annahm, aus der Stellung der katholischen gewissermaßen in die der griechischen Kirche zurück, d. h. das weltliche Staatsoberhaupt vereinigte sich mit den Bischöfen, also ein monarchisches und ein aristokratisches Element in der unbeschränkten Kirchengewalt, und das demokratische Element war auf keine Weise vertreten. Dieß mußte zu einer heftigen Reaktion führen, da sowohl die alte Freiheit des englischen Volks, als der eigenthümlich calvinistische Geist einer Hierarchie von dieser byzantinischen Art widerstrebte. Daher die puritanische Revolution Englands. Aber dieser Sturm ging vorüber und gerade die demokratischen Ausschweifungen der Puritaner trugen dazu bei, die bischöfliche Kirche zu befestigen. Alle Bemühungen

Digitized by Google

der Presbyterianer haben nicht vermocht, die bischöfliche Gewalt einzuschränken und das erstaunliche Mißverhältniß zwischen den reichen Pfründnern und den armen Vikaren auszugleichen; und alle Bemühungen der Dissenters haben nicht vermocht, gleiche Rechte mit den Genossen der herrschenden Staatskirche zu erlangen.

„Die Bischöfe," heißt es hier Seite 16, „sieben-undzwanzig an der Zahl, worunter zwei Erzbischöfe, stehen mit ihren Dekanen und Canonicis über der übrigen Geistlichkeit, und bilden den Zusammenhang der Kirche mit dem Staate, indem sie, die lords spiritual, als einer der drei Stände im Oberhause Sitz und Stimme haben. Ihre Wahl durch den König, dem sie für ihre Baronieen besonders den Lehnseid leisten, die ausdrückliche Bestimmung ihres Rangverhältnisses zu den Großen des Staats, ihr Eintreten in die höchsten Kronämter, wodurch sie von den Sitzen der Bisthümer entfernt werden, geben ihnen ein überwiegend weltliches Ansehn. Wenn die Presbyterianer jedoch die Abhängigkeit der Bischöfe vom Könige angreifen, beruft man sich darauf, daß sich ähnliches im alten Testament finde, und die Landesregierung jedenfalls befugt sey zu Anordnung der äußern Verfassung, man führt auch wohl die Stellung der Bischöfe als frei von der weltlichen Gerichtsbarkeit und die von ihr über die Geistlichkeit geführte Aufsicht mit eigenen Gerichten und weltlichen Stellvertretern für geistliche Dinge, wenn sich Gegner hiergegen erheben, darauf zurück. Sie haben weder zu predigen, noch andere geistliche Geschäfte zu verrichten, angenommen daß sie alle drei Jahre Visitationsreisen machen, die Kinder confirmiren und die Kirchen einweihen sollen. Allerdings aber bildete man schon seit Cranmer mehr oder minder die Lehre von einem göttlichen Rechte der Bischöfe aus, um ihre Macht als auf dem Wesen der Kirche beruhend zu erweisen. Während in andern Ländern die bischöfliche Würde nur nach ihrem Mißbrauche einseitig betrachtet und verworfen worden sey, habe die englische Kirche, so meinte man, das Falsche und Mißbräuchliche abgestreift, dagegen das echt apostolische Verhältniß wiederhergestellt. Theils will man mit großer Willkür aus der Schrift selbst ein nothwendiges äußerliches von Christo eingesetztes Priesterthum, so wie eine Erhebung der Bischöfe als zu Fortführung der Ordination unentbehrlich entnehmen, theils sucht man an, daß die Ueberlieferung sich auf die Schrift gründe, daß die Erweiterung der Kirche immer für die geistliche Thätigkeit eine allgemeinere Aufsicht im Einzelnen nothwendig gemacht habe, und mit jedem Berufe gewisse Rechte verknüpft seyen. Man begründet so theils die Rechtmäßigkeit der bischöflichen Kirche gegen die römische, indem man die aurea catena der Erzbischöfe von Canterbury, so wie die stete Beobachtung der alten Concilienbeschlüsse über die Consecration sorgfältig nachweist, theils leitet man aus jener Würde manches der katholischen Kirche Aehnliche her, da die Bischöfe allein firmeln können, da sie anfangs auch, wenn sie bei Erhebung der bischöflichen Würde noch unverheirathet waren, meist im ehelosen Leben blieben, und so muß auch bei dem Uebertritt von Geistlichen einer nichtbischöflichen Kirche die Ordination wiederholt werden. Die Einkünfte der Bischöfe fließen theils aus liegenden Gründen, die verpachtet sind, theils aus den Zehnten gewisser Pfarren, die sie verwalten lassen ꝛc. — Die bischöfliche Würde, heißt es ferner S. 24, durch welche der Zusammenhang der Kirche mit dem Staate und ein unverkennbarer Einfluß auf dessen Verwaltung festgehalten wird, sollte zwar durch die hochkirchliche Partei, wie besonders durch Dodwell, vermittelst ihres göttlichen Rechtes als autonom dargestellt werden, aber wenn jene Uebertreibungen durch die Bischöfe selbst, wie besonders im achtzehnten Jahrhundert durch Hoadley zurückgewiesen wurden, ist doch die gänzliche Unselbstständigkeit dieser Würde zu beklagen, bei welcher, je nachdem eine oder die andere Staatspartei an der Spitze steht, sie sich durch die Wahl neuer Bischöfe von ihrer Richtung zu stärken und im Oberhause zu befestigen sucht. Sie sind meist aus hohen Familien, von aristokratischen Grundsätzen und wenig populär. Betrachten wir die Verhältnisse der niedern Geistlichkeit, so steht den unermeßlichen Einkünften der Bischöfe eine sparliche Besoldung der Vicare gegenüber, und wenn wir dazu nehmen die Sinecuren für Söhne von Lords, die pluralities, gegen welche der Erzbischof von Canterburry im August 1831 Vorschläge machte, und nonresidences, deren man über 6000 rechnet, das Feilbieten der geistlichen Aemter, welches ungeachtet eines gegen die Simonie zu jeugen gestimmten Eides noch immer vorkommt, so zeigt sich, daß die Stellung der niederen Geistlichkeit eben nicht geeignet ist, die Würde der Kirche kräftig aufrecht zu erhalten. Ihre Stunden sind eine bloße Formalität, und ein Antrag auf Wiederherstellung von deren Thätigkeit für die Berathung über Kirchenangelegenheiten ward noch im Jahr 1837 durch das Parlament als eine nur von Ultratories und Radikalen gehegte Grille auf Dringen der Minister zurückgewiesen. Von den 11,000 Pfründen sind an 5000 von der Art, daß kein Geistlicher dort wohnen kann, fast 1000 Stellen tragen unter 60 Pfd. jährlich, manche sogar weniger als 12 Pfd. Die Einnahme der 27 Bischöfe beläuft sich auf 158,000 Pfd., die der gesammten Geistlichkeit auf 3,500,000 Pfd., für 14,500 Stellen also durchschnittlich etwa 260 Pfd. Die Krone vergibt 990, die beiden Universitäten 760, die Bischöfe und Capitel 2280, weltliche Patrone 7300 Stellen."

Es ist bekannt, daß in Bezug sowohl auf die Katholiken, als auf die Dissenters seit zehn Jahren etwas mehr Duldung eingeführt worden ist, und daß die großen

Digitized by Google

Mißbräuche der bischöflichen Kirche wiederholt den heftigsten Angriffen ausgesetzt waren. Jedoch behauptet sich diese Kirche noch in allen ihren wesentlichsten Vorrechten, als die kräftigste Stütze des Torismus und daher wieder von ihm gestützt. Ja was sehr merkwürdig ist, der sogenannte Puseismus, eine noch mehr zu byzantinischen Formen zurückstrebende Tendenz, ein Extrem noch in der bischöflichen Kirche selbst, findet sogar beim Volke Anklang. „Am weitesten," sagt der Verf. S. 29, „gehen die Puseyiten, zu welchen anfangs nur eine Partei in Oxford gehörte, jetzt aber über tausend Geistliche übergetreten sind. Sie führen das Recht der Bischöfe auf die Apostel zurück, und verlangen für den Gottesdienst mehr Prunk, Wachskerzen, Kniebeugen der Priester, Crucifix, manche sind offen zum Katholicismus übergetreten und haben sich dort zu Priestern weihen lassen. Das Volk schenkt besonders in und bei Birmingham den Puseyiten vielen Beifall, und da ihm die bischöflichen Geistlichen so fern stehen, der Gottesdienst so kalt und förmlich ist, wendet es sich in Masse dorthin. Diese Richtung tritt zugleich nach alter Weise mit einem Widerwillen gegen Berücksichtigung der leidenden irländischen Kirche, mit einer entschiedenen Verschmähung der andern protestantischen Kirchen auf."

Am meisten Gefahr droht der bischöflichen Kirche von einer Tendenz, die der des dentschen Evangelismus am ähnlichsten ist. „Wenn," heißt es S. 31, „wenn jetzt die Staatsparteien ohne eigentliches Interesse an der Kirche selbst und ihrem Wesen doch sich die Entscheidung über ihr Wohl und Wehe anmaßen, entwickelt sich doch aus dem Innern der Kirche selbst eine Richtung, welche eine reinere Fortbildung des christlichen Princips verspricht. Dieß sind die sogenannten Evangelical, welche in dem Offenbarungsglauben feststehend überall ein Leben von Glauben und Liebe auf der einfachen Wahrheit des Evangeliums begründet wissen wollen, wie ihm die Gemüthserfahrung entspricht, erhaben über menschliche Beschränkungen und kirchliche Ueberlieferung. Sie weisen mit Recht den Gegnern der bischöflichen Kirche nach, wie undegründet ihr Geschrei sey, daß dieser ein unvermeidlicher Untergang bevorstehe. Sie halten in der Verfassung das Bestehende durchaus für das Heilsamste und Volksthümlichste, wohl aber achten sie im Innern der Kirche zu Gunsten wahrer Frömmigkeit Verbesserungen bei Liturgie, Kirchenzucht, Anwendung und Vertheilung des kirchlichen Eigenthums für erwünscht. Sie verlangen vor allem Geistesbildung und Berufstreue bei dem geistlichen Stande, zu dessen Hebung möchten Sinecuren und Prädenden, die gehässige Einforderung des Zehnten, die Mehrheit der Pfründen, die Bekleidung weltlicher Aemter allmählig abgeschafft werden, ohne daß man auf das Parlament warte. Wenn sie aber auf Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause, auf Vergrößerung ihrer Zahl und Verminderung ihrer außerordentlichen Macht und ihres Reichthums, ihre Wahl durch Geistliche statt durch den König und Leitung der Kirchenangelegenheiten durch Synoden als wünschenswerth hinstellen, geben sie damit allerdings über die eigentlichen Grenzen der bischöflichen Kirche hinaus. Durch Vereine für die kirchliche Erziehung der Armen, für Missionen und Bibelgesellschaft, durch Anknahme der wissenschaftlichen Leistungen aus Deutschland gehen sie einen lebendigen kirchlichen Geist kund, und es kommen ihnen die Fortschritte im Staatsleben entgegen."

In England ist die bischöfliche Kirche ein altes Institut, zusammenhängend mit einer Menge anderer, in vieler Beziehung veraltet und einer Reform unabweislich ausgesetzt. Sie ist sogar eine Anomalie, sofern ihre byzantinischen Elemente sich keineswegs für das constitutionelle System eignen, dem das Volk so lange ergeben ist. Wie kommt es nun wohl, daß man eine so seltsame, veraltete und unverhältnißmäßige Kirchenverfassung zuweilen als ein Ideal angesehen hat, dem nachzustreben die Aufgabe der protestantischen Kirche Deutschlands sey? Ohne Zweifel hat diese Sehnsucht nach einer bischöflichen Kirche, wo sie vorhanden ist, einen guten Grund. Gerade das, was an der englischen Kirche als zu byzantinisch dem demokratischen Geist der englischen Verfassung widerspricht, empfiehlt diese Form jeder absoluten Regierung im protestantischen Deutschland. Wie in der Baukunst, so kommt man auch in der Staatendankunst unwillkürlich auf den byzantinischen Geschmack zurück, sobald man das Kirchliche, aber nur zum Vortheil des Staats, will. Jede Tendenz, die das demokratische Element unserer Reformation scheut und flieht, und doch nicht in den Schooß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurück will, führt nothwendig nach Byzanz. Daher den Verehrern der absoluten Monarchie, die zugleich Protestanten sind, allerdings die englische Hochkirche als Ideal vorschweben muß. Aber auch in anderer Beziehung kann selbst denen, die in der Kirche mehr als eine Polizeianstalt sehen, die bischöfliche Würde und die geistliche Corporation im englischen Oberhause imponiren. Es ist doch wenigstens eine eigenthümliche Repräsentation der Kirche und ein Etwas, das denen, die gar nichts haben, wie Reichthum erscheinen muß. Endlich müssen alle diejenigen ehrenwerthen Personen, welche Sentimentalität und Unerfahrenheit genug besitzen, um von einer Versöhnung der streitenden Kirchen zu träumen, in der bischöflichen Kirche die Möglichkeit einer Annäherung an die katholische erspähen und ihr aus diesem Grunde Beifall schenken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Oktober 1842.

Slawische Literatur.

1) Die Wissenschaft des Slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mitumfassenden Sinne. Nach Quellen ꝛc. von Dr. Ignaz Johann Hanusch, Prof. an der k. k. Universität zu Lemberg. Lemberg, Stanislawow und Tarnow, Verlag von Millikowski, 1842.

Ein werthvoller Beitrag zur Aufklärung der altslawischen Welt. Der Verfasser hat mit großem Fleiße alles, was ihm irgend zugänglich war, gesammelt, um sich so vollständig als möglich auf dem dunkeln Gebiet slawischer Alterthumsforschung zu orientiren. Sorgfältig führt er die Quellen an, aus denen er mittelbar und unmittelbar geschöpft hat, und ihr enggedrucktes Verzeichniß allein läuft viele Seiten lang fort. Wie es uns aber scheint, hat er gar zu weit ausgeholt und der philosophischen Systemsucht zu sehr nachgegeben in einem Werke, von dem wir eigentlich nur Thatsachen in klarer Anordnung zu erwarten hatten. So dünkt uns die ganze Entwicklung des Begriffs Mythologie ziemlich überflüssig. Das alles ist schon hundertmal in andern Werken gesagt. Hier verlangt unsere Wißbegierde nur Befriedigung in Bezug auf das Slawenthum. Endlich verläßt der Verf. die allgemeine rein theoretische Einleitung und führt uns in das Gebiet der Thatsachen ein; indeß auch hier beherrscht ihn sein philosophisches Bestreben noch so gänzlich, daß er uns die indische Emanationslehre und den persischen Dualismus entwickelt, um erst zuletzt in den altslawischen Göttersystemen und Mythen eine Verwandtschaft mit jenen nachzuweisen. Wie interessant dieß immer ist, so hat diese Anordnung des Werkes doch den Nachtheil, daß wir von vorn herein gezwungen sind, alles nur durch die Brille des Verfassers, nach seinem philosophischen System und nach den indischen und persischen Lehren gefärbt zu sehen. Es wäre gewiß zweckmäßiger gewesen, wenn er uns in einfacher Objektivität die erhaltenen Reste altslavischer Götterlehre hingestellt und erst hinterdrein die Vergleichung mit dem Indischen und Persischen, da wo sie zulässig ist, vorgenommen hätte. Namentlich aber hätten wir eine größere Ausführlichkeit älterer Mythen, symbolischer und abergläubischer Gebräuche und Volkssagen gewünscht. Die Erklärung der Götteremanationen aus dem Orient steht etwas zu kahl da. Wir hätten in eine lebendigere Fülle von Beispielen altslawischer Naturanschauung und Poesie, ohne Beziehung auf die Religionen und Mythen anderer Völker hineinzusehen gewünscht, und gewiß ist in den Volksliedern und Sagen, und in den abergläubischen Gebräuchen ꝛc. noch sehr viel Originelles enthalten.

Der Verfasser nimmt an, die slawische Götterlehre habe drei Stufen der Entwicklung zurückgelegt. Ursprünglich sey sie aus einer indischen Wurzel hervorgegangen, dann habe sie persischen Einfluß erlitten, zuletzt habe sie sich eigenthümlich ausgebildet.

Verwandtschaft mit Indien. In dem slawischen Piorun, mit dem auch der preußische Perkun übereinstimmt, erkennt Herr Hanusch den Brahma, in dem Trislaw die indische Trimurti (Dreieinigkeit), im Radegast den Wischnu, in der Göttin Shiwa den Gott Siwa; in Sptwrat den indischen Sonnensohn Satiaurata ꝛc. Die meisten dieser Vergleichungen sind sehr scharfsinnig und treffend, einige scheinen gewagt.

Beinah noch deutlicher tritt der persische Einfluß hervor in dem scharfen Gegensatz des Bielbog und Zernebog, des weißen und schwarzen Gottes der Slawen, worin der persische Ormuczd und Ahriman kaum zu verkennen ist. Der andere Name für den weißen Gott ist Swantowit, das höchste Lichtprincip, das vorzugsweise auf der Insel Rügen verehrt wurde. Neben diesem Sonnengott hatte Bada, als Mond- und Nachtgöttin eine hohe

Digitized by Google

Bedeutung. Indem der Verfasser diese von den Commentatoren bisher mißhandelte mythische Gestalt der schmutzigen Herenartigkeit entkleidet (S. 166) und darin wieder das edle Bild einer Weltmutter sieht, hätte er sie wohl, wie auf die indische Bhawani, so auch insbesondere auf die ägyptische Bubastis zurückführen dürfen. Bubastis hieß auch die Katze, Buto die Eule, lauter Symbole der Nacht. Sehr anziehend ist, was der Verfasser zur Vergleichung der altslawischen Sonnenfeste mit den altpersischen beibringt. Indeß greifen gewisse symbolische Gebräuche Heiz den Aequinoctien und Solstitien fast durch alle Zeiten und Welttheile hindurch, so daß man kaum sagen kann, welchem Glauben und welchem Volk sie zunächst angehört haben. Die Weihnachtsgeschenke, die Ostereier, die Johannisfeuer kommen fast überall vor. Im Allgemeinen erkennt der Verfasser (S. 223) in dem Einfluß der persischen Lehre eine Milderung der altindischen Härte, Düsterheit und Grausamkeit, namentlich im Beseitigen der blutigen Opfer. Allein es scheint doch etwas mißlich, die reine Lichtlehre der Parsen, die in dem Mithrageheimniß sogar schon der christlichen Versöhnungslehre sich nähert, auf den nordischen Barbarismus zu übertragen. Gelangten feingebildete Südländer zu dem Glauben, daß es blutiger Opfer, namentlich der Menschenopfer nicht mehr bedürfe, weil ein Gott jährlich sich selbst opfere und für alle sterbe, so blieb diese Geheimlehre doch ohne Zweifel den nordischen Barbaren fremd. War den alten Parsen das Feuer so heilig, daß sie es selbst nicht durch einen Hauch zu verunreinigen wagten, am wenigsten durch Verbrennung thierischer und menschlicher Körper, so lag dieser zarte Elementenkultus gewiß jenen Preußen und Lithauern fern, die im Kampf mit dem deutschen Orden gefangene Ritter in vollem Harnisch und zu Pferde sitzend, oder gemeine Gefangene in Masse in einen aus Weidenzweigen geflochtenen Göhen eingesperrt verbrannten.

Gewiß sehr merkwürdig ist folgende lithauische Sage, die auffallend mit der griechischen Ceresmythe übereinstimmt: „Die Königin Krumine (welche ihrer Bedeutung nach mit der slawischen Ziwa, der eigentlich Zlota Baba zusammenfällt), heißt es (Narbutt I, S. 63), hatte eine liebliche wunderschöne Tochter, welche durch die herrlichen und farbigen Blumen, die sie aus ihrem Schlosse sah, in die freie Flur gelockt wurde. Eine der herrlichsten Blumen des Frühlings schien ganz am Rande des Flusses zu stehen. Die Königstochter legte ihr Purpurgewand ab, und stieg, um die Blume zu pflücken, in den Fluß. Doch der Boden des Flusses öffnete sich, und die Jungfrau gelangte in die Unterwelt Pragaras. Hier herrschte der König Potole, den die Reize der jungen Königin bezauberten. Die trostlose Mutter suchte die Tochter ohne günstigen Erfolg auf der ganzen Erde, denn sie war auf der Erde nicht mehr zu finden. Krumine kehrte von ihrer Reise durch die Welt nach Lithauen zurück, und brachte zwar nicht die Tochter, doch aber die Kenntniß des Feldbaues mit, den sie in ihrem Lande einführte, begünstigte und verbreitete. Dadurch beglückte sie ihr Volk, das sich früher mühsam ernährte. Als man einst einen Urwald ausrottete, in welchem Drachen zu hausen pflegten, fand man einen Stein, in welchen der Einige Pramzimas vor vielen Jahrhunderten das Schicksal der Königstochter eingegraben hatte. Kaum las die Königin die Inschrift, durch welche sie über den düstern Aufenthalt ihrer Tochter belehrt wurde, so begab sie sich aufgeregt und erzürnt in die unterirdischen Räume. Da sah sie ihre unsterbliche Tochter mit einer Schaar der lieblichsten Enkel umgeben. Sie ließ sich bereden, auf einige Zeit auf die Oberwelt zurückzukehren. Dort angekommen, fand sie in ihrem Lande Alles verwüstet, Hunger, Noth und Elend hatten sich der Einwohner bemächtigt. Diese, vor Freude über die Rückkehr, die das Glück dem Lande zurückbrachte, vergötterten Krumine's Tochter."

Aus dergleichen Anklängen an fremde Mythologien haben Einige den Schluß ziehen wollen, daß die slawische Mythologie überhaupt nur ein Aggregat anderer gewesen sey. Gewiß ein zu voreiliger Schluß. Herr Hanusch scheint uns ganz Recht zu haben, wenn er trotz einer ursprünglich fremden Wurzel und fortwährend fremder Einwirkungen dennoch eine eigenthümlich nationale Ausbildung der slawischen Mythologie annimmt. Aber gerade von diesem Standpunkt aus hätte er uns die original slawischen Mythenstoffe nicht so karg und nicht so sehr vermischt mit fremden Stoffen vorlegen sollen.

Zu dem Eigenthümlichsten der slawischen Naturanschauung gehört Folgendes: „Die kleinen Gestirne erscheinen im lithauischen Mythus (Narbutt I, S. 71) als Endpunkte der Lebensfäden des Menschen. Werpeja beginnt gleich bei der Geburt den Lebensfaden der Menschen am Himmel zu spinnen, welcher in einem Stern sich endigt. Sie sitzt auf einer solchen Höhe am Firmamente, daß mit dem täglich gesponnenen Faden die Welt der Länge nach gemessen werden könnte, obschon der Stern stets in seiner gewöhnlichen Höhe sich zeigt, und der erst nach Verlauf vieler Jahre (bei schwächer werdendem Auge) um etwas höher erscheint. Daher die niedern Sterne die Endpunkte von dem Lebensfaden junger Leute sind. In dem Augenblicke, als das Ende des Menschen herankommt, reißt der Faden, der Stern fällt und verliert seinen Glanz. Jeder Sternschnuppen ist daher das Zeichen des Todes eines Menschen (vergl. „Ausland" Nr. 279. 1839). — Eine merkwürdige Sage gibt Wopicki (Klechdy II, S. 151) von der Entstehung

des Windes und Sturmes. Eine rachgierige Zauberin gräbt im Walde ein Loch und legt Gänseeier hinein, auf welche sie sich in der Gestalt eines brütenden Vogels setzt. Die Dorfbewohner sind ganz außer sich, als sie das Weib schreien und den Wind und Sturm beschwören hören, damit sie auf diese Weise brütend Hagel erzeuge, so groß wie ein Gänsei. — Wopicici gibt (I, S. 51 ff.) das Erscheinen der Pestjungfrau (Powietrze) in einem besondern Fall auf folgende Weise an: Es saß ein Russe unter einem Lärchenbaume (Modrzew). Die Sonnenhitze glich der Feuergluth. Er sieht von fern etwas nahen, er sieht nochmals hin — es ist die Pestjungfrau (Niewiasta). Ganz in Leinen eingehüllt, schreitet die hohe Gestalt einher. Vor Schrecken wollte er entfliehen, allein die Schreckgestalt ergriff mit ihrer langen Hand den Geängstigten. Kennst du die Pest (Powietrze)? Ich bin es! Nimm mich auf deine Schultern, und trage mich in ganz Rußland herum, doch übergehe ja nicht irgend ein Dorf, irgend eine Stadt; denn alle muß ich besuchen. Du erzittre vor nichts; denn gesund wirst du bleiben unter den Sterbenden. — Mit ihren langen Händen klammerte sie sich an den armen Greis. Er schritt vorwärts, sah zwar die Gestalt oder sich, fühlte jedoch ihre Bürde nicht. Zuerst trug er sie in die Städte. Fröhliche Tänze und Gesang fanden sie vor. Doch kaum kamen sie an den Platz, als die Gestalt ihre Leinen weben ließ, worauf sogleich die Lust und Freude schwand. Wohin er blickt, sieht er Trauer — die Glocken ertönen — Begräbnisse erscheinen und der Todtengräber findet nicht Raum für die Leichen. Sie liegen am Platze haufenweise, nackt, undegraben. Er schreitet weiter. Wo er bei einem Dorf vorbeischreitet, werden die Häuser wüste, die Gesichter bleichen und die Schreckenstöne der Sterbenden erschallen. Das Dörfchen, wo der Landmann selbst wohnte, stand hoch am Berge. Dort hatte er sein Weib, seine zarten Kinder und die alten Aeltern. Das Herz blutet ihm, als sie sich dem Dörfchen nahen. Mit starker Hand erfaßt er die Jungfrau, daß sie ihm nicht entfliehe, und springt mit ihr in die Fluthen, um sie zu tödten. Er ertrank, die Jungfrau nicht, doch erschreckt von diesem edlen Heldenmuthe, floh sie weit in die Wälder und Gebirge."

Es ist zu bedauern, daß uns der Verfasser nicht mehr dergleichen originelle Ansichten mittheilt. Er ist damit in der That zu sparsam. Er hätte alles sammeln und vortragen sollen, was sich auf die Vorstellungen der alten Slawen von Gestirnen, Mineralen, Pflanzen, Thieren, und von Menschenleben bezieht. Aber er hat sich deßfalls sehr kurz gefaßt und mit bloßen Andeutungen begnügt. Wie kurz behandelt er z. B. die Pflanzenwelt. Da ist von dem Basilicum, das bei den südlichen, und von der Raute, die bei den nördlichen Slawen eine so große Rolle spielt, nicht einmal die Rede. Er hätte uns aus Volksliedern, Volkssagen, Volksgebräuchen, aus dem so reichen slawischen Aberglauben eine Menge wissenswürdige Dinge sammeln und zur Uebersicht bringen können, die sich überall zerstreut finden und zum Theil noch gar nicht aufgezeichnet seyn mögen. Er hätte weniger oder wenigstens nicht ausschließlich den Verwandtschaftsgraden nachjagen sollen, in denen das Slawische mit den Indischen und Persischen steht, sondern vielmehr dem Charakteristischen und Originellen, wodurch es sich unterscheidet. Dann würde es ihm vielleicht gelungen seyn, z. B. dem vorzugsweise slawischen Glauben an die durch Mondschein bewirkte Wiederbelebung nicht nur (wie S. 308 bemerkt ist) der Ertrunkenen, sondern auch der Vampyre, bis in seine mythische Quelle zu folgen; er würde vielleicht sogar slawische Einwirkung in den Aberglauben der alten Griechen und Römer entdeckt haben. Mit einem Wort, wir hätten gewünscht, das slawische Element in diesem Werke reiner, unvermischter und vollständiger hervortreten zu sehen und fordern den geehrten Verfasser auf, nachdem er sich die große Mühe gegeben hat, das, was er für die Hauptsache im alten Slaventhum hält, mit dem Indischen und Persischen zu vergleichen, sich nun auch noch die kleinere Mühe zu gehen und uns aus dem reichen Schatze seines Wissens auch noch die Nebensachen mitzutheilen, ohne Vergleichung, damit und das Ganze des altslawischen Glaubens möglichst vollständig und unvermischt in seiner Eigenthümlichkeit und bis ins kleinste Detail klar werde. Das scheinbar Geringfügige ist hier nicht zu verschmähen, sondern vielmehr zu suchen, und selbst eine bloße Compilation würde dem Verfasser keine Schande machen, sondern ihm großen Dank erwerben, da es zunächst darauf ankommt, alles zu sammeln und zugänglich zu machen, was sich in einer ungeheuren Menge russisch, böhmisch, polnisch, serbisch ꝛc. geschriebener Werke findet, die sich der Tausendste in Deutschland nicht verschaffen kann und die der Hunderttausendste nicht versteht.

2) Die Slawen in den ältesten Zeiten bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung. Von R. St. Kaulfuß. Berlin, Schröder, 1842.

Aus einer Menge etymologischer Untersuchungen wird hier das Resultat gezogen, daß die Slawen schon vor Alters ein sehr großes und weit verbreitetes Volk gewesen seyen. Wie die Flußnamen Dan und Don und die Völkernamen Wand, Wend, Wind dem Verfasser slavischen Ursprungs scheinen, so verfolgt er auch die

Digitized by Google

Slawen die Donau aufwärts bis Vindelicien und Venedig ꝛc. Kurz er scheint in den Ton jenes servilen ruſſiſchen Patriotismus einzuſtimmen, der ein oder gar zwei Drittel von Deutſchland ohne weiters als ſlawiſchen Grund und Boden reklamirt. Allein es ſcheint nur ſo. Der Verf. iſt nichts weniger als ein Ruſſomane.

Sehr verſtändig ſind die folgenden Erörterungen: „Die Slawen ſind gegenwärtig eigentlich nicht als ein welthiſtoriſches Volk zu faſſen, was ihnen früher zugeſtanden werden mußte; denn unmöglich können wir Rußland als Repräſentanten des Slawenthums anſehen, da ein mechaniſcher Staat den lebendigen Volksorganismus negirt und das Repräſentiren Deſſen, was man negirt, eine contradictio in adjecto, ein ſelbſt durch Hegel'ſche Methode nicht zu löſender Widerſpruch iſt. Mit tiefer Wehmuth erkennen die heutigen Slawen ihre Stellung, was wir nicht allein in den Volksliedern, beſonders der Serben, Polen und Litbauen, ſondern auch in den Schriften der größten Slawiſten ſich äußern ſehen. — Unglück iſt aber eine zarte Pflegerin des Geiſtes, ein Engel Gottes; es rücken gemeinſame Leiden und Thränen die Herzen der Unglücklichen näher an einander und verketten ſie zur himmliſchen Eintracht. Verſöhnend reichen ſich die früher feindlichen Brüder (ſchon zu Juſtinian's Zeiten waren die Anten und Slawinen ſich feindſelig gegenüber getreten und ſo blieb es durch die ganze ſpätere Zeit, ja noch heute trennt den Ruſſen und Polen ein glühender Haß) ſchon immer häufiger die Hand und bilden ſo immer mehr aus die Idee des Panſlawismus, welche Rußland gerne nährt, um, die Hegemonie in den Händen behaltend, nach dem Weſten, wie Napoleon nach dem Oſten vorſchreiten zu können. — Die Panſlawismus-Idee greift nun allerdings immer mehr um ſich und muß einige Beſorgniß bei den Nachbarn erwecken, beſonders da ſie nicht eine bloße Jünglings-Schwärmerei, ein Jünglingswahnſinn, ſondern ein ſtill und ruhig fortſchreitendes Selbſtbewußtſeyn und eine Kraft iſt, welche an den aus ſich explicirten geiſtigen Momenten ſeinen in ſich tragenden Reichthum hinreichend zu Tage legt. — Ehe man aber von dem Slawenthum ebenſo wie von dem Deutſchthum ſprechen können wird, dürfen wohl noch viele Jahrzehende, ja vielleicht Jahrhunderte vergehen. — Abgeſehen nämlich von der geſchichtlichen und geographiſchen Stellung der Slawen, die erſt überwunden werden will, trennen ſchon bedeutend die vier Arten von Alphabeten, das glagolitiſche, kyrilliſche, lateiniſche und gothiſche, wiewohl dem Charakter der ſlawiſchen Sprache die kyrilliſchen Schriftzeichen am entſprechendſten ſind und ſich allmählig auch zur Paſſigraphie für die Slawen emporringen werden. — Ein zweites trennendes Moment iſt die Verſchiedenartigkeit der Religionen: Die griechiſch-katholiſche, römiſch-katholiſche, die proteſtantiſche, mahomedaniſche (und jüdiſche) Religion — ſie erzeugen unter den Slawen ſo ſchroffe Verhältniſſe, wie ſonſt nicht im übrigen Europa. — Der ruſſiſche Pope, ein leidenſchaftlicher Fanatiker und Heuchler, erzieht in dieſem Heidenglauben die Leute ſeiner Gemeinde und nähret ſo den Fanatismus, welchen man oft mit dem Patriotismus (!) verwechſelte, da Orthodoxie der Religion und Politik ineinander übergeben; der mahomedaniſche Bosnier blickt ſtolz auf den chriſtlichen Slawen herab; der gemeine Pole hält den Proteſtanten ſeines Landes oft für keinen Nationalpolen, ſondern Niemiec."

3) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der böhmiſchen Literatur und ihre Bedeutung. Von Leo Grafen von Thun. Prag, Kronberger und Rivnac, 1842.

Der Herr Graf ſpricht dem Eifer das Wort, mit welchem gegenwärtig die ſlawiſche Literatur in Böhmen getrieben wird, und ſucht alle Beſorgniſſe zu beſchwichtigen, die durch dieſe neue Tendenz geweckt worden ſind. Wer mag es tadeln, wenn er jeder Nationalität einfach das Recht vindicirt, ſich zu conſerviren. Sofern in der altböhmiſchen Sprache noch viele poetiſche und hiſtoriſche Schätze enthalten ſind, iſt die Ausbeute dieſer Alterthümer auch ein Gewinn für die Literatur überhaupt und können wir Deutſche, die wir uns um jede fremde Literatur bekümmern, uns nur darüber freuen. Allein der neue Eifer für das Slawiſche in Böhmen trifft doch auf eine ziemlich auffallende Weiſe mit dem Eifer für den Panſlawismus in Rußland zuſammen. Und weil denn die Ruſſen ſeit den Zeiten, wo Kotzebues Bulletins und Stourdza eine Denkſchrift über unſre Akademien und ein Unbekannter eine Pentarchie ſchrieb, ſich ſo gar viel und väterlich um unſre Angelegenheiten bekümmert haben, ſo iſt es ganz natürlich, daß wir bei gar vielen Dingen glauben, es ſtecke dahinter wieder eine ruſſiſche Zärtlichkeit für unſer Wohl. Es würde uns aufrichtig leid thun, wenn wir den Rechten und Gefühlen unſrer böhmiſchen Brüder auch nur im Geringſten zu nahe träten; doch hier können wir nicht an Böhmen allein denken; unſer Blick wird unwillkürlich weiter fortgezogen und wir ſehn den Hradſchin und Wiſherad nicht in ſchöner altſlawiſcher Urwaldeinſamkeit als Denkmal ehrwürdiger Vergangenheit, ſondern überragt von den prahlenden Goldkuppeln des Kreml, ein Bild unheimlicher Zukunft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Oktober 1842.

Slawische Literatur.

4) Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Prag, in Commission bei Kronberger und Rivnac, 1842.

Die neue Durcharbeitung der böhmischen Geschichte, die Herr Palacky übernommen, ist höchst dankenswerth, weil sie äußerst gründlich die urkundliche Wahrheit auszumitteln sucht. Daß er dabei in jeder Beziehung das Nationalinteresse der Böhmen wahrnimmt, sind wir weit entfernt, ihm zu verdenken, selbst wenn es auf Kosten unsers deutschen Nationalinteresses geschieht. Nur hatte Herr Palacky vielleicht, wenn er überall als Böhme schreibt, auch böhmisch schreiben dürfen.

Der zuletzt erschienene Band seines großen Werkes umfaßt die Geschichte der Könige Johann und Karl aus dem Hause Luxemburg, die nach dem Aussterben des alten einheimischen Königsgeschlechts im vierzehnten Jahrhundert, auf den böhmischen Thron gelangten. Beides waren Regenten von großer Auszeichnung und Eigenthümlichkeit. König Johann, der größte Abenteurer seiner Zeit, versäumte das innere Wohl Böhmens über europäischen Intriguen, vergrößerte Böhmen aber durch die Erwerbung Schlesiens. Sein Sohn, der als Karl IV. deutscher Kaiser wurde, war zugleich der Vater und größte Wohlthäter Böhmens.

Im Eingange wird gezeigt, wie die deutschen Zustände auf die böhmischen eingewirkt haben, wie die alte Freiheit des böhmischen Volks durch die Einführung der deutschen Feudalität gefährdet worden sey. Wenn der Verfasser jene Freiheit und zugleich die alte Bildung der Böhmen im Gegensatz gegen deutsche Fröhnerei und Robbeit preist, so vergißt er wohl auf der einen Seite zu sehr die barbarischen Scenen, von denen die ältere Geschichte Böhmens wimmelt, und auf der andern Seite die altgermanische Freiheit, die sich wenigstens in den Städten erhielt, und der wohl kaum irgend ein slawisches Freithum gleichkam. Ohne den Böhmen ihre großen Talente und Vorzüge irgend bestreiten zu wollen, darf man doch behaupten, daß Montesquieu Recht hat, wenn er sagt, die Freiheit habe in den deutschen (nicht in den böhmischen oder polnischen) Wäldern ihren Ursprung genommen. — In dem interessanten Verzeichniß der ältesten Adelsgeschlechter Böhmens finden sich Grafen von Wrtby mit drei Hirschgeweihen im Wappen (S. 16), was auf merkwürdige Weise an eines der ältesten Geschlechter Schwabens erinnert.

Die schwierige Geschichte des Königs Johann, der überall und nirgends zu seyn pflegte und in alle Händel Europas zugleich verwickelt war, erhält durch Herrn Palacky neue Aufklärungen, hauptsächlich in Bezug auf die böhmische Verwaltung während der Abwesenheit des unstäten Königs, worauf wir hier nicht näher eingehen wollen.

Von noch größerem Interesse ist die Geschichte Karls IV. Der Verfasser stellt sich von vorn herein auf den böhmischen Standpunkt, indem er erzählt, wie Karl sich als Gegenkaiser im päpstlichen und französischen Interesse gegen Kaiser Ludwig den Baiern habe wählen lassen, und wie Karl und sein Vater Johann den Franzosen Beistand geleistet hätten gegen England. Herr Palacky nimmt nicht den mindesten Anstoß an dieser eines deutschen Kaisers so unwürdigen Politik, sondern sagt S. 267 ganz unbefangen: „Auch unsre Könige (Johann und der so eben zum Kaiser gewählte Karl) durften dem Freunde und Verwandten (dem König von Frankreich) in solcher Noth nicht fehlen.“ Würde sich Herr Palacky auf den deutschen und nicht auf den böhmischen Standpunkt versetzt, würde er in Karl nicht bloß den Böhmenkönig, sondern den Kaiser der Deutschen gesehen haben, so hätte er offenbar den letzteren gegen der an Frankreich geleisteten Hülfe nicht loben können;

Digitized by Google

denn was konnte für einen deutschen Kaiser schmählicher und zugleich unpolitischer seyn, als Schlachten für Frankreich auszufechten, für jenes Frankreich, das so eben noch, mit dem Papst im Bunde, dem deutschen Kaiser und Reich jede Art von Hohn und Schaden zugefügt hatte. Inzwischen bleibt es die Frage, ob es auch dann, wenn man sich auf dem böhmischen, und nicht auf dem deutschen Standpunkte befindet, gut und recht ist, das Bündniß eines Böhmenkönigs mit Frankreich auf Kosten Deutschlands zu rühmen? Uebrigens korrigirte Karl seine Politik sehr bald und nahm die Interessen Deutschlands gegen Frankreich sehr klug wahr.

Am Schluß des vorliegenden Bandes entrüstet sich Herr Palacky mit Recht über die deutschen Geschichtschreiber, welche den so interessanten Kaiser Karl IV. mißkannt und in herkömmlicher Weise bis auf die neueste Zeit verunglimpft haben. Aber er sollte nicht alle verdammen. Referent wenigstens hat schon vor Jahren * die große Bedeutung Kaiser Karls IV. und seine durchgreifende, zum wahren Wohle Deutschlands gereichende Politik namentlich Frankreich und dem Papste gegenüber hervorgehoben und selbst noch mehr zu seinem Ruhme gesagt, als Herr Palacky, da dieser, immer nur Böhmen berücksichtigend, gerade die für Deutschland weisesten und heilsamsten Maßregeln Karls weniger beachtet. Also sind doch nicht alle deutsche Geschichtschreiber so blind gewesen, wie Herr Palacky annimmt. Gleichwohl trifft der Tadel mit Recht sehr viele, und ist dieß auch keineswegs der einzige Punkt, in dem die deutschen Geschichtschreiber geirrt haben. Referent hat schon gar oft Gelegenheit genommen, den gemeinen und herkömmlichen Ansichten zu widersprechen und darzuthun, in welchen groben Irrthümern die guten Deutschen noch immer befangen sind, sofern sie das Lob, das einst Priester, Ausländer, Verräther und feile Kreaturen denen zollten, die Deutschlands Angelegenheiten am schlechtesten geleitet haben, und den Tadel, den eben diese verdächtigen Zeugen auf unsre besten Fürsten und tüchtigsten Patrioten geworfen haben, gedankenlos nachreden und nachschreiben. Es ist noch nicht lange her, daß das fast vergessene Haus der Hohenstaufen wieder zu Ehren gekommen ist in der deutschen Geschichtschreibung, die vorher fast nur das zu preisen und ins Licht zu stellen wußte, was die noch lebenden Geschlechteer anging. Unter den ausgestorbenen Häusern, die keinen Historiographen mehr belohnen können, ist aber vorzugsweise lange das luxemburgliche vernachlässigt und verunglimpft worden. Erst Barthold hat im Leben Heinrichs VII. den alten Glanz dieses Hauses wieder vorleuchten lassen aus dem Dunkel der Geschichte; aber Karl IV. steht noch trotz dem, was Pelzel und Schottky dafür schon geleistet, einem Biographen entgegen. Wenn dieser die so sehr schätzbaren Beiträge des Herrn Palacky benutzt, wünschen wir nur, daß ihm der deutsche Gesichtspunkt nie verrückt werde.

* W. Menzels Geschichte der Deutschen, 2te Auflage S. 397. 5te S. 458. 4te, die demnächst erscheint, S. 461.

Dichtkunst.

Der Fürst der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller. Leipzig, Mayer und Wigand, 1842.

Herr Duller besitzt ein ausgezeichnetes Talent für die Versifikation, weßhalb wir immer bedauert haben, daß er durch zu viele in Prosa geschriebene Sachen seine poetische Kraft getheilt und zersplittert und die Concentration derselben auf wenige Meisterwerke in Versen unterlassen hat.

Das vorliegende Gedicht beginnt sehr großartig. Gott der Herr nämlich redet selbst, als Fürst der Liebe, und sendet einen liebreichen Engel auf die Erde herab. Es ist Schade, daß diese Sendung eines einzelnen Engels, der auch nur sehr im Einzelnen tröstet und hilft, mit der großartigen Absicht und mit der Allmacht des Ewigen, der ihn sendet, nicht ganz im Verhältniß steht, und es wäre deßfalls vielleicht zweckmäßiger gewesen, die Erscheinung des Engels auf Erden anspruchsloser und gleichsam unbedeutender zu motiviren; etwa so, daß er aus eigener Neugier oder Sehnsucht käme. Sobald er als feierlich von Gott entsendet auftritt, thut er nicht genug.

Abgesehen davon ist die Erscheinung des Engels höchst liebenswürdig:

Im Wald schwebt um die zwölfte Stunde
Der heil'gen Nacht ein holdes Kind;
Es streut die Fülle früher Kunde
Rings aus, wie Blüten Frühlingswind;
Von seinem Antlitz fließt ein Leuchten,
Wie Mondglanz schwimmt auf stiller Flut,
Und wie im liebeleg'gen, feuchten
Aug' einer Braut strahlt Morgenglut.
Gewaffnet ist's mit einem Speere,
Als zög er aus zu Kampf und Streit;
Hoch wiegt sich auf der schlanken Wehre
Ein Lilienkelch, den Gott geweiht.

Digitized by Google

Und wie den Speer es senkt, entklinget
Dem Kelch ein wunderbarer Laut,
Wie wenn ein Wandervogleln singet,
Was es im fernen Land geschaut.
Fremdartig tönen zwar die Weisen,
Doch hallt ein trauter Grundton d'raus,
Und bebt in Schwingungen, in leisen,
Wie Echogruß vom Vaterhaus.
Wie wenn Dir holde Todesmahnung
Gar weich und wohl das Herz umschmiegt,
Du fühlst: 's ist doch nur heil'ge Ahnung
Urlebens, das den Tod besiegt.
So, wenn das Kind die Litie neiget,
Weicht ringsumher des Winters Bann,
Und, wie der Kelch erklingt, so steiget
An's Licht, was Regung kaum gewann,
Der Fels fühlt seine Greisesglieder
Erwarmen von der Ahnen Glut;
Ein junger Riese ist er wieder,
Wie einst, da er im Uebermuth
Die teutsche Wasserfei umtoste,
Und, als sie sprödt' sich ihm entwand,
In's Thal, in das sie fliehend tobte,
Hinabgriff mit verwegner Hand;
So stand er lang, tiefabgestrecket
Den starren Arm; ihn hat kein Sturm
Bewegt; das Haupt, emporgereckt
Voll Trotz, krönt ihm ein alter Thurm.
Jetzt regt er sich; da stürzt die Krone
Zersplittert nieder in das Thal,
Gleichwie ein König von dem Throne,
Erwacht ein starres Volk einmal.
Und immer lauter wird das Rauschen
Vom Klang des Lilienkelchs im Wald;
Die Steine, Bäume, Vögel tauschen
Viel tausend Stimmen mannigfalt.
Das ist die heil'ge Zeit der Weihe,
In der die stumme Creatur
Sich wieder regen darf als freie,
Die sonst dem Menschen dienet nur;
Und des Bewußtseyns Pulse schlagen,
Daß nichts verloren, was da ward,
Wie in der Schöpfung ersten Tagen,
Da Gott sich ihr geoffenbart.

Welche reine, herrliche Sprache! Und die Wendung, durch welche der Engel der Liebe in den Engel der Freiheit umgewandelt wird, ist gewiß tiefpoetisch.

Nun folgen einzelne Gedichte, die uns die trostreiche Wirksamkeit des Engels in einzelnen Fällen zeigen. Er sieht Verbrechen, Laster und Leiden aller Art und steht den Kranken und Leidenden, der Armuth, der Unschuld, dem Hülflosen und Gefangenen u. bei. Glücklicherweise gewinnt die Idee, welche den Engel der Liebe mit dem der Freiheit identificirt, immer wieder die Oberhand, was diesen Dichtungen einen originellen Reiz verleiht. Zum Schönsten in dieser Beziehung gehört die Sage vom Geisterkinde, dessen nächtliche Erscheinung einen Tyrannen schreckt. Im Wahn, es sey ein Kind im Schloß ermordet worden, sucht der Tyrann, „um seinen Nachten Schlaf zurückzugeben," um jeden Preis den Thäter zu entdecken.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verbeißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde fliegt durch des Reiches Gau'n
Und kräuft in alle Herzen Grau'n; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseits des Grenzsteins sie, und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verdammter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt;
„Ich kann Dir's sagen, Fürst," so hebt er an,
„Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn Du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

„Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band, bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag emporgebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das soll im Grund lebendig ihr einsargen!""

„Und wie er rieth, geschah's;
Und ohne Scham und Reu' und Mitleid sah's
Dein Ahn', o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß gefeit, kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unter'm Stein;
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen.

„Und ob Dein Schloß auch gleißt
Mit gold'nem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt. Du hast's gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!

Digitized by Google

Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ist's, der sie verweht,
Und über Nacht ist sie in Asch' zerstoben.

„Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse: daß es einst begräbt
All Deine Macht und Deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es berreut.
Wann es im Wachsthum hoch genug geschossen,
Wird es mit seinem heil'gen Scheitel dann
Durchbrechen Deine Dielen, o Tyrann,
Das Gottesdach, und Deinen Thron durchstoßen.

„Fragst Du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt Dir der nächste Frühlingswind,
Der Dich nicht fragt, ob Du ihn auch gebannt,
Ruft: „Freiheit" ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das sündige Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig, wie für todt,
Auf dessen Haupt Du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürsten fasset Graus;
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen gold'ne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, sehngefügter Spiegel,
Zu Staub stürzt jeder Säule gold'ner Knauf.
Horch! ein Triumphlied schallt vom Grund herauf!
Geborsten ist der Grund; es schmolz das Siegel.

Auch in den Dichtungen, die, von öffentlichen Sünden und Leiden abgesehen, mehr die Laster und die Noth des Privatlebens berücksichtigen, findet sich viel Schönes, modern-Legendenartiges, worunter wohl die Beichte des Vaters bei dem verlornen Sohn (S. 262 bis 289) das Ergreifendste ist.

Da es sich hier überall von der Liebe handelt, die keiner ältern Religion bekannt war, die erst durch das Christenthum erkannt wurde und die seit der Stiftung der christlichen Gemeinschaft noch von keinem zweiten oder dritten Religionsstifter etwa durch eine neue und verbesserte Auflage übertroffen worden wäre, so hätte unser Dichter auch wohl dem Namen Jesu die Ehre geben sollen. Er läßt am Schlusse sogar Gott selbst ziemlich ausdrücklich den Namen Jesu desavouiren:

„Kein Bild am Kreuz! O, nicht des Bildes
Bedürft ihr, da mit euch der Geist,
Der, wie die Blumen des Gefildes,
Der Herzen Blütenfeld umkreist.

„Bedarf's des Namens? Namen trennen;
Sie trennten oft schon euren Bund.
Wenn ihr das eine Wort zu nennen
Vergaßt, das schon dem Kinde kund.

„O lernt dieß Kindeswort verstehen!
Mir klingt's so süß. Durch eure Macht
Werd' ich mein Werk vollendet sehen,
Wird die Erlösung ganz vollbracht."

Diesen Gedanken halten wir für verfehlt. Man kann im Namen der Verstandeshoffart, wie die Hegelingen thun, gegen Jesum protestiren, aber nie im Namen der Liebe.

Dramatische Dichtkunst.

1) Konradin, der letzte Hohenstaufe, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Lyrisches und Episches. Von Wilhelm Rueß. Weinfelden, Rueß, 1841.

Gleich so vielen andern Dichtern, die bereits den nämlichen Gegenstand bearbeitet haben, hat auch Herr Rueß wieder in Konradin nur das persönliche Unglück, nicht die welthistorische Bedeutung gesehen. Das Einzige, was Konradin hier im Kerker quält, ist seine Liebe zu Agnola, der Tochter Frangipanis, der ihn verrathen. An ihrer Seite hoffte er des Lebens größtes Glück zu genießen, das kann nun nicht seyn und das ist sein einziger Kummer. Mit diesen Betrachtungen eines unglücklich Liebenden nimmt er von der Welt Abschied wie ein gewöhnlicher Privatmann und nicht wie der Erbe eines unermeßlichen Reiches, der letzte Sprößling des größten Kaisergeschlechts, das über die Erde gegangen.

2) Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Lindner. Leipzig, in Kommission bei Fest, 1842.

Derselbe Gegenstand. Konradin erscheint uns hier von Anfang an zu melancholisch. Der Dichter hätte besser gethan den Kontrast freudiger, muthiger Jugend mit dem schrecklichen Ausgang hervorzuheben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Oktober 1842.

Dichtkunst.

1) Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum Kölner Dombau von Ludwig Bauer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Unter dem Vielen, was aus Anlaß des Kölner Dombaus gesagt worden, eine frische und freimüthige Stimme. Der Dichter weckt die Erinnerung an die Einheit und Größe Deutschlands, die sich hauptsächlich an den Namen des Barbarossa knüpft, weil unter ihm unser altes heiliges Reich am einigsten, stärksten und zugleich umfangsreichsten gewesen. Die alte, wohlbekannte Volkssage macht ihn daher zum nationalen Messias, der da wiederkommen soll, wenn Deutschland wieder das wird, was es einst unter ihm gewesen, nämlich die vorherrschende Macht in Europa. Indem der Dichter diese Beziehungen seinem historischen Charakterbilde einflicht, und mit ernster Würde geltend macht, kann er sich doch auch eines derben Spottes nicht enthalten über Unbilden, die wir uns gefallen lassen. So läßt er den Sänger von Osterdingen über die freie Rheinschifffahrt sagen:

Mein Vater ist der Erispalt,
Die Mutter heißt Eerner',
Ich rang im Felsen-Zwiespalt,
Durchtobte Schwabens Meer.
Kaum mach' ich nun bei Laufen
Den letzten Purzelbaum,
Will endlich mich verschnaufen
Im breiter Ufer Saum:

Da legen Zöllnerskinder
Allwärts auf mich Beschlag,
Zuletzt der Besenbinder,
Der arge Scheim, vom Haag:

Streckt mir vom Mast entgegen
Sein Reis an langem Stiel,
Als könnt' er blank mich fegen,
So, wie es ihm gefiel'.

Daß ich der Aar gewunken,
Den Neckar eingethan,
Den trüben Main getrunken,
Gewartet auf die Lahn,
Der Mosel mich thät gatten,
Das, meinst du etwa gar,
Sei für die Wasserratten
Am Biebosch hin und dar?

Laß mir das barsche Wesen!
Den Wisch dort weggefaßt!
Sonst hol' ich meinen Besen,
Der hat Lawinen-Kraft,
Und fegt ohn' alle Gnade,
Sprengt ihr euch noch sehr,
Sammt Haus, Hof und Gestade
Hinunter euch ins Meer.

2) Barbarossa. Ein Eichenkranz um ein altdeutsches Kaiserbild. Von Busso von Hagen. Mit Zeichnungen. Köln, Heisen, 1841.

Im Nibelungenversmaß, ein episches Gemälde, mit derselben patriotischen Wärme gedichtet, wie das oben besprochene dramatische Werk. Nur insoweit scheint uns der Dichter fehl zu greifen, als er das Jahr 1813 als dasjenige bezeichnet, in welchem Barbarossa aus seinem Zauberschlafe geweckt und das Schicksal Deutschlands, auf das er der Sage nach harren sollte, erfüllt worden sey. Die Befreiung Deutschlands von Napoleons Joch war etwas sehr Heilsames, etwas sehr Großartiges, aber noch weit entfernt von einer Wiedergeburt Deutschlands

Digitized by Google

zu der Macht, die es unter Barbarossa besessen. Da man im ersten und zweiten Pariser Frieden den besiegten Franzosen gleichwohl deutsche Länder und die wichtigsten Grenzfestungen unsers alten deutschen Reichs, Straßburg und Metz, überließ, durfte der im Kiffhäuserberge am Steinitsch schlafende Barbarossa ruhig fortnicken. So lange Deutschland so erbärmlichen Frieden schließt, erwacht der Barbarossa nicht.

Militärische Schriften.

1) Sechsundzwanzig Friedensjahre. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der ungenannte Verfasser wirft die Frage auf: ob wir in Deutschland für den Kriegsfall auch hinlänglich gerüstet seyen, und ob wir in dieser Beziehung die lange Friedenszeit zweckmäßig zur Vorbereitung angewendet hätten? Und dieß glaubt er in mehrfacher Hinsicht verneinen zu müssen. Insbesondere beschwert er sich über die Generalstäbe: „Wenn ein Krieg ausbricht, wird der Generalstab mit Anfragen aller Art bestürmt, er soll jetzt über Dasjenige, was das Kriegstheater angeht, sein Schatzkästlein öffnen, der Tag der Rechenschaft für seine bisherige Thätigkeit ist erschienen, und wohl ihm! wenn die Schränke seiner Bureaux nicht bloß mit gelehrten Papieren, sondern mit *brauchbaren* Notizen gefüllt sind. Ueber Straßen- und Wegebeschaffenheit, über Eigenthümlichkeiten der Flüsse und Ströme, über den Zustand der feindlichen Festungen, über Zahl und Verfassung der feindlichen und verbündeten Armeen, die Eigenschaften ihrer Generale, den Zustand der Waffen u. s. w., über alle diese Dinge bedarf man bei ausbrechendem Kriege zuverlässige Notizen, und von wem anders wäre man sie zu fordern berechtigt, als von dem Generalstabe, der dafür salarirt wird und allein dafür verantwortlich ist? Hier gilt es, Rechnung zu legen von der sechsundzwanzigjährigen Friedensthätigkeit, und die Zinsen von dem ungeheuren Capital zurückzuzahlen, das der Staat sechsundzwanzig Jahre lang auf diese kostspielige Partie verwendet hatte. — Mögen alle deutschen Generalstäbe in ihre Brust greifen und sich aufrichtig die Frage beantworten, ob sie auch bei dieser Rechnung bestehen werden und der Staat sie nicht ohne den Wirth gemacht hat. Das Jahr 1830 hatte das Fluidum im deutschen Friedensgefäße zuerst umgeschüttelt, und das sind jetzt zwölf Jahre her. In diesen zwölf Jahren ist so Manches zur Sprache gekommen, was in die Categorie gehört, von der wir hier sprechen. Die Generalstäbe haben vielfache Gelegenheit zur Selbstprüfung gehabt, und die wichtige Frage, ob sie auch zu allen Zeiten auf ihre Rechnungslegung vorbereitet gewesen, ja ob sie es heute sind und auch nach neuen zwölf Jahren es seyn werden? diese wichtige Frage ist durch die Ereignisse der Zeit recht nachdrücklich angeregt worden. Die Antwort ist nicht überall befriedigend ausgefallen. Es sollten die und da Truppenzusammenziehungen Statt finden, und Niemand kannte die Wege. Es sollten Flüsse vertheidigt und passirt, oder zum Vertheidigen und Passiren vorbereitet werden, und Niemand kannte die Uebergänge, beides wohlgemerkt! im eigenen Lande, um wie viel weniger also im feindlichen. Man recurrirte auf die Recognoscirungsarbeiten des Generalstabs und dessen Memoiren, fand es aber doch bedenklich, ohne weitere Localprüfung die Truppen auf Grund jener schätzbaren Aktenstücke in Marsch zu setzen, kurz, es fehlte in topographischer Beziehung an allen Ecken und Enden. Das waren schlimme Vorzeichen. Nun, es sind zwölf Jahre darüber ins Land gegangen, und eigner Schaden soll ja weise machen.“ In diesem morosen Tone ist die ganze Broschüre geschrieben. Auf welche Vorgänge er sich bezieht, wissen wir nicht. Ueberhaupt dürfte es den meisten Lesern schwer seyn, diese Parthie, in welche ihnen von keiner Seite eine Einsicht zusteht, zu beurtheilen.

Leichter läßt sich dem Verfasser beipflichten, wenn er sich über den Luxus der Uniformen und über die Abrichtung der Truppen zur Parade (anstatt zum Kriege) beschwert, denn daß dieser Tadel nicht ganz ungegründet ist, lehrt der Augenschein. „Das Lederzeug ist durchgängig zu breit, was zwar sehr schön aussieht, aber dem Soldaten auf die Dauer sehr beschwerlich fällt. Der Einfluß der sechsundzwanzig Friedensjahre ist dabei nicht ausgeblieben. Anno 1815 war das Lederzeug schmal und zweckmäßig; aber bald fing ein Regiment an, der Breite etwas zuzusetzen, was beifällig bemerkt wurde; sogleich fanden sich Nachahmer; die erfahrenen Offiziere schüttelten zwar die Köpfe, allein man kehrte sich nicht daran, Napoleon saß ja fest auf St. Helena, und das Lederzeug wurde zusehends breiter, so daß jetzt der Soldat förmlich in einem Lederpanzer steckt. Auch das schwarze Lederzeug hat seine Nachtheile. Man ist mit der einfachen Schwärze nicht zufrieden, es muß spiegelblank lackirt seyn, was dem armen Soldaten seine paar Kreuzer aus der Tasche stiehlt. Tirailliert ein solches lackirtes Bataillon durch Nadelholz, so ist es nicht wiederzukennen. — Die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erwerben, ist die erste und natürlichste Bestrebung, vor der das Mittel zurücktreten muß, dafern es nur zum Zweck führt. Setzen wir z. B. folgenden Fall. Wenn ein Offizier

Digitized by Google

eine Zeitlang die Rekruten exercirt hat, so ergeht an ihn die Frage: „Wann glauben Sie wohl, daß ihre Rekruten die erste Parade werden mitmachen können?“ — Oder: „Halten Sie doch auf besseres Gewehrtragen, Sie wissen, wie sehr der Herr General das liebt!“ — Oder: „Mein Gott, Sie tirailliren schon mit den Leuten, lassen Sie das doch bis nach der Inspizirung, die Leute kommen ja dadurch nur auseinander“ u. s. w. Das heißt denn doch, geradezu auf die Parademacht hinweisen. So dreht sich Alles nur um das Exerciren. Beim Manövriren geht es um wenig anders, die gute Richtung bleibt auch hierbei eine Hauptsache, und mitten im Feuergefecht hört man das mächtige: „Points vor!“ In der That, es wäre unbillig, von den Offizieren andere Bestrebungen zu verlangen, welche nicht auf das Criterion: eine brillante Revue zu machen, hinausliefen. Sey die Ausbildung eines Regiments auf noch so hoher Stufe, und es macht einen schlechten Parademarsch, so wird es immer in der Kunstsprache „schlecht abschneiden.“ Alles zusammengefaßt, ist es nicht zu viel behauptet, daß nach dermaligem Standpunkt die Infanterie von der ihr zugebilligten Gesammtzeit zwei volle Drittel der Paradetaktik widmet und widmen muß, wenn sie einigermaßen eine gute Revue machen will. Wie reimt sich das nun mit den unaufhörlichen Klagen über zu kurze Dienstzeit? Muß nicht jeder Unbefangene von selbst auf den Gedanken kommen, daß die Dienstzeit des Infanteristen immer noch viel zu lang ist, da der größere Theil derselben schonungslos vergeudet und auf Dinge verwendet wird, die nichts weniger als zur Erwerbung der Kriegsgenbtheit nothwendig sind? — Alle praktische Offiziere, die es redlich mit dem Waffenwerke meinen, sind der Ueberzeugung, daß eine heilsame Reform hierin dringend nothwendig ist, allein keiner will den Anfang machen. Es gibt nichts Einfacheres als die Infanterietaktik, sobald sie auf wahre Kriegsgrundsätze zurückgeführt wird. Wie weit man sich davon entfernen kann, lehrt ein einziger Blick auf die den Reglements beigehefteten Additionaldestimmungen, auf die zahllosen abändernden, einander aufhebenden, erläuternden Verfügungen, die oft schon wieder ermäßigt werden, bevor sie noch eigentlich ins Leben getreten sind, eine immer unwesentlicher als die andere. Ist es doch gerade, als wäre die Taktik eine leichtfertige Dirne, die zu jedem neuen Balle sich mit neuen Farben schmückt! Und wenn man nun fragt, welche Vortheile aus diesen zahllosen Supplementardestimmungen zu Supplementen zum Reglement der eigentlichen Kriegstaktik erwachsen, so kann auch das schärfste Auge keine entdecken. Ueberall nur Formen, an die kein Mensch mehr denkt, sobald die erste scharfe Patrone eingeladen wird.“ An der Cavallerie wird ebenfalls getadelt, daß bei ihr alles vorzugsweise auf gutes Aussehen bei den Paraden berechnet sey und nicht auf die Praxis im Kriege.

Der gar zu tadelsüchtige Ton und der Umstand, daß der Verfasser neben dem, was ihm mißfallt, nicht auch das Gute lobend anerkennt, dürfte dem Eindruck schaden, den sonst die hier gesagten Wahrheiten machen müßten. Auch thut die Unbestimmtheit nicht wohl. Deutschland ist groß. Gewiß kann man nicht von allen seinen Generalstaben, von allen seinen Truppen dasselbe sagen.

2) Preußen als Militärstaat. Von C. L. Hellrung. Leipzig, Fest, 1842.

Hier wird alles Gute hervorgehoben und dadurch der Tadel dessen, woran noch etwas zu wünschen übrig ist, gemildert. Zum Theil hören wir hier dieselben Wünsche. „Alles Lederzeug, insbesondere der Infanterie, ist viel zu breit. Abgesehen von seiner Schwere bilden die Taschen-, Säbel-, Tornisterträger- und Brustriemen einen Panzer, in welchem der Soldat sich unbehaglich, beengt beim Athmen und unfrei fühlt. Der Tornister ist, wenigstens für die kleinern Leute und leichte Infanterie, viel zu groß, ein wahres Magazin. — Die Kopfbedeckung der Cürassiere bestehet in einem schmalen russischen Lederhelm, sehr hoch, mit einer borstigen Roßhaarraupe, er ist nicht schön zu nennen, paßt auch nicht zu dem Harnische, wodurch der Cürassier an ritterlichem Ansehen sehr verliert, und in dieser Beziehung dem französischen Cürassier nachsteht. Dieser Helm schützt obenein nur den Scheitel, den er knapp bedeckt, wankt im Winde auf dem Kopfe und muß durch die Kinnriemen in der Balance gehalten werden.“ Wird jetzt, wie bekannt, abgeschafft. Ferner spricht sich der Verfasser gegen die engen Collets und Fracktuniformen aus, die den Unterleib jedem Wetter bloßstellen.

Alles was dem Verfasser auch in Bezug auf die Heeresorganisation noch wünschenswerth erscheint, zweckt auf die Größe Preußens und Deutschlands ab, wie er denn auch in diese militärische Schrift viele politische Betrachtungen einmischt. Er erforscht alle möglichen politischen Combinationen, aus welchen Kriege für Preußen resultiren könnten und wägt dann Mittel und Kräfte gegeneinander ab. Unter allen Mitteln, die Nationalkraft zu entwickeln, scheint ihm die Landwehr, wie sie in Preußen wirklich ins Leben getreten ist, die beachtenswertheste und mit Recht empfiehlt er dieses Institut den deutschen Staaten, die es noch nicht haben.

Digitized by Google

Criminalgeschichte.

1) Der neue Pitaval. Eine Sammlung interessanter Criminalgeschichten. Herausg. vom Criminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis). Zweiter Theil. Leipzig. Brockhaus, 1842.

Wir begegnen hier zuerst einem meisterhaften Resumé über den berühmten Fonkschen Prozeß. Bekanntlich ist für oder wider Fonk mit größter Leidenschaft gestritten und sind so viele Bücher über ihn geschrieben worden, daß sie insgesammt eine nicht unansehnliche Bibliothek füllen. Die Betheiligten sind indeß alle gestorben und der Versuch, diesen Prozeß zu einer politischen Demonstration zu benutzen, ist mißlungen. Die Leidenschaft ist abgekühlt. Man kann jetzt mit Ruhe die Akten revidiren und ein unbefangenes Urtheil ermitteln, wie es in vorliegendem Werke geschehen ist.

Von Anfang an war die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß Fonk den jungen Cönen ermordet habe oder habe ermorden lassen. Aber die Schlauigkeit der Vertheidiger, der große Einfluß der Beichtväter, die Zudringlichkeit seviler Wohldiener, und der Kastengeist der Romanisten, die bei diesem Anlaß das öffentliche Gerichtsverfahren überhaupt verdächtigen, ja sogar unterdrücken wollten, und endlich die Sentimentalität einiger Vielschreiber, die über alles mitzusprechen und sich dabei Geld zu verdienen pflegten, und die hier eine zu rettende Unschuld fingirten, das alles wirkte zusammen, die einfachen Thatsachen zu verdunkeln und ein künstliches Lügengewebe an ihre Stelle zu setzen. Fonk wurde zu einem Heiligen gemacht; man brachte ihm die übertriebensten und albernsten Huldigungen dar und fühlte sich freilich nachher beschämt, als der Mann selber in Deutschland herumreiste, um sich zu bedanken, und nicht den besten Eindruck machte. Dagegen wurden die unbescholtensten Richter und Geschwornen für ruchlose Bösewichter und Verbrecher ausgeschrieen. Auf die widrigste Weise offenbarte sich zum erstenmal in Deutschland die Macht der literarischen Lüge, die sich seither so oft wieder bethätigt hat. Um die Schurkerei zu beschönigen, wurde die Ehrlichkeit ins Gesicht geschlagen, was seit dem Einfluß der Hegelschen Schule fast zur Regel der Journalistik geworden ist. Diese Sympathien haben fort und fort in unserer Literatur gewirkt. Wo irgend eine Schlechtigkeit ist, findet sie zuverlässig ihre Vertheidiger und das Recht wird verhöhnt. Möchte sich das öffentliche Urtheil in dem Fonkschen Prozesse spiegeln! Wie damals, so wird noch jetzt und in viel wichtigern Fragen die einfache Wahrheit durch jede Art von Lüge und literarischer Charlatanerie umnebelt. Aber wie wir bereits jetzt einzusehen anfangen, welches freche Spiel die literarischen Lügner mit dem öffentlichen Urtheil in der Fonkschen Angelegenheit getrieben haben, so wird auch bald die Zeit kommen, in welcher man die Lügen von heute enthüllt. Denn die Wahrheit dringt zuletzt doch immer durch.

Dem Fonkschen Prozeß folgen hier mehrere höchst interessante, aber auch das innerste Gefühl empörende Geschichten von Giftmischerinnen, der Marquise von Brinvillier, der Geheimeräthin Ursinus, der Anna Margaretha Zwanziger, der Gesche Gotfried, alles Fälle, die uns die raffinirteste Bosheit und schauderhafteste Verirrung des weiblichen Gefühls offenbaren. Ferner drei Criminalfälle, worin hauptsächlich die Rohheit der verwahrlosten Natur und Mangel an Erziehung eine Rolle spielen. Endlich die Geschichte der Marquise de Gange, die ein Opfer grausamer Eifersucht wurde, aus den Zeiten altfranzösischer Corruption.

2) Mein Wahnsinn im Kerker. Von Angelo Frignani. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Seitenstück zu dem Kerkerleben des berühmten Silvio Pellico. Frignani aber war kein Lombarde, sondern ein römischer Ravennate; und kein sanft duldendes frommes Gemüth, wie Pellico, sondern ein kräftiger und wilder Charakter. Er schildert nun, wie er als Mitglied geheimer Gesellschaften sich Strafe zugezogen und wie hart dieselbe ausgefallen sey. Er rechnet auf das Mitleid nicht nur aller Freiheitsfreunde, sondern auch derer, denen die Leiden ihrer Mitmenschen, weß Glaubens sie auch seyn mögen, nicht gleichgültig sind. Inzwischen sprechen seine Memoiren nicht so an, wie die von Pellico. Auch möchten wir seiner Erzählung nicht in allen Punkten Glauben schenken. Wenn er z. B. Seite 19 eines Urtheils gegen den alle Anklagen siegreich widerlegenden Grafen Fabbri erwähnt, welches gelautet haben soll: „Verurtheilt, als nicht verwickelt in die Verschwörung" und kraft dessen der gedachte Graf zu 25 Jahren Gefängniß verurtheilt worden sey, so ist dieß wohl eine Uebertreibung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Oktober 1842.

Lyrische Dichtkunst.

1) Caledon. Sammlung der besten schottischen Gedichte. Zweiter Band. William Motherwells und Robert Tannahills Gedichte, deutsch von H. J. Heintze. Leipzig, J. A. Barth, 1841.

Als erster Band dieser Sammlung ist die Uebersetzung der Gedichte Burns von W. Gerhard (vergl. unsre Blätter von 1840, Nr. 82) zu betrachten. Im zweiten werden uns abermals zwei schottische Dichter vorgeführt. Motherwell wurde 1797 zu Glasgow geboren und starb 1835. Seine Phantasien sind sehr düster. Er behandelt alte Volkssagen meist von blutigem, gespensterhaftem und wahnsinnigem Inhalt und versenkt sich mit einer Art von Wollust in das Entsetzliche. Z. B. im Liede von Haldert dem Grimmen:

Blut färbt diese Stirne,
Blut färbt diese Hand,
Blut färbt die Hellebarde,
Das Schwert und Gewand.

Voll Blut ist der Panzer,
Den Mordlust erfüllt,
Und blutrotty der Mantel
Des Mordes umhüllt ꝛc.

Ein Lied „Hexenlust" überschrieben, schwelgt in noch wildern Bildern:

Wenn der Nachtwind heult und rast
Um Gräber, frisch begrast,
Darin der Todte harrt
Und wild gen Himmel starrt
Wenn die Kobolde rut sich zeigt
Und zu Fürst und Bauer schleicht,
Und von dem bleichen Raub
Wegreißt die morsche Schaub',
Und mit dem grimm'gen Zahn
Nagt Bein und Knochen an;
Oder kämpft auf heil'gem Grund
Um schöner Mädchen Mund
Und edler Frauen Jung',
Die rein von Lästerung;
Und saugt die Wangen bleich
Von Kindern, zart und weich,
Und streut in wilder Freud'
Die Schädel weit und breit
Und schreit im Wahnsinn wild,
Daß Furcht die Erd' erfüllt:
O dann, o dann, o dann
Zieh'n wir zu Hauf heran;
Schallt solch gespenstig Schrei'n,
Dann können wir uns frei'n.

Wenn des Mörders Leiche bleich
Sich schwingt im luft'gen Reich,
Daß die Galgenketten schwirr'n;
Wenn die Fledermaus das Hirn
Und die Eul' die Augen schmaust,
Und der Fuchs das Fleisch zerzaust,
Indeß der Rabe schreit,
Der Galgenfürst, vor Freud',
Und auf den Schädel satt
Sich kauernd, schauet matt,
Doch mit gar düsterm Stolz
Weit über Moor und Holz,
Und träumt, daß nächster Tag
Ihm Frisch'res bringen mag;
Und wenn in Sumpf und Moor
Ein Wandrer sich verlor,
Weil die Geister ihn geirrt,
Und ein Irrlicht vor ihm schwirrt,
Dem folgt der arme Wicht,
Bis Rettung ihm gebricht,

Digitized by Google

Und ihre böse Macht
Ihm frühes Grab gebracht! —
O dann, o dann, o dann
Zieh'n wir zu Hauf heran;
Ha, ha, verstimmt sein Schrei'n,
Dann können wir uns freu'n.

Und so weiter. Wieder ein anderes Lied „des Wahnsinnigen Liede" ist von ähnlicher schöner Tollheit:

Ho, Fleisch und Blut! süß Fleisch und Blut,
Wie's nur die Erd' verrat!
Willkomm am Wasser und im Wald,
Des Wahnsinns trautem Pfad!
Der Baum ist mein, der kahle Baum,
Der ragt am Wasserfall;
Der Strom ist mein, der krampfhaft sich
Ergießt mit lautem Schall.
Ich bin ihr Herr; mein einz'ger Traum
Ist dieser Strom, ist dieser Baum ꝛc.

Gewiß trifft der Dichter den tiefsten Ton des Schmerzes und zugleich der Höllenlust, aber er gefällt sich zu sehr in dieser Manier und übertreibt hin und wieder.

Einige Lieder von Motherwell sind sanfteren Inhalts und von einer süßen Wehmuth. Doch auch hier ist er nicht immer der Natur treu geblieben, und seine Gedanken erscheinen zuweilen gesucht. Das Gedicht „Amors Nahrung" lautet:

Sag' mir, schöne Maid, vor Allen,
Was soll Amors Nahrung seyn?
Morgenthau, der frisch gefallen
Auf die Blätter grün und rein?
Oder Rosen wie Korallen
Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein!
Laß Rosen seyn
Und Thaustern' an dem grünen Blatt:
Andres macht,
Als du gedacht,
Den zarten, süßen Säugling satt.

Gieb ihm Seufzer, welche beben
In dem Mund, der schweigt, doch spricht;
Laute, die der Brust entschweben,
Daß die Wange Lob erglüht;
Magst ihm auch Erdbihen geben
Und den Blick, der sucht, doch flieht.
So Zartes speist
Der kleine Geist,
Solche Kost ist gut und leicht;
Und mit der Thrän'
Von süßen Weh'n
Wird das holde Kind gesäugt.

Auf so gar sehr sentimentale Weise darf man doch den Amor nicht auffassen. Dieß widerspricht durchaus dem heitern Charakter, der diesem Gott überall treu bleibt.

Tannahill war 1774 zu Paisley geboren, wurde schwermüthig, verbrannte fast alle seine Manuscripte und stürzte sich selbst ins Wasser, 1810. Dennoch sind die hier von ihm mitgetheilten Gedichte fast durchaus heitern und behaglichen Inhalts:

Die schottischen Burschen.

Die schottischen Burschen im würflichten Plaid,
Mit hellblauen Mützchen und Federn gar schön,
Sie standen in Reihen und Gliedern so nett,
Doch mein schmuckes Treuliebchen war der Schönste zu seh'n.
Seine Wange war roth wie das Glöckchen der Heid',
Die feurige Wolk' über schneeigtem Land;
Sein Haar fiel blond auf die Schultern so breit,
Und das Auge der Mädchen war ihm zugewandt ꝛc.

Häufig wiederholen sich bei ihm Naturbilder, eine einfache, aber anmuthige Landschaftsmalerei:

Winter ist entflohn'n, und lind
Wehet nun der Westlandswind,
Und wo Stanley's Birken sind,
Da singt die Drossel helle, o.
Auf Gleniffers grüner Au
Blühen Glöckchen süß im Thau,
Wie mein holdes Lieb, und blau
Rinnt dort die Wiesenquelle, o.
Komm', mein Liebchen, laß uns geh'n
Auf Glentillochs sonn'ge Höh'n,
Und der goldne Tag soll seh'n
Die Lust an trauter Stelle, o, ꝛc.

* * *

Die Mücken tanzen über'm Bach,
Der Thau die Blumen küßt,
Das Rebhuhn auf dem Binsenholm
Den heitern Abend grüßt;
Die Amsel singt gar hell und klar
Im dichten Dornengebüsch;
Die Schwalbe schwippt um's Schloßgemäu'r,
Und wiegt sich leicht und frisch ꝛc.

Nicht selten preist der Dichter das bescheidene Glück der Liebe bei äußerer Armuth:

Als wir erst gefreit, liebe Judith,
War unser Vermögen gar schmal;
Denn heitere, fröhliche Herzen
War'n all unsre Schätze zumal.

Digitized by Google

Ich sang, als das Hüttchen ich baute:
O Himmel, gib mir immer Kraft!
Zum Guckuck dann Seufzer und Klagen,
Denn Lies' ist's, was Reichthum verschafft.

Im Sommer und Winter war Arbeit
In Scheuer und Feld meine Lust;
Mir trämmte niemals, ich wär' müde,
'S geht Alles mit Lies' in der Brust,
Und nun — mag es Eitelkeit scheinen —
Wir müssen doch dankbar gesteh'n,
Daß glücklich wie Kön'ge wir leben,
Mit Allem gar reichlich verseh'n ꝛc.

* * *

Als mich mein Johnny freite,
War unser Haushalt klein;
Denn meine geiz'ge Mutter,
Die gab uns nichts hinein.
Ich sparte wohl, so gut es ging,
Vom Lohne und war froh;
Doch wußt' ich, unser Brautbett war
Nur reines Erbsenstroh.

Wir schafften früh und späte,
Wohl wollt' uns das Geschick,
Und unsre fleiß'gen Hände
Begünstigte das Glück:
Die Liebe macht die Arbeit leicht.
Und ihr auch findet's so,
Wenn ihr euch Abends niederlegt
Auf reines Erbsenstroh.

Die Rose blüht auf Felsen
So gut als zaunumfaßt,
Und Liebe glüht in Hütten
So gut als im Palast:
Drum, Mädchen, freie nur dein Lies,
Will's Mutter gleich nicht so,
Und wär' dein Brautbett wirklich nur
Von reinem Erbsenstroh.

So sind denn fast alle diese Lieder von einem idyllischen Reiz, der nicht ahnen läßt, von welchem Schmerzen der Dichter gefoltert seyn mußte, der sich freiwillig den Tod gab.

2) Rhein- und Weinlieder von Bernhard Brach. Köln, Eisen, 1841.

Eine gute Anzahl Romanzen, die aber größtentheils schon längst bekannte und oft poetisch bearbeitete Stoffe darbieten, also des Reizes der Neuheit entbehren. Dazu einige patriotische und einige gesellige heitere Lieder.

Etwas Pikantes hat folgendes Gedicht vom Königsstuhl zu Rhense:

Den Königsstuhl, den alten,
Betracht ich ganz allein,
Frei wählend konnt ich schalten
Und trank den goldnen Wein.

Wer wird nun Kaiser werden?
— Kurfürst bin ich allein, —
Ihr Fürsten all' auf Erden,
Neugierig mögt ihr seyn!

Nicht will ich auf euch schellen,
Da ich so froh zumal,
Doch, Kaiser taugten selten,
Drum treff' ich andre Wahl.

Ich will den Herrscher geben,
Mein Herold sey der Rhein,
Er ruft: Deutschland soll leben!
Sein Kaiser sey — der Wein!

Er herrschet gut und weise,
Er gibt die Rede frei,
Uebt alte deutsche Weise,
Daß jeder glücklich sey.

Nur er, er stillt die Schmerzen
In jedes Menschen Brust
Und schenkt dem wunden Herzen
Die ihnigliche Lust.

Nur er kann uns entzücken
In hehre, alte Zeit
Und zeigt den trüben Blicken
Verlorne Herrlichkeit.

Ihr Hügel, singet Lieder,
Brauf' es dahin, o Rhein,
Ihr Berge, hallt es wieder:
Der Kaiser ist der Wein!

Doch ist der Gedanke zu frivol. Die Erinnerung an das alte verlorne Kaiserthum muß uns wohl eine ernstere Stimmung wecken, und das hat der Dichter auch begriffen, indem er demselben Gedanken eine viel ernstere und würdigere Wendung gibt in dem Liede von Ingelheim:

Hoch les' der königliche Wein
Vom alten Ingelheim am Rhein!
Mir wird so wohl, mir wird so weh',
Wenn ich in's Glas ihn fließen seh',

Digitized by Google

Und trink' ich seine dunkle Flut,
Dann flammt mir heiß das deutsche Blut.

Mit frommer Sehnsucht denk' ich dann
An jenen unerreichten Mann,
Deß Nam' in tausend Liedern lebt,
Deß Geist uns für und für umschwebt,
Der mächtig seine Welt bewegt
Und jenen Wein gepflanzt, gehegt.

Sein stolzes Schloß versank in Staus
Und ward der mächt'gen Zeit zum Raus,
Doch sein Gedächtniß lebt und glüht
In deutscher Brust, im deutschen Lied
Und seine Liebe blühet fort
Auf tausend Rebenhügeln dort.

So laßt uns stets denn denken sein
Bei diesem königlichen Wein,
Wohl füllt uns seine goldne Flut
Die deutsche Brust mit edelm Muth,
Wohl glänzt im Glas er purpurrein, —
Ein Kaiser pflanzte ihn am Rhein.

Literargeschichte.

Geschichte der Stifts-Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier von Bibliothekar Weidmann. St. Gallen, 1841.

Vor tausend Jahren ließ Abt Gozbert einen eigenen Bibliothekssaal im Kloster St. Gallen bauen, nachdem schon ein Jahrhundert vorher fleißige Mönche daselbst vielfach mit Bücherschreiben sich beschäftigt hatten. Und diese alte Büchersammlung existirt heute noch, wenn auch mannigfach gelichtet und beraubt, doch immer wieder vermehrt und an demselben Ort erhalten, ein Schicksal, dessen sich wohl nur wenige Bibliotheken in der Welt zu erfreuen hatten. Noch jetzt ist die St. Galler Bibliothek eine der reichsten in Bezug auf ältere deutsche Literatur und auf Codices der Klassiker, daher doch berühmt und von Gelehrten wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht.

Aus der hier mitgetheilten, sehr ausführlichen Geschichte der Bibliothek heben wir nur die Hauptsachen hervor. St. Gallen war schon im 8ten Jahrhundert ein Hauptsitz deutscher Gelehrsamkeit; im 9ten bedurfte die Bibliothek schon eines eigenen Saals. Aber der größte Theil ihrer literarischen Schätze ging in der überlieben Zeit vor der Reformation, in welcher die Mönche nicht mehr studirten, sondern nur schwelgten, auf unverantwortliche Weise verloren. Von einer großen Menge der herrlichsten und seltensten Codices sind nur die Ueberreste in sechs Bänden übrig; von vier und zwanzig Bänden in römischen Capital- und Uncialschriften nur ein einziger; von den angelsächsischen Schriften nur der vierte oder fünfte Theil ꝛc. Die Schilderung, welche der berühmte Italiener Poggio von der St. Galler Bibliothek entwarf, die er während des Constanzer Concils besuchte, ist allgemein bekannt. Er fand die Bücher in einem dunkeln Thurm durcheinandergeworfen, bedeckt mit Schimmel und Staub ꝛc. Aber er übertrieb vielleicht absichtlich, da er eine Menge der kostbarsten Handschriften aus St. Gallen stahl und mitnahm. Er that der Bibliothek durch seinen Diebsfinger vielleicht mehr Schaden, als Schimmel und Staub, über die er sich beklagte. In der Reformation bemächtigten sich die St. Galler Bürger der Klosterbibliothek, mußten sie aber dem Abt zurückgeben, wobei auch manches Buch verschleppt wurde. In dem Schweizer Glaubenskriege im Jahr 1712, in welchem die Reformirten siegten, führten die Berner und Zürcher die St. Galler Bibliothek ab und schickten sie zwar ebenfalls wieder zurück, aber mit großen Defekten, da unter der Hand eine Menge Handschriften und Bücher verschleppt waren. Seltnen Edelmuth bewährte damals Heinrich Escher von Zürich, der alles, was er von gestohlnen Büchern auftreiben konnte, nachträglich nach St. Gallen schickte. Während der französischen Revolution wurde auch noch manches verschleppt, doch hatte man die Manuscripte, Münzen ꝛc. und die werthvollsten Werke vorher in Sicherheit gebracht. Bei der Aufhebung des Klosters schwebte die Stadt in Gefahr, die Bibliothek zu verlieren, doch blieb sie derselben durch gütliche Uebereinkunft als Staatsgut.

In den Beilagen zu diesem interessanten Geschichtswerke findet sich eine ausführliche Biographie des Bibliothekar Pius Kolb, der sich im vorigen Jahrhundert große Verdienste um sie erwarb; das älteste Verzeichniß der St. Galler Büchersammlung aus dem 9ten Jahrhundert; Verzeichnisse der im Jahr 1712 verloren gegangenen Werke und Aktenstücke aus jener Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Oktober 1842.

Slawische Literatur.

5) Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. Kritisch beleuchtet von P. J. Safarik und F. Palacky. Mit Fac-Similes. Prag, in Commission bei Kronberger und Riwnac, 1840. 4.

Das Fragment eines alten Gedichts „Libussas Gericht," Fragmente aus einem Evangelium Johannis, der Leitmeritzer Stiftungsbrief und Glossen der mater verborum bilden diese merkwürdigen Reste altböhmischer Sprache, und werden hier mit gewohnter Meisterschaft von zwei der berühmtesten böhmischen Gelehrten commentirt.

Das Bruchstück aus dem Gedichte Libussas Gericht ist in sehr vieler Beziehung höchst interessant. Wir geben hier das Wesentliche seines Inhalts wieder:

Ai, was trübst, Wltawa, du dein Wasser?
Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
Hat sich aufgewühlet wilder Sturmwind,
Schüttend her des weiten Himmels Wetter,
Spülend ab die Häupter grüner Berge,
Spülend aus den Lehmgrund, den goldsand'gen?
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben;
Wenn im Hader sind zwei eig'ne Brüder,
Eig'ne Brüder um des Vaters Erbgut?
Grimmen Hader führen mit einander
Chrudos wild am Schlängelfluß Otawa,
Am goldström'gen Schlängelfluß Otawa,
An der kühlen Radbuza Held Stjaglaw,
Beide Brüder, beide Klenowice,
Alten Stamms von Tetwa, dem Popelssohn,
Der mit Cech's Geschwadern ist gekommen
Durch drei Ström' in diese Segenslande.
Flog herbei nun die gesell'ge Schwalbe,
Flog herbei vom Schlängelfluß Otawa,
Setzt sich auf das breite Flügelfenster
In Lubusa's güldnem Vatersitze,
Auf dem heil'gen Wysegrad, dem Ahnsitz;
Und sie jammert und sie trauert kläglich.
Als dieß höret ihre eig'ne Schwester,
Eigne Schwester an Lubusa's Hofe,
Fleht im Wysegrad zur Fürstenmaid sie,
Zur Entscheidung ein Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder beide,
Und zu richten sie nach dem Gesetze.
Boten heißt die Fürstin nun entsenden
Nach Swatoslaw von Lubic, der weißen,
Wo sich heben junge Eichenforste,
Nach Lutobor von Dobroslaw's Kulme,
Wo den Adlerfluß die Elbe schlürfet,
Nach Ratibor von dem Riesenbergkamm,
Wo den grimmen Drachen Trut erschlagen,
Nach Radowan von der Steinenbrücke,
Nach Jarozir von den ström'gen Bergen,
Nach Strezibor von der reinen Sazau,
Nach Samorods von dem Silberfluß Mies,
Nach den Kmeten, Lechen und Wladyken,
Und zu Chrudos, Stjaglaw auch, den Brüdern,
Den Entzweiten um des Vaters Erbgut.
Als sich einten Lechen und Wladyken
Auf dem Wysegrad, ...
Stellt nach der Geburt sich auf ein jeder:
Tritt in schimmernd weißem Kleid die Fürstin,
Tritt zum Vaterthron im hohen Reichsding:
. . . . . zwei hochsinn'ge Jungfrau'n,
Unterrichtet in den Richtersprüchen:
Hier bei der sind die Gesetzestafeln,
Und bei der das Schwert, der Unbill Rächer,
Gegenüber rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heiligsühnend Wasser.

Libussa's Spruch ist so bescheiden als gerecht und klug; sie sagt, nach den „göttlichen Gesetzen" (nach dem

Digitized by Google

althergebrachten slawischen Recht) sey nur der erste und der zweite Fall zulässig; der Landtag möge entscheiden, welcher von beiden hier Statt zu finden habe; doch stehe es der versammelten Nation frei, auch von den bisherigen Gesetzen abzuweichen und ein neues zu gründen, d. i. die germanische Primogeniturerbfolge einzuführen.

Auf stand Ctrudos von der trummen Otau,
Gall ergoß sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Wuth erbebten alle Glieder,
Schwingt den Arm, und brüllet gleich dem Ure:
Weh der Brut, wenn Ottern zu ihr dringen,
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer:
Erstgebornem ziemt nach Recht das Erbgut.
Auf von Vaters Goldthron stand Lubuſa,
Sprach: ihr Knaben, Lechen und Wladyken!
Meine Schmähung habt ihr hier gehöret:
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze,
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählt den Mann euch unter eu'res Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisen . . .
Mädchenband ist schwach, ob euch zu herrschen.
Auf stand Ratibor vom Riesenbergkamm,
Und begann zu sprechen diese Worte:
Recht bei Deutschen suchen wär' unräthlich:
Recht besteht bei uns nach heil'ger Satzung,
Die mit hergebracht einst uns're Väter.

Hieremit endet das Fragment, welches für die altböhmische Sittengeschichte nicht minder wichtig ist, als für die Sprachkunde. Das Verhältniß der Großen des Landes zur erblichen und gleichsam heilig verehrten Königin, der feine politische Takt der letzteren, die sinnigen Rechtsgebräuche, besonders die Elementarsymbolik (im Feuer der Gerechtigkeit und Wasser der Gnade), endlich der feindliche Gegensatz der böhmischen gegen die deutsche Nationalität sind sämmtlich Momente, die dem Gedicht einen seltnen Werth geben, obgleich seine Niederschreibung erst dem christlichen Mittelalter anzehört und nicht unmittelbar dem heidnischen Alterthum. Ueber das Alter des Fragments ist viel und bitter gestritten worden und gehört dieser Prozeß zu den interessantesten der neuern Literatur. Das alte Pergament, auf welchem es steht, wurde von unbekannter Hand dem Grafen von Kolowrat eingesandt, als derselbe eben zur Sammlung von böhmischen Alterthümern eine öffentliche Aufforderung hatte ergehen lassen. Der Einsender hatte einen Brief beigelegt, worin er sagt, er diene einem vornehmen Herrn in Böhmen, der aber ein ausgemachter „deutscher Michel" und dem böhmischen Wesen abhold sey, weßhalb er ihm das alte Pergament heimlich entwendet habe, um es einer besseren Bestimmung zu weihen. Dieser Umstand, so wie die ungewöhnliche grüne Farbe der Buchstaben und einiges Sprachliche schien dem berühmten böhmischen Sprachforscher Dobrowski verdächtig und er erklärte das Fragment für ein modernes Machwerk. Seine Autorität schlug auch wirklich den Muth aller Liebhaber nieder, die das ehrwürdige Denkmal böhmischer Nationalität nicht ohne Stolz begrüßt hatten. Bald darauf wurde in Prag selbst auf einem alten Büchereinband ein ähnliches Fragment entdeckt, welches Bruchstücke aus einer böhmischen Interlinearversion des lateinischen Evangeliums Johannis enthielt. Dieses hielt Dobrowski beim ersten Anblick für echt, als er aber fand, daß die Sprache ꝛc. auffallend mit dem übereinstimme, was er bereits an dem Gericht Libuſſas entschieden verworfen hatte, so besann er sich eines andern und erklärte nun auch dieses Fragment für eine Fälschung. Erst die Herausgeber des vorliegenden Werkes haben aus einer Menge innerer wie äußerer Gründe die Echtheit beider erwiesen.

Es ist sehr zu bedauern, daß nicht noch mehr altböhmische Sprachdenkmale bis jetzt zu Tage gekommen sind. Hoffentlich sind noch hie und da welche auf alten Schlössern verborgen, die irgend einmal das Licht wiedersehen. Wenn wir auch keine so sehr hohe Meinung von der Kultur der alten Böhmen hegen können, wie es die enthusiastischen Patrioten in Prag thun (die auf dieses Extrem durch ein anderes, nämlich durch die bisherige ungerechte Herabwürdigung ihres Volks, getrieben worden sind), so bleibt doch so viel gewiß, daß sie mehr Zusammenhang und Kultur hatten als die Servier, daß sie diesen mithin auch im Gesange nicht können nachgestanden seyn, daß die wenigen Proben, die von ihrer alten Dichtkunst übrig sind, auf mehr schließen lassen und endlich, daß die feindliche sowohl als freundliche Berührung der böhmischen Nation einerseits mit den Deutschen, andrerseits mit dem Christenthum auf ihre Dichtkunst eingewirkt und Spuren darin zurückgelassen haben muß, welche verfolgen zu können, für den Geschichtsforscher von hohem Werthe wäre. Ist denn unter der angeblich hussitischen Literatur, die im dreißigjährigen Kriege nach Schweden kam, nicht manches verborgen, das viel älter ist, als Huß? Liegt nicht vielleicht auch manches Böhmische noch in polnischen Bücherschätzen vergraben, da Polen offenbar mehr Bildung von Böhmen empfing als ihm gab?

Digitized by Google

Lyrische Dichtkunst.

Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Ausſprühen der heiligen Seher des Morgenlandes von Leopold Haupt. Grimma, bei Gebhardt, 1841.

Kraftstellen aus dem Propheten Jesaias ausgewählt und in metrische Form gebracht, mit steter Beziehung auf unsre Zeit. Alles paßt nun wohl nicht, doch sehr vieles. Die menschliche Eitelkeit ist in unsern Tagen gewiß nicht geringer, als sie es in denen des Propheten war. Die Töchter Zions gehen mit ihren geschminkten Wangen und Goldketten immer noch so stolz einher, wie damals. Die Immoralität hat sich durch Verfeinerung vielleicht noch gesteigert. Die Blindheit derer, die in Egoismus befangen, keine der Gefahren, die dem Ganzen drohen, zu sehen vermögen, ist gewiß noch im reichlichen Maaße vorhanden. Die Hoffahrt des geschaffenen Geistes, der sich über seinen Schöpfer erhebt, war sogar zu keiner Zeit herausfordernder und ruchloser als in der unsern. Daher sind Mahnungen, wie folgende, ganz passend (S. 37):

Ihr Thoren, sagt das Werk von seinem Meister: Er hat mich nicht gemacht?
Ihr Narren, sagt der Topf von seinem Töpfer: er hat's nicht wohl bedacht?

Und ihr, ihr wollt den Allerhöchsten meistern, der euch geschaffen hat?
Ihr wollt verwerfen seiner Wahrheit Wege und seiner Weisheit Pfad?

Wollt Bessres wissen, als was er verkündet durch sein hochheilig Wort?
Wollt selbst euch bauen eine vestre Stühe und einen sichrern Hort?

Wohlan, nur eine kleine Weile wartet! bald wird es anders seyn:
Es werden Taube hören, Blinde sehen, des Herrn sich alle freun.

Und S. 50:

Kommt herzu, spricht Gott, ihr Menschen, und beweiset eure Macht,
Kommt und saget, was sich berge in der Zukunft dunkler Nacht.

Kommt und sprecht, wir wollen's merken und nach dem Erfolge schaun,
Und wenn's glücklich eingetroffen eurer Kraft und Weisheit traun.

Indem der Prophet in die Korruption seines Volks hineinblickt und es nicht bloß von Lastern, sondern namentlich auch von der Lüge umstrickt sieht, ahnet ihm, daß es dem Verderben entgegen gehe und daß die Rache nahe sey. Wir wollen nicht fürchten, daß unsre heutige Korruption so weit gediehen sey, um eine ähnliche Strafe über uns herbeizuziehen; allein wenn man sieht, von welchen Thorheiten und Eitelkeiten Deutschland voll ist, wie blind man das übersieht, was uns Noth thäte, und wie hastig man dem nachjagt, was uns nicht Noth thut, und mit welcher kolossalen Lüge uns namentlich die Literatur umstrickt hat, die bereits systematisch alles Gute tadelt und alles Schlechte preist, so kann man sich zuweilen eines geheimen Schauers nicht erwehren, zumal, wenn man erwägt, welche mächtige Feinde Deutschland dereinst noch von außen zu bestehen haben wird. Und in diesem Sinne ist es vielleicht nicht ganz in den Wind geredet, was der Prophet sagt:

Wehe denen, welche Gutes nennen böſ' und Böses gut
Und der Wahrheit Heilverkündet schelten eine Lügenbrut,

Und die Finsternis euch preisen als das helle Tageslicht
Und von Sünd' und Unrecht sprechen, gleich als wär' es heil'ge Pflicht.

Wehe denen, die an Weisheit sich bedünken stark und groß
Und von ihrem Leben rühmen, daß es sey ganz tadellos.

Wehe denen, welche Helden sind bei Spiel und Flasch' und Glas,
Krieger bei besetzter Tafel, Riesen vor dem vollen Faß.

Wehe denen, die Geschenke nehmen ohne Scheu und Scham,
Und das Recht des Armen beugen, der vor ihr Altar nicht kam.

Darum, wie des Feuers Flamme Stroh und Stoppeln wild verzehrt,
Wird der Acker ihres Lebens ausgebrannt und ganz verheert.

Denn sie achten Nichts als heilig, Unschuld, Tugend, Recht und Pflicht,
Gottes Wort, Gesetz und Lehre gilt in ihren Augen nicht.

Darum geht des Ew'gen Strafe über Alles, was da lebt,
Darum züchtigt er die Völker, daß die Erde selber bebt;

Darum kommt der Tod, zu ernten, eilt das Elend schnell herbei,
Will der Jammer nimmer enden und der Menschen Schmerzensschrei. —

Seht ein Banner sich entfalten dort im fernen, fernen Land',
Um das Banner sammeln Krieger zahlreich sich wie Meeressand.

Digitized by Google

Und die Krieger kommen eilend wie auf Windesflügeln an.
Werfen Alles vor sich nieder, dichtgeschaaret Mann an Mann.

Jeder ist mit Muth gesättiget, Keiner müde, Keiner schwach;
Keinen überfällt der Schlummer, Alle sind sie stark und wach.

Ihre Pfeile sind geschärfet, ihre Bogen sind gespannt,
Ihre schnellen Rosse schnauben euch entgegen, wuthentbrannt.

Brüllend wie die jungen Löwen ziehen selbst sie in die Schlacht,
Nichts kann euch von ihnen retten, Alles zwinget ihre Macht.

So wie von des Sturmes Brausen schäumt und tobt das wilde Meer,
Stürzen sie in hohen Wogen über alle Lande her.

Die junge Schule, die da meint, sich mit dem, was man Gott, Vorsehung, Schicksal und Vergeltung heißt, ein für allemal durch ein Hegel'sches Collegium abgefunden zu haben, und die schon das tausendjährige Reich des „freien Geistes" hereinbrechen sieht, muß hier vernehmen:

O, höret doch, ihr Spötter, vom Weine so berhört,
Ihr Wüstlinge des Volkes, hört Gottes Ausspruch, hört!

Ihr sagt, wir haben ein Bündniß wohl mit dem Tode gemacht,
Wir haben mit der Hölle einen Vertrag zu Stande gebracht.

Uns soll sie nicht erreichen der Trübsal Thränenfluth,
Uns soll sie nicht erfassen des Unglücks Feuersgluth.

Die Lüg' ist unsre Zuflucht, der Trug ist unser Hort,
So steuern wir mit Jauchzen hin in des Glückes Port.

Doch Gott der Herr spricht also: „Ich lege einen Stein,
Ich lege einen Grundstein tief in die Erd' hinein.

Kostbar und wohlbewähret liegt unerschüttert fest
Ein Eckstein er — wohl Jedem, der sich auf ihn verläßt.

Ich messe mit der Meßschnur das Recht und auch die Pflicht,
Und nach dem Senkblei halte gerecht ich mein Gericht.

Verhageln soll die Zuflucht der Lüg' an jedem Ort,
Wegschwemmen sollen Fluthen des Truges schlimmen Hort,

Das Bündniß mit dem Tode, es soll wie Schnee zergehn
Und der Vertrag der Hölle soll nimmermehr bestehn.

Euch soll darnieder reißen der Trübsals Thränenfluth,
Euch soll zu Staub verzehren des Unglücks Feuersgluth.

* * *

Sie staunen all' und sind bestürzt und blicken starr, sich selber kaum bewußt,
Sind trunken, aber nicht von Wein, und taumeln, aber nicht vor Freud' und Lust.

Gott sendete herab auf sie des Todesschlafes müden Schlummer geneigt,
Gab Seher ihnen, die nicht seh'n, und Herrscher von der Höflingswolk' umreigt.

Und jedes Zeichen, das sie warnt, schau'n sie wie ein unlösbar Räthsel an,
Und jedes Wort, das sie belehrt, ist wie ein Buch, das man nicht öffnen kann.

Spricht man zu ihnen: deute dieß! so sagen sie: es ist ein Traumgesicht;
Spricht man zu ihnen: lies nur das! so sagen sie: es ist nur ein Gedicht.

Verfassungswesen.

Das positive Staatsrecht nach den Verfassungsurkunden. Von Pölitz. Ergänzungsband. Darstellung der europäischen Verfassungen seit 1828 von Fr. Bülau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Eine Ergänzung des bekannten Werkes von Pölitz. Seit 1828 war allerdings viel nachzutragen. In Frankreich, Griechenland, Spanien, Portugal hat sich so viel geändert. In deutschen Landen, vor allem in Belgien und der Schweiz, in Hannover, Hessen, Sachsen, Braunschweig ꝛc., zuletzt selbst beziehungsweise in Preußen sind neue politische Verhältnisse und große oder kleine Verfassungsveränderungen eingetreten. Das alles ergänzt nun Herr Bülau, indem er sich im Allgemeinen an den Plan des Pölitz'schen Werkes hält und nur geschichtlich-statistische Ueberblicke über das Verfassungswesen gibt, ohne sich in Lob oder Tadel einzulassen. Also sehr brauchbar zur Orientirung überhaupt und zum Nachschlagen im besondern Falle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Oktober 1842.

Geschichte.

1) Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von Karl August Müller. Dritte Lieferung. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1841.

Herr Müller hat zum erstenmal die Urkunden des Dresdner Archivs ausgebeutet, die für die Geschichte der Reformation und des dreißigjährigen Kriegs von der höchsten Bedeutung sind. Das sächsische Kurhaus stand damals an der Spitze der protestantischen Partei, bis es durch Halbheiten und Treulosigkeiten aller Art diese ehrenvolle und vielversprechende Stellung verlor. Wie Sachsen sich entschied, so mußten die Loose des großen Kampfes fallen. Durch seinen Abfall von der Sache der Reformation verschaffte es dem Kaiser den Sieg, durch sein späteres Hinübertreten zu den Schweden bewirkte es wieder die Niederlege des Kaisers. Immer gab es den Ausschlag; daher das Bemühen aller Parteien, es zu gewinnen, ein Bemühen, das bei der halben Gesinnung und bei dem diplomatischen Schaukelsystem des Kurfürsten auch immer mehr oder weniger glückte. Wie reich unter diesen Umständen die Aktensammlung im sächsischen Archiv seyn muß, läßt sich denken. Auch konnte der Verfasser, indem er den Gang der sächsischen Unterhandlungen brim Beginn des dreißigjährigen Krieges verfolgt, im ersten ziemlich starken Bande nicht weiter vorrücken, als bis zum Schluß des Jahrs 1621.

Wir vermögen nach bestem Erwägen aller damaligen Verhältnisse den Kurfürsten Johann Georg nicht zu entschuldigen. Wenn wir der Meinung sind, daß sich die Leitung deutscher Angelegenheiten im Allgemeinen und die Leitung der protestantischen Sache insbesondere niemals in schlechteren Händen befand, als in den seinigen, so läßt sich dieß durch tausend alte und neue aktenmäßige Beweise darlegen. Hier nur eine kleine Probe. Die katholische Reaktion gegen die Reformation war schon sehr weit gediehen. Im ganzen Süden Europas war jeder Gedanke an Kirchenverbesserung verboten und mit blutiger Strenge durch die Inquisition verfolgt. In Frankreich war die reformirte Partei der Hugenotten erlegen. In England war eine jesuitische Reaktion versucht worden und die Stuarts, die auf dem Throne saßen, hingen ihr an. In Polen nahm die römische Partei wieder überhand. In den Niederlanden waren die Parteien schon seit vielen Jahren im grausamsten Kriege begriffen. In Deutschland war der damalige Kaiser Ferdinand II. seit entschlossen, wie er zu Loretto in die Hände der Jesuiten geschworen hatte, nicht nur seine Erbstaaten, sondern auch das deutsche Reich von jeder Ketzerei zu reinigen. Er begann mit den Erbstaaten; die mit dem gänzlichen Untergang ihrer religiösen und zugleich politischen Freiheiten und Rechte bedrohten Völker ergriffen zu ihrer Vertheidigung die Waffen und baten alle deutschen Protestanten um Hülfe in dem bevorstehenden großen Kampfe. Was hatte unter diesen Umständen das Haupt der Protestanten in Deutschland, welches damals unbestritten der sächsische Kurfürst war, zu thun? Er konnte, wenn er Genie und Ehrgeiz genug besaß, sich selbst zum Kaiser aufwerfen. Er mußte, wenn er dem Gewissen als kirchliches Parteihaupt und dem Beruf als deutscher Reichsfürst genügen wollte, an der Spitze der ganzen großen, auch über die kaiserlichen Erbstaaten verbreiteten Reformationspartei den Kaiser zu seiner Pflicht zwingen. Es lag in seiner Macht, den Frieden zu diktiren, ohne irgend aus den Schranken zu treten, die ihm die Reichsverfassung vorschrieb. Bei der dringenden Gefahr, in der sich die protestantische Sache befand, mußte er für sie handeln. Er hätte es thun müssen, wenn er der geringsten Protestanten einer im Reiche gewesen wäre, aber er war der erste von allen, der, auf den alle sahen, und er handelte — anfangs gar nicht, und dann, als

Digitized by Google

er zum Handeln gezwungen wurde, auf die schlechteste Weise.

Die sächsische Geheimeraths-Konferenz vom Jahr 1618 ist geeignet, auf die Politik des Kurfürsten das hellste Licht zu werfen. Der Kurfürst selbst präsidirte in der Sitzung. Das erste Votum hatte der Kanzler Bernhard von Pöllnitz, der sich also vernehmen ließ: man müsse neutral bleiben und gar nichts thun. Den hülfeflehenden Böhmen solle man antworten: wir dürfen den Kaiser, als unsern Herrn, nicht angreifen. Dem Kaiser, der seinerseits ebenfalls Sachsen zur Reichshülfe gegen die rebellischen Böhmen aufforderte, müsse man antworten, es sey eine Religionssache, welche die politische Ordnung nicht berühre, daher auch zu keiner Hülfeleistung verpflichte. Zweites Votum: der Oberhofrichter von Brandenstein stimmt ebenso. Drittes Votum: der Oberhauptmann von Schönberg ruft Gott den Allmächtigen an, will für Gott und sein Wort alles wagen und opfern, fügt aber hinzu, eben deßhalb dürfe man für die Böhmen nichts thun, denn es seyen ja nicht Lutheraner, es seyen ja nur Utraquisten und Calvinisten, die jeder echte Lutheraner verdammen müsse. Deßhalb sey auch er für die Neutralität. Alle folgenden Vota stimmten ebenfalls dafür und so war man denn einig, daß in dem großen Kampf der beiden Religionsparteien Sachsen, das doch zur Führung der protestantischen Partei berufen war, sich passiv verhalten solle. Das hieß aber so viel, als die protestantische Sache aufgeben, denn wenn alle Katholiken einig handelten, die Protestanten aber sich wechselseitig im Stiche ließen, war die Entscheidung nicht zweifelhaft. Der Kurfürst, der mit jener Abstimmung seines geheimen Rathes sehr zufrieden war, weil sie wahrscheinlich seinen schon bekannten Gesinnungen dienstwillig entgegenkam, ließ nun zweitens darüber abstimmen, auf welche Weise man wohl das liebe Kurfürstenthum beschützen und bewahren könne, daß es bei dem bevorstehenden Kriege auch von keinen feindlichen Truppen und Parteien überschwemmt werde, daß bei dem allgemeinen Brande der Länder doch ja kein zündendes Fünklein in das Gehege des Kurfürsten falle? So dachte dieser engherzige Fürst mitten in der größten Katastrophe, die Deutschland je überstanden, nur an seine Scholle, die zu hüten ihm doch unmöglich war! Und so wenig verstand er es, großartig in eine sturmbewegte Zeit einzugreifen!

Der Verfasser entschuldigt den Kurfürsten S. 378 damit, daß er sagt, wie einmal die Menschen seyen, müsse man sie nehmen; der Kurfürst sey eben nicht der Mann gewesen, mehr zu leisten, als er geleistet hat. Ueberdieß bemerkt er, der Kurfürst habe nicht sowohl den Protestantismus selbst, der seiner Idee nach unausrtilgbar sey, sondern nur die damalige protestantische Kirche im Stiche gelassen und verrathen und das sey eher verzeihlich. Aber wenn es uns der gelehrte Verfasser nicht übel nehmen will, scheint uns diese Vertheidigung ein wenig sophistisch. Wenn es etwa einmal einem griechischen Patriarchen einfiele, Millionen deutsche Protestanten der griechischen Kirche einzuverleiben, würde der Verfasser da ruhig zusehen und sich trösten: die Idee kann man uns doch nicht nehmen? Bekanntlich ist mehreren Millionen Katholiken im russischen Reich unlängst diese Ehre angethan worden. Was hat der römische Stuhl dabei gedacht und gesagt? Dasselbe denken und sagen wir. Die Idee ist von der Kirche nicht zu trennen. Ein unersetzlicher Verlust sind die Seelen, die einer Kirche entzogen werden; wogegen die sogenannte Idee nicht einen Pfifferling wiegt.

Der sächsische Kurfürst begnügte sich nicht, neutral zu bleiben und den Böhmen nicht zu helfen, sondern er verband sich sogar mit dem Kaiser und zog gegen die Böhmen zu Felde; d. h. das Haupt des Protestantismus half den Protestantismus selbst ausrotten. Dazu wurde er durch das kleinlichste und erbärmlichste Motiv gereizt, nämlich durch den Neid gegen den Pfälzer Friedrich, den die Böhmen in ihrer Noth zum König wählten. Nachdem die Böhmen sich lange genug vergeblich um Sachsen bemüht, mußten sie sich wohl nach anderer Hülfe in Deutschland umsehen. Der sächsische Kurfürst aber, der selbst nicht das Herz hatte, sich an die Spitze der Böhmen zu stellen, war gleichwohl auf jeden andern neidisch, der es thun wollte, und machte nun gemeine Sache gegen ihn mit den Katholiken. Ohne dieses Bündniß des treulosen sächsischen Kurfürsten mit dem fanatischen Kaiser und Bayern wäre der große Krieg vielleicht vermieden oder rasch beigelegt worden. Die dreißigjährige Dauer des Kampfs, der so unermeßliches Elend über Deutschland brachte, wurde vorzugsweise durch die schwankende und treulose Politik des sächsischen Kurfürsten motivirt.

Romanzen und Volkssagen.

1) Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter von Friedrich Baader und Laurian Moris. Stuttgart, Göpel, 1842.

Die Pfalz hat einen nicht geringen Antheil an den Schätzen der Volkssage und Legende, woran überhaupt alle Ufer des Rheins so sehr reich sind. Unlängst erst

Digitized by Google

hat Stöber die schönen Sagen des Elsasses gesammelt, an sie schließen sich nun hier die Sagen der Rheinpfalz an. Die beiden Sammler haben einige eigene Gedichte mitgetheilt, doch in größerer Mehrzahl die schönen Romanzen wiedergegeben, die bereits von andern Dichtern vorhanden sind und endlich auch einiges unmittelbar aus dem Munde des Volks. Die äußere Eintheilung ist mit Recht eine geographische. Die Sammlung beginnt mit den Sagen von Worms, Speier und der Rheinstraße, und bringt dann nach einander die Sagen von Annweiler, Trifels und der Umgegend, vom Haardtgebirge, vom Dürkheimer Thal, vom Donnersberg, von Kaiserslautern und Landstuhl, von Zweibrücken, endlich von Kreuznach und der Umgegend. Unter diesen Dichtungen begegnet uns viel Bekanntes von Uhland, Justinus Kerner, Bürger, Rückert, Duller, Kobell, Langbein, Chamisso, A. Grün, Kopisch, Otte, Stöber, Wackernagel ꝛc.; aber auch manches minder Bekannte, z. B. die Sage von Sickingens Würfel. Die großen Steine an der Straße bei Landstuhl werden für die Würfel gehalten, mit denen Franz von Sickingen einmal, um das Glück herauszufordern, gewürfelt haben soll. So auch die Sage von Altenbaumberg, in welcher Lilien, die auf dem Grabe wachsen, die Unschuld der Hingeopferten beurkunden, ein Zug, der übrigens öfter in Legenden vorkommt. Sehr eigenthümlich ist die moderne Sage von Tschistik, welche Schuler mittheilt. Im Garten daselbst pflanzt die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszczinsky einen Kirschkern; es wächst ein Baum daraus und ihr Vater schickt ihr, als sie schon Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich ist, ein Körbchen Kirschen davon nach Paris.

Das hat auch den König gerührt;
Er küsset Marieen und spricht:
„Dafür deinem Vater gebühret
Wohl Tschistiks Ländle nicht.
Ich will ihm ein Reich überschicken,
Das soll er als Herzog beglücken.

„Der Kirsche tauch' in die Schwärzen
Und schreibe mit deiner Hand:
Er nehm' aus Ludewigs Herzen
Das Berer und Lothringer Land;
Könnt' ich ihn mit Polen belohnen,
Er müßt' über Polenland thronen!"

Da flocht Leczinska die Stiele
Der Kirschen zum Teller geschickt.
Drauf legt sie aus eigenem Kiele
Das Wort, das dem Vater sie schickt,
Der Kirschbaum, dem Kernchen entsprossen,
Hat Glück über Lothring' ergossen.

Doch muß zu diesem sinnigen Gedicht bemerkt werden, daß Ludwig XV. ganz und gar nicht über Lothringen zu verfügen hatte, daß Lothringen ein deutsches Reichsland war und daß es nur durch Uebereinkunft mit dem Kaiser an Leszczinsky abgetreten wurde, wobei Frankreich leider das Heimfallrecht erhielt.

2) Sachsens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner. Leipzig, Reclam, 1841.

Fast durchaus bekannte historische Erinnerungen und Sagen aus der Vorzeit Sachsens in neuen Romanzen. Von Karl dem Großen, Heinrich I., Ludwig dem Springer, der Wartburg, Heinrich dem Löwen, Friedrich dem Gebissenen, Kurfürst Moritz, örtliche Sagen von Meißen, Freiberg ꝛc. Am besten hat uns das letzte Lied gefallen, welches eine sehr liebevolle Erinnerung an den ehrwürdigen Johannes Falk geistreich in die Form einer Romanze einkleidet:

In Danzigs Rathhaushalle
Da steht ein junger Knab',
Um ihn die Rathsherrn alle;
Er hält den Wanderstab,
Und reicht dem ältsten Greise
Die Hand zum Lebewohl,
Und stammelt ihnen leise
Des Dankes letzten Zoll.

Die Hand des biedern Mannes
Bebt leis auf seinem Haupt:
Gott sey mit dir, Johannes,
Dem du und wir geglaubt!
Als eines armen Knaben
Erbarmten wir uns dein,
Um deines Geistes Gaben
Dem Dienst des Herrn zu weihn.

Gedenk an unsre Worte,
Wenn wir längst Asche sind!
Und klopft an deine Pforte
Dereinst ein armes Kind;
So denk: wir Bürgermeister
Von Danzig stehn davor,
Es mahnen unsre Geister
An alte Schuld dein Ohr!

Der Knabe geht in die Fremde und wird ein berühmter Mann. Er vergißt aber das Wort der alten Bürgermeister, bis ihm seine Kinder sterben und der Krieg alle Schrecken über Sachsen wälzt, wo Falk seine

Digitized by Google

zweite Heimath gefunden. Da sitzt er einst einsam und traurig, als ein durch den Krieg verwaistes Kind an seine Thüre pocht.

Da tritt mit zager Bitte
Ein zartes Kind ihn an.
Da thut's, als riefen Geister
Rings um ihn her im Chor:
Die alten Bürgermeister
Von Danzig stehn davor!

Da weint er, und umarmet
Das Kindlein: Du bist mein!
Wie Gott sich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jetzt dein!
Er nimmt, es treu zu pflegen,
Das Kind in seine Hut;
Der Herr gibt seinen Segen,
Und höher steigt sein Muth.

Viel andre Kinder kamen,
Sie alle ließ er ein:
Kommt her! in Gottes Namen!
Ich will euch Vater seyn!

Bekanntlich sammelte Falk damals viele heimathlose Kinder, mehrte ihre Zahl und gründete eine große Anstalt für junge Unglückliche, der er bis an seinen Tod mit väterlicher Treue vorstand.

3) Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden, bearbeitet von Widar Ziehnert. Zweite verbesserte Auflage. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, Poler, 1842.

Eine recht gute Sammlung, die nur einen andern Titel haben sollte. Die Sagen haben ihre eigene Geographie, die nichts mit modernen politischen Arrondissements gemein hat. Holländische und ostfriesische Sagen wurden nicht dadurch französische Sagen, daß Holland und Ostfriesland einmal Departements des französischen Kaiserreichs waren. Polnische Sagen werden nicht deßwegen zu russischen, weil die Russen in Warschau herrschen. Norwegische Sagen werden nicht deßwegen schwedische, weil Norwegen jetzt zu Schweden gehört. Und so werden auch rheinfränkische, westphälische, thüringische, schlesische, selbst brandenburgische Sagen nicht deßwegen zu preußischen, weil sich der Name Preußen allmählig von Memel bis Trier ausgebreitet hat.

4) Schlesische Sagenchronik. Von N. Kern. Breslau, Kern, 1840.

Ebenfalls eine hübsche Sammlung. An die alten Sagen schließen sich hier auch rühmliche Erinnerungen aus der Neuzeit, an die Helden Tauenzien, Blücher ꝛc. an.

5) Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. 5ter und 6ter Band mit lithographirten Abbildungen. Sondershausen, Eupel, 1842.

Prospekte von Städten, Burgen ꝛc. in recht guten Steindrücken mit Beschreibungen von sehr verschiedenen Verfassern und zwar immer solchen, denen je die Oertlichkeit am besten bekannt war. An die Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes jeder Ortschaft werden die geschichtlichen Erinnerungen und die Sagen angeknüpft. Somit ist die Sammlung gar reichhaltig. In vorliegenden Bänden wird besprochen: Schloß Bodenstein, Beichlingen, Gernrode, Gotha, Roßla, Hanstein, Schlensingen, die Gleichen, Weimar, Mühlhausen, Leuchtenberg, Langensalza, Mansfeld, Querfurth, das Ilsethal, Naumburg, Sudl, Arnstadt, Schmalkalden, Hardenberg ꝛc. ꝛc. Die verschiedenen Verfasser stimmen in einer warmen Liebe zu ihrem Vaterland überein, weßhalb ihr Styl oft in poetische Blumen ausschlägt. Das Werthvollste aber sind die zahlreichen Mittheilungen aus der Sage, Lokal- und Sittengeschichte.

6) Das zwölfjährige Mönchlein. Ein Gedicht des 14ten Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter, 1842.

Herausgegeben von Maurer von Constant. Eine artige Kinderlegende, in der Ursprache und zugleich in einer Uebertragung. Eine Mutter von sieben Töchtern wünscht sehnlich einen Sohn. Dieser wird ihr beschceert und um ihn vor jeder Sünde zu bewahren, gibt sie ihn in ein Kloster. Da hört der zwölfjährige Knabe von der Geburt Christi erzählen und wünscht das Christkind zu sehen. Der Abt macht ihm Hoffnung dazu, wenn er fleißig bete, und siehe da, das Christkind erscheint ihm wirklich. Er nimmt es sogar mit in den Chor in seinen weiten Ermel versteckt. Da er aber zu oft vom Notenblatt weg auf das Kind sieht, singt er falsch und wird vom Abt geschlagen. Da entflieht das Kind, kommt aber wieder, kündigt dem Knaben an, er werde bald bei ihm im Paradiese seyn und gibt ihm einen Brief für den Abt. Hierauf stirbt der Knabe unter dem Gesang herabsteigender Engel. — In der zarten Manier des Hartmann von Aue gedichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Oktober 1842.

Werke über Preußen.

1) Ueber die Grenz-Verhältnisse der östlichen Provinzen der preußischen Monarchie. Ein politisch-militärisches Fragment. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842.

Eine kleine Brochüre, aber von sehr reichem Gehalt. Im Eingang findet sich die in der preuß. Staatszeitung unterm 12. Februar 1840 mitgetheilte offizielle Erklärung, welche der Provinz Ostpreußen Schutz und Wehr gegen künftige Angriffe im Kriege in ausgedehnterem Maaße als bisher zusichert. Dann zeigt der ungenannte Verfasser in einer klassischen Parallele, wie Deutschland von zwei Seiten her bedroht sey und zwar auf der östlichen Seite fast mathematisch genau eben so, wie auf der westlichen. „Beim ersten Ueberblick der östlichen Grenzverhältnisse ist eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der militärisch-politischen Grenzgestaltung Deutschlands gegen West, wie sie aus dem spanischen Erbfolgekriege hervorging, und durch die Traktate von 1814 und 1815 in ihren Grundzügen erneuert wurde, unverkennbar. Selbst die Geschichte dieser Gestaltung hat viel Uebereinstimmendes; wie dort Frankreich die Trümmer des Burgundischen Zwischenreichs am Schlusse des 17ten Jahrhunderts als Alliirter der deutschen Protestanten zersetzte und dann an sich zog, so hat es Rußland am Schlusse des 18ten Jahrhunderts, als Verbündeter Preußens und Oestreichs mit dem Zwischenreich Polen begonnen. Spätere Traktate und Uebergriffe schoben Lothringen und Elsaß als Angriffsfeil in das Herz des deutschen Reichs; und das heutige sogenannte Königreich Polen steht durch seine Lage und militärischen Vorbereitungen in einer gleich drohenden Offensivstellung zu Schlesien, Pommern und Ostpreußen, wie jene Länder zu Baden, dem Mittelrheine und Belgien. — Wie Frankreich dort unermüdet und mit wechselndem Erfolge strebt, sich im Besitz der Alluvionen der Schelde, der Maas und des Rheins zu setzen, und England mit mächtiger Hand und unerschöpflichen Mitteln durch die Selbstständigkeit — ewige Neutralität — Belgiens, und die Wehrhaftigkeit Hollands, dieß abwendet und wehrt, so ringt Rußland nach den Mündungen des Niemens, des Pregels und der Weichsel, die ihm, wie dort den Franzosen den Eingang zur Nordsee, hier die Herrschaft der Ostsee sichern würden. — Wie England durch die schirmende Hand, welche es über Belgien und Holland hält, sich selbst und indirekt dadurch Deutschland schützt, so weist eine gesunde Politik Schweden und Dänemark, denen Englands Unterstützung nie fehlen wird, darauf hin, ein Gleiches für Ostpreußen zu thun. Glücklich genug ist diese Forderung genau den Kräften jener Seemächte entsprechend, da Preußen und Deutschland den Landschutz der östlichen Grenzen schon selbst zu üben wissen wird, so lange ihm nur der Rücken, die Küsten und Flußmündungen der Ostsee, frei gehalten werden. Und bedarf es wohl eines Weitern als Schweden an den Nachbar auf den Alandsinseln und seine dort getroffenen Vorbereitungen zu erinnern, um diesem Staate seine Stelle im nächsten nordischen Kriege ohne Wahl zuzutheilen? — Frankreich hat bald nach der Besitznahme nicht gesäumt die Kehle seines Angriffsbastions gegen Deutschland, durch die Festungen an der Maas und Mosel, und die Facen desselben, durch die Plätze des Elsaß zu sichern. Aehnlich hat Rußland die befestigte Kehllinie seines westlichen Offensivbrückenkopfs seit 1831 durch die Punkte Brzesc-Litewzki, Zamoscz, Modlin, Warschau und den Platz an der Wierzy-Mündung bezeichnet, und sein nächster Schritt zur vollständigen Uebertragung des Westens wird die Befestigung der Warthe und Prosna durch die Plätze Czenstochau, Kalisch, Pakiern, Kelle ꝛc. seyn, die hier an die Stelle der französischen Rhein- und Vogesenfestungen treten. Die vorhandenen und projektirten westdeutschen

Digitized by Google

Plätze am Rheine und zu beiden Seiten desselben haben in Osten ihre Parallele in den preußischen Oder- und Weichselfestungen, und wenn den Russen zur vollständigen Uebereinstimmung mit dem Befestigungssysteme der Franzosen noch die Warthe- und Prosnaplätze fehlen, so mangeln dem deutschen Kriegstheater in Ostpreußen bis jetzt noch die Boulevard der belgischen und holländischen Festungsgruppen und in Schlesien Breslau, das sich in dem Platze Ulm in mehreren Beziehungen reflektirt. — Die in der Einleitung wiedergegebene offizielle Erklärung, so wie die bekannte Anordnung vom Jahre 1832, schließen diese Brechen unserer östlichen Grenzen. Die erstere thut mehr, sie amputirt und bedroht mit einem Federstriche, durch die Armirung des Königreichs Preußen, die wichtigsten Verbindungslinien Rußlands mit seiner neuen Kriegsechiquier an der Mittelweichsel. Die Straßen von Warschau über Grodno oder Kowno nach Wilna und der Düna sind durch diese Maßregel höchstlich gefährdet, und nur die südlicheren Linien über Brzesc-Litewski und Lublin nach Smolensk und Kijow bleiben noch frei, und auch die letztere nicht, sobald Oestreich in Galizien handelt. — Polen hängt dann mit dem alten Rußland nur noch mittelst des engen Landstreifens zwischen dem Sumpfmeere des Jorzinpinez und den oberen Narew-Brüchen zusammen, einem strategischen Nadelöhre, das zur Erdberstraße werden kann, wenn man die Stimmung der Anwohner betrachtet."

Gereicht diese Auseinandersetzung auch dem Vaterlandsfreunde zur Beruhigung, so darf man doch nicht vergessen, in welch großartiger Weise Rußland dahin strebt, durch Eisenbahnen blitzschnell eine große Truppenmasse dahin zu werfen, wo es den Feind überraschen und trennen kann. Der Verfasser räth daher, zunächst noch fünf wichtige Terraingruppen in Preußen zu befestigen und zur sichern Stütze der Volksbewaffnung zu machen, nämlich die Insel Samland mit den Nehrungen, das Seegebiet des Mauer- und Spierdingsees, die Weichselbiegung unter Thorn, das Weichselbelta und das Seegebiet des Geserichs. In die erste Gruppe fällt Königsberg, dem der Verfasser eine großartige Befestigung wünscht. Die Befestigung der Küstenpunkte scheint ihm besonders wichtig, da die deutsche Ostseeküste bisher fast vertheidigungslos war, da es keine deutsche Marine gibt, sie zu beschützen und da fremde Hülfe sich einmal verspäten könnte. Großen Werth legt der Verfasser auch auf das System der lebendigen Zäune und Hecken, das in flachem Lande die Vertheidigung mächtig unterstütze, wie besonders der Krieg in der Vende dargethan hat.

Durch das Landwehrsystem ist das preußische Volksheer, das den Russen widerstehen und, wenn dieselben sich durch Polen vorschieben, ihre Flanken und ihren Rücken bedrohen kann, überdieß sehr stark an Zahl und braucht, um den Russen furchtbar zu werden, nur fester Stützpunkte, die noch fehlen. Der Verfasser macht noch besonders darauf aufmerksam, daß bewaffnete Bauern in Dörfern und hinter Hecken hinreichend sind, um jeden Angriff umherschwärmender Kosaken abzuweisen, und wenn die Russen wieder das Mittel, zu schrecken, anwenden sollten, d. h. wenn sie den Befehl erhielten, unmenschliche Greuel zu begehen, um die Bevölkerung einzuschüchtern und Entsetzen vor sich her zu verbreiten (wie zu Augustowo), so räth er, die gefangenen Offiziere dafür verantwortlich zu machen.

Kurz man sieht, der Verfasser ist ein Mann, der das Terrain sehr genau kennt und dessen Ansichten aller Beachtung werth sind.

Dramatische Dichtkunst.

1) Ady oder der verjüngte Greis. Dramatisirtes Mährchen von C. M. Winterling. Erlangen, Bläsing. 1842.

Ein geistreicher Scherz. Der weise und zauberkundige Fondukku hat einen Sklaven, den schönen Ady, der mit der aufopferndsten Treue an ihm hangt und selbst der Freiheit entsagt, um nur als sein Schüler in seiner Nähe bleiben zu dürfen. Um die Treue dieses Sklaven zu prüfen, entfernt sich der Zauberer scheinbar und vertraut ihm während seiner Abwesenheit seine Geliebte, die schöne Farsona an. Diese hat den jungen Sklaven längst heimlich geliebt und benützt die gute Gelegenheit, sich ihm zu entdecken. Ady handelt wie der keusche Joseph, indem er ihr aber schonend begegnet, um sie nicht zu kränken, sieht es von fern aus, als bezeuge er ihr seine Zärtlichkeit. Der Zauberer kommt dazu, geräth in blinden Zorn und verwandelt den schönen Jüngling in einen häßlichen Greis. Zwar entdeckt er nachher seinen Irrthum, kann aber den Zauber nicht mehr lösen, es sey denn, daß sich eine Jungfrau fände, die den Alten von freien Stücken anfrichtig zu lieben sich entschließen würde. Ady erhält nun Geld und Gut die Fülle, richtet sich aufs kostbarste ein und läßt von aller Welt Enden der Mädchen ausschreiben, die etwa Lust hatten, ihn zu lieben. Es finden sich denn auch genug, die auf seinen Reichthum und baldigen Tod spekuliren, aber da es ihnen bei ihren Liebesversicherungen kein Ernst ist, so vermögen sie ihn auch nicht zu entzaubern, und er schickt sie alle wieder fort. Da findet sich ein gar unschuldiges Landmädchen, die ihn einst als Jüngling gesehen und sich in ihn verliebt hat.

Digitized by Google

Von ihr hofft er Erlösung. Er sagt ihr, er sey der Großvater jenes schönen Aby, und verspreche ihr denselben zum Mann, wenn sie nur vorher ihn, den Großvater selbst, ein wenig lieben wolle. Aber vergebens. Das gute Kind kann sich nicht dazu entschließen. Man stellt ihr die herrlichste Zukunft in Aussicht, aber es hilft alles nichts. Sie mag eben den Alten nicht, und er muß also alt bleiben. Nun gelangt man aber glücklicherweise zu einer Insel der Alten, wo nach Regeln der „verkehrten Welt" nur das Alter als liebenswürdig erscheint. Hier erregt der alte Aby das größte Aufsehen, sogleich verlieben sich zwei Prinzessinnen in ihn und im Augenblick ist auch der Zauber gelöst und er steht wieder als schöner Jüngling da. Nun wollen aber die Prinzessinnen nichts mehr von ihm wissen, weil er nicht mehr alt ist, und das ist ihm eben recht. Er nimmt nun sein schönes Landmädchen, das der Wahrheit, wenn auch auf seine Kosten, so treu geblieben und der Zauberer, der wieder erscheint, besiegelt ihren Bund.

Gewiß ein glücklicher Gedanke und hier in seiner ganzen Heiterkeit durchgeführt.

2) B. von Beskow. Schwedische Tragödien, übersetzt von Adam Oehlenschläger. Drei Theile. Leipzig, J. J. Weber. 1841.

Die erste unter diesen Tragödien ist nicht geeignet, für den Dichter einzunehmen. Sie handelt nämlich von Gustav Adolf, dem großen Schwedenkönig, der uns aus dem dreißigjährigen Kriege zur Genüge bekannt ist und über dessen Bedeutung für die Poesie wir so gut urtheilen können, als die Schweden selbst. Sie faßt aber diesen Helden nicht so geistvoll auf, wie es der Fall seyn könnte und sollte. Der Dichter stellt seinen Charakter als gar zu schlicht und einfach dar und nimmt von den feinen diplomatischen Falten, die das Antlitz des Königs zeigt, zu wenig Notiz. Auch scheint uns der ganze Ton etwas nüchtern. Oehlenschläger scheint das selbst zu fühlen, indem er es in der Vorrede entschuldigt. Aber wenn es auch wahr ist, daß eine einfache Sprache, durch welche edle Gefühle erweckt werden, mehr werth ist als Phantasiereichthum ohne Seele; so würde doch in diesem bestimmten Falle, wo es sich von Bildern aus dem bewegtesten Kriegsleben handelt, eine buntere und frischere Färbung nicht unzweckmäßig gewesen seyn.

Weit mehr als dieser Gustav Adolf haben uns die beiden folgenden Tragödien zugesagt. Torkel Knudsen ist die zweite. Der Held dieses Namens ist schwedischer Reichsverweser und fällt der ultramontanen Partei zum Opfer, von der sich der charakterlose König Birger leiten läßt. Knudsens Tochter Christina ist die Geliebte des jungen Woldemar, Herzogs von Finnland, eines Bruders des Königs, wird aber von ihm verlassen, sobald ihr Vater gerichtet ist. Knudsen könnte fliehen, will es aber nicht, weil er glaubt, Schwedens Rechte redlich vertheidigt zu haben. Der undankbare König befiehlt die Hinrichtung. Da begegnet der gefesselte Vater der verstoßenen Tochter. Eine rührende und sehr schöne Scene, wie von Shakspeare. Das lange schon verirrte und erschöpfte Mädchen stirbt zu des Vaters Füßen; und er wird zum Tode geführt.

Der dritte Band enthält das Trauerspiel: Birger und sein Geschlecht. Der elende Birger läßt seine beiden Brüder Erich und Woldemar einsperren und verhungern. Aber sein eigener einziger Sohn Magnus ist ihm in früher Jugend geraubt worden, er selbst wird gestürzt und wahnsinnig. Magnus aber ist von einem redlichen Manne auferzogen worden, und hat, ohne von seiner königlichen Geburt zu wissen, einen idyllischen Roman mit einem lieblichen Landmädchen angesponnen. Da wird er zum Thron berufen und eben so schnell wieder gestürzt von der Partei der Stände, die um jeden Preis Birgers Geschlecht ausrotten will, weil nur dadurch die Ruhe des Landes gründlich hergestellt werden kann. Der edle unschuldige Jüngling wird das Opfer für die Sünden seines Geschlechts, das er selbst vorher nie gekannt hat. Man bedauert ihn, schleppt ihn aber schonungslos zum Block. Seine Geliebte wird wahnsinnig (die zu oft wiederholte Ophelia). Wahrhaft tragisch ist der Ausgang. Der alte wahnsinnige König Birger erscheint in der Gruft der Könige und findet als die letzte Leiche die noch frisch blutende seines einzigen Sohnes.

3) Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Akten von W. F. C. Messenhauser. Wien, Strauß. 1841.

Mit Recht erklärte Heeren das Schicksal des großen Redners Demosthenes für eines der am meisten tragischen im Alterthum, da er mit unsterblichem Worte für Freiheit und Vaterland kämpfend doch von seinem entarteten Volke nur verhöhnt wurde und es unter das Joch fremder Tyrannei fallen sah, der er zuletzt selbst zum Opfer wurde. Ein Held dieser Art ist wohl eines Dichters werth, aber Herr Messenhäuser hat weniger ein Trauerspiel als einen Dialog geschrieben und statt der Poesie eher die Rhetorik gepflogen. Demosthenes und seine Freunde unterhalten sich mit so viel überlegter Wohlredenheit und philosophischer Ruhe, daß trotz der tragischen Grundidee und des tragischen Endes dieses Drama mehr den Eindruck eines platonischen Gespräches, als eines Trauerspiels macht.

Digitized by Google

4) Répertoire du théatre français à Berlin. Deuxième série. Berlin, Schlesinger. 1842.

Diese Sammlung, die schon nahe an dreihundert Nummern zählt, enthält eben so viele französische Lust-, Schau- und Trauerspiele, und zwar solche, die in Paris selbst am meisten beliebt worden sind, von den angesehensten dramatischen Dichtern. Da nun jedes Heft nicht mehr als 4 gute Groschen kostet, so kann man zur Kenntniß dieses Literaturzweigs nicht wohlfeiler gelangen, als wenn man sich die Berliner Sammlung anschafft.

5) Theater von Carl Blum. Zweiter Band. Berlin, Schlesinger. 1841.

Wir wollen dieser harmlosen Sammlung nur in so fern gedenken, als es uns bemerkenswerth erscheint, wie nahe unser deutsches Lustspiel schon, ohne es zu ahnen, dem chinesischen gekommen ist. Im chinesischen Roman und Lustspiel dreht sich bekanntlich alles um zwei Dinge, nämlich um die Liebe eines jungen Mannes, der noch nichts ist, zur Tochter eines Mannes, der schon viel ist, und nach einigen Schmerzen der Trennung oder nach einigen lustigen Intriguen des heimlichen Zusammenkommens gibt ein kaiserliches Dekret den Ausschlag und versöhnt den widerwilligen Papa, indem es den jungen Mann zum Mandarin der vierzehnten, dreizehnten, zwölften, elften oder gar einer noch höhern Rangklasse erhebt. Ganz so erscheint auch in dem zweiten der in vorliegendem Bande mitgetheilten Stücke ein junger Bürgerlicher, Namens Gustav, der Caroline, die Tochter eines stolzen und reichen Freiherrn, liebt, von diesem aber als Schwiegersohn verschmäht und zurückgestoßen wird, bis der junge Mann auf einmal, man weiß nicht recht um welcher Verdienste willen, geheimer Commerzienrath, folglich (unter beliebter Beglassung des Mittelworts) Geheimerath wird und durch diesen lockenden Titel der Stolz des Schwiegerpapas befriedigt wird. Ueber die poetische Tiefe dieses Motives wollen wir uns jede Erörterung ersparen.

6) Dramatische Neujahrsgabe für 1842. Von Chr. Dehn. Schwerin, Sandmeyer.

Zwei kleine Lustspiele, eine Zauberposse, eine große Oper. In den Lustspielen herrscht viel gute Laune. Im ersten wird ein Schwiegerpapa zur Einwilligung in die Hochzeit gebracht, im zweiten ein reicher dünkelhafter Nebenbuhler wegmanövrirt. Sehr gewöhnliche Motive. Doch ist dem Dichter mancher heitere Coup dabei gelungen. Die Zauberposse erreicht den glücklichen Humor ähnlicher Dichtungen von Raimund nicht ganz. Die Oper versetzt uns in die Vorzeit Mecklenburgs unter die Obotriten und hat zunächst ein lokal-patriotisches Motiv.

7) Liebe. Tragödie in fünf Akten von Held. Erfurt, 1841. Selbstverlag.

Zu welcher Unnatur die dramatische Poesie herunterfinkt, dafür gibt diese Tragödie einen merkwürdigen Beleg. Eduard, Lehrer einer jungen Gräfin Johanna, verliebt sich in diese seine Schülerin und wird von ihr geliebt. Da er sie seiner niedern Geburt wegen nicht heirathen darf, ist ein Freund, Graf Adlerhorst, so gefällig, sie zu heirathen, ihr seinen Namen zu geben, sie dadurch von der strengen Zucht der Eltern zu befreien, sie sofort dem Freunde zu überlassen und sich selbst zurückzuziehen. Hat der Dichter denn nicht gefühlt, daß ein Freundschaftsbeweis dieser Art sich für keinen Mann schickt, daß er absolut ehrlos ist? Genug, Eduard und Johanna leben als glückliches Paar in der Einsamkeit vollkommen wie Ehcleute; da auf einmal entleidet der Gräfin ihr bürgerlicher Pseudomann, sie fängt sich an in den großmüthigen Grafen zu verlieben, der ihr früher gleichgültig war und geräth nun in eine närrische Verzweiflung. Sie hält nämlich die Untreue, die sie an ihrem Liebhaber begeht, und die Liebe zu ihrem angetrauten Gatten für ein Verbrechen. Nach allerlei herzbrechenden Vorbereitungen kommt der Knalleffekt. Johanna gesteht ihrem Eduard: Eduard, ich liebe — meinen — Gat — (die Stimme versagt ihr, sie sinkt zur Erde). Eduard ist natürlich wie vom Donner getroffen und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich zu vergiften.

Derselbe Verfasser hat noch herausgegeben:

8) Irrfahrten eines Komödianten. Daselbst.

Abgesehen von dem frivolen Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, enthält diese kleine Biographie doch manches warnende Bild und läßt uns einen Blick in die niedere Sphäre der heutigen Theaterwelt thun, der vielleicht die und da junge Leute ermahnt, sich einen bessern Wirkungskreis zu wählen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. Oktober 1842.

Geschichte.

2) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte des preußischen Staats von Stenzel. Dritter Band. Hamburg, Perthes, 1841.

Dieser Band des sehr vortrefflichen Werkes umfaßt die Geschichten des ersten und zweiten der preußischen Könige, Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Der Inhalt ist, weil es sich von der Begründung einer neuen europäischen Macht handelt, weltdistorisch wichtig und zugleich als ein Gemälde im entschiedensten Renaissancestyl höchst anziehend und unterhaltend.

Der etwas verwachsene und prachtliebende Friedrich I. hielt, kleiner Schwächen ungeachtet, das von seinem Vater, dem großen Kurfürsten, Erworbene gut zu Rathe und half an der Größe des Hauses fortbauen. Er zuerst nahm die Königswürde an. Noch interessanter ist sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen. So viel auch schon über diesen merkwürdigen Herrscher geschrieben ist, wird man doch die neue Darstellung des Herrn Stenzel noch mit großem Interesse und vielseitiger Belehrung lesen. Licht und Schatten sind in diesem geschichtlichen Gemälde sehr richtig vertheilt. Wenn auf der einen Seite die Kraft und Thätigkeit des Königs, seine gewissenhafte Sorge für Land und Volk, seine strenge, wohlgeordnete und sparsame Verwaltung, alles, wodurch er die Größe seines Sohnes vorbereitet hat und endlich seine echt deutsche Gesinnung gepriesen wird, so ist auch auf der andern Seite nichts von den seltsamen und oft grausamen Launen des Königs verschwiegen und wird die Barbarei, die jener Zeit noch wesentlich war, etwas näher aufgedeckt, was jeden Leser daran erinnern muß, daß es doch jetzt unendlich viel besser steht, als es vor hundert Jahren stand.

Bekannt ist die Leidenschaft des Königs für große Leute, aus denen er seine Garde rekrutirte. Auch die Mißbräuche, die bei der listigen Anwerbung oder gewaltsamen Pressung derselben vorfielen, sind im Allgemeinen bekannt. Da aber viele Fälle dieser Art geeignet sind, zugleich auf andere innere Verhältnisse, Lage der Geistlichkeit, Justiz ꝛc. Licht zu werfen, so heben wir einige hervor. „In der Grafschaft Mark wurden (1720) einige Gemeinden, um die langen Leute unter ihnen auszuheben, während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen und zwei von ihnen von den Werbern auf das Schloß gebracht. Es kam darüber zum Aufstande und zu blutigen Köpfen. Die Werber waren in Todesgefahr und mußten ihre Beute fahren lassen. Die Sache war indessen so öffentlich geworden, daß der König sie durch eine Kommission untersuchen ließ. Zwei Geistliche, welche gegen das Unwesen der Werber geeifert, wurden gefangen nach Berlin gebracht und mit der Wache vor das Konsistorium geführt, wo der durch seine Härte bekannte Minister Katsch sie verurtheilte, des Amts entsetzt und mit einer Leibesstrafe belegt zu werden. Der König begnügte sich indessen, sie auf andere Pfarren zu versetzen. Es wurde von Bestrafung der Werber nichts bekannt; sie trieben ihr Wesen ungescheut fort. — In Magdeburg wurden Bürger, welche etwas Vermögen besaßen, mit Gewalt zu Soldaten genommen, um von ihnen Geld zu erpressen. Das geschah auch mit einem sechzigjährigen reichen Kaufmann, dem Verwandten eines Staatsministers. Die Magdeburger forderten seine Loslassung und stürmten, als sie verweigert wurde, das Haus, in welchem er saß. Die Soldaten eilten ihren Offizieren, doch in der Eile ohne Schießgewehre, zu Hülfe; 18 wurden schwer, viele

Digitized by Google

leicht, doch auch einige Bürger verwundet, der Kaufmann aber in Freiheit gesetzt. Der Kommandant stellt die Ruhe her. Der König mißbilligte das Verfahren der Offiziere und verbot (18. Febr. 1721) gewaltsame Werbungen, bestrafte sie aber nicht. Daher konnten die Werber es wagen (1729), einen sehr reichen aufgewachsenen Bürgermeister eines kleinen Städtchens im Cleveschen wegzunehmen, den der König erst, als er es zufällig erfuhr, in Freiheit setzte. — Als sich die Universität Halle beschwerte, daß ein Student der Rechte von einigen Soldaten Abends auf öffentlicher Straße angefallen, in einen Wagen geworfen und zum Thore hinausgeschafft worden sey, schrieb der König auf die Vorstellung: „Sollen nicht raisonniren, ist mein Unterthan!“ — Es war freilich kaum zu verwundern, daß der König so verfuhr, da man von der Kanzel und in Schriften ihm nur zu häufig sagte, er thue recht daran, und den Unterthanen die Lehre vom leidenden Gehorsam einprägte. Faßmann, sein Geschichtschreiber, meint: Werbungen waren ein Regale des Fürsten, wer darüber sehr klage, versündige sich an Gott, nur vernünftiges Klagen sey erlaubt. Dann beweist er aus der heiligen Schrift, daß es ein göttliches Recht der Könige sey, Knechte und Mägde, Söhne und Esel wegzunehmen. Wie Gott, müsse man auch dem Könige, als dessen sichtbarem Statthalter, gehorchen. Wenn Gott nun riefe: mein Sohn, du sollst Soldat werden und die Muskete tragen? Er legt dann ausführlich dar, der Landesherr müsse am besten wissen, was dem Lande nütze. — Selbst preußische Gesandte an fremden Höfen ließen sich dazu mißbrauchen. Der geheime Rath C. W. von Borcke, preußischer Gesandter in England, miethete sich, ohne sich zu erkennen zu geben, den James Kirkland, einen besonders langen Menschen, auf drei Jahre als Lakaien, ließ ihn auf ein Schiff bringen und nach Potsdam schaffen. Derjenige, welcher ihn mit Lebensgefahr geschafft hatte, erhielt 1000 Pfund Sterling und die Gesammtkosten beliefen sich auf 9000 Thaler. — Im J. 1713 ließ sich in St. Germain ein Deutscher als Riese sehen, welchen Faßmann im J. 1726 in Potsdam beim Leibregimente fand, wo er doch erst der vierte oder fünfte Mann vom rechten Flügel war. Ein langer katholischer Geistlicher war von den Werbern in Italien aufgehoben und unter das Leibregiment gesteckt worden; er kam ungeachtet vielfacher Verwendung nicht los. Mit großen Kosten und noch größerer Gefahr holte ein Major einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. — Als die Hamburger den von ihm sehr geschätzten Propst Reinbeck zu der höchst einträglichen Stelle eines Hauptpastors ihrer Michaeliskirche wählten, schlug der König ab, ihn zu entlassen und schrieb: „platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meine besten Prediger aus dem Lande holen und wenn ich irgendwo einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Larm darüber gemacht!“ Er gab aber dennoch an Reinbeck nicht die geringste Entschädigung. Als die Generalstaaten den König durch ihren Gesandten Ginkel, den er sonst wohl leiden mochte, baten, ihnen den berühmten Juristen Heineccius, damals Professor zu Halle, zu überlassen, schlug er es ab, weil sie keine Flügelmänner in ihrem Gebiete werben lassen wollten, habe er auch keine Professoren für sie.“ Die Holländer ließen einmal einen preußischen Werb-Offizier hinrichten, was den König so erbitterte, daß er von den äußersten Schritten nur durch Verwendung anderer Mächte abgehalten werden konnte, aber doch aus Rache zwei unschuldige holländische Unteroffiziere hinrichten ließ.

Dieselbe Willkür trat auch oft in der Justiz hervor. „Ohne die nöthige Kenntniß und Einsicht in das Proceßwesen war ihm das corpus juris äußerst zuwider, die Weitläuftigkeit des Verfahrens oft unerträglich. Es schwebte ihm, sagt ein gleichzeitiger Lebensbeschreiber, die ehemalige Glückseligkeit des Volks Israel vor Augen, bei dem zur Zeit der Richter und Könige alle Weitläuftigkeit im Rechte und Gerichten ganz unbekannt waren, und die Aeltesten unter den Thoren oder auf öffentlichen Plätzen saßen und Alles auf der Stelle entschieden. Das entsprach so ganz seinem schlichten Verstande und seinem durchgreifenden Wesen. Es war übrigens auch wohl verzeihlich, daß sein einfacher gesunder Menschenverstand irre wurde an den, ung achtet des corpus juris und des weitläuftigen Verfahrens, einander oft geradezu widersprechenden Urteln der Juristen. Als Ursachen der Verzögerung und Verwicklung der Proceße hatte er daher besonders die Advokaten, verminderte deren Anzahl so viel er konnte, und hätte sie gern alle vertilgt, zwang sie auch, um sie öffentlich zum Gespötte zu machen, schwarze Röcke mit einem bis an die Knie reichenden Mantel zu tragen, und verbot ihnen auf dem Lande zu wohnen, damit die Bauern nicht proceßsüchtig würden. Aus diesen Gründen gebrauchte er denn seine Machtvollkommenheit im vollsten Umfange, cassirte, annullirte, änderte, schärfte, milderte auch wohl, doch sicher sehr selten, die ihm vorgelegten Urtel. — Gegen einen Wildpretsdieb erkannte das Gericht auf den Reinigungseid oder Tortur; der König befahl, ihn zu hängen. Ein des beabsichtigten Diebstahls verdächtiger Jude war ohne Erfolg gefoltert worden und behauptete fortwährend, unschuldig zu seyn. Der König erklärte, er wolle den Böswicht auf sein Gewissen nehmen und befahl, ihn zu hängen. Ein Proviantmeister mit 12 Thalern monatlichen Gehalts und zahlreicher Familie hatte einen Kassendefect von 3000 Thalern gemacht. Er erbot sich, den

Digitized by Google

Betrag mit seiner Kaution und seinem Hause zu decken und bat nur um einigen Nachlaß. Der König schrieb auf die Eingabe (1720): „Ich schenke die Schuld, sollen aber aufhängen lassen.“ — Oben so streng verfuhr er gegen Adelige, z. B. gegen den Kriegs- und Domainenrath von Schlubbut, welcher von den zur Einrichtung der salzburgischen Emigranten bestimmten königlichen Geldern nach Einigen 800, nach Anderen 11—30,000 Thaler untergeschlagen hatte. Das Kriminalkollegium in Berlin erkannte, weil der Verbrecher die gesammte Summe aus seinem Vermögen erstatten konnte, nur auf einige Jahre Festungsarrest. Der König wollte das nicht bestätigen, sondern verschob die Entscheidung bis zu seiner Ankunft in Königsberg, wo er jährlich die Truppen zu mustern und nach seinen neuen Anlagen zu sehen pflegte. Hier ließ er nun (1731) den Kriegsrath vor sich kommen, hielt ihm sein Verbrechen vor und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubbut erwiederte: es sey nicht Manier, so mit einem preußischen Edelmanne zu verfahren, er werde die fehlende Summe Geldes erstatten. „Ich will dein schelmisches Geld nicht haben,“ erwiederte der König aufgebracht und ließ ihn auf die Hauptwache schaffen, vor dem Sessionszimmer der Kriegs- und Domainenkammer sogleich einen Galgen errichten, die Mitglieder des Collegiums im Sitzungszimmer versammeln und den Schlubbut vor ihren Augen aufhängen.“

Trotz dieser Strenge sah der König seinen Riesensoldaten Manches durch und wurde wüthend, wenn sich die Justiz erlaubte sie anzutasten. Der merkwürdigste Fall in dieser Beziehung ist folgender. „Als ein Musketier des damals Dönhoffschen Regiments durch Einbruch einen gewaltsamen Diebstahl von 6000 Thalern begangen, so verurtheilte ihn das Criminalcollegium gesetzlich zum Galgen. Der General Dönhof, welcher einen jungen, wohlgebildeten, vorzüglich aber 6 Fuß langen Menschen nicht gern verlieren wollte, stellte sogleich dem Könige vor, das Criminalcollegium verfahre offenbar ungerecht, da es erst vor Kurzem einen Kriegsrath, der 30,000 Thaler gestohlen, nicht zum Galgen verurtheilt, der größte Theil des eben von dem armen verführten (und 6 Fuß langen) Musketier gestohlenen Geldes aber sich noch vorgefunden habe. Der König, der sich des Vorfalls mit dem Kriegsrathe sogleich erinnerte und nicht gern einen schönen Kerl aus seiner Armee verlieren wollte, beschied sogleich den Direktor und die Räthe des Criminalcollegiums vor sich. Diese wohnten in der Stadt zerstreuet, waren noch sämmtlich in ihren Schlafröcken, eilten indessen, sich anzukleiden und auf das Schloß zu gehen, worüber doch eine geraume Zeit verstoß. Die große Ungeduld des ohnehin schon gereizten Königs stieg darüber noch höher. Als ihm gemeldet, vier der Räthe wären bereits anwesend, ließ er sie, ohne die Ankunft der übrigen abzuwarten, vor sich kommen, indem er, wie gewöhnlich, auf einem hölzernen Stuhle saß und seinen Stock in der Hand hielt. Anfänglich zeigte er ihnen (scheinbar) mit vieler Gelassenheit die Ursache ihrer Vorbescheidung an, fragte aber zuletzt zornig: „Ihr S....., warum habt ihr so erkannt?“ Als sich nun einige von ihnen wegen des gefällten Urtels rechtfertigen wollten, verlor der eine durch den Stock des Königs ein paar Zahne, die anderen aber mußten mit blutigen Köpfen zur Thüre greifen und die Treppe, bis zu welcher der König sie verfolgte, hinunter eilen. Diejenigen, welche glücklich genug gewesen waren, mit ihrem Ankleiden zu spät fertig zu werden, entgingen dem Schicksale ihrer Collegen.“ Es bedarf nur solcher historischer Züge zu erwähnen, um darzuthun, wie außerordentlich sich die Behandlung der Menschen und zumal der Staatsdiener in unser Zeit zum Bessern gelenkt hat.

3) Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Von Joh. Voigt. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1841.

Herr Voigt, der schon so viel für die preußische Geschichte gethan, theilt hier aus den reichen Sammlungen Königsbergs eine Menge von Briefen mit, die mitten im bewegten Zeitalter der Reformation von den angesehensten Theologen und Gelehrten, welche zum Theil selbst Parteihäupter waren, an Albrecht den letzten Hochmeister deutschen Ordens und ersten Erbherzog von Preußen, geschrieben wurden. Doch begnügt sich der Herausgeber nicht mit bloßem Abdruck, sondern er gibt den gehörigen Kommentar dazu und kürzt ab, wo es nöthig ist.

Während Albrecht im entfernten Preußen saß, ließ er sich durch vertraute Gelehrte und Häupter der lutherischen Partei Bericht erstatten über den Stand der Dinge in Deutschland. Nicht nur um erblicher Herzog in Preußen zu werden, sondern auch, wie aus der Innigkeit und Glaubenstreue, die seine Schreiben durchgängig athmen, hervorgeht, aus eigner Ueberzeugung hatte er die Ordensregel von sich geworfen und war der wärmste Anhänger Luthers geworden. Und nicht nur das Bedürfniß, nach vielen Seiten hin zu horchen und sich viele Freunde zu werben, sondern auch der Drang nach wissenschaftlicher Bildung machte es ihm lieb und werth, mit vielen Gelehrten zu verkehren. Die Korrespondenten, von denen hier Briefe mitgetheilt werden,

Digitized by Google

sind Aquila, Brenz, Bugenhagen, Camerarius, Carion, Crotus, Dietrich, Draconites, Eber, Fuchs, Hartmann, Hedio, die beiden Jonas, Major, Osiander, Peucer, Reinhold, Spalatin, Strigel, Chemnitz. Je nach ihrem heftigeren oder milderen Charakter äußern sie sich sehr verschiedenartig, allein in allen drückt sich die Leidenschaftlichkeit der großen und tiefbewegten Zeit aus, in der so oft die Existenzen auf dem Spiele standen; und wenn der eine in der größten Gefahr den festesten Glaubensmuth bethauptet, sieht der andere auch in ruhigeren Augenblicken voll Sorgen und Bekümmerniß alles schwarz um sich drohen, und plagt sich der dritte, das ungeheure Maaß der Intriguen jener Zeit noch durch eingebildete zu vermehren. Mißtrauen und die schlimmste Voraussetzung dessen, was der Andere denke und wolle, war, wenn man so sagen darf, der geistige Typhus oder das Lagerfieber jenes Religionskriegs. Nicht nur daß sich die einander gegenüberstehenden Parteien selbst wechselseitig für satanisch hielten; auch innerhalb der Partei selbst wüthete das Mißtrauen und die Verdächtigung. Der arme Herzog Albrecht hatte am meisten in seinem eignen Lande darunter zu leiden, denn weil er sich zu der milderen und versöhnlicheren Ansicht neigte, wurde er von den unerbittlichen Lutheranern schwer bekämpft und verfolgt. Namentlich verbitterte ihm der Osiandrische Streit das Leben. Osiander, den er ehrte und schützte, hatte den tödtlichsten Haß der strenglutherischen Partei auf sich gezogen und alle Bemühungen des Herzogs, den Frieden zu erhalten, fruchteten nichts. Er mußte die Tyrannei dieser Partei sich über den Kopf wachsen lassen und in Kummer sterben. In allen diesen Angelegenheiten holte sich Albrecht Rath bei deutschen Theologen, die sein Vertrauen genossen, z. B. Brenz, und schüttete sein Herz gegen sie aus. Andere thaten es auch gegen ihn; Crotus z. B. der aus einem eifrigen Lutheraner wieder ein Katholik wurde, schrieb dem Herzog mit edler Offenheit, was ihn zu diesem Wechsel treibe: der trostlose Zank unter den Lutherischen, der das reinste Gegentheil der Liebe und des Friedens sey, den Christus verlange. (Man wird dabei an Jakob Böhme erinnert, der die muhamedanische Kirche am höchsten schätzte, weil sie nur einen Gott glaube, dann die katholische, obwohl er sie nur eine steinerne nannte, am geringsten aber die lutherische, als „die Kirche der Zänker," die gegen die von Christo gebotene Liebe sich am meisten vergehe.) Gleiche Klagen wiederholen sich überall in der Korrespondenz des Herzog Albrecht. Georg Major namentlich jammert über die Verwilderung seiner Partei, über die Unvernunft derer, welche anstatt das Reich der Wahrheit und Liebe auszubreiten, im Zank und in der bittern Galle der Colloquien und Disputationen untergehen und die nicht nur den Feind, der ihnen gegenüberstehet, sondern auch ihre nächsten Brüder hassen. In der That ist für den, welcher das psychologische Phänomen des Hasses studiren will, keine Zeit lehrreicher, als die der Reformation. Der politische Haß in den Revolutionszeiten ist eine Kleinigkeit dagegen.

Oft wendeten sich die Korrespondenten in naiver Vertraulichkeit an den Herzog und erzählten ihm von ihren kranken Frauen und Kindern und dergleichen ein langes und breites und baten ihn auch wohl um eine Gabe, worauf er immer liebreich und gütig einging. Zuweilen kommen aber auch schamlose Denunciationen und Aeußerungen des giftigsten Neides vor. So entblödet sich Justus Jonas nicht, dem Herzog geradezu zu schreiben, er solle doch dem Eber und Major und Crell keine Geschenke mehr machen und dagegen nur die von ihm, Jonas, Empfohlenen bescheuken. Man glaubt ein Spittelweib zu hören, die über das Geschenk greint, das eine Andere empfangen hat.

Doch zum Glück treten diese niederträchtigen Seiten des Menschen nur bei Wenigen und nur in der Zeit der höchsten Erbitterung des Parteikampfs hervor. Im Allgemeinen ist Gesinnung und Ton der vorliegenden Briefe, wie geschichtlich interessant und lehrreich, so auch anziehend durch die treue Darlegung redlicher Charaktere, die selbst in der Leidenschaft noch meist ein besseres Bewußtseyn durchschimmern lassen. Gegen die theologischen Händel aber sticht gar anmuthig ab, was einige Gelehrte dem Herzog über wissenschaftliche Gegenstände schreiben, z. B. der Botaniker Leonhard Fuchs über die Pflanzenwelt und Hartmann über die Natur des Magnets.

4) Geschichte des Entwicklungsganges der brandenburgisch-preußischen Monarchie von Hermann von Orneforge. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Der Verfasser ist frühe gestorben. Das Werk enthält eine gute Uebersicht über die staatsrechtliche Stellung der brandenburgisch-preußischen Regenten auf den verschiedenen Stufen ihrer Erhebung, über ihre Stellung zu Kaiser und Reich, zu der Kirche, zu einzelnen Bisthümern, zu Nachbarn und erbverbrüderten Fürstengeschlechtern ꝛc. Das einzige Frivole in diesem streng historischen Buche ist vielleicht die Aeußerung S. 380 über das Verhältniß Preußens zum deutschen Bunde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. November 1842.

Dichtkunst.

Trutz-Nachtigall von Friedrich von Spee. Nach der ersten Ausgabe mit Einleitung und Erklärungen von Hüppe und Junkmann. Coesfeld, Wittneven. Münster, Theissing, 1841.

Spee ist anerkannt als einer der besten deutschen Dichter in einem für unsre Poesie traurigsten Jahrhundert. Sein berühmtes Gedicht „Trutz-Nachtigall" besteht aus einer zusammenhangenden Reihe lyrischer Ergüsse, worin sich die innigste „Gottesminne" ausspricht, wie in den schönsten Zeiten des Mittelalters, obgleich Spee in der rauhen Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges lebte. Es ist rührend, diese süße Nachtigallstimme in jener Zeit des furchtbarsten Hasses und der rohesten Bestialität zu vernehmen, wie das [illegible]liche Glockenspiel in einem brennenden Thurme.

Der Dichter hat das kindlichste Gemüth und einen Sinn für die Natur, der ihn unwillkürlich überall zum mehr oder weniger homerischen Naturmaler macht. Doch sind seine Dichtungen großentheils hymnen- und liedertartig, daher auch mit Melodien begleitet, deren Mittheilung in vorliegender Ausgabe Dank verdient. Da man bereits in allen Handbüchern der poetischen Literatur Deutschlands dieses Dichters ehrenvoll erwähnt hat, und er schon in mehreren Ausgaben erschienen ist, wird es nicht nöthig seyn, hier seine Biographie und Charakteristik zu wiederholen und uns über den Werth seiner Dichtungen weitläuftiger auszubreiten. Dagegen verdient eine im Eingang des vorliegenden Werkes abgedruckte Abhandlung Spee's über die Hexenprozesse, weil sie weniger bekannt ist und den meisten Lesern ganz neu seyn wird, eine nähere Besprechung. Diese Abhandlung ist nämlich eines der merkwürdigsten Denkmale aus der Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts und dient zugleich, den trefflichen Charakter ihres Verfassers in das hellste Licht zu stellen. Wir verstehen den Dichter besser, wenn wir auch erfahren, wie hochherzig er handelte, welch edler Mensch er war.

Spee war in Kaiserswerth geboren, trat 1610 zu Köln in den Jesuitenorden und lehrte nach einander in Köln, Paderborn, Würzburg und Bamberg. In Würzburg wurden damals binnen drei Jahren (1627—1629) 158 Hexen verbrannt, worunter 12 Priester, ein Rathsherr mit Frau, eine Edelfrau, ein Doktor, 18 Knaben von 10—14 Jahren, ein blindes Mädchen und ein Mädchen von 9 Jahren mit ihrem noch jüngern Schwesterlein. Diese schaudervollen Justizmorde machten den tiefsten Eindruck auf das gefühlvolle Herz unsres Spee und sein Verstand sagte ihm, welch heilloser Wahn denselben zu Grunde liege. Als Beichtvater hatte er vielfache Gelegenheit, aus dem Munde der unschuldig Verurtheilten selbst zu vernehmen, wie nur die schrecklichste Folterqual ihnen Geständnisse von Freveln abgepreßt, die sie nie begangen hatten. Er machte aber die empörende Entdeckung, daß die eigentliche Ursache, warum die Verfolgungen der angeblichen Hexen so sehr übertrieben wurden, nicht sowohl religiöser Wahn im Volke sey, sondern in weit höherem Grade Liebhaberei und System der Juristen und damaligen Beamten, eine Schulmarotte, schon zum Privilegium der Kaste ausgeartet, gepaart mit Habgier und mit roher Henkerslust. Und dieß erkennend hatte er gleichwohl den Muth zu reden und die Wahrheit in den stärksten Ausdrücken zu sagen. Seine Schrift über das Hexenwesen ist so schön geschrieben, daß wir uns nicht enthalten können, einige der beziehendsten Stellen mitzutheilen: „Die Fürsten sind aber in ihrem Gewissen nicht entschuldigt, wenn sie alle Sorge ihren Beamten überlassen. Es wohnt ihnen von Gott eine besondere Weisheit und Gnade inne und eine mildere Natur, geneigter zu jeder Erbarmung und christlicher Menschlichkeit. Sähen sie selbst oder kännten sie die Grausamkeit der Folter, Deutschland würde weniger Hexen zählen. Der König der Könige hat sich ja zu uns, den Gefangenen,

Digitized by Google

selbst herabgelassen. Kennen sie das Verfahren ihrer Beamten? Und es berufen sich die Beamten auf die Fürsten, selbst wenn auch ein Unschuldiger mit unterlaufe, der Fürst müsse das verantworten, der habe es befohlen. Fürwahr eine lustige Sache. Der Fürst sagt: mögen die Beamten sehen, die Beamten sagen: der Fürst möge sehen, wer von beiden aber wird Gott antworten? Sie selbst müssen zusehen, denn sie können die Wahrheit in den Prozessen nicht durch die angestellten Beamten und Geistlichen erfahren. Andere können und dürfen nicht frei sprechen und in den Protokollen haben die Wörter eine ganz andere Bedeutung, als sonst, so daß Niemand, selbst die Doktoren der Theologie sie nicht kennen. — Die Kerker beschend, ist es nicht gut zu sagen was ich da fand, denn ich erinnerte mich an die Stelle, die Tanner irgendwo citirt aus dem Prediger IV. 1. Ich wandte mich zu andern Dingen und sah die Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen, die Thränen der Unschuldigen und wie kein Helfer ist; wie sie ihrer Gewalt nicht widerstehen können und allerseits der Hülfe beraubt sind. Da pries ich die Todten glücklicher als die Lebendigen und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward und die Uebelthaten nicht gesehen hat, die unter der Sonne geschehen. — Die Folter ist es ferner, welche die Unschuldigen ins Verderben stürzt und unser Land mit Heren anfüllt und unerhörten Verbrechen; die stärksten Männer haben heilig versichert, nachdem sie die Schmerzen der Folter ertragen, sie würden alle erdenklichen Verbrechen auf sich genommen haben, wenn sie sich nur ein wenig von dem Schmerz hätten befreien können; sie wollten lieber zehnmal in den Tod sich stürzen als noch einmal auf die Folter gehen. Häufig kömmt es vor in der Beichte, daß diejenigen, welche auf der Folter Unschuldige angegeben, auf alle Weise bereit sind, deren Unschuld offenbar zu machen, nur nicht bei Gefahr der Folter, selbst wenn es um ihr Seelenheil geschehen sey. Fromme und standhafte Männer haben erklärt, sie würden die Folter nicht ertragen, und die meisten Theologen behaupten, es sey keine Todsünde, auf der Folter sich schuldig zu erklären. Und nun Frauen! Und nun wird auf bloßes Gerücht und Angeberei die Folter erkannt. Immer schrecklichere Qualen werden ausgedacht, selbst geistliche Obrigkeiten leiden dieß. Mit aller Gewissensruhe wird in Zeit und Maaß alles Recht überschritten. Viele sind zu Tode gefoltert, viele für ihr ganzes Leben untauglich gemacht, viele so zerfleischt und zerrissen, daß der Henker nicht wagte vor der Enthauptung ihnen die Schnittern zu entblößen, um nicht das Volk zu empören. Gegen die Bulle Pauls III. foltern die sanftesten Richter eine Stunde. Wer könnte hier Stand halten? wer wollte nicht lieber sterben, oder selbst mit 1000 Lügen solche Strafen abkaufen? Wenn einige noch diese Zeit schweigend vorübergehen lassen und nicht lügen, so hat das einen Grund, an den wenige denken, der aber, wie ich durch Erfahrung vieles gelernt, durchaus wahr ist und bemerkenswerth. Meist alle namlich haben die feste Meinung, es sündige tödtlich und könne auf keine Weise errettet werden, der ein solches Verbrechen wie die Magie als Unschuldiger auf sich nähme; damit sie nun nicht so schwer gegen ihre eigene Seele sich versündigen, ringen sie gegen die unerträglichen Schmerzen mit aller Kraft; unterliegen ihnen jedoch endlich und zwar wenn sie den letzten Rest der Geduld aufgebraucht. Und dann erst, weil sie glauben, es sey nun schon um ihr eigenes Heil geschehen, ist es unglaublich zu sagen, in welchem Gram sie sich im Kerker aufreiben und sogar hierauf der Verzweiflung sich ergeben, wenn sie keinen finden, der sie aufrichtet und belehrt. — Ich weiß, was ich rede und beschwöre alle Beichtvater bei der Tiefe der Barmherzigkeit Gottes, daß sie ꝛc. — Die Henker spielen fernet gegen alle Würde des Gerichtes den Herrn bei den Foltern, fragen, drängen, drohen, bestimmen die Qualen. Mit unerträglicher Ungerechtigkeit fragen die Richter auf der Folter nach der Schuld anderer, diese gegen alle Gesetze namentlich nennend. Weh wiederum den Fürsten! Was ist das für eine Blindheit Deutschlands! Vielen gefällt dieses Verfahren. Und solche Doctores fragen die Fürsten um Rath, solcher Leute Stolz und Unwissenheit muß das gemeine Wesen ertragen."

Neben diesem tiefen Schmerz über seine Zeit tritt bei Spee auch eine reiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigsten Andenken von ihm gehört folgende. Eine reiche und schöne aber etwas leichte Dame zu Köln empfing öfter Nachtmusiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmusik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Gesänge, die er vortragen ließ und zugleich in den schönsten Melodien. Die Dame war aufs äußerste überrascht und wurde so gerührt, daß sie sich von Stund an bekehrte.

Die Urschrift der Trutz-Nachtigall liegt noch im Gymnasium zu Trier. Dort befindet sich auch das lebensgroße Brustbild des Dichters, auf den Grabstichel noch immer wartend, der es vervielfältigen könnte.

Schließlich bemerken wir, daß die vorliegende so reichhaltige Ausgabe nur 18 gute Groschen kostet.

Digitized by Google

Heilkunde.

Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten von Prof. Dr. H. Häser. Zweiter Theil. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1841.

Verhältnißmäßig ist für die Geschichte keiner Wissenschaft noch so wenig gethan, als für die der Medizin. Nicht als ob nicht schon einige vortreffliche Werke darüber erschienen wären, aber es ist nicht damit gethan, die Geschichte der Arzneikunde als solche kennen zu lernen, man muß auch und zwar vorzugsweise die Geschichte der Krankheiten selbst studiren. Dafür ist nun noch ungemein wenig geleistet. Herr Häser klagt darüber in der Vorrede und macht der Schönlein'schen Schule das Compliment, daß sie die erste sey, die den historischen Weg empfehle. „Noch immer wird der äußerst bedeutende Einfluß historisch-pathologischer Studien auf die Praxis viel zu wenig erkannt; fast allgemein räumt man zwar historischen Forschungen ein hohes Interesse ein, aber die Früchte will man nicht erkennen, welche aus der sorglichen Pflege dieses unendlich reichen, aber rüstiger Hände bedürftigen Bodens für die Gegenwart in reicher Fülle reifen. Trotz dieser großen Vernachlässigung der Geschichte der Krankheiten von Seiten der gewöhnlichen Praktiker hat doch eine Schule der neuesten Zeit den unbestrittenen Ruhm, in der Geschichte, als einer unversiegbaren Quelle reichster Erfahrung, eine ihrer wichtigsten Grundlagen, aber auch eine ihrer sichersten Stützen zu erkennen. Fürwahr mit Recht heißt die Schönlein'sche Schule die naturhistorische, in schöner doppelsinniger Andeutung der zwiefachen Quelle, die ihr aus Benutzung der eignen und der Erfahrung der Besten aller Zeit in reichen Fluthen zuströmt."

Herr Häser sucht nun gründlicher, als es bisher geschehen ist, die Volkskrankheiten vom Beginne der Geschichte an zu erforschen und ist im ersten Theile bis zum Reformationszeitalter gelangt. Im vorliegenden zweiten Bande schildert er die großen Pesten und Seuchen vom Jahr 1502 bis zum Jahr 1770. Mit wahrhaft seltenem Fleiß hat er unzählbare Quellen gesammelt, aus denen er die Natur der Epidemie selbst und die zu ihrer Zeit auf sie angewandten Heilmethoden ermitteln konnte, und sein historisches Gemälde ist insofern überraschend reich. Und doch liegt es in der Natur der Sache, daß in jenen älteren Zeiten eine Menge, ja die größere Menge der Epidemien ihren Verlauf machen, ohne daß wissenschaftlich brauchbare Berichte darüber abgefaßt wurden oder uns erhalten worden sind. Dieß fällt besonders bei den Jahren 1635—1637 auf. In diesem Zeitraum nämlich, während der dreißigjährige Krieg wüthete, wurden alle Gegenden Deutschlands von einer menschenfressenden Pest heimgesucht, die überall ungleich mehr Menschen hinraffte, als je eine Pest seit dem Jahr 1349 oder irgend eine spätere. Herr Häser theilt aus jener Zeit nur einige niederländische Berichte mit, wonach zu Leiden in einem Jahre 20,000 Menschen starben. Aber die Pest traf im Ganzen in den damals schon besser geordneten Niederlanden verhältnißmäßig weniger Menschen als in allen andern Theilen Deutschlands. Pommern war fast menschenleer; Berlin selbst zählte nur noch 300 Bürger; das ganze Herzogthum Württemberg nur noch 48,000 Menschen. In Ulm spielten die Kinder mit Kronenthalern auf den Straßen, weil mehr Menschen starben, als andre übrig blieben, ihr Erbe zu Rathe zu halten. In der kleinen Stadt Schaffhausen starben in einem Jahr 1400 Jungfrauen ꝛc. ꝛc. Aber von dieser weitverbreiteten und schrecklichen Pest, die eine Folge des Kriegs und Hungers war, sind keine brauchbaren Berichte erhalten, außer jenen holländischen.

An die Pesten und Typhen der Religionskriege reihen sich später die Wechselfieber, Friesel, Rubren ꝛc. Im Allgemeinen schließen sich die Seuchen immer vorzugsweise gern dem Elend der Kriege an. Das Hauptaugenmerk des Verfassers bleibt immer, die eigenthümliche Natur der Krankheiten und ihre Behandlungsweise zu untersuchen, als das für Aerzte wichtigste. Allgemeine Resultate für die Geschichte der Menschheit zu ziehen, wäre hier nicht der Ort gewesen, zumal, da der Zustand der Quellen keinen vollständigen Ueberblick gestattet.

Romane und Novellen.

1) Situationen. Ein Novellenkranz von Hofrath Dr. von Reinbeck. Stuttgart, in Kommission bei Beck und Fränkel, 1841.

Ein Veteran der schönen Literatur bietet hier einen Kranz von Novellen dar, denen man nichts Aelttiches ansieht, sondern die noch wie in frischem Jugendmuth niedergeschrieben sind. In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die Theorie der Novelle. Sehr richtig ist, was er über den Unterschied der Novelle vom Roman sagt; dagegen können wir nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er verlangt, die Novelle solle immer

Digitized by Google

nur rein erzählen und nicht raisonniren. Nicht nur Tieck, der in seinen Novellen gar oft mehr reflektirt als erzählt, sondern auch schon Cervantes, der dasselbe thut, würden Ausnahmen von jener Regel begründen, wodurch die Regel selbst aufgehoben würde. Wir wollen damit übrigens nicht jedem Raisonnement in Novellen, so wenig wie der Romanfabaderei à la Bretschneider das Wort reden. Wenn der Dichter mit einer politischen Absicht und überdies platt raisonnirt, so muß sich die Poesie allerdings gegen ihn sträuben; aber ein Raisonnement auf dem wahrhaft poetischen und freien Standpunkt, systemlos, zwanglos, nur Erguß des Augenblicks, Ausdruck genialer Conception oder einer jener überraschenden Wahrheiten, die Alle ahnen, aber nicht auszusprechen wissen, — das ist etwas, was die Poesie nimmermehr entbehren kann und auch nie entbehrt hat.

Die erste der vorliegenden Novellen ist eine Entführungsgeschichte, die in Rußland spielt. Sie ist recht heiter. Die schöne bescheidene junge Heldin der Novelle wird zwar ein wenig erschreckt, indem sie von unbekannter Hand plötzlich entführt wird, aber dem Schrecken folgt Wonne und Entzücken, da es sich zeigt, daß ihr Entführer der liebenswürdigste Liebhaber ist, der sie nur vor anderweitigen Gefahren durch rasche Entfernung sicher stellen wollte. — Die zweite Novelle ist ernster und schließt mit einem Mordversuch auf ein liebendes Paar, der zum Glück mißlingt; doch begreift man nicht, warum der rachsüchtige Mörder abzieht, ohne den Versuch zu wiederholen. — Die dritte Erzählung ist außerordentlich naiv und anmuthig und enthält zugleich eine Lehre von tiefer Bedeutung. Adelheid ist die Tochter einer Mutter, die in der Ehe das tiefste Wehe erfahren hat und als Geschiedene lebt. Durch das Beispiel ihrer Eltern gewarnt, beschließt die junge, unerfahrene, aber kräftige Schwärmerin, ihren künftigen Geliebten nie durch den ehelichen Zwang zu fesseln, damit seine Liebe nie durch den Zwang erkalte. Der Geliebte findet sich; aber wie erstaunt die schöne Schwärmerin, als sie beim Glück ihrer Liebe etwas vermißt, dessen Entbehrung sie nicht ertragen kann und wodurch ihr ganzes kleines System über den Haufen geworfen wird. Sie entbehrt nämlich — das Gefühl der Pflicht, und um es nicht länger zu entbehren, wird die Trauung vollzogen. In der Charakterisirung dieses Bedürfnisses des weiblichen Herzens liegt eine psychologische Tiefe, die dem Dichter wahre Ehre macht. Dieser Zug des weiblichen Herzens ist auch wirklich so unvertilgbar, daß alle Sophistereien dagegen in der Bordellliteratur der Georges Sand und ihres Anhanges dagegen schmählich Bankerot machen werden. — Die vierte Erzählung schildert einen vornehmen Spieler, der mit Schmach und Selbstmord endet; die fünfte scherzt in einer einfachen Liebesgeschichte gelegentlich über den weltbeglückenden Journalismus. Die letzte enthält wieder eine gar zu schauerliche italienische Liebes- und Mordgeschichte.

2) Neue Erzählungen und Novellen von J. N. Vogl. Wien, Wallishauser, 1841.

Meist von schauerlichem Inhalt. 1) Der tolle Geiger von Wien. 2) Eine russische Greuelgeschichte, in der ein schönes Mädchen oben im Wald an einen Baum gebenkt werden soll und schon der Strick um ihren Alabasterhals liegt, als ihr gräßliches Zetergeschrei noch Hülfe herbeiruft. 3) Die Geschichte eines Verbrechers, der auf der Flucht verhungert. 4) Eine venetianische Mordgeschichte. 5) Eine englische Mordgeschichte, Ausgang in Botanybay, wobei ein mitleidiger Kerkerwächter bewirkt, daß die Transportirten, Gatte, Gattin und Kind nicht getrennt werden. 6) Greuelgeschichte von einem Wahnsinnigen, der seinen Pfleger ermordet, weil ihm dieser seine Tochter nicht geben will. 7) Eine groteske Zaubergeschichte, worin ein liebendes Paar vorkommt, das in ein Entenpaar verwandelt von einem Ungeheuer in den See, worauf es schwimmt, hinuntergeschluckt werden soll. Gewiß eine tragikomische Situation, wobei man jedoch nicht begreift, warum die lieben Enten nicht auf und davon fliegen. 8) Abermals eine Greuelgeschichte; ein junger Beamter, der einer Gaunerbande nachspürt, wird von derselben gefangen und lebendig eingemauert, doch zum Glück noch gerettet. — Herr Vogl, der ein glückliches Talent durch andere Produktionen bewährt hat, sollte sich von dieser Neigung zum Gräßlichen abwenden.

3) Paul Flemming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Mit Originalradirungen von Geißler. Leipzig, Beyer, 1842.

Die Radirungen sind in der jetzt beliebten englischen Manier, wie in den Werken von Dickens, Hook ꝛc. Der Held des Romans ist unser berühmter Dichter Paul Flemming, der bekanntlich mit Olearius die große holsteinische Gesandtschaftsreise nach Persien mitmachte. Die Reise war reich an Abenteuern und für die Wissenschaft wichtigen Beobachtungen, daher sie jetzt noch in gutem Kredit ist. Herr Wangenheim hat aber von dem Recht, aus der Geschichte einen Roman zu machen, einen etwas verschwenderischen Gebrauch gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. November 1842.

Politische Literatur.

Carl von Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. Drei Bände. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp., 1841.

Die leidenschaftslose Geschichte wird einst über Rotteck ein Urtheil fällen, das sich mehr dem seiner Freunde, als dem seiner Gegner nähern dürfte. Denn die Reinheit seines Charakters und der Muth, mit dem er das von ihm erkannte Recht verfocht, ist über alle Zweifel erhaben, so wie auch seinem erstaunlichen parlamentarischen Talente wohl wenig gleich kommt, was Deutschland sonst noch etwa davon aufzuweisen hat. Ganz abgesehen vom Prinzipienstreit muß man darauf Gewicht legen, daß Rotteck in den engsten politischen Verhältnissen und beinahe ohne alle andere Mittel, als die er aus seinem Geist und seiner Beharrlichkeit schöpfte, eine große politische Rolle in Deutschland improvisirt, auf einen ungeheuren Umkreis deutscher Bevölkerung aufs lebendigste eingewirkt hat. In einem beinahe entgegengesetzten Sinne und unter ganz andern Umständen hat dieß auch Görres gethan. Sehen wir einmal von den Prinzipien ab und halten uns nur an das große Leben der Geschichte, in dem alle Parteien und Prinzipe ihre Stellung finden, so ist es ein erfreulicher Anblick, deutsche Männer unter den ungünstigsten Verhältnissen dennoch auf die eingeschachtelten Völker Deutschlands in so großartigem Sinne wirken zu sehen, als ob die Verhältnisse günstiger, größer und freier und die Völker ein Volk wären. So lange die der deutschen Natur allein angemessene konstitutionelle Wechselseitigkeit im Großen noch nicht hergestellt ist, wird die zur Ergänzung noch fehlende Gewalt wenigstens angedeutet oder auch wohl vorübergehend gehandhabt von einzelnen Geistern, die den Sinn einer großen Mehrheit zu fassen und auszudrücken wissen und in so fern war auch Rotteck mehr als badischer Deputirter und die Zahl seiner Committenten umfaßt mehr, als ein kleiner Bezirk im Schwarzwald.

Aber eben deßhalb war es ein wesentlicher Irrthum in Rotteck's Prinzip, daß er auf den Nationalverband so wenig Gewicht legte. Er selbst sagt in einer seiner kleineren Schriften (Theil I. S. 361): „Ueberhaupt erscheint als vorherrschende Richtung des denkenden Volkstheiles in Deutschland die nach Freiheit und Einheit strebende. Aber die Freunde beider großen Ideen theilen sich in zwei von einander weit abstehende Parteien. Die Einen wollen vor Allem die Einheit des deutschen Vaterlandes und erst nach oder mittelst derselben auch die Freiheit; ja sie würden selbst eine — wie sie glauben, jedenfalls nur zeitliche — Verkümmerung der Freiheit völlig verschmerzen, wenn nur vorerst die Einheit errungen würde. Die Andern fordern als Hauptgut die Freiheit und erst mittelst derselben, jedenfalls nur unbeschadet derselben, oder vielmehr nur zu ihrer Bekräftigung und Sicherstellung, auch die Einheit. Den Ersten ist also Hauptziel die Einheit, den Zweiten die Freiheit. Welche sind im Rechten befindlich? — Auch Rußland, auch China erfreuen sich der Einheit, auch Frankreich unter Ludwig XV. schmachvoller Hofdespotie war eines. Die freien Deutschen zu Cäsars und Tacitus Zeit waren es nicht. Laßt also zuvörderst die Freiheit in den Gliederstaaten sich befestigen, und ihre Liebe, ihren Stolz tief eindringen in aller Deutschen Herz.“ Dieß drückt am einfachsten und klarsten die Divergenz des deutschen Liberalismus vom deutschen Patriotismus aus. Aber Rotteck hat an sich selbst erfahren können, wie unzulänglich alle konstitutionelle Thätigkeit im Kleinen ist, und was z. B. dabei herauskam, als in Baden (obgleich durch Uebereinstimmung sämmtlicher drei Staatsfaktoren) die Preßfreiheit proklamirt wurde. Dieselbe politische Handlungsweise, die in einem großen Staate groß ist, wird in einem kleinen klein und vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier

Digitized by Google

nur ein Schritt. In kleinen Staaten kann nicht einmal von Handeln die Rede seyn, weil die Handlung, wie jener Fall der Preßfreiheit beweisen, über Nacht wieder ungeschehen gemacht wird. Es kann also nur von Gedanken und Gesinnungen die Rede seyn, nur in ihnen kann sich die Größe bewahren, aber auch hier nur in dem Maaß, in welchem ein großes Volk daran Antheil nimmt. In der That wären Rotteck's Ideen unfruchtbar geblieben, wenn sie nicht über die engen Grenzen Badens hinaus in dem großen deutschen Sprachgebiet Sympathien gefunden hätten.

Ferner darf der Enthusiasmus für die Freiheit niemals den Pflichten widersprechen, die man der eigenen Nation schuldig ist. Dieß geschieht aber, sofern man sich für die Freiheit fremder Nationen auch dann noch enthusiasmirt, wenn sie unsere eigenen Nationalinteressen gefährdet. Oder sollte es wohl vernünftig seyn, den Freiheitsbestrebungen aller um uns lagernden Nationen Beifall zu klatschen, wenn wir wissen, daß sie alle uns übel wollen, daß die Einen nur darauf ausgehen, sich von der Herrschaft, die wir über sie geübt, loszureißen, die Andern aber sogar Ansprüche auf uns selbst machen und uns unsere Grenzländer wegnehmen wollen? Solche Bestrebungen der Fremden von deutscher Seite her preisen, hieße so viel als, schon im Rachen des Löwen, noch Loblieder auf den Löwen singen. Nichts ist irrthümlicher, als wenn Deutsche den Franzosen einen politischen Aufschwung wünschen, der ihnen Macht genug verleihen könnte, uns das linke Rheinufer zu nehmen. Nichts ist irrthümlicher, als wenn Deutsche sich für eine Emancipation Italiens enthusiasmiren, da Italien, wenn emancipirt, augenblicklich im Bunde mit Frankreich unser gefährlicher Feind werden würde und wir es in unserer Obhut halten müssen, nur damit es nicht von Frankreich beherrscht wird. Eine Politik, die den Deutschen durch eine fast tausendjährige bittere Erfahrung aufgedrungen worden ist, und von der die politische Kindheit oder Kindischheit unserer Tage abstrahiren zu können glaubt. Für die Freiheit Polens sich zu interessiren, steht dagegen den Deutschen gut an, weil dabei an eines der Vertheidigungsmittel Deutschlands gegen Rußland gedacht wird. Solche Lehrsätze der deutschen Politik klingen freilich denen fremd, die bisher, wozu auch Rotteck mit beigetragen hat, nur von einem kosmopolitischen Standpunkt ausgehend, allgemeinen Idealen der Freiheit nachtrachteten. In der Taubheit für solche Gesetze der deutschen Politik liegt auch etwas gar Naives und sogar Liebenswürdiges, nämlich die reinste Uneigennützigkeit und Aufopferung, die, sich selbst vergessend, nur der in einem andern Volke realisirten Freiheitsidee lebt und sich ihr ganzlich hingibt. Aber Deutschland ist in keiner so gesicherten Lage, daß es sich solchen Schwärmereien für Andere überlassen könnte. Wir haben vor allem Pflichten gegen uns selbst, die zu erfüllen uns einst schwer seyn dürfte, wenn wir uns nicht darauf vorbereiten. Die beste Vorbereitung aber ist eine Verständigung über unsere Nationalpolitik nach außen und die Feststellung gewisser unumstößlicher Lehrsätze der deutschen Politik, von denen wir hier nur einige bezeichnet haben.

Schrift über das Lotto.

Das Lotto. Eine Denkschrift. Nördlingen, Beck, 1841.

Eine Brochüre, die ziemlich im Humor des seligen Ritter von Lang geschrieben ist. Sie enthält viel Geistreiches und, was noch mehr sagen will, schlagende Wahrheiten. In der Introduktion heißt es: Nach seiner bekannten liberalen Gesinnung hat der alte Schwarze in seiner Welt eine gewisse scheinbare Gleichheit des Aeußeren und der gegenseitigen Ansprache begründet. Es gibt vielleicht nur eine einzige Auszeichnung in derselben — nämlich, keinen Orden zu tragen. Alles ist so schlangenglatt und abgerundet, und selbst bei den Wölbungen des Leibes weiß man durch Watte und dergleichen so geschickt nachzuhelfen, daß auch im Aeußern eine große Gleichmäßigkeit sich zeigt. Jedoch unter der ruhigen, abgeglätteten Oberfläche glüht eine vulkanische Reaktsamkeit. Da sind entsetzliche Leidenschaften, bosbafte Ränke, frevelhafter Hochmuth und dergleichen zu finden. Es ist daher ganz natürlich, daß auch die Erzöhnungen am Modernen stets etwas diabolisch sind. Wer sich nun an den Sünden des zuchtlosen Melodrams und den pestartigen Novellen des Eugen Sue erquickt, der findet sich durch das Hazardspiel gewiß ganz besonders angesprochen. Der abgestorbene Sünder gibt sich mit Entzücken den wilden Regungen hin, die ihn noch einmal zu beleben vermögen; er fühlt hier zu seiner Freude das Eingreifen einer unheimlichen Macht, und bei aller Armuth der Gesinnung ist er doch im Stande, hier Etwas selbst zu erleben, und sey es auch grimmigen Hohn, giftkochenden Neid und rettungslose Verzweiflung. Es ist doch weit reizender, so eine Gemüthsbewegung sich in den Blicken seiner besten Freunde spiegeln zu sehen, als wenn sie nur auf der Bühne der bezahlte Schauspieler kümmerlich darstellt. — Da stehen nun die armen, gemeinen Leute dichtgedrängt vor den festlich erleuchteten Spielsälen, und die eintönige Stimme des Banquier, sein pair, impair, — rouge, noir schallt heraus in ihre Nacht. Zwar verstehen sie diese dunkeln Orakelsprüche nicht, doch vernehmen sie deutlich das Rollen und Klingen des Geldes, welches

Digitized by Google

der mürrische Croupier hinauswirft oder einzieht. Von Zeit zu Zeit wird ihnen auch der erquickliche Anblick eines Glücklichen, der, mit den momentan gewonnenen Münzen vollgestopft, seelenvergnügt zur Saalthür sich hinausstiehlt, oder eines Verzweifelnden, der nach Verlust seines Vermögens oder anvertrauten Geldes hinausstürzt, um eben nach einem wohlfeilen Strick und vakanten Nagel oder Haken sich umzusehen. Mit Recht muß man in diesen Zuschauern, ja in allen den niedrig gebornen, einfachen, schlichtgesinnten Menschen eine geheime Sehnsucht nach diesen Genüssen der Modernen, von denen sie ein schwaches Bild haben, voraussetzen. Eine Sache des Mitleidens schien es zu seyn, diese Armen — wenn auch gegen tüchtige Bezahlung — einiger noblen Freuden theilhaftig zu machen. Kurz man entschloß sich, auch den Geringsten gegen einen freiwilligen Beitrag zu dem Luxus der großen Welt einige Glücksträume und einen bescheidenen Antheil an dem Genusse zuzugestehen, welchen die Vermögenszerrüttung, die Selbstanklage und die grimmige Verzweiflung gewähren können. So entstand das Zahlenlotto.

„Die Dame Lotto hat zwar manchen Makel in ihrer Geburt. Ihren Herrn Vater, den edlen Benedetto Gentile aus Genua, soll nach der Volkssage der Teufel leibhaftig geholt haben. Doch wer kümmert sich in unsern aufgeklärten Tagen um so Etwas, wo manches ahnenreiche Geschlecht selbst eine Mesalliance übersieht, wenn sie nur gehörig vergoldet ist. Zudem zeigt sich in den neuesten Zeiten, nach dem sehr scharfsichtigen Urtheil des Herrn B., die Wirksamkeit des Teufels gerade darin, daß er es dahin gebracht hat, daß fast Niemand mehr an ihn glaubt. Vermöge ihrer wucherischen Beschäftigungen hat die Dame zwar in ihrer Physiognomie einen etwas gemeinen Ausdruck; ist jedoch — obgleich nicht kourfähig — in den engeren politischen Zirkeln gerne gesehen ꝛc."

Der ungenannte Verfasser entwirft nach dieser humoristischen Einleitung eine kurze Geschichte des Lotto's. „Im deutschen Mittelalter kommt die Glücksbude und der Glückstopf unter andern Gaukeleien der Jahrmarkte vor, ohne daß man den Ursprung anzugeben vermöchte. Lot ist aber ein niederdeutsches Wort für Loos, loten ist noch der holländische Ausdruck für loosen, daher mag — obgleich lott und lotto als wälsche Wörter vorkommen — das Wort „Lotterie" für deutschen Herkommens zu achten seyn. Der Glückstopf, welche Bezeichnung die häufigere war, mag eine sehr einfache Einrichtung gehabt haben. In einen Topf wurden vom Spielhalter eine Anzahl von Papierstreifen, mit Zahlen bezeichnet, gelegt, während in einem zweiten sich eben so viele Streifen befanden, entweder leer — Nieten, niederdeutsch: Nyden — oder mit Benennung eines gewissen Geld- oder Waarengewinnstes. Aus dem ersteren Topf zog der Spieler selbst gegen baare Geldeinlage eine Zahl, und seinen Gewinnst oder Verlust entschied der Zug, den ein Knabe mit verbundenen Augen gleichzeitig aus dem Topf der Gewinnste und Nieten that. So einfach auch dieses Spiel schien, so mochten doch viele Stichtbereien mit unterlaufen, daher verboten es die ehrbaren Reichsstädte in Süddeutschland entweder gänzlich oder stellten es doch unter scharfe Aufsicht. Auch die Nebenbegriffe, die sich in der Sprache der Zeitgenossen bildeten und als Volksstimme beachtet werden dürften, sprechen nicht sehr achtungsvoll von der Lotterie. Ein „Lotter" und ein liederlicher Mensch, der sich mit Possenreißen und Spiel abgibt, ebenfalls „Lotterei" und Liederlichkeit sind gleichbedeutend. „Weil manches junge Blut durch Spielen um das Seinige gekommen, an den Bettelstab oder in Lotterei gerathen," sagt die ältere Polizeiordnung von Baireuth (vrgl. Schmeller bayr. Wörterb. II. S. 525)." Allmählig aber verfielen Gemeinden und Staaten selbst auf das Glücksspiel. Man veranstaltete anfangs nur Verloosungen zu gemeinnützigen Zwecken, z. B. 1549 in Amsterdam, um die Kosten zum Bau eines Kirchthurms aufzubringen. Die Güterlotterien sollen zuerst in Venedig aufgekommen seyn. Aufsicht des Staats über solche Lotterien trat frühe ein.

Dagegen begannen die Staatslotterien selbst erst am Ende des 17ten Jahrhunderts. Veranlassung dazu war die Vertreibung des Hauses Stuart aus England durch Wilhelm von Oranien. „Die Geldnoth zwang Wilhelm III. König von England, im Jahr 1694 zu einer sehr schlau ausgedachten Lotterie im großen Styl seine Zuflucht zu nehmen. Das Nominalkapital desselben betrug nicht weniger als eine Million Pfund Sterling. Dieses ward in hunderttausend Loose jedes zu 10 Pfd. Sterling eingetheilt, in der Art und Bedingung, daß der Käufer eines Looses 16 Jahre lang dasselbe mit 10 Procent verzinst erhalte, wodurch zugleich der Einkaufspreis getilgt seyn sollte. Dieses Unternehmen sah nun mehr einem freiwilligen oder erzwungenen Anleihen neuerer Zeit gleich, wurde aber zur eigentlichen Lotterie durch die Zugabe von 500 Prämien (von 10 bis 1000 Pfd. Sterling), die zugleich mit den eigentlichen Loosen gezogen, aber gleichfalls nicht baar ausbezahlt, sondern nur mit 10 Procent 16 Jahre lang verzinst wurden. — Da nun viele Holländer, vermöge der Verbindungen des oranischen Hauses, zu dem Unternehmen beitrugen, und überhaupt das Ausland wenigstens ein Drittel der Loose übernahm, so kam es in 5 Monaten zu Stande, ja es mußten noch weitere 20000 Loose unter gleichen Bedingungen abgegeben werden." — Dieses Beispiel fand bald Nachahmung und nun schossen die Staatslotterien wie Pilze auf. „Unterdessen war in Italien, wo es so mancherlei giftiges Gewürm und Ungeziefer gibt, ein Lotto ganz besonderer Art entstanden

Digitized by Google

Zu Genua nämlich waren die 8 Governatori, welche mit dem Doge den innern Rath oder die Signoria ausmachten, nicht auf Lebensdauer, sondern nur auf zwei Jahre gewählt, und zwar so, daß alle 6 Monate 2 von ihnen abtraten, während 2 andere aus dem großen Rath durch das Loos gewählt wurden. Da nun ein Governatori wenigstens 40 Jahre alt seyn mußte, so betrug die Anzahl der Wahlfähigen im großen Rath, obgleich er aus 400 Männern bestand, doch nicht über 120 Personen. Die Namen derselben wurden im Jahre zuvor gedruckt und befanden sich in aller Händen. Am Wahltage aber zog ein Knabe, der reichlich mit Reliquien behangt war, um den Einwirkungen des Satans vorzubeugen, aus einem Topf, in dem die Namen der Wahlfähigen auf Zetteln geschrieben standen, zwei heraus; deren Eigner sofort in die Signoria traten. Wie nun jetzt in England Jedermann sich mit Wetten vergnügt und selbst die Bettler — wie wenigstens Archenholz berichtet — in ihrer Herberge — in Ermanglung von Pferderennen und Hahnenkämpfen — auf die Schnelligkeit zweier Läuse wetten, die auf dem Tisch neben einander kriechen, so mag es auch damals in Italien gewesen seyn. Man benützte zu Genua jene Ziehungen der Governatori, um auf die Namen derselben Wetten anzustellen. Im Jahre 1620 nun soll jener sinnreiche Benedetto Gentile die Einrichtung getroffen haben, daß bei ihm, wie bei einem Bankhalter, Jedermann auf zwei Namen der Wahlfähigen eine kleinere oder größere Summe setzen konnte, die beiden Treffer zahlte er nach einem gewissen Verhältniß vervielfacht heraus, während die 118 Nieten zu seinen Gunsten fielen. Wer Einen Namen errieth, gewann einen Estrado, Auszug, wer beide, eine Ambe (d. h. beide). Bald fand man auch an andern Orten Geschmack an der trefflichen Einrichtung. Als Herr Benedetto längst vom Satan erwürgt war, wie das Volk glaubte, verbesserte man seine Erfindung. An die Stelle jener Namen setzte man bloße Zahlen. Man fügte noch den Terno hinzu (in neueren Zeiten auch den Quaterno und selbst jenen phantastischen Quinterno, der sich nirgends blicken läßt, sondern nur in den Träumen der Spieler lebt). So entstand die Zahlenlotterie, die überall fortwucherte. Ob die blanque-royale (von carta bianca, weißem Papier, weil meistens Nieten sich ergaben), die Lorenz Tonti (der berühmte Erfinder der Tontinen) im Jahre 1656 in Frankreich zu errichten suchte, und die im Jahr 1660 zu Stande kam, unter die Zahlenlotterien gehörte, vermag ich nicht zu bestimmen. In den neuesten Zeiten ist der kleine Glückstopf meistens polizeilich als geldschneiderisch und trüglich verfolgt. Kaum auf entlegenen Landkirchweiden trifft man ihn in alter Gestalt noch an. Dagegen sind seine Nachkommen zu großen Ehren gelangt."

Der Verfasser formalisirt sich stark über den Widerspruch, der darin liegt, daß man die kleinen Lotterien und Hazardspiele verbietet und doch das Uebel im Großen duldet und sogar von Staatswegen pflegt. Er weist ferner nach, daß das Lottospiel nicht nur einer Regierung unwürdig, sondern auch nicht einmal finanziell vortheilhaft sey, wenn man den augenblicklichen kleinen Gewinn des Staats vergleicht mit dem nachhaltigen Verlust des Gemeinwesens. Er macht besonders auch auf das moralische Moment aufmerksam. Das Lotto begünstigt die Arbeitsscheu und Genußsucht. „Noch ist immer viel richtiger Verstand und gute Gesinnung bei unsern Gewerbsleuten übrig, zumal in den zahlreichen kleinen Städten unseres Landes. Doch sucht auch hier die fremde Sitte sich auszubreiten: diese Verachtung des häuslichen Herdes, diese Sucht nach tagtäglichen, einfaltigen Zerstreuungen, so eng verbunden mit der Lüsternheit nach höheren Genüssen, mit der Unzufriedenheit über die eigene Lage, mit dem abgeschmacktesten Unglauben. — Geld soll da alle Wünsche befriedigen; und da man es sich nicht verdienen mag, so muß es schnell und mühelos gewonnen werden."

Auf den Theil der Schrift, welcher ausführliche Berechnungen über Einsatz, Kosten und Gewinn namentlich der bayerischen Zahlenlotterie enthält, können wir hier nicht näher eingehen. Der Gegenstand ist klar und schön erörtert und die kleine Schrift werth, verbreitet und beherzigt zu werden. Sie stimmt im Wesentlichen mit einem vortrefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrs-Schrift von 1840 Band 10 überein.

Geschichte.

Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversations-Kalender. Von J. Franck. Schleusingen, Glaser, 1841 und 1842.

Nach Monaten geordnet. Unter jedem Monatstage folgen die Namen der berühmten (zum Theil auch ziemlich unberühmten) Personen, die an demselben geboren oder gestorben sind. Gut zum Nachschlagen für den, der wissen will, mit wem er die Ehre hat, am gleichen Tage geboren zu seyn. Ein Resultat, ob gewisse Gattungen von Geistern häufiger einem Monat oder Tag zufallen, und Andere einem andern, ist natürlich nicht gezogen, da es sich nicht ziehen läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. November 1842.

Rechtskunde.

Das römische Recht am Hermannsdenkmale. Ein Beitrag zur Verbesserung des Rechtsstudiums in Deutschland vom Justizrath A. Kaulfuß. Berlin, Springer, 1842.

Man hat dem Hermann oder Arminius als dem großen Retter Deutschlands, der das Joch der Römerherrschaft brach, ein Denkmal gesetzt. Unter den Ursachen, aus welchen zu des Arminius Zeiten die Deutschen sich gegen die Römer empörten, bezeichneten die Römer selbst das tiefe deutsche Rechtsgefühl. Die Deutschen konnten eher alles ertragen, als die Juristen, Advokaten und Richter, die ihnen in ihren deutschen Wäldern ein fremdes Recht aufdrangen. Sie empörten sich vorzugsweise aus Haß gegen die Rabulisterei und das Zungendreschen der römischen Rechtsverständigen, und die Geschichtschreiber haben uns die Nachricht aufbewahrt, daß nach der großen Niederlage des Varus einem gefangenen römischen Advokaten die Zunge ausgeschnitten wurde mit den Worten: nun zischle noch, du Natter!

Da dem nun so ist, muß es in der That auffallen, daß dasselbe römische Recht, welches damals mit so viel patriotischem Ingrimm zurückgewiesen wurde, dennoch in Deutschland herrschend geworden ist, und daß es noch gegenwärtig herrscht, in der Zeit, in welcher wir uns rühmen, die That des Arminius besser als zu jeder anderen Zeit begriffen und gewürdigt zu haben. Diesen Widerspruch faßt nun die kleine Flugschrift auf, von der wir hier zu reden haben. Sie deutet an, daß das römische Recht sich nicht geändert habe, daß es ein fremdes Recht sey, das nimmermehr auf die deutsche Nationalität passe, daß es in vieler Beziehung mehr für Despotien, als für freie Staaten tauge, daß es auf einer barbarischen und blutigen, nicht auf einer humanen und christlichen Grundlage ruhe ꝛc. ꝛc. und daß mithin die Gründe, es zurückzuweisen, heute noch eben so evident sind, als sie es vor achtzehnhundert Jahren waren. Der Verfasser sagt unter anderem: „Die deutsche Jugend muß die Jahre ihrer Geistesblüthe auf der Universität dem trocknen Studium des römischen Rechts opfern, um es bald wieder zu vergessen; denn wenn der Justizbeamte das Examen hinter sich hat, so gewähren sein Amt, das vaterländische Recht und die wissenschaftliche Bildung, die er nicht vernachlässigen soll, seinem Geiste eine so große und gedeihliche Nahrung, daß er die pedantische römische Gelehrsamkeit unwillig von sich wirft, Zeit und Mühe bedauernd, die sie gekostet hat. Mögen doch die Justizbeamten aufrichtig gestehen, daß sie nach einigen Jahren im Amte, vom römischen Rechte nichts mehr wissen und die ältesten, daß in ihrer noch so langen Amtsverwaltung nie, oder doch nur höchst selten einmal der Fall vorgekommen ist, wo sie nöthig gehabt hätten, sich im Corpus juris Raths zu erholen. — Nur gescheidte Richter und Advokaten, welche in langer Amtsverwaltung die Menschen, ihr Leben, Treiben und Gebrechen, und ihre Verhältnisse beobachtet und durch Selbstanschauung kennen gelernt haben, die Parteien, die urtheilsfähigen Gewerbetreibenden, Produzenten, Fabrikanten und in der Praxis lebenden Geschäftsmänner fühlen und wissen, wo es drückt, was Noth thut, frommt und nützt. Der juristischen Studenten sind nur sehr wenige, welche Studirende des römischen Rechts sind und den römischen Geist und Inhalt eines v. Savigny, Thibaut, Hugo, Schlosser u. dgl. studiren, verstehen und sich eigen zu machen wissen. Die Mehrheit beschränkt sich auf das mechanische Auswendiglernen des römischen Rechts zur Nothdurft für die Examen, und es fehlt nicht an literarischen Hülfsbrücken, welche durch jene durchhelfen. Unsere Gerichte und Advokaten stehen an Intelligenz, Charakter und Verfahren doch über den Römern, ihr bewährtes und gerechtes Selbstvertrauen

Digitized by Google

hat nicht nöthig die Art und Weise, wie sie entscheiden sollen, von den abgelebten Römern zu entlehnen. Sie haben zu beweisen gelernt, was sie behaupten, sie haben ihr richtiges und begründetes Urtheil; man hat keine Ursache, sie von der freien Selbstständigkeit ihres Urtheils ab, auf die römischen Classiker zurückzuweisen, daß sie diesen folgen sollen. Dieses hieße zurückschreiten in der Rechtswissenschaft und den Geist der Gegenwart in seiner Thätigkeit verleugnen aus einem übertriebenen Respecte des Alterthums, der uns schon so sehr lange so theuer zu stehen kommt. Alle Genialität und Gelehrsamkeit der Romanisten kann zwar das Lebende todt, nicht aber das Todte mehr lebendig machen. Rom ist geboren, aber Deutschland lebt, und unverlöschlich bleibt der Verlust für das Leben, daß die Romanisten die Masse ihres Scharfsinnes und ihrer Gelehrsamkeit von dem unfruchtbaren Boden, den sie bebauen, nicht schon längst auf die Kultur vaterländischer Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit übertragen haben. Das hohe Alter des römischen Rechts hat dieses noch nicht zu einer deutschen Volksthümlichkeit naturalisirt; es ist eine Fremdherrschaft. — Schwedens König Karl Johann der Vierzehnte sagt in seinem vorjährigen Bescheide an seine Gesetzcommission: das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland habe das deutsche Volksthum in seinen Wurzeln gefährdet. Wir müssen diese königliche Ansicht theilen. Als des Wiederbelebung der Wissenschaften im 14ten und 15ten Jahrhundert die Wirkungen der Geistesbildung des griechischen und römischen Alterthums über die Alpen nach Deutschland sich verbreiteten, wurde der damalige Gelehrtenstand von dem Lichte, das über seinem bisher beschränkten Horizont aufging, so geblendet, daß er das deutsche Volk lieber ganz in Römer und Griechen hätte umwandeln mögen. Alles ursprünglich Deutsche erschien ihm als roh und ungebildet, und die deutsche Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt, so daß man an deren Stelle die lateinische lieber zur allgemeinen Sprache hatte machen wollen. Durch dieses Streben, welches auf Vernichtung der Volksthümlichkeit ging, ist der selbstständigen Bildung des deutschen Volkes so großer Nachtheil erwachsen, daß die Folgen davon bis auf unsere Tage sich erstreckt haben. Dieß zeigt sich auch in der Gesetzgebung und in den Formen der Rechtsverwaltung. Unmöglich kann eine Gesetzgebung einem Volke anpassend seyn, wenn sie nicht aus dem eigenthümlichen Innern desselben hervorgegangen. — Welch ein himmelweiter Unterschied waltet doch ob zwischen dem Zustande Konstantinopels unter dem orientalischen Kaiserthume und dem Zustande Deutschlands, wie er sich im Mittelalter gebildet hatte. Dort die aufs Höchste getriebene dialektische Spitzfindigkeit und Parteiwuth in kirchlicher wie in legislativer Angelegenheit, hier die schlichte, einfache, gesunde Vernunft, hervorgegangen aus den Erfahrungen des bürgerlichen Lebens und ganz frei von dem despotischen Einflusse, wie von serviler Kriecherei. In welchem Ansehen standen doch die Schöppenstühle in den alten deutschen Städten. — Dieses freie Wirken, das sich aus sich selbst heraus immer weiter würde entwickelt haben, wurde durch die Romanisten gewaltsam gehört und dem ferneren Ausbilden der Rechtsverhältnisse eine fremdartige, dem Volksgeiste widersprechende Richtung gegeben. Es ist doch wirklich bedauernswerth, daß in einem Lande, wo sachkundige und echt deutsch gesinnte Manner, im Geiste und im Auftrage Friedrichs des Großen wirkend, ein Gesetzbuch zu Stande brachten, welches vor 50 Jahren durch ganz Deutschland anerkannt wurde als ein ehrenvolles Denkmal des Zeitalters, nicht bloß in Betreff des Inhalts, sondern auch der Form, welche von einem Fortschritte in der Sprachbildung zeugten; bedauernswerth sage ich, ist es, im neunzehnten Jahrhunderte die Deutschen für unmündig zu erklären zur Gesetzgebung, wodurch doch der deutsche Geist sich herabgesetzt fühlen muß, während die Franzosen nicht den mindesten Zweifel haben, daß ihre Napoleonischen Gesetze das vollkommenste sind, was je in der Gesetzgebung geleistet worden."

Lyrische Dichtkunst.

Sammlung deutscher Volkslieder, welche im Munde des Volkes leben und in keiner bisher erschienenen Sammlung zu finden sind. Herausgegeben von W. Walter. Leipzig, Rein, 1841.

Die Behauptung auf dem Titel ist der Wahrheit nicht gemäß, denn eine gute Anzahl der hier mitgetheilten Lieder sind schon längst in vielen Sammlungen abgedruckt, z. B. Ich bin der Doctor Eisendart — Freut euch des Lebens — Du liegst mir im Herzen — Blühe, liebes Veilchen — Mein Schatz ist ein Reiter ꝛc. Manches hier aufgenommene Lied kann auch nicht als Volkslied angesehen werden, z. B.:

Heil dem Manne, der den grünen Hain
Des Vaterlandes zur Heimath sich erwählt ꝛc.

was viel zu modern sentimental klingt, um je mundgerecht für das eigentliche Volk zu seyn.

Allein bei weitem der größte Theil der hier gesammelten Lieder sind wirklich echt volksthümlich, von der rührenden Art alter Romanz n und von der humoristischen Art alter und neuer Soldaten-, Handwerker- und

Digitized by Google

Bauernlieder. Daß der Herausgeber auch manches moderne Lied aufgenommen hat, worin sich die affektirte Halbkultur unserer niedern Stande in platter Gemeinheit abspiegelt, wollen wir ihm nicht verdenken. Es ist ganz billig, das Volk so zu nehmen, wie es ist. Waren uns mehrere von den alten Schelmenliedern aufbewahrt, so könnten wir daraus vielleicht manchen Schluß auf die Gesittung und Bildungsstufe der Massen in früheren Zeiten ziehen. Darum ist es auch nicht unangemessen, Gassenhauer, welche heute die Menge in Entzücken versetzen, der Nachwelt als ein Wahrzeichen heutiger Geschmacksbildung zu überliefern.

Die Sammlung beginnt mit Soldatenliedern. Darunter sind die ernsten und gesetzten (wahrscheinlich älteren Ursprungs) besser als die forcirten, z. B.:

O du Deutschland, ich muß marschiren ꝛc.

ist in seiner Einfachheit und Bescheidenheit besser als:

Frisch auf, Soldatenblut!

oder:

Fröhlich und feel,
Bin ich zuchhei!

Es ist gewiß merkwürdig, daß alle alten Soldatenlieder sich durch eine gewisse Ruhe, Würde und Gesetztheit auszeichnen, während die neueren nicht toll genug sich geberden zu können glauben. Die rührende Einfachheit des alten Liedes: „Zu Straßburg auf der Schanz," eines der schönsten Soldatenlieder, das je gedichtet worden; die bei aller Nächternheit doch wohlthuende Gemüthlichkeit und Kraft des Liedes: „Prinz Eugenius der edle Ritter," wie sehr unterscheiden sie sich zu ihrem Vortheil von den athemlosen Kraftversicherungen, der meisten neueren Kriegslieder! — Ein artiges Genrebildchen enthält folgendes kleine, hier S. 10 mitgetheilte Lied:

Was war das für ein Jubelton,
Als Fritze der Mama ihr Sohn,
Ins Spiegelzimmer trat.
Da kommt er, rief die Großmama,
Die ihn erst durch die Brille sah,
Da kommt auch der Soldat.

Die Tanten, die den Tag gewußt,
Erschienen mit entblößter Brust
Und kleideten sich neu;
Amalie sah ihn lächelnd an,
Und alle riefen die ihn sahn,
Er werde dick und fett!

Ein echtes soldatisches Schelmenlied ist das auf S. 17. Ein Reiter versichert hier neun Mädchen seine Liebe, in jedem Verse einer andern und schwört jeder Treue. Das Lied vom heimkehrenden Soldaten (S. 19), der die Treue seiner Geliebten erprobt, indem er sich als Bettler verkleidet, ist nur eine andere Bearbeitung desselben Stoffs, den Hebel in einem seiner schönsten Lieder behandelt hat.

Unter den folgenden Liedern befinden sich sehr viele, die auf irgend ein Handwerk besonders Bezug nehmen, öfters von sinniger Art. So die alte Sage vom Schlossergesellen, der den Teufel betrog, S. 106:

Es war zu Wien ein eisern Thor, —
Wie man es mir erzählte —
Da hing ein großes Schloß davor,
Zu dem der Schlüssel fehlte;
Das — wie man sagt — in einer Nacht
Ein Schlosserdutzche hat gemacht
Mit Hülf' und Rath des Bösen.

Nun wollte Kaiser Leopold
Dazu den Schlüssel haben,
Versprach daher mit Gut und Gold
Und kaiserliche Gaben,
Auch Würd' und Ehren hinterher
Dem Meister, der so kunstreich wär'
Und ihm den Schlüssel machte.

Stracks war ein jeder drauf bedacht,
Das Geld und Gut zu kriegen;
Macht' an dem Schlüssel Tag und Nacht,
Ließ Alles stehn und liegen.
Allein der Böse war nicht dumm,
Dreht fix den Bart im Feuer um,
Und husch war er verbogen.

Die Meister wurden's endlich satt,
Weil er sie so bethörte,
Bis ein Gesell aus Halberstadt
Von selbst den Bart verkehrte.
Da war der böse Feind so dumm
Und dreht im Feuer ihn herum,
Husch saß der Bart gerade!

Nun ging man gleich den andern Tag
Dem Kaiser ihn zu zeigen,
Und alle Schlosser folgten nach
Mit Pauken und mit Geigen;
Sein bestes Kleid zog jeder an
Und der Gesell ging selbst voran,
Und trug den großen Schlüssel.

Also will uns nun dieß Gerücht
Die Chronica verzeichnen,
Es mag nun wahr seyn oder nicht,
So viel ist nicht zu leugnen:

Digitized by Google

Ein wackrer Schlosser ist ein Mann,
Der unter allen Künstlern kaum
Mit Recht sich sehen lassen.

Mündlich von einem wackern dem Schlosser.

Zu den schöneren Gedichten ernster Art gehört auch Seite 147:

Wenn i zum Brännle geh,
Seh andre Mädle steh',
All stehn bei ihrem Schatz,
Wer stand bei mir?

Mei Mutter mag mi net,
Und kein Schatz han i net,
Ei warum stirb i net,
Was thu i do?

Gestern ist Kirchweih g'weh,
Mi hat me g'wiß net g'seh,
Denn mir ist gar zu weh,
I tanz ja net.

Wenn i nu g'storbe bin
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi ins Grab hinei,
Wer weint um mi?

Laßt die drei Röslе stehn,
Die an dem Kreuzle blühn,
Habt ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt?

Und die folgende, öfter variirte Sage von der schönen Nonne (S. 148), die ihr Geliebter aus dem Kloster befreien will. — Das Passauer neue Schifferlied S. 159 bleibt unter dem poetischen Werthe eines älteren bekannten, hier aber nicht mitgetheilten Volksliedes: „Kam ein Schiffmann von Passauen," zurück. Namentlich fällt es unangenehm auf, daß die neue Bearbeitung nicht einmal mehr dem zwölfjährigen Mädchen die Unschuld zugestehen will, die das ältere Lied mit so viel naivem Reiz hervorhob. Das Renommiren mit Unsittlichkeit ist ein Zug erst der neuern Zeit und nicht ihr schätzenswerthester. Ehemals erlaubte man sich eine scherzhafte Uebertreibung des Bösen, indem man das Gute anerkannte, oder man trat der Tugend, die man als Regel anerkannte, mit trotziger Kraft ausnahmsweise entgegen. Jetzt affektirt man, nichts Gutes mehr anzuerkennen und die Schwäche prahlt da, wo ehemals die Kraft noch bescheiden war.

Unter den alten hier mitgetheilten Schelmenliedern ist das von den drei Husaren, die sich beim Bauer einquartiren (S. 97) zwar derb, aber echt volksthümlich und naiv. Dagegen erreichen einige moderne Volkslieder, wie sie etwa ein Bruder Leipziger singt, gleich ähnlichen Berliner Produktionen, das volle Maaß des Unausstehlichen, z. B.:

Liebs-Kleine,
Holder Engel,
Dich als Göttin bet' ich an.
Du kannst geben
Mir das Leben,
Lindre meines Herzens Brand!

Trudel herß' ich
Gar nicht weeß ich
Was 'ne Göttin für e Thier ꝛc.

Dahin gehören auch die albernen Eisenbahnverse S. 125. Alles, was dem modernen Juden- oder Berlinerwitz, d. h. dem bloßen Wortwitz angehört, und was zugleich fast immer die unsittliche Emancipation niederer Stände, die Affektation höherer Bildung, Verachtung der alten Zucht und Bescheidenheit ꝛc. ausdrückt, ist zwar leider auch gewissermaßen volksthümlich zu nennen, weil es sich immer weiter im Volke ausbreitet, begleitet aber doch nur die vielleicht vorübergehende Eroberung, welche die Städte mit ihrer Halbkultur auf dem Lande machen und ist seinem Geist und Ton nach so ausschließlich nicht einmal städtisch und bürgerlich, sondern vorstädtisch und bedientenmäßig, daß man es doch nicht in jeder Beziehung volksthümlich zu nennen wagen darf. Wenigstens wäre es entsetzlich, wenn man glauben müßte, daß die deutsche Volkspoesie in solcher Misere enden würde.

Zu dem Besseren, was die vorliegende Sammlung von der modernen Art bietet, gehört ein sächsisches Philisterlied. Zwei Gevatterinnen, die mit ihren Männern haben nach Amerika auswandern müssen, seufzen nach ihrem sächsischen Kaffee zurück, klagen bitterlich und verschwören sich, ihre Männer zur Rückkehr ins gelobte Land zu bewegen. Zum Abgeschmacktesten der Sammlung gehört folgendes sogenannte Volkslied:

Stolz sind wir Preußen bei der Pflicht,
Die unser König will;
Er raubt uns unsre Freiheit nicht,
Wir leben ruhig, still ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. November 1842.

Werke über China.

China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber dargestellt von Th. Vockerode. Leipzig, Dörffling, 1842.

Bei dem Interesse, was gegenwärtig der englisch-chinesische Krieg erregt, ist eine gedrängte Uebersicht chinesischer Zustände und namentlich der Vorgänge, die den Krieg veranlaßt haben, wünschenswerth. Es sind indeß schon mehrere Werke dieser Art erschienen und der Herausgeber des vorliegenden muß sich bescheiden, nur aus andern (namentlich hat er Gützlaff ausgeschrieben) compilirt zu haben, er rechtfertigt sich aber damit, daß er (nicht mit Unrecht) bemerkt, die besseren Werke über China seyen nicht in Jedermanns Händen und, aus andern Gesichtspunkten geschrieben, für den Zweck, um den es sich gegenwärtig handelt, zu weitläuftig.

Die Zusammenstellung des Wissenswerthen aus China ist nicht übel. Nur scheint uns einige Parteilichkeit darin obzuwalten. Die Zerwürfnisse mit England werden so dargestellt, daß Gewaltthätigkeit, Arglist und völkerrechtwidriges Benehmen mehr auf Seite der Chinesen fallen, als auf die der Engländer, während auf die Hauptsache, das von den Engländern den Chinesen aufgedrungene Opium, die vom merkantilischen Eigennutz ausgehende, absichtliche, tief unmoralische, völkerrechtwidrige und gottlose Vergiftung eines ganzen Volkes, hier wenig Gewicht gelegt, wenig Indignation darüber ausgesprochen wird. Auch werden die Schattenseiten der chinesischen Verwaltung stark hervorgehoben, die Erpressungen, welche sich die Staatsdiener erlauben, die Bestechungen, durch die man sich der Strafe entzieht, kurz das ganze System der Korruption, das eine lange politische Stagnation nicht nur in China, sondern überall zu begleiten pflegt. Hier nur Weniges davon: „Zwar schickt der Kaiser häufig Censoren in die Provinzen, die über das Betragen der Vice-Könige und obersten Mandarinen nach Hofe berichten sollen, aber bei der allgemeinen ungeheuren Geldgier und Bestechlichkeit helfen solche Maßregeln zu gar nichts, ja sie vergrößern nur das Uebel, denn sie zwingen jeden Angestellten, um so mehr Geld zu erpressen und zu unterschlagen, um seine Vorgesetzten bestechen zu können. Die niedern Mandarinen werden eben deßhalb, trotz aller Erpressungen, meist nicht einmal reich. Sie empfangen das Geld nur, um es an größere Diebe, als sie selbst sind, wieder abzutreten. Der Mandarin zweiten erkauft z. B. von dem ersten Ranges für eine ansehnliche monatliche Abgabe die Zusicherung, daß dieser in keine seiner polizeilichen Angelegenheiten sich mischen wolle. Macht ein Vice-König oder eine andere hohe Person eine Reise, so gerathen die Mandarinen der Städte, durch die er kömmt, in nicht geringe Verlegenheit wegen der Bewirthung. Und haben sie eine nach ihren Verhältnissen sehr große Summe dafür aufgewendet, so müssen sie den kostspieligen Gast noch bis an die Grenze ihres Distrikts begleiten und ihm — also will es die Etiquette — zum Abschiede das Tabaks-Geld für seine Reise geben. Sie würden sich eine böse Zukunft bereiten, wenn sie dieß unterließen. Der Tabak aber, welchen solch ein Vice-König raucht, muß der theuerste in der Welt seyn, wenn man nach den Geschenken dazu urtheilen darf. Glücklicher Weise kehrt der Wohlschmecker nicht leicht auf demselben Wege zurück. — So stehen sich denn allein die höchsten Staatsbeamten, die Vice-Könige u. s. w. gut? Keineswegs! Haben sie Glück, so fließen zwar große Ehre und Reichthümer ihnen zu, aber das Alles ist schnell wieder verloren und verschwunden, sobald in ihrer Provinz ein Aufruhr oder dergleichen vorfällt, sind sie auch frei von aller Schuld daran, denn wie der Hausvater für das, was in oder bei seinem Hause geschieht, sind sie für Alles verantwortlich, was in ihrem Amtsbezirke vorfällt. — Jede Behörde umgeht auch noch auf

Digitized by Google

andere Weise das Gesetz. Ein Kriegsmandarin hat fast nie die bestimmte Anzahl Soldaten, während der bürgerliche Mandarin zuweilen das Doppelte der vorgeschriebenen Zahl anstellt. Je weniger Leute nämlich der Erstere zu besolden braucht, desto mehr gewinnt er, denn er nimmt aus der Staatskasse so viel Geld in Empfang, als für sein vollständiges Corps nöthig ist. Der Civil-Mandarin aber findet seinen Vortheil beim Gegentheil, denn wer Polizeisoldat werden will muß dafür bezahlen. Durch das Auspressen des Volkes kommt er schon wieder auf seine Kosten. Natürlich figuriren die überzähligen Polizeisoldaten niemals in der offiziellen Liste, noch fehlt dem Kriegsmandarin am Paradetage auch nur ein Mann an seinem Corps. Für eine Kleinigkeit bekömmt er so viel Lückenbüßer, als er will. Nächstdem gibt es eine große Anzahl Soldaten und Polizeischergen „der Ehre wegen," denn jeder nur etwas begüterte Chinese bewirbt sich um einen Titel, sey es auch nur um den der genannten beiden Stände, um bei dieser oder jener Gelegenheit besser aus dem Gedränge zu kommen. Die Reichern streben höher hinanf: ihr Geld erwirbt ihnen Mandarinen-Titel. — In neuerer Zeit, wo die Regierung häufig in Geldverlegenheit ist, sucht sie sich überhaupt durch den Verkauf von Aemtern zu helfen, der mit beitragen muß, sie zu Grunde zu richten."

Gewiß ist der Eifer unseres berühmten Landsmanns, des Herrn Gützlaff, das Christenthum in China auszubreiten, sehr rühmlich, daß er aber im Gefolge jener Opiumhändler kommt, daß er das Christenthum gewissermaßen als Zugabe zum Opium darbietet, ist ein böses Omen. Die Handlungsweise der Engländer ist so ruchlos, daß selbst die entsittlichten Chinesen dadurch in eine edle Entrüstung versetzt werden. Gewiß ist in China vieles gründlich verderbt, und wenn irgendwo das Christenthum die Wunderkraft bewährt hat, gesunkene Völker zu erheben, befleckte zu reinigen, so sollte es sie hier bewähren. Aber dazu bedarf es des apostolischen Geistes allein ohne Opium. Die Jünger, die da ausgingen, den Helden zu predigen, waren keine Opiumschmuggler. Johannes Baptista taufte mit dem Wasser des Lebens, nicht mit Opium. Von der heiligen Schrift soll in die Wunden der Völker Oel träufeln, aber kein Opium.

Erzählungen.

1) Erzählungen von Karl Stöber. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. Erster Band. Dresden, Naumann, 1841.

Wie Jeremias Gotthelf in der Schweiz, so steigt auch Karl Stöber in die niedrigsten Sphären des Lebens hinab und schildert das Leben auf dem Lande, unter Armen und Beschränkten. Aber seine Erzählungen enthalten weniger bittere Klagen über die Korruption, sind mehr heiter gehalten und fromm. Der Vortrag ist sehr einfach, ruhig und mild, was einen wohlgefälligen Eindruck macht. Besonders lieblich sind die Schilderungen armer und frommer Kinder, die Segen ins Haus bringen und sichtbar von Engeln gehütet werden. Auch Laster und Gemeinheiten werden mit großer Naturtreue geschildert, doch der traurige Eindruck, den dieß macht, wird meist wieder ausgelöscht durch eine glückliche Wendung oder durch Lehren einer gediegenen Weisheit, welches die einfachste christliche Moral ist. Sogar launige Züge sind nicht ausgeschlossen, z. B. die komische Bestrafung eines Juden, der in einem Gebirgsdorf, welches bisher von der Kultur noch verschont geblieben, zum erstenmal durch seinen Schacher den Kleiderluxus einzuführen versucht. Dieser Zug ist, obgleich scheinbar recht plump däurisch, doch in Wahrheit ein feiner Zug des Dichters, denn er zeigt uns in einem ganz aus dem Leben gegriffenen Beispiel, wie die Korruption von den Städten aus, und zwar immer zunächst durch die kleinen Agenten der Spekulation, unmerklich ihre Eroberungen macht, Eroberungen, die im Einzelnen unbedeutend klein erscheinen, im Ganzen aber von welthistorischer Wichtigkeit sind, weil sie den Charakter ganzer Stände und Bevölkerungen ändern.

Mit der liebenswürdigen Einfachheit der Rede und der Gesinnung, die ihn auszeichnet, verbindet der Verfasser doch eine feine Ironie, die sich zumal in dem Auffassen jenes Lächelns beurkundet, das sich gleichsam auf dem Antlitz Gottes zeigen muß, wenn er die knabenhafte Thorheit der Menschen ansieht. Sehr heiter ist in dieser Beziehung eine kleine moderne Legende vorgetragen. Eine Dame verordnet im Testament, man solle jeden Abend dreimal die Kirchenglocke läuten mit Pausen dazwischen, die so lange dauern sollen, daß man gerade hundert zählen kann. Dafür soll der Schulmeister, der die Glocke läutet, der Pfarrer, der ihn deßfalls zu überwachen hat, und der Heiligenpfleger, der wieder den Pfarrer kontroliren soll, jeder eine bedeutende Masse Holz aus dem hinterlassenen Walde der Dame in Empfang nehmen; wenn der Wald aber durch schädliche Insekten, Hagel oder Brand litte, so sollten jene drei nichts bekommen und das Holz dagegen an ein gewisses Amt abgeliefert werden. Die Dame stirbt. Der Schulmeister läutet anfangs recht, wie sie es verordnet hat; es fällt ihm aber bald langweilig und da er Abends mit dem Pfarrer und Heiligenpfleger Karten zu spielen pflegt, so kommen alle drei überein, zu ihrer Bequemlichkeit die Vorschrift des Testamentes zu umgehen. Aber siehe da, der sonst kerngesunde Wald wird nun bald vom

Digitized by Google

Insektenfraß, bald vom Brand heimgesucht und die Kartenspieler bekommen ihr Holz nicht mehr, bis sie sich bessern.

Schließlich wollen wir einen interessanten Traum wiedererzählen, der sich hier auf Seite 149 findet und den Herr Justinus Kerner seinem Magikon einverleiben sollte. In dem Wittwenhause zu W. lebte die unverheirathet gebliebene Tochter des längst verstorbenen Stadtpfarrers P. Sie wurde von einer jungen Nichte gepflegt, welche nach dem Tode ihrer Mutter bei dem hochbetagten Fräulein ein Asyl gefunden hatte und die Haupterbin desselben werden sollte. Zu den Hauptpflichten der Nichte gehörte auch die, mit gebührender Andacht die Träume zu vernehmen, welche die gute Tante des Weiteren zu erzählen pflegte, während sie vor dem aufgestellten Spiegel ihr Haupt für das Tageslicht ordnete. Dieser Pflicht entsprach jedoch die Nichte gerne, weil sie dabei nicht selten Gelegenheit fand, einen oder den andern ihrer eigenen Träume in den Kauf zu geben. — In der Wohnstube des alten Fräuleins waltete die strengste Ordnung, und ich meine, es wäre schwer gewesen, darin eine Stecknadel wo anders zu finden, als in dem kleinen, herzförmigen Kissen, das über dreißig Jahre an einem und ebendemselben Nagel hing. Kein Wunder also, daß sich die Tante, wenige Tage vor ihrer Krankheit, ganz ungewöhnlich geberdete, als sie eines Morgens an ihrer Toilette saß. Ohne ein Wort zu reden, schüttelte sie einmal über das andere Mal bedenklich mit dem Kopfe, wie Jemand, der eine Nachricht erhalten hat, aber nicht weiß, was er daraus machen soll. Die Nichte merkte auch sogleich, daß die Tante dießmal etwas ganz Besonderes aus dem Reich der Träume mitgebracht haben müsse. Um desto schneller dahinter zu kommen, fragte sie, ob doch dem Tantchen nichts fehle. Ach nein, erwiderte diese, aber unmittelbar vor dem Aufstehen hat mir geträumt, meine Stube sey voll Orgelpfeifen; und ich muß sagen, diese Unordnung hat mich sehr alterirt. — Ach lassen Sie das gut seyn, liebstes, bestes Herzenstantchen, versetzte die Nichte. Der Grund dieses Phantoms ist ganz natürlich und leicht zu finden. Noch gestern spät Abends ging der Herr Organist vorüber, der immer so höflich ist, und an den hat sich Ihr Traum gewiß angesponnen. — Das Fräulein blieb indeß den ganzen Morgen über sehr bedenklich und rief öfters aus: Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Die Woche darauf verfiel sie unvermuthet in eine choleraartige Krankheit und starb nach wenigen Tagen. Und der Erzähler wünscht aufrichtig, daß ihre so ordnungsliebende Seele nicht in den Greuel der Verwüstung sehen mußte, welchen versiegelnde Gerichtsdiener, inventirende Beamte, schreiende Ausrufer und steigernde Juden so lange anrichteten, bis keine Stecknadel mehr zu versiegeln, zu inventiren, auszurufen und zu versteigern war. — Lange, mehrere Wochen nach dem Hintritt des Fräuleins, beschloß die Stiftungspflege zu W., daß die Orgel der Hauptkirche, welche einer Totalreparatur entgegengereift war, abgebrochen und die Pfeifen derselben auf einen leeren Klosterspeicher gebracht werden sollten. Aber beim Abbrechen selbst fand man, daß der Transport dahin mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft sey. Ein Mitglied der Verwaltung schlug nun das leer gewordene Quartier im Wittwenhause zur Aufbewahrung der Pfeifen vor. Der Vorschlag erhielt die Zustimmung seiner Kollegen, und in wenigen Tagen war auch das Wohnzimmer der verblichenen Tante so besetzt, wie sie es in dem bedenklichsten ihrer Träume gesehen hatte. — Von dem Traume wußte jedoch Niemand, als die hinterbliebene Nichte, welche noch vor der Auction ausgezogen war, und das Gesicht des Fräuleins stand in großer Gefahr vergessen zu werden. Aber dazu sollte es doch nicht kommen. Um noch einige stecken gebliebene Hacken zu holen, kehrte die Haupterbin noch einmal in ihre alte Wohnstube zurück. Weil sie aber von der einstweiligen Bestimmung derselben noch nichts wußte, rief sie fast außer sich vor Erstaunen durch die gerade offen stehende Thüre: Ach die Pfeifen! ach der Traum der seligen Tante! — bis der in dem Zimmer beschäftigte Organist ihr seine Aufmerksamkeit schenkte, und so Gelegenheit gab, mit ihm über die wundersame Fügung zu sprechen. Von diesem vernahm der Erzähler den Traum und seine Erfüllung.

2) Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen der Mrs. S. C. Hall übersetzt von Tinette Homberg. Rees, Hellrath, 1841.

Mistreß Hall ist eine sehr patriotische Irländerin. Indem sie das bekannte Elend ihrer Landsleute schildert, hebt sie stets die liebenswürdige Seite derselben hervor, den unbesieglichen Frohsinn in der bittersten Noth, die unzerstörliche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit trotz der schlimmsten Erfahrungen und einen gewissen Adel des Charakters, der sich auch noch bei leichtsinnigen und verlornen Individuen nicht verleugnet. Alle ihre Erzählungen sind Idyllen in diesem Sinne, Genrebilder, in denen irische Tugend im Gewande der Armuth auftritt, und man kann nicht leugnen, daß sie sehr ansprechen, daß ein liebenswürdiger Zug darin das Herz gewinnt, und daß der Zauber echter Rührung ihnen nicht entgeht.

Die erste Erzählung schildert eine arme Wittwe, die den armen Liebhaber ihrer armen Tochter mit der herzlichsten Biederkeit und einem Frohsinn tröstet, der alles Geld der Reichen aufwiegt. „Ich will euch etwas sagen, Paul, ich will selbst mit dem Priester reden, daß

Digitized by Google

er sobald wie möglich den Segen über euch beide spreche; und dann, anstatt daß Peggy zu euch zieht, ei! so zieht ihr hier zu uns. Wo ist da der große Unterschied, Paul? Wißt ihr nicht, daß des Mädchens Herz euch gehört? Es ist jetzt nicht die Zeit, es zu leugnen, da ihr im Unglück seyd; und wahrlich, ihr seyd mir schon lange wie mein eigner Sohn. Wer weiß, ob es nicht eine besondere Gnade Gottes ist! Ich bin nicht mehr so leicht auf den Beinen, noch so fröhlichen Sinnes wie sonst, und würde mich oft recht einsam und verlassen fühlen, wenn sie fort wäre; so aber werde ich einen Sohn gewinnen, anstatt eine Tochter zu verlieren; und Markus steht in Gunst bei Mylord; und sollte das uns nichts helfen, so bin ich noch nicht zu alt, um selbst nach London zu gehen und mit ihm zu reden; und wahrlich, mit meinen beiden Vögeln in meinem Käfig, wenn er auch nicht groß und glänzend ist." Diese kleine Stelle kann zur Probe dienen, welcher herzinnigen Sprache die Verfasserin Meister ist. — Die zweite Erzählung ist voll Nacht und Dunkel und Verbrechen. Sie schildert einen jener Elenden, die an den felsigen Küsten Irlands bei Nacht falsche Feuersignale geben, arglose Schiffer in die gefährlichsten Klippen locken und dann die scheiternden Schiffe plündern. Hier muß der tückische Strandbewohner seinen eignen Sohn unerkannt verlocken und als Leiche auf den Wellen hertreiben sehen. — In der dritten Erzählung tritt uns wieder ein sehr gewinnendes Bild entgegen, eine sich für Andere opfernde treue Seele, die sich eines armen aber bildschönen Mädchens mütterlich annimmt und ihren harten Vater endlich bewegt, sie als Tochter anzuerkennen. Dem Bilde dieser guten alten Jungfer entspricht in der vierten Erzählung das eines treuen Dieners, der alles für seinen jungen, etwas leichtsinnigen Herrn opfert. Die letzte Erzählung ist wieder eine düstere Mordgeschichte.

Historische Geographie.

1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten. Von Christian Kruse und von dessen Sohn Staatsrath Fr. Kruse in Dorpat. Sechste Ausgabe. Leipzig, Renger, 1841. Folio.

Der Werth dieses Atlas ist längst anerkannt. Wie schwierig es immer ist, in Bezug auf historische Geographie besonders der mittleren Zeiten etwas Vollendetes zu leisten, so erforderte doch das Bedürfniß der Schulen und der Geschichtsfreunde im weiteren Sinne eine Abhülfe, wie sie theils Douville, theils Kruse und zuletzt mit noch mehr kritischer Schärfe von Spruner versucht haben.

Das vorliegende Krusische Werk enthält große geschichtliche Tabellen, in denen in chronologischer Ordnung von oben nach unten und in ethnographischer Ordnung von links nach rechts die wichtigsten Namen und Thatsachen der Geschichte kurz eingetragen sind, und dabei in fortlaufender Reihe Karten von Europa, worin vor Augen gestellt wird, wie die Staaten und politischen Grenzen sich im Verlauf der Zeiten jedesmal umgestaltet haben. Daran schließen sich noch genealogische Tabellen, die Stammfolge der historisch wichtigsten Herrschergeschlechter darstellend, und eine vergleichende Uebersicht der wichtigsten Zeitrechnungen alter und neuer Zeit.

2) K. von Spruner's historisch-geographischer Handatlas. Vierte Lieferung. Gotha, Perthes, 1841. Querfolio.

Wir haben schon die früheren Hefte dieses schönen Werkes in unsern Blättern angezeigt. Der Verfasser hat ungleich mehr geleistet, als irgend ein Entwerfer historischer Karten vor ihm, und was im Einzelnen auch ihm unmöglich zu leisten war, entschuldigt die oft unbesiegliche Schwierigkeit, die alterthümlichen Besitz- und Grenzverhältnisse aus zuverlässigen Quellen zu ermitteln. Hier im vierten Heft begegnen uns 1) eine Karte von Polen und Lithauen vor dem Eindringen der deutschen Eroberer, 2) eine von den Eroberungen, welche die Deutschen an den Ostseeküsten gemacht, die sämmtlichen deutschen Ordenslande, mit Nebenkärtchen, darstellend die kirchliche Eintheilung Preußens, Livlands, Kurlands und Esthlands in Bisthümer; die politische Eintheilung unter der russischen Vormundschaft seit 1773 und einem Plan von Riga. Ferner eine Karte der britischen Inseln aus der Zeit kurz vor dem Ausgang der angelsächsischen Herrschaft; im Nebenkärtchen ein Bild Englands aus dem 8ten Jahrhundert; weitere Karten der britischen Inseln nach der normannischen Eroberung (Nebenkarten: London, im Mittelalter, die untere Themse ꝛc.); dieselben seit 1485; dieselben zur Zeit der Reformation und nachherige kirchliche Eintheilung; endlich ein Gesammtüberblick über alle britischen Kolonien in allen Welttheilen. Sehr interessant.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. November 1842.

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Dieser neue Jahrgang enthält sechs Aufsätze. Der erste von Hrn. Scherer betrifft den Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahr 1681. Der nationale und staatsrechtliche Gesichtspunkt ist darin eingehalten, wie es sich gebührt; das Unrecht, das dem deutschen Reich und Volke zugefügt wurde, ist gut erörtert, besonders der diplomatische Theil umständlich behandelt. Nur die nähere Schilderung der Vorgänge in Straßburg selbst und namentlich eine genauere Charakteristik derjenigen Bürger von Straßburg, die am meisten bei dem traurigen Ereigniß betheiligt waren, wird vermißt. Obrecht, der Hauptverräther, der nachher im Namen Frankreichs den höchsten Befehl in Straßburg führte, hätte genauer portraitirt werden sollen, vor allem aber hätte des trefflichen Ammeister Dietrich, des einzig vorragenden Helden und Märtyrers der deutschen Sache, gedacht werden müssen. Da es nicht geschehen ist, wollen wir diese Partien hier ergänzen, in der Hoffnung, es könne deutschen Lesern unmöglich uninteressant seyn, die nähern Umstände eines Ereignisses kennen zu lernen, das so tief und unheilvoll in das Schicksal Deutschlands eingegriffen hat.

Wir bedienen uns dabei der Worte des Straßburger Geschichtschreibers Johannes Friese, der für die Kunde jener Zeit eben so wichtig, als in Deutschland leider fast unbekannt ist. Straßburg hielt sich seit dem dreißigjährigen Kriege in einem guten Vertheidigungsstand. Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den andern war doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freiheit, und überzeugt von der großen Gefahr, welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der äußersten Anstrengung dauerte schon über 60 Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinse nicht bezahlen konnte, raubte unserer sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fingen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werfen, welche unsere Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jetzt verächtlich behandelten, selbst zu unserem Verfall mit beigetragen hatten. Der Bischof von Speyer ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu Lanterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinse mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Kosten noch 100 fl. bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speyer. In dieser Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt Herrenstein an den General-Lieutenant von Rosa um 20,000 fl.; nebst diesem zwei Meierhöfe, etliche Häuser, Gärten und Metzgerbänke, löste damit die beschwerlichsten Kapitalien ab und rettete sich also für dießmal aus der größten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe ins Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht, auch durften die Bürger nicht mehr selbst an den Vestungswerken arbeiten, sondern sie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Diese fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg

Digitized by Google

unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten — sahe unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; Ludwig der Vierzehnte versäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Damals lebte zu Straßburg Georg Obrecht, Doktor beider Rechte, dessen betrügerische Kniffe und Ränke in Testamentsachen ꝛc. unter dem rechtschaffenen Ammeister Dominikus Dietrich aufgedeckt und (nur gelind mit einer Geldstrafe) bestraft wurden. Dieser Ursachen wegen sann D. Obrecht, sich an dem Ammeister zu rächen. Sonntags den 10. September 1671 machte er den Anfang mit vier Pasquillen, nach und nach aber verfertigte er gegen 35 solcher Schmähschriften, die er auch alle selbst an unterschiedlichen Orten der Stadt verbreitete. Da er merkte, daß sie bei der Bürgerschaft keinen besondern Eindruck machten, gab er seinen verläumderischen Schriften den Ton der reinsten Vaterlandsliebe; er sagte den Bürgern gleichsam im Vertrauen und mit Gefahr seines Lebens: „wie es bei der Obrigkeit hergehe; wie sehr sich die Bürger, insonderheit an dem Ammeister Dietrich, betrögen; er sey der schändlichste Mann; lebe nicht nur in beimlichem Ehebruch, sondern habe sich auch schon vieler Meineide schuldig gemacht; er veruntreue die ihm anvertrauten Gelder, übe mancherlei Tyrannei an gewissen Personen aus und stehe im Begriff die Stadt Straßburg den Franzosen zu verrathen.“ Und damit diese Beschuldigungen noch mehr Glaubwürdigkeit erhielten, so brachte Obrecht ein Geschrei unter die Leute, daß Hr. Stadtmeister Bernold selbst der Verfasser dieser Schriften sey, daß dieser Herr am nächsten Schwörtage den Eid nicht schwören wolle, sondern auf dem Gerüste die Bürgerschaft um Hülfe gegen Herrn Dietrich anrufen werde. Es ist bekannt, wie leicht der größere Theil einer Bürgerschaft durch dergleichen Vorspieglungen umgestimmt und irre geführt werden kann; so ging es auch unsern Vätern bei dieser Gelegenheit. Dominikus Dietrich, der bisher der Liebling des Volks gewesen war, wurde nun von Vielen als ein Verräther gebrandmarkt und mit Verachtung bedeckt. Aber der Betrug kam auf wunderbare Weise an den Tag. D. Obrecht verlor einmal, als er spät nach Hause ging, auf der Straße einen Brief, der gefunden wurde und gegen ihn zeugte. Mit diesem Beweise in der Hand machte man ihm den Prozeß, er gestand alles ein und wurde nach den damaligen Gesetzen Mittwochs den 7. Februar 1672 öffentlich enthauptet.

Die Obrechtischen Verwandten und Kinder, insonderheit der älteste Sohn, welcher 13 Jahre hernach der erste Königliche Prätor in Straßburg geworden ist, suchte sich auch wieder an denen zu rächen, die über seinen alten Vater ein so hartes Urtheil gesprochen hatten.

Wir übergehen die Geschichte der weiteren Umtriebe Frankreichs und der endlichen Besitznahme Straßburgs, um die Geschichte jener damals so einflußreichen zwei Familien, Dietrich und Obrecht, zu verfolgen. Wir wissen nicht, in wie weit der jüngere Obrecht, Ulrich, Sohn des hingerichteten Georg, schon bei den Umtrieben des Königs von Frankreich vor der Besitznahme Straßburgs betheiligt war. Wir wissen nur, daß er nach der Besitznahme katholisch und der erste französische Prätor Straßburgs wurde, und daß er die Schuld des Verraths, die ihm unter diesen Umständen selbst zur Last zu fallen scheint, verläumderisch (wie sein Vater) wieder auf den alten Dietrich wälzte. Allgemein ist bekannt, daß Günzer den Verrath Straßburgs ausführte; wer aber unter den einflußreichen Familien Straßburgs bei den Vorbereitungen thätig war, wer an den 300,000 Thalern, die Ludwig XIV. den Verschwornen spendete, Antheil hatte, darüber läßt sich nur ein Schluß ziehen aus dem Benehmen dieser Familien nach der Besitznahme. Obrecht gab sich, nachdem er bereits als Proselyt und Vertrauter des französischen Gouvernements aufgetreten war, dennoch alle Mühe, den Verdacht von sich abzulenken, als sey er beim Verrath der Stadt betheiligt gewesen und suchte diesen Verdacht im Gegentheil auf den alten Ammeister Dietrich hinzulenken, ihn wieder ganz eben so, und diesmal mit besserem Erfolge zu verläumden, wie sein hingerichteter Vater gethan hatte. „In der Hamburger Zeitung wurde den 12. Februar 1682 unter dem Artikel Frankfurt eine Oration (Rede) eingerückt, die Dominikus Dietrich in Straßburg sollte gehalten haben, die aber so beschaffen war, daß sie ihn bei allen deutschen Patrioten nothwendig verhaßt machen mußte. In der Ulmer Zeitung wurde sie gleichfalls abgedruckt und in Augsburg kam ein Kupferstich von dem Einzug des Bischofs zu Straßburg heraus, dem diese Oration ebenfalls beigefügt ward. Jedermann in Straßburg wußte, daß Dominikus Dietrich gar keine Oration an die Franzosen gehalten habe, und daß die ihm angedichtete Rede gerade das Gegentheil von seiner wahren Gesinnung sey. Der Magistrat schrieb bekwegen an die Städte Hamburg, Frankfurt, Ulm und Augsburg, erklärte diese Rede für falsch und boshaft, verlangte ihre Unterdrückung und die Bestrafung des Verfassers. Alle vier Städte versprachen durch einen öffentlichen Widerruf die Eindrücke auszulöschen, welche ihre Bekanntmachung etwa gemacht haben möchte; aber den Verfasser wollte Frankfurt nicht anzeigen, weil es eine vornehme Person wäre. Dieses ist, meines Erachtens, die Quelle des Verdachts der Verrätherei über den Ammeister Dietrich im deutschen Reiche. Da Ulrich Obrecht, Rath und

Digitized by Google

Advokat der Stadt Straßburg, eben damals wegen einem Rechtshandel in Frankfurt anwesend war, so glaubte Jedermann, daß die nämliche Hand, die ihm hernach an dem französischen Hofe eine Grube zu graben suchte, ihn auch in dem deutschen Reich anzuschwärzen sich bemühet habe. Diesem nach wäre alles, was geschah, eine Folge des Obrechtischen Prozesses.

Obrecht suchte dem französischen Hofe zu schmeicheln und that ihm insgeheim den Vorschlag, die Stelle eines königlichen Prätors anzurichten, der die Oberaufsicht über das ganze Stadtwesen hätte und zugleich das königliche Interesse besorgte. Der Hof, der die großen Vortheile einer solchen Stelle leicht einsah, ließ sich den Vorschlag gefallen und man fing an, diese Sache allmahlig einzuleiten. Obrecht nahm die katholische Religion an, welches der Sekretarius Günzer vorher auch schon gethan, und dafür die Stelle eines königlichen Consulenten erhalten hatte. Der König äußerte nun gegen seine vertraute Agenten den Wunsch, den ganzen Magistrat in Straßburg katholisch zu machen, und Obrecht fand die Sache nicht schwer, wenn man nur den Dominikus Dietrich, der gleichsam die Seele des Magistrats wäre, dazu bewegen könnte. Dieß geschah im Anfang des Jahrs 1685. Darauf folgte den 26. Februar ein geheimes Schreiben des Ministers Louvois (Lettre de Cachet), in welchem dem Dominikus Dietrich befohlen wurde, in Zeit von 8 Tagen bei Hof zu erscheinen. Dietrich reiste sogleich ab und man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten, und zwar allemal in seinen Amtskleidern, in denen er sonst im Rath zu sitzen pflegte, nie aber sagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Während seinem Aufenthalte daselbst erhielt Ulrich Obrecht in Straßburg den 24. April vom Hofe das Patent als königlicher Prätor mit der ausgedehntesten Vollmacht, worüber sich zwar der Magistrat sehr beschwerte, aber nichts dagegen ausrichten konnte. Dietrich wurde indessen immer am Hof aufgehalten, ohne daß er die wahre Absicht dieses Aufenthalts erfahren konnte. Einmal wagte er es, sich Erläuterung hierüber auszubitten, er erhielt aber von dem Minister die Antwort: man würde es ihm sagen, wenn es Zeit wäre! Endlich als er (im Monat Julius) wie gewöhnlich bei einer öffentlichen Audienz des ersten Ministers, Louvois, erschien, kam dieser, von andern vornehmen Herren begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und sagte zu Dominikus Dietrich: Leset hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Maccabäer 2, V. 17 — 18, da es heißt: Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Mattathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind; so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben. Dominikus Dietrich, der schon lange eine solche Zumuthung erwartet hatte und außerordentlich bibelfest war, kehrte die Bibel herum und sagte: die Fortsetzung enthält meine Antwort, V. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias frei heraus: wenn schon alle Länder Antiochi gehorsam wären und Jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Gesetz unserer Väter abfallen. Da sey Gott für! das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen. Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich seinen Verweisungsbrief (Lettre d'Exil); er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt und nach Gueret im mittein Frankreich (Depart. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem, was vorgegangen war, keine Sylbe, ohne daß den 20. Juli ein königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besetzen sollte, indem der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte Niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte. Inzwischen zweifelte Niemand daran, daß Ulrich Obrecht, der neue Prätor, diese Sache bei Hof also angegeben habe, damit er sich wegen der Hintrichung seines Vaters an Dietrich rächen könnte, und weil dieser kluge und eifrige Patriot seinen Absichten überhaupt im Wege stand.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten und andern Personen an ihn geschrieben worden sind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusetzte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert an seiner Bekehrung zu arbeiten; nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich, aber Dietrich blieb unbewegt. Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. December seine Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreise; dieses that aber unser Dietrich nicht; darüber fiel er neuerdings in Ungnade und mußte nach Vesoul ins Exilium wandern. Hier blieb er bis den 10. April 1690, da er wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schooß seiner Familie zurückzukehren, doch

Digitized by Google

daß er nicht aus seinem Hause gehen und mit Niemand, als mit seinen Verwandten reden sollte. Während seinem hiesigen Aufenthalt ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Haus nannte, öfters in die St. Nikolauskirche tragen und vor den Altar hinstellen, um in derselben der Predigt zuzuhören; dieser Ursachen wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Tritte und Schritte beobachteten, abermals bei Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch, wenn es seine Gesundheit erfordere, außerhalb der Stadt, nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nichts mehr annehmen und das Rathhaus nicht betreten. Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahr 1694 den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in den Armen seiner Gattin und Kinder; seines Alters 74 Jahre 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben."

Wir glauben, das Andenken eines so ehrwürdigen deutschen Patrioten verdiene aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden.

(Schluß folgt.)

Politische Literatur.

1) Nicolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. Achter Band. Karlsruhe, Groos, 1841.

Der letzte Band dieser schätzbaren Uebersetzung enthält erstens die freundschaftlichen Briefe und das Leben Machiavellis und sodann die florentinische Geschichte. Eine Uebersicht über alle Schriften des großen Italieners in deutscher Sprache wurde bisher noch vermißt und ist daher diese Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke ein zweckmäßiges Unternehmen und wohlgelungen.

2) Der Fürst des Nicolo Machiavelli nebst einer authentischen Beilage, übersezt von Gottlob Regis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Herr Regis, dessen musterhafte Uebersetzung des Rabelais Jeder kennt, theilt hier eine neue Uebertragung des berühmten Principe mit. Die Beilage ist ein Aktenstück bezüglich auf die Hinrichtung vier angesehener Italiener, des Vitellozzo, Oliverotto, Signor Paulo und Orsini im Jahr 1503. Das Buch vom Fürsten selbst, die bekannte Tyrannenschule, ist sehr verschieden beurtheilt worden. Anfangs hat man darin eine wahrhaft teuflische Gesinnung gesehen und verdammt, später hat man das Buch mehr als in tacitanischem Geist gedacht angesehen und sehr gerühmt. Machiavelli selbst antwortete auf den Vorwurf, er habe die Tyrannei befördert, indem er gelehrt habe, wie man sie üben müsse: „Ich habe die Fürsten zwar gelehrt, Tyrannen zu werden, aber auch die Völker, sich gegen die Tyrannei zu wahren und dieselbe zu vertilgen." Herr Regis bemerkt indeß: „Es ist kein Grund vorhanden, warum man zweifeln sollte, daß die im Buche vom Fürsten dem Lorenz von Medici empfohlenen Maßregeln zu Herstellung der Einheit und des Gegengewichtes im damaligen Italien, nicht des Patrioten Machiavelli volle politische Ueberzeugung gewesen wären. Er sagte, was ihm nöthig schien, wie ein sehr spät gerufener Arzt, der ein verzweifeltes Mittel vorschlägt, um einen letzten Versuch zu machen, vor dem die Zaudernden sich entsetzen. Was die Entstehung des Buchs und die Stimmung des Verfassers, zur Zeit da er es schrieb, betrifft, so gibt Er selbst darüber Auskunft in einem höchst lehrreichen Originalbriefe an seinen vertrautesten Freund Francesco Vettori in Florenz. Dieser Brief fand sich zu Rom in der Barberinischen Bibliothek, und ward erst 1810 durch Michel Angelo Ridolfi in seiner Schrift: Pensieri intorno allo Scopo di Nicolò Machiavelli nel Libro il Principe bekannt gemacht. Er ist vom 10. Oktober 1513 aus San Casciano datirt, wo Machiavelli ein kleines Landgut während seines Exils bewohnte." „Ich sprach, heißt es darin, mit dem Philipp über mein Werklein und fragte ihn, ob es rathsam wäre, es zu überreichen oder nicht; und wenn es rathsam wär, ob ich selbst es bringen müßte, oder schicken. Die Nothwendigkeit, die mich verfolgt, treibt mich, es hinzugeben; denn ich zehre mich auf, und kann nicht lange so bleiben, ohne daß mich die Armuth verächtlich macht. Ich wollte, diese Herren Medici fingen mal an, mich anzustellen, und sollten sie mir vorerst auch nur einen Stein zu wälzen geben. Wenn ich nicht ihre Gunst gewänne, so müßte ich mir ja selber dauern; und aus dem Buche, wenn man es läse, müßte man inne werden, daß ich von den 15 Jahren, die ich aufs Studium des Gouvernements verwendet hab', keine Zeit verspielt noch verschlafen; und Jeder würde Werth darauf legen, Desjenigen sich zu bedienen, der auf Andrer Kosten Erfahrung erworben hat."

3) Bibliothek der modernen Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. Darmstadt, Leske, 1841.

Die ersten Hefte dieser Sammlung enthalten wieder den Fürsten des Machiavelli und Hallers staatsrechtliche Grundsätze nach dessen berühmtem Werke „Restauration der Staatswissenschaft."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. November 1842.

Orthopädie.

Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Eine Gedächtnißschrift für Johann Georg Heine den Orthopäden von Joseph Heine. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Der berühmte Begründer der Orthopädie, Joh. G. Heine, war ein Württemberger, 1770 im Schwarzwald geboren, ein Bauernsohn und gelernter Messerschmidt. In letzterer Eigenschaft zeichnete er sich durch seine soliden Arbeiten als Gesell in Norddeutschland aus und wurde von Berlin aus der medicinischen Fakultät in Würzburg empfohlen, als sie im Jahr 1798 einen geschickten Instrumentenmacher suchte. Hier nun am großen Juliushospital hatte er Gelegenheit, Verkrüppelungen aller Art kennen zu lernen und sein angebornes Genie für mechanische Mittel, durch welche denselben begegnet werden kann, als Verfertiger chirurgischer Instrumente und Maschinen auszubilden. Er entdeckte einen der wichtigsten Grundgedanken dieses Heilverfahrens, er begründete ein neues System, wie eine neue Kunst und wurde durch die jetzt schon in sehr weitem Umfang verbreitete Anwendung derselben ein Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Es ist zu bewundern, wie viele schöpferische Geister und große Begründer neuer Lebensrichtungen, neuer Wissenschaften und Künste aus dem niedrigsten Stande in Deutschland hervorgegangen sind; wie viele Söhne von Bauern oder armen Handwerkern die deutsche Walhalla unter ihren Bewohnern zählt.

Der Sohn schildert den Vater mit Wärme, aber auch mit der Treue und Abneigung eitler Ueberhebung, die dem Mann überall wohl ansteht, insbesondere aber da, wo wahres Verdienst vorhanden ist, das sich durch sich selbst ankündigt und keiner Anpreisung bedarf. Die Eigenheiten des unsterblichen Würzburger „Messerschmidts," wie ihn die Fakultätsmenschen lange Zeit verächtlich zu nennen pflegten, erklären sich durchgängig aus seiner ursprünglich fremdartigen Stellung zu der höher gebildeten Welt überhaupt und zu der medicinischen Fakultät insbesondere. Seine kräftige Natur reagirte gegen die Mißachtung, die man ihn hatte fühlen lassen, später durch Stolz und durch die Ungeneigtheit, Widerspruch zu ertragen. Der deutsche Kastengeist hat sich auch in diesem Falle nicht verleugnet. Daß ein Mann, der nicht studirt hatte, daß ein Messerschmidt eine der wichtigsten chirurgischen Heilmethoden erfinden sollte, gereichte ihm in den Augen vieler Fakultätsmenschen nicht zum Verdienst, sondern zum Verbrechen. Und gegen diese Ungerechtigkeit empörte sich nicht seine Eitelkeit, sondern nur sein gekränktes Rechtsgefühl.

Wie Heine stufenweise als erfindungsreicher Verfertiger von chirurgischen Instrumenten auf seine neue Idee geführt wurde, berichtet der Sohn in Folgendem: „Durch französische und englische Chirurgen, Pott, Desault, Boyer, waren neue Fragen in Diagnose und Behandlung der Knochenbrüche entstanden, welche die deutschen Chirurgen sehr in Anspruch nahmen; die ganze Verbandlehre wollte einen kollektiven Ueberblick in den mannigfaltigen Kompendien über sich gewinnen, das Erscheinen neuer Maschinen hielt vielfältige Abrechnung mit den ältern; so wurde auch von den Oberwundärzten des Juliusspitals vieles und immer mit Zuziehung Heine's versucht, welcher an der Extensionsmaschine von Boyer, als der wesentlichsten, haften blieb, hieran seine ihm gut dünkenden Veränderungen knüpfend. Vielfache Versuche hiemit zeigten ihm die Extensions- und Contraextensionspunkte, wie sie am schicklichsten mechanisch zu fassen seyen, und er hatte hier zum erstenmal die Gewalt der abnormen Muskelwirkung vor sich, welche die

Digitized by Google

Knochenbrüche oder Verrenkungen durch die Veränderung ihrer festen Unterlage begleitet, und welche zu bändigen und gebandigt zu erhalten die Aufgabe des Maschinisten war: wie er sich diese Muskeln nur als Federn dachte, so fügte er dieser Boyer'schen Maschine, außer andern Veränderungen und Beifügung von Stativen für Verrenkungen, an dem Extensionspunkte seine neue Kreuzfeder zu, über deren Zweckmäßigkeit mancherlei literarischer Streit entstand. Mochte sie nun hier passend angebracht seyn oder nicht, genug, an dieser Zugabe bricht zum erstenmal sein Licht (der Gedanke der Analogie der Muskeln mit Federkraft, und der elastischen Gegenwirkung auf ihre abnorme Spannung durch Federelasticität) in eigener Schöpfung auf ihn herein. Die Versuche dieser Maschine an Schenkelhals- und selbst bei komplizirten Ober- und Unterschenkelbrüchen fielen um so ermuthigender und glücklicher aus, als die Wundärzte dem Maschinisten freiere Hand ließen, wie dieß vorzüglich 1814 bis 15 unter dem Obermundarzte Professor Markard geschah. — In dem couranten Artikel der Bruchbänder hatte er den bedeutenden Rivalen Brüninghausen, welcher sich außer dem Künstlerischen auch kaufmännisch betriebsam mit Verbandstücken beschäftigte; einer solchen Autorität gegenüber konnte der ohnehin vielfach Abhängige nur aufkommen, indem er diesen Zweig mit dem ihm eigenen Sinn oculirte: die elastischen Federn waren bereits eingeführt, ihm blieb aber noch übrig, nach Hesselbachs und Anderer Entdeckung der verschiedenen Bruchpforten, also nach der ursprünglich verschiedenen Winkelstellung der vorfallenden Bruchfläche, und nach körperlichen Besonderheiten, die Bruchbandfeder durch den Hammer in ihrer Richtung auf die Pelote, und die Futterung dieser in Bezug auf die Federstellung, verschieden zu gestalten. Da er hierdurch die gerade Linie der Gegenwirkung gewinnen, andrerseits die Feder durch partielle Verdoppelung verstärken konnte, so ersetzte diese Federrichtung die Kraft der Compression um die Circumferenz des Körpers, mit deren Verstärkung sich bisher so häufig nutzlos Maschinisten und Patienten geplagt hatten. Er hatte darin das Mittel, schwierige allen bisherigen Bandagen immer wieder ausweichende Hernien in jedem Lebensalter ohne Gewaltsamkeit und Beschwerde zurückzuhalten, und auf diese einfache seinem Federsinne natürliche, aber bis zu dieser Stunde von den wenigsten Chirurgen und Maschinisten gekannte oder gewürdigte Weise, eine sehr verdienstvolle Neuerung in der Bandagenlehre zu Stande gebracht. — Wenn beides Genannte der Tag, der Erwerb, die Neigung mit sich führte und äußere Anforderung mit dem inneren Beruf parallel ging, so mußte nun auch der Künstler sein Allerheiligstes haben, in welchem er die geistig assimilirten Lieblingsgestalten seines Albin, durch Federkraft belebt, im Antagonismus wirksam, plastisch vor sich hinstellte, wenn auch der Wahn, mit der Natur in positiven Geschenken zu rivalisiren, das nächste Reizmittel seyn mochte, dem tiefern Instinkt in Konstruirung künstlicher Glieder, namentlich der unteren Extremitäten, zu folgen. Mit der ganzen Leidenschaft eines halbinstinktmäßigen Triebes versenkte er sich in diese seine Zukunft organisirenden Kombinationen; unerschöpflich in Veränderung der Federarten und Federstellungen bei Nachbildung der sehnigen Gelenk- und Muskeltheile, riß er mehrere Jahre lang das kaum Gebaute wieder ein, bis er endlich ein ihm ziemlich Genügendes fertig stehen ließ: diese Stücke, woran er so viel Mühe verschwendete, sind für den anatomischen Denker nur bewundernswerthe Kabinetsstücke, für den Baumeister aber die erforderlichen Studien von unberechenbarem Werth geworden, sie waren die schönsten, welche er je gemacht, und woran er bis in das Alter der Tage gezehrt hat." Dabei vergißt der dankbare Sohn nicht, eines gewissen Dr. Vorberg zu erwähnen, eines genialen, aber vom Glück verlassenen Gelehrten, der mit seinem Vater damals aufs innigste vertraut war und der die Geburt seiner Ideen beförderte.

Die Zweckmäßigkeit der neuen Methode bewährte sich bald. Heine erlangte Ruf, Verkrüppelte strömten ihm zu, sich heilen zu lassen, worunter auch vornehme Personen; der Kronprinz, jetziger König von Bayern, interessirte sich für ihn; es wurden ihm größere Räume für seine Versuche geöffnet und sein Glück war gemacht. Gleichwohl widerte ihn die Erinnerung an seine frühere Noth und manche alte Feindschaft in Würzburg dergestalt an, daß er einen Ruf nach Holland annahm, wo er höchst ehrenvoll aufgenommen wurde, sich jedoch manigfach mit den Aerzten verfeindete, und wo er 1838 starb.

Unter den hier mitgetheilten Scenen aus dem Leben des älteren Heine ist vorzüglich folgende geeignet, Wohlbehagen beim Leser zu erregen. Heine behandelte eine Prinzessin, die sehr leidend war und nicht ohne die unerträglichsten Schmerzen sich bewegen konnte. Es gelang ihm, durch Anwendung seiner Maschinen diese hohe Person so weit herzustellen, daß sie wieder fähig wurde, zu stehen und zu gehen. Aber ehe er ihr noch Erlaubniß ertheilt, den Versuch dazu zu machen, weil er erst die Kur vollständig durchführen wollte, unmittelbar vor diesem schon voraus bestimmten glücklichen Zeitpunkt kommt der berühmte Fürst Alexander von Hohenlohe, spricht ein Gebet über der Prinzessin, und heißt sie aufstehn und wandeln. Und siehe sie steht auf und wandelt und nun hat nicht der arme Heine, sondern der Fürst von Hohenlohe das Wunder vollbracht.

Digitized by Google

Nach Beendigung der Lebensgeschichte seines Vaters, welche nur den kleineren Theil des Werkes einnimmt, erörtert der Verfasser die Punkte, auf die es bei der Orthopädie besonders ankommt, mit Berücksichtigung derer, welche die Theorie und Praxis seines Vaters theils angefeindet, theils erweitert haben, und knüpft daran scharfsinnige Untersuchungen über Muskeln und Nerven überhaupt. Wir können auf diese rein gelehrte Parthie des Werkes hier nicht eingehen und schließen mit einer Stelle, welche die großartige Idee Heine's des Aelteren gegen jede Verkleinerungssucht vertheidigt: „Nicht auf Maschinen allein (in welchen Werkstall man den Mann gern bannen möchte), hat er hundertmal seit Jahren gesagt und geschrieben, sondern auf die Weckung des Muskel-, Bänder- und Knochenlebens durch diese Werkzeuge, und durch die übrigen Mittel, habe er abzweckend gelernt. Nicht etwa bloß angedeutet ist in seiner Richtung und in seinen Aeußerungen die dynamische Erkenntniß der Orthopädie, wie Stromeyer in einem seiner Werke sagt, sondern vollkommen ausgeprägt; daß er mit Stahlfedern, und Stromeyer mit dem Messer dynamisch zu handeln glaubte, thut nichts zur Sache; Heine hatte den Sinn für Dynamik, und sie kam ihm in der Praxis entgegen. Stromeyer hatte ihn gleichfalls, sonst wäre er auf der niedrigern Stufe von Delpech stehen geblieben. Heine suchte zuerst als bloßer Mechaniker und erhob seinen Sinn in der Erfahrung, Stromeyer fing die Sache nicht höher, als Delpech, nach seinem eigenen Geständnisse an, und wurde während seiner Erfahrungen eines tiefern Blickes würdig befunden, — und in so ferne hat die Wiedererfindung der Tenotomie durch Stromeyer vor dem Heine'schen Bildungsgange nichts voraus. Sie ist eine große, dem Erfinder und Wiedererfinder beneidenswerthe Bereicherung unseres Heilschatzes, sie ist gewissermaßen eine experimentale demonstrative Wivisection zu den Gesetzen der Orthopädie, und wie wir glauben gezeigt zu haben, zu tiefer greifenden Lebensgesetzen. Weit entfernt, den ältern mechanisch-dynamischen Theil der Orthopädie entbehrlich zu machen, wie man im ersten bereits verflogenen Rausche geglaubt hat, ruht sie auf ihm, bedarf ihn fortwährend, und ist mit ihm die entfaltete Blume einer herrlichen Knospe, und wenn ich mit mächtigerer durchdringender Stimme dem Publikum Achtung vor jenen, welche ein großes Verdienst um sein körperliches Heil haben, gebieten könnte, so wären es die Brustbilder von Delpech und Stromeyer, welche, als würdige Gesellschafter Johann Georg Heine's, mit ihm das oben gewünschte Votivbild für Krüppel und Mißtaltete einnehmen sollten. Ein bis jetzt noch gar nicht zu übersehender Gewinn ist mit der Aufnahme der Orthopädie, nicht bloß des Sehnenschnitts, der gesammten Heilwissenschaft geworden, die Chirurgie hat sich damit um so Vieles höher geadelt, als die Nerven edler sind als das Blut; die innere Heilkunde wird von ihr lernen, sich mehr um Bewegungsgesetze zu kümmern, welche in krankhaften Erscheinungen eine so große Rolle spielen, sie, welche sich im Augenblick zum Theil an der Vervielfaltigung der Krankheitspecies, oder an einer nicht minder pseudophilologischen als pseudoärztlichen Nomenclatur, frucht- und nutzlos erschöpft; in dieser Beziehung hat selbst die lächerliche Kleinmeisterei der Legion gewordenen Orthopäden etwas Gutes, obwohl es, wie Heine und Stromeyer wollten, Sache und Pflicht des Staates ist, großartige Anstalten selbst mit Opfern zu unterhalten, damit die verkrüppelten Armen noch frühzeitig die Sicherheit dieser Heilunternehmungen genießen mögen, um nicht später sich selbst und den Gemeinden doppelt zur Last fallen zu müssen."

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausg. von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1843.

(Schluß.)

Der zweite Aufsatz im vorliegenden Taschenbuch ist eine sehr reichhaltige und dankenswerthe historische Skizze von Gervais und ihr Gegenstand der alte Landgraf Hermann von Thüringen, um den sich bekanntlich auf der Wartburg der berühmte Sangerkreis gruppirt, dessen Antheil an der Politik seiner Zeit ihn noch besonders interessant macht, da er den großen Kampf der Gibelinen und Guelfen und das öftere Wanken des schwäbischen Kaiserhauses dazu benutzte, sich in seiner kleinen Territorialherrschaft möglichst unabhängig zu machen. Uebrigens ist es wohl zu viel gesagt, wenn Seite 170 behauptet wird, Hermann sey der erste deutsche Reichsfürst gewesen, der mit Bewußtseyn und Consequenz die landesfürstliche Gewalt in Unabhängigkeit von der Reichsoberhoheit zu behaupten versuchte. Das Bewußtseyn sowohl als die Consequenz der Reichsverrätherei ist schon ein wenig älter, und tritt überall in dem Augenblick hervor, in welchem der Kaiser schwach, träge oder durch die Hierarchie bedrängt war. Schon unter den Karolingern sonderte sich auf diese Weise ein burgundisches und italienisches Reich ab und war es schon nahe daran,

Digitized by Google

daß Karlmann ein abgesondertes slawisch-deutsches Reich im Osten gegründet hätte.

Der dritte Aufsatz von Arendt, der sich schon anderwärts mit so vieler Sachkenntniß über belgische Verhältnisse verbreitet hat, behandelt die brabanter Revolution in den Jahren 1789 und 1790, den bekannten Aufstand der Niederländer gegen die wohlwollenden Reformen Josephs II. Dieser Aufstand ist in mehrfacher Hinsicht äußerst charakteristisch. Einmal war er eine Reaktion des spanischen, in jenen Provinzen noch von Philipps II. Zeiten der erhaltenen Geistes gegen den deutschen und nahm doch republikanische Ideen als Maske vor. Ein Geist, aus dem Escurial stammend, im Gewande des Demokratismus, ist gewiß eine sonderbare Ironie der Weltgeschichte. Sodann sträubte sich das aufgehetzte Volk der Niederländer gerade gegen solche Reformen Josephs II., für die ihm ihre Vorfahren zur Zeit des Herzogs von Alba fußfällig gedankt haben würden. Belgien war bei dem großen Aufstande der Niederländer gegen Philipps II. Tyrannei nicht weniger betheiligt gewesen, als Holland. Die unermeßliche Bevölkerung von Gent hatte selbst mit noch mehr Energie als die kleine Bevölkerung Hollands die reformirte und republikanische Partei ergriffen. Was hätten damals die Flämingen und Brabanter nicht gegeben, wenn ihnen ein wohlwollender Kaiser mit den so heiß ersehnten Reformen, mit der Gabe der Religionsfreiheit ꝛc. entgegengekommen wäre! Und zweihundert Jahre später war dasselbe Volk, obgleich nicht mehr spanisch, doch noch spanischer gesinnt, als es Alba selbst hätte hoffen können. Indeß ist auch keineswegs zu leugnen, daß Joseph in der Form unendlich fehlte und direkt die Rechte der Provinz verletzte.

Im vierten Aufsatz von A. Kurhet finden wir die unsaubere Geschichte des Jesuiten Girard wiedererzählt, der eine Nonne verführte und nachher für eine Heilige ausgab. Im fünften gibt Professor H. Escher von Zürich Nachrichten über den berühmten Erasmus von Rotterdam.

Den Schluß macht eine kurze Kritik der französischen Verfassungen vom Herausgeber. Sehr wahr ist im Allgemeinen, was darin von dem Unterschiede quantitativer und qualitativer Repräsentation, und insbesondere was über die neueste Verfassung Frankreichs und die darin vorherrschende Geldaristokratie gesagt ist. „Mit Recht verwarf man für Frankreich das System einer allmächtigen Kammer, und bildete deren zwei, die der Pairs und der Deputirten. Jeden Falls ist ihr Gegensatz besser begründet, als jener des Rathes der Alten und der 500, und des Tribunats und der gesetzgebenden Versammlung. Unmöglich aber war es der neuen Pairskammer plötzlich zu verschaffen: die tiefen geschichtlichen Wurzeln, die ununterbrochene politische Vorbildung und Uebung, und den großen Reichthum des englischen Oberhauses. Auch die Erbedung einiger Gelehrten in die Pairskammer (welche meist zu arm waren in die Deputirtenkammer gewählt zu werden) gab nur ein ärmliches Surrogat für echte Lords. Denn wenn gleich man es loben muß, daß die Franzosen durch Aufstellung der sogenannten Kategorien und Capacitäten nunmehr anerkennen: mit einem bloß quantitativen Staatsrechte sey nicht auszukommen, und man müsse den Qualitäten, den Eigenschaften, ihr natürliches Gewicht zugestehen; so ist doch die Anwendung dieser neuen Lehre noch zu einseitig und untergeordnet, als daß sie entscheidend einwirken könnte. — Ein anderer höchst wichtiger Unterschied zwischen der französischen Pairskammer und dem englischen Oberhause ist der, daß man in Frankreich, nach langen und ernstlichen Erörterungen, die Erblichkeit der Pairs aufhob, und ihre lebenslängliche Ernennung dem Könige übertrug. Man konnte sich nicht verhehlen, daß dieß die Unabhängigkeit der Pairs verminderte und die Macht des Königs erhöhte; aber die Abneigung gegen alle wahre, oder scheinbare politische Ungleichheiten überwog dießmal noch die Abneigung gegen die Erhöhung der königlichen Macht. Eine oft wiederholte, allgemeine Behauptung: daß nur erbliche Aristokratien Dauer und Gewicht haben können, bedarf indeß einer Beschränkung und Berichtigung; wenigstens bestand der römische Senat, diese dauernhafte, folgerechteste und mächtigste aller Aristokratien während der schönsten Zeit der römischen Geschichte, nicht aus Erblichen. — Wird die Pairskammer getadelt, weil sie nicht aristokratisch genug sey, so könnte man von der Deputirtenkammer behaupten, sie sey zu aristokratisch. Muß doch ein französischer Wähler jährlich ungefähr so viel Steuern bezahlen, als ein englischer Wähler jährliche Einnahmen nachzuweisen verpflichtet ist. Daher in England eine so viel größere Zahl von Wählern, und doch mehr Festigkeit aller Einrichtungen; und mehr Würde der Verhandlungen; sowie Parteien nur nach inhaltsreichen Gedanken und Ueberzeugungen, nicht Koterien und Tracasserien bloß um der Personen willen. — Ueberall tritt in Frankreich die Geldaristokratie hervor und macht sich geltend: bei den Wahlen der Deputirten und der Annahme von Stellvertretern im Heere, bei den Revisionen der Steuerrollen, bei den Fragen über Zucker und Runkelrüben, Einfuhr von Eisen und Ochsen, beim Handel und Zollwesen u. s. w. Die Minderzahl der Reichen wählt und vertritt meist nur sich selbst."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. November 1842.

Humoristische Literatur.

Narrenalmanach für 1843 von Ed. M. Oettinger. Leipzig, Reclam jun., 1843.

Oettinger hat, wie Saphir, einen glücklichen Humor, bietet ihn aber auch nur in Fragmenten aus. Der Humorist sollte so gut wie der epische und dramatische Dichter auf größere Compositionen denken und den aphoristischen Witz verarbeiten, wie der Baumeister die Steine. Aristophanes war mehr als Lukian, Cervantes mehr als Aretino, Rabelais mehr als Moscherosch, Swift mehr als Rabener, weil sie als Dichter ein organisches Ganzes zu schaffen wußten und nicht bloß Bruchstücke an einander reihten. So muß man bedauern, von Saphir, der so reich an Witz ist, nichts Zusammenhängendes zu besitzen. Oettinger ist eben so kurz in seinen Compositionen. Er theilt hier eine Menge kleine Novellen mit, theils ernste und rührende, die nicht seine eigentliche Aufgabe zu seyn scheinen und worunter die Liebe einer sentimentalen Scharfrichterstochter zu dem berüchtigten Jakobiner St. Just uns am wenigsten gefallen hat; theils launige und humoristische, wofür er sein Talent schon oft bewährt hat. Insbesondere glückt ihm die Parodie und komische Uebertreibung der Modethorheiten.

Hier eine Skizze aus dem Boudoir eines Blaustrumpfs: „Auf dem offenen Klaviere lagern in chaotischer Unordnung Albumblätter und Modebilder, Romane von Herrn Georges Sand und Frau von Balzac, Fächer und Reitgerte, Sonnenschirm und Angelruthe, Armbänder und Sporen und manche andere Kleinigkeiten, die uns in Zweifel lassen, ob wir uns im Boudoir einer Dame oder eines Herrn befinden. Neben dem Klaviere schaukelt sich in vergoldetem Kafig ein blaßgelber Kakadu, zu Mißtreß Füßen zerrt am gestickten Saume ihres Unterkleides ein langhaariger, schwarzäugiger Spitz, welcher Percy heißt, und neben dieser Gruppe gähnt ein Löwe, der auf den Namen Reginald hört. — Ein Löwe? — Wie, guter Leser, Du weißt nicht, was ein Löwe ist? — Ein Löwe ist, so weit ich mich seiner noch aus Raffs Naturgeschichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes, reißendes Thier, das zum Katzengeschlecht gehört, und Felis Leo, aber nicht Reginald heißt. — Ich merke, vortrefflicher Leser, daß Du in der Umgangssprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurückgeblieben bist. Ein Löwe heißt in der Terminologie der Beau-monde eines jener zweibeinigen Wesen, die in Frankreich ursprünglich petit-maîtres, dann muscadins, dann mirlifiors, dann incroyables, dann élégants, dann dandis, dann fashionables geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieses Wesen, für das der Deutsche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England lion und in Deutschland Löwe. Dieser Löwe gehört nicht ausschließlich dem Katzengeschlecht, sondern häufig auch der Affenfippschaft an und sieht weit öfter einem Pavian als einem Menschen ähnlich. — Und woran erkennt man einen solchen Löwen, der gleichsam den Uebergang vom Menschen zum Affen bildet? — An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich bloß die wichtigsten hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als gelbe Glacehandschuhe, weßhalb er früher auch gaut jaune geheißen hat. Ein Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch diese bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Mensch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Concert, auf dem Balle und bei Tische, denn Gähnen ist die Dominante des guten Tons. Er ist blasirt, d. h. übersättigt und also abgestumpft gegen alle Genüsse des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe ist in seinen Augen nur ein Hirngespinnst, Theater ennuiren ihn, Concerte bringen ihn in Verzweiflung; wenn Alle applaudiren, ist er der Einzige, welcher zischt, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affektirt. Das Einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgestumpft ist, was noch einigen Reiz für ihn besitzt, ist das Spiel ꝛc."

Digitized by Google

Gedanken über Handschuhe: „Der Handschuh ist, genau betrachtet, auch nicht so uninteressant, als Mancher von uns vielleicht glauben mag. Früher beurtheilte man die Menschen nach ihrem Schädel, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, nach ihrem Styl und ihrem Lächeln; jetzt beurtheilt man sie einzig und allein nach ihren Handschuhen; vor zehn Jahren noch erkannte man den Menschen an seiner Cravatte; jetzt erkennt man ihn an seinem Handschuh. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme et le gant. Der Handschuh ist der Stempel seines Werthes, das Monogramm seiner Bildung, das Facsimile seines Geschmacks. Der Handschuh ist jetzt der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus übersticht. Man verzeiht uns einen abgetragenen Rock, einen abgeschabten Hut, eine altmodische Weste, wenn wir nur saubere Handschuhe tragen. Ein feiner Handschuh ist der Hauptschlüssel, der uns die Thüren aller Salons, die Herzen aller Frauen öffnet; ein junger Mann, der es erst so weit gebracht hat, täglich drei bis vier Paar neue Glacehandschuhe verbrauchen zu können, wird stündlich eine neue Eroberung machen und, schneller als er glaubt, der erklärte Liebling aller Frauen sein. — Früher war ein „Gevatter Handschuhmacher" die unterste Sprosse der Industrieleiter; jetzt aber bildet er die Spitze dieses Obelisken. Boivin in Paris und Jacquemar in Wien haben den Handschuh zur Höhe eines Kunstwerks erhoben. Handschuhe werden nicht mehr wie früher verkauft, sondern wie Bücher verlegt. Früher kam man mit vier Paar Handschuhen einen ganzen Monat aus; jetzt braucht ein ächter Fashionable mindestens eben so viel an jedem Tage. Marquis d'Orsay, einer der sogenannten Löwen Londons, braucht täglich sechs Paar Handschuhe. Wenn man annimmt, daß in der Themsestadt seine Handschuhe mindestens drei Gulden kosten, so braucht dieser König der Dandies bloß für seine Handbekleidung jährlich nicht weniger als 5570 Gulden, eine Summe, womit mancher Stutzer des Kontinents den Aufwand seiner ganzen Toilette bestreitet. In England und Frankreich fragt man nicht mehr: wie viel Einkünfte hat dieser Mann? Man fragt: wie viel Handschuhe verbraucht er im Jahre und nach diesem Maßstabe berechnet man seine Revenüen."

Schilderung eines Weinreisenden (Commis Voyageur): „1) Er trägt meistentheils eine schwarze Kravatte und auffallend steife Vatermörder. 2) Er ist ein abgesagter Feind der Handschuhe und trägt einen dicken, in der Regel hohlen Siegelring. 3) Er trägt seidene Taschentücher, parfümirt sich sehr stark und trinkt gern Champagner. 4) Er schnupft bloß deßhalb, um seine Tuladose zu zeigen, dann und wann Tabak, singt Barcarolen und versäumt selten oder nie eine Vorstellung im Theater. 5) Er ist ein Beschützer der Künste und ein Anbeter aller Künstlerinnen. 6) Er ist ein Opponent der Kritik, aber dessenungeachtet glücklich, wenn er die Bekanntschaft eines Journalisten machen und sich später rühmen kann, mit ihm auf vertrautem Fuße zu stehen. 7) An der Table d'hôte kokettirt er mit jeder Frau und macht, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, von allen Gästen den meisten Lärm. 8) Er tyrannisirt die Gastwirthe, hitzanirt die Kellner und kneift die Stubenmädchen. 9) Er raucht täglich 9 — 12 Cigarren und hat große Vorliebe für Louis Drucker und den Komiker Beckmann. 10) Er spielt nur Ecarté und Domino und gibt im letztern auf Hundert nicht selten vierzig bis fünfzig Points vor. 11) Er brüstet sich mit ungeheurer Körperkraft, kann Korkstöpsel zerschlagen, Stühle mit einer Hand balanciren, mit dem kleinen Finger zwei Centner aufheben und mehr dergleichen Kraftstückchen ausführen. 12) Er ist in vielen freien Künsten erfahren, kann bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze und schreien wie ein Wickelkind."

Ach, möchte man seufzen, daß doch diese interessante Menschenklasse bald, wie der deutsche Student, von der Weltbühne verschwinden wird, denn das Zeitalter leidet nirgends Originalität mehr.

Die launigsten unter Oettingers kleinen Novellen sind zwar in der Fabel etwas leicht, in der Charakteristik aber fein und glücklich. Die Art z. B., wie ein Wiener Dosenliebhaber sich durch einen Gauner mit einer angeblichen Dose Rudolfs von Habsburg betrügen läßt, ist zwar nur possenhaft, aber der Dosennarr ist sehr gut geschildert. Die Art, wie eine ehemalige Schauspielerin ihren Mann betrügt, ist etwas frivol, aber sie, so wie ihr Mann und Liebhaber sind äußerst gut portraitirt. Selbst der unbedeutende Schwank vom Entomologen Ostenheimer ist durch die Charakteristik sehr anziehend.

Am Schluß einige gute Anekdoten, z. B.: „Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgestatteter, äußerst reicher und dabei doch sehr geiziger Bischof, der eine Reise durch seine Diöcese machte, begegnete eines Tags einem armen Pfarrer. Der niedrige Geistliche brachte dem hohen Prälaten seine Huldigung dar und hoffte vom Bischof zur Tafel gezogen zu werden. Der Bischof aber, der viel zu geizig war, um die stillen Wünsche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tische. Sie werden mich sehr verbinden, sagte der hohe Prälat, wenn Sie im Gasthof zum goldenen Stockfisch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein bescheidenes Mittagsbrod für mich bestellen möchten. — Der getäuschte Pfarrer begehrte, als er den Gasthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liste von Personen, für die er, so schnell als möglich, ein gutes Mittagsbrod bereiten sollte. Und dann machte er, daß er fortkam. — Seine Eminenz fand zwei Stunden später eine Tafel mit

Digitized by Google

sechs Couverts. — Wozu so viele Gedecke? fragte der Bischof den schmunzelnden Wirth. — Ich habe mich genau an die Liste des Herrn Pfarrers gehalten und gerade so viel Couverts gedeckt, als er mir Gäste aufgeschrieben hat. Zuerst für den Bischof von Oxford. — Das bin ich, erwiederte Seine Eminenz. — Für den Doyen von Chester. — Das bin ich ebenfalls, sagte der Bischof. — Für den Archidiaconus von Gloucester. — Auch das bin ich. — Für den Prädendär von Cambridge. — Für mich! — Für den Kaplan von Warwick. — Auch für mich. — Für den Großprior von Berkshire. — Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Person und soll nun sechs Couverts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab ich ihn nicht eingeladen! — Soll ich ihn rufen lassen? — Das Essen ist einmal bestellt . . . meinetwegen! — Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf."

Lyrische Dichtkunst.

Balladen und Romanzen. Von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Schreiner, 1842.

Manche bekannte Volkssagen abermals in einer neuen Versificirung, von Ludwig dem Eisernen und seiner Mauer, von Wilhelm von Holland im Zaubergarten des Albertus Magnus ꝛc. Dazu mehrere Uebertragungen aus dem Spanischen, eidartige Romanzen in den bekannten Trochäen, und aus dem Englischen des Byron, Burnes ꝛc. Indeß bewährt sich die eigene poetische Schöpfergabe des Dichters auch in mehreren Originalien, worunter uns am meisten folgendes sinnige Gedicht angesprochen hat:

Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr,
Der fühlte, daß er sterbe,
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er seinen Segen:

Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem steilen Schloß
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sey der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben,
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Auch ein Genrebild aus den Tropenländern zeugt von des Dichters feuriger Einbildungskraft:

Der Guarana.

Seyd gegrüßt mir, heilge Palmen! Seht wie schlank die Stämme ragen,
Wie sie stolz die glänzend grünen, weit verzweigten Kronen tragen,
Wie im milden Abendhauche leicht die Fächerblätter schwanken,
Wenn im glüh'nden West versinket fern der Sonne goldner Wagen!

Sey gegrüßt mir, Baum des Lebens! daß die Kraft daran erstarke,
Gibst du Wein von deinen Früchten, gibst du Brod von deinem Marke,
Dürres Holz gibst du zur Feu'rung, frisches mir zu Pfeil und Bogen
Und von deinem Stamm gezimmert, furcht den wilden Fluß die Barke.

Glüht die Sonne auf die Steppen, die verbrannten, dürren, fahlen,
Schweift der Büffel wild gepeinigt, brüllend vor des Durstes Qualen,
Schnaubt das Pferd und heult der Jaguar, schwirrt der Adler auf dem Boden;
Doch mit Weib und Kindern schützest du mich vor den heißen Strahlen.

Welcher Jammer, gießt der Regen strömend auf die Steppe nieder!
Brüllend sucht das Thier das Erdreich, hoch die Fluth erfaßt es wieder.

Digitized by Google

Was im Wasser nicht vergehet, unterliegt dem stärkern Feinde;
Krokodil und Boa regen drohend in dem Schlamm die Glieder.

Aber eine freie Wohnung find' ich dann auf deinem Aste,
Hängematten flecht ich schnell von Baum zu Baum mit deinem Baste,
Feuer schüren darauf die Weiber, daß der fremde Mann erstaunet,
Siehst im Fahren er die Feuer glühn ob seines Schiffes Maste.

Und so schirmst du mich, wenn Feinde sich in Wuth um mich erheben,
Wenn die dunkeln Nachbarn, wenn die grimmen Weißen mich umgeben.
Wie das Vaterland beschütz' ich dich mit Bogen und mit Pfeilen;
Heil'ge Palme, dir verdank' ich meine Freiheit und mein Leben.

Also klingen durch die Steppe Abends des Guarannen Lieder,
Kehrt vom Jagen mit der Beute er zur Palmenheimath wieder;
Ferne glänzet die Atlantis, seitwärts rauscht der Orinoko,
Und die breiten Fächerbäume grüßend flüsternd zu ihm nieder.

Geschichte.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth. Zweiter Theil. Hamburg, Perthes, 1842.

Ueber den ersten Theil dieses schätzbaren Werkes haben wir uns in Nro. 113 unserer Blätter vom vorigen Jahr ausgesprochen. Der zweite Theil beginnt mit der Hinrichtung König Ludwigs XVI. und umfaßt die ganze Schreckenszeit. Ein außerordentlich reiches und wohlgeordnetes Detail von Thatsachen ist der Hauptvorzug dieses Buches. Der Verfasser folgt dem sehr richtigen Grundsatz, daß man die Thaten reden lassen müsse, da diese mehr sagen, als alles Raisonnement, und daß man insbesondere die Helden der Revolution nur nach ihren Thaten, nicht nach ihren Reden beurtheilen könne, da sich beide so gar oft widersprechen. So nothwendig und unerläßlich bei einem solchen Werke die Ausführlichkeit ist, so hat es doch der Verfasser auch verstanden, am rechten Ort durch Kürze zu wirken und durch plötzliche Enthüllung eines frappanten Bildes den tiefsten Eindruck auf den Leser zu machen. Von dieser Art ist z. B. S. 291 ff. die Todesscene Dantons.

In Bezug auf das strenge Urtheil, welches der Verfasser über die Schreckensmänner ausspricht, können wir nur an eines erinnern, was wir schon bei der Beurtheilung des ersten Bandes sagten, daß nämlich der französische Nationalcharakter oder überhaupt die Eigenthümlichkeit der romanischen Nationen hier manches erklärt, was den Deutschen nach seiner Eigenthümlichkeit stets befremden muß, und daß darin allerdings auch eine gewisse Entschuldigung für die Franzosen liegt. Man kann vom Tiger nie verlangen, was vom Löwen, und von der Katze nie, was vom Hunde. Ohne diese Vergleichungen buchstäblich zu nehmen, glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß an die romanischen Nationen ein ganz anderer Maßstab angelegt werden muß, als an die germanischen, und daß bei den ersteren schon ursprünglich unendlich mehr Anlage zu einer gewissenlosen politischen Praxis vorhanden ist, als bei den letztern. Die Anarchie konnte in Frankreich nicht weniger leichtsinnig und nicht weniger unmoralisch seyn, als es die Despotie Jahrhunderte lang gewesen war. Leidenschaftlichkeit und ein scharfer Verstand bei großem Gemüthsmangel müssen überall zu denselben Resultaten führen und haben dazu geführt, so weit wir die altrömische, die italienische und die französische Geschichte kennen, die sich eben durch diese romanische Eigenheit so sehr von der deutschen Geschichte unterscheidet.

Wenn Herr Wachsmuth sich S. 396 wundert, daß Carriere, der die republikanischen Hochzeiten und Nojaden (Ersäufungen in Masse) zu Nantes leitete, mit der Betheurung seiner Schuldlosigkeit und als begeisterter Republikaner gestorben sey, und nicht begreifen kann, wie dieses Scheusal doch habe den Helden spielen können, so erinnern wir ihn nur an Katharina von Medicis und an Karl IX., welche Tausende von Protestanten abschlachten ließen, und an Ludwig XIV., der durch seine berühmten Dragoner ähnliches thun ließ, und der die deutschen Städte in der Pfalz, Baden, im Mainzischen und Württembergischen in Masse verbrennen ließ, und sich dabei durchaus nicht einbildete, irgend ein Unrecht zu thun, sondern die vornehmste Verachtung gegen das Unglück annahm. In der Revolution concentrirte sich der Nationalcharakter, aber wie viele Mühe sich auch die Advokaten, Journalisten, Metzger und Bierbrauer gaben, in der kurzen Zeit, in welcher sie Frankreich beherrschten, es den frühern Herrschern an Verbrechen gleich zu thun, war es ihnen doch kaum möglich, eine so reiche historische Erbschaft von Lastern aller Art zu überbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. November 1842.

Reisen.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine reiche Sammlung. Der erste Theil enthält Reiseskizzen, Schilderungen der nördlichen Grenzen Griechenlands, die der Verfasser im Gefolge Ihrer griechischen Majestäten im Jahr 1839 zu bereisen die Ehre hatte, der Küsten Rumeliens und des Peloponneses, den er ganz umschiffte, des Innern von Attika und Rumelien und mehreren Inseln des Archipel, die er besuchte. Vieles, was er sah, ist schon von Andern beschrieben, Manches andere neu. Es ist erfreulich, daß der Verf. auch überall auf die Natur Rücksicht genommen und nicht bloß Erinnerungen und Ruinen oder die Politik im Auge gehabt hat.

In dieser Beziehung erwähnen wir eine Schilderung der Jahreswitterung in Griechenland S. 162: „Den höchsten Grad pflegt die Glut in der zweiten Hälfte des Augustmonats oder der ersten des Septembers zu erreichen. Im Boden entstehen dann tiefe Risse, die dem Reiter gefährlich werden können, und fällt einmal Regen, so hat man die auf dem durchglühten Boden entstehende Verdunstung zu scheuen. Die Griechen verschließen, sobald Sommerregen eintritt, sorgfältig die Fenster und vermeiden auszugehen. — Die Zeit heftiger Gewitter ist nicht wie bei uns der heiße Sommer, sondern der erste Frühling, Februar und März, und der Spätherbst. Sie bringt der Euros (Südost), der auf den Basreliefs des Tempels der Winde in Athen, mit finsterer Miene schwer einherfliegt; der Lips (Südwest), der stechende ausdörrende Hitze mit sich führt, scheint selber ihr zu erliegen auf jener Abbildung, wogegen sie den Apeliotes (Ostwind) darstellt, wie er Früchte aus seinem Gewande umherstreut, die sein milder Regen im Frühling und Herbst zeitigt, und den Zephyros (West), wie er jugendlich gelockt und mit offener Brust, Blumen tragend, leicht einher schreitet. — Statt der Gewitter treten im Sommer, jedoch nicht bloß im Sommer, häufig Wetterleuchten und andere elektrisch meteorische Erscheinungen in so mannigfachen glänzenden Gestalten ein, daß man anschaulich begreift, wie Aristoteles in der Meteorologie so viele Arten derselben, brennende Fackeln, Ziegen, Klüfte, Gräben, blutrothe Lichter, Ruthen u. s. w. aufzählen konnte. Vorzüglich anziehend war ein Meteor, das wir nördlich vom Golf von Patras Mitte Augusts 1839 beobachteten: eine Lichtkugel, aus der sich viele glänzend gefärbte Kreise entwickelten, die sich allmählig in Lichtstreifen auflösten, dem Nordlicht vergleichbar. Auch die verschiedenen Farben des Regenbogens und ihre Uebergänge treten ungleich deutlicher, als bei uns hervor, und freilich vermag solche Farben, wie Aristoteles bemerkt, kein Maler wiederzugeben. Die anziehendste aller Erscheinungen des griechischen Himmels aber mag wohl das Morgen- und Abendroth heißen, dessen gegliederte, lichtröthliche Strahlen unwillkürlich an die rosenfingerige Eos erinnern."

Auch unter den Alterthümern interessiren den Verfasser insbesondere solche, die an die frühere hohe Landeskultur von Hellas mahnen und zur Erneuerung derselben auffordern. Es sind so viele Hoffnungssterne über dem neuen Griechenland aufgegangen, daß man eine Wiederherstellung seines Anbaues und Wohlstandes eher erwarten darf als selbst die des uns näher liegenden Sicilien. Allein wie viel fehlt noch, alle diese schönen Hoffnungen zu verwirklichen? Der Verfasser sagt im dritten Theil am Schluß seines Werkes S. 298: „Rasch fortschreitende Zunahme der Bevölkerung und der Geldmittel kann freilich nur erwarten, wer die großen Schwierigkeiten nicht beachtet, die Wiederbelebung eines seit vielen Jahrhunderten verödeten, der Vegetation und der befruchtenden Feuchtigkeit beraubten Bodens mit sich führen muß; wer nicht weiß, daß die trockene Hitze

Digitized by Google

des Sommers in einem beträchtlichen Theile des Königreichs, wenn gleich im Uebrigen keinesweges ungesund, kleine Kinder bis zum dritten Jahre großen Gefahren ausgesetzt; wer nicht bedenkt, daß eben bei der gegenwärtigen Großartigkeit des Fabrik- und Handelsbetriebes, bei dem Ueberfluß an Geldmitteln, die in andern Theilen Europas ihnen zugewendet werden, ein geldarmes Land nur sehr allmählig an ausgedehnten, großen Gewinn bringenden Unternehmungen sich versuchen kann. Aber mit nichten dürfen diese und ähnliche Schwierigkeiten, wie die für die griechischen Verhältnisse bedeutende Schuldenmasse, die jugendlich aufstrebenden Griechen entmuthigen, die Hoffnungen ihrer Freunde niederschlagen. Als verbindendes Mittelglied zwischen dem Osten und Westen, in seiner zahllosen Menge von Buchten und guten Häfen, in seinen eigenthümlich günstigen klimatischen Verhältnissen, in der Ausdauer, der Gewandtheit und Sparsamkeit seiner Bewohner besitzt Griechenland die Gewährleistung für eine, wenn nicht rasch sich entfaltende, so desto nachhaltigere Blüthe und für ihre Zeitigung; dazu welches Hülfsmittel in seinem ausgedehnten Staatseigenthum! So lange es an Betriebskapital und an arbeitenden Händen so sehr fehlt, kann freilich von den großen Strecken desselben nur ein sehr geringer Theil angebaut und das Uebrige schwerlich schon zur kleineren Hälfte durch Erhebung von Weidegeldern einigermaßen nutzbar gemacht werden. Die Hoffnung, zahlreiche griechische Ansiedelungen von türkischem Gebiete ins Königreich überzuziehen und so die Bevölkerung desselben rasch anwachsen, die unbebauten Landstrecken alsbald sich beleben zu sehen, schwindet mehr und mehr. Arme Ansiedler überzuführen, sie seßhaft zu machen und zu erhalten, bis es ihnen gelungen den Boden zu befruchten und mit Bewässerungsanstalten zu versehen, — dazu fehlt es an den erforderlichen großen Vorschüssen; Wohlhabende aber werden von den türkischen Behörden mit List und Gewalt zurückgehalten, wenn sie etwa geneigt sind den Wechselfällen der Auswanderung und neuer Ansiedelung sich zu unterziehen. Noch weniger kann es gelingen, den Strom deutscher Auswanderungen nach Griechenland zu lenken; die erforderlichen Vorschüsse würden nicht minder unerschwinglich seyn, die Vortheile, des Landbaues vorzüglich kundige, arbeitsame Anbauer zu erhalten, leicht durch die Schwierigkeit vereitelt werden, sie mit der sprach- und glaubensverschiedenen Bevölkerung des Königreichs in Einklang zu bringen. — Dennoch, wie mächtig müßte Zunahme der Bevölkerung und Anbau des Landes durch große, wohlbegründete Ansiedelungen gefördert werden! und sollte in Griechenland nicht gelingen, was unter ungleich schwierigeren Verhältnissen, den wohlberechneten Unternehmungen von Handelsgesellschaften in den fernsten Gegenden unseres Erdballes gelingt? Sollten nicht ähnliche Vereine ihre Geldmittel Griechenland zuzuwenden geneigt seyn, wenn der Staat sich entschlösse, ihnen einen Theil seiner großen, unbebauten Ländereien käuflich zu überlassen? Freilich wären außer dem Kaufpreise große Summen erforderlich, um die entsprechende Anzahl von Anbauern, wo möglich griechischen Stammes, herbeizuziehen, sie mit Wohnungen, mit Ackergeräth und mit einem Viehstande zu versehen, ihnen die für Bewässerungsanstalten nöthigen Mittel zu gewähren, in den ersten zwei Jahren für ihren Unterhalt Sorge zu tragen, und schwerlich würden sie früher als nach Ablauf von vier bis fünf Jahren im Stande seyn, die volle Pacht für die ihnen eingerichteten und überlassenen Meierhöfe zu zahlen. Aber erfordern Bergwerksunternehmungen in Spanien, in Süd-Amerika u. s. f. nicht eben so lang andauernde Auslagen? und wäre nicht die Aussicht auf reichliche Entschädigung in solchem Falle ungleich sicherer, als bei den angeführten und ähnlichen Unternehmungen? Schon bei dem gegenwärtigen Anbau verzinsen sich die oft theuer angelehenen Kapitalien; und welches Aufschwunges ist der griechische Landbau fähig, über wie viele ungleich einträglichere Gegenstände auszudehnen, wenn ihm zureichende Geldmittel zu Hülfe kommen. Auch der Bergbau verspricht nach neuern Untersuchungen, wenn mit Nachdruck unternommen, reichlichen Ertrag, besonders an Eisen und Braunkohlen. Warum nun sollte der Staat unter billigen, für beide Theile vortheilhaften Bedingungen Handelsgesellschaften nicht überlassen, was mit bedeutendem Erfolg anzubauen, er in der nächsten Folgezeit unmöglich Mittel gewinnen kann? Je freiere Benutzung des Bodens den Unternehmern überlassen würde, um so mehr müßten sie auch durch ihren Vortheil bestimmt werden, am Wegbau, an der Schiffbar- oder Flößbarmachung der Flüsse Theil zu nehmen, und so Anbau und Benutzung unmittelbar der ihnen überlassenen Strecken, mittelbar auch der übrigen Theile des Landes fördern."

Wir müssen uns hier enthalten, dem Reisenden auf allen Kreuz- und Querwegen über die Gebirge, durch die Thäler und um die Küsten des vielgestaltigen Hellas zu folgen; bemerken aber, daß er überall interessante Beobachtungen gemacht und von allen Orten, die er berührt, mehr oder minder werthvolle Notizen eingesammelt hat. Zu den die Phantasie und das Gefühl am meisten ansprechenden Schilderungen gehört wohl folgende von der Aufdeckung eines Grabes im ersten Theil S. 374: „Bei Anwesenheit zweier königlichen Prinzen von Preußen und des Erzherzogs Johann von Oesterreich ward ein altes Grab geöffnet, das bei Gelegenheit von Professor Domnandos' Hausbau zum Vorschein gekommen. Es war am 4. Nov. 1837 Morgens 12 Uhr, als

Digitized by Google

der König und die Königin, die Prinzen mit ihrem Gefolge und einige Andere um einen alten rauh behauenen marmornen Sarkophag sich gesammelt hatten, der nur halb aus der Erde hervorsah. Dieselbe Gesellschaft war Abends vorher auf einem der bunten athenischen Hofbälle versammelt gewesen, die durch das wunderbare Gemisch von Trachten, Moden und Uniformen, von Physiognomien und Gestalten, Anstruch, Denkweisen und Bildungsstufen in Zweifel lassen, ob man in der Wirklichkeit oder in der Fernwelt sich bewege, und es war einer der vielen Gegensätze und sahen Uebergänge des griechischen Lebens, sich nun hier vor diesem alten Grabe wieder vereinigt zu finden. — Das Blei, das als Siegel den Deckel und die Seitenwände verband, ward gelöst, der schwere Deckel langsam gehoben, und die Heiterkeit der Gesellschaft verwandelte sich in tiefen Ernst; man las in jedem Zuge die größte Spannung und ein plötzliches Ergriffenseyn von Gedanken einer lang vergangenen und zukünftigen Welt; es war, als würde die Ewigkeit ohne Anfang und Ende, offenbart. Der Deckel ward fortgerollt, und das Tageslicht fiel wieder in die tiefe Grabesnacht. — In allen Blicken zeigte sich die lebhafteste Bewegung: eine weibliche jugendliche Knochengestalt lag vor uns, von dem glänzendsten Golde umflossen, in dem sich die Sonne nach Jahrtausenden wieder leuchtend spiegelte, als wolle sie die Auferstehung vorbilden. Zu den Füßen sah man die reichsten Geschenke gehäuft, viele Bronzen, große und kleine Ringe, ihre Kinderringe wie es schien, und den kostbarsten Ring des Vaters, der zu groß für eine weibliche Hand; selbst ihr Spielzeug, eine Art Würfel, und das Astragalenspiel fehlte nicht. Das Gold, das vom reinsten war, bestand aus einzelnen gefalteten, als Blätter ausgeschnittenen Platten, die sonst wohl zum Besatz ihres nun vermoderten Gewandes gedient haben mochten; ähnliche Blätter umgaben wie im Strahlenglanz ihren Kopf. Man fühlte all die Liebe, die sie zu Grabe getragen, all' den Schmerz, den ihr Scheiden gebracht; und die fränkisch gekleideten Herren, geschäftig das Grab zu leeren, der Alterthumsliebhaber die Bronzen, der Mineralog das Gold, der Arzt die Knochen sammelnd, erschienen wie Barbaren. Ein großer Ring mit schönem Amethyst, worauf ein Stierkopf eingegraben, verbreitete einen so wunderbaren Glanz, als hätte er die Jahrtausende sein Licht in sich gesogen, um es jetzt auf einmal auszustrahlen. Die dunkle Vergangenheit, die Gegenwart, welche, wie sie sich zeigte, nur durch die allerwunderbarste Verkettung konnte herbeigeführt werden, die blutigen Stürme, unter denen das Mägdlein ruhig geschlummert, die Reihe der einsamen Jahre stumpfer Sklaverei, wo Todte und Lebende vergessen wurden, diese ganz moderne und doch so bedeutende Gesellschaft, diese Repräsentanten der Civilisation, die nun das Jahrhunderte unter allem Kriegstumult sicher verschlossen gebliebene Heiligthum öffneten — es war ein ganz überwältigender Anblick."

Der zweite Theil des Werkes enthält ausschließlich Geschichte und zwar die Darstellung des griechischen Freiheitskampfes nach griechischen Quellen selbst. Gewiß von Interesse für Jeden, der die geschichtliche Wahrheit in Bezug auf diese Begebenheiten der Neuzeit ermitteln will. Wir können uns aber hier auf diesen allzu reichhaltigen Gegenstand nicht einlassen.

Der dritte Theil beginnt mit einer Charakteristrung des griechischen Volks. Es zerfällt in zwei sehr verschiedene Bestandtheile, nämlich in die römisch-illyrischen Albanesen und in die griechisch-slawischen Neugriechen. Die einen sind Ueberreste der alten Illyrier, die von den Römern durch lange Einverleibung in ihr Reich die romanische Sprache angenommen haben. Die andern sind Slawen, die von Byzanz aus unterworfen, die griechische Sprache und Religion angenommen haben, vermischt vielleicht mit einem Rest echter alter Griechen. Herr Brandis ist geneigt sich mit Thiersch für die letztere Ansicht zu erklären und Fallmerayer zu widersprechen, der eine gänzliche Ausrottung des althellenischen Blutes in den Stürmen der Völkerwanderung, durch unaufhörlich wiederholte Verheerung, Seuchen ꝛc. und endlich durch die slawische Einwanderung annimmt. Wir haben schon öfter in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, uns für die Ansicht von Fallmerayer auszusprechen, die wir auch jetzt noch für nicht widerlegt halten.

Sehr vernünftig ist die Würdigung des griechischen Charakters im Allgemeinen. Herr Brandis weist zurück auf die Mißachtung des Volks unter türkischer Herrschaft, Theil III. S. 16: „Die gänzliche Rechtlosigkeit und Verachtung, unter der die Griechen schmachteten, der Hohn und die Willkür, denen sie stets ausgesetzt waren, der gänzliche Mangel an persönlicher Sicherheit, die Mittel, auf die die Angesehneren sich angewiesen sahen, um den Anforderungen des Pascha's zu entsprechen und ihr Leben zu sichern, — das waren die Drangsale, die endlich das Volk zum Kampfe der Verzweiflung getrieben haben und deren Folgen unmöglich schon jetzt verschwunden seyn können. Begüterte mußten ihre Habe verbergen und verleugnen, um nicht die Habsucht der Türken zu reizen; mußten schmeicheln und bestechen, um Gut und Leben zu retten; die Angesehenen, Archonten, gewöhnten sich, vom Volke zu erpressen, um der Habsucht der Aga's und Pascha's genügen zu können; sie waren die Schwämme, die man methodisch sich anfüllen ließ, um mit einem Schlage oder Drucke zugleich des von ihnen Erpreßten und Erworbenen sich zu bemächtigen. Ist es zu verwundern, wenn solche Archontenfamilien nicht so leicht sich entwöhnen mögen,

Digitized by Google

auch jetzt noch zu erpressen, wie vormals? Ist es zu verwundern, wenn Trug und Lug, ehemals die traurige Waffe der Nothwehr, bei Manchem zu unglückseliger Gewohnheit geworden ist? Ja, wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das Lauterungsfeuer der Begeisterung im Befreiungskriege das Dämonische nicht zu vertilgen vermocht hat, das selbst hervorragender Naturen sich bemächtigt hatte; wir wissen sehr wohl, daß Odysseus nicht der Einzige gewesen, der nach Jahren großherziger Aufopferungen, vom Teufel der Habsucht und Selbstsucht umstrickt, zum Verräther an sich und dem Vaterlande geworden ist. Wir wollen nicht verhehlen, daß Bestechlichkeit, Erpressung, Mangel an Wahrhaftigkeit und List moralische Uebel sind, die als Brandmale des frühern Zustandes der Entwürdigung, einem Theile der Nation noch gegenwärtig anhaften. Aber fest überzeugt sind wir zugleich, daß sie keineswegs so weit verbreitet sind, wie Viele behauptet haben, und daß sie mit nichten gleich einem krebsartigen Uebel den Nationalcharakter angefressen haben. Es sind Uebel, die der Liebe zu einer väterlich milden Regierung und der Feststellung und kräftigen Handhabung streng sittlicher Grundsätze und gerechter Gesetze mehr und mehr weichen werden und bereits zu weichen beginnen. — Auf festerem Grunde als dem einzelner, unsicherer Erfahrungen beruht jene Ueberzeugung; sie beruht auf der Gewißheit, daß weit verbreitet in Griechenland sich Tugenden und Gesinnungen erhalten haben, die bei tief eingewurzeltem sittlichen Verderben unmöglich bestehen können, und die zugleich im Stande sind, jene unglückliche Folgen furchtbarer Drangsale nach und nach auszutilgen. — Keuschheit und ehelische Treue wird, wie bei den Deutschen, in Ehren gehalten und den Ausbrüchen wilder Triebe, mehr als die südliche Gluth es erwarten läßt, durch Strenge der Sitte und der öffentlichen Meinung gewehrt, obwohl der Umgang junger Leute beider Geschlechter freier und weniger beaufsichtigt ist, wie bei uns, so daß wohlgeartete junge Griechen geneigt sind, die unter uns üblichen Schranken, wenn sie sich ihnen fügen sollen, als beleidigenden Mangel an Vertrauen zu empfinden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier zunächst von den Sitten in den kleineren griechischen Städten, in den Dörfern und Weilern die Rede ist; in Athen, Nauplia, Syra und Patras mag es an Zügellosigkeit nicht fehlen, aber sie schwerlich in höherem Grade sich finden, wie in unsern größern Städten; und gewiß spricht sich auch in jenen Orten die öffentliche Meinung gegen Sittenlosigkeit ebenso entschieden aus wie bei uns. Die Anzahl unehelicher Geburten ist in Griechenland verhältnißmäßig gering und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes keineswegs ein dort so verbreitetes Laster, daß die Bezeichnung desselben als eines griechischen, gegenwärtig noch zu rechtfertigen wäre. Nach Allem, was zu erkunden ich Gelegenheit gehabt, stehe ich nicht an zu behaupten, daß das Familienleben, die Grundfeste aller übrigen Lebensverhältnisse, in Griechenland ungleich reiner sich erhalten haben muß, wie in den benachbarten Ländern des europäischen Südens. — Rührend spricht sich die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern aus; auch Geschwisterliebe findet man in Griechenland, wie ein deutsches Herz sie zu fordern gewohnt ist, und oft leben große Familien ohne Streit und Hader in sehr beschränkter Häuslichkeit zusammen. — Wie oft auch die Gastfreundschaft von Türken, Franken und Griechen mißbraucht worden, noch immer findet sie sich als Regel, gegen welche einzelne Ausnahmen, oft durch die sie in Anspruch Nehmenden verschuldet, nicht in Betracht kommen; hier und da findet sie sich in alter Homerischer Form. Erst nachdem man den Gast bewirthet, befragt man ihn um seinen Namen ꝛc." Aber das alles sind bekannte Eigenschaften und Tugenden der Slawen. Diese patriarchalischen Sitten stammen nicht aus den gänzlich verdorbenen Griechen- und Römerzeiten her, sondern aus den nordischen Steppen und Wäldern. So wie auch das Heldenthum der neugriechischen Klephten nicht dem des Homer entspricht, sondern dem der serbischen Volkslieder. Und wenn die Neugriechen sich aus patriarchalische Königthum gewöhnen werden, so wird es durch einen Zug der slawischen Natur geschehen, nicht durch altathenienſische Sympathien.

Sehr dankbar sind wir dem Verfasser für die schönen Mittheilungen über die neugriechische Poesie. Sie beginnt schon im zwölften Jahrhundert, allein man hat nur noch sehr schwache Spuren ihrer so frühen Ausbildung entdeckt und größere Dichtungen treten erst im sechzehnten Jahrhundert ans Licht. Darum zeichnet sich vor allem das Gedicht Erotokritos aus, das der edle, auf der Insel Kreta heimische Venetianer Vincenzo Kornaro gedichtet. Es kann freilich seine italienische Abstammung nicht verleugnen, hat aber zugleich eine so liebenswürdige alterthümliche Einfachheit und Naivetät, daß wir ihm die Mängel, die Herr Brandis daran zu rügen findet, gerne zu Gute halten. Das Gedicht ist von hoher psychologischer Schönheit.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. November 1842.

Reisen.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

(Schluß.)

Im Zeitalter der Macht Griechenlands, als der (christliche) Glaube noch nicht Wurzel geschlagen hatte, herrschte in Athen weise und gerecht König Herakles, mit der verständigen und tugendreichen Artemis vermählt. Nach vielen Jahren sehnsüchtigen Harrens ward ihr Glück vollkommen und ihre Ehe durch die Geburt einer Tochter gesegnet, die reich an Schönheit, Tugend und Liebreiz heranwuchs, Aretusa genannt. Unter den Räthen des Königs besaß und verdiente sein unbedingtes Vertrauen Pezostratos, der Vater des Erotokritos, eines Sohnes, den der Himmel und die Gestirne mit ihren köstlichsten Gaben ausgerüstet zu haben schienen. Den Wissenschaften ergeben und weise wie ein Greis, erlag der achtzehnjährige Jüngling dennoch der Gewalt des Eros. Aretusa entflammte ihn zur heftigsten Liebe, und vergebens sagte er sich selber, sagte ihm sein vertrauter Freund, wie die Liebe des Unterthan zu der einzigen Tochter und Erbin seines Fürsten, gleich einem Baume mit verderblichen Blättern, todbringender Blüthe, vergifteter Frucht und von der Wurzel bis zur Krone mit Stacheln bedeckt, — nur zu namenlosem Leid und Unheil führen könne. — Aber auch Aretusa wird von Liebe zu dem schönen Jüngling ergriffen. Sie erblickt ihn und wie sorgfältig sie auch ihre Empfindungen zu verbergen sich bemüht, — bald erblaßt und erstarrt sie, bald erglüht und erröthet ihre mit Laubwerk umzogene Schönheit; die Blätter ihres Herzens öffnen und schließen sich und der Bitterkeit ist beigemischt ihre Freude. Aber der Zweifel, ist es Liebe, ist es Zorn, was in Aretusens Antlitz sich abspiegelt, beängstigte Erotokritos, als er zum ersten Mal sie erblickte; an die Stelle des Zweifels trat Hoffnung, da er wiederum zu Hofe zurückkehrte, und beim dritten Male verrieth ein verstohlener süßer Blick ihre Gefühle. Wie der Wanderer, an einem trüben angeschwollenen Fluß angelangt, Schritt für Schritt mit vorgestrecktem Stabe zitternd seine Tiefe ermißt und nur nach und nach ihn zu durchschreiten wagt, so zittert auch Erotokritos beim Anblick Aretusens, bis er allmählig in ihren Augen die Beklemmung ihres Herzens und seine Hoffnung liest. Aber genügen soll ihm, so gelobt er sich, der Anblick seiner Herrin, zu kühnerer Hoffnung der Knecht sich nicht erheben. — König Herakles eröffnet ein großes Kampfspiel, zu dem sich aus weiter Ferne Prinzen und Helden sammeln. Da erscheint auch Erotokritos in den Schranken, siegt und empfängt den Dank aus Aretusas zitternder Hand. Dieses Ereigniß facht die Flammen in Aretusas liebendem Herzen zu unauslöschlicher Gluth an und ihre warnende Freundin selbst, Euphrosyne muß, um ihr in Liebespein sich verzehrendes Leben zu retten, einwilligen, daß an heimlichen Ort Erotokritos beschieden und hinter eisernem Gitter von der Fürstentochter befragt werde, was ihn bewogen ihr Bild zu malen und zu bewahren; eine Antwort soll, so täuscht sie sich selber und Euphrosynen, ihre Leidenschaft dämpfen, die Unterredung mit ihm sie vom Joche des Eros befreien. Die verabredete Nacht erscheint und den sich einander nähernden Liebenden versagt die Stimme. Als endlich Aretusa zitternd die beabsichtigte Frage an den Jüngling gerichtet und eine andere vom Grunde seiner Liebe darangeknüpft, entlocken ihr die Aeußerungen seiner glühenden Leidenschaft das Geständniß, daß längst Liebe Gegenliebe geweckt habe. — Der Liebende vertraut sich seinem Vater, der es mit zitterndem Herzen wagt, um den Unglücklichen vielleicht Gnade auszuwirken, den König für seinen Sohn zu bitten. Aber zur Strafe wird er vom Hof entfernt, der Sohn aus dem Reiche verbannt. Aretusa soll den Erben von Byzanz heirathen. Aber unwiderruflich ist ihr Entschluß gefaßt, ihrem

Digitized by Google

Erotokritos treu bis in den Tod, nie eines Andern Gemahlin zu werden und ſich dem Geliebten zu verloben, bevor er in die Verbannung wandere, wie ſehr auch Euphroſyne, die treue Pflegerin, abmahnen mag. Nur ſeiner und ſeiner treuen Liebe zu gedenken, wenn ſie einem andern Glücklichern und Mächtigern zu Theil werde, und bei der Nachricht ſeines Todes ihm eine Thräne zu weihen, — wagt Erotokritos die Prinzeſſin bei der nächtlichen Zuſammenkunft zu bitten und erhält ſtatt deſſen — wie hätte er es hoffen dürfen? — den Schwur ihrer ewigen Treue, mit dem Ringe des Verlöbniſſes, und darf zum erſten Mal ihre Hand an ſeine Lippen drücken. — Er geht. Sie indeß wird auf die härteſte Probe geſtellt. Nicht des Vaters maßloſer Zorn, nicht ſeine Drohungen und ihre Verwirklichung vermögen ſie zu beugen; ſie läßt die härteſte Behandlung über ſich ergehen, ihre Goldlocken unter dem erbarmungsloſen Meſſer des Vaters fallen, in dunklen, verpeſteten Kerker mit ihrer treuen Euphroſyne ſich einſperren, ſieht ihre glänzende Kleidung in ekelhafte Lumpen, ihr weiches Bett in einen mit Steinen gefüllten Sack, ihre ausgewählte Tafel in kärglich zugemeſſenes Waſſer und Brod ſich verwandeln — ohne zu wanken und zu weichen. Mit dem Vorgeben, ſeine Tochter leide an unheilbarer Krankheit, entläßt der Vater die Geſandtſchaft von Byzanz. — Erotokritos lebt in der Verbannung. Da erfährt er, wie der König der Wallachei Attika mit Krieg überzieht, macht ſich unkenntlich und ſteht dem König Heraklès unerkannt bei, ja rettet ihm das Leben und das Reich. Schwerverwundet wird der junge Held in den Palaſt des Königs gebracht, von Niemand erkannt. Aretuſa erfährt in ihrem Kerker nichts davon. Daß der in den Palaſt, in ihr eignes Gemach, ihr eignes Bett, zu ſorgfältigſter ärztlicher Pflege, getragen war, ihr Geliebter ſey, wie ſollte ſie es ahnen? Polydoros ſelber, der nach ſeiner Herſtellung täglich den fremden Krieger ſieht und ſpricht, erkennt in ihm nicht den geliebten Freund. Früher als Aretuſa ſoll ihn Niemand erkennen, ſo hat er beſchloſſen, leitet den Namen und Geburt erkundenden König auf falſche Spur und erbittet ſich von ihm die Hand der Tochter, da dieſer von Neuem in ihn dringt, nicht jedes Zeichen der Dankbarkeit zurückzuweiſen. Heraklès, wie glücklich auch, wenn der Held ihm als Schwiegerſohn verbunden werden ſollte, kann ſich, kann ihm die Unwahrſcheinlichkeit nicht verhehlen, Arete's Einwilligung zu erlangen: auch weiß er, wie während der langen grauſamen Haft die Schönheit und die Jugendreize ſeiner Tochter geſchwunden ſind. Der Fremde begehrt Aretuſens Hand, wie reizlos und entſtellt er die Königstochter finden möge: ſie allein will er als Tag begrüßen, die Andern als Finſterniß. Aber der Haft ſoll ſie entlaſſen werden und nie zu ihr zurückkehren, auch wenn ſie ſeine Bewerbung zurückwieſe. Die Vornehmſten ſeines Hofes ſendet Heraklès ab, der Tochter Entlaſſung aus der Haft und die Bewerbung des unbekannten Helden anzukündigen. Sie weigert ſich, die ihr geſendeten koſtbaren Kleider anzulegen, weigert ſich, den dunkeln Kerker zu verlaſſen, und droht, ſich den Tod zu geben, wann der König ſie nöthigen wolle, dem Fremden ſich zu vermählen. Unerkannt tritt Erotokritos in ihr und von Entſetzen ergriffen beim Anblick der Kerkergruft und der leichenartigen Geſtalt der Geliebten. Von ihr wird er mit der Betheuerung abgewieſen, daß eher die Sonne ohne Strahlen, der Wald ohne Zweige, das Gefilde ohne Kräuter, das Meer ohne Waſſer, der Strand ohne Sand bleiben werde, ehe ſie der Vermählung ſich zu fügen nachgebe. Der Kerker ſey ihr Brautgemach, der Peſthauch ihr Verlobter, das Gitterfenſter ihr Königreich, der Unrath ihr Zeitvertreib, die Spinne ihr Genoſſe. Erſt nachdem Aretuſa den ihrem Geliebten gegebenen Ring der Verlobung erblickt, den der Unbekannte heimlich Euphroſynen eingehändigt, ſehnt ſie ſich nach einer neuen Unterredung mit ihm, um das Schickſal des Verlobten von ihm zu erfunden. Die erſonnene Erzählung von Erotokritos' Ende und wie er ihm (dem Unbekannten) den Ring übergeben, verſenkt Aretuſa in todesgleiche Ohnmacht, aus der der Fremde durch die Klagelaute ſeiner unverſtellten Stimme ſie zum Leben endlich zurückruft und da als Erotokritos vor ihr ſteht. Wie die von winterlichem Sturm und Schnee geknickte, entfärbte, entblätterte und ihres Dufts beraubte Blume durch die Strahlen der warmen Frühlingsſonne von Neuem aufgerichtet wird, neue Blätter treibt, den Glanz der Farben und ihren Duft wieder gewinnt, ſo blühet auch Aretuſa an den Sonnenſtrahlen der Liebe zu voller Schönheit plötzlich wieder auf. — Man kann denken mit welcher Freude und Rührung Polydoros den Freund, die alten Eltern des Erotokritos den Sohn in ihm wiedererkennen, wie glanzend die Vermählung gefeiert, wie die Ehe mit reicher Kinderſchaar geſegnet, die Regierung des Erotokritos mit Glanz und Ehre gekrönt wird: denn wer weiſe iſt und nicht dem Leid unterliegt, blüht wie die Roſe unter den Dornen auf.

Unter den neuern griechiſchen Dichtern glänzen außer dem berühmten Rhigas vor allen die Brüder Suſſos. Hier eine Schilderung des Meeres von Alexander Suſſos: „Staunenden Blickes ſieht der Seefahrer das glatte Gefilde des Oceans, ohne Anfang, ohne Ende; er bleibt im Mittelpunkte eines Kreiſes, der immer zu wachſen ſcheint, und nimmer erblickt er den ſtets zurückweichenden Umkreis. Kein Ziel findet der raſche Lauf des Geiſtes, die Phantaſie erreichet nicht den Horizont vor ihr. — — Wälze deine Wogen, Meer, tauſend Flotten kommen, gehen, laufen auf deinem Rücken; du dehneſt

Digitized by Google

dich und der eine und andere Pol empfindet die Erschütterung deiner schweren, gewaltigen Glieder. Meer, dein unermeßlicher und unermüdlicher Arm umfaßt die ganze Erde, wie die Mutter ihr Kind, und ungebändigt, wild, kämpfest du mit den Wirbelwinden, kämpfest mit den Elementen. Den ganzen Erdkreis schaffet neu der Arm des Menschen; dein Gestade setzet seiner Kraft ein Ziel. Als die erste Stunde der Weltschöpfung ertönte, strömtest du neugeboren hervor und nun wie damals strömst du noch jetzt. Dein von den Winden aufwogender Strom ist Abbild des Hin- und Herflutens des Schicksals und seines bestandlosen Hauches; in dir brechen sich die Strahlen der Unendlichkeit wie in einem Spiegel von Saphir. — Wo sind jetzt die großen Bilder der Götter, wo die Geister, die das Land bewohnten? Pallas, deren goldner Helmbusch wie der Komet im mitternächtigen Dunkel glänzte, der grüne Gott des Meeres mit dem Gespann seiner schnellfliegenden Rosse — ihre silberwogigen Mähnen traf er mit der Geißel und das Gewand des Olympiers spielte goldfunkelnd in den Lüften. Ach, verschwunden sind die Homerischen Jahrhunderte .... zertrümmert ist jetzt die Wiege der Dichtkunst und Christi Dienst hat gänzlich verödet die hellenischen Wüsten, mit dem Gewande der Trauer hat er sie bedeckt und zu einer strahlenlosen Sonne geworden, weint der hellenische Apoll." Wer denkt hierbei nicht an die Götter Griechenlands von Schiller? — Es folgen nun weitere Erörterungen der neuern dramatischen und lyrischen Poesie der Neugriechen, auch der Anfänge, die sie im Roman gemacht haben, und der ältern Volkslieder, um die sich viele Sammler Verdienste erworben haben. Dann wirft der Verfasser auch einen Blick auf die neueste wissenschaftliche Literatur der Neugriechen, die freilich noch im ersten Aufkeimen begriffen ist.

So viel zur Empfehlung eines Buches, das, wie man sieht, die griechischen Verhältnisse in sehr weitem Umfang bespricht.

Romane.

1) Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen des Prevoß d'Exiles von Ed. v. Bülow. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Herr von Bülow, der sich um Uebertragung älterer romanischer (italienischer, spanischer und französischer), Novellen schon viel Verdienst erworben hat, theilt hier wieder eine altfranzösische Novelle mit, die vor etwa hundert und zehn Jahren zum ersteumal erschienen ist. Sie zeichnet sich durch einen frappanten Inhalt und durch große Naturwahrheit in der Zeichnung aus. Indeß erfordert es alle die Nachsicht, die Herr von Bülow den Schwächen des Menschen wie des Dichters angedeihen zu lassen pflegt, um das Motiv dieser Novelle zu rechtfertigen. Wenigstens möchten wir, bei aller Anerkennung der wirklich darin vorhandenen Schönheiten, doch nicht in so gar achtungsvollen Ausdrücken von ihr reden. Und am wenigsten möchten wir mit dem Herausgeber übereinstimmen, wenn er in dieser Novelle den Keim zum Baum einer echten und gesunden Romantik sehen will (S. VI der Vorrede). Wir sehen darin im Gegentheil einen Keim zu der unechten und ungesunden Romantik, die jetzt in Frankreich vorherrscht.

Die Heldin der Novelle ist Manon, ein eben so schönes als schwaches Mädchen, deren Schwäche hauptsächlich darin besteht, daß sie die Armuth nicht ertragen kann und die sich daher, obgleich sie von dem armen Chevalier Des Grieux aufs zärtlichste und treueste geliebt wird, Andern als Maitresse überläßt, um Geld zu verdienen. Sie entschuldigt sich (wie die berüchtigte Marion de l'Orme des Victor Hugo) gegen ihren Geliebten selbst damit, daß sie sagt, sie hätte die Untreue ja nur um seinetwillen begangen, und sie bietet ihm das auf so unlautere Weise gewonnene Geld an. Der Chevalier greift, wie billig, an den Kopf und es will ihm lange nicht einleuchten, daß in der Untreue seiner Geliebten gerade die wahre Treue sich bewähre. Doch läßt er sich endlich überreden und — willigt ein, daß das Geld, der Kaufpreis ihrer und seiner Schande, in ihren Händen bleibe und zu ihrem beiderseitigen Nutzen verwendet werde. Wenn das eine „echte und gesunde Romantik" seyn soll, wie der Herausgeber versichert, so müssen wir bedauern, seiner Meinung nicht beipflichten zu können. Uebrigens bewährt sich in dem Benehmen des Chevalier gegen seine Geliebte, die er zuletzt in Ketten auf einem Karren fortfahren sieht und befreit, deren Flucht er theilt und die er bis zum Tode nicht verläßt, eine rührende und wirklich sehr romantische Treue. Allein seine Nachgiebigkeit in Bezug auf Manons Geldgeschäfte ist ein Zug moderner Frivolität und Gemeinheit, der allem, was romantisch ist, schnurstracks zuwiderläuft. Denn das Princip der Romantik ist das zarteste Gefühl für Ehre. Der romantische Liebhaber kann im Fall der Untreue seinen Nebenbuhler oder seine untreue Geliebte selbst tödten, oder wenn das unmöglich und sein Herz etwa zu weich ist, kann er sich selbst umbringen, oder wahnsinnig werden, oder sich in ein Kriegsgetümmel stürzen, oder in ein Kloster gehen, oder sentimentale

Digitized by Google

Thränen vergießen und sein Leid in Liedern klagen. Das alles kann er, nur nicht sich über die Untreue beruhigen, und sogar das Geld theilen, womit die ihn so tief kränkende und beschimpfende Handlung bezahlt worden ist. Wo das geschieht, hört alle Romantik auf.

Die Romantik gestattet, daß das Weib dem Manne seine Untreue vergebe, niemals umgekehrt. Ein Weib verliert nichts an ihrem Werth, das einem Manne auf diese Weise verzeiht, denn ihr Beruf ist Liebe, Sanftmuth, Duldung. Darum ist Griseldis eine echt romantische Erscheinung. Ganz anders der Mann, der vergibt. Bei ihm wird sogleich zur unverzeihlichen und ehrlosen Schwäche, was beim Weib edle reine Aufopferung ist. Kotzebues Menschenhasser kann nie und nimmer als eine Schöpfung echter Romantik angesehen werden. Diese Regel stimmt mit einer andern überein. Es ist und bleibt nämlich immer ganz romantisch, wenn ein junges Weib dem alten Manne treu bleibt, wie z. B. Genoveva ihrem alten Herrn. Ein solches Weib kann man zur Heiligen machen und es lächelt gewiß Niemand darüber. Nun denke man sich aber einen jungen Mann, der einem alten Weibe auf ähnliche Weise, trotz aller Verführung, treu bliebe. Man würde von ihm sagen, es ist ein rechtschaffener junger Mann, aber romantisch wäre seine Handlungsweise nicht, und ein poetischer Enthusiasmus läßt sich daran nicht knüpfen. Solche Helden erregen nur ein mehr oder weniger ironisches Lächeln. Daher haben hundert Dichter die treue Anhänglichkeit junger Frauen an ältere Männer mit hohem romantischen Reiz in ernsten und tragischen Dichtungen geschildert, während noch nicht ein einziger darauf verfallen ist, die Treue eines Ganymed etwa gegen eine Hekuba zum Gegenstand der Poesie zu machen. Würde nun auch das schöne Geschlecht in der Wirklichkeit auf alle Weise emancipirt und in Rechten dem häßlichen Geschlecht vollkommen gleich gestellt, so würde doch diese Ausdehnung der Rechte auf die romantische Poesie keine Anwendung finden. Hier sind dem Weibe die Rechte des Mannes, aber auch dem Manne — die Tugenden des Weibes für immer versagt.

2) Heinrich von Sternfels. Roman aus unserer Zeit von Julian Chrownitz. Zwei Theile. Leipzig, Taubert, 1842.

Es begibt sich eine große Revolution. Der Minister wird buchstäblich vom Volke zerrissen, die Dynastie wird gefangen genommen und dem Volksgericht überantwortet, das auf Tod dringt. Aber — welches Wunder! — ein Greis erscheint, und wird von dem großen Agitator, Heinrich von Sternfels, als die geheime Triebfeder der ganzen Revolution ehrfurchtsvoll vorgestellt. „Er, Heinrich, habe das Volk geleitet, sey aber seinerseits selbst von dem alten Herrn geleitet worden. Der alte Herr entsaltet nun die neue Charte und bestimmt einen jungen Prinzen zum Thronfolger. Das Volk sperrt das Maul auf, staunt und ist mit Allem zufrieden. Es liegt einige Wahrheit darin, worüber man nicht umhin kann, zu lachen, obgleich der Verfasser nichts weniger als eine politische Satire beabsichtigt, sondern alles gar ernst und sentimental genommen hat.

3) Victorine. Ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1842.

Die Heldin dieses Romans wird nach manchem kleinen Leiden am Schluß auf die angenehmste Weise von der Welt überrascht, denn indem sie glaubt, nur als ein durch den Anstand dazu gezwungener Gast bei der Hochzeitfeier ihres Geliebten anwesend zu seyn, wird ihr plötzlich klar gemacht, daß sie selbst die Braut sey, daß alle Hindernisse ihrer Liebe gehoben und daß man sich die kleine Täuschung mit ihr erlaubt habe, um ihre Freude desto größer zu machen. Der Gedanke ist ansprechend, so wie der ganze Roman mit jener edeln Wärme geschrieben, welche dem schönen Geschlecht, wenn es einmal schreibt, am besten steht.

4) Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Religionskriegen von F. A. Oldenburg. Lemgo, Meyer, 1842.

Drei Personen nehmen in diesem Roman das Hauptinteresse in Anspruch, die kräftige und unglückliche Josepha, „deren Geist über die Grenzen des Weibes hinausfliegt," weil Kaiser Joseph II. zufällig ihr Pathe wurde und ihr dadurch gleichsam seinen hohen Geist beibrachte; ferner als obligater Bösewicht ein gewisser Geiselbart, ein Proteus von unheimlich dämonischer Natur, der zuletzt in Venedig strangulirt wird, nachdem er sich gegen die Republik zu Gunsten der französischen Occupation kurz vorher, ehe dieselbe erfolgte, verschworen hatte; endlich auch einmal wieder eine romantische Jüdin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. November 1842.

Geschichte.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. F. A. von Langenn. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs, 1841 und 1842.

Herr von Langenn hat schon vor mehreren Jahren eine Geschichte Herzog Albrechts, des Stifters der Albertinischen Linie geschrieben, die zu den besten Biographien und werthvollsten Beiträgen zur deutschen Geschichte gehört. Die vorliegende zweite Biographie, wieder eines Fürsten von der Albertinischen Linie, zeichnet sich nicht minder durch das fleißigste Studium und durch neue Aufschlüsse aus Urkunden und Correspondenzen aus und ist für die Geschichte von noch mehr Bedeutung, sofern Churfürst Moritz noch ungleich tiefer in die Weltgeschichte einzugreifen berufen war, als Albrecht.

Die Aufgabe, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, war schwierig, zumal für einen Protestanten und für einen dem Hause Sachsen ergebenen Schriftsteller, von dem man mehr oder weniger Parteilichkeit vorauszusetzen pflegt. Denn auf dem Churfürsten Moritz haftet ein Makel, der sich nicht leicht beschönigen läßt und den zu beschönigen doch die protestantische Politik auch in der Geschichtschreibung lange zur Gewohnheit gemacht hat. Das will aber unser Verfasser nicht mehr, und zum Glück leben wir in einer Zeit, in welcher wenigstens von verstorbenen Potentaten die Wahrheit gesagt werden darf. Herr von Langenn mildert das strenge Urtheil über den Churfürsten nur durch genaue Darlegung der Thatsachen, die seinen so auffallenden Systemswechsel erklären.

Bekanntlich trat Moritz, obgleich Protestant und Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen, auf die Seite Kaiser Karls V., als dieser, mit dem Papst eng verbündet, über die Protestanten herfiel. Moritz griff seinen Vetter, den Churfürsten von Sachsen, im eigenen Lande an, nöthigte ihn dadurch, sich von den übrigen protestantischen Verbündeten zu trennen, um sein Land zu schützen, löste dadurch die dem katholischen Heere gefährliche Vereinigung der protestantischen Truppen auf und bewirkte so die Niederlage der letzteren. Der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen wurden gefangen, die Protestanten wurden gezwungen, sich dem reaktionären Tridentiner Concil zu unterwerfen und eine Unterdrückung der ganzen Reformation stand in Aussicht, da zu derselben Zeit Kaiser Karl sich eifrig bemühte, seinen fanatischen Sohn (der nachher unter dem Namen Philipp II. so schauderhaft in Spanien und den Niederlanden wüthete) zu seinem Nachfolger im deutschen Reich wählen zu lassen. Da kehrte Moritz, der unterdeß vom Kaiser zum Churfürsten von Sachsen erhoben worden war, plötzlich das System um, verstand sich heimlich mit den Protestanten, erkaufte sich die Hülfe Frankreichs durch die reichsverrätherische Abtretung von Metz, Toul und Verdun, rückte siegreich gegen den Kaiser vor und zwang ihn zum Passauer Vertrag, der die protestantische Macht der katholischen wieder gleichstellte.

Ueber diese bekannten Vorgänge urtheilt man im Allgemeinen: Moritz hat der protestantischen Sache in einer großen Gefahr den größten Dienst geleistet, aber dazu ein unedles Mittel gewählt; denn Reichsverrath und der Verkauf deutscher Grenzländer an den Erbfeind war kein edles Mittel und selbst vom protestantischen Standpunkt aus kann man sich für einen Fürsten nicht begeistern, der wesentlich Schuld an dem ersten Unglück der Protestanten gewesen ist. Hat er seine Partei nachher auch wieder gerettet, so muß man doch fragen, warum hat er sie anfangs verlassen, ihr diesen Schrecken gemacht, sie in so große Gefahr gebracht?

Man muß die Zeiten, in welchen Moritz handelte, unterscheiden. Er wurde auf verschiedenen Stufen seiner Wirksamkeit von sehr verschiedenen Motiven geleitet. Bei seinem ersten Auftreten war es ihm darum zu thun, sich der lästigen Vormundschaft seines ihm an Macht

Digitized by Google

weit überlegenen, an Geist aber untergeordneten Vetters im Churfürstenthum zu entledigen. Welches unbehagliche Gefühl mußte es für ihn, als einen überaus scharfsinnigen und unternehmenden Jüngling seyn, als unbedeutende, mißachtete Nebenperson hinter dem Churfürsten zu stehen, in einer Zeit, in welcher das Haus Wettin zur zweiten Rolle in Europa neben dem Hause Habsburg berufen war. Jetzt oder nie konnte dieses Haus zur Hegemonie des Nordens, vielleicht zur Kaiserwürde gelangen, wenn es seine Stellung an der Spitze der protestantischen Partei nicht nur mit Redlichkeit, wie es beim Churfürsten der Fall war, sondern vorzüglich auch mit Klugheit und Energie behauptete, wie es beim Churfürsten nicht der Fall war. Es lebt in den Dynastien ein natürlicher Ehrgeiz, der, wenn er nicht im Familienhaupt hervortritt, sich in der Nebenlinie geltend macht, und wenn nicht Ehrgeiz, doch wenigstens ein natürlicher Instinkt der Selbsterhaltung und Machtvermehrung. Noch die neueste Geschichte hat im Verhältniß der jüngeren zur älteren Linie Bourbon ein Beispiel davon gegeben. Genug, Moritz fühlte sich zunächst berufen, den Churfürsten zu verdrängen, um selbst das Familienhaupt zu werden und die gesammte Macht des Hauses Wettin in seiner Hand allein zu halten, die Interessen desselben allein zu leiten. Daher sein Vertrag mit dem Kaiser, kraft dessen er, nach Unterwerfung der Schmalkaldischen Bundesgenossen, an seines Vetters Statt Churfürst in Sachsen werden sollte. Seine Berechnungen täuschten auch nicht, er wurde Churfürst.

Nun versteht es sich von selbst, daß er, in einer ganz andern Stellung befindlich, als vorher, auch eine ganz andere Politik befolgte. Durch den Kaiser war er Churfürst und Vorsteher der Gesammtmacht Sachsens geworden. Mehr konnte er durch den Kaiser nicht werden. Es kam ihm darauf an, daß die protestantische Bevölkerung und seine protestantischen Nachbarn, die ihm bitter grollten, sich mit seinem neuen Ansehen versöhnen, dasselbe anerkennen und ihm als ihrem Haupte folgen sollten, und das konnte er nicht anders erreichen, als wenn er sich wieder gegen das Concil und mithin gegen den Kaiser erklärte und das und noch mehr für die Protestanten that, als was der abgesetzte Churfürst an seiner Stelle gethan haben würde. Ja es winkten ihm, wenn er die protestantische Hegemonie kraftvoll durchführte, noch größere Vortheile in der Zukunft; denn er, dem in seiner Stellung concentrirte Kraft der erste und letzte Gedanke war, sah mit innigem Vergnügen sich gegenüber im katholischen Lager mannigfache Spaltung. Des Kaisers Bruder Ferdinand und sein Sohn Maximilian, mit denen Moritz wohl bekannt war, mußten alle Aussichten auf die Succession im deutschen Reiche verlieren, wenn es dem Kaiser Karl glückte, seinen Sohn Philipp zum Nachfolger ernennen zu lassen. An wen aber konnten sie sich wenden, um dem jungen Spanier die deutschen Wahlstimmen wegzufangen, als an Moritz, der jetzt der einflußreiche Fürst in Deutschland war? Hören wir darüber die Andeutungen des Verfassers, die bis jetzt nur noch Andeutungen bleiben müssen, da wir den Inhalt der zwischen Moritz und Maximilian Statt gefundenen Korrespondenz noch nicht kennen: „Zu dem Plane Karls, zu Gunsten seines Sohnes Philipp, waren die Vermählung der Tochter des Kaisers mit seinem Neffen Maximilian, so wie die Sendung des letzteren nach Spanien, einleitende und vorbereitende Schritte gewesen. Aber Ferdinand selbst, dessen Betheiligung bei jenem Entwurfe eine so bedeutende, war nichts weniger als für die Wünsche seines kaiserlichen Bruders eingenommen, eben so der junge Maximilian. So konnte im Hause Oesterreich selbst eine Parteiung entstehen. Karl war mit seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian so gespannt, daß dieß Verhältniß in gewissen Kreisen bald kein Geheimniß mehr war. Der französische Gesandte Marillac bemerkte schon 1549, daß Ferdinand die Stände zum Theil mit Geld zu gewinnen suchte. Bald berichtet er seinem Hofe über die näheren Umstände, er spricht von der Entschädigung Ferdinands durch Würtemberg, von einer Vermählung der Tochter des römischen Königs mit Philipp, aber auch von dem entschiedenen Widerwillen Ferdinands gegen diese Vorhaben und von der Wahrscheinlichkeit der Wahl eines Dritten, wenn auch Ferdinand der Krone entsagen wollte. Maximilian, berichtete Marillac, sey geliebt, und werde die Herrschaft seines Vetters in Deutschland nicht ertragen. — Gerade um diese Zeit stand Moritz mit Maximilian in nicht gleichgültigem Briefwechsel; sein Inhalt kann nur vermuthet werden aus den Aeußerungen des Churfürsten durch seinen, gegen Ende des Jahres an Maximilian gesendeten Rath Christoph von Carlowitz. Die Sendung desselben hatte den äußeren Zweck, Maximilian, welcher aus Spanien zurückkehrte, zu begrüßen, auch ward der hessischen Angelegenheit gedacht; „vertraulich aber und im Geheim sollte Carlowitz den Churfürsten entschuldigen, daß er nicht auf Maximilians Briefe geantwortet, Moritz habe besorgt, jene Antworten möchten in fremde Hände fallen, Maximilian wisse, wozu sich Moritz gegen ihn mehrmals mündlich und schriftlich erboten, dieß habe er in kein Vergessen gestellt, werde auch dessen künftig eingedenk seyn, dem jederzeit treulich nachsehen und sich gegen Max so verhalten, daß er spüren solle, der Churfürst sey sein treuer und beständiger Freund." — Indem Moritz mit größter Energie an die Spitze der Protestanten trat, Interim, Concil und alles verwarf, was zur Unterdrückung der Reformation vorbereitet war, und den Kaiser in raschem Uebersalle angriff,

Digitized by Google

hatte er den großen Vortheil, daß im kaiſerlichen Hauſe ſelbſt eine Partei ſein Unternehmen nicht ungern ſah, zu geſchweigen der Bayern, denen wenig daran lag, daß die Univerſalmonarchie, die durch Karl V. vorbereitet war, durch ſeinen Sohn vollendet würde. Wenn ſich Moritz noch mit Frankreich verband, ſo geſchah dieß gleichſam zum Ueberfluß und war nur eine Maßregel, die aus ſeiner Um- und Vorſicht erklärt werden muß; denn er hätte ohne allen Zweifel daſſelbe Reſultat auch ohne den tumultuariſchen und doch wirkungsloſen Grenzmarſch der Franzoſen erreicht. Gewiß war es nur ein unnützer Luxus von Klugheit, der ihn vergeſſen ließ, daß der Vortheil, den er durch Frankreich im Augenblick erlangte, doch zu gering ſey, um die Schmach aufzuwiegen, mit der er ſich vor der Nachwelt dadurch bedeckte, daß er deutſche Grenzländer an Frankreich abzutreten verſprach. Wie wenig es ihm übrigens mit dieſen Abtretungen Ernſt war, beweiſt ſein nachheriges Benehmen. Wenn er länger gelebt hätte, würde er den Franzoſen ihren Vortheil wieder abgejagt haben, wie er dem Kaiſer den ſeinigen abſagte. Er bediente ſich der Franzoſen nicht, um ihnen Wort zu halten, ſondern um es ihnen zu brechen, wie er dem Kaiſer auch gethan hatte.

Sollte an dem Geheimniß der damaligen Politik noch ein unerbrochenes Siegel übrig bleiben, ſo löst es ſich vielleicht, wenn man Folgendes bedenkt. Seit vielen Jahrhunderten hatte der Papſt, und zwar mit Frankreich im Bunde, unaufhörlich die deutſchen Reichsbeamten aufgefordert, ſich als unabhängige Fürſten dem Kaiſer entgegenzuſtellen, denn es lag ſtets im Intereſſe des Papſts und Frankreichs, jede Einigung in Deutſchland zu hindern und die Macht und Größe, zu welcher Deutſchland gelangen konnte, auf dieſe Weiſe unmöglich zu machen. Nun war es endlich dem Papſte gelungen, das Anſehen des Kaiſers vollkommen zu ſchwächen und Deutſchland war unter eine Menge mehr oder weniger bedeutender, unter einander aber ſtets uneiniger und eiferſüchtiger Dynaſtien getheilt. Da begann im deutſchen Volke jene kraftvolle Reaktion gegen die römiſche Hierarchie, die unter dem Namen der Reformation die Welt erſchüttert hat, und augenblicklich war auch der Fürſtenpolitik eine neue Alternative geſtellt. Entweder nämlich trat der Kaiſer an die Spitze des Volks und führte die Reformation großartig durch, oder er ſuchte ſie, als Beiſtand des Papſts, zu unterdrücken. Daraus folgte, daß die Fürſten im erſten Fall umgekehrt auf die Seite des Papſts, im zweiten Falle auf die der Reformation traten. Nun entſchied ſich aber der Kaiſer für den zweiten Fall. Er hatte die Univerſalmonarchie im Kopf, er wollte nicht Deutſchland allein, ſondern Europa oder eigentlich die ganze Welt beherrſchen, denn ſchon gehorchten ihm Italien, Spanien, beide Indien. Er glaubte nun die Einheit in ſeinen Reichen nicht erhalten zu können, ohne Einheit des Glaubens und machte ſich Hoffnung, in ſeinem Weltreich künftig den Papſt zu dem zu machen, was etwa jetzt der oberſte Pope im ruſſiſchen Reiche iſt. Deßhalb war ihm die Reformation ein Greuel und er unterſtützte das Papſtthum gegen dieſelbe. Nun war aber auch auf der andern Seite nichts natürlicher, als daß die Fürſten, wenigſtens in der weit überwiegenden Mehrzahl, ſich zum Schutz ihrer Unabhängigkeit gegen die vereinigte Kaiſer- und Papſtgewalt auf die neue Volkspartei, auf die geiſtigen Waffen der Reformation ſtützten.

Karl V. verſuchte damals, was ungefähr ein Jahrhundert ſpäter Ferdinand II. wieder verſucht hat, als Wallenſtein ihm den Rath gab, ſich zum Alleinherrn in Deutſchland aufzuwerfen und die Fürſtenariſtokratie für immer zu beſeitigen. Allein es gelang Karln ſo wenig, als es Ferdinanden gelang. Die Fürſten von allen Parteien hielten, wo es ihr Privatintereſſe galt, feſt zuſammen. Churfürſt Moritz wurde aber unter Karl der Retter der fürſtlichen Vorrechte und der Vielherrſchaft in Deutſchland, wie es ſpäter Churfürſt Maximilian unter Ferdinand wurde. „Noch vor dem Beginn des Reichstags war Moritz durch einen ſeiner Räthe in Brüſſel von der Meinung unterrichtet worden, welche am Hofe des Kaiſers herrſchte. Einer der nicht Geringſten, meldete Moritzens Rath, habe ihm allerlei von dem ſächſiſchen Rechte vorgeredet, woraus ſo viel zu merken, daß man auf etlicher Leute Anregen darauf bedacht ſey, das ſächſiſche Recht aufzuheben. Daneben habe man ſich auch verlauten laſſen, es werde in deutſchen Landen nicht gut werden, es griffe denn der Kaiſer den deutſchen Fürſten daß in die Würfel, daß ſich dann alles, wann der Prinz Philipp eingeſeſſen, wohl ſchicken werde, es beſſer ſey, daß Deutſchland einen Herrn, denn ſo viele Tyrannen habe, die ſchier nichts mehr könnten, denn die Leute mit Schlagen und Jagen plagen, und ſich gar keiner Sache mit Ernſt annähmen. Ueber Moritz ward harter Tadel ausgeſprochen, daß er die Kloſtergebäude in Ehemnitz zu Wohnhäuſern habe umſchaffen laſſen, da er doch lieber auf Wiedereinſetzung der Geiſtlichen Bedacht nehmen ſolle. Vieles verſchoben die Räthe auferdem auf mündliche Mittheilung, weil der Kardinal von Augsburg durch ſeine Schreiber die der Poſt anvertrauten Briefe erbrechen ließ." Das gab den Ausſchlag. Und hierin liegt der Hauptſchlüſſel zu dem Syſtemwechſel des Churfürſten.

Digitized by Google

Klassische Literatur.

1) Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen von Prof. Dr. K. Fr. Borberg. Mit einem Vorwort von J. K. von Orelli. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart, Göpel. 1841.

Die Verbreitung guter Uebersetzungen aus den Meisterwerken des klassischen Alterthums bleibt immer ein Verdienst, schon deßwegen, weil dadurch der schlechten Unterhaltungslektüre entgegengewirkt wird, mit welcher man die Jugend und das größere Publikum überschwemmt. Die Form der Anthologie ist überdieß die einzig mögliche, in welcher man die Kenntniß des besten, was uns von klassischen Werken erhalten ist, in einem weiteren Kreise ausbreiten kann, denn sich alle Uebersetzungen anzuschaffen und sie alle ganz zu lesen, darf man dem heutigen Publikum nicht zumuthen. Deßhalb sind in neuerer Zeit schon mehrere Sammlungen veranstaltet worden, die mehr oder weniger der vorliegenden ähnlich sind, von Baumstark, von Möhrike. Herr Borberg, welcher sich durch seine Uebertragung der Apokryphen bereits ein großes Verdienst erworben, hat die vorliegende Sammlung verständig angelegt.

Die vier ersten Lieferungen enthalten nur Dichtungen, in metrischer Form, epischer, lyrischer, dramatischer Art, und zwar zunächst nur griechische, aber aus allen Zeitaltern von Thamyris und Homeros bis zu den Byzantinern, so daß sie auch eine gute geschichtliche Uebersicht darbieten. Diese vier Lieferungen umfassen zusammen die erste Abtheilung des ganzen Werkes. In der zweiten Abtheilung werden die römischen Dichter, in der dritten die griechischen Philosophen und Historiker oder überhaupt Prosaiker, in der vierten endlich die römischen Prosaiker behandelt werden. Der Preis ist mäßig; 64 Bogen der ersten Abtheilung kosten 3 fl. 12 kr. rhein. oder 2 Thlr.

2) Roms Dichterheroen. Herausgegeben von Dr. Julius Henning. Zwei Bändchen. Hamburg, Bädeker, 1842.

Ebenfalls eine Anthologie aus den bekanntesten Uebersetzungen des Horaz, Virgil, Catull, Ovid, Tibull, Properz, Martial.

Reisehandbücher.

1) Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Dr. J. F. Neigebaur, k. preuß. Geh. Justizrathe. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Boldmar, 1842.

Der Herausgeber ist durch sein vielgebrauchtes Handbuch für Reisende in Italien und durch ein ähnliches für Reisende in England längst bekannt. Das vorliegende Werk empfiehlt sich noch insbesondere durch sein leicht handliches Taschenformat. Es enthält eine allgemeine historische, geographische und statistische Einleitung; ein Verzeichniß der Maaße, Gewichte ꝛc., eine Uebersicht der Reiserouten mit genauer Angabe der Entfernungen; eine Uebersicht der Literatur, aus der man die besten Nachrichten über Frankreich schöpfen kann; dann ein topographisches Lexikon, worin alle Provinzen, Gebirge, Flüsse, Städte ꝛc. nach alphabetischer Ordnung beschrieben sind und Paris, wie billig, den größten Raum einnimmt. Eine Karte ist nicht beigegeben, wird aber auch nicht vermißt, da man sich auf Reisen besser besonderer auf Leinwand gezogener Karten bedient, als solcher, die in Büchern eingeschlagen sind. Doch wären Stadtpläne eine wünschenswerthe Zugabe gewesen und empfehlen wir sie für die nächste Ausgabe dieses praktischen und gefälligen Werkchens.

2) Handbuch für Reisende in Griechenland. Von demselben. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Auch Griechenland hat der Verf. bereist und mit der ihm eigenen Umsicht und Gewandtheit auch über dieses Land ein Reisehandbuch geschrieben, wobei ihm der zu früh verstorbene Ferdinand Albendhofen, welcher längere Zeit in Griechenland lebte, wesentlich Hülfe geleistet hat.

Das Buch enthält Anweisungen, wie und wann man nach Griechenland reisen solle, Notizen über Jahreszeit, Gesundheitsregeln, Reisegelegenheiten, Kosten ꝛc. Dann eine Uebersicht der Geschichte und eine allgemeine physisch-geographische Beschreibung Griechenlands, ein Verzeichniß seiner wichtigsten Produkte, seiner Flora und Fauna, eine Charakteristik des Volks und seiner Sitten, eine Darstellung seiner gegenwärtigen Verfassung und Verwaltung, seines kirchlichen Zustandes, seines Handels ꝛc. Endlich folgt im zweiten Theile ausschließlich die Topographie, das alphabetische Verzeichniß aller Landschaften, Berge, Flüsse, Städte ꝛc. und ihre besondere ausführliche Beschreibung, wobei natürlicherweise Athen die meiste Berücksichtigung erfährt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. November 1842.

Flandrische Literatur.

Bekanntlich zeigt man in neuerer Zeit in Belgien regen Eifer für die deutsche Muttersprache und will sie keineswegs in der französischen Ueberfluthung untergehen lassen. Kostbare Denkmäler altflämischer Sprache sind in geschmackvollen Ausgaben ans Licht gefördert worden. Für die Geschichte der belgischen Provinzen, namentlich aber Flanderns, geschieht sehr viel. Wir haben in unsern Blättern schon früher auf diese interessanten Erscheinungen Rücksicht genommen und wollen wieder Einiges der Aufmerksamkeit deutscher Leser empfehlen.

In der vierten Lieferung der Nouvelles Archives historiques, die von den Genter Professoren herausgegeben werden, findet man einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte des schweren Geschützes und der Erfindung des Schießpulvers von Professor Lenz. Man hat bisher über das Alter der Erfindung noch nicht ins Reine kommen können. Weder die Sage von dem Mönch Berthold Schwarz, noch eine andere Nachricht, nach welcher Constantin Artlitz von Köln das Schießpulver soll erfunden haben, sind historisch beglaubigt. Die erste authentische Erwähnung des Kanonenpulvers findet sich in einer alten Nürnberger Rechnung vom 1356. Vier Jahre später wurde das Stadthaus in Lübeck durch unvorsichtiges Pulvermachen in die Luft gesprengt. Im Jahr 1338 kommen auch schon Kanonen in Italien vor. In einem Genter Stadtbuch (annuaire administrativ de la ville de Gand) kommt unter dem Jahr 1313 folgende von Herrn Lenz hier zum erstenmal mitgetheilte Notiz vor: Item in dit jaer was aldereerst ghevonden in Duutschlandt het gebruuk der bussen van eenen mueninck. Ferner theilt Herr Lenz eine Urkunde der Stadt Doornik (Tournay) vom Jahr 1346 mit, nach welcher daselbst Peter von Brügge beauftragt wurde, eine von den neuerfundenen Kriegsmaschinen, canoilles genannt, für die Stadt zu verfertigen. Herr Lenz glaubt aus diesen und einigen weiteren Notizen auf einen früheren Gebrauch des Geschützes in den Niederlanden schließen zu dürfen, entsprechend der frühen Ausbildung, die daselbst das Fußvolk (noch früher als in der Schweiz und aus denselben Ursachen) erlangte. Im langen Kampf gegen die französischen Ritter hatte der flämische Bürger eine große Uebung im Manövriren und Kämpfen zu Fuß erlangt, wie der Schweizer Bauer im Kampf mit dem oberdeutschen Adel. Es liegt nahe, daß städtische Korporationen wohl die ersten gewesen seyn mögen, die das Geschütz anbrachten, weil bei ihnen das meiste technische Geschick dazu, das meiste Geld für den Kostenaufwand und zugleich das dringendere Bedürfniß vorhanden war, gegen die schwere Reiterei der Fürsten und des Adels ein nachdrückliches Kraftmittel zu gebrauchen und namentlich auch die hohen und unzugänglichen Felsenburgen des Adels aus der Ferne zu zerstören. Ob aber die Niederländer oder die Hanseaten hierin zuerst das Meiste thaten, wird sich nicht leicht ermitteln lassen, da jenen von Herrn Lenz mitgetheilten Notizen andere nicht von ihm erwähnten zur Seite stehen, die auf einen sehr frühen Gebrauch der Geschütze in der Hansa schließen lassen. Wenn nämlich Kojalowicz in seiner Geschichte Litthauens S. 279 erwähnt, der litthauische Großfürst Gedemin sey im Jahr 1328 vor Friedberg durch eine Kugel aus Feuergewehr erschossen worden, so muß man das in den neugegründeten deutschen Kolonien an der Ostsee gebrauchte Geschütz, wie die Kolonisten selbst, aus den Hansestädten herleiten. Man darf wohl annehmen, daß Hanseaten und Niederländer gleich eifrig die neue Erfindung ausgebildet haben.

Andere sehr interessante und für die Geschichte wichtige Erscheinungen sind die Arbeiten des Junker Ph. Blommaert. Derselbe hat schon 1839 die Vlaemsche Kronijk of Dagregister des Ph. de Kempenare herausgegeben, worin derselbe alle Begebenheiten, die sich zu Gent von 1566 bis 1585 zugetragen haben, von Tage zu Tage verzeichnet hat. Dasselbe Werk hat schon vor vielen Jahren De Jonghe, aber verstümmelt, herausgegeben. Es

Digitized by Google

ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des niederländischen Freiheitskriegs, denn Gent war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Mittelpunkt aller politisch-religiösen Bewegungen und Intriguen, durch welche die Niederlande so tief erschüttert und gleichsam neu geboren werden sollten. Während im welschen Theil der Niederlande sich das katholische, in Holland das reformirte Element scharf ausprägte und auf unversöhnliche Weise entgegensetzte, entspann sich in und um Gent, damals die reichste und bevölkertste Stadt der gesammten Niederlande, ein heftiger Kampf, der besonders deßwegen sehr lehrreich ist, weil er zeigt, wie der endliche Sieg der katholischen Partei hier nur durch die unsinnigsten Ausschweifungen und Uebertreibungen der reformirten Partei herbeigeführt wurde. Die Geschichte der Genter Demokratie in dieser Zeit bietet eins der merkwürdigsten Schauspiele dar, die je über das Welttheater gegangen und man lernt sie aus keiner andern Quelle so genau kennen, als aus vorliegendem Buche.

Herr von Blommaert hat ferner herausgegeben: Guerre de la ville de Gand contre le duc de Bourgogne. Gand, 1841 (dazu causes de la guerre, daselbst 1839); die Geschichte des großen Kampfs, welchen die Stadt Gent in den Jahren 1450—1453 wider Herzog Philipp von Burgund, den Vater Karls des Kühnen, zu bestehen hatte. Die Burgunder Herzoge suchten überall die Freiheit zu unterdrücken, in den Niederlanden, wie später am Oberrhein und in der Schweiz; aber sie fanden im flämischen Bürgerstande nicht weniger tapferen Widerstand, als im Schweizer Bauernstande.

Derselbe Verfasser gab schon 1838 eine Sammlung sehr werthvoller alter Dichtungen aus dem 12ten bis 14ten Jahrhundert (Ondvlaemsche Gedichten) heraus, worüber wir, so wie über die Verdienste des Herrn von Blommaert um die Erhaltung und Ehrung der deutschen Sprache in Belgien überhaupt, schon in Nr. 77 unsrer Blätter von 1840 uns ausgesprochen haben. Zuletzt hat er noch Iwein van Aelst, Gent 1842 herausgegeben, ein romantisches Gemälde des Helden Iwein, der im 12ten Jahrhundert wesentlich dazu beitrug, den Usurpator Flanderns, Wilhelm von der Normandie, welchen Frankreich unterstützte, zu vertreiben und dagegen dem berühmten Grafen Dietrich von Elsaß, den die deutsche Volkspartei gewählt, sein Recht zu erkämpfen. Die flämische Geschichte ist an solchen Helden reich, denn von den ältesten Zeiten bis auf die unsre kämpfte dort die deutsche Volksthümlichkeit und der bürgerliche Sinn gegen die von Frankreich herüber drohende Ueberwältigung.

Die Freunde der alten Muttersprache geben ein poetisches Jahrbuch heraus, dessen achter Jahrgang 1841 uns vorliegt: Niederduitsch letterkundig Jaerboeckje. Gent, Michiels. Darin herrscht ein mehr romantischer Geist vor, als man ihn gewöhnlich in holländischen Dichtungen findet, welche letztere immer noch an der geschmacklosesten Classicität laboriren. Der größte Theil des niederdeutschen Jahrbuchs ist patriotischen Inhalts; es werden darin altflämische Helden und Thaten besungen. So die dapperheid (Tapferkeit) van Jan van Henegouwen in den slag van Crecy (des Grafen von Hennegau in der Schlacht bei Crecy). So der Tod des großen Bierbrauers Jakob von Artevelde, der einst Flandern regierte und dessen Andenken erst in neuerer Zeit wieder zu den hohen Ehren gebracht worden ist, die er verdient. So die Feldschlacht von Cassel im Jahr 1071. So der Tod Egmonds und Hoornes ꝛc. Erfreulich ist, daß die Genter Dichter auch auf die gemeinsame deutsche Sage Rücksicht nehmen. Herr von Blommaert hat hier die Liebe zwischen Siegfrit und Chriemhild aus den Nibelungen in einem sinnigen Romanzentranz frei übertragen. Auch finden wir eine schöne alte Sage „Wichman und Lutgarde" aus dem 9ten Jahrhundert. Mehrere Gedichte sind zärtlichen Inhalts, einige moralisch, wenige satirisch. Das patriotische Element schlägt immer vor. Prächtig ist das Lied Vlaenderen den Leeuw! von Blommaert.

Wie breidelt woedende Oceanen? —
Wie grondvest schansen in de zee? —
Haest slepen opgeruide orkanen,
En muer en sterke gronding meé.
God sprak den Waelschen volkerstamme:
„Niet verder voert gy de oriflamme,
Of 't Lelieryk verdwynt in niet."
De Wael trad voort; de Duitsche volksty wies verbolgen,
En in haer wieling werd het sterk Parys verswolgen,
Met gansch het fransche grondgebied!

Nog klonk een vloek uit 't stormend weder,
Dat loeyde op 't diepgezonken land,
En vloog als donderschlagen neder,
Op Vlaendren's overheerlyk strand.
De Franschen traden, met hun benden,
Den vryen Vloming op de lenden,
En dreigend klonk, met meerder klem:
„Wat spreekt de Belg van tael en regten!
Hy leere buigen voor ons' knechten,
En kruipen, krimpen op hun stem!"

Maer Vlaendren hief nog fier de vane,
Waer de onverwinbre Leeuw op prenkt,
En leidt het heir op de eerebane,
Waer hem het stoute hart ontvonkt.
Daer hoort hy 't hoonend krygslied schaetren,
En door syn vruchtbre vlakten klaetren,
Maer 't fransche leger smolt als sneeuw.
Het Belgenland, te Waterloo herboren,

Digitized by Google

Zag 't oud vermogen weder gloren,
En verder klonk de kreet: Leev' Vlaenderen den Leeuw!

Het Nederduitsche volk van Rhyn en Scheldezoomen,
Vereend door d'ouden broederband,
Zag m'onder 't vaendel samenstroomen
Van Siegfrieds eens zoo magtig land.
De Wael ontvlugtte Vlaenderen's dreven,
Tot in syn roofnest voortgedreven,
By d'aenhef van het juichgeschreeuw:
„Voor eeuwig vall' de leliestander neder;
Geen fransche wantoon ryz' hier weder;
Leev' Vlaenderen's tael en Vlaenderen den Leeuw!"

Wir würden dieses schöne Lied übertragen, wenn wir nicht fürchten müßten, ihm dadurch von seiner Eigenthümlichkeit und Kraft vieles zu entziehen. Vielleicht besitzt ein Anderer mehr Geschick dazu als wir. Am Schluß des Jahrbuchs findet man einen Nekrolog und eine Uebersicht dessen, was zuletzt in flämischer Sprache gedruckt worden ist.

Schließlich machen wir die Freunde archäologischer und mythologischer Studien auf die kleine Schrift: Des dragons au moyen-age par le baron Jules de Saint-Genois (Gand 1840) aufmerksam, weil sich darin schätzbare Notizen über das Vorkommen des Drachen, als eines bedeutsamen Sinnbilds im Mittelalter finden.

Edelsteinkunde.

Beiträge zur Naturgeschichte des Diamants. Von Dr. Alex. Petzholdt. Mit einer Kupfertafel. Dresden und Leipzig, Arnold, 1842. S. 56. 8.

Eine interessante kleine Schrift über den Diamanten. Wie lange auch dieser herrlichste aller Edelsteine bekannt und beliebt ist, so herrschten doch über seine wahre Natur bis auf die neueste Zeit große Dunkelheiten. Wie er entstehe, wußte Niemand und man hegte davon die wunderlichsten Vermuthungen. Die nähern Untersuchungen seiner Eigenschaften ließen noch immer sehr viel zu wünschen übrig. Die Experimentalphysiker pflegten ihn unzähligemal vor ihren Zuhörern zu verbrennen (ein Paradepferd der Experimentalphysik auf allen Universitäten); aber man beobachtete nicht viel dabei. Die Steinschneider hatten ihn beständig in den Händen, aber auch sie folgten herkömmlichen Vorurtheilen. Herr Petzholdt tadelt insbesondere die unsinnige Diamantprobe mit dem Hammer. Wie mancher kostbare Diamant, sagt er, ist mit dem Hammer zerschlagen und als vermeintlich unecht weggeworfen worden, da er doch vollkommen echt war!

Man holte die Diamanten ausschließlich aus Ostindien, erst seit 1727 sind sie in Brasilien in großer Anzahl entdeckt, seit 1829 auch am Ural, aber noch in sehr geringer Menge. Die Diamanten kommen überall nur in aufgeschwemmtem Lande, in der jüngsten Formation vor, bestehen bekanntlich aus reinem Kohlenstoffe, sind krystallinisch gebildet und schließen zuweilen kleine Quarzkrüstchen in sich ein, wie der Bernstein kleine Pflanzenreste und Insekten. Hieraus schließt Herr Petzholdt, daß sie auch nur, wie der Bernstein, ein spätes und oberflächliches Erdprodukt seyen und gleich jenem ihren Ursprung der Vegetation verdanken.

Wenn Leonhard annimmt, der Diamant sey ein aus den innersten Tiefen der Erde kommender sublimirter Kohlenstoff, so wendet Petzholdt dagegen ein, daß der Kohlenstoff nicht im mindesten flüchtig sey. Wenn Parrot im Diamanten das Produkt der Einwirkung vulkanischer Gluth auf kleine Kohlenstückchen sieht, so bemerkt P. dagegen, daß die Diamanten nie in vulkanischem Gebirge vorkommen. Wenn Göbel in Diamanten eine durch Eisen reducirte Kohlensäure sieht, so entgegnet P., eine solche Reduktion gehe nach allen Erfahrungen nur ein schwarzes Pulver. Wenn endlich Hausmann den Diamanten durch elektrische Wirkung, durch einen Blitz entstehen läßt, so widerspricht dem schon seine krystallinische Bildung. Alle diese Meinungen, nach welchen der Diamant ein Produkt des Feuers ist, scheinen dem Verf. eo ipso unhaltbar.

Dagegen hebt er hervor, daß schon der große Newton geahnet habe, der Diamant sey vegetabilischen Ursprungs. „Er schloß nämlich aus der großen Lichtbrechungskraft des Diamantes, daß er ein coagulirter fetter oder öliger (unctuous) Körper sey, und fällte diesen Ausspruch zu einer Zeit, wo man von der chemischen Beschaffenheit und der Brennbarkeit des Diamantes noch gar nichts wußte. Er leitete dadurch zuerst auf die Vermuthung hin, daß er vegetabilischen Ursprunges sey. Entschiedener sprach sich Jameson über den vegetabilischen Ursprung des Diamantes aus, indem er meinte, daß der Diamant, als eine Form des reinen Kohlenstoffes, aus den Säften irgend einer Pflanze ausgeschieden seyn dürfte, ebenso, wie sich Kieselerde in den Knoten einiger rohrartiger Pflanzen, wie z. B. im Bambus, absetzt als sogenannter Tabaschir. Den Beweis für seine Ansicht sucht er zunächst in der auffallenden Härte einiger Hölzer, z. B. der Metrosideros vera und anderer, welche er dem Kohlenstoffe, der sich dem Diamantenzustande nähere, zuschreibt. Endlich bekennt sich auch Brewster zu der Hypothese der vegetabilischen Abkunft und glaubt aus der polarisirenden Struktur des Diamantes schließen zu können, daß derselbe einst im weichen oder teigartigen Zustande sich befunden habe, keineswegs aber ein Feuergebilde sey. Er behauptet ferner, daß die einstige Weichheit des Diamantes jener eines halb erhärteten Gummis am nächsten gestanden haben müsse, und daß derselbe, gleich

Digitized by Google

dem Bernſteine, aus dem Pflanzenreiche abſtamme und Reſultat ſtattgefundener Zerſetzung ſey. Die kryſtalliniſche Struktur der Diamanten ſpreche nicht gegen dieſe Folgerung; denn auch der Honigſtein erſcheint regelrecht geſtaltet, obgleich er, ſowohl ſeiner Zuſammenſetzung nach als in Betreff ſeines Vorkommens, unleugbar vegetabiliſcher Abkunft iſt. — Endlich unſere eigene Anſicht über die Bildung des Diamantes anlangend, ſo ſchließt ſie ſich der ſo eben vorgetragenen von Newton, Jameſon und Brewſter zwar vollkommen an, allein wir begründen ſie weder auf die ſtarke lichtbrechende Eigenſchaft, noch auf die große Härte, die der Kohlenſtoff im Diamante erlangt hat, noch auf ſeine polariſirende Struktur, vielmehr ſtehen uns ganz andere Gründe zur Seite. Wir glauben nämlich, daß nach dem Standpunkte unſeres jetzigen Wiſſens der Diamant ein Gebilde des jüngſten geologiſchen Zeitabſchnittes ſey, entſtanden durch langſame Zerſetzung einer vegetabiliſchen Subſtanz. Verſuchen wir den aufgeſtellten Satz in Kürze zu beweiſen. — Der Diamant muß aber für ein Gebilde des jüngſten geologiſchen Zeitabſchnittes, der ſogenannten hiſtoriſchen Zeit im Sinne der Geologen, um deßwillen angeſehen werden, weil man ihn bis jetzt nur zwiſchen ſolchen Geſteinablagerungen gefunden hat, welche entſchieden dieſer jüngſten Erdbildungsperiode angehören. Ferner muß ſich der Diamant auf naſſem Wege aus einer Flüſſigkeit gebildet haben, weil er ſonſt keine ſolchen Quarzſplitter, deren einige ſogar vegetabiliſches Zellgewebe an ſich bemerken laſſen, in ſich eingeſchloſſen enthalten könnte." Herr Pepholdt hat in der Aſche verbrannter Diamanten ſolche Quarzſtückchen entdeckt, ausführlich beſchrieben und abgebildet. Sie zeigen ein dem Zellgewebe der Pflanzen auffallend ähnliches Netz. „Endlich kann allen unſeren bisherigen Erfahrungen zufolge der Körper, aus welchem er ſich durch Abſcheidung kryſtalliniſchen Kohlenſtoffes bildete, nur eine an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff reiche Subſtanz geweſen ſeyn, wie ſolche wegen der geforderten chemiſchen Eigenſchaften nur im Pflanzenreiche zu ſuchen, und wir ſind gezwungen, uns den Diamant aus dieſer kohlenwaſſerſtoffartigen Subſtanz durch Verweſung entſtanden zu denken. Die Entſcheidung dieſer Angelegenheit iſt lediglich Sache der Chemie, und es äußert ſich Liebig, der ſich um unſere nähere Kenntniß der Zerſetzungen organiſcher Körper unſtreitig die größten Verdienſte erwarb, darüber folgendermaßen. „Denken wir uns die Verweſung in einer Flüſſigkeit vor ſich gehen, welche reich iſt an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, ſo wird, ähnlich wie bei der Erzeugung der kohlenreicheren, kryſtalliniſchen Subſtanz, des farbloſen Naphthalins aus gasförmigen Kohlenwaſſerſtoffverbindungen, eine an Kohlenſtoff ſtets reichere Verbindung gebildet werden, aus der ſich zuletzt als Endreſultat ihrer Verweſung Kohlenſtoff in Subſtanz, und zwar kryſtalliniſch abſcheiden muß. Die Wiſſenſchaft bietet in allen Erfahrungen, die man kennt, außer dem Prozeſſe der Verweſung, keine Analogien für die Bildung und Entſtehung des Diamantes dar. Man weiß gewiß, daß er ſeine Entſtehung nicht dem Feuer verdankt, denn hohe Temperatur und Gegenwart von Sauerſtoff ſind mit ſeiner Verbrennlichkeit nicht vereinbar; man hat im Gegentheil überzeugende Gründe, daß er auf naſſem Wege, daß er in einer Flüſſigkeit ſich gebildet hat, und der Verweſungsprozeß allein gibt eine bis zu einem gewiſſen Grade befriedigende Vorſtellung über ſeine Entſtehungsweiſe." — Was für eine kohlenwaſſerſtoffreiche Pflanzenſubſtanz es geweſen ſey, durch deren Verweſung der Diamant gebildet wurde, und welche beſondere Bedingungen erfüllt werden mußten, um den Kohlenſtoff kryſtalliniſch zum Vorſchein kommen zu laſſen, das iſt uns freilich bis jetzt noch unbekannt; nur ſo viel wiſſen wir noch, daß der ganze Prozeß äußerſt langſam vor ſich gegangen und keineswegs durch höhere Temperatur beſchleunigt worden ſeyn wird, weil ſonſt der Kohlenſtoff nicht hätte kryſtalliſiren können, ſondern im Gegentheil als ſchwarzes Pulver ſich abſcheiden mußte."

Der Verfaſſer bemerkt noch: „Ich habe Gelegenheit gehabt, mich von der Neigung des Kohlenſtoffes zu kryſtalliſiren zu überzeugen, wenn die Verbrennung (die beſchleunigte Verweſung) einer kohlenwaſſerſtoffreichen Subſtanz verlangſamet wird. Am Dochte ſchlecht brennender Talglichte habe ich nämlich die bekannten Anhäufungen von kohlenſtoffreicher Materie (Ruß), die gewöhnlich kugelige oder halbkugelige geſtielte Formen bilden, einigemal deutliche Oktaederform annehmen ſehen, und ich glaube, daß dieſe Erſcheinung ſchon längſt auch von Anderen beobachtet ſeyn muß, weil ich mir nur dadurch das unter dem Volke bekannte Sprüchwort: „es brennt mir ein Brief zu," erklären kann, indem die Anſicht eines Oktaeders wohl einige Aehnlichkeit mit dem Kreuzcouverte eines Briefes hat. Ich habe ſogar ein ſolches ziemlich gut ausgebildetes Oktaeder längere Zeit hindurch aufbewahrt und bei Vorleſungen vorgezeigt."

In Bezug auf den Gebrauch der Diamanten bemerkt der Verf., daß zum Glasſchneiden der rohe Diamant viel beſſer tauge, als der geſchliffene, und auch er macht darauf aufmerkſam, wie viel noch durch den Diamanten für die Optik geleiſtet werden könne, da ſich die Vergrößerungskraft einer Diamantlinſe zu der reinen Glaslinſe wie 8 zu 3 verhält. Anſtatt ſo viele Diamanten zur Parade zu verbrennen, ſollte man lieber das Geld zuſammenſchießen, um wenigſtens irgendwo eine größere Diamantlinſe verfertigen zu laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. December 1842.

Biographie.

Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1842.

Der verstorbene Lang ist als Geschichtschreiber und Humorist gleich sehr berühmt, und das, was an ihm besonders anzieht und ihm Achtung erwirbt, ist die Unabhängigkeit seines Geistes und die Unbestechlichkeit seines politischen Urtheils. Darum erwarteten wir von seinem letzten Werk sehr viel und nahmen es mit wahrem Vergnügen in die Hand. Lang war zugleich ein im Staatsleben keineswegs niedrig gestellter Mann, von seiner Wirksamkeit als Gesandtschaftssekretair beim Rastadter Congreß an bis zu der als k. bayerischer Staatsarchivar ꝛc. Er kannte die Politik seiner Zeit sehr genau, kannte die Personen dazu, also waren von ihm viele interessante Aufschlüsse zu erwarten. Diese fehlen auch nicht; allein sein Buch hat doch nicht den Eindruck auf uns gemacht, der uns der erwünschtere gewesen wäre. Wir werden hin und wieder auf eine recht peinliche Weise an die Klatschsucht unserer jüngsten Zeit gemahnt, an welcher zu participiren der alte Lang wohl hätte Anstand nehmen sollen. Und wir vermissen dagegen die großartige Auffassung der politischen Ereigniße und der Schicksale Deutschlands in der verhängnißvollen Zeit, in der Lang lebte. Er gibt meisterhafte Genrebilder aus der diplomatischen Welt, aber auch nur solche. Er ergötzt sich nur an der Lächerlichkeit der handelnden Personen, ohne einen ernsten Blick auf das unermeßliche Elend zu werfen, das aus der verkehrten Handlungsweise derer folgte, denen die Geschicke Deutschlands in so schwerer Zeit leider anvertraut waren. In diesem seinem letzten Werke fehlt der Ernst, der seine historischen Werke auszeichnet und die scharfe, wir möchten sagen Lessingische Indignation. Die Welt scheint sich dem Greise mit allen ihren Lastern und Tugenden nur zum ergötzlichen Puppenspiel gestaltet zu haben. Oder hat er mit Absicht ergötzen wollen, denn er bemerkt im zweiten Theil S. 280, von seinen ernsten Werken habe keines das Glück gemacht, wie seine humoristische Hammelburger Reise. „Das Publikum ist jetzt ein großer Herr geworden, es will nur Vergnügen und zahlt nur für Vergnügen; wirklichen Fleiß und Mühe kann es gar nicht ansehen, ohne die Seekrankheit davon zu kriegen. In den Salons betitelte man meinen Roman anfangs: Dummes Zeug. Sc. Durchlaucht der Herr Fürst von Wrede überraschte seinen Kammerdiener im Vorzimmer und schalt ihn aus, daß er so dummes Zeug lese, riß es ihm aber aus der Hand und las es in seinem Kabinet, ohne sich stören zu lassen, von Anfang bis zu Ende selbst durch." Lang wollte nun vielleicht auch seinem letzten Werk einen ähnlichen Erfolg sichern.

Lang wurde 1764 zu Balzheim bei Nördlingen im Ries geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er durchlebte eine ziemlich unruhige Jugend, bis er ordentlich und fleißig Jura studirte und Regierungssekretair beim Fürsten von Oettingen-Wallerstein wurde. Von hier aber ging er weg, weil er nicht communiciren wollte, wie der Fürst befahl. Eine komische, doch frivole Scene. Der Hofjude, dem Lang schuldig war, bat ihn um Gotteswillen, zu communiciren, weil er den Verlust seines Geldes fürchtete, wenn Lang den Dienst verlaßen müsse, und arbeitete an ihm wie ein Missionär. Lang ging nach Wien, als Gesellschafter einer Gräfin nach Ungarn, machte Glück, wurde Sekretair beim würtembergischen Gesandten in Wien, ging in polnischen Angelegenheiten nach Servien, dann wieder zur Kaiserkrönung Leopolds II. nach Frankfurt und trat wieder in die Dienste des Fürsten von Wallerstein zurück. Aber es trieb ihn noch einmal nach Göttingen, um sich in seinen Studien zu vervollkommnen und den Grund zu seiner gelehrten Wirksamkeit zu legen.

Digitized by Google

Von Göttingen aus wurde er dem Minister Hardenberg bekannt und preußischer Gesandtschaftssekretair, als welcher er dem traurigen Congreß in Rastadt beiwohnte.

Lang faßt diesen Congreß lediglich von seiner lustigen Seite auf. Er nennt ihn ein Possenspiel und doch wurde von diesen Marionetten um die Ehre der deutschen Nation gespielt und unser Verlust war außerordentlich reell und schrecklich ernst. Doch hören wir den dumpfsinnigen Sekretair: „Das lustige Schauspiel, einen Bonaparte selbst an der Spitze eines solchen Gesandtschaftspuppenspiels zu sehen, hatte ich durch meine spätere Ankunft (18. Dec. 1798) leider versäumt. Dagegen traf ich seine zurückgelassenen Kollegen, erstens Herrn Treilhard, so wie man auf den Theatern einen Notar sieht, nur nicht im schwarzen, sondern im farbigen Rocke, gleichsam herbeigerufen, um für das deutsche Reich das Testament zu machen, immer mit den Händen fechtend und plaidoyirend; dann Herrn Bonnier, immer schwarz gekleidet, einem wohlgenährten Stadtpfarrer gleichend, aber dabei trotzig und stumm, Monsieur Jean de Brie, ein schwarzes, langes und hageres Männlein, mit fenrigem Auge, der sich gegen die deutsche Langeweile durch emsiges Treiben der alten Wissenschaften, besonders auch der griechischen Klassiker, schützte. Allen Dreien sah man die tiefe Verachtung für das deutsche Wesen in jeder Miene an, und wie sie ihre zum beschlossenen Vorwärts ausgestreckten Krallen gar nicht verbargen. Herr Treilhard ging bald darauf als erwählter Direktor wieder ab, und damit die, wie es scheint, als Regel angenommene Dreiheit nicht verletzt würde, so trat als Ergänzung ein Herr Roberjot ein, ein ehemaliger Kaufmann, der durch seine kaufmännische Gesprächigkeit und die den deutschen Kunden bezeigte Höflichkeit die verzagten Herzen derselben wieder etwas stärkte und erfreute. Zu besonderen Conferenzen in Selz, denen Herr von Dohm mit beiwohnte, erschien der berühmte François de Neufchateau, der, indem er über Wassergrenzen unterhandelte, dabei auch seine Wasserverse und Idyllen zum Besten gab. Generalsekretair der Gesandtschaft war ein Herr Rosenstiel, Bruder des preußischen Oberbergrathes Rosenstiel, wenn ich nicht irre, ein Elsasser, schon seit der königlichen Zeit im diplomatischen Subalterndienst gestanden, und daher für seine Herren Prinzipale, die sichtbar nicht recht zu bewegen wußten, der Souffleur, wenigstens im Formellen, und da auch von allen Andern keiner ein Wort deutsch verstand, zugleich der Dolmetscher der lieben Reichsdeputationsprotokolle. Er war ein sehr bescheidener Mann, und für die preußische Gesandtschaft, wegen der Verhältnisse seines Bruders, ein nützlicher Zwischenhändler und Vermittler. Der kaiserlich österreichischen Gesandtschaft, versteht sich, ebenfalls in einer heiligen Drei, stand voraus als sogenannter kaiserlicher Plenipotentiarius der Herr Graf von Metternich, ein stattlicher, wohlbeleibter und vorbirter altdeutscher Herr, sodann ein Herr Graf Cobenzl, der kurz vorher mit Bonaparte den Frieden zu Campoformio abgeschlossen, ein schwammiges in Lebens- und Liebesgenuß wie von Blut abgezapftes, kreideweißes, kleinäugiges, blinzelndes und zuckendes Männlein, aber gewandt in der Formenwelt, die er weit umher schon gesehen, und, wie es schien, nicht ohne Geist. Die dritte Rolle endlich spielte ein Herr Graf von Lehrbach, eine Karrikatur in Gesicht, Kleidung und Bewegung, der Kopf oben chinesisch, unten afrikanisch, das Kolorit zigeunerisch, die Locken wie ein Tubus in den Himmel schauend, das dünne Zöpflein über den Kopf emporragend, wie die Spitze eines Wetterableiters, und übrigens Gang und Haltung wie in einer ewigen Hopsanglaise.“ Es folgen noch die Schilderungen der Gesandten geringerer Mächte, die wir hier übergehen, nur einige Portraits ausgenommen: „Der badische Gesandte Edelsheim und der sächsische Graf Löben, lange kalte Gestalten, schienen mir darum da zu seyn, um den Leichenzug (des deutschen Reichs) in feierlichen Schritten zu begleiten, wobei besonders der Erstere nicht versäumte, jede Woche den gehörigen Leichentrunk zu geben. Der hannoversche Gesandte, Herr von Rheden, hätte mit den langen Worten seiner Abstimmungen eine Brücke bis nach England schlagen können. Da dieß es immer Reichsfriedenspacifikationsverhandlungstraktat; die allerhöchsten reichsoberhäuptlichen Vorschritte, als wenn das Oberhaupt auf dem Kopfe gegangen wäre, und dann wieder mit eben so lächerlicher Zusammenziehung: der ehrwürdigsten respektiven Erz- und Domstifter Salz-, Würz-, Augs- und Regensburg höchst beklagenswerthen, bedauerlichen, lamentablen und jammervollen Erleidenheiten.“

Preußen hatte in dem unheilvollen Basler Frieden 1795 das Beispiel gegeben, wie eine deutsche Macht, um für sich einen Vortheil zu erlangen, die gemeine deutsche Sache verlassen müsse. Es hatte mit der französischen Republik sich verständigt und Oesterreich und das Reich im Stiche gelassen. Oesterreich war durch Napoleon geschlagen worden, hatte nun seinerseits auch Frieden machen müssen und das Reich aufgeopfert. Es handelte sich zu Rastadt nur noch darum, dem Reiche die bittere Pille einzugeben. Sowohl Preußen als Oesterreich hatten bereits den Franzosen bewilligt, daß ihnen das ganze linke Rheinufer gehören solle. Dafür wollten sie selbst Entschädigung im Reiche auf Kosten der kleinern Reichsgenossen nehmen. Und das mußte man den betheiligten Reichsgenossen nun sagen. Wie es geschah, faßt Lang wieder ganz von der komischen Seite auf: „Da Frankreich, auf den Grund seiner früheren Separatfrieden mit den anderen deutschen Fürstenhäusern darauf bestand, daß

Digitized by Google

diese für ihren Verlust auf dem linken Rheinufer entschädigt werden, und sowohl zur feierlichen Anerkennung der Rheingrenze, als Ausmittlung der Entschädigungen der Congreß in Rastadt angeordnet werden sollte, so gab Oesterreich dieses zwar zu, aber in so umhüllten Sätzen, Hinterhalten und schwierigen Bedingungen, z. B. der Integrität des Reichs, und daß Preußen nicht vergrößert werden sollte u. s. w., daß man nur annehmen kann, der General Bonaparte, der von französischer Seite diesen Frieden geschlossen, habe entweder diesen Verwicklungen und Hinterhalten gar nicht auf den Grund gesehen, oder sie in seinen militärischen Ansichten für unbedeutend, oder sofern auch er mit noch größerem Hinterhalte im Verstecke lag, für den gegenwärtigen Augenblick höchst bequem und willkommen gehalten. So entstand nun das abenteuerliche Spiel, daß während der erste kaiserliche Gesandte dem Congresse mit höchstem Pomp das anerkannte Prinzip der Reichsintegrität eröffnete, das mit Erstaunen und Jubel aufgenommen wurde, fast zur selben Zeit aber der zweite Gesandte die heimliche Uebergabe der Feste Mainz zu instruiren, und als man sie im allgemeinen Schrecken erfahren, der dritte Gesandte darüber mit in bittere Thränen auszubrechen, und bei dem allerhöchsten Reichsoberhaupte (der österreichische Lieblingsausdruck) auf Intercession anzutragen, damit diese beklagenswürdige Uebergabe zurückgestellt und die großmüthig ausgewirkte Integrität des Reichs gewahrt werde. Kamm war aber in dieser Art der Congreß (9. December 1797) unter schwindelnden Hoffnungen eröffnet, und am 30sten desselben Monats Mainz von Oesterreich an die Franzosen ausgeliefert, so erklärten die französischen Gesandten in einer diktatorischen Note, daß jetzt ohne Weiteres der Rhein als Grenze anzuerkennen sey (19. Januar 1798), und ließen auch ohne Weiteres, mitten im Waffenstillstand (25. Januar), die Rheinschanze bei Mannheim wegnehmen. Da entstand nun ein unglaubliches Heulen und Wehklagen von Leuten, die wenigstens insofern zu bemitleiden waren, daß ihnen so etwas in ihrem Uebermaße des Glaubens und der falschen Hoffnungen nur einigermaßen unerwartet hat kommen können. Man füllte die Protokolle mit wechselseitigen Beileidsbezeugungen und kreuzigte sich mit mannigfaltigen Erklärungen, wie jetzt noch die Integrität des Reichs und die Abtretung des linken Rheinufers zu gleicher Zeit als Grundartikel des Friedens bestehen konnte; bis man denn die bernhigende Erklärung darin fand: die Integrität des Reichs sey keine rohe sinnlich körperliche, sondern eine symbolisch idealische, nach welcher, Rheingrenze hin oder her, doch noch dieselbe Verbindung des allerhöchsten Reichsoberhaupts und dessen allergetreuesten Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs fortbestehen, zumal der bloß scheinbare Verlust auf einer Seite durch die effektiven Entschädigungen auf der andern vollkommen redintegrirt werden sollte. Indem nun Alle begierig waren zu wissen, woher alle Entschädigungen kommen sollten, Viele, die es wußten, schweigend die Achsel zuckten, kam am 15. März die französische Gesandtschaft mit der kurz abgebrochenen Erklärung zu Hülfe: daß diese Entschädigung in der Säkularisation der geistlichen Güter zu suchen sey. Jetzt war der Knoten zerhauen und das Signal zur Plünderung gegeben. Jeder größere Stand machte sich seinen Plan, irgend ein Bisthum, oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann, irgend einen Schafhof davon zu reißen. — Dem preußischen Kabinet fielen die geheimen Artikel des Friedens von Campoformio, daß Preußen keine Vergrößerung erhalten sollte, sehr empfindlich. Daher erklärte es, zu einiger Vergeltung dieses gütigen Willens von Seiten Oesterreichs, daß es bereit sey, mit dem großmüthigen Opfer vorauszugehen, und für seine verlorenen Provinzen am Rhein gar keine Entschädigung zu verlangen, wenn die anderen Höfe hierin nachfolgen wollten; das heißt: wenn Oesterreich die für die Niederlande sich ausbedungenen Länder der Republik Venedig und andere italienische Länder wieder fahren lassen wollte; eine Erklärung, die in ihrem unerfaßten wahren Sinne den höchsten Jubel der geistlichen Gesandtschaften in Rastadt und wahre Davidische Freudentage über die gerettete Bundeslade, besonders in den Zirkeln der Frau von Jakobi, verursachen mußte. In wenigen Tagen jedoch ging auch dieser Taumel vorüber. Es war vorauszusehen, daß Oesterreich durch eine solche Grimasse nicht zu erschrecken, aber auch nicht im Stande sey, Preußen von einer gleichmäßigen Entschädigung und Vergrößerung abzuhalten, und Preußen selbst konnte um so weniger auf die einzige Maßregel der Säkularisation verzichten, als es den Genossen und Verwandten der Baseler Separatfriedensschlüsse, Baden, Hessen-Kassel, dem Erbstatthalter, Würtemberg Hülfe und Vertretung schuldig war, und nicht minder die hohe Absicht hatte, dem Haus Zweibrücken ein volles Erbtheil der auf dem Anfall stehenden pfalzbaierischen Lande zu sichern und die gedrohte Abreißung des Stückes vom alten Bayern bis Wasserburg abzuwenden, was auch dem Grafen von Görz, als Schwiegervater des Grafen von Rechberg, ein besonderes heiliges Anliegen war und ihn dadurch mit dem Gedanken der Säkularisation, den er äußerdem nicht ertragen konnte, gleichwohl aussöhnte. — Wirklich wird es auch die künftige Geschichte nicht mißkennen dürfen, daß Bayern die Grundlage seiner neuen Größe durch die damals glücklich eingeleitete und kurz darauf vollzogene Entschädigung, nicht minder dem Wohlwollen und der kräftigen Unterstützung des preußischen Königshauses, wie schon früher im Teschner Frieden, die Rettung seiner bedrohten Integrität

Digitized by Google

zu verdanken hatte. Die Absichten des preußischen Hofes für sich selbst wurden nur vorzüglich auf einen Theil des Erzstiftes Cöln, Münster, Paderborn und Hildesheim gerichtet. Die Pläne Hardenbergs, auf eine Vergrößerung in Franken, traten ganz in den Hintergrund, außer daß Bamberg und Würzburg an den Erbstatthalter fallen, und so wenigstens in dieser Verbindung das preußische Uebergewicht in Franken gesichert seyn sollte. Hatte man übrigens vorher in jungfräulicher Sprödigkeit den Becher der Entschädigung durch geistliche Güter gar nicht zur Lippe bringen wollen, so konnte man ihn jetzt nicht genug vollschenken."

Vom Rastadter Gesandtenmorde spricht der Verfasser zwar, doch ohne auf die Motive desselben einzugehen, die er kennen konnte, da er Sekretair bei der Gesandtschaft war, in deren Hände die drei französischen Gesandten vor ihrer Abreise die Papiere gelegt hatten, um derentwillen sie eine Stunde später unter Wegs ermordet wurden, wie uns die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" berichtet haben. Jene Lebensbilder enthalten ungleich mehr Aufklärungen von wahrem welthistorischem Werthe, als die vorliegenden Memoiren, und wir bedauern das um so mehr, als Lang ohne allen Zweifel über viele Dinge sehr gut instruirt war.

Lang blieb noch eine Zeit lang im preußischen Dienst in Anspach unter Hardenbergs Auspizien. Er heirathete in wenig Jahren auf einander drei Frauen, die aber alle im ersten Wochenbett starben. Als Preußen Anspach verlor, blieb er dort und ging in bayrischen Staatsdienst über, um denselben nicht mehr zu verlassen. Der Plan Bernadottes, sich zum Fürsten von Nürnberg zu machen, in welchem Falle Lang sein Staatsrath geworden wäre, scheiterte. Lang kokettirt etwas zu viel mit dem Interesse, das er den Franzosen einflößte.

Was er über München, über den Hof des vorigen Königs, über Montgelas, über die Akademie ꝛc. sagt, wird vielen Lesern sehr pikant seyn. Uns mißfällt darin die Redseligkeit, mit der er auch Privatverhältnisse preisgibt, die sich auf Politik nicht beziehen und nicht als ein dankenswerther Beitrag zur Zeitgeschichte angesehen werden können. Statt sich nach seinem Tode durch Incrimination derjenigen Personen zu rächen, mit denen er im einfachsten Privatverhältniß verfeindet war, hätte er mehr geschichtlich wichtige Dinge vortragen sollen. Wir glauben gern, daß ihm von dem und jenem Unrecht geschehen seyn mag; allein ein Mann, der sich auf der Höhe befindet, von wo aus man die Schicksale der Völker im Großen und Ganzen erblickt, sollte sich nicht zu einem Austramen persönlicher Antipatien des Privatlebens herablassen.

Es existiren noch mehr kleine Gelegenheitsschriften und Programme, in denen Lang einen Schatz spezialgeschichtlicher Notizen niedergelegt hat. Wir erinnern nur an die treffliche Geschichte der Markgrafen Karl von Anspach, die wenig bekannt geworden zu seyn scheint. Hoffentlich werden diese kleine Arbeiten nunmehr gesammelt erscheinen, wenigstens möchten wir dazu auffordern.

Spanische Dichtkunst.

Bibliothek der Klassiker des Auslands. Dritter Band. Ignez de Castro, Trauerspiel von Joar Baptista Gomes. Uebersezt von Aler. Wittich. Leipzig, Brockhaus, 1841.

Ein bekannter portugiesischer Stoff von einem portugiesischen Dichter mit Feuer und Geist behandelt. Die Geschichte der berühmten Ignez des Castro, die als heimlich dem Prinzen Don Pedro vermählte Gattin von dessen Vater König Alfonso sammt ihren Kindern grausamen Mördern überantwortet wurde, ist in hohem Grade tragisch, daher auch schon von sehr vielen Dichtern behandelt, wovon der Herausgeber eine Uebersicht mittheilt. Die deutsche Geschichte bietet zwei ganz ähnliche Stoffe dar, die Geschichte der Agnes Bernauer und der Veronika von Desinze, von denen wenigstens die erstere ebenfalls schon mehrere Dichter gefunden hat.

Die unglückliche Ignez kontrastirt durch Geist, Schönheit und Unschuld, so wie durch ihren jungen mütterlichen Reiz sehr gut mit den rohen Mördern, eine reine Lichtgestalt auf dem dunkelsten Hintergrunde. Das leidenschaftliche Feuer ihres Gemahls, des jungen Don Pedro, sagt zugleich dem Gemüth weit mehr zu, als die schlaffrige Passivität und Weinerlichkeit des deutschen Albrecht, der über den Verlust seiner Agnes nur weinen konnte. Allein der gar zu rohe, kaum politisch, geschweige poetisch gehörig motivirte Mord der Ignez und dann die Empörung des Sohnes gegen den Vater und die unmenschliche Grausamkeit, die aus ihm hervorbricht und von der er auch in der Geschichte den Namen trägt, geben diesem tragischen Gemälde einen Ausdruck von Verwilderung und Barbarei, der das schöne Maaß überschreitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. December 1842.

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Zweiter Band, 2te Abtheilung. Stuttgart, Krabbe, 1842.

Die Sprache dieses Werkes ist so klar, kräftig und lebendig, daß man es nicht ohne Vergnügen lesen kann. Wir haben schon die früher erschienenen Bände unsern geneigten Lesern empfohlen und glauben dieß wiederholt thun zu müssen, da das Werk seines unbefangenen und rein historischen Geistes wegen sich nicht schmeicheln darf, zum Schooßkind irgend einer der vorherrschenden kirchlichen oder antikirchlichen Parteien unsrer Tage angenommen und demgemäß ausposaunt werden zu können, gewiß aber jeder verständige Mann, der es noch nicht kennen sollte, uns danken wird, seine Aufmerksamkeit auf ein so gesundes Geschichtswerk hingelenkt zu haben. Auf der Höhe politischer Bildung und Menschenkenntniß, auf welcher sich doch wohl endlich das 19te Jahrhundert befindet, ziemt es sich, in die Zeiten der kirchlichen Schöpfungen, wie der kirchlichen Verderbniß, mit historischer Ruhe zurückzusehen und sowohl die schwärmerische Liebe zum Alten, als den schwärmerischen Haß gegen das Alte einer besonnenen Prüfung weichen zu lassen und den Grundsatz festzuhalten, daß die Menschen niemals weder Engel noch Teufel, sondern immer nur Menschen gewesen sind. Dann wird sich zeigen, daß Vieles, was die Kirche unmittelbar göttlichem Einfluß zuschrieb, nur sehr kunstreiche menschliche Berechnung war. Es wird sich aber auch zeigen, daß Vieles, was die spätere Opposition nur pfäffischer Herrschsucht und Habgier zuschrieb, ein Werk tiefer Weisheit war und zum wahren Heil der Völker auf ihrer damaligen Stufe gereichte.

Ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches besteht darin, daß es die für die Menschheit eigentlich praktischen Fragen von den theologischen Schulfragen trennt, und in der Kirchengeschichte nicht sowohl eine Geschichte der theologischen Meinungen, was man früher darunter zu verstehn pflegte, sondern eine Geschichte der Menschheit, der Völker und Staaten unter dem Einfluß der Kirche sieht und durchführt. Daß der Würde der christlichen Kirchengeschichte Eintrag geschehe, wenn man die ganze hierarchische Diplomatie aufdeckt, leugnen wir, denn gerade die Geistesstraft und der tiefe Verstand, mit welchem die großen Kirchenväter und Päpste die Corruption des Südens und die Barbarei des Nordens überwältigten und einen neuen Grund zum Weiterbau der Menschheit legten, muß hohe Bewunderung erregen. Die fromme Ansicht, daß jene Männer eben Heilige und unmittelbar von Gott Inspirirte gewesen, kann so wenig wie die illuminatistische, daß es lauter ränkevolle Pfaffen und Pfaffenbetrüger gewesen, den Anforderungen genügen, die der gebildete Geist heutzutage an die Geschichtforschung in kirchlichen Angelegenheiten macht.

Auf der andern Seite treten nun auch die Gegenbestrebungen gegen die Kirche in ein neues Licht. Wir sehen in der Kirche nicht mehr bloß das Reich Gottes, vor dem alles Andere als finsteres Reich der Hölle weichen muß. Wir sehen aber auch nicht mehr in ihr das Reich des Antichrist, die große Babel ꝛc., gegen welche sich die unschuldigen Fürsten und Völker als gegen eine satanische Ueberwältigung mit Recht wehren. Sondern wir finden die mittlere Ansicht aus, welche die einzig richtige ist: daß nämlich die Kirche wirklich durch Lehre und Moral und durch die großartige Festigkeit und Einigkeit in ihren Gliedern den hier völlig entnervten, dort noch ungeschlachten und überall uneinigen Völkern wahren Segen gebracht hat, daß sie dazu aber auch einen großen Aufwand von diplomatischer Kunst einer- und terroristischer Konsequenz andrerseits brauchte. Die großen Konflikte, in welche die Kirche dabei kam, waren erstens

Digitized by Google

die Ketzereien innerhalb der Kirche selbst, dadurch motivirt, daß schwärmerische Seelen nicht lernen wollten, ihr höheres Bedürfniß dem allgemeinen Maaß menschlichen Bedürfnisses unterzuordnen. Der Kampf der Kirche mit den Ketzern hatte keine andere Ursache und daher auch kein anderes Resultat, als je mehr und mehr die Mittellinie des kirchlichen Bedürfnisses auszufinden, und dann als allgemeine Norm gebieterisch festzustellen. Dieß brachte die Kirche zweitens in Konflikt mit revolutionären Parteien, welche unter kirchlichen Sekten verborgen nach politischer Emancipation strebten. Zugleich aber hatte die Kirche drittens unablässig mit Kaisern und Königen zu kämpfen, die ihre eigne Macht durch die der Hierarchie bedroht sahen. In dieser Beziehung nun bewährte die Kirche eine ausnehmende Klugheit und Konsequenz, indem sie weder die Revolution, noch die Despotie jemals ernstlich unterstützte, sondern Völker wie Fürsten gleichermaßen in Demuth und Abhängigkeit zu erhalten suchte.

Gleich im Eingang des vorliegenden Bandes stoßen wir auf die Sekte der Donatisten in Afrika, die schon damals (wie später die Wiedertäufer) unter der Erlösung des Menschengeschlechts nicht bloß eine Anweisung auf künftige Seligkeit, sondern eine Aufforderung zur Regeneration aller sozialen und politischen Verhältnisse sahen und welche unter der christlichen Freiheit auch vor allem die bürgerliche verstanden. „Afrika war damals in große Güter getheilt, deren reiche Besitzer meist in Rom die Einkünfte ihrer Ländereien verschwendeten. Die hörige Bauerschaft, welche im Schweiße ihres Angesichts die Herren bereicherte, befand sich in der trostlosesten Lage. Die ganze, wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte Provinz spielte ungefähr dieselbe Rolle, wie jetzt im brittischen Reiche Irland. Als unter Constantin das Christenthum die Oberhand im Staate errungen hatte, hofften die Unterdrückten eine Besserung ihres Zustandes und Abstellung von Einrichtungen, welche aus dem Heidenthume entsprungen, mit dem Evangelium, das endlich nach so langen Kämpfen den Sieg erstritten, nicht mehr bestehen zu können schienen. Aber von diesen Hoffnungen ward keine verwirklicht: die Sklaverei der Massen, das Joch der ackerbauenden Bevölkerung, der harte Druck der Steuer- und Schuldgesetze lastete mit gleicher Gewalt unter den christlichen Kaisern, wie ehedem unter den heidnischen; überdieß hatte sich die Geistlichkeit, die natürliche Beschützerin der unterdrückten Armuth, bei Ausbruch des Donatistischen Streites der weltlichen Despotie in die Arme geworfen. Daher gährte seitdem unter dem gemeinen Volke ein wachsender Groll gegen die bestehenden Mißbräuche, wie gegen den Theil der Geistlichkeit, welcher sich dem kaiserlichen Throne angeschlossen. Desto höher stiegen die verfolgten Donatistischen Priester in der Gunst der Menge. Die Circumcellionen nun, deren Reihen sich stets aus dem gemeinen Volke ergänzten, glaubten sich berufen, den Ansprüchen des christlichen Gefühls Recht zu verschaffen, jene getäuschten Hoffnungen der Menge an den reichen Herren zu rächen, und mit Gewalt einen Zustand der Dinge herbeizuführen, der den Ideen evangelischer Gleichheit entsprechen sollte." Aber sie unterlagen den kaiserlichen Truppen und wurden aufs grausamste ausgerottet, nicht ohne eifriges Dazuthun der rechtgläubigen katholischen Kirche. Die Donatisten mußten aber auch schon deßwegen untergehen, weil sie eine Gemeinde der Heiligen seyn wollten und alle Unwürdigen ausschlossen. Die katholische Kirche nahm liebevoll alle Sünder in ihren Armen auf und sicherte sich dadurch die größte Verbreitung. Die Donatisten waren gewissermaßen die Puritaner der ersten Kirche, daher auch ihre wunderlichen Namen, die sie ganz so wie später die englischen Puritaner, von ganzen biblischen Sätzen entlehnten, z. B. habet deus, deo gratias, quod vult deus etc. (Vergl. S. 798.)

Hatte die sich erst bildende Hierarchie die gerechten Klagen des mißhandelten Volks in Afrika höhnend zurückgewiesen und in dieser Sache dem welthistorischen Despotismus scheinbar gedient, obgleich sie sich vielmehr nur seiner bediente; so zeigte sie bald darauf, daß je. auch den Kaisern selbst Hohn sprechen zu können, sich stark genug fühle. In dem männlichen Stolze, den die Bischöfe gegenüber den Cäsaren zu zeigen anfingen, sieht der Verfasser mit Recht eine Wiedergeburt altrömischer Tugend. Der h. Ambrosius, Erzbischof von Mailand, der drei Kaisern trotzte und selbst den mächtigsten von allen, den großen Theodosius, beugte, war aus einem altrömischen Senatorengeschlecht und alle Männlichkeit und Würde, so wie die Staatsklugheit dieser aristokratischen Korporation, von welcher einst die Weltherrschaft ausgegangen war, schien auf ihn übergegangen. Was Wunder, daß sich seitdem durch alle Bestrebungen der römischen Hierarchie die Idee, der ewigen Stadt die im weltlichen Sinn verlorne Weltherrschaft im geistlichen zurückzuerobern, wie ein goldner Faden durchzog!

Es gefällt dem Verfasser, dem großartigen Ambrosius, an dem gleichsam jeder Zoll ein Mann ist, den schwatzhaften und eiteln Hieronymus gegenüberzustellen, dem immer nur unter Weibern wohl war.

Hierauf folgt eine sehr ausführliche Auseinandersetzung dessen, was der große Augustinus für die Kirche gethan. Das Bild dieses Heiligen tritt uns in frischester Lebendigkeit und überraschender Hoheit entgegen, wie denn der Verfasser durchgängig die bedeutenden Männer der Kirche trefflich und meist immer durch ihre eignen Worte charakterisirt. Augustinus erlangte seine höchste

Digitized by Google

Bedeutung durch seine Lehre von der Gnade, womit er die Freiheitslehre des Pelagius überwand. Mit Recht hebt der Verfasser diesen Streit hervor, der sich himmelweit von den dogmatischen Zänkereien der Griechen unterschied, und eine der wesentlichsten und praktischesten Fragen des Christenthums betraf, daher er eigentlich noch jetzt fortdauert. Die Einen gehen, wie Pelagius, von einer absoluten Freiheit und Reinheit des Menschen aus, die er sich nur zu bewahren habe. Die Anderen gehen, wie Augustin, von einer ursprünglichen Verderbniß und Unfreiheit des Menschen aus, aus der er nur durch göttliche Gnade herausgerissen werden könne. Die eine Lehre führt zu Ueberschätzungen des menschlichen Werthes und zu socialistischen Schwärmereien; die andere scheint den Menschen gar zu sehr zu demüthigen und einzuschüchtern. Doch bemerkt der Verfasser Seite 700: „Ist es nicht erstaunenswerth, daß fast alle edleren Bewegungen, welche in den folgenden Jahrhunderten die Kirche verherrlichten, von Söhnen Augustins ausgegangen sind, oder daß wenigstens Augustiner höchlich dabei betheiligt waren. Augustins Geist hat in der Person Bernhards von Clairvaux die gesunkene Kirche wieder gehoben, derselbe hat in Tauler und andern deutschen Mystikern das reine Evangelium aus dem Schmutze der Priesterherrschaft hervorgezogen, er hat in der Person Luthers und Calvins die unerträglichen Fesseln des Papstthums gebrochen, er hat durch den Bischof Jansenius und seine Anhänger die Ehre der katholischen Kirche, die von den Jesuiten und ihren Mitverschworenen aufs Tiefste erniedrigt war, wieder hergestellt. Ebenderselbe wirkte bis auf die neuesten Zeiten herab. Einige Häupter der Umwälzung von 1789, und zwar solche, die ohne eigennützige Absichten für die bürgerliche Freiheit handelten und auch bluteten, sind Anhänger des Jansenius, folglich Augustins gewesen. * Anderer Seits ist die Freiheit des menschlichen Willens in der katholischen Kirche seit den Zeiten der Reformation von Niemand hitziger vertheidigt worden, als von den Jesuiten. Während die Schmeichler menschlicher Natur im Trüben fischten, haben die Bekenner der Gnade, die Läugner angeborener Trefflichkeit, für das allgemeine Wohl, für die Kirche, für bürgerliche Freiheit gearbeitet. Gewiß ein Baum, der solche Früchte trägt, muß gut seyn, eine Lehre, die solchen Zauber auf die Herzen entschlossener und ehrenhafter Menschen übt, muß ihre innere Wahrheit haben. Der Grund davon liegt auf der Hand. Selbsterkenntniß ist der Anfang wie der Weisheit, so auch der Tugend. Dagegen hat die Vorspiegelung guter Absichten, jener sattsam bekannte und auch in unsern Tagen so fleißig gepredigte Optimismus stets zum Blendwerke für Einfältige, und zum Schilde überlegten Betrugs gedient." Darunter ist die deutsche Hegelei und der französische Socialismus zu verstehen, Erscheinungen, die dem gesunden Menschenverstande freilich auf eine Weise Hohn sprechen, wie es im 19ten Jahrhundert nicht mehr der Fall seyn sollte.

Sodann verbreitet sich der Verfasser über das Aeußere des Gottesdienstes und dessen neue Einrichtung, wobei er öfters auf frappante Weise zusammenstellt, wie derselbe Gebrauch kurz vorher noch als heidnisch oder ketzerisch verworfen worden, nachher aber von der Kirche adoptirt und zum Gesetz gemacht wurde. „Ein schwärmerischer Marienkultus findet sich allerdings schon im vierten Jahrhundert, aber nur bei Ketzern. Epiphanius berichtet von einer Partei schwärmerischer Frauen in Arabien, welche auf Festwagen, wie sie bei heidnischen Umzügen gebraucht wurden, an einem der Maria geweihten Jahrestage, Brodkuchen (κολλυρίς) herumtrugen, um dieselben der Mutter Gottes zu opfern und dann selbst zu verzehren. Nach diesen Kuchen hat er ihnen den Ketzernamen Kollyridianerinnen gegeben. Der Bischof von Seeland, Fr. Münter vermuthet, daß dieses Marienfest eine Nachahmung der Thesmophorien gewesen, die zu Ehren der Demeter gefeiert wurden, und seine Ansicht hat allerdings die Thatsache für sich, daß viele ähnliche Uebertragungen wirklich stattfanden. Die Kollyridianerinnen wurden jedoch der Ketzerei schuldig erklärt. Epiphanius bekämpfte sie, indem er ihnen ins Gewissen rief: „Niemand soll Maria göttlich verehren. Solcher Dienst gebührt keiner Frau, keinem Manne, selbst nicht einem Engel, sondern nur Gott allein." Allein über Bedenklichkeiten der Art setzte man sich bald hinweg." S. 708. „Als Julian einst, erzählt Sozomenus, in Begleitung des Valentinian (seines Nachfolgers) die Schwelle eines heidnischen Tempels betrat, besprengte sie der Priester mit dem Weihwedel nach heidnischer Sitte. Einige Tropfen des Wassers fielen auf das Kleid Valentinians, woran dieser, als ein guter Christ, Anstoß nahm und dem Priester Vorwürfe machte. Von demselben Kaiser berichtet Theodoret, er habe in Antiochien die öffentlichen Brunnen und alle Lebensmittel, die auf den Markt kamen, mit Weihwasser besprengen lassen, damit die Christen in die Nothwendigkeit versetzt würden, entweder Hungers zu sterben oder durch den Genuß sich den Göttern zu verpflichten. Julian betrachtete demnach das Weihwasser als Unterscheidungszeichen des Heidenthums. So sieht es auch Tertullian an: Häuser, Villen, Tempel, ganze Städte weihen die Heiden durch Besprengung mit ihrem heiligen Wasser. Justin der

* Ich meine die Partei der Gironde.

Digitized by Google

Märtyrer behauptet sogar, das Weihwasser sey durch den Teufel in den heidnischen Gottesdienst eingeführt worden, um die christliche Taufe zu verhöhnen. Da die Dämonen, sagt er, die Stiftung der Taufe vorausſahen, trafen ſie die Veranſtaltung, daß ihre Diener (die Heiden) ehe ſie in den Tempel hineingingen, ſich mit Weihwaſſer beſprengen mußten. Eben dieſer, von den Vätern der drei erſten Jahrhunderte aufs entſchiedenſte mißbilligte Gebrauch, ging nun, ſammt ſo vielen andern Erbſtücken des Heidenthums, in die chriſtliche Kirche über." S. 773. „Euſebius erzählt: Ich habe einſt bei einer Frau ein Bild zweier wie Philoſophen gekleideter Männer gefunden, die Jene für Chriſtus und Paulus ausgab. Ich entriß ihr aber dieſe Bilder, um Aergerniß zu vermeiden und damit es nicht ſcheine, als ob Chriſten wie Götzendiener ihren Gott im Bilde herumtrügen. — Ganz ſo wie Euſebius, dachte über dieſe Sache auch Epiphanius von Salamis. Als er eines Tags nach dem Dorfe Anablatha kam und in der dortigen Kirche einen Chriſtuskopf auf Leinwand gemalt antraf, zerriß er das Bild und gab die Fetzen dem Thürhüter, mit dem Bedeuten, einen Todten darein zu hüllen. Weil die Anweſenden ihren Aerger über die Gewaltthätigkeit nicht verhehlten, verſprach er ihnen, ein anderes Stück Leinwand dafür zu ſchicken. Er hielt wirklich ſein Verſprechen, fügte aber noch einmal die Ermahnung an die Einwohner des Dorfs bei, ſie möchten ſich in Zukunft hüten, ſolche Bilder aufzuſtellen, die durch die Religion verboten ſeyen. Euſebius und Epiphanius rechtfertigten, wie man ſieht, ihren Widerwillen gegen Chriſtusbilder durch die moſaiſche Geſetzgebung. Einen tiefern Grund deſſelben deckt Aſterius von Amaſia in ſeiner Predigt über den reichen Mann auf, wo er ſagt: male Chriſtum nicht ab, es iſt Ihm genug an der Einen Erniedrigung des Menſchwerdens, welcher Er ſich freiwillig um unſertwillen unterzogen hat, trage vielmehr das unkörperliche Wort geiſtig in deiner Seele herum." S. 775.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Notice sur le général la Fayette, par M. A. Bouillée. Paris, Deseune, 1841.

Wir empfehlen dieſe Biographie als die kürzeſte und gediegenſte des berühmten Lafayette, über den bekanntlich ſchon ſehr viel Langes und Langweiliges und nicht immer Gediegenes geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer hebt die wichtigſten Lebensmomente Lafayettes, ſeinen Antheil an den Geſchicken Frankreichs und die intereſſanteſten Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters und ſeiner Perſon hervor, anerkennend und in würdiger Sprache, aber auch ſtreng hiſtoriſch und unparteiiſch, und was wir insbeſondere loben, meiſt in klaſſiſcher Kürze ſich faſſend und den Leverton des liberalen wie ſervilen Panegyriſten vermeidend.

Lafayette hat in Deutſchland ſo viele und ſo warme Bewunderer gefunden, wie in Frankreich. Nächſt Napoleon iſt wohl kein neuerer Franzoſe auf deutſchem Boden ſo ſehr vergöttert worden. Während aber die Vergötterung Napoleons insgemein mit einer niederträchtigen Geſinnung gepaart war, da ſie überall nur bei ſolchen Deutſchen Statt finden konnte, die für das ungeheure Wehe und für die namenloſe Schmach, die Napoleon uns Deutſchen zugefügt hat, kein Gefühl hatten; ſo iſt dagegen die Sympathie für Lafayette ſtets eine uneigennützige, reine und edle geweſen. Lafayette bewährte überhaupt in der Ehrlichkeit ſeines Charakters und in der Treue, mit der er ſelbſt unausführbaren Idealen anhing, eine faſt mehr deutſche als franzöſiſche Eigenthümlichkeit; daher auch der Zauber, den er über die engliſch-deutſchen Nordamerikaner ausübte. In der vorliegenden Biographie bezeichnet Herr Bouillée dieſe nicht franzöſiſche Seite Lafayettes als engliſch, aber wohl mit Unrecht. Sie hatte mehr das Unpraktiſche des Deutſchen und das Republikaniſche des Amerikaners.

Bekanntlich wimmelte Lafayettes Salon nach der Julirevolution von deutſchen Flüchtlingen. Sie haben manches von ihm gelernt, aber nur nicht das, was ſie hätten lernen ſollen. Die beſte Lehre, die Lafayette dem deutſchen Liberalismus gibt, liegt in Folgendem: Lafayette wurde von ſeinem undankbaren Vaterlande ausgeſtoßen, entging kaum dem ſchmachvollſten Tode, den ihm, dem wahrſten und treueſten Freunde der Freiheit, die damals im Namen der Freiheit waltenden Tyrannen drohten. Er fiel in die Gewalt des Feindes, wurde mißhandelt und aus einem Kerker in den andern geſchleppt. Da bot man ihm ein Kommando gegen ſein Vaterland an, aber er ließ dem, der es that, eine ſo grobe Antwort ſagen, daß man den Antrag nicht wiederholte. Was muß wohl derſelbe edle Lafayette von den deutſchen Windbeuteln gedacht haben, die ſich ſo oft in ſeinem Salon vermeſſen haben, mit den Franzoſen im Bunde gegen ihr Vaterland zu ziehen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. December 1842.

Philosophie.

1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. Von J. H. Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Sulzbach, v. Seidel, 1841.

Da dem Verfasser die schon im Jahr 1837 vergriffene erste Auflage dieser Schrift, zumal in der Darstellung und Kritik des Wichtigsten, des Schelling-Hegel'schen Standpunktes nicht mehr befriedigte, und ihn selbst „der Halbdilettantismus der Darstellung" zurückstieß, so entschloß er sich, die Schrift in diesem wesentlichsten Theile seinen gegenwärtigen Forderungen und Einsichten gemäß völlig umzugestalten, und er wünscht sie auch von den Lesern „als eine neue beurtheilt, die erste Ausgabe aber nicht weiter beachtet zu sehen."

Die Entwicklung der Philosophie ist Herrn J. H. Fichte nicht bloß ein Aggregat zufällig an einander gereihter Systeme, aber auch erblickt er darin nicht einen streng nothwendigen Gang, sondern dem Individualitätsprincipe seiner Philosophie gemäß führt er die Ansicht durch, daß auch innerhalb jener organisch fortschreitenden Entwicklung der Philosophie und der Nothwendigkeit, mit welcher diese das spekulirende Individuum durch gewisse Stufen durchleitet oder auf ihnen festhält, dennoch der philosophische Genius sein Recht und seinen Antheil an der Bildung der Systeme behalte und einen Ueberschuß des Individuellen ihnen beimische, welcher sich keineswegs in die geschichtliche Konstruktion des Systems hineinfüge, weßhalb die wahre spekulative Geschichte der Systeme ebenso die Individualität, wie das Allgemeine in ihnen zum Bewußtseyn bringen müsse.

Die beiden ersten Bücher, die sich bereits in der ersten Ausgabe durch ihre lichtvolle, genetische Darstellung großen Beifall erworben haben, sind, gegen die frühere Ausgabe gehalten, nur durch Zusätze und Erweiterungen vermehrt, die sich dem Verfasser durch erneuertes Quellenstudium der in diesen Büchern behandelten Philosophien, worüber sich im Ganzen sein Urtheil nicht änderte, ergaben, weßhalb wir sie auch hier übergehen zu dürfen glauben.

Das dritte Buch, welches den Hauptabschnitt des Ganzen bildet, S. 425—1051, ist völlig neu und der Verfasser empfiehlt seinen Inhalt Allen zur Beachtung, welche an den gegenwärtigen Zeitfragen in der Philosophie theilnehmen. Während nämlich das erste Buch die auf Kant vorbereitende Epoche, und das zweite Kant und Jakobi, so wie die zwischen beiden vermittelnden Philosophen betrachtet, so faßt das dritte Buch die Philosophie der gegenwärtigen Epoche in historisch-kritischer, nicht polemischer Weise ins Auge; während er namentlich im zweiten Buche nachzuweisen suchte, wie die beiden darin charakterisirten Hauptstandpunkte — der Kantische der Reflexion und einer versuchten subjektiven Vermittlung, wie der Jakobische der Vernunftunmittelbarkeit und ursprünglichen Gewißheit eines Absoluten, — mit ihren gegenseitig sich aufhebenden Ansprüchen in einem lediglich negativen Resultate endigen, zugleich aber nach den innern Elementen ihrer Ansicht auf eine in ihnen selbst liegende, nicht bloß durch sie geforderte, spekulative Erfüllung hinweisen, so ist es jetzt seine Aufgabe, diese, so weit sie wirklich hervorgetreten, in der gegenwärtigen Epoche der Philosophie nachzuweisen, — ein allerdings schwieriges Unternehmen, da noch Alles Werden, Entwicklung, Kampf ist.

Mit Recht betrachtet H. F. als den Anfang der ganzen gegenwärtigen Philosophie die des Des Cartes, und es wird deßhalb im dritten Buche, das mit allgemeinen Vor- und Rückblicken beginnt, dieser in seinem Verhältniß zur Gegenwart, nebst seinen Schülern betrachtet, sodann der Idealismus des Malebranche und in umfassenden Zügen und geistreichen Uebergängen der

Digitized by Google

allgemeine Charakter und Inhalt der Philosophie des Spinoza und sein Verhältniß zur spätern Philosophie (zu Leibniz, Kant, Schelling und Hegel) und endlich das System von Leibniz angegeben und gewürdigt.

Ausführlicher wird im zweiten Abschnitt dieses Buchs Johann Gottlieb Fichte behandelt, dessen System der Sohn neben achtender Pietät unbefangen zu würdigen sucht. Auffallend wird es Manchem seyn, daß er unter die Philosophie der gegenwärtigen Epoche eingereiht wird. Aber unser Verf. betrachtet nicht nur das „absolute Ich" schon in der ersten Gestalt der Wissenschaftslehre als vorbildend das Prinzip Schellings und Hegels, und zeigte schon durch Herausgabe von seines Vaters Leben und Nachlaß, daß sich im wissenschaftlichen Bildungsgange desselben eine stetige, völlig selbstständige Entwicklung des Identitätsprinzipes, der Einheit des Unendlichen und Endlichen zeige, sondern er bemüht sich auch, indem er die bleibende Bedeutung dieses Systems angibt, die schon in der Vorrede zu den nachgelassenen Werken enthaltene Behauptung, J. G. Fichte sey ein Philosoph der Gegenwart, zu rechtfertigen. Uebrigens verkennt er das Mangelhafte dieses Systems weder in seiner ersten noch in seiner zweiten Gestalt. In Beziehung auf jene gibt er Jakobi vollkommen Recht, daß er dasselbe als nihilistisches bezeichnete. Die Wissenschaftslehre habe sich Anfangs das Geständniß ihres Mangels verbergen wollen, indem sie auf ihre Rechts- und Sittenlehre verwies, was nur palliativ den Schaden zudecken konnte. Durch Prinzipien der Rechtslehre und der Sittenlehre wird nachgewiesen, daß der „Gesichtspunkt" Gottes, des reinen Ich, nur ein idealer, daß kein wirklich schauendes Subjekt-Objekt da sey. Das Ich ist nur begränztes Individuum, das reine Ich nur wirklich in unendlicher Individuation, der Quell und Trieb unendlicher Selbstverendlichung. Denn es ist ja der falsche, in seinen Wirkungen grundverderbliche Lehrsatz der Wissenschaftslehre, daß die Form des Bewußtseyns die Form der Endlichkeit sey. — Der Gott ist reine, unpersönliche Geistigkeit, unendliche Subjekt-Objektivität, und damit — sagt unser Verfasser — sind wir hier schon in den Kreis der spätern, verwandten Vorstellungen Hegels eingeführt. Als Uebergang zu der zweiten Gestalt des Systems wird zunächst der Aufsatz: „Ueber den Grund unsers Glaubens an göttliche Weltregierung" betrachtet, wodurch F. genöthigt worden sey, die erste Form des Systems zu erweitern. Er habe erkennen müssen, wie dasjenige, was den sittlichen Willen aller Individuen zu einem Gesammtverfolge vereinige, nicht innerhalb der Individuen, sondern nur über ihnen gedacht werden könne, und damit sey F. unwillkürlich über sein Prinzip von Ich hinausgeschritten. (Aber diese moralische Weltordnung ist noch etwas sehr Nebelhaftes, die zusammenfassende Einheit, die Harmonie der einzelnen Willen in einer sittlichen Ordnung, ohne Selbstbewußtseyn oder Persönlichkeit, nicht sowohl „über ihnen," als außer ihnen, wenigstens als Ganzes gedacht!) Doch möchte hier und in den in Folge dieser des Atheismus angeklagten Schrift erlebten Schicksalen eine äußere Anregung zu suchen seyn, diesen Punkt in sich recht zur Klarheit durchzuarbeiten; die Selbstnöthigung des Ich, über sich hinauszugehen, enthält Fichte's Bestimmung des Menschen (1800), wo das bisherige idealistische Resultat, daß Alles Wissen lediglich Schwissen sey, mit ganzer absichtsvoller Härte ausgesprochen, aber dann noch jener „Glaube" eingeführt wird, um die dem Wissen verschwundene Realität sich zuzuführen. Realität habe ich; was mich nöthigt zu denken, daß ich so und so handeln soll, nöthigt mich auch, zu glauben, daß aus meinem Handeln etwas erfolgen werde, unverloren für alle künftige Zeit bin ꝛc. So wird das Absolute gefunden: es ist der einzige Wille, der durch die endlichen Iche hindurch sich vollzieht. Dieß Verhältniß wurde nun in den folgenden Entwicklungen der Wissenschaftslehre immer bewußter und unterschiedener ausgebildet. Es blieb aber immer noch übrig, streng wissenschaftlich das Recht aufzuweisen, „über das Ich hinauszugehen." Hier tritt der Begriff des reinen Wissens, der absoluten Form oder Intelligenz in die Mitte. Es kam darauf an, das (in Bezug auf alle sonstigen Gegensätze und Disjunktionen in ihm) absolute Wissen an sich selbst als das Nichtabsolute eines Absoluten nachzuweisen, als das, wenn es, Allem Andern gegenüber, sich als das Unbedingte fassen muß, doch sich selbst in seiner Einheit und Lebenswurzel ergreifend, sich nur als Bedingtes des wahrhaft und zuhöchst Unbedingten fassen kann. Hierüber hat J. G. Fichte mehrere Wendungen versucht. — Die Einheit von Denken und Seyn ist „reines Wissen," Gewißheit, „reines Licht;" in dem unendlich sich spaltenden Urlichte der Intelligenz kann sich nur zur Selbsterscheinung kommen ein unendliches Seyn; dieses Absolute kann nur erlebt werden im Wissen; und so verschwindet die Reflexionsform, und das von ihr unabtrennbare Objektiviren der Realität und des Absoluten, welches jedes im Begriffe Hinsetzen desselben unvermeidlich bei sich führt. Dieß in dem reinen Lichte sich selbst ergreifende Absolute ist das absolute Wissen, aber es ist selbst (für uns) nicht im Begriffe, sondern in seinem Erleben zu gewinnen u. s. w. — So findet F. aufsteigend das höchste Prinzip der Wissenschaftslehre, den Begriff des absoluten Seyns, als Gehalt des absoluten Wissens. Durch seine Existenz und sein Wesen gibt das Bewußtseyn schlechthin Zeugniß für das Seyn des Absoluten, welches ist, so gewiß und weil

Digitized by Google

überhaupt Bewußtseyn ist. Hiemit ist der Reflexionsstandpunkt überwunden. „Nur um der Scheinwelt ihr Recht anzuthun, dann aber sich selbst aufzugeben, kann die Reflexion sich geltend machen.“ — „Ist im Wissen nicht vorerst die Welt des Endlichen überwunden, so vermag es auch sich selbst nicht recht zu erkennen, als innerlich Eins mit dem Ewigen, Absoluten.

Inkonsequenz wird der Wissenschaftslehre zugeschrieben in ihrer Auffassung der Natur, und dieß, wie uns scheint, mit Recht noch dem Kantianismus, namentlich seiner falschen Raum- und Zeittheorie, welche die W. L. auch in ihrer spätern Vollendung noch nicht ganz abgestreift habe, zugeschrieben; es ist, wie schon Schelling tadelnd bemerkte, von hier aus keine spekulative Physik möglich. — Im Allgemeinen aber gesteht unser achtungswürdiger Herr Verfasser zu, daß das Weltproblem in F's. System weder gefaßt, noch gelöst sey auf irgendwie ausreichende Weise. Dem Pantheismus werde zwar widersagt, derselbe aber nicht aus sich selbst überwunden und vermöge nicht in die aus ihm hervorgehende höhere Ansicht eingeführt zu werden. (Den Pantheismus selbst betrachtet Herr F. mit Recht als einen nothwendigen und wichtigen Durchgangspunkt zu einem gründlichen Systeme des Theismus.)

Gewiß ist es interessant, eine ausführliche genetische Entwicklung der Philosopheme Fichte's hier von dessen Sohne gegeben zu finden, dem so manche Materialien hiezu zu Gebot standen. Die kritischen Berichterstattungen und Geschichten neuerer Philosophie haben Manches ignorirt, was als zum Verständniß und zur Würdigung Fichte's wesentlich wir hier mit Vergnügen finden.

Der dritte Abschnitt handelt in noch ausführlicherer Weise von Schelling. Zuerst wird sein Verhältniß zu seinem Vorgänger, wie unmittelbaren Nachfolger betrachtet, worüber man theils Ungenaues, theils geradezu Falsches überliefert hat und zu überliefern fortfährt. Obgleich für Schellings allgemeinen Standpunkt sich die Wissenschaftslehre als eben so allgemeine Voraussetzung oder Voraussbegründung ergeben, daß nämlich das (spekulative) Wissen subjekt-objektiv, dem Seyn immanent, oder daß das Ideale zugleich real sey, so lasse sich, sagt H. F., doch historisch kein Uebergang zeigen von dieser zu jenem, da gleich ursprünglich bei Schelling der Begriff des Idealismus und das Ich, als Prinzip desselben, eine andere Bedeutung hatte, als bei Fichte. Nach Rückwärts sey Schellings Philosophie durchaus selbstständig, auch einen schlechthin neuen, aus sich selbst schöpfenden Anlauf hervorgebracht, überall in bewußter Polemik gegen Kant, in unbewußter gegen die Wissenschaftslehre, deren Grundgedanken Schelling von Anfang an in dynamisch realistischem Sinne gefaßt hatte. Aber auch die Ueberlieferung, daß erst Hegel ihn über sich habe aufklären müssen und der von Hegelschen Jüngern behauptete Einfluß Hegels auf Schelling und die Beschuldigung eines geheimen Aneignens der Ansichten seines Freundes von Seiten des Letztern wird mit Recht zurückgewiesen, da schon eine vorurtheilslose Vergleichung der Schriften beider Denker aus der betreffenden Periode die ganze Divergenz der Individualitäten und Richtungen zeige. (Die unmittelbare Verbindung Schellings mit Hegel fällt in das Jahr 1801.) Bei Schelling werden vier Standpunkte unterschieden, die aber auf jeden Fall nicht so geschieden werden dürfen, als z. B. bei Fichte. Vielmehr hält es unser Verf. selbst für seine interessante Aufgabe, das Hervorgehen des Systems aus seinen ersten Anfangen genauer zu verfolgen, als dieß bisher geschehen sey. Es wird gezeigt, daß Sch. schon in seiner ersten Periode, wo er schon durchführt, daß die Natur ursprünglich identisch mit dem ist, was in uns als Bewußtseyn und Intelligenz erkannt worden ist, — welche Periode uns Andere als im Kantisch-Fichte'schen Standpunkte befangen ausgeben möchten, sich aufs Klarste und Kräftigste des Prinzipes bewußt war, welches er noch zuletzt (in der Vorrede zu Cousins Schrift „über französische und deutsche Philosophie, 1834“) — Spinoza's und Hegels Systemen, als den Philosophemen des reinen Rationalismus gegenüber, und im Gegensatze mit jeder Forschung in bloß allgemeinen Begriffen und mit einer Dialektik aus abstrakten Bestimmungen, — als das Prinzip des Wirklichen und Concreten, dessen, was da ist, bezeichnet. Er nennt als eine durch lebendige Auffassung des Wirklichen seiner Philosophie aufgedrungene empirische Bestimmung das unendliche Subjekt-Objekt, d. h. das absolute Subjekt, „das seiner Natur nach sich objektivirt“ (zum Objekte wird), aber aus jeder Objektivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjektivität wieder zurücktritt, bis es nach Erschöpfung seiner ganzen Möglichkeit, objektiv zu werden, als über Alles siegreiches Objekt stehen bleibt. — Doch erst in der zweiten Gestalt des Systems (als Identitätssystem) findet F. die ersten Spuren und Anklänge einer Transscendenz des Absoluten, die er bisher vermißte, aber, so wie sie vorliegen, noch keimartig, zweifelhaft, der ungewiß nachspürenden Deutung überlassen. Dieß führt auf den Streit Schellings und Jakobi's, in Folge der jedenfalls verspateten Beschuldigungen des Letztern gegen Erstern. Wenn Jakobi das System als Identificirung Gottes mit der Natur (der Weltwirklichkeit) und so als atheistisch bezeichnete, so behauptet Schelling, die seyende absolute Identität, d. h. Gott, als Subjekt, müsse ein Jenseits, also wohl auch ein Außer- und Ueber-der Natur seyn, —

Digitized by Google

welche Wendung F. von einer — freilich unbewußten — Sinnvertauschung ableiten zu müssen glaubt.

(Schluß folgt.)

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Zweiter Band, 2te Abtheilung. Stuttgart, Krabbe, 1842.

(Schluß.)

Indem der Verfasser auch vom Aufkeimen der Wallfahrten spricht, macht er die Bemerkung, daß Jerusalem als wichtigster Wallfahrtsort der Christenheit vor der muhamedanischen Eroberung und also lange vor den Kreuzzügen ein Sitz der verworfensten Laster gewesen sey, weil alle Einwohner daselbst auf die Einfalt der Pilger speculirt hätten. Sollte die heilige Stadt, wie es den Anschein hat, wieder von dem muhamedanischen Joch emancipirt werden, so dürften sich auch bald die sämmtlichen Tugenden unsrer berühmten Badeörter dort ansiedeln, und der protestantische Bischof, der daselbst residiren soll, wird Noth haben, das nordische Moralprincip geltend zu machen.

Die elenden Händel der griechischen Kirche erregen neben dem großartigen Aufschwung der römischen Kirche nur Ekel und Mitleid. Der griechische Klerus kam ganz um seine Selbstständigkeit, wurde dem byzantinischen Hofe unterthan und serviles Werkzeug. Die kräftige Opposition der Monophysiten ging im Mudamedanismus unter, der ganz Asien überfluthete. Doch hatten die Monophysiten noch Zeit gehabt, ihre schismatische Kirche in Armenien und in Abyssinien zu befestigen, wo sie noch heute blüht. Der aus dieser Sekte hervorgegangene, auch im Abendland einflußreiche Schriftsteller war der falsche Dionysius Areopagita, von dessen Mystik der Verfasser sehr wegwerfend spricht.

Der höchst interessante Schluß des Bandes füllt die Geschichte der römischen Kirche in ihrem Konflikt mit den neuen deutschen Königreichen aus, die in der Völkerwanderung nach dem Untergange des weströmischen Reichs entstanden waren. Alle gothischen Völker, worunter auch die Vandalen und Burgunder gehörten, hatten das arianische Glaubensbekenntniß angenommen, die Franken allein hielten sich an Rom. Wie schwer es nun auch dem römischen Bischof fiel, sich des Arianismus zu erwehren, der ihn von Spanien, Gallien und Italien selbst aus unmittelbar bedrohte, während er sich zugleich kaum gegen die Anmaßungen der griechischen Kaiser und der Sekten zu vertheidigen vermochte, so löste er doch die Aufgabe aufs glänzendste, indem er alle seine Gegner geschickt von einander zu trennen und einen durch den andern zu besiegen wußte. Der Arianismus der deutschen Völker war ihm nicht bloß des Dogmas wegen, sondern hauptsächlich der Liturgie wegen unleidlich, denn die Gothen, Vandalen, Burgunder hatten eine deutsche Liturgie, eine deutsche Bibel und deutsche Predigten. Rom aber konnte die Kirche nur dann beherrschen, wenn sie alle andern Sprachen ausschloß und die lateinische allein zur herrschenden erhob. Wohl mag bedauert werden, daß die Deutschen sich nicht in bessere Verfassung zu setzen wußten, um den kirchlichen Gebrauch ihrer Sprache zu retten. Aber roh und uneinig und verdorben durch die Reichthümer, die sie in den eroberten Ländern fanden, erlagen sie nach einander dem Bündniß, das die Frankenkönige mit Rom geschlossen hatten und im neuen großen Frankenreiche verschwand die deutsche Liturgie und herrschte unumschränkt die römische. Gewiß ein merkwürdiges Resultat, wenn man erwägt, daß die Deutschen jene furchtbaren Kriege der sogenannten Völkerwanderung nur unternommen hatten, um sich der Ueberwältigung des römischen Geistes zu erwehren und daß sie vollständig Sieger geblieben waren. Doch wir heutigen Protestanten haben jenen alten Arianern nichts vorzuwerfen, denn indem wir heute im Teutoburger Walde dem Arminius ein Denkmal gründen, dem Manne, der nichts anderes gewollt hat, als das römische Recht vom deutschen Boden zu vertreiben, pflegen wir dasselbe römische Recht jetzt als das Schooßkind unsrer Universitäten und Arminsterien; weßhalb man statt der Bildsäule des Arminius eigentlich die des Herrn von Savigny hätte aufrichten sollen.

Gregor der Große erwarb sich in jenen rauhen Zeiten das größte Verdienst um die katholische Kirche, sowohl was ihre innere Verfassung, Liturgie ꝛc. betrifft, als in Bezug auf ihre äußere Ausdehnung und Abrundung, denn ihm schwebte (S. 1072) der Gedanke vor, alle ehemaligen römischen Provinzen im Abendlande die durch die deutschen Eroberer abgerissen und isolirt worden waren, wieder unter dem römischen Stuhl zu vereinigen und, wo möglich, ein geistliches Reich an die Stelle des weltlichen zu setzen. Eine Idee, die erst lange nachher ausgeführt werden konnte, aber nach dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses wirklich ausgeführt wurde. Wie sich die deutschen Fürsten und Völker, obgleich die Sieger und Herrn in allen römischen Provinzen, doch seit dem 8ten Jahrhundert von der römischen Geistlichkeit haben herumholen, um alle mit dem Schwert errungenen Vortheile bringen, ja sogar um ein gut Theil ihrer eigenen Nationalität betrügen lassen, bleibt immer eines der merkwürdigsten Räthsel der Weltgeschichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. December 1842.

Philosophie.

1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. Von J. H. Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Sulzbach, v. Seidel, 1841.

(Schluß.)

Den Uebergang zu einem dritten Standpunkt Schelling's bildet seine Schrift: Philosophie und Religion. Unser Verfasser erklärt diesen Versuch für ungenügend, erkennt aber darin doch eine Vorbereitung auf eine höhere Entwicklung an, der Standpunkt der bloßen Identität des Endlichen und Unendlichen werde immer mehr verlassen und schon mit Bewußtseyn und Ausdrücklichkeit beginne der Begriff der Immanenz Gottes in der Welt in die Idee einer Transscendenz desselben überzugreifen. Wir bringen hier nur eine Aeußerung Schelling's bei aus einem in diese Periode gehörenden Werke, wo er sagt, gegen die erhabenste Wissenschaft, die vom Göttlichen handelt, sind „Transscendenz und Immanenz völlig und gleich leere Worte, da sie eben selbst diesen Gegensatz aufhebt und in ihr Alles zusammenfließt zu Einer Gotterfüllten Welt." Als den neuen und entscheidenden Gedanken auf diesem Standpunkte hebt Hr. F. hervor den Begriff einer relativen Absolutheit der Kreatur, den Satz, daß sie ihrer Möglichkeit nach aus Gott sey, ihre Wirklichkeit aber aus sich selbst, aus einem neuen Anfange durch Selbstbestimmung habe; seine Verwirklichung der Kreatur sey das bloße Produkt einer Schöpferwirksamkeit in sie hinein, sondern das Zusammenwirken Gottes, in dem Grunde, welchen er durch die Idee für die Kreatur gelegt hat, und der sich bestimmenden, ein eigenes Leben in sich entzündenden Kreatur selbst; und damit scheint Herrn F. mit Recht der „erste Schritt gethan zu einer Lösung der Fragen über das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit, Selbstständigkeit des Willens und Wirksamkeit Gottes," — hiemit sey der Begriff der Immanenz oder der Identität des Unendlichen und Endlichen (der Centralbegriff des zweiten Standpunkts), eigentlich durchbrochen und eine Philosophie eingeleitet, die über den wissenschaftlichen Culminationspunkt seines nächsten Nachfolgers, Hegel's hinausreiche. — Dies führt auf die Unterscheidung der ersten und zweiten Schöpfung. Jene ist in den objektiv hingeschauten Ideen zu suchen, die nur dadurch wahrhaft objektiv werden, daß ihnen das Absolute dasselbe produktive Vermögen, die Macht mittheilte, seine Idealität in Realität umzuwandeln, „und sie in besondere Formen zu objektiviren." Dies ist „das zweite Produciren" der Ideen als plastischer Mächte, die sich durch objektivirendes Herausbilden ihrer Idealität in einzelne Gestalten theilen und in Urbilder ihrer selbst propagiren. Doch, um nicht allzu ausführlich zu werden, übergehen wir die weitere Kritik über die Lehre vom Abfall der endlichen Dinge, u. s. w., und eilen zum entschiedenen Hervortreten der dritten Epoche bei Schelling, die mit seiner Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit beginnt. H. Fichte findet es „charakteristisch und aus dem Tiefsten geschöpft, daß Schelling sein neues Prinzip mit den Worten einführt: es sey nun an der Zeit, daß der höhere, oder vielmehr der eigentliche Gegensatz, der von Nothwendigkeit und Freiheit hervortrete, mit welchem erst der innerste Mittelpunkt der Philosophie zur Betrachtung komme. Der Raum erlaubt nicht, die Schelling'sche Darstellung, auf der er durch die Nacht des Urgrundes hindurch das Resultat: Gott, als Geist, als persönlichen Geist, gewinnt, zu verfolgen, die ohne dies als bekannt vorausgesetzt werden darf, und bemerken nur noch, daß F. dies für den höchsten Licht- und Gipfelpunkt erklärt, bis zu welchem Schelling in den durch den Druck bekannt gewordenen Urkunden über sein System fortgeschritten sey. Der vierte Standpunkt ist nach einigen Winken bezeichnet, die in „Chalybäus historischer

Digitized by Google

Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel gegeben sind. Hienach, wird gesagt, scheine die weitere Durchbildung der in der Abhandlung von der Freiheit neu fundamentirten Weltansicht darauf gerichtet zu seyn, die Lehre von dem blindwirkenden Grunde in Gott, das aus der Naturphilosophie herübergebrachte Prinzip, tiefer und dauernder dem Begriffe der göttlichen Einheit und Freiheit zu unterwerfen, indem nun mit größter Entschiedenheit auf den Begriff der freien Subjektivität in Gott als dem frei sich entscheidenden, darum geistig persönlichen Wesen gedrungen werde; hiemit verschwinde völlig der Begriff jener Nothwendigkeit, jenes Schicksals in Gott, wodurch er so unwillkürlich, wie ursprünglich in das blinde Wirken eines Grundes in ihm verwickelt ist.

Diesen Fortschritt erklärt Herr F. für einen durchaus nothwendigen, da Schelling in keiner Weise habe stehen bleiben können, „bei dem Gedanken eines in den Grund seiner selbst und in die sich offenbarende Entwicklung daraus getheilten Gottes, eines absoluten Gegensatzes des Dunkels und Lichts in Gott; wozu Gott werde in Folge der Weltentwicklung, das müsse er, um dies werden zu können, ebendarum schon ursprünglich seyn, — das unbewußte Subjekt, Licht von Anfang und durchaus. — Doch, glaubt Herr F., sey es nöthig, von hier noch einen Schritt weiter zu gehen; jeder Gedanke eines „blind Svpenden oder Wirkenden" müsse schlechthin aufgegeben werden; die Lehre vom „blinden Seyn" in Gott. In welcher Einschränkung oder Modifikation sie auch beibehalten werde, sey unwiderruflich dem Widerspruche verfallen mit dem Begriff des Absoluten. Diesen Begriff des Absoluten voranstellend, sagt der gelehrte Verfasser auch später: „wenn wir das Problem, daß der Anfang in der Schöpfung sich als das Unvollkommene zeige, daß alles Kreatürliche von einem Zustande des Dunkels und der Entwicklung ausgehe, um Kreatürliches zu seyn, nur durch einen, auf andere Weise Widersprüche herbeiführenden Begriff eines blinden Willens in Gott zu erklären vermöchten: so wäre es ohne Zweifel dann gründlicher und aufrichtiger, zu gestehen, daß dies Problem überhaupt noch nicht gelöst sey." Bei Schelling sey zwar Gott als solcher nicht irgend ein Allgemeines in seiner unendlich kreatürlichen Besonderung, sondern das Persönliche, frei von jenem Processe der Besonderung in sich Ruhende, — freilich jedoch die nach der Analogie des Kreatürlichen sich entwickelnde, das Dunkel in sich mit dem Lichte vermittelnde Person; wie könnten es daher eine Vergötterung des menschenähnlichen Typus der Persönlichkeit nennen, — und hiemit sey kaum verkennbar ein letzter Rest des absterbenden Pantheismus zurückgeblieben. Schelling's System könne daher selbst nach seinen gegenwärtigen Principien noch nicht fertig seyn und unser Verf. stimmt, jedoch nicht im Sinne des Vorwurfs, dem vielfach über Schelling's Philosophie geäußerten Urtheile bei: sie habe es nie zur Gestalt eines eigentlichen Systems bringen können; sie sey vielmehr die Mutter einer Reihe von Systemen, deren Principien, gleich einer noch nicht aufgegangenen Saat, in ihr liegen, von denen Eines, das aus der mittlern Epoche — das Princip der Identität des Idealen und Realen, Denkens und Seyns, mit Energie und wissenschaftlicher Virtuosität von Hegel ausgeführt worden sey. Principiell sey Schelling noch einmal über sich selbst (und damit über Hegel) hinausgegangen, welches Princip noch seine systematische Ausbildung zu erwarten habe, womit dann auch der Sieg über alles blos Pantheistische gegeben sey. Den Charakter hypothetischer Principien, (die erst vom Erfolge des „Experiments" Bestätigung erwarten) habe die Schelling'sche Philosophie auch in ihren spätesten Stadien niemals abgelegt, eine rein begreifliche Bemächtigung und Entfaltung ihres Princips gehe ihr ab; „aber gäbe es noch keine Metaphysik, gäbe es noch keine spekulative Wissenschaft, welche das Problem des Erkennens löst, sie müßte im Bedürfniß und Interesse der Schelling'schen Philosophie erfunden, ihr unterbaut werden."

Der vierte und letzte Abschnitt (S. 782 — 1033) handelt von Hegel. Schelling in seiner spätern Entwicklung wird über und vor Hegel gestellt, da Hegel's Philosophie nur die vollendete systematische Ausführung jenes Standpunkts der Identität des Idealen und Realen sey. Schelling sey Urheber des eigenthümlichen Princips, von Hegel sey es in den Begriff, in das wissenschaftliche Bewußtseyn seiner selbst erhoben worden. Der Entwicklung des Schelling'schen Princips sey Hegel etwa nur bis zum Standpunkte des „Bruno" zur Seite geblieben. Im Uebrigen wird demselben von unserm Verfasser offenbare Entstellung und dürftige, oder mißliebige Auffassung der Schelling'schen Philosophie vorgeworfen, die er sich namentlich in seiner Geschichte der Philosophie habe zu Schulden kommen lassen. Es wird sofort nachgewiesen, daß der Grundgedanke, den Hegel als ihm eigenthümlich anspricht: das Wahre sey nicht als Substanz, sondern ebenso sehr als Subjekt aufzufassen und auszudrücken, oder: die Substanz sey nur als Subjekt zu fassen, schon in Schelling enthalten sey. Die Ausbildung dieses Princips dagegen wird Hegel'n vindicirt. Ueberhaupt der allgemein methodische Fortschritt Hegel's gegen Schelling sey etwas Unläugbares. Eine andere Frage dabei ist aber, wie Hegel jenes allgemeine Problem des spekulativen Erkennens gefaßt und ob er es gelöst habe, was Herr F. verneint; die Phänomenologie Hegel's habe die eigentliche Aufgabe eines

Digitized by Google

ersten Theils des Systems der Philosophie, welcher nur das Erkenntnißproblem zu lösen hat, weder richtig gefaßt, noch eigentlich erledigt, und in der Ausführung derselben finden sich mehrfache Verstöße.

Gewiß nicht mit Unrecht werden solche Wendungen, wo dem an sich Abstrakten und Unpersönlichen Eigenschaften der Handlungen beigelegt werden, die verständlicher Weise nur von einem persönlich selbstbewußten Wesen gelten können, getadelt. Auch Schelling hat sich über diese Zweideutigkeit und den Mißbrauch solcher Ausdrücke, im Verhältniß zur Hegel'schen Grundansicht, energisch erklärt, und sie sind es, welche die doppelte Auslegung des Systems von der Schule begünstigt, ja gerechtfertigt haben, die sich nach dem neuerdings beliebten Ausdrucke in eine „linke" und „rechte Seite" spaltete. Dennoch glaubt Fichte, daß Hegel damit den tiefsten, bezeichnendsten Ernst verbinde, wenn jene Wendungen, die stillschweigend ein absolutes Subjekt voraussetzen, auch etwas Fremdartiges, schwer zu völligen Klarheit zu bringendes Element in seine Grundansicht hineindringen. —

Der Weltgeist (Erdgeist), der schon einen Hauptgedanken Schelling's bildet — das ideelle Princip der Welt, individualisirt an unserm Planeten — das verschwiegene Subjekt, an welchem alle jene Metamorphosen und Steigerungen des „erscheinenden Bewußtseyns" (der Menschheit) vorgehen und das in ihrer Geschichte wesentlich seine Geschichte hat, wird fälschlich identificirt mit dem absoluten Subjekt und mit Recht fragt Fichte: „Wie mag das Selbstbewußtseyn des Erdgeistes sofort für das Selbstbewußtseyn Gottes ausgegeben werden, außer und vor welchem er keines besitzt?" Diese ungeheure Uebertragung betrachtet H. F. als den ersten und gewaltigsten Verstoß. Den Begriff (des Weltgerichts) selbst adoptirt H. F. durchaus und erklärt ihn für die bleibende, berechtigte Seite an den Systemen der Immanenz; er erkennt darin die (tief wahre) Einsicht, daß das Schöpferische, Göttliche nicht ein für allemal der Welt vorübergegangen sey und die Geschöpfe als fertige aus sich abgesetzt habe, sondern ihnen gegenwärtig und sie erhaltend, zugleich recht eigentlich das Beseelende und Begeistende für sie bleibe — in diesem Sinne daher auch Seele und Geist in ihnen werdend genannt werden könne. Damit theilt aber F. noch nicht die Behauptung oder wenigstens die ihnen unbewußt gebliebene Voraussetzung der Systeme der Immanenz, daß das Göttliche des Weltgerichts, diese schöpferische Manifestation Gottes — Gott selber gleich, dieß Θεὸν der ganze höchste Gott sey. — Nicht minder müssen wir es billigen, daß für unberechtigt erklärt wird jenes ins Absolute Erheben tellurischer Verhältnisse, wornach die Erde auch der Mittelpunkt und die höchste Blüthe des ganzen Universums, der menschliche Geist für die einzige Stätte der höchsten Selbstverwirklichung Gottes, für den Widerschein seines Geistes im Universum erklärt wird. — Auch später wird darauf aufmerksam gemacht, zu welcher beschränkten Ansicht auch vom sinnlichen Universum der Pantheismus zusammensinke, wenn er begriffsmäßig und konsequent sich durchführe. Da Fixstern, Komet und Trabant lediglich die abstrakten Momente, der Planet, die Erde allein das concret Allgemeine, der individualisirte Weltkörper ist, so kann nur der Erde zugestanden werden, gleichwie der Mittelpunkt des Universums, ebenso die einzige oder höchste Selbstverwirklichung Gottes in Weltkörpergestalt zu seyn, auf der Erde gewinnt er Leben und bereitet sich in diesem die Stätte, Geist zu werden, zum Selbstbewußtseyn zu kommen!! Welches Mißverhältniß einer solchen Kosmogonie zu andern feststehenden Erkenntnissen! „Auch schon von dem allgemeinsten naturphilosophischen Gesichtspunkte aus gesehen" — folgert daher H. F. — „sind bloß pantheistische Voraussetzungen durchaus unfähig, das Problem der Welt zu lösen."

Indem uns F. in die Philosophie des Geistes einführt, erkennt er Hegel'n sogleich als sein Hauptverdienst in diesem Theile der Philosophie zu, den Begriff des Geistes in seinem charakteristischen Unterschiede vom niedern Naturdaseyn sowohl, wie auch vom Begriffe des Lebens und der bloß seelischen Einheit, auf das Schärfste bezeichnet zu haben, — welcher erschöpfenden Auffassung übrigens schon Kant und Fichte vorgearbeitet hätten.

Gegen den Vorwurf, daß Hegel nur aus Inkonsequenz, vielleicht aus Anhänglichkeit an alte Vorstellungen die letzte Wahrheit seines Denkens, die pantheistische, nicht selber gezogen habe, tritt F. für ihn ein. Indem Hegel anerkennt, daß der Geist Gottes (bei der Wiedergeburt) den Geist des Menschen in seiner Natürlichkeit überwinde, umschaffe, so ist dadurch jener Begriff der unendlichen Subjektivität des Absoluten im Geiste des Menschen, selber überschritten und außer Kraft gesetzt. Nicht minder bringe Hegel mit Ernst auf das christlich Historische. Durch einen Zusatz in der neuern Ausgabe der Religionsphilosophie Hegel's sucht F. namentlich nachzuweisen, daß eine bloß mythische Auffassung der Auferstehung und Himmelfahrt Christi in Hegel's Sinne sich nicht rechtfertigen lasse. Hiemit wendet er sich gegen Strauß, was wir jedoch übergehen.

Das vorliegende Werk Fichtes ist zum Selbststudium für solche, die in der Philosophie noch nicht orientirt sind, höchst empfehlenswerth.

2) Das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte von Ch. H. Weiße. Leipzig, Reichenbach, 1842.

Der Gedanke, gegenwärtige Sendschreiben — es sind ihrer 18 — an J. H. Fichte zu richten, ist bei Herrn

Digitized by Google

Weiße durch folgende Aeußerung des Ersteren in den oben angezeigten Beiträgen entstanden: „Ist der Begriff des Ursubjekts einmal errungen, so muß auch jeder Gedanke eines „blind Seyenden oder Wirkenden" in ihm schlechthin aufgegeben werden; es läßt sich mit streng metaphysischer Nothwendigkeit erweisen, daß, gibt es ein „Blindwirkendes," wie die Natur, dieß um deßwillen gerade nicht in Gott oder Gott selber, sondern Werk Gottes seyn könne" u. s. f. J. H. Fichte hatte nämlich am Schlusse der ausführlichen Darstellung, die er von der Philosophie Schelling's in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange gegeben hatte, diese und ähnliche Worte gebraucht, womit er den „Einen Schritt" bezeichnen wollte, den Schelling's Philosophie von demjenigen Resultate aus, das als Schelling's bis jetzt letztes bezeichnet ward, noch zu thun habe, um zu ihrem endlichen Ziele zu gelangen. Es ward Schelling in jenem Resultate eine „Inkonsequenz gegen das eigne Princip, und, näher erwogen, ein Nichtgedanke" angemuthet; die Lehre vom „blinden Seyn" in Gott, in welcher Modifikation sie auch beibehalten werde, sey dem Widerspruche verfallen mit dem Begriffe des Absoluten. Hier tritt nun Herr Weiße für Schelling ein. Er heißt zwar selbst auch die Vorstellung eines „blinden Seyns" in Gott keineswegs gut, auch ihm ist die „aus verborgener Weisheit sich herausringende oder potenzirende Natur" weder selbst Gott, noch ein Gott zur Persönlichkeit Verhelfendes, sondern Werk Gottes; aber er sieht sich zu einer Entgegnung aufgefordert gegen den Sinn, den in jenen Worten zu finden, der Zusammenhang nöthige, und gegen die Polemik, die dort gegen Schelling erhoben wurde, dessen Begriff vom „absoluten Willen" Fichte als — „nicht ohne Reminiscenz an vorangegangene pantheistische Standpunkte — die Abstraktion jenes Begriffs aus seiner kreatürlichen Form, die ins Absolute erhoben wird," bezeichnet. — Herr Weiße findet eben in dem zweiten, neu umgearbeiteten Theile der J. H. Fichte'schen Schrift nicht sowohl eine den jedesmal gegebenen Standpunkt aufnehmende und aus ihm heraus den Faden geschichtlicher Entwicklung fortführende Darstellung (wie in dem trefflichen ersten Theile), sondern eine von einem bestimmten, jenen Systemen äußerlichen Standpunkte entworfene Beurtheilung derselben. Es ist dieser Vorwurf, der jedoch zu mildern ist, nicht ganz ungegründet, da die stets untermischten Kritiken des Einzelnen den Leser stören, einen Gesammteindruck und Gehalt der betreffenden Philosophien aufzunehmen.

Als philosophisches Problem der Gegenwart erkennt auch W. die göttliche Persönlichkeit an, dieß ist die Centralfrage, um die sich die neuere Philosophie von der Fraction Schellings wie Hegel's dreht. Von hier aus müßte also eine Verständigung versucht werden. Da aber die Gegner der philosophischen Richtung, zu der Weiße, wie Fichte gehört, diesen Ausdruck als das Schibboleth dieser Richtung betrachten, so verwahrt sich W. dagegen, daß man ihm nicht, wie geschehen ist, das Bekenntniß des Begriffs der göttlichen Persönlichkeit ohne Weiteres und mit der Voraussetzung unterlege, als sey ihm dieser Begriff ein für sich selbst klarer und bedürfe es über die Bedingungen seiner Gültigkeit nicht erst einer nähern wissenschaftlichen Verständigung. Weil er das Erforderliche in dieser Beziehung nicht mit wissenschaftlicher Vollständigkeit bisher geleistet habe, so haben Gegner, wie Strauß, von diesem Vorurtheile auf gehässige Weise gegen ihn Gebrauch gemacht. Eine wissenschaftliche Verständigung mit stetem Hinblick auf Schelling und Hegel ist nun eben der Hauptzweck vorliegender Betrachtungen. In den zunächstfolgenden Sendschreiben sucht W. nachzuweisen, daß J. H. Fichte sich über das Princip der vierten und theilweise schon der dritten Epoche Schellings irrige Vorstellungen gebildet habe; namentlich könne das, was Herr F. das Absolute, auch Identität, absolute Identität des Subjects und Objects, des Idealen und Realen nenne, unmöglich dasselbe seyn mit demjenigen, was Schelling in allen Perioden seines Philosophirens so bezeichnet habe. Auf die Frage, wodurch sich denn die speculative Gottesleh're Schellings von dem verrufenen Pantheismus unterscheide, muß er — sagt unser Verfasser, — allerdings die vollständige Antwort in so fern schuldig bleiben, als die zur Einsicht in die Art und Weise, wie Schelling zur begrifflichen Unterscheidung der schöpferischen Willensthätigkeit, durch welche Gott selbst wird, von derjenigen, durch welche die Welt wird, gelangt, unentbehrlichen Materialien noch nicht gegeben seyen; daß aber solche Unterscheidung in der That bei Schelling nicht fehle, und daß sie es sey, welche dem Systeme der Freiheit wesentlich den Charakter eines theistischen, eines monotheistischen gebe, daran sey nicht zu zweifeln. In der Abhandlung über die menschliche Freiheit sey von diesem Unterschiede noch nicht die Rede, weil hier ausschließlich noch die Identität beider schöpferischen Akte geltend gemacht werde, die Schelling konsequent nicht aufgeben könne; wenn aber, unbeschadet dieser Identität zugleich ein Unterschied anerkannt werde zwischen der selbstschöpferischen und weltschöpferischen Thätigkeit Gottes, so werde allem Vermuthen nach Schelling dieser Unterschied als den Unterschied einer ewigen und einer zeitlichen Schöpfung bezeichnen — er werde keinen Anstand nehmen, den theogonischen Akt, durch welchen das selbstbewußte Princip in Gott aus dem seiner unbewußten hervorgeht, als einen ewigen auch in dem Sinne, da ewig das zu keiner Zeit nicht Seyende oder nicht Erfolgende bedeutet, anzuerkennen und dadurch den Vorwurf einer Lehre, die Gott, den selbstbewußten, selbstbewußt Wollenden, einem zeitlichen Werden unterwirft, von sich abzuwälzen.

Auch Hegel's nimmt sich H. W. in vielen Punkten an, indem er bekennt, durch den Standpunkt Hegel's als wirklicher Anhänger durchgegangen zu seyn, (was bei J. H. Fichte nicht der Fall war). Er thut dies jedoch nichts unmittelbar in Bezug auf den von Hegel aufgestellten Gottesbegriff, da er, wie er selbst sagt, mit diesem sich nicht ebenso in Uebereinstimmung finde, wie mit jener allgemeinen Grundlage, die in Schelling's Schriften auch in Bezug auf den Begriff Gottes und der göttlichen Persönlichkeit gegeben ist.

Unter dem, was der Verfasser als eigne philosophische Schöpfung in diesem Werk und vorführt, zeichnet sich besonders seine neue Erörterung des Raum- und Zeitbegriffs, und nicht minder seine Engellehre und seine Untersuchung der Dreieinigkeitslehre durch Originalität aus, worauf wir hier nur aufmerksam machen wollen, indem wir es unsern Lesern überlassen müssen, sich in das Buch selbst zu vertiefen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. December 1842.

Reisen.

1) Reise Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838. Aus dem Italienischen des Dr. Biasoletto mit Anmerkungen von Eugen Freiherr. von Gutschmid. Dresden, Gottschalck, 1842.

Im Vorwort wird bemerkt: „Die Reise des Königs von Sachsen nach Dalmatien und Montenegro im Jahre 1838 erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und ward damals in den gelesensten Zeitschriften vielfach besprochen. In der That ist sie als ein Ereigniß zu betrachten, und zwar als kein spurlos vorübergegangenes, denn nicht nur, daß die Wissenschaft der Botanik, in deren Interesse sie zunächst unternommen wurde, dadurch gewann, sie gab auch die Veranlassung, daß die Blicke der Touristen nach der so nahe liegenden und doch so wenig besuchten Ostküste des adriatischen Meeres sich hinwandten, und Gelehrte zu neuen gründlichen Forschungen über jenes Land und dessen Literatur angeregt wurden, wie in diesem Augenblicke ein, dem Könige von Sachsen dedicirtes, Specimen bibliographicum über Dalmatien von Joseph Valentinelli, in Venedig unter der Presse ist. Bereits im nämlichen Jahre 1838 erschien von dem königl. sächsischen Konsul in Triest, Herrn Sartorio, in deutscher, wie auch in italienischer Sprache ein sechzehn Seiten enthaltender Aufsatz über jene Reise, der, wenn auch nur ein kurzes Itinerarium, doch vielen Beifall fand; mit Ausgang des verflossenen Jahres aber auf 264 Seiten die ausführliche Beschreibung derselben von dem gelehrten Botaniker, dem Doctor Bartolomeo Biasoletto in Triest, wovon die Uebersetzung hier vorliegt.“ In dieser Uebersetzung ist alles Botanische weggelassen, wodurch denn freilich der italienische Autor nicht nur abgekürzt, sondern auch verkürzt wird; denn wir haben nun zwar den goldenen Rahmen der Reisebeschreibung aber nicht das Blumenstück, das seinen wesentlichen Inhalt bildete und auf das der Autor, wie der königliche Botaniker selbst, den er zu begleiten die Ehre hatte, das größte Gewicht legte und den größten Fleiß verwendete.

Wir erfahren, wie Se. Majestät von Triest aus die östlichen Küsten des adriatischen Meeres befahren habe; bald hier, bald dort gelandet sey, um interessante Ortschaften zu besehen, die reizende Aussicht von den Bergen herab zu genießen, Skizzen davon aufzunehmen und seltene Pflanzen einzusammeln, und wie er namentlich nach den Städten Zara, Ragusa, Spalato und nach Cettigne in Montenegro, der Residenz des über die berühmten Montenegriner gebietenden Fürstbischofs gekommen sey, wo ihn überall theils die k. k. Behörden, theils die slawischen Einwohner eben so ehrenvoll als herzlich empfingen. Der Uebersetzer bemerkt in einer Note: „Indem wir hier die vaterländischen (sächsischen) Paniere auf dem adriatischen Meere sich entfalten sehen, gedenken wir wohl unwillkürlich der schönen poetischen Sage, die den Rautenkranz im sächsischen Wappen in den Lagunen des adriatischen Meeres von zarter Frauenhand winden läßt. Ein Herzog von Sachsen (aus dem alten ascanischen Stamme soll in Venedig, von der Geliebten scheidend, einen Rautenkranz von ihr als Liebeszeichen erhalten und diesen dann, ihr zum steten Gedächtniß, in sein Wappenschild aufgenommen haben. Historisch läßt sich nichts nachweisen, da ältere venetianische Chroniken nirgends der Anwesenheit eines sächsischen Fürsten in Venedig erwähnen, nur in Registern der Universität Padua aus dem vierzehnten Jahrhunderte findet sich ein Herzog Albrecht zu Sachsen unter den Studirenden verzeichnet.“ Daß der sächsische Rautenkranz aus Italien stamme, wird auch durch eine bekannte Sage bestätigt, obgleich dabei nicht von Liebe, sondern vom Kampf und Krieg die Rede ist. Bernhard von Sachsen nämlich, ein Sohn Albrechts des Bären, hatte (wie es heißt) unter Kaiser Friedrich Barbarossa so tapfer in Italien gestritten, daß dieser ihn

Digitized by Google

besonders ehrte, und als sie einst rasteten und ein Rautenkranz, mit dem sich der Kaiser zufällig, um sich gegen die heiße Sonne zu schützen, geschmückt hatte, von seinem Kopf herab auf Bernhards Schild fiel, befahl der Kaiser, daß der Kranz, ganz so wie er auf dem Schilde lag, ins Wappen der Sachsen aufgenommen werde.

Der Besuch bei den Montenegrinern ist die interessanteste und auch am ausführlichsten behandelte Parthie der vorliegenden Reiseschilderung. Der Wladika, Fürstbischof von Montenegro, gewissermaßen der Souverain dieses berühmten Ländchens, das wie gegen die hohe Pforte, so gegen Oesterreich hin seine Unabhängigkeit behauptet hat, empfing den König mit Freudenschüssen, die von Seiten des Volks alle Berge entlang beständig wiederholt wurden, und zeigte sich ihm in einer merkwürdigen Doppelgestalt, einmal als eine Art von Räuberfürsten oder wenigstens wenn dieser Ausdruck zu stark seyn sollte, als ein Barbarenhäuptling, und dann wieder als ein christlicher Bischof. — Auch die Morlaken lernte der König kennen und erwarb sich durch die Heradlassung, mit welcher er die trenderzigen und patriarchalischen Begrüßungen des Volks überall aufnahm, große Bewunderung. Zu Sign in Dalmatien bereitete man ihm sogar das Schauspiel eines Turniers oder wenigstens Ringelstechens zu Pferde, wobei sich die Reiter sehr geschickt zeigten.

2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 21ste Lieferung. Ein Besuch auf Montenegro von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

Ein großer Vorzug dieses Werkes besteht in der darin enthaltenen doppelten Uebersicht, einmal über die ältere und neuere Literatur, die von dem berühmten Staate der Montenegriner handelt, und sodann über die Geschichte dieses merkwürdigen Berglandes und seiner tapferen Bewohner. Sie sind Slaven, griechischer Konfession und mithin den Serbiern nahe verwandt, wie denn auch ihr Land einst einen Theil des alten serbischen Königreichs bildete. In der Behauptung ihrer Unabhängigkeit waren sie glücklicher, als die Serbier, was allerdings zum großen Theil ihrem Heldenmuthe zugerechnet werden muß, wozu aber doch auch ihre günstigere Lage, ihre unzugänglicheren Gebirge und namentlich ihre Abgelegenheit von der großen Heerstraße der Türken, die durch Serbien an die Donau führte, mag beigetragen haben. Unter den oft schrecklichen, und ihre ganze Existenz bedrohenden, oft nur muthwilligen und unbedeutenden Feindseligkeiten, immer aber muthigen Kämpfen, die sie seit Jahrhunderten vorzugsweise mit den Türken, gelegentlich aber auch mit andern Nachbarn bestanden, fiel der letzte im Jahr 1838 vor, unmittelbar nach der Reise des Königs von Sachsen. Der Verfasser bemerkt: „Es mag im ersten Augenblick befremden, wenn man in mehreren Korrespondenzberichten von der montenegrinischen Grenze aus jener aufgeregten Zeit die Behauptung findet, daß die kurz vorhergegangene Anwesenheit des Königs von Sachsen in Zetinje beigetragen zu den offenen Feindseligkeiten der Montenegriner gegen die österreichischen Truppen; denn durch diesen königlichen Besuch habe das Volk eine weit höhere Meinung von sich und seinem Wladika bekommen und sey übermüthig geworden, dagegen sich seitdem die Türken um so muthloser bezeigt und ihre alten Feinde, trotz der in ihrem Gebiet erst kürzlich gemachten Eroberungen, unangefochten gelassen; aber so ganz grundlos war jene Bemerkung wohl gewiß nicht. Nicht als habe der Wladika absichtlich jenen königlichen Besuch benützt, sich in den Augen seiner Umgebung eine erhöhte Wichtigkeit zu geben; bei einem so rasch und so poetisch auffassenden Volke liegt eine derartige Deutung an sich nahe, und ein leiser Einfluß mag allerdings dadurch auf die Steigerung des Selbstgefühls geübt worden seyn." Freiherr von Gutschmid fügt (in dem oben angezeigten Werke S. 67) hinzu: „Wohlunterrichtete behaupten dagegen die Benutzung oder vielmehr den Mißbrauch jenes Besuches, um die Frechheit des räuberischen Bergvolkes zu erhöhen. Der Erfolg jedoch glich der rückprallenden Kugel des ungeschickten Schützen, da die montenegrinische Politik nicht ahnete, daß Tapferkeit und Umsicht des Grenz-Kommandanten, jetzigen Obersten von Roßbach, Muth, Disciplin und Ausdauer der österreichischen Truppen die argen Mißverhältnisse geringer Zahl, glühender Hitze, drückenden Wassermangels und ungünstigen Terrains so glänzend paralysiren würde, wie es in den leider so wenig bekannten Grenzgefechten vom August 1838 geschah!" Herr Stieglitz schildert diese Grenzgefechte ausführlich.

Ueberhaupt beschäftigt sich der Verfasser viel mit der martialischen Seite der Montenegriner, mit ihren kriegerischen Erinnerungen und Sitten und auch mit ihren Heldenliedern. Was ihre Sitten betrifft, so sind dieselben noch so barbarisch, daß sie nicht nur die Köpfe ihrer Feinde öffentlich aufpflanzen (sogar die Residenz des Wladika ist damit geschmückt), sondern auch wohl noch damit Kegel schieben. Ist es nicht eine Freude für ein romantisches Gemüth, zu wissen, daß es noch solche kraftvolle Naturkinder gibt, und daß sie uns so nahe sind! Inzwischen regt sich, wie der Verfasser bemerkt, auch dort das Bestreben nach Reformen, und wenn die Altgläubigen nicht dazu thun, die Köpfe der vorwitzigen Neuerer abzuschneiden, wird auch dieses letzte Asyl

Digitized by Google

romantischer Wirklichkeit modernisirt werden und sich mit Hotels, Kaffee- und Freudenhäusern füllen wie die weiland romantische Schweiz.

Die Poesie der Montenegriner ist, so weit wir sie durch den Verfasser kennen lernen, ausschließlich kriegerisch mit einem stark renomistischen Zuge. Es wäre wünschenswerth gewesen, auch die Saiten zarterer Empfindung bei diesem Volk, dem sie wohl so wenig fehlen, wie den Serbiern, erklingen zu hören. Auffallend ist die griechische Antipathie der Montenegriner gegen die Lateiner. In neuester Zeit erregt diese früher kaum beachtete Erscheinung Aufmerksamkeit, wie sich überhaupt seit dem Uebergewicht, welches die russische Politik in Europa erlangt hat, die Bedeutung der griechischen Kirche an allen östlichen Grenzen der protestantischen, wie der katholischen Welt dem Beobachter stark aufgedrungen hat.

Kriegsgeschichte.

Die Zeiten des ersten westphälischen Landwehrregiments. Von Friedrich Harkort. Mit Titelkupfer und 2 Schlachtplanen. Essen, Bädeker, 1841.

Die Geschichte eines Landwehrregiments während der Jahre 1813—1815, ein gar dankenswerther Beitrag zur Kunde jener verhängnißvollen Zeit.

Als im Spätjahr 1813 nach der Schlacht bei Leipzig General Bülow nach Holland zog, stand ganz Westphalen auf und bildete sich unter den Kanonen von Wesel die Landwehr unter preußischen Fahnen. Das erste westphälische Landwehrregiment zog noch ohne Waffen Bülow nach und wurde erst zu Zütphen in Holland armirt und exercirt, nahm hierauf an der Belagerung von Antwerpen Antheil, kehrte aber, da der erste Pariser Friede proklamirt wurde, in die Heimath zurück. Im Jahr 1815, als Napoleon von Neuem den Thron bestiegen und der Krieg wieder ausbrach, ging auch das erste westphälische Landwehrregiment neuen und dießmal viel glänzenderen Thaten entgegen. Blücher empfing die Heranziehenden zu Lüttich mit den Worten: „das sind meine Westphalen, Kerls, wie von Eisen!“ In der Schlacht bei Ligny bewährten sie zum erstenmal aufs glänzendste ihren kriegerischen Muth, indem sie sich gegen die Uebermacht bis auf die letzte Stunde des Kampfs unermüdet und glücklich vertheidigten und, wie ihnen der General von Grolmann das Zeugniß gegeben hat, wesentlich beitrugen, den Rückzug der Preußen zu decken (S. 173). Die Einzelheiten dieses Kampfes sind sehr anziehend. Die Landwehrmänner hatten so guten Muth, daß selbst Kranke und Verwundete nicht zurückbleiben wollten, sondern unermüdet mitfochten. Was dem Bataillon wiederfuhr, bei welchem sich, wie es scheint, der Verfasser selbst befand, erzählt er in Folgendem: „Das Füsilier-Bataillon des ersten westphälischen Landwehrregiments war zur Deckung von Brie zurückgelassen worden. — Nachdem Abends nichts mehr für das Dorf zu besorgen war, ließen Zersprengte und die weichende Cavallerie dringende Gefahr ahnen. Dem Wunsche der Mannschaft folgend, die gestern noch sehr im mörderischen Feuer gelitten, rückte der Commandeur, Capitain von Gilhausen, in Angriffscolonne auf die Höhe vor, wo man entdeckte, daß Cuirassiere, welche bei dem gestürzten Fürsten Blücher vorübergeeprengt waren, aus Ligny sich zurückziehende Infanterie niederhieben. Mit Gewehr rechts nahte im Sturmschritt die Hülfe; den Verfolgten ward zugerufen, sich zur Erde zu werfen, und die Salve des Bataillons zerstäubte die Eisenreiter. Die Pommern sammelten sich und gingen weiter zurück. — Demnächst hieb preußische Cavallerie auf die französische ein und ward geworfen; der Rückzug ging unmittelbar vor der Front des Bataillons vorbei und der Feind folgte, fast ohne Zwischenraum, im Galopp. Die Cuirassiere wurden erst in dem Augenblick erkannt, wo sie nur einige Schritte von dem Viereck entfernt, sich plötzlich gegen dasselbe wandten. Nur ein Gedanke durchzuckte Alle. Mit Blitzesschnelle anschlagen und mehrere mörderische Salven geben, war das Werk weniger Secunden; fünfzig Pferde stürzten nach allen Seiten nieder, frei war das Feld. Dieses glückliche Ereigniß gab dem Bataillon unerschütterlichen Muth und steigerte alle Kräfte. Die Mannschaften wurden genau unterrichtet, bei ähnlichen Fällen nur auf die Pferde zu schießen, eine Regel, welche fortan auf das Pünktlichste befolgt wurde. — Um durch Verweilen auf einer Stelle die Aufmerksamkeit der Artillerie nicht auf sich zu ziehen, ging das Bataillon ruhig auf die Anhöhe zurück, wo alle Truppen verschwunden waren, um links — wo die Cavallerie gestanden — eine Stellung zu wählen. Da erscholl abermals das vive l'Empereur der Garde-Jäger und Cuirassiere, die zum neuen Angriff sprengten. Durch den Erfolg belehrt, erwartete die Landwehr kaltblütig den Feind und Roß und Reiter stürzten wie früher rasselnd zusammen. — Harnische fanden sich vorn und hinten mit derselben Gewehrkugel durchschossen. Jene, so nur die Pferde verloren, hielten den Cuiraß in beiden Händen und liefen unter lautem Gelachter des Bataillons davon. — Der zweite Stoß ward in derselben Art zurückgewiesen. Zum dritten Male sammelte sich die Cavallerie zum verstärkten Ueberfall. — An der Spitze der Colonne jagte ein vierspänniger halb verdeckter Kordwagen, hinter diesem die Cuirassiere, welche, von allen Seiten angreifend, eine Doppelsalve

Digitized by Google

als letzten blutigen Gruß empfingen. Der Wagen blieb stehen, zwei Pferde waren gefallen, die beiden andern dienten um von drei stehen gebliebenen zwölfpfündigen Kanonen eine zu retten; demnächst brachte man die zweite zurück und vernagelte die dritte, da keine Pferde weiter aufzutreiben waren. — Ein verwundeter Aide de camp Napoleons ward gefangen und durch den Unteroffizier Duden nach Brüssel geführt. — Mehrere fremde Offiziere hatten sich in das Quarrée geflüchtet und gaben ihren wärmsten Beifall zu erkennen, unter ihnen der General von Jagow, die Majors von Quadt, von Hymmen und ein Engländer. — Für die seltene That ward dem Bataillon die wohlverdiente Fahne nicht; mögen diese Blätter die Namen seiner Offiziere an jenem großen Tage: von Rappard, von der Borch, Harkort II., Honigmann, Morsbach, Keller, Hülsmann, Bädeker, Biermann (der Rest war bei Jumet verwundet), anstatt der nicht zu Theil gewordenen Auszeichnung, auf die Nachkommen übertragen. Auch das eiserne Kreuz erhielt Niemand als der Capitain von Gilsbausen. Ein paar Tage darauf focht das Regiment wieder mit bei Waterloo, half die Franzosen auf der Flucht verfolgen und zeichnete sich noch einmal im Kampfe bei Issy aus. Mit dem Empfang in Paris ist der Verfasser sehr unzufrieden. „Der Soldat fand sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Anstatt der schönen Quartiere wurde ihm die schmutzige Gasse zum Lager angewiesen, Stroh fehlte, sogar Brod! Aus Tannenbrettern, vom Scieneuser genommen, wurden Hütten gleich Kartenblättern erbaut; erst gegen Abend befriedigte man die dringendsten Bedürfnisse. Die Offiziere des Regiments erhielten ihr Mittagessen im Hotel de ville; für die nächtliche Bequemlichkeit war indessen so gut gesorgt, daß mehrere von ihnen Nachts in einem Erdkarren bivouakirten." S. 241.

Gelegentlich macht der Verfasser eine gute Bemerkung (aus Anlaß der Schlacht bei Ligny): „Ein Uebelstand der neueren Schlachten ist die große Munitionsverschwendung; hier das Beispiel: bei 60,000 Mann Fußvolk waren im Gefechte, einzelne Brigaden hatten ihre Munition verschossen. Rechnen wir 35 Schuß (anstatt 60) auf jeden Mann, so fielen zwei Millionen Schüsse unserer Seits, die höchstens 10,000 Feinde tödteten oder verwundeten. Unter 200 Schuß traf also einer, d. h. eine Compagnie-Salve tödtet noch keinen ganzen Mann!! Tapferkeit ist keine gemeine Tugend, und nur Wenige lieben — wie Gustav Adolph befahl — das Weiße zu schauen im Auge des Feindes. — Auf der Halbinsel sah man ein englisches Bataillon, welches seine Gewehre revidirte, während die Franzosen als Angreifer bereits feuerten, und der moralische Eindruck war größer wie eine schlechte Salve! — Die Franzosen waren weit bessere Schützen, rascher im Aufsuchen guter Stellungen. — Der deutsche Soldat wird zu parademäßig gebildet und ausstaffirt. Im Sturm auf St. Amand bemerkte General von Pirch einem Soldaten, daß ein Knopf fehle!"

Wir glauben bei diesem Anlaß wiederholt daran erinnern zu müssen, daß es an einer Kriegsgeschichte der Westphalen zur Napoleonischen Zeit noch fehlt. Achttausend Westphalen unter Morio fielen in Spanien, mehr noch in Rußland. Ist es nicht der Mühe werth, die Schicksale jenes westphälischen Kontingents zu schreiben? Aber das müßte bald geschehen, so lange noch solche leben, die dabei waren.

Epische Dichtkunst.

Heemskerks Seezug nach Gibraltar. Gedicht von Bogaers, aus dem Niederländischen übersetzt von F. W. v. Mauvillon. Rotterdam, Bädeker, 1842.

Heemskerk ist fast jedem Kind in Deutschland durch die wunderbaren Schicksale und Abenteuer bekannt, die er auf Nowa Zembla im schrecklichsten Winter ausstand, und die in so vielen deutschen Kinderbüchern seit Campes Reisebeschreibungen verbreitet sind. Nur die wenigsten unsrer Leser werden aber wissen, was der treffliche Heemskerk, einer der größten Seehelden, die Holland gebabt, sonst noch gethan und gelitten hat. Heemskerk unternahm jene berühmte Polarreise, um einen Seeweg nordwärts von Asien nach China und Ostindien zu entdecken und ging hierin dem Roß, Parry, Bechey ꝛc. unsrer Tage lange voran. Aber auch in den südlichen Gewässern war er eifrig bemüht, die spanischen Flotten zu bekämpfen und den Spaniern die Seeherrschaft zu entreißen. Vor Gibraltar fand er als Sieger den ruhmvollsten Tod. Und diesen Tod besingt nun ein patriotischer Holländer.

Als Probe des Versmaaßes und der Auffassung möge Folgendes dienen:

Es folterten Haß, Zorn und Schmerz
Des Span'schen dritten Philipp Herz,
Daß er es hatte dulden müssen
Zu seh'n, wie Hollands Grafenbut
Und Löwen ihm mit Kraft und Muth
Die Meuterer vom Throne rissen;
Sein Fluch- und Blutplakat voll Wuth
Im Koth zertraten mit den Füßen;
Die Geusenbrut, die Bann und Acht,
Gestützt auf Philipps Heeresmacht,
Mit Kugeln von den Grenzen wehrte,
Denn wie das Meer vor Hollands Deichen,
So mußten auch die Spanier weichen
Dem niederländ'schen Heldenmuth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. December 1842.

Geschichte.

Straßburgische Chronik von Fritsche Closener. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins, 1842.

Mit diesem Werk ist der „literarische Verein," ein Aktienunternehmen, „zur Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschließlicher Vertheilung derselben an seine Mitglieder" endlich ins Leben getreten.

Man kann ihm zu seiner ersten Wahl nur Glück wünschen, da Closeners Chronik um ein Beträchtliches älter ist als die bisher durch den Druck bekannt gewordene älteste deutsche Chronik, die des Straßburgers Jakob Twinger von Königshoven — denn jener starb 1384, dieser 1420 — und da sie diesem zum Theil als Vorbild und Quelle gedient hat. Außerdem aber darf es noch wohl in Erwägung kommen, daß hier wieder eines von den Bändern geschlungen ist, die uns mit den Brüdern im Elsaß hoffentlich von Jahr zu Jahr stärker vereinigen, und dem Südwesten von Deutschland, nachdem er so lang als verlorner Posten in entfremdete Landschaften hineingeragt hat, wieder wahrhaftige deutsche Nachbarn verschaffen werden.

Die Urschrift von Closeners Chronik ist vom Frauenhause zu Straßburg, dem Gebäude, worin der Schaffner für die zum Münstergebäude gehörigen Einkünfte wohnt, und wo man sie früher verwahrt hielt, auf unbekannte Weise verschwunden; schon Schöpflin bemühte sich, wiewohl vergeblich, sie wieder aufzufinden. Erst in neuerer Zeit ward sie von Van-Praet an die Pariser Bibliothek verkauft, wo sie im Verzeichniß der Handschriften die Nummer 15,444 trägt. Dort hat der Straßburger Professor A. W. Strobel eine Abschrift davon genommen, nach dieser hat Albert Schott, Professor in Stuttgart, den Druck besorgt. Derselbe schließt sich nicht buchstäblich an die Handschrift an, ändert übrigens an dem Texte nur so viel, als wir den neuern Anforderungen an gleichmäßige Orthographie einräumen müssen. Auf den XIV Seiten Vorwort sind theils von Schott die Grundsätze, wonach er bei der Behandlung des Textes verfahren ist, ausgeführt; theils von Strobel Nachrichten über die älteste Geschichtschreibung seiner elsäßischen Heimat mitgetheilt, auf die wir unten zurückkommen müssen. Druck und Papier sind der Art, daß auch solche, die nur schön ausgestatteten Erzeugnissen der Presse einen Raum in ihrer Sammlung gönnen mögen, das kleine Büchlein — acht Bogen ohne die Vorrede — gerne bei sich aufnehmen, und dem Verein auch von dieser Seite für seine Leistung Dank wissen werden.

Auf 117 Seiten Text finden sie zuerst ein ziemlich trockenes und werthloses Verzeichniß der Päpste von Jhesus Christus, „dem ersten und obersten Babest", bis auf Clemens V. Dieser muß nämlich gemeint seyn, denn obwohl Closener, wie er selbst (S. 127) erzählt, sein Werk erst im J. 1362 schloß, mithin noch Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI. und Innocenz VI. (1352 bis 1362) hätte nennen können, so schließt er doch mit jenem, und da er von ihm nur sagt, er habe den päpstlichen Stuhl von Rome gen Avion gezogen, so scheint es fast, Closener habe deutsch genug empfunden, um die Päpste seiner Zeit, die von Frankreich im Bann gehalten waren, gar nicht anzuerkennen.

Auf dieses Verzeichniß folgt das der Kaiser von Julius Cäsar bis auf Karl IV., der von 1349—1378 geldt hat, also mit Closener gleichzeitig gewesen ist. Die Anknüpfung der deutschen Kaiser an die römischen ist bekanntlich ganz im Geiste des Mittelalters und überdieß geschichtlich wahr, denn wie schon der Name Kaiser (Caesar, Καισαρ) und Karls des Großen bekannte Krönung zu Rom beweisen, muß ein, wenn auch künstlicher, doch wirklicher und für Deutschland nur allzu wirksamer Zusammenhang beider Monarchien anerkannt werden. Bei den altrömischen und den byzantinischen

Digitized by Google

Kaisern ist um der Zeitenferne willen das Verzeichniß eben so trocken wie bei den Päpsten; aber schon bei Karl dem Großen wird das Herz des Mannes wärmer, der Mund beredter, und bei den Hohenstaufen dehnt sich die Erzählung schon so weit aus, daß der Charakter eines Verzeichnisses aufhört. Ist es Vorliebe für dieses Kaisergeschlecht, ist es ein Nachhall des Eindrucks, den sein tragischer Untergang sichtlich bei Zeitgenossen und Nachkommen zurückgelassen hat, oder endlich ist es größerer Reichthum der vorliegenden Quellen: genug, am Schluß des Buches kommt der Chronist nochmals auf die Hohenstaufen und erzählt ihre Geschichte von Philipp bis auf Konradin zum zweiten Mal, was er S. 127 naiv entschuldigt, wie folgt: unde wie daz si daz (obwohl) ouch do vor geschriben ist von keiser Fridericke, unde Cunrat, sime sune, unde von Cunrat (Konradin) des selben Cunrats sun, doch han ich hie irre getelte (ihrer Thaten) etliche stucke gentzlicher geschriben dann do vor: do lese ein man wels er welle (welches er wolle).

Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit (auf S. 26—42, einem Achtel des ganzen Werkes) wird sodann Rudolf von Habsburg behandelt, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, welchem Elend sein Emporkommen ein Ziel gesetzt hat, und wie sein ganzes Wesen geeignet war, ihm vornamlich die Herzen der Städter, zu denen Closener gehörte, zu gewinnen. Es erklärt sich daraus auch, warum Closener über Adolf und Albrecht, die ihm doch näher stunden, merklich kürzer ist. Mehr Neigung scheint er wieder für Heinrich VII. und Ludwig den Bayern zu haben, was vielleicht seinen Grund in gibellinischen Gesinnungen hat, denn er läßt vielfach durchscheinen, daß er dem päpstlichen Einfluß nichts weniger als hold ist. Ueber seinen Zeitgenossen Karl IV. gibt Closener nur einige Worte, als ob er Gutes nichts zu sagen wüßte, Tadel nicht aussprechen wollte.

Den Kaisergeschichten schließt sich die von Straßburg an: auf ein trockenes Namenverzeichniß der Bischöfe von Anbeginn folgt ein sehr umständlicher Bericht über die blutigen Zwistigkeiten der Stadt mit Bischof Walther von Geroldseck, in welchen die Bürger die Oberhand behielten und sich von der bischöflichen Oberherrlichkeit frei machten. Im Folgenden treten aus der bunten Menge von Nachrichten über städtische Verhältnisse und Ereignisse, über Witterung, Naturbegebenheiten, Seuchen u. s. w., namentlich vier Gruppen hervor, die zwar nach der Zeit und in causaler Hinsicht eng zusammenhängen, aber erst von Closeners Nachfolger, Königshoven, auch so dargestellt werden: der schwarze Tod (daz grosze sterbote), der 1349—57 durch halb Europa wüthete; die Geisterfahrten, die durch diese Noth hervorgerufen wurden; die Judenverfolgungen, die denselben Grund hatten, indem die Juden die Brunnen vergiftet haben sollten; endlich eine Regimentsänderung, die wieder daher entsprang, weil der Rath den Wahnsinn der Menge nicht theilte und seiner Verpflichtung gemäß die Juden schützen wollte.

Closeners Verfahren als Geschichtschreiber ist überaus einfach, wodurch allein es ihm möglich wird, auf kleinem Raume so viel zu geben: er theilt in kräftiger Sprache, die vom Hauch des unmittelbaren frischen Lebens durchweht ist, die Thatsachen schmucklos mit, wie er sie gelesen, vernommen oder gesehen hat; seine eignen Ansichten und Gesinnungen treten nur selten, und dann nur halb erkennbar, in den Vordergrund: er mag fühlen, daß er auf dem Felde der Betrachtungen kein Glück macht, was z. B. auf S. 21 erhellt, wo er über die Beinamen Ottos II. und III. sagt: dise zwene worent so grimme unde so wunderlich, daz der eine genennet wart „bleicher tot der heiden, unde der andere „der welt wunderlich.“ Ottos III. Beiname mirabilia mundi bezog sich bekanntlich auf seine reichen Kenntnisse, Closener nimmt wunderlich in einem Sinne, den ihm das Oberdeutsche des 14ten bis 16ten Jahrh. zuweilen gibt, für furchtbar; er sagt auch von Heinriche VI., er habe seinen apulischen Gegnern wunderlich tode angethan.

Wenn sich Closener mit Recht nur selten der philosophischen Geschichtschreibung hingibt, so ist er dennoch reicher an merkwürdigen Thatsachen, und unsere Historiker können bei ihm wohl manchen Zug finden, der das geschichtliche Bild jener Jahrhunderte beleben hilft. Wir nennen als Beleg die Art, wie er die Zerwürfnisse der Straßburger mit Bischof Walther, die entscheidende Schlacht bei Hausbergen, den sinnreich kühnen, aber vergeblichen Fluchtversuch der gefangenen Ritter schildert; ferner einzelne höchst bezeichnende Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg; insbesondere die schlaue, aber nicht königliche Weise, wie er einen Betrüger zu Erfurt entlarvt; die prächtige Gestalt jenes Bischofs Konrat von Toul, eines gebornen Tübingers, der bei einem Concil zu Würzburg, auf den Taufstein steigend, die habsüchtigen Plane eines von Rudolf beschützten päpstlichen Legaten mit so viel Entschlossenheit aufdeckt, daß der seckelschneider vor dem umstumbeit dutsches volkes zuerst über den Rhein, dann über die Alpen flieht. Zu den kleinen Zügen, die aber auf Größeres schließen lassen, gehören zwei Bemerkungen, die wir hier wörtlich geben. S. 26 heißt es von Konradins Tod: unde wart im daz houbet abe geschlagen — von des tode wart alles tütsche lant betruebet; und S. 42 bezeichnet Closener besser als andern mit langen Reden möglich wäre, den Uebergang der ritterlichen Zeit in die bürgerliche, wenn er von Rudolf, dem bewußten Träger dieser Veränderung, sagt: er was ein demutiker herre, dovon bletzet (flickte) er in einre hervart sin wambesche (Wams)

Digitized by Google

zu allen ersten, darinne gienge er für sinen dieneren, das det er nüwit (nur) umbe daz, daz es sine diener ouch detent, wan sich sin dovor iederman schamete, daz sither gewonlich ist worden.

Auch Sagenhaftes läuft wohl mitunter. So wird S. 17 von Dieterich von Bern gemeldet, er habe, als Ketzer, die Christen verfolgt und namentlich dem Boetio unde Simacho, den senaten unde andern vil kristen die Häupter abschlagen, auch den Papst Johannes mit andern Römern verhungern lassen; als er 90 Tage später gestorben, habe ein Eremit in einr insel, heiszet Liparis, ein Gesicht gehabt, wie Dieterich, baarhaupt, ungegürtet, die Hände hinter sich gebunden, von Johannes und Symmachus geführt, und ins hölliſche Feuer geworfen worden sey. S. 123 deutet Closener die Thatsache, daß Friderich II. zu der Erbedung der heilig gesprochenen Landgräfin Elisabet nach Marburg gekommen ist und sie mit einer kostbaren Krone beschenkt hat, völlig sagenhaft: Friderich hatte nach des Landgrafen Tod so ernstlich um Elsebeth geworben, daß diese, die Wittwe bleiben wollte, ausrief: ist, daz man mich des twinget, ich snide mir selbe die nase abe. Bei der Erbedung fand sich der verschmähte Kaiser ein und sprach: sit daz daz nüt solt sin, daz ich sü kronete lebende, so wil ich sü aber dot krönen. Diese Geschichte soll dann auch Friderichs Zerwürfniß mit Rom veranlaßt haben: der Erzbischof von Mainz habe dem Kaiser jene gottlose Rede verwiesen, und sey von ihm dafür geschlagen worden, was langen Hader mit dem Papst und am Ende den Bannstrahl herbeigeführt habe. Friderichs Tod ist S. 123 auf eigenthümliche, beachtenswerthe Weise gemeldet; sagenhaft hingegen, und vielleicht Folge einer Verwechslung mit der Geschichte des Schmides Thilo Kolup, der sich unter Rudolf von Habsburg als Friderich II. einigen Anhang gemacht hat, ist, was man S. 126 von Konradins Verschwinden und einem falschen Konradin, einem Schmiddknecht von Ochenfurt, Namens Stock, findet.

Im Vorwort sind die vorhandenen Nachrichten über Closener, zum Theil nach seinen eignen Worten, zusammengestellt: wir erfahren, was vor ihm an lateinisch geschriebenen Nachrichten über elsäßische Begebenheiten vorhanden war, und wie Closener dazu kam, eine deutsche Chronik zu verfassen. Auch über ihn selbst, seine Familie, seine Lebensumstände findet man Auskunft: er war geboren zwischen 1300 und 1320 aus einer patrizischen Familie und verwaltete das angenehme Amt eines Straßburger Chorherrn. Sein Tod fällt ins Jahr 1384, 22 Jahre nach Vollendung seiner Chronik, außer der er auch ein lateinisch-deutsches Wörterbuch, eine Sammlung der im Straßburger Gottesdienst üblichen Gebräuche, und vielleicht noch andere Werke verfaßt hat.

S. XIV wird die Vermuthung aufgestellt, daß Closeners Chronik die älteste deutsch geschriebene sey. Dieß ist nur dann richtig, wenn man deutsch für hochdeutsch (oberdeutsch) nimmt. Ebenda wird nämlich aus einer Chronik, von der sich (nach S. XIII) eine Pergamenthandschrift in München befinde, ein Bruchstück mitgetheilt, wegen auffallender Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einer Stelle bei Closener. Diese Münchner Chronik ist nur ein Exemplar des Werkes, aus dem Closener seine allgemeinen Nachrichten entnommen hat, das in vielen Handschriften lebt und 1489 bei Peter Schöffer sogar gedruckt ward, als „Chronik der Sassen," später unter dem Namen Chronicon luneburgense bei Eccard (unvollständig), als Chronicon Bothonis bei Leibniß. Sie ist in drei niederdeutschen* Handschriften, zu Straßburg, Berlin und Bremen, so wie in mehreren oberdeutschen, allein in Wolfenbüttel dreimal, vorhanden, und gehört entschieden dem 13ten Jahrhundert an. Wie man lange Zeit Königshovens Chronik für die älteste deutsch geschriebene gehalten hat und durch Closener die historische Prosa schon um 2—3 Jahrzehnte höher hinaufgerückt ward, so zeigt sich hier die Hoffnung der deutschen Leſewelt ein noch bedeutend älteres Denkmal bieten zu können, was für die schönen Kräfte des Vereins eine würdige Aufgabe wäre, zumal wenn er sich entschlösse, daſselbe der Vergleichung halber niederdeutsch zu geben.

Closener hat also einen älteren Chronisten ausgeschrieben, ohne ihn drum zu grüßen. Auf ähnliche Weise nennt Königshoven seinen Vorgänger Closener, so viel uns bekannt ist, nur einmal ganz beiläufig, * da wo er sich in Betreff der Lieder, welche die Geiselbrüder sangen, auf die Cronik beruft, uf unser Frowen Hus geschriben. Damit kann nur Closener gemeint seyn, denn Königshoven stimmt in sehr vielen Stücken wörtlich mit ihm überein, und die von ihm berührte Stelle der Chronik uf unser Frowen Hus findet sich gerade bei Closener umständlich. Sie ist schon in Wackernagels deutschem Kirchenlied (Stuttgart, 1841) S. 605 mitgetheilt, nach einem Abdruck in den theologischen Studien und Kritiken (1337, 889) und vermuthlich nach derselben Abschrift, woraus die Ausgabe des lit. Vereins beruht. Schon früher hat Hoffmann von Fallersleben in seiner Geschichte des deutschen Kirchenlieds S. 95 den Versuch gemacht, einen oberdeutschen Geiselergesang herzustellen, indem er einen niederländischen ins Mitteldeutsche übertrug. Die Vergleichung zeigt starke Verwandtschaft, freilich mit jenen räthselhaften Abweichungen, denen mündlich weiter getragene Lieder in verschiedenen Landschaften stäts unterliegen, und die

* Cap. V. S. 299 der Ausgabe von 1698.

Digitized by Google

zwar der Hauptsache nach das Ganze lassen, aber im Ausdruck und in der Anordnung oft so bedeutend sind. Der abgeschmackte Brief den die Geiseler als vom Himmel gefallen vorlasen, und der über die Veranlassung ihrer seltsamen Fahrten viel Aufschluß gibt, ist aber unsres Wissens noch nie gedruckt; auch scheint er ein Eigenthum Closeners zu seyn, da dieser als Augenzeuge schreibt, wie er S. 98 sagt: dis han ich beschriben, als (so wie) es zu Strozburg ergangen ist. Seine Berichterstattung ist, wenn er auch kein Hehl hat, daß er der Sache nicht wohl will, doch sichtlich treu und wahr.

Junge Literatur.

Das letzte Lebensjahr des jungen Theologen Gotthold Heym. Wahrheit und Dichtung. Zürich, Schultheß, 1842.

Wir wollen dieses kleine Buch nicht empfehlen, aber es anzeigen, weil sich ein Symptom der Zeit darin kund gibt. Man ersieht daraus so recht anschaulich, welche Verwirrung die moderne Philosophie in jungen Köpfen anrichtet. Die hier mitgetheilten Herzensergießungen eines jungen Theologen, welcher frühzeitig starb, sind wohlgemeint. Heym — der Name ist nur willkürlich gewählt — schwärmte für die Menschheit; er wollte für diese Menschheit nichts Geringeres erodern, als die höchste Vollkommenheit jedes Einzelnen. Da nun aber der Priester das Höchste in den geistigen, der König das Höchste in den materiellen Beziehungen ist, so sah er es als das Ziel der Menschheit an, daß Jeder ein Priester und ein König werden möge. „Das ists, sagt er Seite 163, worauf unsere Zeit vor allen Andern hinaus will. Sie will mündig, in ihren heiligsten Interessen völlig und allseitig mündig werden, Jeder ein Priester, Jeder ein König in seinem Kreise und Jeder ebenso, wie der Andere. Das ist der Drang, der tiefste Geist und Trieb der neuesten Tage und der neuesten Menschen, der größten Köpfe, wie der weitesten, wärmsten Herzen; es ist die heiligste und seligste Idee, die je, aus Gott geboren, sich in einem Menschen und ihn durch sich verherrlicht hat.“ Das ist die bekannte Lehre von der Selbstvergötterung des Menschen, in socialistischer Anwendung; hier mit Sentimentalität und frommer Gläubigkeit an ihre innere Wahrheit vorgetragen, wie anderwärts mit diabolischem Hohn. Aber zum Vortrag dieser tief lügenhaften Lehre eignet sich in der That die Sprache des Mephistopheles viel besser, als die des Siegwart und des leidenden Werther. Die Sprache der Betrüger kann man sich gefallen lassen, vorausgesetzt, daß sich Niemand dadurch täuschen läßt, aber die Sprache der Betrogenen erweckt Mitleid und Ekel, weil man daraus erkennt, daß jene wirklich mit Ernst gearbeitet haben.

Es ist nicht gut, daß auf den Universitäten eine Lehre herrschend geworden ist, welche den Menschen Gott gleich setzt und der Jugend eine Hoffahrt des Geistes beibringt, welche einerseits die Bescheidenheit und andererseits das Pflichtgefühl verdannt. Denn Bescheidenheit und Pflichtgefühl sind Dinge, von denen man nicht ohne großen eignen Nachtheil auf die Dauer abstrahiren kann, weil man immer wieder mit Gewalt dahin zurückgeführt wird. Es ist besser, wenn man sich bescheidet, ein Mensch und nicht Gott, ein Student und kein König zu seyn; denn man muß sich in die Nothwendigkeit, nicht mehr seyn zu können, doch ergeben, mag man auf der Universität die Nase noch so hoch getragen haben. Und vollends die Geistlichkeit. Wenn jeder Priester und König seyn wollte, wer würde dann noch Stiefeln putzen und Straßen kehren wollen? St. Simon hat dieß wohl begriffen und deßhalb machte ihm die Rangordnung in seiner Republik und die Vertheilung der Aemter die meiste und eine unüberwindliche Schwierigkeit. Wie stolz sich die deutsche Philosophie bläht, die Menschheit auf den Standpunkt der Göttlichkeit erhoben zu haben; wie frech der französische Pöbel und seine Demagogen die Lehren der absoluten Gleichheit und der Gütergemeinschaft predigen, alle diese hier mit wissenschaftlicher Tiefe, dort mit praktischer Unwiderstehlichkeit prahlende Lehren werden durch die einfältige Rede jenes Webers widerlegt, der da sagte: ich weiß nicht, ob Kaiserthum oder Republik, absolutes oder konstitutionelles Königthum, Jesuiten oder Jakobiner besser sind, aber ich weiß, daß ich mein Leben lang ein Weber bleiben werde, weil ich nichts anderes gelernt habe und weil es, Staat und Kirche mögen so oder anders bestellt seyn, doch immer Weber geben muß. Das gilt von allen Ständen. Eine Nivellirung derselben, ein Erheben aller Schneider und Schuster in den Stand der Könige und Priester ist etwas so lächerliches, daß man sich in der That wundern muß, wie diese verrückte Lehre des berühmten Schneider Johann von Leyden in unsern Tagen wieder hat auftauchen können, und wie es junge gebildete Theologen geben mag, die ihr anhängen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. December 1842.

Dramatische Dichtkunst.

1) Theater von Julius Mosen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Das geistreiche Vorwort „über die Tragödie" zeigt, welchen würdigen Standpunkt der Verfasser als Tragiker sich unterstellt hat, indem er seinen Tragödien historische Bedeutung verleihen, den Gedanken der Weltgeschichte in ihnen geltend machen will. In unsern Tagen sind allerdings die Gesetze der Weltgeschichte mehr in das menschliche Bewußtseyn getreten; der modernen Tragödie liegt daher der weiter herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeschichte zu Grunde; denn dieser große, weltbewegende Gedanke sucht eine entsprechende Form für seine Darstellung. Der Weg — sagt Herr Julius Mosen — auf welchem dieser Gedanke, durch den von selbst das menschliche Individuum zu einem sich selbst bewußten Mitfaktor der Weltgeschichte wird, in die Nation dringe, könne nur die Poesie seyn, und in ihr müsse er wieder die Form zu gewinnen suchen, welche ihn am lebendigsten in allen seinen Wendungen sichtbar mache, — die der Tragödie; von ihm emporgetragen müsse die moderne Tragödie die eigentliche historische werden. — Aber ist es nicht wahr, was Lessing sagt: „man thue dem menschlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß sie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren?" Haben deßhalb die nicht Recht, welche, auf diesen Ausspruch gestützt, meinen, das moderne Drama müsse das sogenannte bürgerliche seyn? J. M. antwortet, Lessing habe Recht, wenn er mit Aristoteles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und des Schreckens halte, — diese Ansicht sey seiner Zeit ganz angemessen gewesen, wo er sagen konnte: „die Deutschen sind keine Nation!" d. h. sie besitzen kein Nationalgefühl, welches sie aus dem Familienleben heraushebt zum weltgeschichtlichen Zusammenleben. Wir haben bürgerliche Rührspiele genug und die Deutschen wollen nicht länger darauf verzichten, eine historisch geltende Nation werden zu wollen, also auch nicht bloß ihre Privatverhältnisse und wenn sonst noch so achtungswürdigen Privatempfindungen in der Poesie abgespiegelt und wiedergegeben zu finden. Sie wollen eingreifen in das Rad der Weltgeschichte und deßhalb dürfen wir hoffen, daß auch ihre dramatische Poesie die Knospe zur Blüthe und Frucht herausentwickeln werden. Denn wie Poesie sich als treuer Abdruck des innern Lebens offenbart, so erkennt man aus ihr auch den Charakter einer Zeit.

Treten wir näher heran an die einzelnen Tragödien. „Kaiser Otto III." führt uns ein in den Wechsel des neuen Jahrtausends, an den sich die Prophezeihung vom jüngsten Tag knüpfte. Kaiser Otto III. steht mit dem deutschen Heere vor Rom, um die auf Anstiften des von ihm eingesetzten römischen Konsuls Crescentius abgefallene Stadt wieder zu gewinnen. Der Kaiser, ein hochgesinnter ritterlicher Jüngling, von dem klassischen Alterthum begeistert, trägt hohe Plane in der Brust. Als ihm das erschrockene, hungernde und abergläubische Volk die Thore öffnet, begrüßt er mit den Worten die Stadt:

> Ich und die Morgensonne beerühren
> Dich, den uralten Horst der Cäsaren,
> Ewige Roma, Achse der Welt!
> Rings um mich her die Völker der Erde
> Trag' ich als Atlas das neue Jahrtausend
> Aus der Mitternacht rohen Gewalten
> An das himmlische Licht empor!

Er hat Gnade verheißen, nur Crescentius, der aus Liebe zu seinem undankbaren Volke und von seinem Bruder Taraglia verführt, sich zum Treubruch gegen den Kaiser hatte bewegen lassen, soll nach dem Rathe der deutschen Fürsten zum abschreckenden Beispiel wenigstens die Todesangst empfinden. Zum Tode abgeführt droht dieser:

> So strafe einen Meineid denn mit Meineid,
> Und drücke einen Stachel in dein Herz!

Digitized by Google

Du mordest mich, so sieh' mir in die Augen,
Ihr Blick soll dich, wie ein Gespenst verfolgen.
Bis du, wie ich, verderben mußt durch Schuld.

Der mildgesinnte Kaiser hat im Sinne, ihm das Wort der Gnade nachzusenden. Im verhängnißvollen Augenblicke aber erscheint Stephanie, die schöne junge Gemahlin des Consuls, um zu des Kaisers Füßen Gnade für ihren Gemahl zu erflehen. Otto wird von ihrem Anblick entzückt und aus aller Fassung gebracht; mit Grauen sehen wir den entscheidenden Augenblick verfließen, die Gnade kommt zu spät, das Haupt des Konsuls fällt. Dieser unselige Zufall enalt den edelmüthigen Fürsten furchtbar, um so mehr, da er sich seine Liebe zu der schönen Wittwe zum Vorwurf macht. Die deutschen Fürsten drängen zur Heimkehr; denn:

Die deutschen Männer fühlen sich nicht wohl
In diesem fremden Land; sie sehnt das Heimweh
Zu unsern Bergen und den frischen Auen.

Doch den Kaiser fesselt nicht nur die Liebe; er kann sich auch nicht so leicht trennen von seinen Idealen; ihm behagt's, zu sieh'n „im Mittelpunkte einer Weltgeschichte." Aber er ist nicht mehr der lebensmuthige Jüngling, sondern finstere Melancholie zehrt an seinem Marke. Selbst mitten im Liebesgekose (denn Stephanie nach schwerem innern Kampfe erwiedert seine Liebe mit der ganzen Gluth des Südens) wird er traurig und zeigt sich in einer Zerrissenheit, die bis zu Ausbrüchen des Wahnsinns sich steigert. Inzwischen haben die italienischen Edlen, namentlich der tückische Taraglia das wankelmüthige Volk wieder aufgehetzt. Bei einem Fastnachtsspiele, zu dem der Kaiser geladen war, sollte der Aufruhr ausbrechen, und der Kaiser ermordet werden. Doch Taraglia erstickt statt dieses den kaiserlichen Kanzler, der in gleicher Vermummung, wie der Kaiser, zugegen ist. Die wenigen treuen Deutschen schaaren sich um ihren Kaiser und halten in dem festen Palaste des Crescentius Stand, bis Hülfe von dem in Tusculum lagernden deutschen Heere kommt. Otto erkennt nun, wie wenig die treulosen feigen Italiener geeignet seyen, durch sie seine hohen Entwürfe zu verwirklichen, und wendet sich seinen treuen Deutschen zu:

O diese Tage, so erfahrungsreich,
Die aus dem Herzen Rom mir ausgerissen
Und wieder meinem Volke mich geschenkt,
Ihr habt mit Blut mich losgekauft von Rom.

Vorher aber muß er noch mit der Vergangenheit abschließen und seinem Volke ein großes Opfer bringen:

Noch abzuschließen ist ein großes Werk!
Entsagen soll ein Kaiserherz der Freude,
Und wieder ganz dem Volke angehören,
Von dem es Schuld und Liebe abgewendet.
Geschieden ist an einem Weib das Größte
Und Herrlichste, was je ein Mann erstrebt. —
Noch ist es Zeit, die Ehre mir zu retten,
Die Zukunft eines Volks: Und es zwingt mich,
Das abzuthun, was seiner unwerth ist.
Ade, du schönes, träumerisches Weib,
Du sahne Circe, die mich so bezaubert.
So glücklich, so unglücklich hat gemacht!

Als er aber das Trennungswort ausspricht, rast Stephanie. Wohl hatte sie die Anmuthung Taraglia's, den Kaiser zu ermorden, mit Abscheu von sich gewiesen; als ihr aber ihre alte Dienerin Afra Gift und zwei Dolche aufdringt, steigern ihre zwischen Haß und Liebe streitenden Gefühle sie zu dem entsetzlichen Entschlusse:

In guter Hand bist du, Werkzeug des Todes;
Verrathen sollst du den gehaßten Mann?
Doch ist das Haß, was meine Seele jagt
In wilder Lust und glühendem Entzücken?
Ich haß ihn nicht. Ich liebe ihn zu heiß.
Der Tod gibt uns das Sakrament der Ehe.
Kostbar will ich mich schmücken zu der Hochzeit —
Reicht mir den Myrthenkranz mit Perlenschnüren,
Die gold'ne Kette mit den Blutrubinen!
Das prächtige Gewand mit gold'nen Binnen;
Denn ich bin eine kaiserliche Braut!
Schon beug' ich mich hinab zu seiner Lippe,
Schon schlinge ich den Arm um seinen Nacken
Und stürze mit ihm jubelnd in den Tod!

Sie schleicht in des Kaisers Schlafgemach und ersticht ihn und sich, gerade da die Deutschen als Sieger in die Stadt brechen. Der treulose Taraglia findet im Tode durch die Hand des treuen Eckart den wohlverdienten Lohn.

Die hervorstechendsten Personen der Tragödie sind Otto III., Stephanie und Taraglia. Otto's hochherziger, ritterlicher Sinn, so wie seine Milde, die sich selbst zu träumerischer Weichheit steigert, sind im Bisherigen schon bezeichnet. Seine Schuld sind — außer dem Leichtsinn, mit dem er „den Spruch der Gnade auf die Spitze des grauenvollen Augenblicks des Todes" stellt, außer der Weichheit, mit der er sich in so ernstem Augenblick, in dem es sich von Leben und Tod handelt, der plötzlichen Leidenschaft gegen das Weib eines noch Lebenden hingibt — seine hochfahrenden Pläne, die ihn seinem treuen deutschen Volke entfremden und zu den Italienern ziehen, von denen ihm eben deßhalb das Verderben kommen muß. Dagegen versöhnt mit ihm, neben seiner Milde, die Kraft, mit der er seinem Volke, zu dem er, zur Erkenntniß gekommen, sich mit neuer Liebe wendet, das größte Opfer, das des Herzens, bringt, so daß auch hier der Tod seine versöhnende Kraft bewähren kann. Stephanie degt kindliche Liebe zu ihrem viel ältern Gemahl und daneben patriotische Gesinnung. Aber sie

Digitized by Google

vergißt — und damit ist ihre Schuld bezeichnet — mit ihrer leidenschaftlichen, sündhaften Liebe zu Otto, Gemahl und Vaterland, und sie sagt zu Otto, den Gewissensbisse wegen der Hinrichtung des Crescentius und wegen seiner Liebe zu dessen Wittwe quälen:

Laß ruh'n im Grabe, was begraben ruht.

Ihre Religiosität war nur eine äußerliche Werktheiligkeit:

Wer zeiht mich eines Fehls in meinem Wandel?
Ich habe gern Almosen ausgetheilt
An Kirchenthüren, in einsamen Hütten;
Gespeist Pilgrime an den hohen Festen,
Gestiftet viele Messen in die Kirchen!
Zu Tausenden Wachskerzen angezündet
Auf heiligen Altären; und vom Beten
Sind häufig meine Kniee wund geworden;
Was hilft mir Alles, undankbarer Himmel!
Wo ist dein Frieden? wo ist deine Hülfe? .

Auch Otto klagt über ihren „heft'gen Sinn" und ihre „dämonische Natur."

Trefflich charakterisirt ist die abgefeimte Bosheit des Taraglia. Er hat, dereinst mit Stephanie verlobt, dieselbe, die ihn nie liebte, aus schlauer Politik seinem Bruder abgetreten. Meisterhaft ist namentlich die Art, mit der er das Volk aufzuhetzen und je für seine Zwecke zu benützen weiß. Dieses ist als feig, abergläubisch, wankelmüthig und treulos geschildert; deßhalb sehnen sich auch die Deutschen zurück in ihre Heimath, und Eckart, Markgraf von Meißen, der hier als Repräsentant der Deutschheit betrachtet werden darf, sagt:

Seh' ich so eine Italienernase,
So laufen Spinnen über meinen Rücken.

In dem Trauerspiel „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer" ist, wie schon der Titel andeutet, der aus der Geschichte und aus Bulwers romantischer Bearbeitung bekannte Rienzi die Hauptperson. Derselbe erscheint hier als eine edle, kühne und dabei tief poetische Natur. Seine Zither, der Jugendzeit Gefährtin gibt ihm nimmer Trost, er schöpft aus Livius das Ideal des Republikanersinnes und altrömischer Freiheit; er nennt begeistert sich selbst den letzten Römer, in dem die Seelen der Catonen und Cäsaren wohnen. Der Adel Roms hatte durch sein über alle Grenzen gewaltiges Benehmen den Papst genöthigt, nach Avignon seinen Sitz zu verlegen und die Patrizier, besonders das mächtige Haus Colonna, dessen Haupt Stefano Colonna sich vom päpstlichen Stuhl den Titel eines Gouverneurs von Rom erstrotzt hatte, unterdrückten und beraubten auf's schamloseste das Volk. Rienzi ward vom Volke nach Avignon um Hülfe bittend gesandt und er kehrte als Notar in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Legaten mit Verheißung besserer Zukunft und mit der Vollmacht, den Zustand Roms zu untersuchen, zurück. Doch der Adel fuhrt ohne Scheu in seinen Bedrückungen fort; die Bürger klagen Rienzi ihre Noth und Einer, Lorenzo, der den Geist in ihm ahnt, ruft ihm zu:

Bist du ein Brutus, wirf die Maske ab!
Bist du ein Cäsar, so ergreif die Zügel
Des Regiments von Rom! Entschließe dich!

Wohl schwebt ihm die altrepublikanische Freiheit vor der Seele; wohl antwortet er seiner hochstrebenden Gemahlin, Camilla, die von der „funkelhellen Kaiserkrone" träumt: sein einz'ger Stolz sey, Römer zu seyn und Plebejer, wie Marius gewesen; doch regt sich schon der schlummernde Ehrgeiz in seiner stolzen Brust. Er sagt nach Camilla's Abgang:

Auch über sie kommt jener dunkle Geist,
Der mit prophet'scher Stimme zu mir spricht,
Daß Augen zu mir funkeln in der Nacht —
Und Aufrufe predigen in meinem Herzen.
Du Dämon meiner Seele schreit' voran.
Wer du auch bist, ob Brutus oder Cäsar,
Ich folge unerschrocken deiner Spur ꝛc. —

Auf einem Maskenball, der mitten in der Noth des Volks die Patrizier zu übermüthiger Lust versammelt, weist Colonna nicht nur den päpstlichen Legaten mit seinen Beschwerden höhnend zurück und bricht damit gänzlich mit der Kirche, sondern behandelt auch das bittende und klagende Volk aufs empörendste, ja läßt den freimüthigen Lorenzo vom Söller hinunterschleudern. Rienzi, der sofort vor dem aufgeregten Volke mit hinreißender Beredtsamkeit spricht, wird von diesem zum Volkstribun erwählt und vom Legaten bestätigt; er ladet die Patrizier vor sein Tribunal, um Rechenschaft zu geben; diese aber entweichen aus Rom. In jugendlicher Macht steht dieses bald da und Rienzi beherrscht es wie unumschränkt. Zwar, als Baroncelli, der schamlos freche Bastard Stefano Colonna's, der das Volk aufgewiegelt und für Rienzi's Plane geworben hatte, diesem den tapfern, aber selbstsüchtigen Freibeuteranführer Montreale zum Schutze gegen die heranrückenden Patrizier zuführt und Beide dem Tribun ein Triumvirat oder Theilung Italiens vorschlagen, so entbrennt in diesem ein edler Unwille. Doch kann er sich nicht rein erhalten von großen Fehlern. Den „besten Staat" will er durch starre, rücksichtslose Gerechtigkeit, die nicht selten zur grausamen Härte überspannt wird, begründen, so daß Andrea, einer der Repräsentanten des römischen Spießbürgerthums sagt: „Denkt an mich, der Tribun ist zu gewaltig! Vor lauter Gerechtigkeit wird einem angst und bang; aller Abende, wenn ich zu Bette gehe, greife ich nach meinem Kopfe und freue mich, daß ich ihn noch habe. Er macht viel zu viel Gerechtigkeit."

Digitized by Google

Auf der andern Seite wird er stolz, prachtliebend, herrschsüchtig. Er prahlt bei sich:

Jetzt stehen alle Völker ap dem Strand,
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus.
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentakt
Hoch an dem Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich fraut und schlank
In deine gold'ne Fluth. Ich trink' dich aus
Bis auf den letzten, allerletzten Tropfen.
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, imperium, du Herrscherwonne;
Zu todt in dir mich schweigen, wie ein Gott!

Er verderbt es auch mit der Kirche und dem Papst, durch dessen Hülfe er so weit gekommen; er führt zwar immer den Namen des Volkes im Munde, aber am Ende meint er doch auch zumeist sich selbst. Vergebens warnen ihn treue Freunde, der Volksgunst, „der Windrose voll Laune und voll Zufall," nicht zu viel zu vertrauen. Die römischen Bürger sind nicht mehr die alten Römer. Ihre Indolenz und Charakterlosigkeit wird mit kurzen, treffenden Zügen geschildert. Crassa, ein träger Spießbürger, seufzt nach einem glücklich abgeschlagenen Sturme: „Kann man denn einmal ordentlich ausschlafen vor diesen Trommeln und Trompeten! Elend wird man davon. Hatte ich sonst den Rock zugeknöpft über den Leib, so konnte ich die fünf untern Knöpfe nicht mehr sehen, jetzt fällt mir schon der vorletzte in die Augen. Heißt das auch alte, gute Zeit?" Als nun der Legat den Tribun mit dem Kirchenbanne belegt, verläugnet ihn dasselbe Volk, das kaum noch ewige Treue jauchzend gelobt hatte. Vergebens sucht Rienzi mit Donnerworten an das Herz dieser Memmen zu sprechen. Wie der treulose Baroncelli, den R. mit unzeitiger Großmuth gegen schändlichen Verrath begnadigt hatte, mit einer Schaar Räuber einbricht, fallen und jauchzen sie diesem zu und Rienzi muß entweichen. Zwar bald wird er zurückersehnt und, nachdem er reumüthig die päpstliche Verzeihung angesleht hatte, vom Banne entlastet und vom papstlichen Legaten Raymond mit einem Heere Rom entgegen zurückgeführt. Doch eine Prüfungszeit war ihm noch bestimmt. Denn, sagt Raymond:

Wär' ich nur überzeugt von seiner Treue!
Doch ist noch nicht sein alter Stolz gebrochen,
Nicht der Gedanke an die Weltherrschaft;
Denn solche Menschen sind dämonischer Art,
Wie groß sie sind, gefährlich sind sie immer:

Er besteht die Geduldprobe nicht. Als der Versucher Montreale mit falsch gemeinten Anträgen, ihm vermittelst seiner Räuberbande wieder zur Herrschaft zu verhelfen, ihm naht, so unterliegt er der Versuchung nach einigem Kampfe. Vergebens sucht ihn seine treue Gattin Camilla, die „des Unglücks wunderbare Macht" und durch sie Demuth und etwas Höheres, als Herrscherwahn kennen gelernt hat, zurückzuhalten. Er kehrt nach Rom zurück „als Feind." Denn er „haßt nun grimmig diese Römer schufte." Nun will er nur gefürchtet seyn und wird Tyrann. Montreale ist abermals falsch und R. läßt ihn verurtheilen und zum Tode führen. Dieser fordert ihn

— — vor Gottes Richterstuhl
Denn in drei Stunden stehst du dort mit mir!

Dieser Tod nebst Prophezeihung macht dem in s bereits zerfallenen Tribunen nur zu viele Gewissensbiß Denn Blut war er ja schon gewohnt und Montreale hat vielfach den Tod verdient. Unpolitisch war der Schritt allerdings und um so mehr zu beklagen, da sich eben Alle freundlich lösen wollte. Die Nachricht von der Enthauptung des „großen Montreale" hatte einen neuen Volksauflauf mit dem Geschrei „Gerechtigkeit und Brod" zu Folge, unter Anleitung des Baroncelli, von welchem der Tribun unter Hohnworten erstochen wird. Camilla folgt ihm freiwillig in den Tod. Der elende Baroncelli wird ergriffen. Raymond nimmt im Namen des Papsts wieder Besitz von Rom.

Diese beiden ausführlicher dargelegten Tragödien scheinen uns die durch ihre Charakteristik ausgezeichnetsten In dem Trauerspiel „die Bräute von Florenz" ist mehr die Verwicklung hervorgehoben. Das Thema ist eine ohne Einwilligung der Betheiligten beschlossene Heirath mit ihren Verwicklungen. Dieses bekannte Thema ist aber als lebendiger Faktor mit geschichtlich bedeutenden Zuständen verflochten. Der Dichter selbst sagt in dem Vorwort über diese Tragödie: „in den Bräuten von Florenz tritt der Moment hervor, wo Florenz nach langem, hartnäckig behauptetem juste milieu zwischen der geistlich-freiherrlichen Partie der Welfen und dem Waiblingenschen Adel, aus dem dumpfen, chronischen Leiden eines gewaltsamen Friedenszustandes durch das Schicksal der Liebe Buondelmonte's, eines seiner edelsten Jünglinge, in die weltgeschichtlichen Konflikte hineingestürzt wird, um in sich das ganze mittelalterliche Leben, wie einst Athen die alte Welt, zur Verklärung zu bringen und abzuschließen." — Buondelmonte ist ein edler, hochherziger, ritterlicher Jüngling, etwas leichtsinnig, wie derlei Herren zu seyn pflegen. In Bianka ist der Somnambulismus poetisch benutzt. Ein gar liebliches herziges Bild ist die unschuldige Costanza.

Die am wenigsten bedeutende unter den vorliegenden Tragödien ist die letzte: „Wendelin und Helene." Sie hat den oft benutzten Gegenstand: ein von einem Vornehmen verführtes, zwar geliebtes, aber doch verlassenes Mädchen. Seine Reue und sein Tod versöhnen das beleidigte Sittengesetz. Doch auch dieses Trauerspiel hat historische Grundlage. Es spielt in der Zeit, wo Bürger und Bauer das Joch des Adels abzuschütteln ringen. Der Dichter saat selbst, dieses Stück sey sein erster Versuch und empfiehlt es milder Beurtheilung. Es ist in ungebundener Rede geschrieben.

Im Allgemeinen können wir nur freudig diese gesunden Früchte auf dem nicht eben besonders gesegneten Felde der dramatischen Poesie begrüßen. Wir finden hier wahre Poesie, lebendige Handlung, gewandten Dialog und würdige, sittliche Haltung. „Otto III." und „die Bräute von Florenz" wurden in Dresden zuerst zur Darstellung gebracht, und wir zweifeln nicht, daß der Eindruck ein sehr günstiger war. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. December 1842.

Keltische Alterthümer.

Die malbergische glosse. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes Heft. Halle, Anton, 1842.

Durch den Verfasser ist die merkwürdige Entdeckung gemacht worden, daß die sogenannten Maldergischen Glossen zum salischen Gesetz, die man bisher für ausschließlich deutsche, nur durch Abschreiber verderbte Wörter gehalten hat, vorzugsweise keltische Wörter seyen. Durch diese Glossen sind nämlich die vornehmsten lateinischen Ausdrücke jenes Gesetzes in die Volkssprache übertragen.

Wenn Herr Leo daraus überhaupt auf ein Uebergewicht keltischer Elemente im deutschen Wesen schließt, scheint er seine Folgerungen zu weit auszudehnen. Jene Glossen wurden für eine noch halbkeltische, den Franken unterworfene Bevölkerung angefertigt; das Gesetz selbst wurde lateinisch geschrieben, aber gegeben wurde es von den Deutschen. Auch der Umstand, auf welchen Leo sehr großes Gewicht legt, daß Bestimmungen des Gesetzes selbst ihrem Inhalt nach andern auerkannt keltischen Gesetzesbestimmungen, nicht aber andern deutschen analog sind, beweist nur, daß die fränkischen Eroberer, als sie sich auf altkeltischem, von den Römern bereits früher eroberten Grund und Boden niederließen, die dort längst bestehenden Verordnungen über das ländliche Eigenthum fortbestehen ließen, was sehr natürlich war. Der neu angesessene deutsche Eigenthümer hatte guten Grund, gegen die ihm gewiß nicht immer sehr holden gallisch-römischen Untergebenen oder Nachbarn die altherkömmlichen Strafgesetze in Bezug auf Viehdiebstahl ꝛc. in Kraft zu erhalten. Waren diese Gesetze zweckmäßig, wozu hätte er neue ersinnen oder aus seiner frühern Heimath etwa andere weniger genaue Bestimmungen einführen sollen? Die Deutschen fanden auch wohl Manches vor, was bei ihnen zu Hause weniger im Schwange war, und wenn Herr Leo insbesondere die Gesetzgebung in Bezug auf die Schweine als wesentlich keltisch nachweist, so ersieht man daraus nur, daß die welschen Nationen von jeher, wie noch heute, größere Liebhaber der Cochonerie gewesen sind, als die deutsche.

Wichtiger indeß als die spätere Keltisirung und Romanisirung der Franken jenseits der Maas ist der viel ältere Einfluß keltischen Wesens auf das deutsche schon im Innern Deutschlands selbst. Die Franken wurden eben, wie die Burgunder, Gothen, Longobarden in dem eroberten Lande von der Kultur der ältern Einwohner und namentlich auch durch den Einfluß der römischen Kirche ihrer alten Volksthümlichkeit entfremdet. Daß aber in dieser Volksthümlichkeit selbst schon in der eignen Heimath der Deutschen viel Keltisches verborgen lag, ist noch interessanter an sich und auch bisher weniger bekannt gewesen. Es erklärt sich einfach aus der Annahme, daß die Kelten früher in Europa eingewandert sind, daß die Deutschen ihnen nachfolgten und sie nach und nach aus der Kernmitte Europas nach allen Seiten süd-, west- und nordwärts hinausdrängten, und aus der weiteren Annahme, daß die Kelten sich schon früher Bildung, namentlich an den Küsten des Meeres zugeeignet hatten, während die Deutschen aus dem Binnenlande, aus Steppen und Wäldern kommend, tapferer, aber auch roher waren. Deutscher Stolz braucht sich gegen die Annahme, daß wir von Andern gelernt haben, weder zu sträuben, noch sie zu beklagen. Wenn das deutsche Volk Jahrhunderte vor Christi Geburt schon in dem Grade wie heute gebildeter gewesen wäre, als andere Völker, so würden uns ruhmvolle Beweise davon nicht fehlen. Aber es kommt nicht darauf an, womit man angefangen hat, sondern wozu man gekommen ist. Mögen die meisten Wörter, die bei der Schiffahrt vorkommen, ursprünglich keltisch seyn, so wurden doch germanische Normannen, Hanseaten und Holländer und sind heute noch germanische Engländer und Amerikaner die größten Seefahrer. Hat auch das liebe Vieh in Deutschland heute noch großentheils nicht deutsche, sondern keltische Namen, so beweist das

Digitized by Google

nur, daß die Kelten es früher genannt, die Deutschen aber länger besessen haben.

Um nun ein Beispiel zu geben, wie so mancher deutsche Name in der deutschen Sprache selbst nicht organisch wurzelt, sondern nur aus dem Keltischen stammt, entlehnen wir dem Werke Leos die Ableitung der Pferdenamen: „Den obersten plaz unter den haustieren hat überal das pferd. Gehen wir nun die alten deutschen benennungen der pferde durch, so finden wir vornämlich folgende:

ahd. ehu; alts. ehu; an. iór. (gen. ios, so dass sich das r als teil der endung zeigt).
ahd. hengist; ags. hengest; an hestr.
ahd. reinno.
ahd. scelo.
ahd. meribha, ags. myre, an. meri — ahd. marah.
ags. stêde (verwandt ags. stôd, ahd. stuot, das gestüte).
an. tiá.
ahd. volo, vullin, an. foli, folald.
alts. Wigg, agl. vicg.
ahd. hros, ags. hors.

Diese worte sind nun fast alle im Keltischen auch zu finden, denn dem ehu entspricht gälisches each; dem merihha, marah, gälisches marc, wälsches march; reinno hat Grimm schon mit dem waranio der lex salica zusammengestellt, und diess ist gälisches garrán, welches eine zusammenziehung ist aus gabharan; und diess wider eine ableitung von gobhar (oder gabhar) das pferd; garrán bedeutet ein starkes pferd. Stôde ist gälisches steud ein schnelles pferd; und auch dem angelsächsischen stôd entspricht gälisches stuadh, welches eine heerde, besonders eine schnel sich bewegende, also vorzüglich rossheerde, dann aber ebenso wie steud, auch einen schnellen lauf überhaupt, auch eine woge bedeutet.* Wigg ist des gälische oigeach, wofür die schreibung aigeach in Irland häufiger ist, und wovon (da sowol oi als ai mundartlich mit ui als stamvocal in den wörtern wechseln) ehemals wenigstens, sicher auch noch jezt hie und da, eine nebenform uigeach existiren muss — das wort bedeutet einen jungen hengst, ein junges, kräftiges pferd.** Das wort hengist endlich, was deutsch so ganz verwaist da steht, kömt nicht nur in der malbergischen glosse vor (chengisto caballus spathus; chanco [al. hanziao — das z ist wol verlesen für g in angelsächsischer schrift] caballus, qui carrucam trahit), sondern erklärt sich auch aus keltischen wurzeln sehr einfach und lebendig. Im Gälischen heisst cuing ain band, eine schranke, eine einschliessung, ein joch, eine einspannung, ein kummet — dass (wie so oft bei wörtern, die im stamme ui als vocal haben) eine form caing, wenn auch nur mundartlich daneben bestund, zeigt noch das abgeleitete caingeal, die einschliessung, die hürde. Von diesem cuing oder caing ist nun chanco abgeleitet: das zugpferd, das pferd, was im joch oder in der einspannung geht. Cuingreach heisst noch eine art wagen; und chengisto verhält sich ebenfals zu caing, wie die gälischen wörter tanaiste (der fürst) zu tan (das land); taista (knopf, heftel, schnürband) zu taic (die festhaltung); riaraiste (rückstände, zurückbleibender teil) zu riaraich (teilen); caraiste (der wagen) zu caraich (bewegen, faren); u. s. w. kurz es ist eine keltische ableitung, und bedeutet: das eingespante pferd und zwar mit weiterer masculiner bildungssylbe. Das wort „hengst" ist übrigens nicht das einzige auf -st gebildete, welches die deutsche sprache von Kelten erhalten hat: orn z. B. heisst gälisch: „die schlacht" — wälsch: „die herausforderung" und ornest heisst wälsch: „der zweikampf;" dasselbe bedeutet ursprünglich das deutsche, „ernst (angels. eornost)." Auch forest (weglose gegend) ligt unserm forst zu grunde, und ist ein wälsches wort.

Ziehen wir diese als auch im Keltischen vorkommend erwisenen bezeichnungen deutscher mundarten für pferde von der ganzen reihe ab, so bleiben uns als den deutschen mundarten allein angehörig nur scelo, tia, volo und hros, und selbst von diesen hängt villeicht noch eines mit keltischen wurzeln zusammen." S. 16.

Auch Ausdrücke, durch welche gesellschaftliche Verhältnisse bezeichnet werden und die wir bisher für Deutsch nahmen, sind keltisch. „Auch das wort dorf ist keltisch, ohngeachtet es schon in einer gothischen form bei den Deutschen gefunden wird. Deutsch ist das wort ohne stam und ohne organischen zusammenhang; ich hielt es deshalb früher schon für ein uralteuropäisches cf. rectitudines sing. pers. p. 36 u. f., denn es findet sich bei Römern, Deutschen und Finnen. Gälisch lautet das wort treabh oder in alter form trubh cf. O'Connor script. vet. rer. Hibern. I. p. XC. in dan proleg., wo in Fiechs altem liede der vers vorkömt: Succat a ainm hi trubh rad [Succat sein name in (seinem) stamme gesprochen ward]. Nachher

* Das verbum steud heisst: schnel laufen.
** Das wälsche gibt die einsicht in die ursprüngliche bedeutung des wortes; nach streng regelmässigem lautwechsel müsse aigeach wälsch wyrawg oder gwyrawg lauten. Diess leztere wort kömt vor, und bedeutet ein wesen, was stets ausläuft, ausrent, von gwyr das ausrennen (auch ausweichen) und gwyraw, ausrennen, auslaufen (auch ausweichen, fliehen).

Digitized by Google

kömt in demselben liede der plural trebhe vor. Treabh oder trubh bedeutet: familie, stam, gemeinde, landgut, flur — daher di-treabh, die wüste, land ohne ackerflur. Es ist das lateinische turba und tribus damit verwandt, wie ich schon in den rect. sing. pers. angeführt habe. Im Wälschen heisst torf oder torv, ein zusammengehöriger haufe menschen; torva das heer; torvu heisst: versammeln; trev, landgut, dorf, wonort; treva, wonort, dorf, versammlung, gemeinde; trevn, das susammengehören, das system; treynu, zusammenordnen, in ein system bringen, einer gemeinsamen ordnung unterwerfen; der stam ist gälisch: tre (durch) — wälsch: try (eigenschaft des ganz hindurchgehens, in sich zurück kerens, des in sich abgeschlossenen satzes, des zusammengehörens). Auch die angelsächsische und deutsche bezeichnung des hauses des kleinen landbauers; cote oder kothe, ist keltisch. Im Gälischen bedeutet cot einen teil, eine section, seinen anteil; in specie ist es der anteil des einzelnen familienvaters im clan an der flur der clans abtheilung zu welcher er gehört. Dasin Irland nach der alten gemeindeeinrichtung diese fluren, wie noch manche auf dem trierischen hochwalde, gemeinsam waren, und von zeit zu zeit die parcelen durch die häuptlinge neu verteilt wurden, zu jeder parcele aber eine wohnhütte gehörte, ist dann cot auch eine solche ländliche wonhütte; das englische cottage kömt davon her. Wälsch heisst cut oder cwt die hütte; dann aber auch: der abschnit; cwtws, das loss; cytiaw, kurz abschneiden." S. 20.

Dramatische Dichtkunst.

2) Königin Brunhild. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von R. O. Consentius. Karlsruhe, Macklot, 1842.

3) Alboin, Trauerspiel in drei Akten. Von demselben. Stuttgart, Druck von C. F. Mayer, 1842.

In dem ersten dieser beiden Trauerspiele ist Brunhild, im zweiten Rosamunde die Hauptperson. Beides sind bekannte historische Charaktere, Kraftweiber aus einem barbarischen Zeitalter. Um die Westgothin Brunhild gruppiren sich alle Greuel der fränkischen Merowinger und Rosamunde ist durch die Rache, die sie an ihrem Gemahl Alboin nahm, weltberühmt. Beide Frauen waren durch Schönheit ausgezeichnet, aber die Milde fehlte ihnen; theils weil das Zeitalter überhaupt in tiefe Barbarei versunken war, theils weil jene Frauen durch alles beleidigt wurden, was menschliches Gefühl empört, und weil dieß die ihnen angeborne Kraft, wir möchten sagen das, was Race in ihnen war, zum Widerstand aufforderte und zum Ausbruch unbändiger Wuth reizte. Der Dichter hat diese titanenhaften Wesen wohl begriffen und ermangelt desjenigen Nachdrucks in der Sprache nicht, der dazu gehört, um uns ihre colossale Leidenschaft zu vergegenwärtigen. Nur scheint er insofern einer seit Schiller sehr allgemein verbreiteten Neigung der neuern Dichter zu viel nachgegeben zu haben, indem er seinen Heroinen zu viel Reflexion über ihre Kraft und überhaupt über ihr eignes Wesen gestattet. Sie sollten mehr unbewußt, mehr naiv handeln.

Da wir der Kraftsprache immer das Wort geredet und das gar zu weichliche Tragödiengewimmer oft verspottet haben, wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir an der wirklich kräftigen Sprache der vorliegenden Trauerspiele die Tendenz zu gemeinen Ausdrücken tadeln. Gleich im Eingange des Alboin begegnen uns Schimpfworte. Sie kommen zwar aus dem Munde des Pöbels, aber der Dichter hätte nicht vergessen sollen, daß sich dergleichen auf keine Bühne schickt. Noch weit weniger passen aber gemeine Bilder und Ausdrücke zu hochtragischen Momenten. König Alboin hat seine Gemahlin gezwungen, aus dem Hirnschädel ihres Vaters zu trinken. Eine ungeheure Rohheit, die nur durch die barbarischen Kriegssitten der Zeit und durch die Trunkenheit des Königs erklärbar ist, und die, wie sie es verdient, den tragischen Untergang ihres Urhebers zur Folge hat. Der Dichter mag nun den Alboin in roher Verstocktheit verharren lassen als einen zarteren Empfindungen ein für allemal unzugänglichen Krieger, oder er mag ihn, vom trunknem Muthe zur Besinnung zurückgekehrt, die That bereuen und das Verhängniß, das er dadurch herausgefordert, ahnen lassen; aber wenn er das letztere wählt, wie hier geschehen ist, sollte er ihn niemals vom tragischen Ernst zu Ausdrücken herabsinken lassen, die nur der Comödie ziemen. Alboin bereut, Rosamunden zu dem Trunke gezwungen zu haben und sagt:

> Wahnsinnig war ich. Heller ist das Urtheil
> Des unverständigen gehörnten Viehes.
> O meine zarte, süße Rosamunde ꝛc.

Es ist im Grunde wahr, Alboin handelte wie ein Ochs, aber der Dichter darf ihm diese Wahrheit nicht selbst in den Mund legen, weil das gemeine Bild die tragische Illusion stört und uns zum Lächeln reizt. In solchen Kraftausdrücken sollte sich nun der Dichter mäßigen lernen, ohne übrigens der Kraft selbst zu entsagen.

4) Die quade Fölke. Historisches Trauerspiel von C. A. Beinhöfer. Leer, Seyde, 1842.

Ebenfalls eine Heroine, und zwar aus der ostfriesischen Geschichte. Ein herrisches Weib, Wittwe eines

Digitized by Google

friesischen Häuptlings, die an den Feinden ihres Hauses die grausamste Rache nahm und in ihrem Volk, wie in ihrer eignen Familie unbarmherzige Tyrannei übte. Wiarda hat ihre Geschichte sehr anziehend geschildert und auch im vorliegenden Trauerspiel beurkundet sich hinlänglich der poetische Eindruck, den diese Begebenheiten und Charaktere auf den Dichter gemacht haben. Aber die sentimentale Jambensprache eignet sich wohl für einen so eigenthümlichen und scharf gezeichneten Provinzialismus nicht. Wir können uns des Gedankens nicht erwehren, die quade Fölke müsse sich viel naiver, ungebildeter ausgedrückt haben.

5) Kaiser Heinrich der Vierte. Ein Trauerspiel von Theodor Schliephake. Mannheim, Götz, 1841.

Es ist hier nur der letzte Moment aus dem langen Leben Kaiser Heinrich IV. aufgefaßt, nämlich der Kampf mit seinem Sohne Heinrich V., der ihn absetzte. Gewiß ein höchst unerfreuliches Sujet, aber tief ergreifend, wenn man es recht erwägt und den rechten Moment hervorhebt. Der Dichter hat dieß wohl eingesehen und daher im bittern Schmerze seines unglücklichen Helden den Kaiser vom Vater würdig unterschieden:

Glaubt ihr, es reize mich nur Vaterschmerz?
Seh' ich nicht gegen uns ein falsches Reich
Und ein erlognes Deutschland sich erheben
Und eine Kirche, so die Römerstufen
Zum Thron der Erde aufzubauen sich mühet,
Um meinen Sitz als Schemel zu betreten,
Um an die Krone, die mir rein verlieh'n,
Der Unterwerfung schnödes Band zu heften!
Es ist der erste Kampf noch, den ich führe,
Von dem ich nie geruht, dieselbe Krankheit,
Die Glied für Glied an meinem Leben nagt.
O, habt ihr eine Wage, die das Leiden
Des Reichs, die Summen Grolls, der Zwietracht Nahrung,
Und jegliches Gedächtniß gegen mich
Und jede Klage faßt: so füllt sie auf
Und sparet nichts, die Schale zu belasten!
Denn in die andre leg' ich meines Lebens
Freudlose Müh'n und die geraubte Kindheit,
Unausgesetztes Wirken in dem Sturm
Und nimmer müden Brandung um den Thron!

Der Ausdruck „ein falsches Reich und ein erlognes Deutschland" ist sehr gut gewählt. Das war es allerdings, was die Päpste aus unserm Vaterlande haben machen wollen und eine Zeitlang gemacht haben. Der Dichter hatte es wohl noch stärker hervorheben können, wie arg sich Rom an den Deutschen versündigt. Wenn junge Prinzen verderbt, mißleitet wurden; wenn treue Fürsten wankend gemacht, zur Untreue verlockt wurden, wenn selbst die heiligsten Bande der Natur zerrissen und der Sohn gegen den Vater aufgehetzt wurde, so war immer Rom die Ursache. Die Greuel, die schon in der Familie Ludwigs des Frommen, die wieder in der Familie Heinrichs des Vierten, dann in Friedrichs II. vorkamen, hatten alle diese Quelle. Wenn man fragt, wie kamen Dinge, die so ganz dem deutschen Wesen widerstreben, dennoch in die deutsche Geschichte, so weist die Antwort immer nach der Stadt der sieben Hügel.

6) Johann von Schwaben. Trauerspiel in fünf Akten. Von R. Neumeister. Leipzig, Barth, 1841.

Ein Stoff, welcher schon öfter bearbeitet worden ist. Johannes Parricida ermordete seinen Oheim, Kaiser Albrecht I., wurde geächtet und starb in Pisa als unbekannter Mönch. In vorliegendem Trauerspiel wird der Kaiser am Schluß des vierten Akts ermordet. Im fünften Akt folgen nur noch drei Scenen (zusammen nur 11 Druckseiten). Erste Scene: Johanna von Wart am Radenstein unter dem Rad, auf das ihr Mann geflochten wurde; Monolog. Zweite Scene: Königin Agnes, die ihren kaiserlichen Vater aufs blutigste gerächt, von Gewissensbissen gemartert wie Lady Macbeth und sterbend. Dritte Scene: Johann als Pilger in Prag am Grabe einer Thekla Grafin Terzky, die er früher geliebt. Dramatischer Zusammenhang wird in diesem kurzen letzten Akt sehr vermißt; die willkürliche Abweichung von der wahren Geschichte dürfte sich aber um so weniger rechtfertigen lassen, als für Johann, den Träger eines so grausamen Schicksals, eine gewöhnliche Theaterliebe nicht paßt.

7) Der sächsische Prinzenraub. Ein dramatisches Gedicht von Julius Wenck. Leipzig, Glück, 1841.

Daß Kunz von Kaufungen die sächsischen Prinzen raubte, war gewiß ein gemeiner, unritterlicher Streich, der denn auch wie ein gemeines Verbrechen bestraft wurde. Da ist nirgends etwas Edles oder Großartiges; die ganze Begebenheit gewährt nur in Bezug auf die beiden fürstlichen Knaben ein poetisches Interesse, von denen wenigstens der eine sich über seine Jahre herzhaft benahm. Der Räuber selbst aber qualificirt sich nicht zu einem Helden und einer so gemeinen Seele Reflexionen anzudichten, wie hier z. B. in dem langen Monologe vor der Hinrichtung, scheint unpassend. Das Beispiel Müllners, der seinem Hugo Derindur, der nichts als ein feiger elender Meuchelmörder war, hohe Phrasen in den Mund legte, sollte nie mehr nachgeahmt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. December 1842.

Romane.

1) Hook's ausgewählte Romane. Zwölf Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1842.

Drei Romane, jeder in vier Bändchen. Der erste ist „Jack Brag," das Leben eines Leichtsinnigen. Hook hat bei diesem Werke wohl an die ältern Romane von Smollet gedacht und sich bestrebt, dieselbe gute Laune zu zeigen. Es ist ihm auch gelungen. Eine Menge von Situationen, in die er seinen liederlichen Helden bringt, sind höchst ergötzlich.

Jack Brag ist der Sohn einer Wittwe, die ein einträgliches Geschäft in Lichtern treibt. Der kleine junge eitle Sprößling glaubt sich aber zu etwas Besserem berufen als zum Ladenhüten und Lichterverkaufen, spielt den Gentleman, drängt sich zu Vornehmen, wendet Geld dafür auf, macht Schulden und ersetzt, was ihm an reellern Mitteln abgeht, durch Lügen und Prahlereien, für die er die seltenste Virtuosität entwickelt. Dabei spielt ihm aber das Schicksal beständig tückische Streiche und bringt ihn in die bösesten Verlegenheiten. Auch trägt seine kleine Figur nicht wenig zu den wiederholten Demüthigungen bei, die er erfahren muß. Seine wohlhabende Mutter bietet ihm immer einen Rückhalt dar, aber auch diesen verliert er, als ein junger Fant, wie er selbst, das Herz der alten Dame zu fesseln weiß, sie heirathet und sich in den Besitz ihres Vermögens setzt. Wie die beiden Liederlichen, der Eine als Mann, der Andere als Sohn an der alten Frau hängen, und sich wechselseitig um das Geld zu betrügen suchen, gibt zwar zu vielfach komischen Scenen Anlaß, macht aber doch im Ganzen keinen erfreulichen Eindruck auf den Leser. Die alte Frau wird hier nicht bloß von den jungen Bösewichtern, sondern auch gewissermaßen vom Dichter selbst mißbraucht, sofern er sie als eine brave und herzensgute Frau schildert und sie doch in Lagen bringt und Aeußerungen thun läßt, die allzu tief in die Gemeinheit hinuntersteigen, und sie uns nur noch als eine Karikatur erscheinen lassen. Sehr komisch ist eine Wirthshausscene III. S. 136. Die Mama ist mit ihrem Mann und Sohn in einem Gasthof abgestiegen, und das Dienstmädchen glaubt, ihr Mann sey ihr Sohn, weil er eben so heißt wie sie, und will dem jungen Herrchen ein besonderes Bettchen anweisen. Das erinnert an die Anekdote von dem kleinen Papa, dem, als er der Niederkunft seiner Frau anwohnte, die Hebamme einen Apfel gab, damit er sich damit trösten und fortgehen sollte, weil sie ihn nur für das ältere Söhnlein der Wöchnerin hielt. — — Eine Theaterscene (III. 141 ff.), welche die eigentliche Katastrophe des Romans bildet und den Humor auf den Gipfel treiben soll, läßt die arme Mutter gar zu sehr in die Poissardenmanier herabsinken. Ihr junger Mann nämlich unterhält von ihrem Gelde eine Schauspielerin, die von der Bühne herab mit ihm liebäugelt. Die dabeisitzende Frau merkt es, vergißt aus Eifersucht alle Rücksichten und veranlaßt einen öffentlichen Skandal. Das Ende vom Liede ist, daß Jack, nachdem er alle seine Geniestreiche erschöpft hat und weder seine Gläubiger, noch die, bei denen er sich für etwas Vornehmeres ausgegeben hat, länger täuschen kann, nach Indien geht, sein jugendlicher Stiefvater aber den Hals bricht. Das Buch schließt mit der Hoffnung, Jack werde zurückkommen, um das noch immer einträgliche Geschäft seiner Mutter fortzuführen.

Der zweite Roman „Gilbert Gurney" enthält wieder die Abenteuer eines ziemlich leichten jungen Mannes mit heiterm Schluß. Die Entwicklung, wie sich die Hauptpersonen des Romans mit einem Schiff abgesegelt glauben und am Ufer klagen, einander aber auf einmal alle zurückgeblieben finden, ist so lustspielartig, daß man wünschen möchte, das Ganze wäre überhaupt rein auf komischen Effekt berechnet. Aber es gefällt dem Verf. in die lustigen Züge seiner poetischen Physiognomie immer einige sauerliche einzumischen.

Im dritten Roman „Braut und Gattin" herrscht

Digitized by Google

der Ernst, ja das Tragische vor. Wir lernen ein junges Ehepaar kennen, welches durch die Intriguen einer Gräfin auf raffinirte Weise in Uneinigkeit gebracht und bis zur Scheidung getrieben wird. Die junge Mutter wird von ihren Kindern getrennt, erscheint aber, da sie krank werden, unter fremdem Namen als Gouvernante (wie schon die Mutter des Moses in der Bibel) und pflegt sie. Der Vater kommt dazu und entdeckt in der Wärterin seiner Kinder die verlorne Gattin. Ihre Unschuld wird sonnenklar, aber es ist zu spät; schon hat der Gram ihr Herz gebrochen und sie stirbt in den Armen der Ihrigen.

2) Schwänke, Fahrten und Abenteuer des Pedrillo Pablo de Molina. Nach dem Spanischen von Dr. Gultenstein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

Auch hier das Leben eines Liederlichen, doch von noch weit schlimmerer Art, wie denn die älteren spanischen Schelmenromane, wozu auch der vorliegende gehört, die größten Niederträchtigkeiten von ihren Helden erzählen und sogar rühmen, ohne den mindesten Anstoß daran zu nehmen. Es ist ein großer Irrthum, wenn die deutschen Uebersetzer solche Schurkenbiographien für Satiren ausgeben, in welchen die spanischen Dichter die Laster und Thorheiten ihrer Zeit hätten geißeln wollen. Im Gegentheil, die spanischen Dichter addressirten sich damals mit ihren unsittlichen Romanen an das Publikum, was dergleichen liebt, ganz eben so, wie das junge Deutschland und der ganze liederliche Theil unsrer Romanschreiber es, noch heute thut. Jene alten Vielschreiber und Büchermacher von Profession spekulirten auf die Gemeinheit der Gesinnungen ihrer Zeit, wie es die heutigen auch thun. Damals war man nur noch nicht so weichlich wie jetzt. Die Unsittlichkeit hatte noch keine zarten Inexpressibles der Dubevant, sondern noch einen rauhen Kriegsmantel um. Es waren noch nicht die Tage der Salons und Theegesellschaften, sondern die stürmischen Tage der Religionskriege und der spanischen Welteroberung, in welchen ein roher, bestialischer, ja dämonischer Soldatengeist vorherrschte, der die Welt überall durchdrang, wohin spanische Fahnen zogen, und der auch uns im dreißigjährigen Kriege zur Genüge bekannt geworden ist. Dieser Soldatengeist liebte derbe und kolossale Formen der Unsittlichkeit und des Lasters. Er glaubte nicht lispeln zu dürfen, er mußte lachen, daß es die Wände erschütterte. Er schlich sich nicht mit flüsternden Sophismen ein, um durch den Geist das Fleisch zu verführen, sondern er schlug gleich wie ein Donnerwetter ein. Er zog nicht aus feigem Versteck ein künstliches Netz von Trugschlüssen um den Glauben, sondern er trotzte dem Glauben mit offenem frechem Soldatenübermuth, der noch von keinem „Leben Jesu" etwas wußte, aber Kugeln gen Himmel schoß, um Gott zu treffen, wenn es möglich wäre.

Im Innern Spaniens selbst äußerte sich diese Bestialität nicht sowohl in Kriegsgreueln, weil dort Frieden war, als in Gaunereien. Der Held des vorliegenden Romans ist ein Gauner dieser Art, ein Glücksritter, dem kein Mittel schlecht genug ist, sich zu ergötzen und etwas zu erwerben, der dabei Prügel in Menge bekommt, Demüthigungen aller Art erfährt, in den Kerker wandern muß, dem Henkertode kaum entgeht, zuletzt aber doch noch glücklich wird.

Im Anhang noch eine Erzählung: der Pirat von Tunis. Sie endet tragisch, indem sich der Pirat Hassan, von Feinden umringt, mit ihnen in die Luft sprengt.

3) Célestine oder der eheliche Verdacht von Julian Chownitz. Zwei Theile mit 6 Federzeichnungen. Leipzig, Peter, 1842.

Ein Paar, das sich zärtlich liebt, wird vermählt und schwimmt in der Fülle des Glücks. Da findet plötzlich der Gatte Ursache, in die Treue der jungen Frau Mißtrauen zu setzen und ihr Glück ist dahin. Endlich aber klärt sich alles befriedigend auf. Die junge Frau hatte ihrem verschuldeten Bruder ein heimliches Rendezvous gegeben und ihm sogar den Schmuck geschenkt, den sie von ihrem Gatten erhalten, um ihm die nothwendigen Geldmittel zu verschaffen. Also war es nur der Bruder gewesen, den der Mann für einen Liebhaber gehalten, sein Verdacht war ungegründet und das eheliche Glück wurde wiederhergestellt. Bei alledem war es von der Frau sehr unedel, in der Angelegenheit eines so nichtswürdigen Bruders ihrem würdigen Gatten etwas verschweigen zu haben, und in Fällen, wo eine Frau so sehr von ihrer Pflicht abweicht, sollte der Ausgang auch immer tragisch seyn und die Charakterschwache nicht noch am Schluß belohnt werden.

Geschichte.

Historische Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse zu Aufseß. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Wiederherstellung der dortigen Kirche von deren Patron Hans Freiherrn von und zu Aufseß. Zum Besten des Kirchthurmbaues daselbst. In Kommission bei Raw in Nürnberg, 1842.

Herr von Aufseß, der den von Mone fortgesetzten Anzeiger begründet und eine sehr interessante Sittengeschichte des fränkischen Adels mit einer urkundlichen

Digitized by Google

Geschichte seines eignen Geschlechts begonnen hat, gibt hier abermals einen merkwürdigen Beitrag zur Kunde seiner Familie und seiner Stammherrschaft, der zugleich von allgemeiner Bedeutung für die deutsche Kirchengeschichte ist.

Alle Einwohner von Aufseß, Gutsherrschaft und Unterthanen, nahmen zur Reformationszeit den lutherischen Glauben an. Mehrere Aufseß zeichneten sich in den Religionskriegen als eifrige Lutheraner aus und erlitten deßhalb Wunden in den Schlachten, und Plünderungen ihrer Güter. Kaum von der gräßlichen Noth des dreißigjährigen Krieges erholt, und aus dem Brande wieder erstanden, kam Aufseß in neue Bedrängniß durch den Bruderzwist seiner Patrone. Christian Ernst, Freiherr von Aufseß, war der erste des Geschlechts, der gelockt vom Beispiel vieler andern Reichsritter, wieder zur katholischen Kirche übertrat, um sich und den Seinigen fette Präbenden, Domherrnstellen und Hofämter zu erwerben. Dadurch kamen seine protestantisch gebliebenen Neffen und die armen Unterthanen in große Noth, da er als Familienältester nach dem Tode seiner Brüder die höchste Leitung der Familie und der Güter übernahm. „Während ihm nach dem geltenden Religionsfrieden vom J. 1555 und dem westphälischen Frieden v. 1648 eine bloße Hausandacht für seine Person und Hausdienerschaft gestattet war, ohne Glockenklang und äußeres Gepränge, zog er die Katholiken aller Nachbardörfer durch lauten Glockenklang, die enternten durch besondere Boten herbei, ließ öffentliche Beichte und Communionen, an denen oft mehrere 100 Fremde Theil nahmen, halten, ließ Fremde copuliren, Prozessionen mit brennenden Lichtern und Gesang für das ganze Dorf halten und an Festen während des Hochamtes durch vor dem Schloßgarten aufgestellte bewehrte Mannschaft feuern, sogar in seiner Abwesenheit die öffentlichen Gottesdienste regelmäßig und täglich fortsetzen, errichtete eine öffentliche katholische Schule im Dorfe, in welche auch Kinder aus fremden Orten aufgenommen, und die Unterthanskinder evangelischer Aeltern (besonders bei gemischten Ehen) hineingezwungen wurden, kurz that Alles, was nur irgend in einer förmlich errichteten katholischen Pfarrei und Schule hatte geschehen können. So ungesetzlich und gegen alle Ordnung der Kirche und deutschen Reiches dieß auch war, würde es doch noch nicht den Grad der Erbitterung der Evangelischen erzeugt haben, zu dem es endlich durch die feindliche und höchst ungerechte Behandlung der Protestanten kam. Christian Ernst verweigerte nämlich nicht allein die ihm vertragsmäßig obliegende Besoldung für den nach Abgang Pfeufers gemeinschaftlich berufenen Pfarrer Frischmann und seine Nachfolger, so wie einen großen Theil den Pfarrern gehörenden Stolgebühren von den katholischen Eingepfarrten, und verwendete solche, nebst der Hälfte der protestantischen Klingeldeuteleinlagen und sonstigen Kirchengefalle, auf seine katholischen Gottesdienste und Kirchendiener, sondern er widersetzte sich auch auf das Heftigste dem Wiederaufbau der endlich durch sein langes Verzögern vertragsmäßiger Reparaturen eingegangenen Kirche zur Aufseß, um deßwillen der evangelische Gottesdienst bei 8 Jahren unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Er widersetzte sich sogar auch dann, als man ihn gänzlich wegen Geldbeiträge (die er vertragsmäßig zu leisten hatte) verschonen wollte, und sprach den Bauplatz als Eigenthum an, welches er nur dann abtrete, wenn die Katholiken ihren Gottesdienst darin halten dürften, oder Simultaneum eingeführt würde. Es wurde dem evangelischen Schulmeister und selbst dem Pfarrer streng verboten, irgend die katholische Religion oder den Unterschied zwischen ihr und der evangelischen zu berühren, ja sogar am 1730 gefeierten und gebotenen evangel. Jubelfeste sollte der Pfarrer von der Augsburg. Konfession und den symbolischen Büchern schweigen, außerdem man ihm „ein Bein unterschlagen wolle, daß er daran gedachte." Man schloß die Schloßthore zu (wodurch man zur Kirche gehen muß), wenn der Pfarrer die gewöhnliche Morgenbetstunde am Dienstag und Freitag halten wollte; man verbot ihm, den durchziehenden Salzburger evangel. Vertriebenen entgegen zu gehen, oder ihnen Gottes Wort, nach ihren Bitten, vorzutragen; man zerriß die lutherische Bibel und den Katechismus in der Kirche, nahm das Morgensegenbuch vom Altar und legte dafür ein scheußliches Pasquill hin, man verunreinigte die Kirchenthüren mit Menschenkoth, störte den Gottesdienst während der Kommunionen, verbot an den neu eingeführten katholischen Festen den evangelischen zu arbeiten und strafte sie darum, während die Katholiken an hohen evangelischen Festtagen, besonders am Charfreitag, gbscheulich in Dorf und Feld arbeiteten; man sang vor offenem Schloßthor mit brennenden Kerzen Schmähelieder auf die evangelische Kirche. Christian Ernst von Aufseß erbaute Häuser, um darin hergelaufene, liederliche Katholiken aufzunehmen; dagegen suchte er seine alten evangelischen Unterthanen durch seine Missionäre und Mönche zum Abfall von ihrer Kirche zu bewegen, drängte sie auf alle mögliche Weise, wenn Versprechungen und eitle Lockungen nichts fruchten wollten. Er strafte sie nicht nur willkürlich mit Geld und Gefängniß, bis sie ihrem Glauben abtrünnig wurden, sondern trieb die standhaftern derselben sogar mit Gewalt von Haus, Hof und aus dem Ort. Ja selbst seine eigene Familie verschonte Christian Ernst nicht und raubte 1728 auf offener Landstraße mit gewaffneter Gewalt den 9jährigen Christoph Friedrich v. Aufseß, Sohn seines verstorbenen Bruders Carl Christoph, aus den Armen seiner Mutter, um ihn katholisch zu machen, wegen welcher Frevelthat er wohl

Digitized by Google

bei dem Kaiser und Reich schwer angeklagt wurde, aber dennoch durch die katholische Partei Wege fand, sich dem vom Kaiser ausgesprochenen Strafmandat zu entziehen. Selbst die evangelischen Reichsstände zu Regensburg nahmen sich der trostlosen Wittwe an, und doch mußte sie es geschehen lassen, daß ihr Sohn, um ihn für die römische Kirche zu gewinnen, gezwungen wurde, als Domherr in der Domkirche zu Bamberg feierlich aufzuschwören. Ein Kind von 9 Jahren! Etwas alter geworden, lief er jedoch den Domherren davon und blieb, trotz des erzwungenen Eides, Protestant. Die Sache machte im ganzen deutschen Reiche Aufsehen."

Davon geben die gleichzeitigen Jahrbücher „des Nürnberger Bilderfals" zum Jahr 1729 einen Beweis. Hier heißt es: „Großes Aufsehen machte die, in diesem Jahr, auf den Reichstag gebrachte Auffeßische Affaire, wovon zwar das Factum schon im vorhergehenden Jahr sich folgender Gestalt zugetragen: Die verwittibte Frau von Auffeß, gebohrne von Berlichingen, Evangelischer Religion, hatte einen Sohn von 9 Jahren, welchen dessen Vormund und Vaters Bruder, Herr Major und Chor-Maintzischer Cammerherr, Christian Ernst von Auffeß, um ihn der Catholischen Religion zu erziehen, bey sich haben wollte, weswegen von Kaiserl. Majestät die Reichsfreye Fränkische Ritterschaft, als hohe Herren Commissari, ernennet waren. Ehe aber noch die Commission eröffnet worden, reiste besagte Dame nach Baireut, da denn, den 1. Mai, bey Sicherzberg, ihre Chaise von einem Reuter angehalten, und von 6 andern, so sämtlich wohl bewehrt waren, umgeben, auch ihr darauf der Sohn, wie es auf einer Seite erzählet, auf der andern aber nicht eingestanden wird, mit Gewalt, obneracbtet er heftig schrie, und sich spreitzete, von der Seite gerissen, und durch den Herren Major von Auffeß auf sein Pferd gehoben, folglich mit nach Bamberg davon geführet wurde. Von einem Hochpreißlichen Reichs-Hofrath, wo die Sache alsbald klagbar gemachet worden, ergieng der Spruch, daß der Herr Major, seinem Vettern, der Frau Mutter wieder auszuliefern, und zu 20 Mark löthigen Goldes condemnirt seyn sollte. Es erfolgte aber keine Petition, noch, auf wiederholtes Ansuchen, weitere Hülfe, wol aller, nach der Hand, von dem Herr Major, eine Deprecation der dictirten Strafe, und Erklärung, daß hierinnen nichts geschehen, als was der Intention des verstorbenen Herrn von Auffeß, wegen seines Sohnes, gemäß wäre. Als auch hierauf viel besagte Frau von Auffeß, den 13 Dez. ihren Sohn zu Bamberg sprechen wollte, kunte sie dazu nicht eher, als den andern Tag, unter einer Frequenz von Auffeßischen Bedienten, gelangen, da den ersten sowol ihr, als dem sie begleitenden Herrn von Muffel, mit harten Injurien, auch sogar, Schlägen Drohungen, und beynahe Thätlichkeiten selbst, begegnet worden: und endlich geschahe die würkliche Aufschwörung des jungen Herrn, als künftigen Dom-herrn, in der Cathedralkirche zu Bamberg: deswegen dann die Frau Wittib sich den 4 Febr., mit ihren Klagen, zur obgedachten reichsfreyen Ritterschaft, und im Junio gemeldeter maßen an das corpus Evangelicum zu Regensburg, wandte." Unter dem Jahr 1730 wird ferner berichtet, daß noch nichts geschehen sey, um die Rückgabe des Kindes an die Mutter durchzusetzen. Und wirklich erfolgte auch keine Gerechtigkeit, sondern der junge Mann mußte sich erst selbst emancipiren durch eine kühne Flucht. So stand es damals um Kaiser und Reich. So fanden die Reichsgenossen Hülfe, wenn sie sich an das Oberhaupt des Reichs wandten.

In der nämlichen Zeit wurden auch vier unmündige Söhne aus der Familie Erthal in Würzburg gegen alles Recht gefangen gehalten und gezwungen, als Kinder eifrig lutherischer Eltern, ihren Glauben abzuschwören und katholisch zu werden. Auch darüber beschwerten sich die evangelischen Reichsstände im Jahr 1730, doch ohne allen Erfolg. Es war dieß die Zeit, in welcher die protestantischen Salzburger auswandern mußten, deren Deputationen, als sie beim Kaiser Hülfe suchten, als Verbrecher in Ketten gelegt wurden.

Was Auffeß anlangt, so wollte das Glück, daß nicht nur der junge Christoph Friedrich entkam, sondern daß auch die Gemeinde zu Auffeß durch das kräftige Auftreten Christoph Ludwigs von Auffeß, des nächsten protestantischen Vetters, der katholischen Bedrängung entrissen und in ihre alten Rechte wieder eingesetzt wurde. Dieß konnte jedoch nur durch den Beistand des Markgrafen von Brandenburg als Lehnsherrn und durch offne Gewalt geschehen. Der Freiherr Christoph Ludwig mußte selbst das Thor der Burg erbrechen, um die Werkleute einzuführen, welche die verwahrloste evangelische Kirche wieder bauten, und er mußte dem mit Processionen fortfahrenden Mönch eine Kugelbüchse vorhalten, um ihn zu vertreiben. Christoph Ludwigs Enkel ist der Verfasser dieser Schrift.

Es ist wohl von Werth, sich an solche Dinge zu erinnern, und sich das Bild jener trüben Vergangenheit lebendig vorzuführen, da es in unsern Tagen nicht an Wahnsinnigen fehlt, die mit vollen Backen blasen, um das fanatische Fünklein wieder zu einem, das ganze Vaterland verzehrenden Brande anzufachen.

Berichtigungen.

Nr. 125, S. 489, Sp. 2, Z. 17 von oben l. Völkerbetrüger und S. 490, Sp. 2 im zweiten Absatz Z. 5 v. o. l. weltlichen st. weltbistorischen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. December 1842.

Altdeutsche Dichtkunst.

Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Uebersetzt und erläutert von Dr. K. Simrock. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Wolfram von Eschenbach war anerkannt der größte Dichter des Mittelalters. Er selbst nennt sich einen Bayern, mithin stammt er wahrscheinlich von dem Schloß Eschenbach im Nordgau, unfern von Anspach, her und nicht von den Eschenbach in der Schweiz. Er lebte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts und spielte die erste Rolle in dem berühmten Sängerkriege auf der Wartburg.

Sein Hauptwerk ist der Parzival, ein Rittergedicht, dessen Stoff er zwar im Allgemeinen aus welscher Sage entlehnt, aber mit selbstständigem Geiste und hoher Meisterschaft bearbeitet hat. Herr Simrock theilt in den Erläuterungen des vorliegenden Werkes eine ausführliche Kritik der Quellen mit, aus denen Wolfram unmittelbar und mittelbar schöpfte. Darunter steht oben an der provenzalische Dichter Kiot, der aber die Idee seines Gedichts von Parzival selbst aus ältern Sagen entnahm. Man hat den Ursprung dieser Sagen im nördlichen Frankreich und in der britischen Nationalität zu finden geglaubt; allein Herr Simrock macht dagegen, und wie uns scheint, mit Recht, geltend, daß die Lokalitäten des Gedichts selbst dem Süden und nicht dem Norden angehören, daß die Beziehung auf den Tempelherrnorden, die in dem Gedicht durchaus vorherrscht, ebenfalls auf die Provence weist, wo der Orden sehr mächtig war ꝛc. Man wolle das Nähere darüber im Buche selbst nachlesen.

Der Parzival ist ein ritterliches Ideal. Von seiner verlassenen Mutter in der Einsamkeit auferzogen, soll er nie unter Menschen kommen, um nie den Gefahren ausgesetzt zu werden, denen sein Vater unterlag. Aber er sieht einmal Ritter vorüberziehen und eine unwiderstehliche Lust ergreift ihn, die Welt zu sehen. Seine Mutter, unfähig, ihn länger zu halten, ersinnt eine List, um wenigstens zu bewirken, daß er bald zurückkehre. Sie zieht ihm nämlich ein Narrenkleid an, damit ihn Jedermann verspotte und ärgere, und gibt ihm Anstandsregeln, die alle darauf hinauslaufen, daß er die Menschen grob behandeln, verletzen und beleidigen solle. So hofft sie, werde ihm die Welt bald verleiden und er werde bald wieder heimkommen. Der Knabe aber kommt nicht heim, sondern besteht glücklich alle die lächerlichen und gefährlichen Abenteuer, in die ihn sein seltsamer Aufzug und sein noch wunderlicheres Betragen stürzen, bis er zur Besinnung kommt und sein Narrenkleid mit einer ritterlichen Rüstung vertauscht, die er Einem, der seiner spotten wollte, als Sieger abnahm. Nun beginnt er seine Siegeslaufbahn und gewinnt Herz und Hand der schönen Königin Kondwiramur, die er aber wieder verläßt, um einmal seine Mutter aufzusuchen und neuen Abenteuern entgegenzugehen. Da kommt er zu dem wunderbaren Schlosse Montsalvaz, wo der heilige Graal (das smaragdene Gefäß, dessen sich Christus beim Abendmahl bedient haben soll) von den Tempelrittern bewacht wird. Hier sieht er den König Anfortas, der nicht leben und nicht sterben kann und den er zu retten vom Schicksal berufen ist, wenn er ihn nach seinem Leiden fragen will. Aber er frägt nicht und wird dem Schloß entrückt. Fortan fällt er in einen träumerischen Zustand. Der Anblick einiger Blutstropfen auf dem Schnee weckt ihm die Erinnerung seiner schönen Kondwiramur und er versinkt in so tiefes Sinnen, daß nichts ihn wecken kann. Wir wollen die schöne Stelle hier zur Probe mittheilen:

Da ritt er durch das Waldgehreg
Pfadlos über Stock und Stein.

Digitized by Google

Der Tag gab immer hellern Schein;
Auch lichtete ſich des Waldes Raum;
Doch lag gefällt ein mächtger Baum
Auf einem Plan, zu dem er bog
(Und Artus Falken nach ſich zog),
Wo wohl tauſend Gänſe lagen;
Da hörte man ſie gagagagen.
Hurtig flog er unter ſie,
Der Falk, und traf die Eine hie,
Daß ſie ihm mit Noth entkam
Unter den gefällten Stamm.
Ihrem hohen Flug geſchah da Weh.
Aus ihren Wunden auf den Schnee
Fielen drei Blutstropfen roth:
Die ſchufen Parzivalen Noth.

Seine Treue ſah man da:
Als er die Blutstädren ſah
Auf dem Schnee, der war ſo weiß,
Da gedacht er: „Wer hat ſeinen Fleiß
Gewandt auf dieſe Farbe klar?
Kondwiramur, Dir fürwahr
Nur iſt dieſe Farbe gleich.
Mich machte Gott an Freude reich.
Da ich hier Dein ein Gleichniß fand.
Geprieſen möge Gottes Hand
Und ſeine ganze Schöpfung ſeyn!
Kondwiramur, hier liegt dein Schein.
Da der Schnee dem Blute Weiße bot,
Daß Blut den Schnee gefärbt ſo roth,
Kondwiramer,
Dem vergleicht ſich dein beau Korps:
Das erlaß ich dir nicht."
Ihm ſchwebte vor ihr Angeſicht.
Wie er es jene Nacht ſah prangen,
Zwei Zähren an ihren Wangen,
Das dritt an ihrem Kinne.
Er pflag getreuer Minne
Zu ihr ohn alles Wanken.
So verſank er in Gedanken,
Daß er da hielt mit Unbedacht:
Ihn zwang der ſtarken Minne Macht.
Solche Noth gab ihm ſein Weib.
Dieſer Farbe gleich der Leib
Von Petrapär der Königin:
Die nahm ihm die Beſinnung hin.

Endlich kommt er wieder zu ſich, wird von dem Fehler, den er auf Montalbaz begangen, unterrichtet und kann nun nicht mehr ruhen, bis er ihn wieder gut gemacht. Er entlagt der Tafelrunde des König Artus, an die er ſich bisher angeſchloſſen hatte, und betreuert ſeine durch eigne Thorheit verſcherzte Beſtimmung in tiefer Einſamkeit. Unterdeß tritt Gawan, der berühmteſte Held der Tafelrunde, für ihn ein und erfüllt das Gedicht mit ſeinen Abenteuern, die meiſt ſehr heitern Charakters ſind. Einmal findet er die reizende Königin Antikonie, ſucht und gewinnt ihre Liebe ſchnell und iſt eben mit ihr im zärtlichſten tête à tête, als ſie überraſcht werden. Es entſteht ein Höllenlärm. Alles dringt auf den frechen Gawan ein, aber ſeine Schöne, alle Rückſichten von ſich werfend und nur ihrer Liebe folgend, vertheidigt ihn. Sie haben keine andern Waffen als ein Schachbrett und die Schachfiguren, die aber in mittelalterlicher Koloſſalität geformt und von Metall ſind. Die Scene iſt ſo originell, daß wir ſie (zum Beweiſe, wie glücklich der Dichter Ernſt und Scherz zu verbinden weiß) hier aufnehmen:

Herein zur Thüre trat alsbald
Ein Ritter blank, weil grau und alt.
Im Waffenrufe nannt er
Gawanen: Den erkannt er.
Er ſchrie dazu mit lautem Schrei:
„Weh o weh und heia hei
Meinem Herrn, den eure Hand erſchlug!
Doch dünkt euch das noch nicht genug;
Seiner Tochter thut ihr hier Gewalt."
Dem Waffenrufe folgt man bald:
Das war es was auch hier geſchah.
Zur Königin ſprach Gawan da:
„Nun rathet, Herrin, ſaget an:
Wie wehren wir uns, wenn ſie nahn?"
Er ſprach: „O hätt ich nur mein Schwert!"
Da begann die Jungfrau werth:
„Wir müſſen uns zur Wehre ziehn,
Dort auf jenen Thurm entfliehn,
Der bei meiner Kammer ſteht:
Vielleicht, daß Gnade noch ergeht."

Hier den Ritter, dort den Kaufmann,
Schon hörte ſie die Jungfrau nahn.
Und all das Volk aus der Stadt,
Da ſie zum Thurm mit Gawan trat.
Noth mußt ihr Freund erleiden.
Sie bat ſie oft, es doch zu meiden:
Sie ſchrien und lärmten all ſo toll,
Daß es ungehört verſtoll.

Zur Thüre drang der Feinde Heer:
Gawan ſtand innerhalb zur Wehr

Digitized by Google

Und hielt vom Leibe ſich den Troß.
Einen Riegel, der den Thurm verſchloß,
Brach er aus, ſich zu bewahren.
Seine übeln Nachbaren
Zwang er oft, vor ihm zu fliehn.
Die Königin lief her und hin,
Ob ſie was fände dort im Thurm
Wider der Ergrimmten Sturm.
Endlich fand die Reine
Eines Schachſpiels Steine
Und ein Bret, ſchön und weit:
Gawanen brachte ſie's zum Streit.
Es hieng an einem Eiſenring.
Mit dem es Gawan empfieng.
Auf dieſem viereckgen Schild
War ſchon manchmal Schach geſpielt:
Er ward ihm ſehr verbauen;
Nun hört auch von der Frauen.

Ob König oder Thurm es war,
Sie warf es in der Feinde Schar.
Die Bilder waren groß und ſchwer.
Wohl zu glauben iſts daher,
Wen ihres Wurfes Schwang getroffen,
Der ſtürzte wider ſein Verroſſen.
Wohl ſtritt die reiche Königin
Bei Gawanen da ſo kühn.
Sie warf ſo ritterlich darein.
Daß die Kauffraun von Tollenſtein
Wohl nie zu Faſtnacht tapfrer ſtritten.
Sie thun es nur nach Narrenſitten
Und ermüden ohne Noth den Leib.
Wo eiſenroſtig wird ein Weib,
Die iſt ihres Rechts vergeſſen:
So weiß ich Frauenzucht zu meſſen;
Es ſey, daß ſie's aus Treue thut.
Antikonie war treu und gut:
Sie hats zu Schamſanzon gezeigt;
Doch ward ihr hoher Muth geneigt,
Im Kampfe frömten ihr die Zähren.
So wußte ſie es zu bewähren,
Daß Liebe ſtät und tapfer iſt.
Was Gawan that zu ſelber Friſt?

Ließ man ihm nur Muße da,
Daß er die Jungfrau recht beſah,
Ihre Augen, Mund und Naſen, —
So wohlgeliderten Haſen
Am Spieße fahet ihr wohl nie,
Als ſie dort war und hie,
Um die Hüften, an den Brüſten.
Minnegebrendes Geiüſten
Konnt ihr Liebreiz wohl erregen.
Ihr wißt wie Ameiſen pflegen
Um die Mitte ſchmal zu ſeyn;
Noch ſchlanker war das Mägdelein.
Das gab ihrem Geſellen
Muth, der Feinde viel zu fällen:
Sie beſtand mit ihm die Noth.
Sein ſtetes Loos war der Tod,
Und anders kein Entkommen.
Ihm war die Furcht benommen
Vor Feindeshaß, wenn er ſie ſah:
Das büßten viel der Feinde da.

Parzival erreicht endlich ſeine Beſtimmung, indem er nach Montſalvaz gelangt, die Frage thut, den König Amfortas dadurch heilt und ſelbſt König des Graals wird. Wie ſich am Schluß alle künſtlich geſchlungene Knoten des Gedichts löſen, wollen wir hier übergehen. Man ſieht, daß Parzival kein gemeiner Haudegen iſt, ſondern daß in ihm die Idee der geiſtigen Ritterſchaft durchgeführt iſt. Mit kindiſcher Thorheit und ungeſchlachtester Rohheit beginnt er. Durch angebornen Heldenmuth ſchlägt er ſich durch, aber durch Geiſtesträgheit und träumeriſche Gleichgültigkeit kommt er in neues ſchweres Ungemach, fällt er ſogar in Verſchuldung, und kann erſt, indem er geiſtige Kraft gewinnt, das Ziel erreichen, zu dem ihm ſein ſtarker Arm allein nicht verholfen hätte.

Vom echten Titurel des Eſchenbach beſitzen wir nur wenige Fragmente, da das ihm zugeſchriebene große Gedicht ſeiner unwürdig und ein ſpäteres Machwerk des Albrecht von Scharffenberg iſt. Die ſchöne, von Wolfram ſelbſt herrührende Epiſode von Schionatulander und Sigune wird hier mitgetheilt.

Möchte dieſes Werk des Herrn Simrock die liebevolle Aufnahme finden, die es verdient. Wolfram von Eſchenbach iſt ein Dichter, den kennen zu lernen jedem Deutſchen ziemt. Das Original iſt aber ſo ſchwierig zu leſen, daß eine abgekürzte und geſchmackvolle Ueberſetzung das einzige Mittel iſt, den ſchönen Inhalt allgemein bekannt zu machen. Zuletzt wünſchen wir noch, Herr Simrock möge in Arbeiten dieſer Art, worin er ſchon ſo viel geleiſtet hat, nicht ermüden, da noch gar viel altdeutſche Dichtungen übrig ſind, die einem größern deutſchen Leſerkreiſe durch Uebertragung bekannt werden ſollten.

Digitized by Google

Politische Literatur.

Das christliche Staatsprinzip. Zweite umgearbeitete Auflage des Versuches, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von Anton Edlem von Krauß, k. k. Hofrath. Wien, Braumüller und Seidl, 1842.

In einer etwas weitläuftigen Weise, aber streng consequent erörtert der Verfasser eine Wahrheit, auf die man allerdings mehr Gewicht legen sollte. Diese Wahrheit ist, daß die christliche Grundlage, auf der die Staaten ruhen sollen, erschüttert ist, daß nicht nur Staat und Kirche in Widerstreit sind, sondern daß auch das politische Leben und Streben der neuern Zeit sich immer mehr in Widerspruch setzt mit dem, was christliches Sittengesetz und christliche Liebe verlangen. „Die Verblendung, sagt der Verfasser S. 105, über die Bedürfnisse des Staates und das Wesen des Christenthums geht so weit, daß, während man in bloßen Formen, ohne Realität, das Heil des Staates sucht, man in dem Christenthume das größte Hinderniß des Fortschreitens der bürgerlichen Gesellschaft zu finden wähnet, indem man das Christenthum als die Schule der Frömmelei, des Aberglaubens und des Reaktionsgeistes gegen alles Streben zum Bessern darstellt und lästert, und somit die große Wahrheit verkennet, daß Formen, welche die allgemeine Rechtssicherheit und das allgemeine Wohl schirmen sollen, erst dann festen Bestand — Stabilität erhalten, wenn die christliche Liebe und die christliche Sittenreinheit sie belebet, und daß solche, wenn auch noch so scharfsinnig ersonnene Formen, ohne diese sie belebende geistige Kraft, lediglich zum verderblichen Gaukelspiele der Leidenschaften, der Parteiwuth und des Ehrgeizes herabsinken."

Dem Grundsatz, den der Verfasser feststellt: das Gesetz der christlichen Liebe ist das Gesetz der Staatsweisheit! muß man vollkommen beistimmen. Allein die Anwendung ist unendlich schwer. Man kennt die Theorie schon lange, aber an der Praxis hat es leider gefehlt. Als die germanischen Könige, von römischen Sophisten berathen und verlockt, ihrem Volke die alte Freiheit mit List und Gewalt raubten, nahmen sie biblische Vorwände, wollten sie nur Völkerhirten scheinen nach dem Muster der h. Schrift und bald ließen sie Niemanden als Christen gelten, der nicht in ihnen die Stellvertreter Gottes sah. Als später die Hussiten und noch später die Puritaner in England ihre Könige stürzten und umbrachten und Republiken errichteten, thaten auch sie es im Namen der Bibel; da war das Buch Samuelis das Evangelium, woraus man allen Königen ihr Testament diktirte, da war das Volk Israel gleich der Gemeinde des Herrn in Prag und in London und Niemand galt als Christ, der nicht zugleich eifriger Republikaner war. Man sieht aus diesen Beispielen, welcher große Unterschied in den Meinungen über die Anwendung des christlichen Geistes auf die Politik geherrscht hat, und er herrscht noch.

Der Verfasser mißkennt die beiden Extreme nicht und deßwegen sagt er S. 392: „Hier hören wir vom göttlichen Rechte menschlicher Wesen, dort von der Volkssouverainität und dem Gesellschaftsvertrage faseln, hier den unbedingten Despotism eines Willkürherrschers, dort einen noch weit furchtbareren Despotism des rohen Pöbelhaufens vertheidigen, hier die Lehre der Gewalt, der Furcht und des Zwanges, dort die Lehre der zügellosesten Freiheit und Frechheit ausposaunen, hier den veralteten Feudal-Aristokratism, dort die modernen Straßen-Aufläufe und Barrikaden wilder Demokraten, hier den Geisteszwang, dort die Preßfrechheit in Schutz nehmen, beinahe überall blinde Leidenschaften und rohen Parteigeist, selten Unparteilichkeit und ruhigen Forschungsgeist. So hat der menschliche Geist den einzig möglichen und wahren Menschheitszweck aus dem Gesichte verloren, und nicht im Wesen, nicht in der Wirklichkeit, sondern in Fantomen, in Gebilden des Reiches der Lüge das Heil der Menschheit versucht, und der Dämon des Menschenhasses die gefallene Menschheit durch traurige Experimente geäffet." Allein das sind Klagen, die doch nicht helfen. Denn selbst die gerechte Mitte, die der Verfasser vertheidigt, ist zwar das nicht, was der Verfasser von ihr wünscht, nämlich sie ist nicht christlich. Sie verräth vielmehr in der Art und Weise, wie sie in Frankreich Bedeutung, Einfluß und sogar die Oberhand gewonnen hat, einen jüdischen Zug in der sie wesentlich charakterisirenden Geldaristokratie und in dem schlauen und gewinnsüchtigen, nicht selten betrügerischen Markten und Schachern mit beiden Parteien.

Unter diesen Umständen bleibt dem redlichen Verfasser nichts übrig, als allen Parteien christlichen Geist, christliche Moral, christliche Liebe zu predigen, allein man weiß, wie Egoismus, Leidenschaft und böse Gewohnheit solche Ermahnungen aufzunehmen pflegen. Es gibt nur einen Prediger, den man anhört und durch den man sich, auf einige Zeit wenigstens, bessern läßt — das Unglück, die dringendste Noth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. December 1842.

Kriegsgeschichte.

1) Geschichte des neunten Infanterie-Regiments, genannt Colbergisches, von Major v. Bagensky. Colberg, Post, 1842.

Das Regiment, dessen Geschichte hier erzählt wird, war eins der tapfersten in der preußischen Armee und datirt seinen Ursprung von der muthigen Vertheidigung Colbergs, die gleichsam den Wendepunkt bildete, von wo an die Erhebung Preußens aus tiefer Erniedrigung begann. Man darf wohl sagen, daß kaum je ein Regiment eine schönere Geschichte gehabt hat, als dieses.

Die Erzählung hebt mit dem Jahr 1807 an. Colberg, fern in Hinterpommern gelegen, schien vollkommen sicher und kein feindlicher Angriff auf dasselbe möglich, als das preußische Heer unter Ferdinand von Braunschweig ausbrach, sich bei Jena mit Napoleon zu messen. Deßhalb waren die Vertheidigungsanstalten in Colberg in vernachlässigtem Zustande. Als nun aber doch der Feind erschien, traf man Hals über Kopf alle nöthigen Vorkehrungen, um diese wichtige Feste aufs kräftigste auszurüsten. Der Commandant von Lucadou war hochbejahrt und obgleich ihm das Zeugniß der Ehrenhaftigkeit gegeben wird, unfähig geworden. Da trat in der Stadt selbst der berühmte Bürger Nettelbeck an die Spitze einer patriotischen Bewegung, legte kraftvoll Hand an und begeisterte Alles zu der feurigsten Begeisterung und unausgesetzten Thätigkeit; und vor der Stadt sammelte der bei Jena verwundete und noch nicht geheilte Lieutenant von Schill aus Zersprengten ein Freikorps, womit er dem Feind ausnehmend Schaden that und die Festung ersprießlich verproviantirte. Neben ihm zeichnete sich ein Lieutenant von Blankenburg durch nicht minder große Kühnheit auf Streifzügen in der Nähe der Stadt aus. (Er lebt noch als pensionirter Generallieutenant.) Diese Männer waren es, durch welche Colberg der preußischen Monarchie gerettet wurde, denn sonst wäre die Stadt wohl schon vor Gneisenaus Ankunft gefallen. Major Gneisenau, der hier seinen Namen zuerst unsterblich machte, trug zwar durch Unerschrockenheit und großes militärisches Talent das Meiste zur Erhaltung der Festung bei, als sie aufs heftigste belagert und fast ganz zusammengeschossen wurde, und seine Lorbeern darf nichts antasten; allein man darf auch nicht vergessen, daß er durch Nettelbeck und Schill sich trefflich vorgearbeitet fand, und daß durch die Stimmung, welche diese Männer dem Volk und den Soldaten beigebracht, die Vertheidigung vorzüglich unterstützt wurde. Es fällt daher befremdlich und unangenehm auf, daß der Verfasser eine Art Polemik gegen Nettelbeck und die patriotisch Exaltirten ausübt und S. 23 von „der in der Gestalt einer unerträglichen Anmaßung sich darstellenden Vaterlandsliebe" spricht. Allerdings kränkte Nettelbeck, der zu viel Argwohn gegen die Offiziere blicken ließ und sie zuweilen ohne Grund der Feigheit beschuldigte, das Ehrgefühl derselben; aber die Vorgänge bei Jena und noch mehr die schändlichen Kapitulationen fast aller preußischen Festungen rechtfertigten jenen Argwohn auf eine nur zu natürliche Weise und Bürger, denen das Herz auf dem rechten Flecke saß, hatten alle Ursache, damals wüthend zu seyn. — Während des furchtbarsten Bombardements langte die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand an, dem der Tilsiter Frieden folgte und Colberg trug in diesem an Schande so reichen Kriege den schönsten Ruhm davon. Der König befahl, aus den überzähligen Truppen der Besatzung, die aus allerlei Zersprengten der bei Jena geschlagenen Armee, namentlich durch Schill zusammengerafft worden waren, ein neues Regiment zu bilden, dem der Ehrename des Colbergischen bleiben sollte.

Der erste Feldzug dieses neuen Regiments war nicht sehr erfreulich. Ein Bataillon desselben mußte nämlich

Digitized by Google

im Jahr 1812 den Scheinkrieg gegen Rußland mitmachen und Riga belagern helfen. Ein neues Leben aber kam in das Regiment, als York die französischen Fahnen eigenmächtig verließ und bald darauf der König von Preußen selbst an Frankreich den Krieg erklärte. Das Colbergische Regiment, unter dem Major von Zastrow, einem der tapfersten Offiziere der preußischen Armee, rückte gegen den Feind mit all dem echt Pommerschen Kraftgefühl, das sich schon bei der Belagerung von Colberg so wirksam gezeigt hatte. Den ersten Kampf bestand es vor Wittenberg, wo es nahe an hundert Mann an Todten und Verwundeten verlor; den zweiten in der Schlacht bei Groß-Görschen. Hier wurde ihm die schwere Aufgabe, ohne vorrücken zu dürfen, im Kanonenfeuer der Franzosen zu stehen und es verlor 4 Offiziere und 53 Unteroffiziere und Gemeine durch den Tod, eine noch größere Zahl wurde verwundet, ohne daß sie ihrerseits einen Schuß thun konnten. Als der Lieutenant von Arnim fiel, ließ ihm Zastrow auf der Stelle vor der Fronte und mitten im feindlichen Kugelregen feierlich beerdigen und warf selbst die erste Handvoll Erde in sein Grab. Solche rührende Züge finden sich viele in diesem Buche. Der kameradschaftliche Geist und der hohe Muth dieser Truppe erregt überall, am meisten aber in seinen naiven, wir möchten wieder sagen, echt Pommerschen Aeußerungen, Theilnahme und Bewunderung.

Einem furchtbaren Blutbade ging das tapfere Regiment entgegen bei Bautzen. Hier einige Züge: „Der Lieutenant v. Diest griff ein mit einer Mauer umgebenes Gehöft an, in welchem sich an 200 Franzosen befanden, die ein mörderisches Feuer auf die anrückenden Preußen und Russen unterhielten. Dessenungeachtet drangen die Angreifer ein und stießen Alles nieder. Der Lieutenant v. Diest zeigte bei dieser Gelegenheit einen seltenen Heldenmuth: der Keller des Hauses steckte nämlich ganz voll Franzosen, die immer auf die Preußen feuerten. Diest fragte wer sich getraue, über die Kellerthür, aus welcher die Schüsse kamen, hinwegzuspringen. Der Füsilier Stoick unternahm dieß Wagstück; die Feinde schossen ihre Gewehre auf ihn ab, ohne ihn zu treffen, und so wie dieß geschehen, sprang Diest selbst in den Keller mitten unter 20 Feinde, donnerte ihnen das Wort Pardon entgegen, und nahm sie mit Hülfe seiner Füsiliere gefangen. Der Hauptmann v. Luckowitz zeigte bei der Wegnahme eines andern Gehöftes gleichen Heldenmuth. Auf den Hügeln vor Burk kam es wiederholt zum Handgemenge, zum Kampf mit dem Kolben und Bajonnet; in den Steinbrüchen wurde der Feind sogar mit Steinen empfangen, wenn sein rasches Vordringen keine Zeit zum Laden vergönnte, und durch jenes Mittel aus einzelnen Vertiefungen vertrieben. Die Premier-Lieutenants v. Roell und v. Keffendrink bahnten sich bei der Wegnahme des Dorfes mit der 3ten und 4ten Compagnie, ungeachtet der erstickenden Gluth der brennenden Häuser, einen Weg durch die Flammen, und besiegten den tapfersten Widerstand des Feindes. Beide wurden später verwundet. Offiziere und Soldaten waren mitunter bald verbrannt und gar nicht wieder zu erkennen, wenn sie aus den brennenden Schlupfwinkeln der Feinde zurückkamen, welche sie gereinigt hatten. Der Lieutenant v. Somnitz, ein ganz junger Offizier, bewies eine Kühnheit und Unerschrockenheit, die im ganzen Regimente anerkannt und deinahe sprichwörtlich wurde. Der Kapitain v. Boelzig wurde von mehreren Kugeln getroffen; auf die Knie gesunken, von mehreren seiner Leute gestützt, hörte er nicht auf, seine Compagnie zum Vorrücken anzufeuern, und wies jede Ammuthung sich verbinden zu lassen, zurück, bis eine Kartatschenkugel seine Brust zerschmetterte und seinem Leben ein Ende machte. An diesem Tage fiel auch der Kapitain v. Hugo, ein Mann, welcher allgemein als das Ideal eines Offiziers anerkannt wurde. Furchtlos wie immer, aber mit dem Vorgefühl des nahen Schlachtentodes, führte er die Tirailleur-Division des Füsilier-Bataillons vor, und besetzte mit derselben das coupirte Terrain auf beiden Seiten des Weges von Burk nach Nieder-Gurkan. Kaum dauerte indeß das Gefecht eine Stunde, als er von zwei Kugeln niedergestreckt wurde. Die Füsiliere, als sie ihren Hauptmann fallen und sich plötzlich mit Heftigkeit angegriffen sahen, gingen im ersten Augenblick zurück: da rief aber der Hornist Kampf von der 12ten Compagnie den Kameraden zu, ihren Hauptmann nicht in Feindes-Händen zu lassen; er blies Marsch, Alles ging wieder vorwärts, die Leiche wurde zurückgebracht, dem braven Hornisten leider aber beide Augen ausgeschossen. Die Tirailleur-Offiziere des Füsilier-Bataillons wurden sämmtlich getödtet oder verwundet, und mehrere die dorthin commandirt wurden, wie die Lieutenants v. Lilienthal und Müller, theilten dieß Schicksal, so daß die Leute sich einander selbst führen mußten, dessenungeachtet wichen sie keinen Schritt vor dem Feinde. Der Unteroffizier Wendt der 9ten Compagnie wurde durch ein Stück Granate am Schenkel verwundet, wobei zugleich seine Büchse verschmettert wurde. Er hinkte zurück, aber bald dachte er daran, daß seine Kameraden sich darüber wundern möchten, wenn er ohne Waffen zurückkame. Er begab sich daher mit großer Müde auf den Kampfplatz, ergriff seine unbrauchbare Büchse, und kehrte erst mit dieser wieder zurück. Alle leicht verwundeten Offiziere und Soldaten verließen das Gefecht gar nicht, oder kehrten in dasselbe zurück, wenn sie verbunden waren. Die nothwendigen Begleiter Schwerverwundeter eilten wieder zu ihren

Digitized by Google

Zügen, sobald sie die Kameraden unter den Händen der Aerzte sahen. Kein Colberger, und wenn er noch so schwer getroffen war, trennte sich von der theuren Waffe, mit der er bisher gefochten hatte, und Viele hielten dieselbe noch im Tode umschlossen." Das Regiment verlor hier 8 Offiziere und 113 Unteroffiziere und Gemeine durch den Tod, 13 Offiziere und 463 Unteroffiziere und Gemeine wurden verwundet. Und diese großen Verluste erneuerten sich in fast allen folgenden Schlachten, indem das Regiment, von Zeit zu Zeit wieder ergänzt, immer aufs Neue mit gleicher Aufopferung kämpfte.

Nach dem Waffenstillstand half es Berlin decken und focht mit bei Groß-Beeren. Hier zeichneten sich besonders die Neugewordenen durch die Wuth aus, mit der sie, anstatt zu schießen, mit der Kolbe drein schlugen. Sie tödteten eine Menge Feinde, nahmen 635 Franzosen gefangen und eroberten zwei Kanonen, indem sie selbst nur drei Todte hatten, so wenig wehrten sich die Franzosen in ihrer damaligen Angst vor den Kolben der Pommern. Bei Dennewitz hatte das Regiment einen schwereren Stand. Der Kampf war sehr blutig und drehte sich besonders um den Brunnen eines Dorfs, an welchem die erschöpften Soldaten beider Armeen trinken wollten. Hier wurden dem Coldergischen Regimente wieder 4 Offiziere getödtet und 22 verwundet, der Verlust der Gemeinen betrug an Todten und Verwundeten 709 Mann. Bei Leipzig befand es sich nur in der Reserve und focht nicht mit.

Dem Bülow'schen Armeekorps zugetheilt zog das Regiment im Spätjahr in die Niederlande. Es charakterisirt diese braven Krieger vorzüglich, daß sie bisher Beute zu machen jederzeit verschmäht hatten und erst hier durch die französischen Douaniers, die sie gefangen nahmen, gereizt wurden, denselben die Kostbarkeiten, die sie in Holland gestohlen hatten, wieder abzunehmen. Bei der Belagerung von Arnheim verlor das Regiment abermals 10 Offiziere und 208 Gemeine und vor Antwerpen 7 Offiziere und 112 Gemeine. Dann zog das Regiment nach Frankreich und nahm an der Schlacht bei Laon Antheil, doch nur geringen. Dagegen kostete ihm der Sturm auf Compiegne wieder 5 Offiziere und 164 Gemeine. Der Tapferkeit und Aufopferung dieser Krieger entsprachen auch die Ehrenauszeichnungen, die dem Regimente überhaupt, wie den Einzelnen zu Theil wurden. Es wurden 2—300 eiserne Kreuze an dasselbe vertheilt.

Im Jahr 1815 focht das Regiment wieder mit bei Ligny, wo es 10 Offiziere und 270 Gemeine verlor, nicht aber bei Waterloo, wohin es erst gelangte, als die Schlacht schon entschieden war. Dagegen erlitt es noch einen schweren Verlust bei der Verfolgung des Marschalls Grouchy vor Namur. Man war zu unbedacht vorgegangen und wollte die verrammelten Thore stürmen, verlor aber dabei durch das mörderische Feuer der Franzosen 19 Offiziere und 427 Gemeine. Hier fiel auch, im letzten Gefecht, der tapfere Zastrow, der das Regiment schon im ersten dieses Krieges angeführt hatte. Der Gesammtverlust dieses einzigen Regiments von 1813 bis 1815 betrug 131 Offiziere und 2992 Unteroffiziere und Gemeine. Beweises genug für seine muthvolle Hingebung.

Das Buch ist nicht ohne die Wärme geschrieben, die bei dem so natürlich seyn muß, der alle Schicksale des Regiments miterlebte. Der Verfasser spricht oft mit tiefster Rührung von der Treue seiner Kameraden. Ihr verdankte er auch sein Leben, als er bei Ligny auf der Flucht einen Schuß in den Rücken erhielt und zusammenstürzte. Von seinem Freunde Lieutenant Gregorovius aufgefordert wandten sich seine Leute sogleich um, hielten Stand und gaben so lange Feuer auf die Franzosen, bis der Verfasser von seinem Freunde aufgehoben und in Sicherheit gebracht war. Den Schluß des Ganzen bilden ausführliche Namenlisten der Offiziere und eine Karte von Colberg, die uns die Belagerung dieser Feste versinnlicht.

2) Leben des Großherzogl. Oldenburgischen Generalmajors Wardenburg. Herausgegeben vom Bruder des Verstorbenen. Oldenburg, in Commission bei Schulze, 1842.

Eine anziehende Lebensbeschreibung und ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kriegsgeschichte überhaupt. Wardenburg war der Sohn eines Geistlichen im Oldenburgischen, entschloß sich zur militärischen Laufbahn und ging als achtzehnjähriger Jüngling mit einer Empfehlung des Herzogs von Oldenburg nach Italien, um unter Suwarow zu dienen. Dieser berühmte Feldherr wird in den Briefen des jungen Oldenburgers sehr gut geschildert: „Nach einigen Minuten erschien Suwarow, nicht, so wie ich mir den Helden der Zeit gedacht hatte, in glänzender Uniform mit Orden bekleidet, in einem pomphaften Aufzuge, sondern mit leinenen Beinkleidern, zerrissenen Strümpfen, ungeputzten Stiefeln, ohne Rock und Halstuch in bloßem Hemde, das Haar auf dem Kopfe zusammengebunden. In diesem Kostüme wandte er sich zuerst gegen ein, an der Wand hängendes, Heiligenbild und dann zur Gesellschaft. Er empfing mich dann mit den Worten: „Ach! da ist ja unser Oldenburger. Seyen Sie mir willkommen." Mit diesen Worten umarmte er mich, nach russischer Sitte. Während der Mahlzeit unterhielt er sich mit seinen Gästen

Digitized by Google

sehr lebhaft. Mit mir sprach er von der Person des Herzogs, aber von meiner Anstellung war nicht die Rede. Mehrere Male diktirte er seinem Adjutanten und Secretair, während der Tafel, Befehle, die sie aufschreiben mußten, und mehrere Male wurden die Bedienten, die mit einem Wedel hinter ihm standen, um die Fliegen zu verscheuchen, mit Ungestüm fortgejagt, weil sie entweder mit dem Wedel ihm zu nahe an das Gesicht oder an die Speisen kamen. Dabei ließ er sich den italienischen Wein gut schmecken. Nachdem die Tafel, die zwei Stunden gedauert hatte, aufgehoben war, wandte Suwarow sich wieder an das Heiligenbild, und ohne von der Gesellschaft Abschied zu nehmen, eilte er in Sprüngen in sein Kabinet." Später beschreibt der Briefsteller den Einzug der Alliirten in Mailand: „Suwarow, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis ersterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig sprang er vom Pferde, drängte sich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin, und warf sich dort der Länge nach auf die Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, sprang er in die Höhe, ertheilte seinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd, und ritt, indem er mit seiner Rechten, an der der Kantschuh hing, immerwährend dem Volk und den an den Fenstern Zusehenden links und rechts Segen austheilte, seinem Quartiere zu. Zu diesem Auftritte denke man sich den General Suwarow auf einem Kosackenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel und eine Schabrake mit seidenen Franzen lagen. Kleine Stiefeln deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider, von weißem gestreiften Zeuge, waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nie zugemacht. Ein Hemd ohne Kraufen, mit offenem Halskragen, gab der Luft Raum, es aufzublasen; über demselben trug er ein offenes weißes Hauskleid mit kurzen Patten. Die Kopfzierde bestand in einem Helm von schwarzem Leder mit schwarz- und gelbleidner Kammquaste. Der Kantschuh in der Hand war unaufhörlich beschäftigt, das Pferd anzutreiben."

Wardenburg erreichte übrigens seinen Zweck nicht, da Suwarow ohne ausdrückliche Zustimmung des weit entfernten Kaisers keine fremden Offiziere in Dienst nehmen durfte; er entschloß sich daher, als Kadet bei den Oesterreichern einzutreten, wurde bald Fähndrich und machte alle Feldzüge der Oesterreicher in Italien mit bis zur unglücklichen Schlacht von Marengo. Hierauf verließ er den österreichischen Dienst, um nach England zu gehen und sich für Ostindien anwerben zu lassen; allein bei der Verbindung des oldenburgischen Hauses mit dem russischen war es ihm nicht schwer, gute Empfehlungen nach Rußland zu bekommen. Er gab also den Gedanken an England auf und wurde in der russischen Armee als Lieutenant angestellt. Da brach der Krieg schon wieder aus und Wardenburg war mit in der großen Schlacht bei Austerlitz, dann abermals im preußischen Feldzug bei Eylau, wo er verwundet wurde. Seine Schilderungen sowohl der Verwirrung bei Austerlitz, als der ersten Erhebung aus der Schmach, der ersten wiederkehrenden deutschen Kriegsthate bei Eylau verdienen gelesen zu werden. Wardenburg gibt in seinen Briefen überall den ersten unbefangensten und lebendigsten Eindruck wieder. Nachdem der Friede von Tilsit geschlossen war, und die beiden Selbstherrscher, Napoleon und Alexander, sich in den Westen und Osten, Süden und Norden Europas getheilt hatten, machte Rußland wie bekannt den ungerechten Angriff auf Schweden und raubte sich Finnland hinweg. Bei diesem Raubzuge war auch Wardenburg. Er schildert ihn und wieder wohl das Elend, welches die Russen dem unglücklichen und anschuldigen Lande brachten, doch nicht mit so lebhaften Farben, wie es E. M. Arndt gethan hat. Wardenburg gerieth auf diesem Feldzug in Gefangenschaft und wurde nach Torneo, der nördlichsten Stadt Europas, transportirt. Doch die Fürsprache seines oldenburgischen Landesherrn rettete ihn aus dieser peinlichen Lage und er wurde Adjutant des Prinzen von Oldenburg, der damals in Twer residirte. Da brach der Krieg mit Napoleon aus und Wardenburg machte den Feldzug von 1812 in Rußland mit. Nach der Schlacht an der Moskwa begab er sich wieder nach Twer, wo sein Prinz ein Opfer der Menschenfreundlichkeit wurde, indem er, persönlich für die Hospitäler thätig, selbst dem Typhus unterlag. Wardenburg wurde nun Bataillonschef in der neu errichteten russisch-deutschen Legion und stieß zu Wallmoden, mit dem er im Jahr 1813 in Norddeutschland focht. Hierauf trat er als Oberst an die Spitze des gesammten oldenburgischen Militairs. Im Jahr 1815 machte er, nach Napoleons Wiederkehr, noch einen kurzen Feldzug in Frankreich mit, und blieb dann Chef der oldenburgischen Truppen bis an seinen Tod im Jahr 1838. Er genoß der allgemeinsten Achtung. Groß und imposant von Gestalt, in seiner Amtsführung höchst ausgezeichnet, war er zugleich ein angenehmer Gesellschafter und auch den Wissenschaften durch den rauhen Krieg nicht ganz entfremdet; denn er legte eine Sammlung vaterländischer, besonders in Grähern gefundener heidnischer Alterthümer und eine mineralogische Sammlung an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067472660

Digitized by Google

A 18

Digitized by Google

Digitized by Google